Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Deutsche Rundschau

(Freie Bühne)

VI. Jahrgang.

Erstes und zweites Quartal.

1895.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

Digitized by Google

121620

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

MF-78

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

zum ersten Halbband des sechsten Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau".

Seite

Romane, Novellen etc.

Peter Nansen, Julies Tagebuch 11, 116, 225
Wilhelm Hegeler, Pygmalion . 61
Hanns v. Gumppenberg, Das Paradies 80
B. E. Moni, Christi Wiederkehr . 157
Curt Martens, Die letzte Wonne 182
Ernst Rosmer, Der Bauer und das Prinzesschen 262
A. Gemberg, Aufzeichnungen einer Diakonissin 338, 433, 541
M. Schwann, Das Osterei . . . 379
Gustav Gugitz, Der Stammbaum . 402
Otto Erich Hartleben, Der Einhorn-Apotheker 481
Fannie Gröger, Sanct Nothburgas Erdenreise 584

Gedichte.

Otto Julius Bierbaum, Ballade vom Tode und dem Zecher . . 191
Christian Morgenstern, Wolkenspiele 508

Philosophie.

Dr. Karl Joël, Das Zeitalter der Ethik 105
Dr. Karl Joël, Das Herz der Wissenschaft 470

Kultur und Politik.

Prof. Dr. L. Gumplowicz, Sociale Sinnestäuschungen 1
Dr. Ernst Harmening, Die verlorene Inschrift 71

Seite

Franz Giesebrecht, „Kolonialgreuel" 134
Prof. Dr. L. Gumplowicz, Das Eigentum als soziale Thatsache 172
Dr. Ernst Harmening, Unter dem Hasenpanier 186
Zur Reform des Strafrechts . . . 209
Prof. J. Platter, Standpunkte . . 321
Dr. Benedict Friedländer, Aphorismen über die Rassenfrage in der Völkergeschichte 354
Dr. Ernst Harmening, Untergang und Wiedergeburt der Parteien . 396
Prof. Wilhelm Förster, Die Verständigung der Kulturvölker . . 407
Prof. H. Herkner, Drei Dorfgemeinden der badischen Hard . . 425
Björnstjerne Björnson, Casimir Perier 495
Öffentliche Lesehallen 510
Prof. Dr. L. Gumplowicz, Die Monarchie 527
Dr. Franz Oppenheimer, Unsittlichkeit und Erziehung . . . 594
Michael Georg Conrad, Die Reichspolitik auf dem Dorfe . . 605

Bildende Kunst.

Richard Muther, Makartbouquet und Blumenstrauss 192
Dr. Oskar Bie, Ausstellung 1895 . 565
Max Osborn, Die Pariser Salons . 614

Musik.

Dr. Wilhelm Kienzl, Ueber die schöpferische Thätigkeit des Musikers 388

Digitized by Google

Seite

Naturwissenschaften.

Houston Stewart Chamberlain, Büchners Sturz 572

Litteratur.

Dr. Paul Schlenther, Ibsens Klein Eyolf 75
Dr. Franz Servaes, Kritik und Kunst 165
Dr. Robert Saitschick, Gabriele d'Annunzio 277
M. Heimann, Unsere erzählende Litteratur 464
Neue Dramen 512
Homosum, Die Wahrheit über Gustav Freytag? 600

Verschiedenes.

Briefe des Generals Charles Gordon 39, 254
Max Stirner, Das unwahre Prinzip unserer Erziehung 49

Seite

Z. W., Rubinstein 84
Prof. Oswald Flamm, Rettungseinrichtungen unserer Seeschiffe . 273
Edmund W. Rells, Die moderne Schauspielkunst 283
Die Deutsch-Französische Annäherung. Eine Umfrage bei Deutschen und Franzosen 286, 412
Prof. Dr. L. Gumplowicz, Vom alten Montesquieu 312
Amerikanischer Realismus 317
Torquato, Wie denken Sie über Russland? 413
Die Entwicklung der modernen Technik 414
Prof. E. Leyden, Volksheilstätten 455
Michael Georg Conrad, Münchener Frühlingswunder . . . 503
P. Chr. Hansen, Die Bedeutung des Nord-Ostseekanals 610

Kritische Rundschau.

(Theater, Kunst, Zeitschriften, Chronik u. A.) S. 89, 194, 319, 420, 515, 619.

Digitized by Google

SOCIALE SINNESTÄUSCHUNGEN.

VON

PROF. LUDWIG GUMPLOWICZ (GRAZ).

Von unheimlichen Gespenstern der Täuschung umschwärmt schreitet die Menschheit ihren dunkeln Weg. Von Zeit zu Zeit entzündet der Eine und der Andere eine Fackel und leuchtet dem einen und dem andern Gespenst ins Antlitz und siehe: es verschwindet!

Ein solches Gespenst war der Geocentrismus; da kam Copernicus, da kam Giordano Bruno und Galilei und zündeten eine Fackel der Wahrheit an, und es verschwand. Gewiss, dem Giordano Bruno und dem Galilei wäre es besser ergangen, wenn sie die Fackel, die Copernicus anzündete, verlöscht hätten, statt sie hoch zu schwingen: mit tausend Qualen und mit ihrem Leben bezahlten sie die Verkündung der Wahrheit. Dafür ehrt die Menschheit sie heute als Wohlthäter, die ein lästiges Gespenst der Täuschung vertrieben.

Es blieben deren noch genug. Der Antropocentrismus begleitete uns bis Darwin und seine Genossen. Auch diesem Gespenst wurde mit der Fackel der Wahrheit ins Antlitz geleuchtet und es verschwand.

Heute wissen wir, welche Stellung wir in der Natur einnehmen: wir sind die grausamsten Bestien auf dieser Erde. Unsere Grausamkeit ist desto gefährlicher, weil wir zugleich die raffinirtesten sind. Es ist das eine traurige Wahrheit, die wir dem Darwinismus und der modernen Naturwissenschaft verdanken: aber nur die Selbsterkenntniss führt zur Besserung. So lange der Mensch sich für ein höheres Wesen hielt, beging er skrupellos die abscheulichsten Grausamkeiten; die Folterwerkzeuge der Inquisition und die Scheiterhaufen der „Religiosität" verübte das „höhere Wesen", welches von Darwin noch nicht seinen Affen-Stammbaum erhalten hatte; heute, wo wir wissen, dass wir Affen-Nachkommen sind, ist das Bestreben schon etwas mehr verbreitet, „Menschen" zu werden.

Um es voll zu werden, daran hindern uns noch zwei Gespenster. Das eine ist der Ethnocentrismus, jener fluchwürdige Wahn der Nationen, als ob jede von ihnen die erhabene „Mitte" oder die „Spitze" der Menschheit bilde. Wie sich die Chinesen für das „Volk der Mitte" halten, so hielten sich die Juden für das „auserwählte"; die Franzosen schritten „an der Spitze der Civilisation" und den Deutschen ver-

Digitized by Google

sicherte Hegel (und sie glaubten es ihm gerne), sie seien „die Verkörperung des objektiven Geistes", was so viel bedeuten sollte, wie „der Gott unter den Völkern". Nun, dem Gespenst des Etnocentrismus hat die moderne Sociologie ins Antlitz geleuchtet — und er beginnt zu schwinden.

Das unheilvollste aber aller dieser Gespenster, das den Gang der Menschheit behindert, das wie ein Bleigewicht an deren Sohlen sich hängt, ist der Akrochronismus (möge das Wort mir verziehen werden), das ist der unselige Wahn jedes Zeitalters, dass es das „höchste" sei. Wir glauben fest daran, dass unsere Zeit die Zeit der „grössten Fortschritte, der grössten Civilisation, der grössten Humanität" sei und das sie weit hinter uns liegen die Zeiten „der Wildheit" und der „Barbarei". Wir nennen unsere Zeit das „Zeitalter der Vernunft" und hinter uns wähnen wir die Zeiten „des Glaubens und Aberglaubens".

Diese sociale Sinnes-Täuschung entsteht dadurch, dass wir stets nur zurückblicken auf vergangene Jahrhunderte und weil jene auf andere Weise barbarisch waren, so glauben wir civilisirt zu sein. Wehe aber denjenigen, welche es wagen mit der Fackel der Wahrheit diesem Gespenst der Täuschung ins Antlitz zu leuchten und uns zu zeigen, dass wir im Grunde eben solche Barbaren sind wie unsere Vorfahren, nur in anderer Weise, nach anderer Methode. Diese lästigen Tadler werden allerdings nicht gekreuzigt und nicht verbrannt; das ist heute nicht mehr Mode: aber sie werden ins Gefängniss geworfen; das ist modern, das ist XIX. Jahrhundert und fin de siècle! —

Welche Barbarei darin liegt, Leute für Meinungsäusserungen, für Worte mit monate- und jahrelangem Gefängniss zu strafen, dessen sind wir uns gar nicht bewusst, weil wir fest überzeugt sind, dass diejenigen, welche die heutige „Ordnung" angreifen, das in dieser Welt Bestmöglichste „umstürzen" wollen. Das ist das Gespenst des Akrochronismus, das uns bethört.

Diese sociale Sinnestäuschung ist um so verderblicher, da sie uns verleitet, all und jedes Bestehende, weil es zu unserer Zeit besteht, schon deswegen für etwas Vorzügliches, Unantastbares zu halten und diejenigen als verbrecherische „Umstürzler" anzusehen, die an diesem Bestehenden etwas auszusetzen finden, die ihre Meinung dahin äussern, dass an Stelle dieses Bestehenden etwas Besseres zu setzen schon Zeit wäre. Und gleich wie einen Menschen, der ein schlechtes Gewissen hat, der eine Missethat begangen hat, schon die leiseste Andeutung derselben unruhig und verwirrt macht, so dass er seiner Sinne nicht mächtig wird: so benehmen wir uns, wenn uns jemand das Bestehende als eine Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit schildert; wir lärmen und zetern über infame Anschläge gegen die bestehende „Ordnung", trotzdem uns nachgewiesen wird, dass unsere Ordnung eigentlich eine Unordnung sei; wir rufen nach der Polizei und klagen die kühnen Tadler laut wegen ihrer „Umsturztendenzen" an. Nüchtern betrachtet aber was thun diese Umstürzler? Sie beginnen eine Discussion über die Übelstände und Notstände unserer Zeit, die Niemand wegleugnen kann und über die, wenn man sie bessern oder beseitigen will, man doch zunächst laut und allseitig discutieren muss. —

Digitized by Google

Und gerade diese Diskussion, welche die Vorbedingung aller Besserung ist, wird mit allen Mitteln der Polizei und des Strafgerichts unmöglich gemacht.

Das ist eine Folge der akrochronistischen Sinnestäuschung, als ob unsere heutige gesellschaftliche „Ordnung" die einzig richtige und gerechte wäre, und dass, wer diese angreift, auf den „Umsturz" losgeht.

Dagegen brauchen wir uns nur einen Augenblick der akrochronistischen Täuschung bewusst zu werden, und wir müssen es einsehen, dass alle diejenigen, welche das Bestehende angreifen in der That nur unbewusste und halbblinde Werkzeuge der geschichtlichen Entwicklung sind, welche unablässig bemüht ist, an Stelle des Bestehenden etwas Besseres zu setzen, und dass vom Standpunkt des geschichtlichen Fortschritts alles „was besteht, wert ist, dass es zu Grunde geht". Die sogenannten Umstürzler sind also im Lichte der Geschichte betrachtet nur Dränger und Stürmer, welche naturnotwendig sich einstellen, wo Bestehendes baufällig wird, und statt sie zu verfolgen sollten wir lieber ihren Naturlauten lauschen und uns Rechenschaft darüber zu geben trachten, nach welcher Richtung die neueste Strömung der Ideen, die neueste soziale Bewegung hinweist. Denn nicht auf dem Gipfel der Zeiten stehen wir: mitten auf steilem Abhang keuchen wir dem Gipfel entgegen, der stets uns zu fliehen scheint. — Ein Stehenbleiben auf steilem Abhange, wäre verhängnissvoll. Die Kraft aber zum Vorwärtsschreiten können wir nur aus der Überzeugung schöpfen, dass wir noch nicht auf dem Gipfel angelangt sind, dass der Akrochronismus eine Täuschung ist. Daher sollte uns alles willkommen sein, was diese Täuschung zerstört; jeder Stürmer, der uns vorwärts drängt, macht sich um uns verdient, jedes herbe Wort, das uns als Tadel und Kritik entgegengeschleudert wird, sollten wir tief beherzigen und jede Bestrebung über das Bestehende hinauszukommen sollten wir nicht als „Umsturzbestrebung" bestrafen, sondern darauf hin untersuchen, ob sie uns nicht nützen kann, um den steilen Pfad leichter zu erklimmen.

Statt dessen machen wir den Stürmern und Drängern, deren Püffe und Stösse uns allerdings unangenehm sind, die uns aber doch zwingen, vorwärts zu kommen und jedenfalls vor einem Zurücksinken behüten, ewige Prozesse, welche an die Hexenprozesse vergangener Jahrhunderte erinnern, auf die wir doch als auf Beweise der Barbarei und Unwissenheit jener Jahrhunderte hinweisen. Wenn nun aber unsere „Umsturzprozesse" bei näherer Betrachtung sich als im Grunde mit jenen Hexenprozessen nicht nur in vielen Stücken wesensgleich, sondern in andern wieder als noch viel unvernünftiger erweisen: dann wird uns wohl eine Ahnung unserer Barbarei dämmern. Dass dem aber so ist, lehrt eine halbwegs unbefangene Erwägung.

In den Jahrhunderten „mittelalterlicher Barbarei", wie wir es nennen, in den „finsteren" Zeiten des „Aberglaubens und des Fanatismus" verurteilte man die Hexe wegen eines imaginären Unheils, welches sie angeblich durch ihre Zauberkünste anrichtete oder anrichten könnte. Wir lachen heute ob der Unvernunft unserer Vorfahren, weil wir an Zauberkünste und Hexereien nicht mehr glauben.

Weswegen verurteilen wir aber unsere „Umstürzler"? Das Unheil, das sie anrichten könnten existirt nur in der erhitzten Phantasie

Digitized by Google

gefängstigter Philister. Allerdings lassen sich ihre Reden unter so manchen Paragraph des Strafgesetzes subsumieren. Aber was lässt sich denn darunter nicht subsumieren? Es gehört wahrhaftig nicht viel Witz dazu, um all und jede politische Rede jedes modern-gebildeten und fortschrittlich-gesinnten Menschen unter die betreffenden Paragraphen des Strafgesetzes zu bringen. Denken wir uns für einen Tag die Immunität der Parlamentsdebatten und den Paragraphen der europäischen Verfassungen über die „Freiheit der Wissenschaft" beseitigt, dann wandern ohne sonderliche Anstrengung, nur bei etwas gutem Willen der Herren Staatsanwälte die allermeisten Mitglieder unserer Parlamente in Gesellschaft der Gelehrten aller weltlichen Fakultäten in's Gefängniss. Denn ihnen allen könnte ohne grosse Mühe das aufrichtige Bestreben einen sogenannten „Umsturz" herbeizuführen, nachgewiesen werden. Glücklicherweise geniessen Deputierte und Gelehrte eine gewisse Immunität, es müssen also die armen Teufel von Volksrednern und Arbeiterführern das Bad ausgiessen. Betrachten wir nur etwas näher, weswegen man diese Leute einsperrt. Dem Einen wird zur Last gelegt, dass er „zu Klassenhass aufgereizt" habe. Du lieber Gott, als ob ohne diesen Störenfried dié Klassen sich lieben würden, und nur er, als moderne Hexe, diese gegenseitige Liebe in Hass verwandelte! Dass der Klassenhass eine sociale Thatsache ist, dass er existirt und aus ganz natürlichen Gründen vorhanden ist: das verschweigt man, davon will man nichts wissen. Man täuscht sich selbst und will andere glauben machen, als ob es nur die Rede dieses oder jenes „Führers" sei, die den Klassenhass erzeuge. Die Wahrheit ist aber, dass der Hass seine ganz natürliche Ursache hat in dem Druck, den die eine Klasse auf die andere ausübt: dieser Druck und die inhumane Ausbeutung erzeugen den Hass, der in seinem latenten Zustande sogar gefährlicher ist als in seinen offenen Manifestationen. Denn angesammelt in latentem Zustande führt er zu gewaltsamen Ausbrüchen und Explosionen: während wenn er sich in lauten Klagen und Beschwerden Luft macht die gewaltsamen Ausbrüche unterbleiben und die Möglichkeit reformatorischer Actionen gegeben wird. Diejenigen nun, welche sich zu Anwälten der bedrückten Klassen aufwerfen, über das Unrecht der Ausbeutung laut Klage führen und die Diskussion darüber eröffnen: die sind eher Wohlthäter der Menschheit, denn sie überführen den mehr gefährlichen latenten Hass in einen minder gefährlichen Zustand offener Recriminationen. Die Diskussion nämlich ist der Beginn jeder Reform: wer die Diskussion eröffnet und unterhält, in welcher Weise er es auch thut, hat jedenfalls das Verdienst, an einem überheizten Dampfkessel, der nahe der Explosion ist, das Sicherheitsventil geöffnet zu haben. Und gerade diejenigen, welche dieses Verdienst haben, werden als Verbrecher behandelt, die „zum Klassenhass aufreizen". Sind das nicht eine Art Hexenprozesse? Ein späteres Jahrhundert wird diese Frage mit einem entrüsteten „Ja" beantworten.

Oder betrachten wir diejenigen die wegen „Verächtlichmachung des Staates und seiner Einrichtungen" in Gefängnissen schmachten. Worin besteht ihr Verbrechen? Was haben sie Schlechtes gethan? Sie kritisirten den heutigen Staat und viele seiner Einrichtungen worin angeblich eine „Verächtlichmachung" des Staates liegen solle. Nun fragen wir: erscheint uns der Staat der vergangenen Jahrhunderte,

Digitized by Google

mit seinen Frohndiensten der Bauern, mit seiner beispiellosen Bedrückung des Landvolkes, mit seinen Folterwerkzeugen und was derlei Missbräuche mehr waren, nicht verächtlich? Und sollte wirklich das XIX. Jahrhundert den Gipfel der Zeiten darstellen, die höchste Stufe der Entwicklung erreicht haben? Welch verderblicher Wahn, welch gefährliche, fortschrittsfeindliche, ja geradezu unheilvolle Einbildung liegt in diesem Akrochronismus! Wer aber von einem solchen sträflichen Wahne sich frei macht, muss der nicht einsehen, dass auch der Staat unseres Jahrhunderts einem spätern Jahrhunderte ebenso verächtlich wird erscheinen müssen wie der Staat des vorigen Jahrhunderts uns erscheint? Wer also den heutigen Staat kritisirt und ihn in unsern Augen „verächtlich" macht, der erwirbt sich ein Verdienst um die Menschheit, der ist nur ein Verkündiger und zugleich ein Förderer eines zukünftigen Fortschrittes. Diejenigen aber, die das thun auf die Gefahr hin für ihre Reden mit jahrelangem Gefängniss bestraft zu werden, vermehren die unendliche Reihe der Märtyrer die mit Sokrates und Christus beginnt.

Man wende uns nicht ein, dass der und jener doch weder Philosoph noch Gottmensch, sondern ein „verdorbener Student", ein „ehrgeiziger Demagoge", ein „mandatslüsterner Agitator" u. dergl. sei: das ändert nichts an der Sache. Es kommt ja gar nicht darauf an, was und wer der Betreffende ist, sondern was er spricht. Denn soziologisch betrachtet ist keiner er selbst. Was der X. und Y. in der Volksversammlung spricht, das spricht nicht er; das spricht seine Zeit, das spricht seine sociale Umwelt; das ist ein Volkskreis der durch seinen Mund sich Luft macht. Der X. und Y. mag sein wer er will: als Redner und Sprecher ist er einfach das Sprachrohr aus dem die Stimme grosser unzufriedener Volkskreise an unser Ohr dringt. Der X. und Y. mag welche immer persönlichen Motive haben; es mag Ehrgeiz, es mag Sensationsbedürfniss oder was immer für ein Motiv sein, darauf kommt es ja gar nicht an: aus ihm spricht eine sociale Ideen-Strömung, von der er getragen ist. Es ist nur eine kurzsichtige Taktik alle Schuld auf ihn zu wälzen, als ob das was er sagt, sein geistiges Eigentum wäre. Es giebt einfach kein geistiges Eigentum in dieser Bedeutung. Was X. und Y. sagt, das schöpft er aus dem vollen Reservoir der Volksmeinung die kein anderes Mittel hat, keinen anderen Weg, sich zu offenbaren.

Eine tiefe Unzufriedenheit mit der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung hat heute nicht nur weite Volkskreise, sondern alle denkenden und gutgesinnten Menschen ergriffen. Auf welche Weise kann sich diese Stimmung offenbaren? Alle können sie ja nicht auf einmal an ein und demselben Ort und gleichzeitig reden. Ja, wäre das möglich, dann gäbe es allerdings keine Umsturzprocesse, einfach aus dem Grunde, weil es viel zu wenig Gefängnisse gäbe um sie alle unterzubringen. Man müsste alle Häuser ganzer Städte und Stadtteile zusperren und die Leute darin gefangen halten. Dann würde wohl starker Mangel an Schutzmannschaft herrschen. Nun macht sich aber die Stimmung der Bevölkerung nicht auf diese Weise Luft. Es sind immer nur wenige und meist jüngere Leute die unfreiwillig und unbewusst die Klagen der Volksseele laut erschallen lassen. — Wenn ein Wind weht, da schwingen und läuten nicht alle massiven Thurmglocken: nur die Glasglöcklein der „Äolsharfen", die ertönen. Wer

Digitized by Google

ist aber Schuld an ihrem Tönen, sie oder der Wind? Übrigens braucht der Wind nur stärker zu werden, er braucht nur zum Sturm sich auszuwachsen und auch die massiven Thurmglocken dröhnen dann. Wir aber schlagen los auf die zarten Äolsharfen und wollen sie zertrümmern weil sie unsere Ruhe stören, statt ihnen dankbar zu sein, dass sie uns die Bewegung der Luft, die Richtung des Windes anzeigen; ja, wir sind so naiv zu glauben, dass sie es sind, die den Wind machen! — Zu diesem unserem Irrtum trägt allerdings auch bei eine antiquirte individualistische Ansicht über die Entstehung unserer Gedanken und unserer Strebungen; jener ganze veraltete Rattenkönig von Vorurteilen, der sich um den „freien Willen" herumwickelt und den Einzelnen als einen Gott-Schöpfer seiner Gedanken und Wollungen ansieht. Wann wird einmal die einzig richtige sociologische Betrachtung des Menschen sich Bahn brechen, die im Einzelnen nur ein Product seiner Umwelt, seine Gedanken und Wollungen als sociale Thatsachen erkennen wird, d. h. als solche, die sich ausserhalb seiner Individualität vollzogen und deren Ausdruck lediglich der Einzelne werden kann? Wir sind noch weit entfernt von einer solchen einzig richtigen Auffassung der Individualität als eines Brennpunktes den die socialen Lichtstrahlen erzeugen, der aber an und für sich selbst nichts ist.

Wir jagen diesen leuchtenden Brennpunkten nach und glauben alle socialen Lichtstrahlen zu verlöschen, wenn wir einen solchen Brennpunkt fassen. Wir merken gar nicht die Täuschung, dass wir, nachdem wir sie „fassten", nichts in der Hand haben, dass die Millionen socialer Lichtstrahlen ihre Wirkung weiter üben und ihre Brennpunkte ewig und unabänderlich erzeugen und mögen wir hunderte und tausende Leute, die jedesmal zufällig in den Brennpunkt zu stehn kommen, bei Seite schaffen und hinter Schloss und Riegel legen.

Mit den Hexenprozessen haben die Umsturzprozesse insbesondere die Täuschung über eine angebliche Gefahr gemein, die thatsächlich nicht vorhanden ist. Und da wollen wir gleich von der so sehr befürchteten grössten Gefahr sprechen, mit der heutzutage allgemein Wau-Wau gespielt wird: wir meinen die Gefahr des Staats-„Umsturzes". Gegen diese eingebildete Gefahr ist ja die Gefahr des Verhexens, die man den Hexen imputierte, eine sehr ernste Sache. Denn am Ende könnten ja moderne Hypnotiker und Suggestionstheoretiker die Frage des Verhexens ernstlich behandeln: was von der Frage des „Staats-Umsturzes" wahrhaftig nicht geschehen kann.

Denn ich frage, ob jemand mit gesundem Verstande annehmen kann, dass es in der Macht irgend eines Einzelnen ist, der weder über Armeen noch über Krupp'sche Kanonen verfügt, irgend eine Handlung zu setzen, die auch nur im entferntesten zur Ursache eines „Staats-Umsturzes" werden kann? Man muss eben keinen Begriff haben von der socialen Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit des Staates, um zu glauben, dass es vom Willen Einzelner abhänge, Handlungen zu setzen, die auch nur in der weitesten Verkettung von Ursache und Folge den „Umsturz" des Staates herbeiführen könnten. An solche Wahnbilder können nur Leute glauben, die den Staat als willkürlich gestaltetes Menschenwerk ausserhalb alles Naturgeschehens setzen und in ihrer Einfalt sich zu „Hütern" dieses „Werkes" aufwerfen. Allerdings stehen diese Angstmeier auf derselben

Digitized by Google

Gedankenhöhe wie ihre Gegner, die „Anarchisten", die da meinen, dass es nur einiger kräftiger Rucke bedarf und der Staat stürze in sich zusammen, sei dann tot und werde begraben. Nun, es hat ja auch immer bona fide handelnde Hexen gegeben, welche von der Wirksamkeit ihrer Zauberkünste überzeugt waren. War deswegen etwa ihr Flammentod mehr gerechtfertigt?

Zwei Dinge wollten wir durch obige Auseinandersetzungen erweisen: erstens dass wir über die „barbarischen" Jahrhunderte der Hexenprozesse nicht gar so sehr uns erhaben fühlen sollten: denn wir haben unsere verschiedentlichen Umsturzprozesse.

Zweitens dass es hoch an der Zeit wäre, dass unsere Gesetzgeber sich auch ein wenig auf dem Gebiet der Sociologie umsehen. Sie könnten da zweierlei Lehren beherzigen. Die eine ist die vom Individuum und zwar, dass dieses mit all seinem „sittlich-freien" Geist und Willen immer nur eine Folge und zwar eine notwendige unvermeidliche Folge, nie aber selbständige Ursache ist. Will man nun dieses Individuum aufheben, seine geistige Thätigkeit wirkungslos machen, so muss man trachten, die Ursachen dieses Individuums aufzuheben. Lässt man die Ursachen bestehen oder kann man sie nicht beseitigen, so hilft die Beseitigung dieses einen Individuums gar nichts, denn die bestehen bleibenden Ursachen erzeugen dieselben Folgen und an Stelle des beseitigten Individuums kommen andere, die ganz dasselbe denken und wollen und thun.

Eine zweite Lehre der Sociologie ist die, dass der Staat als sociales Erzeugniss, als sociale Thatsache ebensowenig „umgestürzt" werden kann wie man die Sonnenstrahlen in Eiszapfen verwandeln kann. An dem Staate kann vieles gebessert werden: umgestürzt, aufgehoben, vernichtet kann er nicht werden, ausser dass er durch einen mächtigeren Staat von aussen her erobert und annectirt wird. Wenn also die Existenz des Staates überhaupt ausser Frage steht, so kann es sich nur um Verschlimmerung oder Verbesserung der Lage menschlicher Gesellschaften im Staate handeln. Wenn es sich aber überhaupt nur darum handeln kann, die gesellschaftlichen Zustände im Staate zu verschlimmern oder zu verbessern, so sollte man jedem, der über den Staat öffentlich spricht oder schreibt, eine Verdienstmedaille widmen, aber ja keinem von ihnen dafür einen Prozess machen. Denn es giebt ja nur zwei Möglichkeiten: entweder er spricht die Wahrheit oder die Unwahrheit. Im ersteren Falle fördert er die natürliche Entwickelung der socialen Zustände direkt: in letzterem Falle thut er dies indirekt, indem er durch Weckung von Widerspruch die Wahrheit provocirt. Schaden kann aber auch das dümmste Reden nicht: denn wie könnten individuelle Meinungsäusserungen die Entwicklung eines Naturprozesses (und ein solcher ist ja der sociale Entwicklungsprozess) ändern, verhindern oder aufhalten? Und doch beruht nur auf solchen Vorurteilen, als ob der eine oder der andere Redner durch seine Reden dem Staate irgend einen Schaden zufüge, ihn gar „umstürzen" könne, eine Zahl von Gesetzen „zum Schutze des Staates". Das sind einfach Gesetze gegen Zauberkünste und Hexereien. Denn ist der Staat wirklich Etwas, das gegebenen Falles unter Menschen auch nicht sein könnte: dann wäre er gewiss schon längst nicht mehr vorhanden, denn derjenigen, die ihm gram sind, hat es von jeher die bedeutendste Mehrzahl gegeben. Wenn er trotzdem be-

Digitized by Google

steht und immer bestehen wird, so liegt die Ursache einfach in einem socialen Naturgesetze, welches weder der genialste und mächtigste Mensch noch auch Millionenmassen aufheben oder „umstürzen" können.

Das ewige Rütteln aber an bestehenden Einrichtungen hat nie geschadet und kann nie schaden. Im Gegenteil, dieses ewige Rütteln ist eine naturnotwendige Reflexbewegung des socialen Körpers, (um uns dieser viel missbrauchten Metapher zu bedienen) um seine Lage den ihn umgebenden Naturverhältnissen anzupassen und immer angepasst zu erhalten. Ohne dieses Rütteln tritt eine Versumpfung der Gesellschaft ein, der sociale Process stagnirt, es tritt eine Art Fäulniss ein. Dies Rütteln aber besorgen naturnotwendig, unbewusst und unwillkürlich alle oppositionellen oder wie man sie auch nennt „umstürzlerischen" Parteien im Staate. Ein späteres Jahrhundert, das einst auf uns als „Barbaren" mitleidsvoll zurückschauen wird, wird darüber lachen, dass wir diese Wahrheit nicht erkannt und die Rüttler eingesperrt haben, während sie doch um die naturgemässe Entwicklung des Staates und der Gesellschaft, um ihre fortschreitende Anpassung an die immer sich ändernden Bedingungen des Lebens sich mehr Verdienste erworben haben als diejenigen die nicht rütteln sondern sich ducken. Mag es nun das 20. oder 21. oder ein noch späteres Jahrhundert sein, es wird uns auslachen, dass wir die Duckmäuser, die uns dem Erstickungstode nahe brachten, mit Ehren und Würden überhäuften und die Rüttler, die uns zwangen uns mehr Lebensluft und Freiheit zu schaffen, allerdings nicht wie Hexen verbrannten, aber doch nach fortgeschrittenster, vervollkommnetster, ja sogar humanster Methode — quälten. —

* * *

Wenn wir etwas voraus haben vor verflossenen Jahrhunderten, so ist es die öffentliche Discussion und die durch die Presse ermöglichte Verbreitung derselben. Denn nur durch diese Mittel, mögen sie in unzähligen Einzelfällen noch so missbraucht werden, wird die Erkenntniss der Wahrheit gefördert und werden die Gespenster der Täuschung verscheucht. Jede Maassregel aber, welche die öffentliche Discussion beschränken und ihre Verbreitung durch die Presse verhindern will ist fortschrittsfeindlich. Will man aber solche Maassregeln damit begründen, dass man auf zahlreiche Missbräuche der Discussion und der Presse und auf die Gefahr des „Umsturzes" hinweist, die angeblich durch solche Missbräuche herbeigeführt werden kann: so liegt dem nur eine sociale Sinnestäuschung zu Grunde. Denn nie und nimmer kann eine solche Gefahr auch durch die allerunbeschränkteste Discussion herbeigeführt werden.

Man verwechselt eben noch immer die Ursache mit der Wirkung. Die Gedanken und Reden der Menschen sind Wirkungen der socialen Entwicklung, sind sociale Thatsachen: nimmer aber können sie die sociale Entwicklung beeinflussen, weder sie aufhalten noch sie in ihrem naturgesetzlichen Gange stören. Das Individuum ist nicht der Erreger und Urheber der socialen Entwicklung sondern ihr Product. Seine Gedanken und Strebungen auch des genialsten und mächtigsten Menschen sind immer nur Zeiger auf dem Zifferblatt der Geschichte, die von dem dahinter unablässig arbeitenden Uhrwerk der socialen

Digitized by Google

Entwicklung bewegt werden. Nicht der Zeiger bewegt das Uhrwerk sondern umgekehrt.

Das Individuum kann den Gang der Entwicklung nur mehr oder minder getreu interpretiren, kann mehr oder minder dieser Entwicklung entsprechende Handlungen vornehmen. Ist seine Interpretation falsch, so verhallt sie im Winde wirkungslos, ist sie richtig, so bleibt sie als Wahrheit im Gedächtniss der dankbaren Menschheit. Sind seine Handlungen der Entwicklung entsprechend, so werden sie als die Entwicklung fördernd angesehen, gehn sie gegen den Strich der Entwicklung, so werden sie als unangenehme Störungen empfunden, über welche die natürliche Entwicklung zur Tagesordnung übergeht.

Wie wenig aber der Einzelne die natürliche Entwicklung der Dinge ändern kann, wie wenig er natürliche und naturnotwendige Gestaltungen (und eine solche ist der Staat mit allem was an ihm naturnotwendig ist) „umstürzen" kann, das beweist am besten das Beispiel von gewaltigen „Umstürzlern", die zufällig auf Thronen sassen und über Millionen herrschten. Nach ihrer individuellen Veranlagung waren das gerade die geistreichsten und vom besten Willen beseelten Monarchen. Ein solcher war ja Kaiser Joseph II. in Oesterreich. Wäre er Privatmann gewesen, und hätte er so manche in seiner Zeit gelegene Idee öffentlich ausgesprochen, wie er es vom Throne aus that: die alten Hofräte an der obersten „Justizstelle" hätten ihn als „Umstürzler" eingesperrt; am Spielberg hätten sie ihn bei Wasser und Brot zu „bessern" versucht. Diesem Schicksal entging er nur durch den Zufall seiner Geburt. Konnte er aber deswegen und trotzdem er ein mächtiger Monarch war, seine Umsturzpläne durchführen? Was baufällig war und über Nacht von selber eingestürzt wäre, das hat er umgestürzt und das wird ihm von einer dankbaren Menschheit als Verdienst angerechnet. Was aber fest stand, was naturnotwendig entstand und im Volke festgewurzelt war, ihm aber als unvernünftig erschien: das konnte er trotz aller seiner Macht und aller seiner Anstrengungen nicht umstürzen. Er wollte zum Beispiel die Vielsprachigkeit in Oesterreich aufheben und alle Völker Oesterreichs zu Deutschen machen: das konnte er nicht dieser gewaltige Revolutionär. Ja nicht einmal eine solche Kleinigkeit wie den üblichen Pomp der Begräbnisse, der ihm unvernünftig schien, und an dessen Stelle er die einfache Bestattung der Leichen in Leinwandsäcken einführen wollte, nicht einmal diese Kleinigkeit konnte er umstürzen, dieser Umstürzler auf dem Throne. Wäre er aber Privatmann gewesen, die alten Hofräte hätten ihn ganz unnötigerweise in den Kasematten des Spielbergs gequält: denn schliesslich konnte er nichts umstürzen, was naturnotwendig fest stand, und was er „stürzte", wäre auch ohne ihn zusammengestürzt.

Die Leibeigenschaft wäre in Oesterreich aufgehoben worden, auch wenn es keinen Kaiser Joseph II. gegeben hätte; denn sie war unhaltbar geworden und ist ja auch gleichzeitig in andern europäischen Staaten aufgehoben worden; Klöster aber bestehen noch heutzutage in Oesterreich, trotzdem Kaiser Joteph II. deren so und so viele aufgehoben hat. Auch die Vielsprachigkeit im öffentlichen Leben Oesterreichs, die er „abschaffen" wollte, besteht und entwickelte sich seither in naturgemässer Weise. Wenn wir nun sehen, dass es auch Umstürzlern auf Thronen nicht gelingt, das was naturnotwendig, im so-

Digitized by Google

cialen Naturprozesse wurzelnd besteht, zu stürzen, und dass sie höchstens als die Umstürzler dessen gelten, was auch ohne sie nicht mehr haltbar war; was sollen wir zu der ewigen Angst und Furcht sagen, dass uns der und jener junge Weltverbesserer oder Volkstribun den Staat und seine ewigen Ordnungen umstürzen werde? Es ist die reine Furcht vor den Zauberkünsten der Hexen, und mit welchen Strafen immer wir diese „Umstürzler" bedenken, sie stehen ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach mit dem Verbrennen der Hexen auf einer Stufe und brandmarken uns in den Augen späterer Jahrhunderte ganz ebenso als ein unvernünftiges und unwissendes, blinden und rohen Trieben folgendes Geschlecht, wie in unsern Augen die Jahrhunderte der Hexenprozesse und Ketzerverfolgungen gebrandmarkt sind. —

Das alles wird aber so lange nicht besser werden, bis die Geschlechter der Menschen den unseligen Wahn nicht aufgeben, dass jedes von ihnen auf dem Gipfel der Zeiten sich befindet, dass hinter ihm Finsterniss und Barbarei liegt, es selbst aber auf lichter Höhe der Erkenntniss angelangt sei.

Wird einmal dieser akrochronistische Wahn aufgegeben, dann wird auch alle Kritik bestehender Einrichtungen ruhiger und unbefangener ertragen werden, denn man wird die freie Discussion als das anerkennen was sie ist: als das einzige Mittel, Täuschungen und Irrtümer zu erkennen und Missbräuche zu beseitigen.

Gegenüber allen Ausschreitungen der Discussion aber wird man gleichgültig sein, wenn man zu einer naturwissenschaftlichen und soziologischen Auffassung des socialen Entwicklungsprozesses durchgedrungen sein wird; wenn man zur Erkenntniss gelangt sein wird, das auf socialem Gebiete sich alles social vollzieht, das heisst durch sociales Thun und sociales Denken, nicht durch Einzelthun und Einzeldenken. Wir stecken noch viel zu tief in dem individualistischen Irrtum: dass es der Einzelne ist, der sociale Umwälzungen hervorrufen kann und sind noch blind dafür, wie alles Thun und Denken des Einzelnen Produkt seiner Zeit und seiner Umwelt ist; wir sind noch socialblind und nehmen die Tausend geheimnissvollen Fäden nicht wahr, mit denen der Einzelne mit seiner Zeit und Umwelt verbunden ist und die seine individuellen Bewegungen auf Schritt und Tritt bestimmen. Da sich zu diesem Mangel an sociologischer Erkenntniss die zwei angeborenen Schwächen der Menschennatur gesellen, der Hang zur Abgötterei einerseits und rachedurstige Bosheit andererseits: so erklärt es sich, dass wir den einen, die zufällig auf dem Höhepunkt einer socialen Entwicklung stehen, Statuen stellen und die andern, die ebenso zufällig auf dem niedern Anfangspunkt einer solchen Entwicklung stehen, einsperren. Braucht es dafür der Beispiele? Wie viele Hunderte Verkündiger und Vorkämpfer deutscher Einheit mussten im Gefängniss schmachten oder vom heimatlichen Boden in's Exil flüchten, weil sie am Anfang dieser Entwicklung standen, bis man einem Bismarck Statuen aufrichtet, weil er auf dem Höhepunkt dieser Entwickung zu stehen kam. Rachedürstige Bosheit verfolgte die ersten, das tiefe Bedürfniss nach Heroënkultus richtet dem „Begründer der deutschen Einheit" Statuen auf. Und war es in Italien anders? Erst kommen die Hunderte und Tausende „Rebellen" und „Umstürzler", und dann steigt auf ihre zermarterten Körper der „Begründer der italienischen Einheit", ein lorbeerbekränzter Cavour.

Digitized by Google

Dass sich hier naturgesetzliche sociale Prozesse vollziehen, an denen die Einen eben so wenig Schuld trugen als den Andern ein individuelles Verdienst zukommt: von dieser sociologischen Einsicht sind wir noch sehr ferne. Wir fahren ruhig fort, die Einen einzusperren, um einem ihrer glücklichen Nachfolger einst Statuen zu stellen.

Regt sich irgendwo eine sociale Entwicklung und beginnt eine neue Ideeströmung, die sich der Geister bemächtigt und sich auf die eine oder andere Weise Ausdruck verschafft, so zetern wir gegen die Gefahr des „Umsturzes". Polizei, Staatsanwaltschaft und Gericht müssen wacker arbeiten und die „Umstürzler" zu Paaren treiben. Die Entwicklung aber geht ihren naturgesetzlichen Gang, denn nie und nirgends hängt sie von Einzelnen ab; sie schafft sich ihre Leute immer von Neuem, bis sie einmal ihren Höhepunkt erreicht hat: dann liegen wir einmal wieder auf dem Bauch vor einem Heros. Das thut uns wohl, ebensowohl wie uns einst die Verfolgungen und Quälereien der Mitmenschen wohl thaten. Dabei aber thun wir uns immer auf unsere hohe Civilisation etwas zu Gute, auf unsere hohe Cultur und Humanität und auf unsere grossen Fortschritte im Wissen.

Die Wahrheit aber ist, dass wir allerdings schon manches wissen, dass uns aber das uns am nächsten Liegende, das Wesen und die Gesetze der socialen Entwicklung noch immer ein Buch mit sieben Siegeln ist und dass aus Mangel an Erkenntniss unsere Handlungen auf socialem Gebiete heutzutage ebenso von blinden Trieben der Furcht und der Rache bestimmt werden, wie zu Zeiten der Hexenprozesse und Ketzerverfolgungen.

Bis einst gereiftere Erkenntnisse und Einblicke in das Wesen des socialen Entwicklungsganges die letzten Gespenster der Täuschung vertrieben und die wahren niedrigen Motive unseres Handelns in die gebührende Beleuchtung gestellt haben werden: dann vielleicht wird die kindische Umsturzangst weichen und wird eine erhöhte Einsicht die rohen Triebe primitiver Menschennatur, als da sind Rachedurst einerseits und Abgötterei andererseits, etwas zurückdrängen. —

JULIE'S TAGEBUCH.

ROMAN VON

PETER NANSEN.

AUTORISIERTE UEBERSETZUNG AUS DEM DAENISCHEN VON

MATHILDE MANN.

Dies Buch habe ich zu Weihnachten von Mutter bekommen. Ich will alle meine Erlebnisse und Gedanken aufrichtig und wahrheitsgetreu darin niederschreiben. Ich will mir selber nicht schmeicheln, sondern sowohl das Gute als das Schlechte berichten. Auf diese Weise wird mir mein Tagebuch ein lehrreicher Spiegel werden. Aber wenn das Buch geschlossen ist, wird

Digitized by Google

es dann von einem glücklichen oder traurigen Leben erzählen, wird es ein Roman mit spannenden Erlebnissen sein, oder wird es, — ach! ein nichtssagender Tagesbericht sein? Danach frage ich mich selber mit neugieriger Unruhe, indem ich an mein Werk gehe.

So empfehle ich denn mich und mein Buch einem gnädigen Schicksal und allen guten Mächten!

Kopenhagen, den 27sten Dezember 1891.

JULIE MATHILDE MAGENS
geb. d. 23sten April 1872.
Tochter des Blumenmalers, Professor HOLGER MAGENS.

Sylvesternacht 12½ Uhr.

Welch feierlicher Gedanke, dass das alte Jahr jetzt beendet ist und ein neues im Nebel und in der Finsternis der Winternacht anbricht. Wieder ist ein Jahr entschwunden, — was hat es mir gebracht? Ein neues beginnt, — was wird es mir bringen? Die erste Frage kann ich beantworten: Das alte Jahr hat mir nichts gebracht. Wenn ich daran zurückdenke, liegt es vor mir wie eine lange, gerade Landstrasse, ohne Farben, ohne Unterbrechung, ohne Abwechslung. Eine Reihe stiller Tagemärsche, alle gleich lang, alle dieselbe Richtung einschlagend, alle in derselben schwermütigen Umgebung. Des Vormittags folgendes Bild: Mein liebes Mütterchen und ich wanderen den alten Königsweg hinab, der Stadt zu, um Besorgungen zu machen. Wir gehen schnell und gleiten zwischen den vielen Menschen hindurch, als gehörten wir nicht zu ihnen. Wir kennen nur wenige, und noch weniger kennen uns. Und doch kennen uns wohl Alle. Wir gehören zu den festen Figuren dieser Strecke:

„Die Witwe mit ihrer Tochter", nannte uns einmal ein Herr im Vorübergehen.

Mutter und ich mussten beide über diese Bemerkung lächeln, sie war wirklich sehr treffend. Mutter klein und zierlich, immer schwarz gekleidet; ich gross und dünn, wohl ein wenig zu schlank, — leider nicht sonderlich gut gekleidet, doch im Verhältnis zu meinen geringen Mitteln, ganz chic. Wir stehen nicht still, sondern gehen unverdrossen weiter, als sei das Gehen ein Geschäft für uns, und wir sehen weder nach rechts noch nach links. Das Letzere ist übrigens nicht ganz wahrheitsgemäss, d. h. Mutter sieht gerade aus, aber ich schiele ein wenig nach beiden Seiten.

— — Wir kommen nach Hause, und die Essenszeit rückt heran. Wie kalt es in unserm Esszimmer ist, — trotz der Rosenguirlanden und Südfrüchte, mit denen Vater die Wände dekoriert hat. Erst setzen Mutter, Franz (ein langaufgeschossener sechzehnjähriger Junge) und ich uns zu Tische. Dann kommt Vater aus seinem Atelier. Er ist sehr gross und mager, trägt stets einen grauen Anzug mit langschössigem Rock, er friert immer und ihm fehlt immer irgend etwas. Ich glaube, er bringt die Kälte mit sich in's Zimmer. Vater mustert uns scharf durch seine goldene Brille, nickt und setzt sich, ohne ein Wort zu sagen. Und wir verzehren unser Mittagsmahl, als sei das eine harte Pflicht, die wir erfüllen müssten. Wir essen möglichst wenig, um möglichst schnell fertig zu werden, infolge dessen sind wir auch alle so dünn, wie Pflanzen, die im Schatten wachsen. Dies Bild fiel mir eines Tages ein, als wir von Tisch aufstanden. Wie wir da standen, drei Grosse und eine Kleine, musste ich unwillkürlich an eine Kalla denken, die wir früher einmal hatten. Wir glaubten, sie sei eingegangen und hatten sie in ein dunkles Zimmer gestellt. Und dann kam ich eines Morgens da hinein und sah, dass sie wieder ausgeschlagen und vier dünne, weisslich grüne Stengel getrieben hatte, die an der Spitze winzig kleine, durchsichtige Blätter trugen. — — — Die Unterhaltung bei Tische kann man gerade nicht animiert nennen. Sie wird dadurch eingeleitet, dass Mutter den Vater frägt: „Wie geht es Dir heute, Holger?" Ist Dein Kopf sehr schlimm gewesen?" Die Antwort lautet: „Wenn es nichts weiter wäre als der Kopf! Aber diese verdammten Rückenschmerzen

Digitized by Google

bringen mich noch um!" Am nächsten Tag fängt Mutter mit dem Rücken an, und dann kann man darauf wetten, dass jetzt der Kopf das Schlimmste ist.

Der Rest der mittäglichen Unterhaltung ist an den armen Monsieur Franz gerichtet, der ein reichhaltiges Sündenregister aufzuweisen hat. Franz, der in der Sekunda ist, steht in einem ewigen Verdacht der Trägheit und des leichtsinnigen Lebenswandels als da ist: übertriebener Genuss von Tabak und spirituosen Getränken etc. Auch erregt er den Unwillen meines ästhetischen Herrn Papas durch ein flegelhaftes, ungeschlachtes Benehmen, eine geschmacklose Behandlung von Messer und Gabel, Wippen auf dem Stuhl, ungepflegte Nägel etc. So wird unsere Mahlzeit auf die angenehmste Weise gewürzt.

Der Abend ist die Oase des Tages, — wenn Franz sich auf sein Zimmer zurückgezogen hat, um zu lernen oder um sich einen heimlichen Grog zu brauen, und der Vater uns um zehn Uhr „Gute Nacht" wünscht, dann sitzen Mutter und ich beisammen und plaudern vertraulich mit einander. Wir machen die Ofenklappe auf, so dass das Feuer durch den Rost scheint, hängen einen roten Schirm über die Lampe und machen es uns im Sofa bequem. Worüber wir reden? Über Alles und nichts, über das Höchste und das Niedrigste, über das, was in der Zeitung steht, über Bücher, die wir gelesen haben, über die grossen Probleme des Lebens, über Familienereignisse neueren und älteren Datums, hauptsächlich aber reden wir über die Liebe. Mutter von Liebe reden zu hören, hat etwas so Schönes, Rührendes, dass ich schliesslich stets weinen muss. Armes Mütterchen, Du hast ein so grosses, warmes Herz, und bist ganz dazu geschaffen vom Leben zart behandelt zu werden! Mutter hat in ihrer Jugend sicher einen Roman erlebt. Es können unmöglich die Erinnerungen aus ihrer Ehe sein, die ihren Sinn mit soviel Poesie anfüllen. Denn sie hat Vater erst genommen, als sie siebenundzwanzig Jahre alt war, und nachdem ihre Eltern gestorben waren, — ohne das Geringste zu hinterlassen. Am schönsten ist es aber doch, wenn Mutter von ihrem Elternhaus erzählt, wo es so vornehm und lustig zuging mit musikalischen Soireen, Bällen und Schlittenfahrten. Ach, Grossvater! Grossvater! Wie konntest Du auch nur all Dein Geld durchbringen, so dass für Deine arme Enkelin gar keine Freuden des Lebens übrig blieben! Und Du schöne, Du wunderbar schöne Grossmutter, Du, von der die Sage so viel reizende, aber nicht immer ganz artige Abenteuer berichtet, — weshalb habe ich Dich doch nicht mehr gekannt, du glänzende Frau, die Du Dich an Deinem Hochzeitstage mitten während des Diners vom Grossvater entführen liessest und mit ihm im vierspännigen Schlitten auf's Land fuhrst, nach dem festlich geschmückten Krug, wo ihr beide das Fest allein fortsetztet!

Wenn Ihr von Eurem sicher strahlenden, fröhlichen Himmel die Erdenwanderung Eurer Nachkommen verfolgt, werdet Ihr Kummer und Mitleid empfunden haben über den Sylvesterabend, den die Mutter und ich heute feierten. Nein, in unserem Hause ist es nicht wie in dem Euren Sitte, dass das alte Jahr mit schallenden Hochs an einer reichbesetzten Tafel gefeiert und das neue mit knallenden Champagnerkorken salutiert wird.

Ganz allein haben wir dagesessen, Mutter und ich, und auf das neue Jahr gewartet. Wir sassen, jede zusammengekauert in einer Sofaecke, zwei lange Stunden, ohne die geringste Lust, unsere gewöhnliche Unterhaltung zu beginnen. Als aber das alte, verschlissene Schlagwerk der Tafeluhr mit dünnen, beschwerlichen Tönen die Mitternachtsstunde verkündete, richteten wir uns auf und lauschten. Mich befiel eine namenlose Angst. Dumm war es, aber ich hatte ein Gefühl, als schlüge die Entscheidungsstunde für mich. Jeder Schlag der Uhr klang mir in den Ohren wie ein: „Du bist dran! Du bist dran!" — bis das Uhrwerk mit einem klirrenden Rasseln schloss, das wie Schlittenglocken klang.

Dann schloss Mutter mich in ihre Arme, bog meinen Kopf zu sich herab und sagte, während sie mich küsste: „Du, mein langes, liebes, hässliches Kind! Der liebe Gott schenke Dir ein lichtes, glückliches neues Jahr!" Und als ich erwiderte: „Hab Dank für alles Gute im alten Jahr, Mütterchen!" —

Digitized by Google

Da streichelte sie mir die Wange und sagte: „Du hast leider so wenig Grund, dankbar zu sein.“ Und nach einer Weile fügte sie mit Thränen in den Augen hinzu: „Mein Herzenskind! Du hast kein glückliches Heim hier bei uns, ich weiss das sehr wohl. Es ist etwas ganz Anderes, wenn man, wie ich, mit dem Leben abgeschlossen hat, aber junges Blut bedarf der Sonne und des Glückes.“ — „Ich habe Dich ja, Mütterchen!“ flüsterte ich. Sie erhob sich lächelnd und sagte dann mit dem schelmischen Humor, der zuweilen bei ihr durchbricht: „Sind denn die jungen Mädchen heutzutage so genügsam?“ Dann sagten wir einander gute Nacht und zogen uns jede auf ihr Stübchen zurück.

Was sie damit meinte, weiss ich sehr wohl. Sie dachte an Erik. Ja, Du lieber Freund in der Ferne, dessen seltene und kurze Briefe die flüchtigen Sternschnuppen in der Finsternis des verflossenen Jahres bildeten, Du solltest nur ahnen, welche gefährlichen Pläne hier gegen Deine Freiheit geschmiedet werden. Ob Du dann wohl überhaupt jemals heimkehrtest? Ach ja, das thätest Du sicher. Aber wenn Du ahntest, in wie hässlicher, unfeiner Weise ich auf Dich spekuliere, da würdest Du mich mit Recht verachten. Frage ich mich nämlich selber, ob ich Dich liebe, so lautet die Antwort: Nein! — Und doch, wenn Du in diesem Augenblick zur Thür hereinträtest und mich fragtest, ob ich Dich heiraten wollte, so würde ich, ohne mich zu besinnen, Ja sagen. Denn Du bist die einzige Rettungsplanke, die ich erblicke, — die einzige, die mich von dem traurigen Wrack, von meinem Elterhause, erretten kann. Und ich schreie es hinaus in diese Sylvesternacht: „Hülfe! Hülfe!“ — — Wenn Du meinen Notruf hörtest, wenn Du zu mir kämest, so gelobe ich Dir, dass ich Dir eine gute treue Gattin werden, dass ich Dich immer lieb haben und niemals vergessen will, was ich Dir zu verdanken habe. Ich habe gelernt, meine Ansprüche an das Leben herabzustimmen. Jetzt flehe ich nur noch um Freiheit.

Ja, Mutter, Du hattest vorhin recht, ich habe kein glückliches Heim. — Ich schmachte nach Sonne und Wärme, ich bin ein armer, blasser Kallastengel in einem kalten, dunklen Hinterzimmer.

— — — Ich habe soeben durchgelesen, was ich geschrieben habe, und ich schäme mich über mich selber. Hier habe ich, Julie Magens, in der Schule Eulenspiegel benamset, gesessen und die Tinte wie Thränen aus meiner Feder fliessen lassen. Schäme Dich, Mädchen, trockne Deine Augen, und setze ein freundliches Gesicht zum neuen Jahr auf. Natürlich birgt es etwas Gutes für Dich in seinem Schooss, — wenn Du nur selber die Hand danach ausstrecken willst. Vielleicht bringt es Dir schon morgen einen Gruss von Erik. Bekomme ich aber morgen, — oder vielmehr heute, einen Neujahrsgruss von Erik, dann:

„Mädel kämm Dich, putz Dich, mach Dich fein,
Du sollst mit auf Julie's Hochzeit sein!“

Den 1. Januar.

Also: ich habe allen Grund, in rosigster Laune zu sein: Ich habe einen Brief von Erik bekommen. Und noch dazu einen langen Brief mit verliebter Sehnsucht nach der „Pflegeschwester“ Julie. Erik hat das Geld, das ihm sein Vater für seine Studien in Wien gegeben, so ziemlich verbraucht; ihm ist ausserdem ein schmeichelhaftes Anerbieten gemacht, mit einem der angesehensten Architekten hierorts in Kompagnie zu treten. Wenn sein Vater ihm nun nur das erforderliche Kapital vorschiessen will, kehrt er schon in wenigen Wochen heim, „und dann habe ich,“ — schreibt er, — „eine sehr wichtige Angelegenheit mit Dir zu bereden.“

Mit andern Worten: in einem Monat bin ich mit dem Architekten Erik Glerup verlobt, und im April heiraten wir. Wir beziehen eine Wohnung von fünf Zimmern, unsere Möbel werden nach den Zeichnungen angefertigt, die [illegible] in den letzten Weihnachtsferien entwarf, als wir uns im Scherz darüber [illegible]elten, wie wir uns eine Wohnung einrichten würden; wir bekommen [illegible]ch jeder Richtung hin schön und angenehm; wir führen ein mässig ge-

Digitized by Google

selliges Leben, wir besuchen hin und wieder einmal das Theater und gehen stets auf gute Plätze, wir sind allgemein geachtet und angesehen, wir schulden niemand etwas, wir legen im Gegenteil alle Jahre etwas zurück, und für [illegible] Tausend, das wir zurücklegen, gestatten wir uns einen neuen Komfort. Wir enden als reiche Leute, sind Etatsrats und Ritter vom Dannebrog p. p.

Und wenn dann die Etatsrätin Julie Glerup, Präsidentin des Vereins „Die Krippe" reich an Jahren und Achtung ihrer Mitmenschen zu einem seligen Tod eingeht, da wird sie mit einem letzten Blick auf ein Leben zurückschauen, das grau in grau hinter ihr liegt, prosaisch — ehrbar, ehrbar — langweilig, — alles Eigenschaften, die sie stets in den Tod verabscheut und gehasst hat.

Aber obwohl sie in diesem Augenblick weder prosaisch noch ehrbar noch Etatsrätin, auf's Haar weiss, wie sich die Zukunft gestalten wird, wenn sie sich mit dem guten, dem ehrbaren, dem tüchtigen Erik verheiratet, so thut sie es trotzdem, thut es, weil sie eine feige Person ist, die trotz ihrer ketzerischen Gesinnung vor der Meinung der Leute in ein Mauseloch kriecht, und sich nur in ihren Gedanken und Träumen von dem Fleckchen fetter Erde fortwagt, auf dem sie ihre sichere Nahrung findet. Hat sie nicht einen glänzenden Beweis von ihrer Feigheit gegeben, als sie vor drei Jahren das Haus ihrer Eltern verliess, mit dem heroischen Entschluss, es jetzt nicht länger ertragen zu wollen, um dann fünf Stunden später wie ein ungezogenes kleines Mädchen zu der väterlichen Zucht und mütterlichen Klage heimzukehren?

Wenn ich bedenke, dass diese lächerliche Flucht die „Heldenthat" meines Lebens ist, da erkenne ich errötend, dass ich zu nichts Epochemachenderem geschaffen bin als zur Etatsrätin; dass ich im Gegenteil dem Himmel auf den Knieen danken muss, wenn ich es soweit bringe.

Also: ich will von Herzen dankbar sein für Eriks Brief! Es ist mein Weihnachtsevangelium. Er bürgt mir dafür, dass ich vor Johanni ehrbare Hausfrau und der Gegenstand des Neides für ein Dutzend Cousinen sein werde. Und das ist doch immer etwas!

— -- — In Veranlassung des Neujahrstages sind wir zum Gala-Diner bei Grossmutter gewesen. Grossmutter ist, dafür, dass sie Vaters Mutter ist, eine ungewöhnlich liebenswürdige Frau. Im Grunde glaube ich, dass sie sich fürchterlich über Vater ärgert, falls man sich in Bezug auf das Gefühlsleben der Grossmutter eines so starken Ausdrucks bedienen darf. Sie sitzt unbeweglich zwischen Kissen aufgepflanzt in ihrem steifen Mahagonisofa, über dem der selige Grossvater in Oel hängt — Vaters Debutarbeit — eine stramme, magere, asketische Prälatengestalt in bischöflichem Ornat, das Ordensband um den Hals. Grossmutter gleicht einer Wachsfigur, keine Fiber zittert in ihrem grossen, regelmässigen, von einem getollten Strich umrahmten, weissen Antlitz und während der letzten Jahre hat sie nicht einmal ein Strickzeug in der Hand gehabt. Sie sitzt da als Sinnbild des von allem irdischen Kummer, aller Unruhe geläuterter Alters und sie spricht mit einer Stimme, die stets denselben feierlich tiefen Klang hat, mag sie nun Freude oder Kummer ausdrücken, und dabei so langsam, als müsse sie jedes Wort erst mühsam suchen. Aber in dem erloschenen Gesicht leuchten zwei grosse, gute, dunkle Augen mit einer eigenartig starken Glut, die können einen so fest und liebevoll, so forschend und mildverständnisvoll ansehen, dass man das Verlangen empfindet, sich ihr um den Hals zu werfen und alle seine dummen Sorgen an ihrem alten, ruhigen Herzen auszuweinen.

Die Speisenfolge bei Grossmutters Neujahrs-Diner ist ebenso unveränderlich wie sie selber: eine echte Familiensuppe, stark, würzig und duftend mit vielen Kräutern und Fleischklössen, gekochte Scholle, ein gewaltiger, saftiger roter Rinderbraten und ein selbstgebackener Apfelkuchen. Dazu ein Rotwein, mit dem nicht verschwendet wird, den zu trinken aber auch beinahe ein Jammer ist, so berauschend schön duftet er, — eine Hinterlassenschaft meines vor fünfzehn Jahren verstorbenen, hochehrwürdigen Grossvaters, — und zum Dessert ein Glas Madeira.

Digitized by Google

053
N481

Digitized by Google

Digitized by Google

053
N481

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Deutsche Rundschau

(Freie Bühne)

VI. Jahrgang.

Erstes und zweites Quartal.

1895.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

Digitized by Google

121620

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

zum ersten Halbband des sechsten Jahrgangs der „Neuen Deutschen Rundschau".

Seite

Romane, Novellen etc.

Peter Nansen, Julies Tagebuch 11, 116, 225
Wilhelm Hegeler, Pygmalion . 61
Hanns v. Gumppenberg, Das Paradies 80
B. E. Moni, Christi Wiederkehr . 157
Curt Martens, Die letzte Wonne 182
Ernst Rosmer, Der Bauer und das Prinzesschen 262
A. Gemberg, Aufzeichnungen einer Diakonissin 338, 433, 541
M. Schwann, Das Osterei . . . 379
Gustav Gugitz, Der Stammbaum . 402
Otto Erich Hartleben, Der Einhorn-Apotheker 481
Fannie Gröger, Sanct Nothburgas Erdenreise 584

Gedichte.

Otto Julius Bierbaum, Ballade vom Tode und dem Zecher . . 191
Christian Morgenstern, Wolkenspiele 508

Philosophie.

Dr. Karl Joël, Das Zeitalter der Ethik 105
Dr. Karl Joël, Das Herz der Wissenschaft 470

Kultur und Politik.

Prof. Dr. L. Gumplowicz, Sociale Sinnestäuschungen 1
Dr. Ernst Harmening, Die verlorene Inschrift 71

Seite

Franz Giesebrecht, „Kolonialgreuel" 134
Prof. Dr. L. Gumplowicz, Das Eigentum als soziale Thatsache 172
Dr. Ernst Harmening, Unter dem Hasenpanier 186
Zur Reform des Strafrechts . . . 209
Prof. J. Platter, Standpunkte . . 321
Dr. Benedict Friedländer, Aphorismen über die Rassenfrage in der Völkergeschichte 354
Dr. Ernst Harmening, Untergang und Wiedergeburt der Parteien . 396
Prof. Wilhelm Förster, Die Verständigung der Kulturvölker . . 407
Prof. H. Herkner, Drei Dorfgemeinden der badischen Hard . . 425
Björnstjerne Björnson, Casimir Perier 495
Öffentliche Lesehallen 510
Prof. Dr. L. Gumplowicz, Die Monarchie 527
Dr. Franz Oppenheimer, Unsittlichkeit und Erziehung . . . 594
Michael Georg Conrad, Die Reichspolitik auf dem Dorfe . . 605

Bildende Kunst.

Richard Muther, Makartbouquet und Blumenstrauss 192
Dr. Oskar Bie, Ausstellung 1895 . 565
Max Osborn, Die Pariser Salons . 614

Musik.

Dr. Wilhelm Kienzl, Ueber die schöpferische Thätigkeit des Musikers 388

Digitized by Google

Seite

Naturwissenschaften.

Houston Stewart Chamberlain, Büchners Sturz 572

Litteratur.

Dr. Paul Schlenther, Ibsens Klein Eyolf 75
Dr. Franz Servaes, Kritik und Kunst 165
Dr. Robert Saitschick, Gabriele d'Annunzio 277
M. Heimann, Unsere erzählende Litteratur 464
Neue Dramen 512
Homosum, Die Wahrheit über Gustav Freytag? 600

Verschiedenes.

Briefe des Generals Charles Gordon 39, 254
Max Stirner, Das unwahre Prinzip unserer Erziehung 49

Seite

Z. W., Rubinstein 84
Prof. Oswald Flamm, Rettungseinrichtungen unserer Seeschiffe . 273
Edmund W. Rells, Die moderne Schauspielkunst 283
Die Deutsch-Französische Annäherung. Eine Umfrage bei Deutschen und Franzosen 286, 412
Prof. Dr. L. Gumplowicz, Vom alten Montesquieu 312
Amerikanischer Realismus 317
Torquato, Wie denken Sie über Russland? 413
Die Entwicklung der modernen Technik 414
Prof. E. Leyden, Volksheilstätten 455
Michael Georg Conrad, Münchener Frühlingswunder . . . 503
P. Chr. Hansen, Die Bedeutung des Nord-Ostseekanals 610

Kritische Rundschau.

(Theater, Kunst, Zeitschriften, Chronik u. A.) S. 89, 194, 319, 420, 515, 619.

Digitized by Google

SOCIALE SINNESTÄUSCHUNGEN.

VON

PROF. LUDWIG GUMPLOWICZ (GRAZ).

Von unheimlichen Gespenstern der Täuschung umschwärmt schreitet die Menschheit ihren dunkeln Weg. Von Zeit zu Zeit entzündet der Eine und der Andere eine Fackel und leuchtet dem einen und dem andern Gespenst ins Antlitz und siehe: es verschwindet!

Ein solches Gespenst war der Geocentrismus; da kam Copernicus, da kam Giordano Bruno und Galilei und zündeten eine Fackel der Wahrheit an, und es verschwand. Gewiss, dem Giordano Bruno und dem Galilei wäre es besser ergangen, wenn sie die Fackel, die Copernicus anzündete, verlöscht hätten, statt sie hoch zu schwingen: mit tausend Qualen und mit ihrem Leben bezahlten sie die Verkündung der Wahrheit. Dafür ehrt die Menschheit sie heute als Wohlthäter, die ein lästiges Gespenst der Täuschung vertrieben.

Es blieben deren noch genug. Der Antropocentrismus begleitete uns bis Darwin und seine Genossen. Auch diesem Gespenst wurde mit der Fackel der Wahrheit ins Antlitz geleuchtet und es verschwand.

Heute wissen wir, welche Stellung wir in der Natur einnehmen: wir sind die grausamsten Bestien auf dieser Erde. Unsere Grausamkeit ist desto gefährlicher, weil wir zugleich die raffinirtesten sind. Es ist das eine traurige Wahrheit, die wir dem Darwinismus und der modernen Naturwissenschaft verdanken: aber nur die Selbsterkenntniss führt zur Besserung. So lange der Mensch sich für ein höheres Wesen hielt, beging er skrupellos die abscheulichsten Grausamkeiten; die Folterwerkzeuge der Inquisition und die Scheiterhaufen der „Religiosität" verübte das „höhere Wesen", welches von Darwin noch nicht seinen Affen-Stammbaum erhalten hatte; heute, wo wir wissen, dass wir Affen-Nachkommen sind, ist das Bestreben schon etwas mehr verbreitet, „Menschen" zu werden.

Um es voll zu werden, daran hindern uns noch zwei Gespenster. Das eine ist der Ethnocentrismus, jener fluchwürdige Wahn der Nationen, als ob jede von ihnen die erhabene „Mitte" oder die „Spitze" der Menschheit bilde. Wie sich die Chinesen für das „Volk der Mitte" halten, so hielten sich die Juden für das „auserwählte"; die Franzosen schritten „an der Spitze der Civilisation" und den Deutschen ver-

Digitized by Google

sicherte Hegel (und sie glaubten es ihm gerne), sie seien „die Verkörperung des objektiven Geistes", was so viel bedeuten sollte, wie „der Gott unter den Völkern". Nun, dem Gespenst des Etnocentrismus hat die moderne Sociologie ins Antlitz geleuchtet — und er beginnt zu schwinden.

Das unheilvollste aber aller dieser Gespenster, das den Gang der Menschheit behindert, das wie ein Bleigewicht an deren Sohlen sich hängt, ist der Akrochronismus (möge das Wort mir verziehen werden), das ist der unselige Wahn jedes Zeitalters, dass es das „höchste" sei. Wir glauben fest daran, dass unsere Zeit die Zeit der „grössten Fortschritte, der grössten Civilisation, der grössten Humanität" sei und das sie weit hinter uns liegen die Zeiten „der Wildheit" und der „Barbarei". Wir nennen unsere Zeit das „Zeitalter der Vernunft" und hinter uns wähnen wir die Zeiten „des Glaubens und Aberglaubens".

Diese sociale Sinnes-Täuschung entsteht dadurch, dass wir stets nur zurückblicken auf vergangene Jahrhunderte und weil jene auf andere Weise barbarisch waren, so glauben wir civilisirt zu sein. Wehe aber denjenigen, welche es wagen mit der Fackel der Wahrheit diesem Gespenst der Täuschung ins Antlitz zu leuchten und uns zu zeigen, dass wir im Grunde eben solche Barbaren sind wie unsere Vorfahren, nur in anderer Weise, nach anderer Methode. Diese lästigen Tadler werden allerdings nicht gekreuzigt und nicht verbrannt; das ist heute nicht mehr Mode: aber sie werden ins Gefängniss geworfen; das ist modern, das ist XIX. Jahrhundert und fin de siècle! —

Welche Barbarei darin liegt, Leute für Meinungsäusserungen, für Worte mit monate- und jahrelangem Gefängniss zu strafen, dessen sind wir uns gar nicht bewusst, weil wir fest überzeugt sind, dass diejenigen, welche die heutige „Ordnung" angreifen, das in dieser Welt Bestmöglichste „umstürzen" wollen. Das ist das Gespenst des Akrochronismus, das uns bethört.

Diese sociale Sinnestäuschung ist um so verderblicher, da sie uns verleitet, all und jedes Bestehende, weil es zu unserer Zeit besteht, schon deswegen für etwas Vorzügliches, Unantastbares zu halten und diejenigen als verbrecherische „Umstürzler" anzusehen, die an diesem Bestehenden etwas auszusetzen finden, die ihre Meinung dahin äussern, dass an Stelle dieses Bestehenden etwas Besseres zu setzen schon Zeit wäre. Und gleich wie einen Menschen, der ein schlechtes Gewissen hat, der eine Missethat begangen hat, schon die leiseste Andeutung derselben unruhig und verwirrt macht, so dass er seiner Sinne nicht mächtig wird: so benehmen wir uns, wenn uns jemand das Bestehende als eine Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit schildert; wir lärmen und zetern über infame Anschläge gegen die bestehende „Ordnung", trotzdem uns nachgewiesen wird, dass unsere Ordnung eigentlich eine Unordnung sei; wir rufen nach der Polizei und klagen die kühnen Tadler laut wegen ihrer „Umsturztendenzen" an. Nüchtern betrachtet aber was thun diese Umstürzler? Sie beginnen eine Discussion über die Übelstände und Notstände unserer Zeit, die Niemand wegleugnen kann und über die, wenn man sie bessern oder beseitigen will, man doch zunächst laut und allseitig discutieren muss. —

Digitized by Google

Und gerade diese Diskussion, welche die Vorbedingung aller Besserung ist, wird mit allen Mitteln der Polizei und des Strafgerichts unmöglich gemacht.

Das ist eine Folge der akrochronistischen Sinnestäuschung, als ob unsere heutige gesellschaftliche „Ordnung" die einzig richtige und gerechte wäre, und dass, wer diese angreift, auf den „Umsturz" losgeht.

Dagegen brauchen wir uns nur einen Augenblick der akrochronistischen Täuschung bewusst zu werden, und wir müssen es einsehen, dass alle diejenigen, welche das Bestehende angreifen in der That nur unbewusste und halbblinde Werkzeuge der geschichtlichen Entwicklung sind, welche unablässig bemüht ist, an Stelle des Bestehenden etwas Besseres zu setzen, und dass vom Standpunkt des geschichtlichen Fortschritts alles „was besteht, wert ist, dass es zu Grunde geht". Die sogenannten Umstürzler sind also im Lichte der Geschichte betrachtet nur Dränger und Stürmer, welche naturnotwendig sich einstellen, wo Bestehendes baufällig wird, und statt sie zu verfolgen sollten wir lieber ihren Naturlauten lauschen und uns Rechenschaft darüber zu geben trachten, nach welcher Richtung die neueste Strömung der Ideen, die neueste soziale Bewegung hinweist. Denn nicht auf dem Gipfel der Zeiten stehen wir: mitten auf steilem Abhang keuchen wir dem Gipfel entgegen, der stets uns zu fliehen scheint. — Ein Stehenbleiben auf steilem Abhange, wäre verhängnissvoll. Die Kraft aber zum Vorwärtsschreiten können wir nur aus der Überzeugung schöpfen, dass wir noch nicht auf dem Gipfel angelangt sind, dass der Akrochronismus eine Täuschung ist. Daher sollte uns alles willkommen sein, was diese Täuschung zerstört; jeder Stürmer, der uns vorwärts drängt, macht sich um uns verdient, jedes herbe Wort, das uns als Tadel und Kritik entgegengeschleudert wird, sollten wir tief beherzigen und jede Bestrebung über das Bestehende hinauszukommen sollten wir nicht als „Umsturzbestrebung" bestrafen, sondern darauf hin untersuchen, ob sie uns nicht nützen kann, um den steilen Pfad leichter zu erklimmen.

Statt dessen machen wir den Stürmern und Drängern, deren Püffe und Stösse uns allerdings unangenehm sind, die uns aber doch zwingen, vorwärts zu kommen und jedenfalls vor einem Zurücksinken behüten, ewige Prozesse, welche an die Hexenprozesse vergangener Jahrhunderte erinnern, auf die wir doch als auf Beweise der Barbarei und Unwissenheit jener Jahrhunderte hinweisen. Wenn nun aber unsere „Umsturzprozesse" bei näherer Betrachtung sich als im Grunde mit jenen Hexenprozessen nicht nur in vielen Stücken wesensgleich, sondern in andern wieder als noch viel unvernünftiger erweisen: dann wird uns wohl eine Ahnung unserer Barbarei dämmern. Dass dem aber so ist, lehrt eine halbwegs unbefangene Erwägung.

In den Jahrhunderten „mittelalterlicher Barbarei", wie wir es nennen, in den „finsteren" Zeiten des „Aberglaubens und des Fanatismus" verurteilte man die Hexe wegen eines imaginären Unheils, welches sie angeblich durch ihre Zauberkünste anrichtete oder anrichten könnte. Wir lachen heute ob der Unvernunft unserer Vorfahren, weil wir an Zauberkünste und Hexereien nicht mehr glauben.

Weswegen verurteilen wir aber unsere „Umstürzler"? Das Unheil, das sie anrichten könnten existirt nur in der erhitzten Phantasie

Digitized by Google

geängstigter Philister. Allerdings lassen sich ihre Reden unter so manchen Paragraph des Strafgesetzes subsumieren. Aber was lässt sich denn darunter nicht subsumieren? Es gehört wahrhaftig nicht viel Witz dazu, um all und jede politische Rede jedes modern-gebildeten und fortschrittlich-gesinnten Menschen unter die betreffenden Paragraphen des Strafgesetzes zu bringen. Denken wir uns für einen Tag die Immunität der Parlamentsdebatten und den Paragraphen der europäischen Verfassungen über die „Freiheit der Wissenschaft" beseitigt, dann wandern ohne sonderliche Anstrengung, nur bei etwas gutem Willen der Herren Staatsanwälte die allermeisten Mitglieder unserer Parlamente in Gesellschaft der Gelehrten aller weltlichen Fakultäten in's Gefängniss. Denn ihnen allen könnte ohne grosse Mühe das aufrichtige Bestreben einen sogenannten „Umsturz" herbeizuführen, nachgewiesen werden. Glücklicherweise geniessen Deputierte und Gelehrte eine gewisse Immunität, es müssen also die armen Teufel von Volksrednern und Arbeiterführern das Bad ausgiessen. Betrachten wir nur etwas näher, weswegen man diese Leute einsperrt. Dem Einen wird zur Last gelegt, dass er „zu Klassenhass aufgereizt" habe. Du lieber Gott, als ob ohne diesen Störenfried die Klassen sich lieben würden, und nur er, als moderne Hexe, diese gegenseitige Liebe in Hass verwandelte! Dass der Klassenhass eine sociale Thatsache ist, dass er existirt und aus ganz natürlichen Gründen vorhanden ist: das verschweigt man, davon will man nichts wissen. Man täuscht sich selbst und will andere glauben machen, als ob es nur die Rede dieses oder jenes „Führers" sei, die den Klassenhass erzeuge. Die Wahrheit ist aber, dass der Hass seine ganz natürliche Ursache hat in dem Druck, den die eine Klasse auf die andere ausübt; dieser Druck und die inhumane Ausbeutung erzeugen den Hass, der in seinem latenten Zustande sogar gefährlicher ist als in seinen offenen Manifestationen. Denn angesammelt in latentem Zustande führt er zu gewaltsamen Ausbrüchen und Explosionen: während wenn er sich in lauten Klagen und Beschwerden Luft macht die gewaltsamen Ausbrüche unterbleiben und die Möglichkeit reformatorischer Actionen gegeben wird. Diejenigen nun, welche sich zu Anwälten der bedrückten Klassen aufwerfen, über das Unrecht der Ausbeutung laut Klage führen und die Diskussion darüber eröffnen: die sind eher Wohlthäter der Menschheit, denn sie überführen den mehr gefährlichen latenten Hass in einen minder gefährlichen Zustand offener Recriminationen. Die Diskussion nämlich ist der Beginn jeder Reform: wer die Diskussion eröffnet und unterhält, in welcher Weise er es auch thut, hat jedenfalls das Verdienst, an einem überheizten Dampfkessel, der nahe der Explosion ist, das Sicherheitsventil geöffnet zu haben. Und gerade diejenigen, welche dieses Verdienst haben, werden als Verbrecher behandelt, die „zum Klassenhass aufreizen". Sind das nicht eine Art Hexenprozesse? Ein späteres Jahrhundert wird diese Frage mit einem entrüsteten „Ja" beantworten.

Oder betrachten wir diejenigen die wegen „Verächtlichmachung des Staates und seiner Einrichtungen" in Gefängnissen schmachten. Worin besteht ihr Verbrechen? Was haben sie Schlechtes gethan? Sie kritisirten den heutigen Staat und viele seiner Einrichtungen worin angeblich eine „Verächtlichmachung" des Staates liegen solle. Nun fragen wir: erscheint uns der Staat der vergangenen Jahrhunderte,

Digitized by Google

mit seinen Frohndiensten der Bauern, mit seiner beispiellosen Bedrückung des Landvolkes, mit seinen Folterwerkzeugen und was derlei Missbräuche mehr waren, nicht verächtlich? Und sollte wirklich das XIX. Jahrhundert den Gipfel der Zeiten darstellen, die höchste Stufe der Entwicklung erreicht haben? Welch verderblicher Wahn, welch gefährliche, fortschrittsfeindliche, ja geradezu unheilvolle Einbildung liegt in diesem Akrochronismus! Wer aber von einem solchen sträflichen Wahne sich frei macht, muss der nicht einsehen, dass auch der Staat unseres Jahrhunderts einem spätern Jahrhunderte ebenso verächtlich wird erscheinen müssen wie der Staat des vorigen Jahrhunderts uns erscheint? Wer also den heutigen Staat kritisirt und ihn in unsern Augen „verächtlich" macht, der erwirbt sich ein Verdienst um die Menschheit, der ist nur ein Verkündiger und zugleich ein Förderer eines zukünftigen Fortschrittes. Diejenigen aber, die das thun auf die Gefahr hin für ihre Reden mit jahrelangem Gefängniss bestraft zu werden, vermehren die unendliche Reihe der Märtyrer die mit Sokrates und Christus beginnt.

Man wende uns nicht ein, dass der und jener doch weder Philosoph noch Gottmensch, sondern ein „verdorbener Student", ein „ehrgeiziger Demagoge", ein „mandatslüsterner Agitator" u. dergl. sei: das ändert nichts an der Sache. Es kommt ja gar nicht darauf an, was und wer der Betreffende ist, sondern was er spricht. Denn soziologisch betrachtet ist keiner er selbst. Was der X. und Y. in der Volksversammlung spricht, das spricht nicht er; das spricht seine Zeit, das spricht seine sociale Umwelt; das ist ein Volkskreis der durch seinen Mund sich Luft macht. Der X. und Y. mag sein wer er will: als Redner und Sprecher ist er einfach das Sprachrohr aus dem die Stimme grosser unzufriedener Volkskreise an unser Ohr dringt. Der X. und Y. mag welche immer persönlichen Motive haben; es mag Ehrgeiz, es mag Sensationsbedürfniss oder was immer für ein Motiv sein, darauf kommt es ja gar nicht an: aus ihm spricht eine sociale Ideen-Strömung, von der er getragen ist. Es ist nur eine kurzsichtige Taktik alle Schuld auf ihn zu wälzen, als ob das was er sagt, sein geistiges Eigentum wäre. Es giebt einfach kein geistiges Eigentum in dieser Bedeutung. Was X. und Y. sagt, das schöpft er aus dem vollen Reservoir der Volksmeinung die kein anderes Mittel hat, keinen anderen Weg, sich zu offenbaren.

Eine tiefe Unzufriedenheit mit der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung hat heute nicht nur weite Volkskreise, sondern alle denkenden und gutgesinnten Menschen ergriffen. Auf welche Weise kann sich diese Stimmung offenbaren? Alle können sie ja nicht auf einmal an ein und demselben Ort und gleichzeitig reden. Ja, wäre das möglich, dann gäbe es allerdings keine Umsturzprocesse, einfach aus dem Grunde, weil es viel zu wenig Gefängnisse gäbe um sie alle unterzubringen. Man müsste alle Häuser ganzer Städte und Stadtteile zusperren und die Leute darin gefangen halten. Dann würde wohl starker Mangel an Schutzmannschaft herrschen. Nun macht sich aber die Stimmung der Bevölkerung nicht auf diese Weise Luft. Es sind immer nur wenige und meist jüngere Leute die unfreiwillig und unbewusst die Klagen der Volksseele laut erschallen lassen. — Wenn ein Wind weht, da schwingen und läuten nicht alle massiven Thurmglocken: nur die Glasglöcklein der „Äolsharfen", die ertönen. Wer

Digitized by Google

ist aber Schuld an ihrem Tönen, sie oder der Wind? Übrigens braucht der Wind nur stärker zu werden, er braucht nur zum Sturm sich auszuwachsen und auch die massiven Thurmglocken dröhnen dann. Wir aber schlagen los auf die zarten Äolsharfen und wollen sie zertrümmern weil sie unsere Ruhe stören, statt ihnen dankbar zu sein, dass sie uns die Bewegung der Luft, die Richtung des Windes anzeigen; ja, wir sind so naiv zu glauben, dass sie es sind, die den Wind machen! — Zu diesem unserem Irrtum trägt allerdings auch bei eine antiquirte individualistische Ansicht über die Entstehung unserer Gedanken und unserer Strebungen; jener ganze veraltete Rattenkönig von Vorurteilen, der sich um den „freien Willen" herumwickelt und den Einzelnen als einen Gott-Schöpfer seiner Gedanken und Wollungen ansieht. Wann wird einmal die einzig richtige sociologische Betrachtung des Menschen sich Bahn brechen, die im Einzelnen nur ein Product seiner Umwelt, seine Gedanken und Wollungen als sociale Thatsachen erkennen wird, d. h. als solche, die sich ausserhalb seiner Individualität vollzogen und deren Ausdruck lediglich der Einzelne werden kann? Wir sind noch weit entfernt von einer solchen einzig richtigen Auffassung der Individualität als eines Brennpunktes den die socialen Lichtstrahlen erzeugen, der aber an und für sich selbst nichts ist.

Wir jagen diesen leuchtenden Brennpunkten nach und glauben alle socialen Lichtstrahlen zu verlöschen, wenn wir einen solchen Brennpunkt fassen. Wir merken gar nicht die Täuschung, dass wir, nachdem wir sie „fassten", nichts in der Hand haben, dass die Millionen socialer Lichtstrahlen ihre Wirkung weiter üben und ihre Brennpunkte ewig und unabänderlich erzeugen und mögen wir hunderte und tausende Leute, die jedesmal zufällig in den Brennpunkt zu stehn kommen, bei Seite schaffen und hinter Schloss und Riegel legen.

Mit den Hexenprozessen haben die Umsturzprozesse insbesondere die Täuschung über eine angebliche Gefahr gemein, die thatsächlich nicht vorhanden ist. Und da wollen wir gleich von der so sehr befürchteten grössten Gefahr sprechen, mit der heutzutage allgemein Wau-Wau gespielt wird: wir meinen die Gefahr des Staats-„Umsturzes". Gegen diese eingebildete Gefahr ist ja die Gefahr des Verhexens, die man den Hexen imputierte, eine sehr ernste Sache. Denn am Ende könnten ja moderne Hypnotiker und Suggestionstheoretiker die Frage des Verhexens ernstlich behandeln: was von der Frage des „Staats-Umsturzes" wahrhaftig nicht geschehen kann.

Denn ich frage, ob jemand mit gesundem Verstande annehmen kann, dass es in der Macht irgend eines Einzelnen ist, der weder über Armeen noch über Krupp'sche Kanonen verfügt, irgend eine Handlung zu setzen, die auch nur im entferntesten zur Ursache eines „Staats-Umsturzes" werden kann? Man muss eben keinen Begriff haben von der socialen Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit des Staates, um zu glauben, dass es vom Willen Einzelner abhänge, Handlungen zu setzen, die auch nur in der weitesten Verkettung von Ursache und Folge den „Umsturz" des Staates herbeiführen könnten. An solche Wahnbilder können nur Leute glauben, die den Staat als willkürlich gestaltetes Menschenwerk ausserhalb alles Naturgeschehens setzen und in ihrer Einfalt sich zu „Hütern" dieses „Werkes" aufwerfen. Allerdings stehen diese Angstmeier auf derselben

Digitized by Google

Gedankenhöhe wie ihre Gegner, die „Anarchisten", die da meinen, dass es nur einiger kräftiger Rucke bedarf und der Staat stürze in sich zusammen, sei dann tot und werde begraben. Nun, es hat ja auch immer bona fide handelnde Hexen gegeben, welche von der Wirksamkeit ihrer Zauberkünste überzeugt waren. War deswegen etwa ihr Flammentod mehr gerechtfertigt?

Zwei Dinge wollten wir durch obige Auseinandersetzungen erweisen: erstens dass wir über die „barbarischen" Jahrhunderte der Hexenprozesse nicht gar so sehr uns erhaben fühlen sollten: denn wir haben unsere verschiedentlichen Umsturzprozesse.

Zweitens dass es hoch an der Zeit wäre, dass unsere Gesetzgeber sich auch ein wenig auf dem Gebiet der Sociologie umsehen. Sie könnten da zweierlei Lehren beherzigen. Die eine ist die vom Individuum und zwar, dass dieses mit all seinem „sittlich-freien" Geist und Willen immer nur eine Folge und zwar eine notwendige unvermeidliche Folge, nie aber selbständige Ursache ist. Will man nun dieses Individuum aufheben, seine geistige Thätigkeit wirkungslos machen, so muss man trachten, die Ursachen dieses Individuums aufzuheben. Lässt man die Ursachen bestehen oder kann man sie nicht beseitigen, so hilft die Beseitigung dieses einen Individuums gar nichts, denn die bestehen bleibenden Ursachen erzeugen dieselben Folgen und an Stelle des beseitigten Individuums kommen andere, die ganz dasselbe denken und wollen und thun.

Eine zweite Lehre der Sociologie ist die, dass der Staat als sociales Erzeugniss, als sociale Thatsache ebensowenig „umgestürzt" werden kann wie man die Sonnenstrahlen in Eiszapfen verwandeln kann. An dem Staate kann vieles gebessert werden: umgestürzt, aufgehoben, vernichtet kann er nicht werden, ausser dass er durch einen mächtigeren Staat von aussen her erobert und annectirt wird. Wenn also die Existenz des Staates überhaupt ausser Frage steht, so kann es sich nur um Verschlimmerung oder Verbesserung der Lage menschlicher Gesellschaften im Staate handeln. Wenn es sich aber überhaupt nur darum handeln kann, die gesellschaftlichen Zustände im Staate zu verschlimmern oder zu verbessern, so sollte man jedem, der über den Staat öffentlich spricht oder schreibt, eine Verdienstmedaille widmen, aber ja keinem von ihnen dafür einen Prozess machen. Denn es giebt ja nur zwei Möglichkeiten: entweder er spricht die Wahrheit oder die Unwahrheit. Im ersteren Falle fördert er die natürliche Entwickelung der socialen Zustände direkt: in letzterem Falle thut er dies indirekt, indem er durch Weckung von Widerspruch die Wahrheit provocirt. Schaden kann aber auch das dümmste Reden nicht: denn wie könnten individuelle Meinungsäusserungen die Entwicklung eines Naturprozesses (und ein solcher ist ja der sociale Entwicklungsprozess) ändern, verhindern oder aufhalten? Und doch beruht nur auf solchen Vorurteilen, als ob der eine oder der andere Redner durch seine Reden dem Staate irgend einen Schaden zufüge, ihn gar „umstürzen" könne, eine Zahl von Gesetzen „zum Schutze des Staates". Das sind einfach Gesetze gegen Zauberkünste und Hexereien. Denn ist der Staat wirklich Etwas, das gegebenen Falles unter Menschen auch nicht sein könnte: dann wäre er gewiss schon längst nicht mehr vorhanden, denn derjenigen, die ihm gram sind, hat es von jeher die bedeutendste Mehrzahl gegeben. Wenn er trotzdem be-

Digitized by Google

steht und immer bestehen wird, so liegt die Ursache einfach in einem socialen Naturgesetze, welches weder der genialste und mächtigste Mensch noch auch Millionenmassen aufheben oder „umstürzen" können.

Das ewige Rütteln aber an bestehenden Einrichtungen hat nie geschadet und kann nie schaden. Im Gegenteil, dieses ewige Rütteln ist eine naturnotwendige Reflexbewegung des socialen Körpers, (um uns dieser viel missbrauchten Metapher zu bedienen) um seine Lage den ihn umgebenden Naturverhältnissen anzupassen und immer angepasst zu erhalten. Ohne dieses Rütteln tritt eine Versumpfung der Gesellschaft ein, der sociale Process stagnirt, es tritt eine Art Fäulniss ein. Dies Rütteln aber besorgen naturnotwendig, unbewusst und unwillkürlich alle oppositionellen oder wie man sie auch nennt „umstürzlerischen" Parteien im Staate. Ein späteres Jahrhundert, das einst auf uns als „Barbaren" mitleidsvoll zurückschauen wird, wird darüber lachen, dass wir diese Wahrheit nicht erkannt und die Rüttler eingesperrt haben, während sie doch um die naturgemässe Entwicklung des Staates und der Gesellschaft, um ihre fortschreitende Anpassung an die immer sich ändernden Bedingungen des Lebens sich mehr Verdienste erworben haben als diejenigen die nicht rütteln sondern sich ducken. Mag es nun das 20. oder 21. oder ein noch späteres Jahrhundert sein, es wird uns auslachen, dass wir die Duckmäuser, die uns dem Erstickungstode nahe brachten, mit Ehren und Würden überhäuften und die Rüttler, die uns zwangen uns mehr Lebensluft und Freiheit zu schaffen, allerdings nicht wie Hexen verbrannten, aber doch nach fortgeschrittenster, vervollkommnetster, ja sogar humanster Methode — quälten. —

* * *

Wenn wir etwas voraus haben vor verflossenen Jahrhunderten, so ist es die öffentliche Discussion und die durch die Presse ermöglichte Verbreitung derselben. Denn nur durch diese Mittel, mögen sie in unzähligen Einzelfällen noch so missbraucht werden, wird die Erkenntniss der Wahrheit gefördert und werden die Gespenster der Täuschung verscheucht. Jede Maassregel aber, welche die öffentliche Discussion beschränken und ihre Verbreitung durch die Presse verhindern will ist fortschrittsfeindlich. Will man aber solche Maassregeln damit begründen, dass man auf zahlreiche Missbräuche der Discussion und der Presse und auf die Gefahr des „Umsturzes" hinweist, die angeblich durch solche Missbräuche herbeigeführt werden kann: so liegt dem nur eine sociale Sinnestäuschung zu Grunde. Denn nie und nimmer kann eine solche Gefahr auch durch die allerunbeschränkteste Discussion herbeigeführt werden.

Man verwechselt eben noch immer die Ursache mit der Wirkung. Die Gedanken und Reden der Menschen sind Wirkungen der socialen Entwicklung, sind sociale Thatsachen: nimmer aber können sie die sociale Entwicklung beeinflussen, weder sie aufhalten noch sie in ihrem naturgesetzlichen Gange stören. Das Individuum ist nicht der Erreger und Urheber der socialen Entwicklung sondern ihr Product. Seine Gedanken und Strebungen auch des genialsten und mächtigsten Menschen sind immer nur Zeiger auf dem Zifferblatt der Geschichte, die von dem dahinter unablässig arbeitenden Uhrwerk der socialen

Digitized by Google

Entwicklung bewegt werden. Nicht der Zeiger bewegt das Uhrwerk sondern umgekehrt.

Das Individuum kann den Gang der Entwicklung nur mehr oder minder getreu interpretiren, kann mehr oder minder dieser Entwicklung entsprechende Handlungen vornehmen. Ist seine Interpretation falsch, so verhallt sie im Winde wirkungslos, ist sie richtig, so bleibt sie als Wahrheit im Gedächtniss der dankbaren Menschheit. Sind seine Handlungen der Entwicklung entsprechend, so werden sie als die Entwicklung fördernd angesehen, gehn sie gegen den Strich der Entwicklung, so werden sie als unangenehme Störungen empfunden, über welche die natürliche Entwicklung zur Tagesordnung übergeht.

Wie wenig aber der Einzelne die natürliche Entwicklung der Dinge ändern kann, wie wenig er natürliche und naturnotwendige Gestaltungen (und eine solche ist der Staat mit allem was an ihm naturnotwendig ist) „umstürzen" kann, das beweist am besten das Beispiel von gewaltigen „Umstürzlern", die zufällig auf Thronen sassen und über Millionen herrschten. Nach ihrer individuellen Veranlagung waren das gerade die geistreichsten und vom besten Willen beseelten Monarchen. Ein solcher war ja Kaiser Joseph II. in Oesterreich. Wäre er Privatmann gewesen, und hätte er so manche in seiner Zeit gelegene Idee öffentlich ausgesprochen, wie er es vom Throne aus that: die alten Hofräte an der obersten „Justizstelle" hätten ihn als „Umstürzler" eingesperrt; am Spielberg hätten sie ihn bei Wasser und Brot zu „bessern" versucht. Diesem Schicksal entging er nur durch den Zufall seiner Geburt. Konnte er aber deswegen und trotzdem er ein mächtiger Monarch war, seine Umsturzpläne durchführen? Was baufällig war und über Nacht von selber eingestürzt wäre, das hat er umgestürzt und das wird ihm von einer dankbaren Menschheit als Verdienst angerechnet. Was aber fest stand, was naturnotwendig entstand und im Volke festgewurzelt war, ihm aber als unvernünftig erschien: das konnte er trotz aller seiner Macht und aller seiner Anstrengungen nicht umstürzen. Er wollte zum Beispiel die Vielsprachigkeit in Oesterreich aufheben und alle Völker Oesterreichs zu Deutschen machen: das konnte er nicht dieser gewaltige Revolutionär. Ja nicht einmal eine solche Kleinigkeit wie den üblichen Pomp der Begräbnisse, der ihm unvernünftig schien, und an dessen Stelle er die einfache Bestattung der Leichen in Leinwandsäcken einführen wollte, nicht einmal diese Kleinigkeit konnte er umstürzen, dieser Umstürzler auf dem Throne. Wäre er aber Privatmann gewesen, die alten Hofräte hätten ihn ganz unnötigerweise in den Kasematten des Spielbergs gequält: denn schliesslich konnte er nichts umstürzen, was naturnotwendig fest stand, und was er „stürzte", wäre auch ohne ihn zusammengestürzt.

Die Leibeigenschaft wäre in Oesterreich aufgehoben worden, auch wenn es keinen Kaiser Joseph II. gegeben hätte; denn sie war unhaltbar geworden und ist ja auch gleichzeitig in andern europäischen Staaten aufgehoben worden; Klöster aber bestehen noch heutzutage in Oesterreich, trotzdem Kaiser Joteph II. deren so und so viele aufgehoben hat. Auch die Vielsprachigkeit im öffentlichen Leben Oesterreichs, die er „abschaffen" wollte, besteht und entwickelte sich seither in naturgemässer Weise. Wenn wir nun sehen, dass es auch Umstürzlern auf Thronen nicht gelingt, das was naturnotwendig, im so-

Digitized by Google

cialen Naturprozesse wurzelnd besteht, zu stürzen, und dass sie höchstens als die Umstürzler dessen gelten, was auch ohne sie nicht mehr haltbar war; was sollen wir zu der ewigen Angst und Furcht sagen, dass uns der und jener junge Weltverbesserer oder Volkstribun den Staat und seine ewigen Ordnungen umstürzen werde? Es ist die reine Furcht vor den Zauberkünsten der Hexen, und mit welchen Strafen immer wir diese „Umstürzler" bedenken, sie stehen ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach mit dem Verbrennen der Hexen auf einer Stufe und brandmarken uns in den Augen späterer Jahrhunderte ganz ebenso als ein unvernünftiges und unwissendes, blinden und rohen Trieben folgendes Geschlecht, wie in unsern Augen die Jahrhunderte der Hexenprozesse und Ketzerverfolgungen gebrandmarkt sind. —

Das alles wird aber so lange nicht besser werden, bis die Geschlechter der Menschen den unseligen Wahn nicht aufgeben, dass jedes von ihnen auf dem Gipfel der Zeiten sich befindet, dass hinter ihm Finsterniss und Barbarei liegt, es selbst aber auf lichter Höhe der Erkenntniss angelangt sei.

Wird einmal dieser akrochronistische Wahn aufgegeben, dann wird auch alle Kritik bestehender Einrichtungen ruhiger und unbefangener ertragen werden, denn man wird die freie Discussion als das anerkennen was sie ist: als das einzige Mittel, Täuschungen und Irrtümer zu erkennen und Missbräuche zu beseitigen.

Gegenüber allen Ausschreitungen der Discussion aber wird man gleichgültig sein, wenn man zu einer naturwissenschaftlichen und soziologischen Auffassung des socialen Entwicklungsprozesses durchgedrungen sein wird; wenn man zur Erkenntniss gelangt sein wird, das auf socialem Gebiete sich alles social vollzieht, das heisst durch sociales Thun und sociales Denken, nicht durch Einzelthun und Einzeldenken. Wir stecken noch viel zu tief in dem individualistischen Irrtum: dass es der Einzelne ist, der sociale Umwälzungen hervorrufen kann und sind noch blind dafür, wie alles Thun und Denken des Einzelnen Produkt seiner Zeit und seiner Umwelt ist; wir sind noch socialblind und nehmen die Tausend geheimnissvollen Fäden nicht wahr, mit denen der Einzelne mit seiner Zeit und Umwelt verbunden ist und die seine individuellen Bewegungen auf Schritt und Tritt bestimmen. Da sich zu diesem Mangel an sociologischer Erkenntniss die zwei angeborenen Schwächen der Menschennatur gesellen, der Hang zur Abgötterei einerseits und rachedurstige Bosheit andererseits: so erklärt es sich, dass wir den einen, die zufällig auf dem Höhepunkt einer socialen Entwicklung stehen, Statuen stellen und die andern, die ebenso zufällig auf dem niedern Anfangspunkt einer solchen Entwicklung stehen, einsperren. Braucht es dafür der Beispiele? Wie viele Hunderte Verkündiger und Vorkämpfer deutscher Einheit mussten im Gefängniss schmachten oder vom heimatlichen Boden in's Exil flüchten, weil sie am Anfang dieser Entwicklung standen, bis man einem Bismarck Statuen aufrichtet, weil er auf dem Höhepunkt dieser Entwickung zu stehen kam. Rachedürstige Bosheit verfolgte die ersten, das tiefe Bedürfniss nach Heroënkultus richtet dem „Begründer der deutschen Einheit" Statuen auf. Und war es in Italien anders? Erst kommen die Hunderte und Tausende „Rebellen" und „Umstürzler", und dann steigt auf ihre zermarterten Körper der „Begründer der italienischen Einheit", ein lorbeerbekränzter Cavour.

Digitized by Google

Dass sich hier naturgesetzliche sociale Prozesse vollziehen, an denen die Einen eben so wenig Schuld trugen als den Andern ein individuelles Verdienst zukommt: von dieser sociologischen Einsicht sind wir noch sehr ferne. Wir fahren ruhig fort, die Einen einzusperren, um einem ihrer glücklichen Nachfolger einst Statuen zu stellen.

Regt sich irgendwo eine sociale Entwicklung und beginnt eine neue Ideeströmung, die sich der Geister bemächtigt und sich auf die eine oder andere Weise Ausdruck verschafft, so zetern wir gegen die Gefahr des „Umsturzes". Polizei, Staatsanwaltschaft und Gericht müssen wacker arbeiten und die „Umstürzler" zu Paaren treiben. Die Entwicklung aber geht ihren naturgesetzlichen Gang, denn nie und nirgends hängt sie von Einzelnen ab; sie schafft sich ihre Leute immer von Neuem, bis sie einmal ihren Höhepunkt erreicht hat: dann liegen wir einmal wieder auf dem Bauch vor einem Heros. Das thut uns wohl, ebensowohl wie uns einst die Verfolgungen und Quälereien der Mitmenschen wohl thaten. Dabei aber thun wir uns immer auf unsere hohe Civilisation etwas zu Gute, auf unsere hohe Cultur und Humanität und auf unsere grossen Fortschritte im Wissen.

Die Wahrheit aber ist, dass wir allerdings schon manches wissen, dass uns aber das uns am nächsten Liegende, das Wesen und die Gesetze der socialen Entwicklung noch immer ein Buch mit sieben Siegeln ist und dass aus Mangel an Erkenntniss unsere Handlungen auf socialem Gebiete heutzutage ebenso von blinden Trieben der Furcht und der Rache bestimmt werden, wie zu Zeiten der Hexenprozesse und Ketzerverfolgungen.

Bis einst gereiftere Erkenntnisse und Einblicke in das Wesen des socialen Entwicklungsganges die letzten Gespenster der Täuschung vertrieben und die wahren niedrigen Motive unseres Handelns in die gebührende Beleuchtung gestellt haben werden: dann vielleicht wird die kindische Umsturzangst weichen und wird eine erhöhte Einsicht die rohen Triebe primitiver Menschennatur, als da sind Rachedurst einerseits und Abgötterei andererseits, etwas zurückdrängen. —

JULIE'S TAGEBUCH.

ROMAN VON

PETER NANSEN.

AUTORISIERTE UEBERSETZUNG AUS DEM DÄNISCHEN VON

MATHILDE MANN.

Dies Buch habe ich zu Weihnachten von Mutter bekommen. Ich will alle meine Erlebnisse und Gedanken aufrichtig und wahrheitsgetreu darin niederschreiben. Ich will mir selber nicht schmeicheln, sondern sowohl das Gute als das Schlechte berichten. Auf diese Weise wird mir mein Tagebuch ein lehrreicher Spiegel werden. Aber wenn das Buch geschlossen ist, wird

Digitized by Google

es dann von einem glücklichen oder traurigen Leben erzählen, wird es ein Roman mit spannenden Erlebnissen sein, oder wird es, — ach! ein nichtssagender Tagesbericht sein? Danach frage ich mich selber mit neugieriger Unruhe, indem ich an mein Werk gehe.

So empfehle ich denn mich und mein Buch einem gnädigen Schicksal und allen guten Mächten!

Kopenhagen, den 27sten Dezember 1891.

JULIE MATHILDE MAGENS
geb. d. 23sten April 1872.
Tochter des Blumenmalers, Professor HOLGER MAGENS.

Sylvesternacht 12½ Uhr.

Welch feierlicher Gedanke, dass das alte Jahr jetzt beendet ist und ein neues im Nebel und in der Finsternis der Winternacht anbricht. Wieder ist ein Jahr entschwunden, — was hat es mir gebracht? Ein neues beginnt, — was wird es mir bringen? Die erste Frage kann ich beantworten: Das alte Jahr hat mir nichts gebracht. Wenn ich daran zurückdenke, liegt es vor mir wie eine lange, gerade Landstrasse, ohne Farben, ohne Unterbrechung, ohne Abwechslung. Eine Reihe stiller Tagemärsche, alle gleich lang, alle dieselbe Richtung einschlagend, alle in derselben schwermütigen Umgebung. Des Vormittags folgendes Bild: Mein liebes Mütterchen und ich wanderen den alten Königsweg hinab, der Stadt zu, um Besorgungen zu machen. Wir gehen schnell und gleiten zwischen den vielen Menschen hindurch, als gehörten wir nicht zu ihnen. Wir kennen nur wenige, und noch weniger kennen uns. Und doch kennen uns wohl Alle. Wir gehören zu den festen Figuren dieser Strecke:

„Die Witwe mit ihrer Tochter", nannte uns einmal ein Herr im Vorübergehen.

Mutter und ich mussten beide über diese Bemerkung lächeln, sie war wirklich sehr treffend. Mutter klein und zierlich, immer schwarz gekleidet; ich gross und dünn, wohl ein wenig zu schlank, — leider nicht sonderlich gut gekleidet, doch im Verhältnis zu meinen geringen Mitteln, ganz chic. Wir stehen nicht still, sondern gehen unverdrossen weiter, als sei das Gehen ein Geschäft für uns, und wir sehen weder nach rechts noch nach links. Das Letzere ist übrigens nicht ganz wahrheitsgemäss, d. h. Mutter sieht gerade aus, aber ich schiele ein wenig nach beiden Seiten.

— — Wir kommen nach Hause, und die Essenszeit rückt heran. Wie kalt es in unserm Esszimmer ist, — trotz der Rosenguirlanden und Südfrüchte, mit denen Vater die Wände dekoriert hat. Erst setzen Mutter, Franz (ein langaufgeschossener sechzehnjähriger Junge) und ich uns zu Tische. Dann kommt Vater aus seinem Atelier. Er ist sehr gross und mager, trägt stets einen grauen Anzug mit langschössigem Rock, er friert immer und ihm fehlt immer irgend etwas. Ich glaube, er bringt die Kälte mit sich in's Zimmer. Vater mustert uns scharf durch seine goldene Brille, nickt und setzt sich, ohne ein Wort zu sagen. Und wir verzehren unser Mittagsmahl, als sei das eine harte Pflicht, die wir erfüllen müssten. Wir essen möglichst wenig, um möglichst schnell fertig zu werden, infolge dessen sind wir auch alle so dünn, wie Pflanzen, die im Schatten wachsen. Dies Bild fiel mir eines Tages ein, als wir von Tisch aufstanden. Wie wir da standen, drei Grosse und eine Kleine, musste ich unwillkürlich an eine Kalla denken, die wir früher einmal hatten. Wir glaubten, sie sei eingegangen und hatten sie in ein dunkles Zimmer gestellt. Und dann kam ich eines Morgens da hinein und sah, dass sie wieder ausgeschlagen und vier dünne, weisslich grüne Stengel getrieben hatte, die an der Spitze winzig kleine, durchsichtige Blätter trugen. — — — Die Unterhaltung bei Tische kann man gerade nicht animiert nennen. Sie wird dadurch eingeleitet, dass Mutter den Vater frägt: „Wie geht es Dir heute, Holger?" Ist Dein Kopf sehr schlimm gewesen?" Die Antwort lautet: „Wenn es nichts weiter wäre als der Kopf! Aber diese verdammten Rückenschmerzen

Digitized by Google

bringen mich noch um!" Am nächsten Tag fängt Mutter mit dem Rücken an, und dann kann man darauf wetten, dass jetzt der Kopf das Schlimmste ist.

Der Rest der mittäglichen Unterhaltung ist an den armen Monsieur Franz gerichtet, der ein reichhaltiges Sündenregister aufzuweisen hat. Franz, der in der Sekunda ist, steht in einem ewigen Verdacht der Trägheit und des leichtsinnigen Lebenswandels als da ist: übertriebener Genuss von Tabak und spirituosen Getränken etc. Auch erregt er den Unwillen meines ästhetischen Herrn Papas durch ein flegelhaftes, ungeschlachtes Benehmen, eine geschmacklose Behandlung von Messer und Gabel, Wippen auf dem Stuhl, ungepflegte Nägel etc. So wird unsere Mahlzeit auf die angenehmste Weise gewürzt.

Der Abend ist die Oase des Tages, — wenn Franz sich auf sein Zimmer zurückgezogen hat, um zu lernen oder um sich einen heimlichen Grog zu brauen, und der Vater uns um zehn Uhr „Gute Nacht" wünscht, dann sitzen Mutter und ich beisammen und plaudern vertraulich mit einander. Wir machen die Ofenklappe auf, so dass das Feuer durch den Rost scheint, hängen einen roten Schirm über die Lampe und machen es uns im Sofa bequem. Worüber wir reden? Über Alles und nichts, über das Höchste und das Niedrigste, über das, was in der Zeitung steht, über Bücher, die wir gelesen haben, über die grossen Probleme des Lebens, über Familienereignisse neueren und älteren Datums, hauptsächlich aber reden wir über die Liebe. Mutter von Liebe reden zu hören, hat etwas so Schönes, Rührendes, dass ich schliesslich stets weinen muss. Armes Mütterchen, Du hast ein so grosses, warmes Herz, und bist ganz dazu geschaffen vom Leben zart behandelt zu werden! Mutter hat in ihrer Jugend sicher einen Roman erlebt. Es können unmöglich die Erinnerungen aus ihrer Ehe sein, die ihren Sinn mit soviel Poesie anfüllen. Denn sie hat Vater erst genommen, als sie siebenundzwanzig Jahre alt war, und nachdem ihre Eltern gestorben waren, — ohne das Geringste zu hinterlassen. Am schönsten ist es aber doch, wenn Mutter von ihrem Elternhaus erzählt, wo es so vornehm und lustig zuging mit musikalischen Soireen, Bällen und Schlittenfahrten. Ach, Grossvater! Grossvater! Wie konntest Du auch nur all Dein Geld durchbringen, so dass für Deine arme Enkelin gar keine Freuden des Lebens übrig blieben! Und Du schöne, Du wunderbar schöne Grossmutter, Du, von der die Sage so viel reizende, aber nicht immer ganz artige Abenteuer berichtet, — weshalb habe ich Dich doch nicht mehr gekannt, du glänzende Frau, die Du Dich an Deinem Hochzeitstage mitten während des Diners vom Grossvater entführen liessest und mit ihm im vierspännigen Schlitten auf's Land fuhrst, nach dem festlich geschmückten Krug, wo ihr beide das Fest allein fortsetztet!

Wenn Ihr von Eurem sicher strahlenden, fröhlichen Himmel die Erdenwanderung Eurer Nachkommen verfolgt, werdet Ihr Kummer und Mitleid empfunden haben über den Sylvesterabend, den die Mutter und ich heute feierten. Nein, in unserem Hause ist es nicht wie in dem Euren Sitte, dass das alte Jahr mit schallenden Hochs an einer reichbesetzten Tafel gefeiert und das neue mit knallenden Champagnerkorken salutiert wird.

Ganz allein haben wir dagesessen, Mutter und ich, und auf das neue Jahr gewartet. Wir sassen, jede zusammengekauert in einer Sofaecke, zwei lange Stunden, ohne die geringste Lust, unsere gewöhnliche Unterhaltung zu beginnen. Als aber das alte, verschlissene Schlagwerk der Tafeluhr mit dünnen, beschwerlichen Tönen die Mitternachtsstunde verkündete, richteten wir uns auf und lauschten. Mich befiel eine namenlose Angst. Dumm war es, aber ich hatte ein Gefühl, als schlüge die Entscheidungsstunde für mich. Jeder Schlag der Uhr klang mir in den Ohren wie ein: „Du bist dran! Du bist dran!" — bis das Uhrwerk mit einem klirrenden Rasseln schloss, das wie Schlittenglocken klang.

Dann schloss Mutter mich in ihre Arme, bog meinen Kopf zu sich herab und sagte, während sie mich küsste: „Du, mein langes, liebes, hässliches Kind! Der liebe Gott schenke Dir ein lichtes, glückliches neues Jahr!" Und als ich erwiderte: „Hab Dank für alles Gute im alten Jahr, Mütterchen!" —

Digitized by Google

Da streichelte sie mir die Wange und sagte: „Du hast leider so wenig Grund, dankbar zu sein.“ Und nach einer Weile fügte sie mit Thränen in den Augen hinzu: „Mein Herzenskind! Du hast kein glückliches Heim hier bei uns, ich weiss das sehr wohl. Es ist etwas ganz Anderes, wenn man, wie ich, mit dem Leben abgeschlossen hat, aber junges Blut bedarf der Sonne und des Glückes.“ — „Ich habe Dich ja, Mütterchen!“ flüsterte ich. Sie erhob sich lächelnd und sagte dann mit dem schelmischen Humor, der zuweilen bei ihr durchbricht: „Sind denn die jungen Mädchen heutzutage so genügsam?“ Dann sagten wir einander gute Nacht und zogen uns jede auf ihr Stübchen zurück.

Was sie damit meinte, weiss ich sehr wohl. Sie dachte an Erik. Ja, Du lieber Freund in der Ferne, dessen seltene und kurze Briefe die flüchtigen Sternschnuppen in der Finsternis des verflossenen Jahres bildeten, Du solltest nur ahnen, welche gefährlichen Pläne hier gegen Deine Freiheit geschmiedet werden. Ob Du dann wohl überhaupt jemals heimkehrtest? Ach ja, das thätest Du sicher. Aber wenn Du ahntest, in wie hässlicher, unfeiner Weise ich auf Dich spekuliere, da würdest Du mich mit Recht verachten. Frage ich mich nämlich selber, ob ich Dich liebe, so lautet die Antwort: Nein! — Und doch, wenn Du in diesem Augenblick zur Thür hereinträtest und mich fragtest, ob ich Dich heiraten wollte, so würde ich, ohne mich zu besinnen, Ja sagen. Denn Du bist die einzige Rettungsplanke, die ich erblicke, — die einzige, die mich von dem traurigen Wrack, von meinem Elternhause, erretten kann. Und ich schreie es hinaus in diese Sylvesternacht: „Hülfe! Hülfe!“ — — Wenn Du meinen Notruf hörtest, wenn Du zu mir kämest, so gelobe ich Dir, dass ich Dir eine gute treue Gattin werden, dass ich Dich immer lieb haben und niemals vergessen will, was ich Dir zu verdanken habe. Ich habe gelernt, meine Ansprüche an das Leben herabzustimmen. Jetzt flehe ich nur noch um Freiheit.

Ja, Mutter, Du hattest vorhin recht, ich habe kein glückliches Heim. — Ich schmachte nach Sonne und Wärme, ich bin ein armer, blasser Kallastengel in einem kalten, dunklen Hinterzimmer.

— — — Ich habe soeben durchgelesen, was ich geschrieben habe, und ich schäme mich über mich selber. Hier habe ich, Julie Magens, in der Schule Eulenspiegel benamset, gesessen und die Tinte wie Thränen aus meiner Feder fliessen lassen. Schäme Dich, Mädchen, trockne Deine Augen, und setze ein freundliches Gesicht zum neuen Jahr auf. Natürlich birgt es etwas Gutes für Dich in seinem Schooss, — wenn Du nur selber die Hand danach ausstrecken willst. Vielleicht bringt es Dir schon morgen einen Gruss von Erik. Bekomme ich aber morgen, — oder vielmehr heute, — einen Neujahrsgruss von Erik, dann:

„Mädel kämm Dich, putz Dich, mach Dich fein,
Du sollst mit auf Julie's Hochzeit sein!“

Den 1. Januar.

Also: ich habe allen Grund, in rosigster Laune zu sein: Ich habe einen Brief von Erik bekommen. Und noch dazu einen langen Brief mit verliebter Sehnsucht nach der „Pflegeschwester“ Julie. Erik hat das Geld, das ihm sein Vater für seine Studien in Wien gegeben, so ziemlich verbraucht; ihm ist ausserdem ein schmeichelhaftes Anerbieten gemacht, mit einem der angesehensten Architekten hierorts in Kompagnie zu treten. Wenn sein Vater ihm nun nur das erforderliche Kapital vorschiessen will, kehrt er schon in wenigen Wochen heim, „und dann habe ich,“ — schreibt er, — „eine sehr wichtige Angelegenheit mit Dir zu bereden.“

Mit andern Worten: in einem Monat bin ich mit dem Architekten Erik Glerup verlobt, und im April heiraten wir. Wir beziehen eine Wohnung von fünf Zimmern, unsere Möbel werden nach den Zeichnungen angefertigt, die Erik in den letzten Weihnachtsferien entwarf, als wir uns im Scherz darüber unterhielten, wie wir uns eine Wohnung einrichten würden; wir bekommen es nach jeder Richtung hin schön und angenehm; wir führen ein mässig ge-

Digitized by Google

selliges Leben, wir besuchen hin und wieder einmal das Theater und gehen stets auf gute Plätze, wir sind allgemein geachtet und angesehen, wir schulden niemand etwas, wir legen im Gegenteil alle Jahre etwas zurück, und für jedes Tausend, das wir zurücklegen, gestatten wir uns einen neuen Komfort. Wir enden als reiche Leute, sind Etatsrats und Ritter vom Dannebrog p. p.

Und wenn dann die Etatsrätin Julie Glerup, Präsidentin des Vereins „Die Krippe" reich an Jahren und Achtung ihrer Mitmenschen zu einem seligen Tod eingeht, da wird sie mit einem letzten Blick auf ein Leben zurückschauen, das grau in grau hinter ihr liegt, prosaisch — ehrbar, ehrbar — langweilig, — alles Eigenschaften, die sie stets in den Tod verabscheut und gehasst hat.

Aber obwohl sie in diesem Augenblick weder prosaisch noch ehrbar noch Etatsrätin, auf's Haar weiss, wie sich die Zukunft gestalten wird, wenn sie sich mit dem guten, dem ehrbaren, dem tüchtigen Erik verheiratet, so thut sie es trotzdem, thut es, weil sie eine feige Person ist, die trotz ihrer ketzerischen Gesinnung vor der Meinung der Leute in ein Mauseloch kriecht, und sich nur in ihren Gedanken und Träumen von dem Fleckchen fetter Erde fortwagt, auf dem sie ihre sichere Nahrung findet. Hat sie nicht einen glänzenden Beweis von ihrer Feigheit gegeben, als sie vor drei Jahren das Haus ihrer Eltern verliess, mit dem heroischen Entschluss, es jetzt nicht länger ertragen zu wollen, um dann fünf Stunden später wie ein ungezogenes kleines Mädchen zu der väterlichen Zucht und mütterlichen Klage heimzukehren?

Wenn ich bedenke, dass diese lächerliche Flucht die „Heldenthat" meines Lebens ist, da erkenne ich errötend, dass ich zu nichts Epochemachenderem geschaffen bin als zur Etatsrätin; dass ich im Gegenteil dem Himmel auf den Knieen danken muss, wenn ich es soweit bringe.

Also: ich will von Herzen dankbar sein für Eriks Brief! Es ist mein Weihnachtsevangelium. Er bürgt mir dafür, dass ich vor Johanni ehrbare Hausfrau und der Gegenstand des Neides für ein Dutzend Cousinen sein werde. Und das ist doch immer etwas!

— -- — In Veranlassung des Neujahrstages sind wir zum Gala-Diner bei Grossmutter gewesen. Grossmutter ist, dafür, dass sie Vaters Mutter ist, eine ungewöhnlich liebenswürdige Frau. Im Grunde glaube ich, dass sie sich fürchterlich über Vater ärgert, falls man sich in Bezug auf das Gefühlsleben der Grossmutter eines so starken Ausdrucks bedienen darf. Sie sitzt unbeweglich zwischen Kissen aufgepflanzt in ihrem steifen Mahagonisofa, über dem der selige Grossvater in Oel hängt — Vaters Debutarbeit — eine stramme, magere, asketische Prälatengestalt in bischöflichem Ornat, das Ordensband um den Hals. Grossmutter gleicht einer Wachsfigur, keine Fiber zittert in ihrem grossen, regelmässigen, von einem getollten Strich umrahmten, weissen Antlitz und während der letzten Jahre hat sie nicht einmal ein Strickzeug in der Hand gehabt. Sie sitzt da als Sinnbild des von allem irdischen Kummer, aller Unruhe geläuterter Alters und sie spricht mit einer Stimme, die stets denselben feierlich tiefen Klang hat, mag sie nun Freude oder Kummer ausdrücken, und dabei so langsam, als müsse sie jedes Wort erst mühsam suchen. Aber in dem erloschenen Gesicht leuchten zwei grosse, gute, dunkle Augen mit einer eigenartig starken Glut, die können einen so fest und liebevoll, so forschend und mildverständnisvoll ansehen, dass man das Verlangen empfindet, sich ihr um den Hals zu werfen und alle seine dummen Sorgen an ihrem alten, ruhigen Herzen auszuweinen.

Die Speisenfolge bei Grossmutters Neujahrs-Diner ist ebenso unveränderlich wie sie selber: eine echte Familiensuppe, stark, würzig und duftend mit vielen Kräutern und Fleischklössen, gekochte Scholle, ein gewaltiger, saftiger roter Rinderbraten und ein selbstgebackener Apfelkuchen. Dazu ein Rotwein, mit dem nicht verschwendet wird, den zu trinken aber auch beinahe ein Jammer ist, so berauschend schön duftet er, — eine Hinterlassenschaft meines vor fünfzehn Jahren verstorbenen, hochehrwürdigen Grossvaters, — und zum Dessert ein Glas Madeira.

Digitized by Google

Eigentlich amüsant sind Grossmutters Mittagsgesellschafter nicht. Und doch, wie traulich, wie gemütlich ist es nicht bei ihr! Jeglicher Misston muss in ihren stillen Stuben verstummen, selbst Vater giebt sich Mühe, liebenswürdig zu sein. Und welchen herrlichen Appetit hat man nicht, wenn man sieht, wie Grossmutters liebevolle Augen darüber wachen, dass wir Alle etwas Gutes, Schmackhaftes bekommen, wenn man ihre gastfreien Aufforderungen, sich doch zu versorgen, vernimmt. Ich muss lächeln, wenn ich daran denke, wie ich mich bei diesen Gelegenheiten vollpfropfe, wo wir uns Zeit lassen, und wo die Gerichte mit festlicher Würde von einem alten Mädchen in zierlicher, weisser Latzschürze aufgetragen werden. Von Franz will ich garnicht reden, denn der schlingt mit einem wahrhaft unpassenden Heisshunger.

Beim Nachtisch erhebt Grossmutter ihr Glas und sagt — jedes Jahr genau dieselben Worte: So wollen wir denn anstossen auf ein glückliches neues Jahr für Alle! ganz besonders aber für die Jungen! Als ich heute mit ihr anstiess, — ich sass neben ihr — sah sie mich lange mit ihren grossen Augen an und sagte dann: „Dein Wohl!“ „Danke, Grossmutter!“ Sie sah mich lange an und sagte endlich: „Habe ich etwa nicht Recht?“ „In wiefern, Grossmutter?“ Sie schüttelte den Kopf: „Ich sage nicht mehr. Ich frage nur.“ Ich wurde rot und die Andern lachten.

Ob ihr jemand von Erik erzählt hat? Oder was meinte sie nur?

Grossmutter ist nicht reich. Sie hat gerade so viel, dass sie bei ihren bescheidenen Ansprüchen sorgenfrei leben kann, aber dadurch, dass sie täglich ein wenig spart, ist sie in der Lage, bald dem Einen, bald dem Andern von uns ein Paar Kronen zu einem Theaterbillet zuzustecken oder ein Goldstück, wofür wir uns etwas Nützliches kaufen sollen. Ihre Geschenke überreicht sie mir stets auf eine versteckte, geheimnisvolle Weise, und sie mag es durchaus nicht, dass wir darüber reden. Als ich z. B. heute nach Tische bei ihr auf dem Sofa sass, merkte ich, dass sie ganz leise an meinem Kleide zupfte. Ich sah hinab und entdeckte, dass sie mir etwas Weiches hinhielt. Es war ein sorgfältig in weisses Papier gewickeltes Zweikronenstück, und auf dem Papier stand: „Für Franz und Dich, um das neue Stück zu sehen.“

Mittwoch — wenn wir Billets bekommen können, wollen wir Suleima sehen. Ich freue mich unbeschreiblich darauf, Du liebe, gute Grossmutter!

Den 2. Januar.

Stand früh auf und war bis zum Frühstück fleissig. „Fleissig“ heisst, ich malte. Ich male nämlich auch, — auf Porzellan; augenblicklich arbeite ich unter Vaters Aufsicht an einem Flora Danica-Service für die junge Gräfin Bärenklau. Nach dem Frühstück übte ich eine Stunde, ging dann mit Mutter in die Stadt, sah nicht eine einzige nennenswerte Person. Half Mutter des Nachmittags beim Ausbessern der Wäsche. Spielte Mutter Abends etwas vor. Früh zu Bett.

Den 3. Januar (Sonntag).

Mit Mutter in der Matthäus-Kirche. Frühstück. Spazieren gegangen. Mittag gegessen. Genäht. Den ganzen Tag keine Menschenseele. Kein Brief. Ein recht gemütlicher Sonntag!

Den 4. und 5. Januar.

Ich nehme die beiden Tage zusammen. Sie haben denselben Text und dieselbe Melodie. Früh auf, fleissig bis zum Frühstück. Übte nach dem Frühstück eine Stunde etc. (siehe übrigens den Text zum 2. Januar) — —

Der Abwechslung halber will ich noch erwähnen, dass wir ein neues vis à vis bekommen haben, einen jungen, dem Anschein nach wohlhabenden Mann. Er bewohnt die ganze vierte Etage uns gegenüber. Wenn ich des Morgens mit meiner Arbeit am Eckfenster sitze, habe ich das Vergnügen, den jungen Kavalier Toilette machen zu sehen. Mit imponierender Ungeniertheit führt er seine Verschönerungsarbeiten, als da ist Rasieren und Frisieren, am Schlafstubenfenster aus. Das ganze Fensterbrett ist mit Kruken, Flaschen,

Digitized by Google

Bürsten und Kämmen bedeckt, und in diesem Laboratorium arbeitet mein vis à vis mindestens eine Stunde, — in einem stilvollen Nachthemd mit einem Gesicht, das das Gepräge andächtigsten Ernstes trägt. Ich habe es versucht, ihn zu beschämen, indem ich demonstrativ das Rouleau vor meinem Fenster herabliess. Aber das machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Als ich das Roleau langsam fallen liess, sah er erstaunt zum Himmel empor, um zu sehen, ob die Sonne mich etwa störe; dann bearbeitete er ungestört seinen Scheitel weiter. Eigentlich gefällt er mir ganz gut. Er hat eine angeborene Unverschämtheit, die mir zusagt, ein Selbstbewusstsein, um das ich ihn beneide. Er ist gewiss ein ganz einnehmender Geck. Ich will doch einmal sehen, ob ich nicht herausbringen kann, was und wer er ist.

Morgen Abend „Suleima". Wie herrlich, sich mit dem Gedanken zu Bett zu legen, dass man für den nächsten Tag etwas Gutes in Aussicht hat. Suleima! Wer doch Suleima hiesse und die Braut eines schönen Arbeah häuptlings wäre! Mit dem Geliebten am rieselnden Quell unter schlanken Palmen zu liegen oder mit ihm über die Hochebene dahinzujagen unter einem strahlenden Himmel auf seinem feurigem Ross!

Gute Nacht, Suleima! Ich will mich an Deine Stelle träumen.

Den 6. Januar.

Suleima war eine Enttäuschung. Aber die Musik war herrlich, — schläfrig einwiegend, wild jubelnd, so göttlich, frei von allen moralischen Skrupeln.

Eigentlich hat nur eine einzige Scene Eindruck auf mich gemacht. Suleima hat sich in ihres Vaters Zelt zur Ruhe gelegt. Da bricht ein feindlicher Stamm in's Lager ein, der Häuptling reisst Suleima von ihrem Ruhebett und entführt sie. Suleima hat traumumfangen dagelegen, die Entführung muss als Fortsetzung des Traumes aufgefasst werden. Sie sieht den prächtigen, weissgekleideten Scheik sich über sie beugen, sie begegnet seinem bewundernden Blick, und noch kaum erwacht, lässt sie sich widerstandslos forttragen, halb gelähmt vom Schrecken, halb gebannt von der Anbetung, die sie in dem Blick ihres Entführers liest, sich willenlos der abenteuerlichen Gewaltsamkeit der Situation hingebend. Namentlich der junge Scheik wirkte bezaubernd. Vielleicht war es garnicht die Absicht gewesen, diesen Mädchenraub mit einer solchen Poesie oder Erotik zu umgeben; der Scheik hatte nur eine ganz kleine Rolle im Stück und verschwand in den folgenden Akten, für mich aber war sein Auftreten jedenfalls der Glanzpunkt des Abends.

Ich habe diesen jungen Schauspieler noch niemals gesehen. Er hat sicher grosses Talent. Ich habe seinen Namen ganz ausnahmsweise einmal in den Zeitungen gelesen, doch entsinne ich mich nicht, dass er von den Recensenten der Suleima besonders hervorgehoben wurde. Er heisst Alfred Mörck.

Den 7. Januar Morgens.

Über Nacht hatte ich einen sonderbaren Traum. Ich befand mich draussen in einer Wüste. Wie ich dahin gekommen war, weiss ich nicht. Der Traum fing damit an, dass ich mitten auf der grossen Sandebene stand. Ich muss lange gegangen sein, denn ich war so müde, dass ich die Füsse kaum bewegen konnte; sie klebten förmlich am Sande fest, — es war mir, als seien schwere Bleigewichte daran befestigt. Atmen konnte ich auch nicht. Eine erstickende Wärme füllte mir Mund, Nase und Ohren. Und doch brannte die Sonne in meiner Wüste nicht. Ein wollener, grauer Himmel hing über derselben, und dieser Himmel senkte sich mehr und mehr auf mich herab. Er war wie eine Filzdecke, die mich ersticken sollte. Und der Sand war nicht weiss, sondern gelblich braun, und ein Schwefeldunst stieg daraus auf. Ich fühlte, dass ich in wenigen Augenblicken tot sein würde. Ich klagte nicht, ich versuchte nicht, um Hilfe zu rufen, sondern weinte still vor mich hin. Dann entschwand mein Bewusstsein, ich schlief ein. Im Traum hörte ich eine leise, wiegende Musik, — ich entsinne mich, dass ich bei mir dachte:

Digitized by Google

nun spielen sie zu meinem Begräbnis, — aber die Musik schwoll immer mehr an, Trommeln und Pauken fielen ein, jubelnde Flötentöne, ich lag gleichsam in einer Luft von brausender Musik, die über mich hinstürmte, und ich sagte mir selber: Du musst dich beeilen, damit Du erwachst, denn sonst kommst du nicht früh genug zum Fest. Und ich erwachte — im Traum — und stand wieder in der Wüste, aber die Musik spielte immer noch und ich hörte eine Stimme rufen: „Suleima!“ — Ich sah mich um, und siehe: ganz in der Ferne am Horizont schimmerte etwas Weisses, nur ein Punkt, aber es kam näher und näher mit fliegender Hast. Da antwortete ich: „Mein weisser Scheik, mein Bräutigam, mein Erretter!“ Rings um mich wurde es hell, der Himmel hob sich und wölbte sich klar und rein, ich fühlte die kühle Luft, wie den nahen Quell, und nun flog er mir entgegen mit flatterndem weissen Burnus, umbraust von Musik, mein weisser Scheik auf seinem schwarzen Hengst.

— — Und dann erwachte ich. An meinem Bett stand Mutter lächelnd und sagte: „Du faules Mädchen: Schläfst bis in den hellen Tag hinein! Übrigens sahest Du so reizend aus, während Du dalagst und schliefst, dass ich es nicht übers Herz bringen konnte, Dich zu wecken. Ich habe hier wohl zehn Minuten gestanden und Dich angesehen.

Den 8. Januar.

Den ganzen Tag hindurch war ich in rosigster Laune. Weshalb eigentlich? Es geschah doch nichts Erfreuliches. Die Stunden verstrichen nach dem gewohnten Recept und Vater war so griesgrämig wie immer. Und doch tanzte und sang es den ganzen Tag in mir, Alles erschien mir leicht und licht. Ich setzte sie Alle durch meine Heiterkeit in Erstaunen. Auf unserm Spaziergang musste Mutter mich alle Augenblicke daran erinnern, dass es nicht passend sei, laut auf der Strasse zu lachen, und am Nachmittag stattete ich Franz einen Besuch auf seinem Zimmer ab, traktierte ihn und mich selber mit Cigaretten und liess mich von ihm mit einem Gläschen Cognac bewirten. Der Junge war ganz gerührt über meine Liebenswürdigkeit, es war amüsant, wie er geradezu galant gegen mich war. Aber als ich ging, sagte er: „Grüss ihn von mir!“

Er glaubte, dass Erik Schuld an meiner guten Laune sei. Nein, der Grund zu meiner Freude war weit entfernter von der Wirklichkeit. Es war der Suleima-Traum, der noch in mir lebte. Wie kindisch, wie thöricht!

Noch thörichter aber war es, dass auch der Mutter Worte bei meinem Erwachen Anteil an meiner frohen Stimmung hatten. „Wie reizend Du aussahst, als Du so dalagst und schliefst!“ — Diese Worte klangen mir den ganzen Tag in den Ohren und füllten mich mit kitzelndem Wohlbehagen. Du kannst also reizend aussehen! sagte ich mir selber. Du bist also nicht immer dass hässliche Mädchen. Schade, wenn ich nur, während ich schlafe meine guten Momente hätte! „Fräulein Julie Magens hatte gestern une belle nuit!“ Das klingt garnicht übel, aber leider habe ja weder ich noch sonst jemand Gelegenheit, diese Nachtviole zu bewundern, die sich nur im Dunkeln entfaltet.

Indessen, diese mütterliche Huldigung hatte mich so lächerlich eitel gemacht, dass ich gestern Abend, statt mein Tagebuch zu schreiben, vor dem Spiegel Revue über [illegible]ber abhielt.

Mein Toilettenspiegel ist durchaus nicht königlich. Ein stellbarer Spiegel, eine halbe Elle hoch, in einem Nussbaumrahmen, der auf einer Kommode steht. Ich stellte den Spiegel so, dass ich so viel wie möglich von meiner Person sehen konnte, zündete die beiden Lichter an und setzte die Lampe auf die Kommode. In dieser magischen Beleuchtung liess ich dann Fräulein Julie sich in allen möglichen flattierenden Stellungen präsentieren und mimische Übungen vornehmen. Ich versuche, unparteiisch zu sein, indem ich das Resultat meiner Untersuchungen verzeichne:

Julie ist ein grosses, mageres Mädchen ohne jegliche Üppigkeit aber ganz proportioniert. Sie hatt schmale Schultern und Hüften, dafür aber eine sehr dünne Taille, so dass ihr doch die „Figur“ nicht fehlt, wenn sie sich nur

Digitized by Google

ein wenig besser halten wollte, als wie sie es gewöhnlich thut. Ihr Gesicht ist einigermassen unmöglich, wenn es ernsthaft ist. Es hat nämlich eine Nase, die infolge ihrer barocken Konstruktion jeden feierlichen Eindruck stört. Dazu kommt noch, dass ihr Mund von Natur dazu bestimmt ist, ein klein wenig offen zu stehen. Wenn nun die Oberlippe in würdigem Ernst der Unterlippe entgegenstrebt, nimmt das ganze Gesicht einen traurig schafigen Ausdruck an. — Julies Antlitz wird dagegen durch ein Lächeln in hohem Masse verschönt. Dann kommt die Oberlippe auf ihren rechten Platz, die hübschen, grossen, weissen Zähne zeigen sich, und selbst die Nase passt nicht übel zu dem Ensemble. Vor Allem aber sind die braunen Augen zum Lächeln wie geschaffen. Sie kneifen sich inmitten einer Unmenge lächelnder Falten zusammen und blitzen aus ihrem Versteck gemütlich, fast gaminartig hervor. Wenn Julie mit einem solchen lächelnden Gesicht dasteht, das gekräuselte, dunkle Haar tief in die Stirn hineingezogen, und eine Kusshand wirft, — sie hat nämlich eine hübsche, schmale, weisse Hand —, so kann man nicht leugnen, dass sie allerliebst und — ein ganz klein wenig kokett ist.

„Die Tochter der Witwe" kokett, des griesgrämigen Professor Magens „hässliche Tochter" allerliebst! — Nein, liebe Julie, entweder lügt Dein Spiegel, oder auch Du bist ein bestochner Kritiker.

Trotz alledem, — als Julie gestern Abend nach der Spiegelprobe zu Bett ging, war sie noch immer in rosiger Laune und als Nachwirkung dieser Stimmung schrieb sie heute einen langen, liebenswürdigen Brief an Erik.

Weiteres hat sie von dem heutigen Tage nicht zu verzeichnen.

Den 9.—11. Januar.

Sand, Sand, nichts als Sand. — Tagebuch über das tägliche Einerlei meines Daseins zu führen, — darauf verzichte ich.

Den 12. Januar.

Mein vis à vis fängt an, mich zu interessieren. Scheinbar geht Alles bei ihm so abgemessen, so still und korrekt zu, und doch führt er, dieser beinahe maskenhafte Kavalier, sicher ein ganz bewegtes, abenteuerliches Leben. Man sieht ihn so gut wie garnicht ausgehen, aber er empfängt eine Menge Besuche. Es kommen auch Damen zu ihm. Eine kommt des Vormittags, aber die empfängt er nicht immer. Gestern z. B. kam sie kaum zwei Minuten, nachdem sie ins Haus gegangen war, wieder heraus. Aber hinter einer Gardine stand mein vis à vis halb verdeckt und guckte hinab, um zu sehen, wo sie blieb.

Arme, niedliche Kleine! Glaubst Du etwa, ich hätte es nicht gesehen, wie enttäuscht und gekränkt Du warst, obwohl Du Dich bemühtest, eine unbekümmerte Miene aufzusetzen und mit stolzer, würdiger Haltung, ohne Dich auch nur einmal umzuschauen, die Strasse hinabgingst! Pfui, pfui! Du böser Mann jenseits der Strasse! Wie kannst Du es nur übers Herz bringen, so ein kleines, weichherziges, verliebtes Wesen so grausam zu behandeln!

Und dann ist da die Andere, — ich habe ihr den Beinamen „die Favoritin" gegeben. Die besucht ihn des Nachmittags und zwar in sehr heimlicher Weise. Sie kommt immer in einem kleinen Brougham gefahren, der wie ein Doktorwagen aussieht. Sie ist dicht verschleiert und trägt einen grossen Pelz. Ihre hohe, vornehme Gestalt nimmt sich gut aus in dem gelblichen Licht der Laterne über dem Thorweg.

In sie ist mein vis à vis sicher sehr verliebt. Ich weiss es stets, wenn er sie erwartet. Er ist dann jeden Augenblick am Fenster, öffnet es, späht die Strasse hinab, schliesst es, tritt in's Zimmer zurück, und kommt gleich darauf wieder. Wenn er dann endlich den Wagen entdeckt hat, lässt er schnell das weisse Rouleau herab. Eine kleine Weile schweift sein Schatten einsam umher, dann taucht plötzlich ein zweiter Schatten auf, — ein Damenschatten. Dann verschwinden beide Schatten und ich vermute, dass mein vis à vis und seine Dame an dem gedeckten Tisch im Esszimmer Platz ge-

Digitized by Google

nommen haben, den ich vorhin die ländlich gekleidete Haushälterin habe ordnen sehen.

Eine Stunde später ist das Wohnzimmer festlich erleuchtet. Ich kann die funkelnde Prismenkrone durch eine Spalte des Vorhangs sehen mit ihren Ringen von blassen Stearinflammen und den Umriss eines grossen goldenschimmernden Lampenschirms. Durch mein Guckloch sehe ich auch an der Hinterwand des Zimmers ein Stückchen von einem stark beleuchteten Gemälde, einen Frauenkopf und einen entblössten Arm. Mein vis à vis und seinen Gast aber sehe ich nicht mehr. Sie haben sich wohl auf dem hohen Wandsopha niedergelassen, das grosse Blattgewächse verstecken und von wo aus sich das Zimmer wunderhübsch machen muss, — mit der Perspektive in die anderen Stuben, die ebenfalls erleuchtet sind, das Schlafzimmer durch eine grüne Ampel, die wie ein verschleierter Mond durch die weissen Gardinen schimmert.

Und dann sitze ich, während wir hier drüben bei uns Dämmerstunde halten, und phantasiere in meinem Lehnstuhl im Erker. Ich versuche, mich zu dem vis à vis hinüber zu denken, — mich an ihre, der verschleierten Dame Stelle zu versetzen. Wer kann sie nur sein? Ist es denkbar, dass sie eine anständige Dame ist, — eine Dame, mit der ich hätte zusammentreffen können, eine Dame, die zu der guten Gesellschaft gehört und die vielleicht, wenn sie mein vis à vis verlässt, wieder ihre Rolle als tugendhafte Tochter achtbarer Eltern spielt, — so wie ich? Aber, den Fall gesetzt, ich wäre sie, wäre es dann möglich, dass ich, nachdem ich dort gewesen, heimkehrte, ohne dass jemand mir etwas ansehen oder anmerken könnte, ohne dass ich vor Scham über mich selber in die Erde versinken müsste? Nein, nein, unmöglich! so kann keine Dame sein. Es ist ein verächtliches Wesen, ein Frauenzimmer niedrigster Art. Aber weshalb ist sie denn so bange, gesehen zu werden? weshalb kommt sie so vorsichtig und verschleiert? Eine Demimonde-Dame brauchte sich nicht zu verstecken. Und dann, — ich weiss nicht, aber sie hat etwas so eigentümlich feines, furchtsames, etwas so spähendes, so süss-verbrecherisches, wenn sie, nachdem sie sich erst einen Augenblick gleichsam besonnen hat, resolut die Hausthür öffnet. Sie muss eine Dame sein. Vielleicht noch obendrein eine sehr vornehme Dame.

Und nun geht meine Phantasie in wildem Galopp mit mir durch.

Es ist eine vornehme Dame, die ihren Geliebten besucht. Wer ist er, und weshalb hat er sich hier draussen in dieser stillen Vorstadtstrasse verborgen? Es war bei dem letzten grossen Hoffest, als Fürsten von aller Herren Länder sich auf des Königs Schlosse versammelten. Da trafen sie einander, er ein fremder Fürstensohn, sie die schöne Tochter eines reichen Edelmannes. Der junge Prinz war so entzückt von der jungen Gräfin, dass er sie garnicht wieder vergessen konnte. Und während er eine Reise nach dem fernen Orient vorschützte, wandte er seinen Kurs nach Norden, mietete durch seinen treuen, verschwiegeneu Diener eine entlegene Wohnung und sandte der Geliebten die Nachricht: „Ich bin hier und erwarte Dich!“

— — Sie sitzen da drüben, es ist traulich und elegant dort und ein feiner Duft erfüllt alle Gemächer. Das Feuer knattert im Kamine, Wein in geschliffenen Karaffen und Obst in Krystallschalen steht auf dem Tisch. Sie sitzen auf dem Sopha; er legt seinen Arm um ihre Taille, beim Schein der Kerzen erheben sie ihre Gläser, sie sehen den funkelnden Wein an und schauen sich dann lächelnd und glücklich in die Augen, indem sie die Gläser an einander klingen lassen. Dann sagt er: „Die Stunden entfliehen, bald müssen wir wieder scheiden. Sag' mir, Geliebte, liebst Du mich noch wie ehedem?“ Und sie erwidert, indem sie die Arme um seinen Hals schlingt und ihm tief in die Augen schaut: „Du, mein Prinz, Du Strahlender, Mächtiger, leg Deine Hand auf mein Herz und fühle, wie es pocht. Es pocht in einer stets stärkeren Sehnsucht nach Dir.“

Oder sie kniet in ihrem langen, weissen Gewande vor ihm, und seine Hand wühlt in ihren kastanienbraunen Locken. Und er sagt: „Viele Frauen habe ich geliebt, nie aber habe ich einen so feurigen Wein gekostet, wie ich

Digitized by Google

ihn von der Korallenschale Deiner Lippen getrunken habe. Viele Frauen haben gesagt, dass sie mich liebten, nie aber habe ich eine so berauschende Musik gehört, wie Deine Küsse, die mir zuflüstern: „ich liebe Dich!" — — Sie aber liegt ganz still, schaut nur zu ihm auf und in ihren Augenwimpern hängen zwei glückszitternde Thränen.

Aber wenn alle Lichter in den Häusern rings umher gelöscht sind, da führt er die Geliebte an das Fenster, schlägt die Gardinen zurück und während sie in die stille, weisse Winternacht hinausstarren, zeigt er auf das gegenüberliegende Fenster und sagt: „Siehst Du, dort wohnt ein armes kleines Mädchen. Tag aus, Tag ein sitzt sie wie ein Zeisig im Bauer und sehnt sich. Sehnt sich, ohne zu wissen, wonach. Fühlt doch, dass das Leben nicht darin besteht, hinter einem Fenster zu sitzen und Rosen und Veilchen auf Porzellan zu malen. Ahnt, dass die Liebe der Maler ist, der Rosen auf die Wangen der jungen Mädchen zaubert und Veilchen in ihren Blick. Armes blasses Mädchen!" Und die stolze, schöne Frau schmiegt sich fröstelnd an den Geliebten, und weint aus Mitleid über die Entbehrungen des unbekannten Mädchens und aus Angst, dass sie ihr eigenes Glück verlieren könne.

— — So sitze ich da und phantasiere und habe selber Thränen in den Augen, weil ich finde, dass das Leben, das ich führe, so arm und elend ist, — bis ein Geräusch an der Thür oder ein jähes Licht mich aus meinen Phantasien aufschreckt. Es ist der Vater, der durch das Zimmer geht, um im Entré nachzusehen, ob die Abendzeitung schon da ist.

Er geht schweigend durch das Zimmer, sein Licht in der Hand, aber auf dem Rückwege sagt er: „Wäre es nun nicht bald an der Zeit, dass Ihr die Lampe anzündetet?"

Dann richtet sich Mutter im Sopha auf, wo sie gelegen und geschlummert hat, — und ich steige von dem Fenstertritt herab, hole Streichhölzer und zünde die Hängelampe an.

Und anfänglich, ohne zum Reden aufgelegt zu sein, jede in ihre Gedanken versunken, setzen Mutter und ich uns an unsere Arbeit, den grossen Nähkorb zwischen uns, der immer voller Reparatur bedürftiger Strümpfe, Leibwäsche und Tischwäsche ist; denn bei uns zu Hause wird Alles zehn Mal ausgebessert, ehe man es kassiert.

Den 16. Januar.

Wie kindisch habe ich mich doch heute Vormittag benommen! Mutter und ich machten unsern gewohnten Spaziergang. Vor dem Schaufenster einer Buchhandlung stand ein Herr. Indem wir vorübergingen, wandte er sich um. Ich sah nur seine Augen, sie begegneten den meinen mit einem durchbohrenden Blick, ich wusste im selben Augenblick, dass es der Schauspieler von neulich, der Scheik aus „Suleima" war. Es war, als schwindele mir, mein Blut stockte, gleich darauf aber fühlte ich, wie es mir zu Kopf stieg und mich purpurrot im Gesicht machte. Das ganze währte nur ein paar Sekunden; er war bereits verschwunden, und Mutter hatte mein Benehmen zum Glück nicht beachtet. Ich Thörin! Was hatte ich nur einmal? Ein fremder Herr sieht mich zufällig an, gedankenlos und gleichgültig, und ich bin zum Umsinken.

Ich bin wütend auf mich selber, ich möchte mich schlagen, und ich bin wütend auf ihn. Jetzt glaubt natürlich der eingebildete Schauspieler, dass er einen überwältigenden Eindruck auf mich gemacht hat. Eine neue Eroberung — und eine lächerlich leichte.

Es giebt doch merkwürdige Zufälligkeiten im Leben. Jetzt hatte ich seit jenem überspannten Suleima-Traum nicht an diesen Schauspieler gedacht; ich hatte ihn eigentlich ganz vergessen. Da begegne ich ihm heute Vormittag, und heute Nachmittag höre ich von ihm reden.

Ich war zum Geburtstag bei meiner Cousine, Emmy Lorenzen; sie ist 37 Jahre alt und die Witwe eines Weingrosshändlers, dabei ist sie die grösste Klatschtante von der Welt. Unter einer liebevoll teilnehmenden Maske und mit zuckersüssen Worten erzählt sie die scandalösesten Dinge von allen mög-

Digitized by Google

lichen Menschen, sowohl von denen, die sie kennt, wie von denen, die sie nicht kennt. Ich muss übrigens gestehen, dass es mich amüsiert, ihrem Geklatsch zuzuhören, — man ist gleichsam „orientiert", wenn man ihr eine Stunde gelauscht hat. Hinterher aber habe ich stets ein ekelhaftes Gefühl der Übelkeit; es ist, als sei man an Leib und Seele klebrig geworden, und man empfindet das Bedürfnis nach einer gründlichen Abspülung, innerlich wie äusserlich.

Während ich da sass und mit ihren beiden reizenden kleinen Mädchen spielte, hörte ich Emmy, die mit zwei gleichgesinnten Freundinnen in voller Thätigkeit war, Alfred Mörck's Namen nennen.

Ich leugne nicht, dass ich neugierig wurde, und dass ich mein Spiel mit den Kindern nur noch zerstreut fortsetzte. Mit dem einen Ohr befand ich mich bei den flüsternden Klatschbasen, die die Köpfe zusammensteckten und sehr interessiert und indigniert-entzückt aussahen.

Was ich von der Unterhaltung aufschnappte, war folgendes: Alfred M. hatte ein junges Mädchen verführt, jetzt war dies junge Mädchen geisteskrank geworden und ihr Bruder hatte geschworen, Mörck töten zu wollen. Die Geschichte war so zuverlässig wie nur möglich, denn meine Cousine hatte sie von einer Dame, deren Arbeitsfrau die Tante des Dienstmädchens bei den Eltern der verführten jungen Dame war.

Aber nicht genug damit. Herr M. hatte noch eine ganze Menge anderer Schandthaten auf dem Gewissen. „Keine Dame kann ihm widerstehen," sagte Emmy mit einem lüsternen Schaudern. Jetzt mischte ich mich in die Unterhaltung und fragte: „Was soll das heissen, dass keine Dame diesem Herrn Mörck widerstehen kann? Welche geheimnisvolle Macht besitzt er denn?"

„Ja, mein liebes Kind, nimm Du Dich nur in Acht," erwiderte Emmy. „Ich will Dir sagen, was man sich von Alfred Mörck erzählt. Er hypnotisiert die Damen, auf die er es abgesehen hat. Er starrt sie mit seinen blanken, schwarzen Augen an, und — weg sind sie. Er soll Einem auch die Hand so sonderbar reichen, — es soll sein, als wenn Einen ein warmer Strom durchrieselt, sobald er Einen nur berührt."

Obwohl ich Emmy's Schilderung von diesem schrecklichen Herrn Mörck höchst lächerlich fand, musste ich doch mit einer gewissen Angst an meine Begegnung mit ihm am Vormittage denken. Ich that indessen ganz unbefangen und fragte in gleichgültigem Ton: „Wer ist dieser entsetzliche Don Juan denn eigentlich? Woher stammt er? Als Schauspieler hört man nur so wenig von ihm."

Und nun erhielt ich folgende romanhafte Beschreibung: Mörck wurde allgemein für den Sohn einfacher Bürgersleute aus der Provinz gehalten. In Wirklichkeit aber war sein Vater ein sehr feiner Mann und die Mutter, die wohl schon tot war, sei Gouvernante bei einem ausländischen Diplomaten gewesen. Soviel stehe fest, Mörck habe gleich bei seinem Auftreten in Kopenhagen eine Menge Geld zur Verfügung gehabt, und sei in ganz auffälliger Weise protegiert worden. Er habe zuerst Jura studiert und sei dann vor zwei Jahren zum Theater gegangen. Einige hielten ihn für ein grosses Talent, aber die Meisten mochten ihn nicht auf der Bühne.

„Ich finde, in „Suleima" ist er ausgezeichnet," war ich unvorsichtig genug zu bemerken.

„Aber mein liebes Kind," entgegnete Emmy, „in „Suleima" hat er ja nicht zehn Worte zu sagen!"

„Freilich, — aber um so mehr spielt er mit den Augen," fiel eine der andern Klatschbasen ein.

Hierüber lachten sie Alle sehr, und ich zwang mich, mitzulachen; es war mir, als habe ich etwas zu verbergen, und ich war sehr missvergnügt mit mir selber.

Aber Emmy streichelte mir die Wange mit ihrer feuchten Hand und meinte: „Ja, mein Kind, diese Augen, diese Augen, — nimm Dich davor in Acht!"

Digitized by Google

— — Es war überhaupt ein recht abscheulicher Tag. Ich habe ein Gefühl, als wenn ich in schlechter Gesellschaft gewesen und roh behandelt worden bin, ohne soviel Selbstgefühl zu haben, dass ich mich hätte verteidigen können.

Ich könnte vor Erbitterung weinen. Nun will ich mich vor dem Einschlafen ein wenig erquicken, indem ich J. P. Jakobsen's schönes Gedicht von Volmer und Tore lese:

„Denn alle meine Rosen, die hab' ich welk geküsst.
Weil ich in Liebe Dein gedacht."

Den 20. Januar.

In acht Tagen kommt Erik nach Hause, ich hatte heute Morgen einen Brief von ihm. Es wird auch wirklich Zeit, dass er kommt, denn ich fange an, mich allerlei krankhaften Gedanken hinzugeben.

Aber das soll jetzt ein Ende haben. Erik bringt die Vernunft und die Gesundheit mit. Wir wollen ernst und vertraulich mit einander reden, und ich will ihm geradezu sagen, dass wir uns am liebsten gleich verheiraten müssen. Es ist nicht gut für mich, länger zu Hause zu bleiben und von der schmalen Wirklichkeitskost zu leben, um mich dann durch meine eigene und meiner Mutter Traumwelt elendiglich zu entschädigen.

Ja, es wird herrlich, aus all diesem heraus zu kommen, in einen kräftigen, liebevollen Erdboden verpflanzt zu werden, zu fühlen, dass man einen Zweck für sein Dasein hat, ein trauliches Heim zu besitzen, wo man frei atmen kann, wo die Luft nicht schwer ist von Gram und Kummer, gescheiterten Hoffnungen und tagtäglichen peinlichen Sorgen.

Schon allein, nicht mehr Tag aus, Tag ein das trübselige Gesicht der Mutter sehen zu müssen, wird eine wahre Erquickung für mich sein. Ja, mein geliebtes Mütterchen, es ist hässlich von mir, so zu denken. Aber Du würdest mir verzeihen, wenn Du wüsstest, wie traurig es im Grunde um mich steht, — wie meine junge Seele sich aufreibt gleich einem wilden Tier, das man in einen Käfig gesperrt hat. Auf irgend eine Weise muss ich heraus. Es kann noch so weit kommen, dass ich eine Dummheit begehe, wenn meine Hoffnung auf Erik zu Schanden wird. Nein, nein, das darf nicht geschehen. Erik, Dein Name ist ein Talisman, den ich gegen alle bösen Versuchungen gebrauche.

Auch gegen die schwarzen Augen, die mich jetzt in meinen Träumen verfolgen. Die schwarzen Augen, die ich verachte, verspotte, die mich aber nicht loslassen; die mir plötzlich entgegenstrahlen, wo ich sie gerade vertrieben zu haben glaube, — aus einem Winkel des Zimmers, aus den Falten der Gardinen, aus der Finsternis meines Schlafzimmers, wenn ich Nachts erwache. Ihr Glanz lähmt meinen Willen, meine Hände erstarren, mein Kopf brennt. Sie sind plötzlich da und kommen dann näher und näher. Sie sind ernsthaft und befehlend, sie sehen mich mit einem sichern, ruhigen Willen an. Sie sagen zu mir: „Folge mir!" Sie sind mir so nahe gewesen, dass ich gefühlt habe, wie ihr Blick meine Augen blendete, und ich habe mich dabei ertappt, dass ich mich erhob, um ihnen zu folgen.

Aber das ist ja Wahnsinn. Ich habe es mir wieder und wieder gesagt: Was hast Du mit diesen Augen zu thun? Sie wollen ja garnichts von Dir.

Ich begegne einem Menschen, den ich garnicht kenne. Er sieht mich an, und ich benehme mich wie ein dummes kleines Schulmädchen. Dann höre ich den albernen Klatsch thörichter Frauenzimmer.

— — Nein, was dann? Damit sollte die Sache ein Ende haben. Aber nein, statt dessen fängt sie jetzt erst recht von vorn an. Obwohl es nicht wahr ist. Die Augen haben mich verfolgt, seit ich „Suleima" sah. Jezt weiss ich es, — diese Augen entführten Suleima. Ich entsinne mich garnicht, wie er übrigens aussah, ich erinnere mich nicht einmal mehr des Klanges seiner Stimme.

Ja, ganz sicher, Du bist auf dem besten Wege, verrückt zu werden,

Digitized by Google

Julie. Und es ist die höchste Zeit, dass Erik kommt. Ich grüsse Dich, mein lieber Freund, ich grüsse Euch, Ihr lieben, guten, blauen Augen.

Den 23. Januar.

Ich war heute Morgen auf der Bodenkammer, um etwas Leinwand aus der Truhe zu holen. Während ich darin herumsuchte, fiel mir plötzlich ein grosser schwarzer Schleier in die Hände. Ich habe nie einen so dichten Schleier gesehen, und er war über den Kopf zu ziehen wie eine Kapuze. Ich nahm ihn um und konnte kaum hindurchsehen. Und als ich in den alten Spiegel an der Wand sah, glich ich einer vermummten Sonne.

Woher meine Mutter wohl den Schleier hat, und wozu sie ihn wohl gebraucht hat?

Ich wollte sie heute Abend danach fragen, aber schliesslich unterliess ich es doch.

Den 26. Januar.

Ich sass heute Vormittag am Fenster. Der Schnee fiel leise und weich in grossen Flocken, so ein rechter Weihnachtsschnee, — leise schwebende, bedächtig kreisende Myriaden weisser Wintervögel.

Die menschenleere Strasse entlang kam ein Wagen mit weisser Kalesche und weissem Kutscher, zwei dunkle Furchen in den daunenweichen Schnee ziehend. Der Wagen hielt gegenüber. Es war der Brougham „der Favoritin." Sie sprang heraus, war schon an der Thür, und schon hatte sich der Wagen wieder in Bewegung gesetzt. Da wandte sie sich schnell um, schlug den Schleier zurück und rief den Kutscher an, um ihm einen Befehl zu erteilen.

Es war nur ein flüchtiger Augenblick, aber ich werde ihn nie vergessen. Nie vergesse ich diesen Schimmer von, — ja von Siegesbewusstsein und **Glück**, der über ihrer Erscheinung und ihrem Antlitz lag. Der schwarze Pelz stand offen, und sie trug einen Busenstrauss von blassroten Rosen, und das Gesicht selber war eine blassrote Rose, wie es so aus dem schwarzen Spitzenschleier hervorguckte. Mit der einen Hand hob sie das Kleid graziös in die Höhe, die andere, — der Handschuh war strohgelb — hielt den Schleier zurück. Die Schneevögel umflatterten sie, — sie stand dort wie der Frühling im Schnee, so warm und frisch, so liebreizend und zart.

Und dann war die entzückende Erscheinung verschwunden. Die Hausthür schloss sich hinter ihr.

Aber plötzlich fiel es mir ein, dass dies das erste Mal war, dass ich sie am hellen lichten Tage hatte kommen sehen, und dass ich in der letzten Woche die andere junge Dame, die mein vis à vis des Vormittags zu besuchen pflegte, garnicht gesehen hatte.

War sie krank oder verreist, — oder sollte es mit ihr ganz vorbei sein? Die Thür unbarmherzig verschlossen, die Rivalin Alleinherrscherin?

Und ich sah herab auf die hässlichen schwarzen Furchen, die der Wagen in dem weissen Wege gezogen hatte, sah, wie sie sich langsam mit dem weichen, deckenden Schnee füllten, bis sie sich nur noch abhoben wie ein Paar alte Narben.

Den 29. Januar.

Erik ist gekommen. Er war gestern Abend einen Augenblick hier, und heute hat er bei uns zu Mittag gegessen.

Der gute Junge, wie war er glücklich, uns wieder zu sehen, und wie unverändert war er! Er ist wahrhaftig kein Europäer geworden, wenn er auch in den grossen Städten gelebt hat. Genau so lustig, beinahe knabenhaft wie in alten Zeiten; genau so hübsch und gesund, aber auch genau so nonchalant mit seinem äusseren Menschen. Die einzige Veränderung, die ich an ihm entdecken konnte, war, dass sein rotbrauner Bart spitz zugestutzt und das Haar mit der Maschine geschnitten war, so dass es einem Stoppelfeld glich, und dass der Schnurrbart $^1/_2$ Zoll gewachsen und gewichst war. Aber die Jacke sass schief wie gewöhnlich, die linke Tasche, in die er stets seine Hand hinein-

Digitized by Google

bohrt, abstehend und blankgescheuert, während sein Kragen und sein Shlips noch genau so konfirmandenhaft waren wie stets, — Klappkragen mit schwarzer Schleife.

Er bedarf entschieden der weiblichen Fürsorge. Wenn die Vorsehung mich zu diesem Berufe ausersehen hat, dann will ich schon etwas Tüchtiges aus ihm machen. Er hat nämlich gute Bedingungen. Ich habe mir gedacht, ihn als „modernen Fortschritt" auszustatten, — derbe, einfache Eleganz: stets in strammem schwarzem Rock mit erwartungsvollem Knopfloch, dazu dunkle, feingestreifte Beinkleider; vertrauenerweckende Korrektheit: sorgfältig gebügelter Cylinder, rotbraune englische Dogskins-Handschuhe, hoher geschlossener Officierskragen.

Ja, mein Freund, Du kannst Dich darauf verlassen, Du wirst schön werden. Warte Du nur!

Ich nehme keinen Anstoss, unser Mittagessen heute animiert zu nennen. Selbst Sr. Majestät, der griesgrämige Herr Papa, geruhten allergnädigst in zuvorkommender Laune zu sein. Er hatte mir gegenüber geradezu einen Anfall von Zärtlichkeit, — der seinen Ausdruck darin fand, dass er mir zwei seiner langen Finger in die Backe bohrte und mit einem schelmischen Lächeln zuflüstere: „Nun, bist Du denn jetzt besserer Laune?"

Wir bekamen feines Essen und tranken eine Menge italienischen Rotweins, — eine Erinnerung an Vaters leichtsinnige römische Nächte. Erik war bewunderungswürdig. Er redete drauf los, als befände er sich wirklich in einer gemütlichen Gesellschaft. Vater lachte, so dass es förmlich in ihm gluckste — es klang, als wenn Wasser durch einen verstopften Hahn läuft, — als ihm Erik von einer Symbolisten-Ausstellung erzählte, die in Wien veranstaltet war. Erik ist doch weit durchtriebener, als ich ihm zugetraut hätte. Sass er nicht da und schmeichelte sich bei meinem Vater ein, indem er über die junge Kunst herzog, die ihm sonst heilig ist! In Gottes Namen, — der Zweck heiligt die Mittel.

Beim Kaffee tranken wir echten alten Benediktiner, — was bei uns zu Hause bedeutet, dass die Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hat. Wenn Vater sich einmal einen Liqueur leistet, dann weiss ich, was die Glocke geschlagen hat.

Ein wenig später fand ich mich allein mit Erik auf dem Wohnstubensopha sitzen. Und ich dachte: So, nun kommt's. —

Ich weiss nicht, ob es mir angenehm oder unangenehm war, — ich weiss nur, dass ich es ein wenig taktlos und lächerlich von den Andern fand, die Situation so für uns zu arrangieren.

Erik sass eine Weile da und paffte aus seiner Cigarre, so dass das Feuer unter der weissen Asche glühte. Ich konnte ihm ansehen, dass er nervös war. Endlich sagte er, „ich bin so glücklich, Dich wieder zusehen, Julie!"

„Ich freue mich auch, dass Du heimgekehrt bist!"

„Ich habe mich zwischen all' den fremden Menschen oft nach Dir gesehnt."

„Du schriebst doch nur so selten und so kurz."

„Du weisst, es fällt mir schwer, mich brieflich auszudrücken."

„War da denn niemand, mit dem Du gern verkehrtest?"

„Ja, da war Einer. Ein Däne, den ich in dem Pensionat kennen lernte, wo ich wohnte. Mit dem habe ich mich angefreundet. Und mit ihm sprach ich viel, — auch von Dir."

„Von mir, Erik?"

„Ja, ich erzälte ihm, dass ich eine kleine Pflegeschwester habe, die Tochter eines Mannes, in dessen Hause ich während meiner Studienzeit wohnte, ein junges Mädchen, das stets so lieb und gut gegen mich gewesen ist. —

„Und um derentwillen Du tausend dumme Streiche begangen hast, und das Du oft vor dem dunklen Zimmer oder Vaters Rohrstock rettetest, indem Du ihre Sünden auf Deine Schultern nahmst. — — — Aber wo ist denn dieser Freund jetzt? Noch immer in Wien?"

Digitized by Google

„Nein, er reiste lange vor mir ab. Er musste bei Beginn der Saison zu Hause sein.“

„Bei Beginn der Saison?“

„Ja, er ist Schauspieler!“

„Und er heisst?“

„Alfred Mörck. Hast Du ihn niemals gesehen?“

Ich glaube, ich zuckte zusammen, aber ich bezwang mich. Und in gleichgültigem, beinahe verächtlichem Tone sagte ich:

„Alfred Mörck? Ach ja, den habe ich hin und wieder gesehen. Er spielt übrigens nur Nebenrollen und hat wohl kein Talent. Berühmt ist er nicht. Dafür aber um so berüchtigter.“

Erik lachte ein wenig gereizt.

„Grosser Gott,“ sagte er, „kehrst Du Dich wirklich an solche Klatschgeschichten? Ich glaubte Du seiest zu gut dazu.“

Eriks Tadel reizte mich, — ich log sogar. Heftig antwortete ich: „Ich kehre mich nicht an Klatsch. Ich halte mich nur an das, was ich weiss.“

„Und was weisst Du denn?“

„Dass Dein braver Freund auf schändliche Weise ein junges Mädchen verführt und sie nachher hat sitzen lassen.“

Erik sass einen Augenblick schweigend da. Dann sagte er: „Das kann ich nicht glauben. Es sieht Mörck so garnicht ähnlich, er ist der feinste Mensch, den ich kenne. Er verspricht sicher nicht mehr als er hält. Allerlei Liebesgeschichten hat er freilich gehabt, aber das ist etwas ganz Anderes. Er macht — und mit Recht — grosses Glück bei den Damen und ich weiss, dass er oft Briefe mit Aufforderungen zu Rendez-vous erhält.“

„Darauf ist er wohl sehr stolz, da er es Dir erzählt hat.“

„Ach nein, aber es macht ihm Spass, und das finde ich ganz natürlich. Er reflectiert nicht auf die schmeichelhaften Anerbietungen.“

„Zeigt aber als echter Gentleman seinen Freunden die Briefe!“

„Du kannst Dich beruhigen, sie sind anonym.“

Ich war so aufgeregt, dass ich am liebsten geweint hätte. Aus welchem Grunde, wusste ich selber nicht. Ich glaube, ich fand es empörend, — und empörend dumm obendrein, dass Erik da sass und diesen Schauspieler mir gegenüber verteidigen wollte. Er hätte mir ja im Gegenteil helfen müssen, ihn aus meinen Gedanken zu verdrängen. Ich glaubte recht, ich würde jetzt Frieden vor ihm haben, und da kam Erik und drängte ihn mir gleichsam auf. Natürlich, — Erik konnte ja nicht ahnen, — und doch, ich fand ihn beinahe erbärmlich, wie er da sass und seinen Freund mit den schwarzen Augen mir gegenüber verteidigte.

Und Ihr, meine vorsorglichen Eltern, Ihr wurdet an der Nase herumgeführt. Alles hattet Ihr so vortrefflich für Eure Tochter geordnet, ein gutes Diner, feinen Wein, alte Erinnerungen und Dämmerlicht, — und als dann Mama mit der Lampe hereinkam, von dem neugierig lugenden Vater gefolgt, fanden sie das Paar verstimmt auf dem Sopha sitzen, — jedes in seiner Ecke.

Das war um darüber zu lachen und zu weinen.

Den 5. Februar.

Jeden Tag brennt die Werbung Erik auf der Zunge, aber sobald ich merke, dass es ausbrechen will, bin ich gleich mit der Spritze da und lösche das Feuer.

Wie rührend, wie gutmütig doch im Grunde diese Männer sind. Dass Erik nicht plötzlich mit der Faust auf den Tisch schlägt und sagt: „Jetzt ist es aber wirklich genug, mein Kind. Keine Affenkünste mehr. Willst Du mich, oder willst Du mich nicht?“

Ich glaube es wäre klug von ihm, wenn er mich einmal so überrumpelte und mich zwänge, Farbe zu bekennen. Es würde mir eine wahre Wonne sein, ihn einmal recht böse zu sehen. Ich glaube, ich würde ihn lieben, wenn ich mich einmal klein und bange gefühlt hätte unter seiner starken Hand. Aber

Digitized by Google

nun sitzt er da und zittert bei dem Gedanken, dass ich das müde, gleichgültige Gesicht aufsetzen könnte, mit dem ich ihn zu löschen pflege.

Weshalb bin ich eigentlich so? Ist das einzig und allein Frauen-Teufelei, Grossthuerei und Lust am Quälen?

Nein, nein, das ist es nicht. Aber ich werde selber nicht klug daraus. Ich weiss nicht ob es nicht Unrecht gegen ihn und gegen mich wäre, wenn wir uns verheirateten. Du grosser Gott, wenn ich schon jetzt so gegen ihn bin, wie abscheulich werde ich da nicht sein, wenn wir erst verheiratet sind und ich ihn vom Morgen bis zum Abend habe, nnd — vom Abend bis zum Morgen!

Eigentlich habe ich Erik gegenüber stets dieselben Gefühle gehabt, — seit ich ein zehnjähriges Kind und er ein 17—18jähriger Student war. Ich hatte ihn ungemein gern, ich folgte ihm auf Schritt und Tritt. Aber so klein ich auch war, ich tyrannisierte ihn. Ich fühlte sofort, dass ich die Stärkere war und ich genoss meine Macht mit einem Gemisch von Wohlbehagen und unbewusster Verachtung. Ich entsinne mich eines Tages, als ich ihn ganz ungewöhnlich gequält hatte. Er hatte viel zu thun und bat mich, ihn in Frieden zu lassen. Aber kaum war ich aus seinem Zimmer heraus, als ich auch schon wieder da war. Ich kitzelte ihn mit einem Strohhalm in der Nase, ich nahm ihm seinen Bleistift weg, ich zerrte an seinem Papier, so dass er schief zeichnete, — kurz ich war so unausstehlich wie ein verhätscheltes Kind es nur sein kann. Schliesslich wurde Erik denn auch ernstlich böse. Er nahm mich beim Arm und erhob seine Hand. — — Da sah ich zu ihm auf, lachte trotzig und sagte: „Schlag mich nur, wenn Du es wagst."

Er liess die Hand sinken, Thränen traten ihm in die Augen, er strich mir zärtlich über das Haar. „Liebe Julie, Du musst mir nicht mehr böse sein. Es war hässlich von mir."

Ach, Erik, Du empörend dummer Mensch, weshalb verabreichtest Du mir nicht die Ohrfeige, die ich so redlich verdient hatte! Dann wäre jetzt vielleicht Vieles anders.

Denn was nützt es, dass die Mutter Dir in strengem Tone das Wort redet? Mein sanftes Mütterchen nennt ihre heissgeliebte Tochter eine „herzlose Kokette", und sucht es mir auf alle Weise klar zu machen, dass ich mich glücklich preisen muss, Dein vortreffliches Herz gewonnen zu haben.

Ja, aber gewinne Du mein Herz, das ist der Knotenpunkt. Nimm es mit kräftiger Erobererhand, mach mich nur ein einziges Mal ein ganz klein wenig bange. Liege mir nicht stets zu Füssen, so gutmütig, so flehend, so irritierend: „ganz wie Du willst, mein Engel."

Den 10. Februar.

Gestern war Ball bei Eriks Onkel, Fabrikant Glerup. Ich hatte mich ganz kindisch auf diesen Ball gefreut, — meinen ersten und wahrscheinlich meinen letzten in diesem Winter.

Und dann war es Alles nur Langeweile und Verstimmung.

Wie verbittert bin ich auf Erik! Dass er sich so unfein, so taktlos aufführen konnte!

Jetzt, hinterdrein, verstehe ich das Ganze sehr wohl. Der Ball war darauf berechnet, eine Feier von unserer Verlobung zu sein. Für die Andern war es eine Enttäuschung, dass sie um diesen Knalleffekt kamen; für Erik war es eine fatale Geschichte. Und dann glaubte er die Situation retten zu können, indem er sich mir aufdrängte und ein Wesen und Benehmen zur Schau trug, dass Alle glauben mussten: „sie sind gewiss verlobt, sie wollen es nur noch nicht veröffentlichen!"

Niemals habe ich Erik so gesehen. Er benahm sich wie der schlimmste Ladenschwengel. Er umtänzelte mich mit den fadesten Galanterien, und im Kotillon küsste er mir sogar die Hand. Er kann es meiner Wohlerzogenheit danken, dass ich ihm nicht eine gehörige Maulschelle verabreichte. Als er mir aber schliesslich im Entré meine Galoschen anziehn helfen wollte, und mir

Digitized by Google

noch obendrein in Gegenwart anderer Herren und Damen, ein Kompliment über meinen reizenden kleinen Fuss machte, da versetzte der Fuss ihm einen reizenden aber ganz nachdrücklichen Puff, so dass er hintenüber fiel und seither alle seine anmutigen Bemerkungen für sich behielt.

Und die Andern, — sowohl Erik's Verwandte als die Fremden! Alle kamen sie mit verschmitzten Andeutungen und liebenswürdigen Naseweisheiten. Wenn ein Herr mich zum Tanz aufforderte, so geschah es mit folgenden Firlefanzereien: „Wenn das gnädige Fräulein nur einen flüchtigen Augenblick für mich übrig haben!“ oder: „Wenn es erlaubt ist!“ Und Erik, der mir den ganzen Abend auf den Fersen sass, verneigte sich mit einem liebenswürdigen Lächeln, als wenn er die Erlaubnis zu erteilen habe.

Als der Ball beendet war, wollte Erik durchaus mit in meine Droschke steigen. Ich flüsterte ihm zu: „Das Du Dich nicht unterstehst!“ und er begriff, dass es mein Ernst war. Aber auf dem ganzen Rückwege weinte ich, als würde ich gepeitscht, und als ich nach Hause kam, riss ich mir das schöne Kleid vom Leibe, so dass es wirklich ein Jammer war.

So niedlich wie ich gewesen war und so fröhlich, als ich abfuhr und Mutter mich in die Droschke setzte. In himmelblauem Tüllrock und langer spitzer seidener Taille mit Tüllpuffen auf den Schultern. Ich gefalle mir selber ganz gut, wenn ich ausgeschnitten bin, eine kleine feine Spitze zwischen der blanken, weichen Haut und dem farbigen Seidenstoff. Selbst Vater, — ich merkte es ihm wohl an — war zufrieden mit mir, als ich zu ihm hineinging, um ihm Adieu zu sagen. Er nickte beifällig und sagte: „Blaue Krokus.“ —

— — — Heute bin ich so nervös und reizbar gewesen, dass man mir nicht zu nahe kommen durfte. Ich habe es der Mutter abgeschlagen, mit ihr spazieren zu gehen, statt dessen habe ich in meiner Erkernische gesessen und Grillen gefangen. Es war regnerisches, nasskaltes Wetter; grau, schwer, den Sinn bis zur Verzweiflung bedrückend. So kalt und hässlich war es im Zimmer. So abgenutzt und verschossen, so armselig und freudlos sah Alles aus, — die schwarzen Damaststühle, die alte, rote Tischdecke und die abscheuliche Broncehängelampe an den dünnen Messingketten. Und ich selber: verwacht und verweint, blass im Gesicht mit steifgefrorenen Händen, so unfrisch, unsoigniert. Blaue Krokus, — ja wohl! Eine unappetitliche, welke Blume, die man wegwirft.

Ich schaute auf, mein Blick fiel auf die Fenster meines Nachbarn. Da stand er im Gesellschaftsanzug, schwarzem Frack mit einer weissen Blume im Knopfloch, stand da und sah zu mir hinüber, während ein leises Lächeln seine Lippen umspielte.

Ich weiss nicht, was mich anwandelte. Ich erhob mich plötzlich, ging in mein Zimmer, nahm Feder und Papier und schrieb mit verstellter Handschrift: „Herrn Schauspieler Alfred Mörck! Eine junge Dame möchte sie gerne nach etwas fragen. Sie erwartet Sie Sonnabend, den 13., Abends 7 Uhr vor dem Nordbahnhof. Dann legte ich den Brief in einen Umschlag, adressierte ihn an's Theater, zog mich an und steckte den Brief in einen Briefkasten.

Weshalb ich das that, vermag ich nicht zu erklären. Eigentlich dachte ich gar nicht weiter darüber nach, bis das Ganze besorgt war und ich wieder in meinem Zimmer stand. Dann musste ich laut lachen. Du grosser Gott, es war wirklich kein Traum! Ich hatte einen Leichtsinn begangen, hatte an einen fremden Herrn geschrieben, und noch obendrein an einen Schauspieler und berüchtigten Don Juan, hatte ihm ein Stelldichein vorgeschlagen! Das war Wahnsinn, wie man sich ihn nicht krasser denken konnte. Reif für's Tollhaus. Ja, und dahin kämst Du auch, liebe Julie, wenn Deine Eltern ahnten, was Du getrieben hast.

Nun, einerlei, es ist übrigens ganz amüsant, einmal etwas ganz Verrücktes gethan zu haben.

Den 12. Februar.

Morgen ist der Tag, an dem ich Herrn Mörck vor dem Nordbahnhof treffen wollte. Aber ich muss doch zu meiner eigenen Ehre bemerken, dass es mir keinen Augenblick eingefallen ist, zu diesem Stelldichein zu gehen.

Digitized by Google

Er kommt ja natürlich auch nicht. Erik sagte ja, dass er niemals auf die anonymen Briefe reflectierte, die er bekäme.

Den Fall gesetzt, dass er dennoch käme! Es müsste sehr amüsant sein, zu sehen, wie er vor dem Bahnhof auf und ab patrouillierte. Dieser eingebildete Mensch mit seinen hochmütigen, schwarzen Augen. In Gedanken sehe ich ihn, den Pelzkragen bis an die Ohren gezogen, den Stock unterm Arm.

Ach, wenn er doch käme, und ich, selber ungesehen, ihn sehen könnte.

Ich glaube, ich fordere Erik auf, morgen Nachmittag einen Spaziergang mit mir zu machen. Wenn Mörck dann dort ist, dann kann ich mich sicher nicht halten, sondern erzähle Erik, dass er auf mich wartet.

Den 13. Februar.

Ihr kleinen Bilder, wendet Euch alle um! Und Du, meine feuchte Feder, mache einen gewaltigen Klecks auf das Ganze!

Ich habe etwas ganz Entsetzliches gethan! Ich bin ungefähr so tief gesunken, wie ein ehrbares Mädchen nur sinken kann. Und das Traurigste dabei ist, dass ich in brillanter Laune bin.

Ich schreite zur Erstattung meines sündigen Rapports.

Also: Heute Morgen, als ich erwachte, schien die Sonne in mein Zimmer. Ich sprang schnell aus dem Bett und nahm eine eiskalte Douche. Mir war so fröhlich, so leicht ums Herz, als bereitete ich mich zu einem Fest.

Ich entsinne mich der Rede, die ich mir selber hielt, während ich mich mit aller Sorgfalt ankleidete. Ich sagte: Heute Abend um 7 Uhr spielt sich vor dem Nordbahnhof ein Märchen ab, in dem die Prinzessin Julie heisst. Julie hat in ihrer fernen Heimat — im Wunderwalde — von einem eingebildeten Manne gehört, der damit prahlt, dass er jeden Tag ein kleines unschuldiges Mädchenherz erobert. Als Julie dies hört, ist sie im Geiste ihres ganzen Geschlechts sittlich entrüstet und schwört einen heiligen Eid, dass sie den schändlichen Verführer züchtigen und ihn windelweich machen will. Nun entsendet Julie ihre schlaue Magd zu dem Feinde mit der Botschaft, dass eine tugendsame und schöne Jungfrau, ganz bezaubert von dem Glanz seiner schwarzen Augen, am Sonnabend Abend vor dem Nordbahnhof seiner harren wird. Der eingebildete Narr stellt sich zur angegebenen Zeit ein, seiner leichten Beute sicher. Da erblickt er eine dicht verschleierte Prinzessin, — in einer alten Truhe hat Julie einen von guten Feen gewebten undurchsichtigen Schleier gefunden, und als er sich ihr nähert, bricht sie in ein höhnisches, aber silberhelles Lachen aus und verschwindet. Darauf, — ja darauf war es zu Ende mit dem Märchen. Was weiter noch geschah, ist mir nicht recht klar geworden.

Eins aber war mir klar, zu dem Stelldichein wollte ich. Unbekannt, unkenntlich wollte ich kommen, wollte mich an Herrn Mörck's Neugier weiden, seinen bethörenden Schmeicheleien lauschen und mit einem spöttischen Prinzessinnengelächter verschwinden.

Nach Tische sagte ich zu Mutter, ich habe Lust, Emmy zu besuchen. Sie wunderte sich hierüber, spendete aber diesem Herzensbedürfnis Beifall. Um $5^1/_2$ Uhr machte ich mich auf den Weg. Vorher hatte ich mir den Märchenschleier aus der Bodenkammer geholt, den ich nun in meine Manteltasche steckte. Ich fuhr mit dem Omnibus bis an's Tivoli, ging von dort bis an den Nordwall, wo Emmy wohnt, machte ihr einen kurzen Besuch, — dann war ich doch dagewesen — hüllte mich auf der Treppe in den Schleier und eilte, klopfenden Herzens, zu meinem Stelldichein.

Aus der Ferne sah ich, dass die Bahnuhr fünf Minuten über sieben zeigte. Es freute mich, dass ich nicht zu früh kam. Ich spähte nach allen Seiten, — er war nicht da. Auf dem grossen, weissen Platz vor der gleichsam ausgestorbenen Station hielt eine Droschke. Ausser dem Droschkenkutscher keine Menschenseele zu erblicken. Es war, als gösse man einen Eimer kalten Wassers über mein Märchen. Da stand die stolze Prinzessin wie ein begossener Pudel; sie hatte in ihren Berechnungen völlig vergessen, dass das Märchen sehr wahr-

Digitized by Google

scheinlich nicht zu stande kommen würde, infolge des Ausbleibens des von ihr Bestellten.

Schon wollte ich umkehren. Da, — mein Herz stand mir still — glitt hinter der Droschke eine Gestalt hervor, eine hohe, in einen Pelz gehüllte Gestalt. Er war es. Im nächsten Augenblick war er neben mir. Ich sah ihn nicht an, ich fühlte seinen Schatten vor mir, und ich hörte seine Stimme: „Mein gnädiges Fräulein, der Wagen wartet."

Diese routiniert geäusserte Unverschämtheit gab mir meine Selbstbeherrschung wieder. Ich blickte auf und erwiderte: „Sie irren. Den Wagen können Sie sehr wohl fahren lassen." — Gott segne Dich, liebes Mütterchen für Deinen Schleier! Ich konnte ihn beobachten, er sah nichts als einen schwarzen Helm. Mit etwas unsicherem Blick bemühte er sich vergeblich, meine Maske zu durchdringen. Dann sagte er: „Soll ich den Wagen wirklich fortsenden? Ich finde, man ist doch immer ein wenig ungenierter —" Ich befahl: „Senden Sie ihn fort." — Und ich freute mich über meine Kaltblütigkeit. Er verneigte sich leicht, trat an die Droschke heran, bezahlte den Kutscher und gab ihm einen Bescheid, worauf der Wagen sich sofort in Bewegung setzte.

Wir standen allein auf dem grossen Platz. Ich sagte: „Lassen Sie uns gehen," und schlug die Richtung nach der Klampenborger Station ein. Er ging neben mir her. Nach einer kleinen Pause sagte er:

„Und nun?"

„Und nun?" Ich wiederholte seine Worte.

„Ja, gnädiges Fräulein, wonach wollten Sie mich denn eigentlich fragen?"

Ich hatte es, offen gestanden, ganz vergessen, eine Frage bereit zu halten. Um Zeit zu gewinnen, antwortete ich:

„Es handelt sich um eine Wette — zwischen einem Herrn und mir. Es gilt sechs Flaschen französischen Parfüms."

„Und ich soll die Wette entscheiden?"

„Ja, — wenn Sie die Liebenswürdigkeit haben wollten. Mir ist sehr darum zu thun."

„Sechs Flaschen französischen Parfüms! Nun, so lassen Sie einmal hören!"

„Ich möchte gern wissen, — sagen Sie mir, bitte, — ist Mörck Ihr wirklicher Name oder nur ein Theatername?"

Er antwortete nicht gleich. Wir kamen an einer Laterne vorüber, und ich konnte bemerken, wie er bemüht war, beim Lichtschein mein Gesicht durch den Schleier zu entdecken. Endlich sagte er, und seine Stimme klang kalt und spöttisch:

„Also um mich zu fragen, ob ich Mörck heisse, haben Sie mich hierher bestellt?"

Er war offenbar rasend. Das amüsierte mich. Ich war kurz davor, ihm laut ins Gesicht zu lachen, sagte aber ganz ernsthaft:

„Ja, Herr Mörck. Wenn Sie mir den grossen Gefallen erweisen wollen. Dann will ich Sie auch nicht länger aufhalten. Man erwartet Sie vielleicht irgendwo."

Ich schaute zu ihm auf. Er sah so ziemlich beherrscht aus. Aber seine Stimme bebte, als er erwiderte:

„Endweder, mein gnädiges Fräulein, sind Sie sehr zu Scherzen aufgelegt, oder auch — verzeihen Sie — sehr dumm!"

Ich mit Engelssanftmut:

„Wie unfreundlich Sie mit mir reden! habe ich Sie etwa beleidigt?"

Er mit würdiger Kälte:

„Mich beleidigt? Nein. Aber ich finde es, offen gestanden, ziemlich überflüssig, mich an einem kalten Winterabend an einen entlegenen Ort zu bestellen um mich zu fragen, wie ich heisse."

Ich, still und bescheiden:

„Ich glaubte auch wirklich nicht, dass Sie kommen würden. Sie sollen ja täglich so viele anonyme Briefe empfangen."

Er ein wenig milder:

Digitized by Google

„Ich kam auch nur, weil Ihre Handschrift mich interessierte. Sie war — obwohl verstellt — so damenhaft, so fein und eigenartig."

„Jetzt schmeicheln Sie mir, Herr Mörck. Es ist wirklich nichts Interessantes an mir, — nicht einmal das, dass ich in Sie verliebt bin. Das hatten Sie vielleicht geglaubt?"

Es sah so aus, als wenn er die grösste Lust hätte, mich aufzufressen, erwiderte aber nichts. Wir waren bis an den Örstedsgarten gelangt. An der Ecke blieb ich stehen.

„Jetzt muss ich nach Hause Herr Mörck. Wollen Sie mir denn jetzt meine Frage beantworten?"

„Nur unter einer Bedingung."

„Und die wäre?"

„Dass ich Ihr Gesicht sehen darf, und dass Sie mir Ihren Namen nennen."

„Aber weshalb denn? Welch Vergnügen kann Ihnen das nur machen?"

„Finden Sie wirklich, dass mein Verlangen so unbillig ist? — Ist es also erlaubt, gnädiges Fräulein?" und er streckte die Hand nach meinem Schleier aus.

„Nein, nein, nicht unverschämt werden." Und ich eilte vor ihm her am Parkgitter entlang. Er hinter mir drein. Niemand von uns sprach ein Wort. Endlich sagte ich — wir gingen jetzt wieder friedlich nebeneinander her — sehen Sie nur, wie schön sich der Park ausnimmt mit den bereiften Bäumen. Es ist wie ein wahrer Märchengarten."

„Ach ja!"

Bereifte Bäume, Märchengarten und alle die anderen poetischen Dinge waren ihm offenbar vollständig gleichgültig, und ich dachte bei mir: „Die Situation wird unerträglich. Er ist ebenso dumm und unleidlich wie Erik.

Da plötzlich stand er still und sagte: „Meinen verbindlichsten Dank, mein gnädiges Fräulein, und leben Sie wohl!"

„Sie wollen meinen Wunsch also nicht erfüllen?"

Er stellte sich vor mich hin und sah mich an, unendlich lange, schien es mir, sah mich mit einem wunderlich kalten, melancholischen Blick an, der mir Furcht einflösste und mich gleichzeitig anzog. Dann sagte er, still und höflich, aber mit einer entzückenden, eisigen Vornehmheit:

„Ich heisse so, wie ich genannt werde. Ich hoffe, dass Sie darauf gehalten haben und folglich die erwünschte Ausbeute von unserer Unterhaltung haben werden."

Er zog den Hut und entfernte sich. Da, — ich weiss nicht weshalb; aber ich wollte, ich konnte ihn nicht auf diese Weise von mir lassen, — — ich riss den Schleier zurück und rief: „Herr Mörck!" — und als er sich umwandte, stand ich lächelnd vor ihm mit ausgestreckter Hand und sagte:

„Zürnen Sie mir nicht, lassen Sie uns als gute Freunde scheiden."

Nie habe ich eine solche Veränderung bei einem Menschen vor sich gehen sehen. Es huschte wie Sonnenschein über sein Gesicht; seine Augen strahlten freundlich, heiter, und seine Stimme klang sanft und einschmeichelnd.

Wir sprachen wie zwei Kameraden, die einander lange gekannt haben. Er sagte auch, er kenne mich sehr wohl, — er wisse nicht woher, aber er erinnere sich, mein Gesicht bereits gesehen zu haben.

Er bat mich nochmals, ihm zu sagen, wie ich heisse. „Nein," erwiderte ich, „das können Sie heute noch nicht erfahren."

„Ein ander Mal also? Sie wollen mich also noch einmal wiedersehen?"

Ich wusste weder, was ich wollte, noch was ich nicht wollte. Ich sagte nur: „Vielleicht". Und gleich darauf fragte ich: „Erzählen Sie mir doch, wohin Sie mich eigentlich in der Droschke führen wollten?"

„Nach einer Restauration oder nach Hause zu mir, ganz wie Sie es vorgezogen haben würden. Irgendwo, wo wir gemütlich zusammen gesessen und ein Glas Champagner getrunken hätten."

„Glaubten Sie also, dass ich eine Dame von der Art sei?"

„Von welcher Art? Ich versichere Sie, Damen jeglicher Art können ein Glas Champagner trinken."

Digitized by Google

„Ja, aber nicht zusammen mit Ihnen."

„Ist das wirklich Ihre Meinung? fänden Sie wirklich etwas böses darin, wenn wir Beide z. B. einen gemütlichen Abend mit einander zubrächten?"

„Nein, — vielleicht nicht, wenn Sie sich ebenso nett aufführen wie jetzt, während wir hier zusammen spazieren gehen."

„Ich führe mich genau so auf, wie Sie selber es wünschen. Darauf können Sie sich verlassen. Wollen wir dann also am Donnerstag Abend zusammen soupieren? Dann bin ich frei."

— — Kurz, die Sache endete damit, dass ich ihm beinahe versprach, am Donnerstag um 7 Uhr mit ihm auf dem Königs-Neumarkt zusammen zu treffen. Er sprach so ruhig mit mir, dass es mir wie die natürlichste Sache von der Welt erschien. Wie ich mich aber, wenn ich es erst beschlafen habe, mit meinem Gewissen abfinden will, und wie ich von Hause fortkommen soll, das ahne ich wirklich nicht. Nun, kommt Zeit, kommt Rat! Im schlimmsten — oder sagen wir lieber: im besten — Falle bleibe ich fort.

Dann kann Herr Mörck am Donnerstag Abend um sieben Uhr auf dem Königs-Neumarkt stehen und zu den Sternen emporschauen. Welch Vergnügen kann er auch wohl daran haben, mit mir zusammen zu sein.

Er sagte, ich sei hübsch, der Lügenpeter!

Den 14. Februar.

Die Ereignisse des gestrigen Tages stehen mir vor der Seele wie ein Traum. Aber mein Tagebuch enthüllt mir den Traum als Wirklichkeit. Es kommt mir vor, als sei das, was ich gethan habe, ganz phantastisch sinnlos. Und doch will es mir scheinen, als sei es das Einzige in meinem bisherigen Leben, das sich des Aufzeichnens verlohnt. Und wieder sage ich zu mir selber: „Du elende Person! Du lächerliche Heldin, die genau das ausgeführt hat, was Tausende von gewöhnlichen Mädchen ohne alles Heldentum jeden Tag thun.

Ja, wenn Du ihn noch liebtest, wenn er Dich liebte! Aber was ist denn dies? Von meiner Seite nur ein Einfall, eine Laune; von seiner Seite höchstens ein momentaner Reiz, ein pikanter Fall, der ihm in den Schooss fällt, und dem er allergnädigst ein Paar Stunden opfert.

Ich hasste ihn von vornherein. Er sollte eine Rolle in meinem Leben spielen; er, ein fremder Mensch, dem ich nichts war, — hatte sich zum Herrn meiner Gedanken, meiner Träume aufgeworfen. Seine Augen befahlen mir, ich wollte mich von ihnen, von ihm emancipieren.

Ja, so war es. Ich musste diesem Menschen einmal begegnen, um seiner habhaft zu werden, um den Kampf mit ihm, — mit dem wirklichen Menschen, nicht mit dem Traumbild — aufnehmen zu können. Ich musste den Scheik aus der „Suleima" in den Schauspieler Mörck zurückversetzen.

Dies ist die Erklärung, die Entschuldigung, weshalb ich ihm ein Stelldichein gab. Ich wollte mich von ihm befreien. — — Und ich endete damit, dass ich ihm eine neue Begegnung zusagte.

Ich wollte mich ihm gegenüber als die Starke fühlen. Und ich war es auch — anfänglich. Ich schwelgte förmlich in seiner Unsicherheit, seiner verlegenen Empfindlichkeit und in seiner Neugier. Ich spielte mit ihm, ich quälte ihn, ich neckte ihn.

Aber gerade als ich den Sieg in Händen zu haben glaubte, warf er mich zu Boden. Ich sehe ihn noch vor mir stehen und mir mit höflich, spöttischen Worten Adieu sagen. Ich empfand seinen Blick wie einen Schlag in's Gesicht, — und als er sich umwandte und ging, fürchtete ich, ihn zu verlieren. Ich rief ihn zurück. Ich fühlte mich so schwach, und ich fühlte mich glücklich darüber.

* * *

Digitized by Google

Dieser fremde Mensch. Ja, freilich ist er mir fremd. Doch weiss ich niemals, dass ich mich so vertraulich zu jemand hingezogen gefühlt hätte. Ihm gegenüber konnte keine Rede davon sein, „vornehm" oder „Dame" sein zu wollen. Seine Worte, seine Stimme nahmen mich gefangen, so selbstverständlich und doch ehrfurchtsvoll. Es war etwas so wunderbar Musikalisches in der Art und Weise, wie er sein Wesen nach dem meinen abstimmte. Ich habe ein ähnliches Gefühl nur zuweilen gehabt, wenn ich mit einem Herrn tanzte, der mich fest und sicher nach dem Rhythmus der Musik führte. Wenn ich die Augen schliesse, kann ich seine Stimme noch hören. Ja, es ist Rhythmus darin, und mir ist zu Mute, als tanzte ich, — einen langen, langsamen, wiegenden Tanz.

Ich höre seine Abschiedsworte, während er meine beiden Hände nahm und mir lächelnd, freundlich und durchaus nicht zudringlich in die Augen sah: „Leben Sie wohl, Sie sehr liebreizendes, unbekanntes Mädchen, ich freue mich unendlich, Sie kennen gelernt zu haben."

Sonderbar, dass Augen so verschieden sein können! In Zukunft werden seine Augen mich nicht bange machen.

* * *

Ich werde mich auch nicht mehr fürchten, ihm wieder zu begegnen. Ich würde mich darüber freuen, es würde mich amüsieren. Wenn es nur nicht so völlig ohne Sinn und Verstand wäre! Wenn es nur nicht so grenzenlos leichtsinnig wäre!

Ist es denn übrigens so unvernünftig, leichtsinnig zu sein? Wer dankt es Einem, dass man niemals etwas Anderes thut, als was tugendhaft und langweilig ist? Weshalb soll man so zaghaft sein, diese oder jene Blume aus einem Garten an der staubigen Landstrasse zu stehlen, auf der man dahinwandert? Ich spränge gern über den Zaun, selbst wenn mein Kleid einen Riss dabei erhielte, — nur der bekümmerte Blick meines Mütterchens hält mich zurück. Ich fürchte Deine betrübten Augen, Mutter. Wenn Du etwas entdecktest, würdest Du es ja garnicht verstehen können, Du würdest mich für eine Verlorene halten. Und doch — der Schleier! Wie ist der in Deinen Besitz gelangt? Wann in Deinem Leben hast Du Verwendung dafür gehabt?

Dieser Schleier, der von geheimnisvollen Wanderungen erzählt und noch einen Duft von verborgenen Blumen in seinen Falten birgt!

Den 15. Februar.

Erik war heute Nachmittag hier. Wir sprachen ausschliesslich von Mörck. Erik fragte, ob ich nicht Lust habe, einmal mit ihm zusammenzutreffen. Ich antwortete: Nein. Und ich gab vor, von einer Dame, die ihn kannte, gehört zu haben, dass er ein langweiliger Wichtigmacher sei.

Nun musste Erik mit einer neuen Lobrede über seinen Freund in's Feld rücken. Er verachte die Dame, die mir das von Mörck erzählt habe. Sie könne nicht viel Verstand haben. Sie sei natürlich eine Gans, an der Mörck seinen Witz nicht habe verschwenden wollen.

Ich führte die Sache meiner Klientin mit grosser Geschicklichkeit. Unermüdlich war ich im Erfinden neuer Anklagen, die Erik dann zu meiner Wonne alle zu widerlegen wusste. Wahrlich, Herr Mörk, Ihnen müssen die Ohren heute Abend geklungen haben, — ein wahres Sturmläuten.

Aber der arme Erik! Er sollte nur ahnen!

Beim Gute Nacht sagen grosse Ruhescene zwischen Mutter und mir. Erst weinte ich, weil sie mich wieder mit Erik quälte, dann weinte sie, weil ich sagte, sie dächte nur daran, mich los zu werden, ihr sei es einerlei, ob ich glücklich oder unglücklich würde. Schliesslich weinten wir beide in gemeinsamer Erkenntnis, dass das Leben ein Jammerthal ist, und in gegenseitiger Reue über die hässlichen Dinge, die wir einander gesagt hatten.

Dies Haus zeichnet sich entschieden durch seine Regenmenge aus. Man sollte glauben, es läge in Bergen.

Digitized by Google

Den 16. Februar.

Für den Fall, dass ich morgen zu dem Rendez-vous gehe, muss ich mich bei Zeiten nach einem Vorwand umsehen. Ich habe an Christiane gedacht, das einzige mir wirklich treu ergebene Wesen. Freundinnen habe ich niemals gehabt. Christiane gilt für meine Freundin, aber sie ist im Grunde meine Sklavin. Sie ist die Tochter eines einfachen aber wohlhabenden Mannes; sie besuchte dieselbe Schule wie ich, aber sie fühlte sich stets wie ein Wesen niederer Raçe. In einem Anfall von Edelmut nahm ich mich ihrer an, und da ich meiner scharfen Zunge wegen gefürchtet war, wagte niemand, mein Protegée zu beleidigen. Seither ist mir Christiane so treu ergeben, wie ein Hund. Es wäre jedoch Verleumdung, wenn man sagen wollte, dass ich sie verwöhnt habe. Gegen keinen Menschen kann ich so unausstehlich sein; sie reizt mich durch ihr demütiges Wesen und ihr eingeschüchtertes Aussehen. Der hündische Respekt ihres Blutes vor mir, der armen Professorentochter, erweckt meine Verachtung. Aber auf der andern Seite kann ich sie nicht gut entbehren. Es ist mir angenehm, so unumschränkt über eine Menschenseele zu herrschen. Ohne zu murren, duldet sie es, dass ich alle meine üblen Launen über sie ausgiesse. Vollkommen glücklich saugt sie die Sonnenstrahlen meiner Gnade ein.

Meine treue Christiane hat einen kugelrunden Kopf, dünnes, weisslichblondes, glanzloses Haar, keine Augenbrauen, eine sommersprossenumkränzte Stumpfnase und knopflochähnliche Schlitzaugen. Ihre Gestalt gleicht einem Korken.

Was man eigentlich hässlich nennt, ist sie nicht. Sie ist nur so völlig garnichts. Ihr fehlt alles das, was ein Eigenwesen aus dem Gemeinmenschlichen macht. Aber so wie sie ist, ist sie glücklich. Sie kennt weder Ehrgeiz noch einen Wunsch für ihre eigene Person; sie hofft und wünscht nur für mich und zusammen mit mir.

Das ganze letzte Jahr ist sie so völlig in Erik aufgegangen. Jeden Tag sitzt sie da und wartet, dass er um mich anhalten soll und ist ganz betrübt bei dem Gedanken, dass es bisher noch nicht geschehen ist.

Und trotzdem, wenn ich morgen zu ihr gehe und sage: „Christiane, ich habe ein Rendez-vous mit einem Herrn, und Du musst mir dabei behülflich sein," — so wird sie wohl im ersten Augenblick ein wenig verwirrt aussehen, wird es aber nicht versuchen, Einspruch dagegen zu erheben. Sie wird es ganz einfach als Thatsache hinnehmen, dass nicht Erik und Verlobung auf der Tagesordnung stehen, sondern Leichtsinn und Rendez-vous. Und sie wird, wenn die Stunde des Stelldicheins herannaht, daheim sitzen und Herzklopfen haben, so wie ich, und sie wird, das arme Ding, in Gedanken in meinem feinen Souper und perlenden Champagner schwelgen.

Den 17. Februar.

Wahrscheinlich gehe ich morgen doch hin. Wenn ich das dann erlebt habe, will ich mich beruhigen. Ich will wieder ein tugendhaftes Mädchen werden, und ich will, ehe ich mich mit Erik verlobe, mein Verbrechen eingestehen.

Ich war heute Vormittag bei Christiane. Sie war ganz wie elektrisiert bei dem Gedanken, dass wir zum Rendez-vous wollten. Ich paukte ihr ihre Rolle ein. Sie kommt morgen zu uns und ladet mich zu Mittag ein. Sie verspricht Mutter, dass sie für Begleitung am Abend sorgen will.

Da meine und Christianens Eltern nicht mit einander verkehren, sich kaum kennen, — so ist die Möglichkeit der Entdeckung ausgeschlossen.

Christiane fand das Ganze ungeheuer spannend und abenteuerlich. Schliesslich musste ich sie geradezu daran erinnern, dass es ein junges Mädchen schlecht kleidet, so erpicht auf dergleichen zu sein.

Den 18. Februar.

Als die Uhr heute Abend vom St. Nikolaiturm sieben schlug, wanderte eine grosse, verschleierte Damengestalt vom alten Königswege dem Königs-

Digitized by Google

Neumarkt zu. Eine hohe Herrengestalt, den Pelzkragen bis an die Ohren hinaufgezogen, kam ihr entgegen. Ein Wagen folgte dicht hinter dem Herrn. Der Kutscher riss die Thür auf, das Paar verschwand in den Wagen, der es darauf schleunigst entführte.

Wenige Minuten später hielt ein Wagen in einem dunklen Thorweg. Der Kutscher ist vom Bock herabgesprungen und drückt auf einen Knopf an einer Thür. Von innen wird ein Riegel zurückgeschoben. Die Thür öffnet sich, und in dem weissen, elektrischen Licht wird ein Kellner in Frack und weisser Halsbinde sichtbar, der sich tief verneigt. Ein pelzbekleideter Herr hilft einer verschleierten Dame aus dem Wagen. Der Befrackte eilt voraus, einige Treppen hinan. „Diesen Weg, meine Herrschaften, wenn ich bitten darf. Ich habe das rote Kabinet reserviert.

— — — So war der vielversprechende, einigermassen romantische Anfang eines Abends, der im wesentlichen eine Enttäuschung werden sollte.

Ich schäme mich fast, es zu bekennen: ich war kurz davor, mich zu langweilen. Drei lange Stunden währte das Fest. Wir assen — eine Menge guter Sachen, aber ich hatte keinen Appetit. Wir tranken, — natürlich Champagner, aber ich musste sehr vorsichtig sein, um nüchtern nach Hause zu kommen. So sassen wir denn da und unterhielten uns so gebildet und artig, als wenn wir uns auf einem Konfirmationsdiner bei Professor Magens befänden.

Am meisten ärgerte mich aber, dass mein Don Juan den Abend scheinbar sehr wohlgelungen fand. Er setzte sich, nachdem wir gegessen hatten, bequem in einen Lehnstuhl, nippte behaglich an seinem Liqueur, und genoss seine Cigarre in trägen, zierlichen Zügen, mich wohlwollend betrachtend und in gutmütigem, onkelhaftem Ton mit mir redend, als sei ich ein Säugling.

Plötzlich fragte er mich: „Nun, ist es denn wirklich so gefährlich, Champagner zusammen mit mir zu trinken?"

Nein, weiss Gott, gefährlich war es nicht. Aber amüsant ebenfalls nicht, mein Herr.

Ich bin mir nicht klar darüber, ob das Ganze eine Komödie war, oder ob er von Natur so eisig ist.

Einen Augenblick, gleich nachdem wir in das Kabinet traten und der Kellner sich zurückgezogen hatte, schien es mir, als wenn er ein ganz Anderer sei. Ich stand vor einem Spiegel und legte mein Überzeug ab. Er stand hinter mir und half mir galant. Als ich zuletzt mein Stirnhaar ein wenig mit dem Taschenkamm geordnet hatte, und mich umwandte, ergriff er meine Hand und sagte: „Darf ich Sie jetzt einmal ordentlich ansehen?"

Ich sagte: „Nein, sind Sie enttäuscht? Bereuen Sie es auch, dass Sie einem hässlichen Mädchen einen ganzen Abend schenken sollen?"

„Hässlich?" erwiderte er. „Nein, im Gegenteil." Er stand einen Augenblick regungslos da und besann sich. Dann sagte er: „Ich hoffe, Sie verlangen keine Komplimente von mir. Schön sind Sie nicht, aber ganz allerliebst. Sie sind so zart und jung wie Maienlaub. Sie haben einen Teint wie Obstblüten, und ich habe niemals einen Mund gesehen, der einer Kirsche so gleicht wie der Ihre."

Er sagte diese Worte ganz natürlich, als ob er sie dämpfen wollte. Aber der Klang war so weich und wahrheitsgetreu; sein Blick strahlte so warm und glücklich. Ein wunderbares Gefühl durchströmte mich in diesem Augenblick, ein Gefühl von schwindelnder Seligkeit, von Triumph und Schwäche.

Ich kam zur Besinnung dadurch, dass er mit alltäglicher Stimme fortfuhr: „Ich möchte Sie bitten, Sie küssen zu dürfen."

Wie abgeschmackt, wie dumm! Genau so wie neulich, als er mir meldete, dass die Droschke warte.

Ich erwiderte ihm strenge und ernsthaft: „Jetzt will ich Ihnen etwas sagen, Herr Mörck, ich will diesen Abend gern mit Ihnen zusammen verbringen, auf den Leichtsinn habe ich mich nun einmal eingelassen. Aber sie sollen

Digitized by Google

sich gefälligst so aufführen, dass ich mein Thun nicht zu sehr bereue. Bedenken Sie, was Sie mir versprochen haben."

„Ja," sagte er, „gerade deswegen fragte ich Sie, ob ich Sie küssen dürfte. Hätten wir neulich diese Verabredung nicht getroffen, so würde ich Sie ohne Erlaubnis geküsst haben. Aber ich pflege Wort zu halten: Ihnen gegenüber werde ich mich genau so aufführen, wie Sie es wünschen. Und nun wollen wir kein Wort mehr darüber verlieren."

Er sagte das höflich und lächelnd, ohne jegliche Spur von Enttäuschung oder Beleidigtsein. Und den ganzen Abend hindurch war er höflich, lächelnd, zufrieden. Doch, wie verändert!

Dass dieser gleichmässig ruhige Bonvivant, der sich während des Soupers und hinterdrein mit nachsichtigem Wohlwollen mit einem natürlich viel zu dummen, unbedeutenden jungen Mädchen unterhielt, derselbe Romeo war, der noch vor wenigen Augenblicken der kleinen Julie das Blut in die Wangen getrieben hatte, – nein, das war noch unbegreiflicher als die plötzliche Verwandlung, die neulich mit ihm vorging. Wie er wohl im Grunde war? Er macht eigentlich gar nicht den Eindruck eines Schauspielers; im Gegenteil, es ist so wenig Positur an ihm. Und doch habe ich fortwährend das Gefühl, als wenn er Komödie spielt und dass es ihn amüsiert, mich in Verlegenheit zu setzen, indem er bald diese, bald jene Rolle spielt.

— — — Ich sagte ihm dann auch, wer ich sei. Ich musste ja mein Versprechen halten. Ich glaube, er war höchlich überrascht, obwohl er es sich nicht merken lassen wollte. Er sagte nur: „Ach so!" und sah mich dabei so sonderbar an. Er hatte doch wohl nicht geglaubt, dass ich aus so guter Familie sei. Aber im Ganzen gab meine Demaskierung ihm wohl eine ganze Menge zu denken.

Nach einer Weile sagte er: „Dann kennen Sie ja den Architekten Glerup."

„Ja, den kenne ich gründlich. Das thun Sie ja übrigens auch."

„Wissen Sie das?"

„Ja, Erik Glerup hat oft von Ihnen gesprochen. Sie haben einen guten Freund in ihm, — und einen Bewunderer.

„Ja, Glerup ist ein Enthusiast."

Darüber musste ich lachen.

Er: „Worüber lachen Sie? Über Eriks Enthusiasmus über mich?"

Ich: „Offen gestanden: ja! Ich will nur bekennen, dass ich ein wenig enttäuscht bin."

Diese Bosheit focht Herrn Mörck jedoch nicht im Geringsten an. Er lächelte im Gegenteil sehr vergnügt, erhob sein Glas, blinzelte mir zu und sagte: „Auf Glerup's Wohl, mein Fräulein! Ich bin nicht enttäuscht durch die Begegnung mit dem Gegenstand seiner begeisterten Lobpreisungen."

Wie diese Gemütsruhe mich irritierte. Alles, — alles ist ihm sicher vollkommen gleichgültig. Wie er dort im Lehnstuhl sass, sah er aus, als wenn nichts in der Welt ihn aus diesem trägen Wohlsein herauszureissen vermöchte. Ich glaube, wenn der Himmel sich aufgethan hätte und ein Paar Engel ihm in den Schoss geplumpst wären, — er würde ohne eine Miene zu verziehen, sein Glas auf ihre Gesundheit geleert haben. Und ob ich ihn mag oder nicht, darüber denkt er sicher mit keinem Gedanken nach. Ich erhielt einen brillanten Beweis hierfür, als wir das Restaurant verliessen. Bei meinem Couvert hatte ein entzückendes Bouqet gelegen. Ich hatte eigentlich Lust, es als Andenken an mein einziges Abenteuer mitzunehmen, aber ich sagte erst gleichsam tastend: „Es ist ein Jammer um die schönen Blumen; aber ich darf wohl nicht damit nach Hause kommen." Hierauf erwiderte er ganz trocken:

„Es ist auch wirklich nicht wert, sie aufzubewahren. Sie sind schon halbverwelkt. Wahrlich, ein feuriger, poetischer Kavalier!"

Er begleitete mich in der Droschke bis an unsere Strassenecke. Als wir uns unserm Ziel näherten, fragte er, wann und wo wir uns wiedersehen würden. Ich antwortete, dass wir uns nie wieder sehen würden.

„Mein Gott", sagte er. „Sie dürfen nicht so hart sein! Ich hatte mich

Digitized by Google

so darauf gefreut, dass Sie mich einmal in meiner Wohnung besuchen würden. Dort würden wir es auch weit gemütlicher haben als in dem Restaurant."

„Nein, das geht nicht. Und ich will auch nicht."

Nun ja!"

Und er versank in Nachdenken. Aber als der Wagen hielt, sagte er, und seine Stimme hatte wieder den gedämpften, schönen Klang:

„Sie mögen mir nun glauben oder nicht. Aber ich habe niemals ein Mädchen mit einem solchen Liebreiz gesehen, wie Sie. Und ich bin sehr betrübt, dass Sie mich nicht wiedersehen wollen. Adieu! Und vielen Dank, dass Sie gekommen sind."

Er öffnete die Droschke, und als ich ihm die Hand zum Abschied reichte, beugte er sich herab und küsste sie.

„Sie mögen mir nun glauben oder nicht — —." Ja, wenn ich wüsste, was ich thun soll. Wenn ich wüsste, ob er ehrlich ist oder nur Komödie spielt. Aber nun ist es ja vorbei, und da ist es ja ganz einerlei.

Unwiederruflich vorbei! Denn er schlug mir nicht einmal eine neue Stunde des Beisammenseins vor. Sieht das eigentlich so aus, als wenn er so versicht darauf wäre, mich wiederzusehen?

Das Märchen hat ein Ende. Und gut ist es, dass es nicht märchenhafter zuging. Ohne zu sehr zu erröten — im Bewusstsein, dass die Sache vorbei war, — erzählte ich Mutter, die auf mich gewartet hatte, eine lange Geschichte von dem bei Christiane verlebten Abend.

Aber — den Fall gesetzt, dass er mich nicht um den Kuss gebeten hätte, — den Fall gesetzt, dass er in der berückenden Melodie fortgefahren wäre, — den Fall gesetzt, dass er sich meine Schwäche zu Nutzen gemacht hätte?!

Sollten Sie doch wohl ein anständiger Charakter sein, Herr Mörck oder nur ein klein wenig — dumm?

Den 19. Februar.

Christiane war heute Nachmittag hier, um zu hören, wie das Rendez-vous abgelaufen sei. Um sie nicht zu betrüben, und um mich nicht lächerlich zu machen, — machte ich ihr eine blendende Schilderung von den leichtsinnigen Freuden des Abends. Und da Christiane ein romantisches Gemüt ist, in Leihbibliothekausgabe, erzählte ich ihr, mein Kavalier habe eine rosenrote Maske mitgebracht, die ich jedes Mal hätte vornehmen müssen, sobald der Kellner nach drei diskreten Schlägen an die Thür, eingetreten sei.

Christiane wurde mit jeder Flasche Wein, die ich aufzog, wärmer und wärmer in ihrem kugelrunden Kopf und fragte ganz benommen und taumelig: „Aber dann, Julie, — wann küsste er Dich denn!"

Ich hätte mich selber sehen mögen, als ich mit gekränkter Gräfinnenmiene antwortete: „Ich verbitte mir Deine unfeinen Fragen, Schane. Glaubst Du, dass es „bon ton" ist, sich bei Rendez-vous zu küssen?"

Beschämt wandte Christiane ein: „Ich glaubte wirklich, das gehörte mit dazu."

„Ja", erklärte ich mit meiner überlegenen Erfahrung — „aber bei feinen Rendez-vous kommt das Küssen in einem sehr späten Stadium. Erst muss der Kavalier sehr lange in ehrfurchtsvoller Weihe den Hof gemacht haben, dann fällt er eines Tages vor seiner Dame auf die Knie, und wenn sie ihn dann der Belohnung würdig erachtet, reicht sie ihm erst die Hand und dann die Wange zu einer zierlichen Berührung seiner Lippen."

Christiane sah mich überwältigt vor Bewunderung an und seufzte: „Ja, aber man muss wohl sehr fein und sehr begabt sein, wenn Einem auf diese Weise der Hof gemacht werden soll."

Schliesslich hielt ich einen kleinen Vortrag, dass das einzige Glück schliesslich doch nur darin bestehe, die Versuchungen zu überwinden. Obwohl also mein Rendez-vous durchaus nach Wunsch verlaufen und mein Anbeter voller Galanterie und Verliebtheit gewesen sei, habe ich beschlossen, ihn nie wieder zu sehen.

Digitized by Google

Christiane spendete meinem heroischen Beschluss Beifall, weinte aber vor Mitleid mit meinem vergebens schmachtenden Hirten.

Sie sollte nur wissen, dass der Hirte Alfred Mörck heisst und seine Hirtin in demselben Tone um einen Kuss bittet, in dem er sie um ein Krabbenbutterbrod bitten würde!

Am 21. Februar.

Heute Morgen — Gottlob nahm ich den Briefboten selber in Empfang — ein Mahnbrief von meinem Schuster. Ich schulde ihm sechzehn Kronen für die Lackschuhe, die ich zum Ball bei Eriks Onkel kaufte, und von denen Mutter glaubte, dass sie mit dem Gelde bezahlt seien, dass ich am 1. Februar von der Gräfin Bärenklau erhielt.

Leider ist das jedoch nicht der Fall, denn in Geldangelegenheiten bin ich das leichtsinnigste Menschenkind von der Welt. Das Geld von der Gräfin schuldete ich schon längst meiner Schneiderin, und die Ärmste erklärte, dass sie nicht länger warten könne.

Jetzt sitze ich nett in der Patsche! Ich habe meinen Status aufgemacht, und derselbe weist folgende Passiva auf: 16 Kronen an den Schuhmacher (muss sehr bald bezahlt werden), 5 Kronen an den Handschuhmacher (duldet auch keinen Aufschub) und 5 Kronen an Christiane — im Ganzen 26 Kronen. An Aktiva habe ich baar 1,51 Kronen und nichts zu erwarten. Mit der Gräfin Bärenklau bin ich fertig, und Aussicht auf neue Bestellungen habe ich nicht. Die 10 Kronen, die ich jeden Monat von den Eltern bekomme, schwinden wie Thau vor der Sonne.

Was soll ich nur einmal anfangen? Mutter kann mir nicht helfen, und dann mag ich auch nicht gestehen, dass ich sie hinters Licht geführt habe. Ob ich es bei Grossmutter versuche? Aber es ist so schwer, sich ihr gegenüber auszusprechen. Ich fürchte, ich bleibe mitten drin stecken.

Ich weiss ja recht gut, wo ich Geld bekommen könnte. Erik würde herzensfroh sein, wenn ich ihn bäte, mir zu helfen. Aber ich schäme mich, mit so etwas zu ihm zu kommen. Und würde er es nicht missverstehen? Ja, wenn ich mit ihm verlobt wäre? So aber! Nein, nein, das geht nicht an.

Es ist auch unausstehlich, ein junges Mädchen zu sein. Nach allen Seiten und in jeder Weise ist man abhängig, — gesellschaftlich, moralisch, ökonomisch! Hätte man nur Geld genug, dann wollt' ich über das Andere schon lachen! Dann könnte man doch thun, was man wollte. Wie schön muss es sein, keine Schulden zu haben, sich nichts versagen zu brauchen! Nicht jedes Mal, wenn man ein neues Stück haben muss, zur Mutter gehen zu müssen, die dann wieder zum Vater gehen muss, der brummt und böse wird und zehn Mal nein sagt, ehe er mit dem Geld herausrückt. Wie ekelhaft doch solch Geld ist! Das man sich buchstäblich erbetteln muss, und das einem mit verstimmten Mienen zugeworfen wird!

Natürlich, ich könnte mich ja mit Erik verheiraten! Dann wäre ich aus aller Not. Erik würde mir nichts abschlagen. Er würde mit Freuden meine kleinen Wünsche erfüllen: er würde mich gern so fein und schön wie möglich sehen.

Vor zwei Monaten war ich garnicht in Zweifel, ob ich mich mit Erik verheiraten sollte. Ich hielt das für eine abgemachte Sache, an der man nicht rütteln konnte.

Aber als er dann kam, zauderte ich. Und nun finde ich, dass es völlig unmöglich ist. Ich habe ein Gefühl, als würfe ich mich damit weg, als leistete ich Verzicht auf jegliches wahre Glück, — nur um mich aus den kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens zu erretten.

Das sind ja Alles nur thörichte Phantasien, denn welches grössere Glück harrt meiner wohl? Und doch, — ich kann nicht! Mag es denn gehen, wie es will.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

BRIEFE DES GENERALS CHARLES GORDON.

AUTORISIRTE ÜBERSETZUNG.

Wie Gordon es im täglichen Leben verstand, sich die Seelen der Menschen zu eigen zu machen, so gelang es ihm auch als Feldherr und Gouverneur jenen, an's Wunderbare grenzenden Einfluss auszuüben, dessen Gewalt die Fürsten der Länder zu ihm führte, um sich seine Dienste überall da zu erbitten, wo es galt Frieden zu stiften, die Civilisation mit ihrer moralischen Macht einzuführen und die Geister zum Recht zu bekehren. Im Jahre 1887 wurde er von der englischen Regierung nach Kartum geschickt, um in dem aufrührerischen Soudan die Ruhe wieder herzustellen; die von ihm erbetenen Hülfstruppen blieben in Folge einer unverzeihlichen Nachlässigkeit der englischen Regierung zu lange aus, und er fiel den Empörern zum Opfer. Die Schlussworte des letzten von ihm geschriebenen Briefes: „Ich bin vollkommen glücklich, Gott sei Dank kann ich gleich Lawrence sagen, ich habe es versucht, meine Pflicht zu erfüllen," charakterisiren am besten ein Leben, das keine höhere Begeisterung als die für die Pflicht, keinen höheren Genuss, als den, Gutes zu wirken kannte.

Die vorliegenden Briefe sind an Mrs. Octavia Freese gerichtet, zu der Gordon länger als fünfzehn Jahre im Verhältniss inniger Freundschaft gestanden und deren feinsinnigem Verständniss sich sein von Natur ungemein zurückhaltender Charakter ausnahmsweise voll erschlossen hat. Mit ihr sprach er von „dem Allerheiligsten seiner Seele", wie er es nannte, und deshalb gestatten uns auch die an sie gerichteten Briefe einen Einblick in sein seelisches Leben, dessen Früchte ihn mit Recht zu einem Lieblingshelden der englischen Nation gemacht haben.

Gordon, als einer der interessantesten Charaktere unserer Zeit, als einer der wunderbaren Zwiespältigen, in denen sich Herrschertum mit zartestem christlichem Gemüt mischte, ist in Deutschland zumal von dieser seiner menschlichen Seite noch gar nicht gekannt. Seine Briefe, die hier zum ersten Mal deutschen Lesern dargeboten werden, legen Zeugniss ab von dieser wundersamen Natur. In engerer Auswahl zusammengestellt, werden sie genügen, diesen einzigen Menschen, den England leidenschaftlich liebt, auch dem deutschen Gedächtniss für immer fest einzuprägen.

Der erste Brief, den er aus Afrika schrieb, kam aus Sanbal und trägt das Datum des 3. August 1874.

Digitized by Google

Nachdem er von verschiedenen andern Dingen gesprochen hat, fährt er folgendermassen fort:

„Seit sechs Wochen habe ich hier täglich auf einen Sclavenzug gewartet, den die Sclavenhändler heimlich durchbringen wollen, indem sie die verschiedensten Umwege machen. Nach unendlicher Mühe ist es mir gelungen, ihrer habhaft zu werden und sie gefangen zu nehmen. Der Zug besteht aus 900 Sclaven und 2000 Kühen, die sie von den Eingeborenen geraubt haben. Sie glauben vielleicht, dass die Sclaven froh darüber sind, aber mit wenigen Ausnahmen ist dies nicht der Fall. Was auch Livingston darüber sagt, so finde ich nicht, dass zwischen den Eltern und Kindern Bande der Liebe und Anhänglichkeit bestehen; beide Teile empfinden sogar Freude, wenn die Trennungsstunde naht. Die Sclavenkriege, die nur zu dem Zweck geführt werden, um so viel Sclaven als möglich als Beute fortzuführen, sind etwas Furchtbares; wenn jedoch ein Vater oder eine Mutter ihr Kind mit dessen völliger Zustimmung verkaufen, so lässt sich dagegen nichts einwenden. Was den Sclavenhandel zu einem solchen Fluch macht, ist die Entvölkerung grosser Striche Landes und das Dahinsterben so vieler Menschen in kurzer Zeit, wie es bei diesem Handel stets vorkommt. — Ein gut organisirtes Auswanderungssystem würde das Beste für diese Länder sein, und ich bin fest davon überzeugt, dass ein solches von den Schwarzen mit Freuden begrüsst werden würde. Es wird sehr, sehr lange dauern, ehe die Civilisation wirklich in diese Teile eindringt; das Klima allein verhindert es schon, und da sie nichts zum Tausch besitzen, was der Rede wert wäre, kann auch kein Handel empor blühen. Die armen Geschöpfe möchten am liebsten, dass man sie ganz in Ruhe liesse. Die Araber hassen diese Länderstriche und schicken nur die Truppen hierher, die eine Strafzeit abbüssen sollen. Ihre, der unseren sehr unähnliche Constitution kann die Feuchtigkeit und Einförmigkeit des hiesigen Lebens nicht ertragen. Mir ist dieselbe immer tausend Mal lieber gewesen als ein Diner in England, und ich fühle mich sehr wohl dabei. Seitdem ich von Kairo abgereist bin, habe ich erst zwei Briefsendungen erhalten. — Für Ihren lieben Mann würde dies stille, gleichmässige Leben von ganz unschätzbarem Nutzen sein, wenn er das Klima vertragen könnte; junge Leute kämen dabei um, aber wenn man sich einem reiferen Alter nähert, und das menschliche Dasein seinem richtigen Werte nach schätzt, es nämlich als eine Prüfungszeit anzusehen gelernt hat, so ist es nicht ohne Reiz. Wir selbst tragen die Schuld, wenn wir uns unzufrieden fühlen; die besten Jahre unseres Lebens gehen in Versuchen auf, uns eine Stellung zu verschaffen, die wir selten erringen, und die uns die vermeintliche Zufriedenheit bringen soll. Das Geheimniss allen wahren Glückes liegt darin mit dem zufrieden zu sein, was wir bereits besitzen. — Das ist natürlich leicht gesagt und seit Jahrhunderten gepredigt worden, aber die Leute hören nicht darauf; wir selbst geben immer neuen Schreckensgespenstern die Macht, vor uns aufzutauchen, und kaum ist eins zur Ruhe bestattet, so ersteht ein anderes. —

Ich gebe zu, dass das Stöhnen und Klagen der halben Welt mich nur ungeduldig macht und hege die feste Ueberzeugung, dass unter diesen elenden Schwarzen, die von der Hand in den Mund leben, mehr wahres Glück herrscht, als in unserem Mittelstand. Sie begnügen sich

Digitized by Google

mit einer Handvoll Mais und leben in der grössten Armseligkeit; sie besitzen keinen Fetzen, um sich zu bedecken, aber niemals hört man sie tagelang ächzen und stöhnen, wie tausende von Leuten es in England thun, nur weil sie keine Dîners geben und sonstige Lustbarkeiten mitmachen können, die alle mehr oder weniger oberflächlich und verderbenbringend sind. Fehlt ihnen nicht hier etwas, so fehlt es ihnen da, und sie thäten viel besser ihre Söhne ein Handwerk lernen, als dem Beispiel ihres Vaters folgen zu lassen.

Niemand würde in der Welt, wie sie augenblicklich ist, so ungern willkommen geheissen werden, wie unser Heiland, denn Er würde alle Ziele, die wir verfolgen, verdammen und als völlig überspannt angesehen werden.

Vor länger als einem Monat habe ich sechs Dampfer nach Gondokoro geschickt, die bereits seit vierzehn Tagen zurück sein müssten, aber noch immer nicht da sind. Da dies jedoch nicht meine Schuld und Alles so am Besten ist, wie es kommt, bin ich ganz ruhig. Seit ungefähr vier Wochen habe ich ein armes, altes Knochengerippe hier im Lager gehabt und versucht, es wieder gesund zu pflegen, gestern ist sie jedoch sanft entschlafen und „weiss nun alle Dinge". Bis zum letzen Augenblick war sie mit Tabak versehen und starb eines leichten Todes. Welch' ein Unterschied von ihrem bisherigen Elend. Wahrscheinlich hat sie ihren Platz auf der Welt ebenso gut ausgefüllt wie die Königin Elisabeth. Wie furchtbar würde es für uns gewesen sein, ein gleiches Schicksal tragen zu müssen, wie das ihrige. — Draussen bläst ein gewaltiger Sturm und es regnet wie es nur in den Tropen regnen kann; das ganze Land rings umher steht unter Wasser, da es sehr niedrig und flach liegt; Sie können sich denken, was dies für ein Vergnügen ist! —

Inliegend sende ich Ihnen eine Skizze von meiner Station am Sanbat. Jetzt regnet es so stark, dass das Wasser auf meinen Brief tropft, und ich mich nach Unten flüchten muss."

Gondokoro, den 17. November 1874.

Gestern hat mich Ihr Brief vom 26. Juni erreicht. Er wurde mir von zwei Offizieren gebracht, die hier Dienste nehmen werden. Die ganze Schuld liegt an meinem Spediteur in Kairo, den ich nicht mehr behalten werde. Adressieren Sie also bitte Ihre Briefe in Zukunft: Kartum, Sudan.

Abou Lamed kam hierher und erreichte binnen erstaunlich kurzer Zeit eine hohe Stellung, die er jedoch schon nach drei Wochen wieder aufgeben musste. Er war der Meinung, dass ich mich seiner nicht entledigen könnte und hat sich dementsprechend benommen; es ist eine lange Geschichte, und die zahllosen Intriguen und Unannehmlichkeiten widern mich dermassen an, dass ich nicht im Stande bin, Sie Ihnen zu erzählen; als ich erst herausgefunden hatte, was mir für eine Persönlichkeit gegenüber stand, ereilte sein Verhängnis ihn sehr rasch. Er hatte alle Ursache sich gut zu betragen und seiner Pflicht zu warten, aber seine Geldgier liess es nicht zu. — Wenn Baker klug gewesen wäre, so hätte er mir nie seine Bedenken in Betreff Abou Lamed's mitgeteilt, denn er musste sich sagen, dass, wenn ich die Entdeckung machen würde, dass der Mann kein gewissenhafter Arbeiter ist, ich ihn sofort entlassen würde. — Er wollte jedoch die

Digitized by Google

ganze Erledigung der Sclavenfrage allein auf sich nehmen und den Einfluss über diese Länder monopolisieren und hat sich dadurch ein Sturzbad bereitet, auf das er wenig gerechnet hat. Baker ist fünfundfünfzig Jahre alt; in fünfzehn Jahren kann er täglich sein Ende erwarten, und welchen Wert wird es dann für ihn haben, ob die Welt ihn für einen berühmten Mann ansieht oder nicht? Ich habe Ihnen nicht viel Neues zu erzählen. — Meine Arbeit hier in der Provinz scheint von Nutzen zu sein und wird, so Gott will, weiter gedeihen. Ich thue mein Bestes, um gesund zu bleiben; Linant, De Witt, Anson, Campbell sind tot; Russell und Menzier krank; ausser mir ist nur noch Einer, der dem Fieber entgangen ist, und von unserer aus zehn Personen bestehenden Gesellschaft sind nur noch sechs am Leben.

Gestern haben mich zwei neue Offiziere und Linant's Bruder aufgesucht, und so hoffe ich meinen Dampfer bald auf den See herausbringen zu können. Baker hat an mich geschrieben und seine Briefe sind bereits beantwortet; die meinigen werden ihm bitter wie Chinin geschmeckt haben, ihre heilsame Wirkung aber wohl kaum verfehlen.

Ich habe so viele Briefe zu schreiben, dass Sie es gewiss entschuldigen werden, wenn mein heutiges Schreiben etwas kurz ausfällt. — Ausser den täglichen Vorkommnissen geschieht auch so wenig, was des Erzählens wert wäre, dass es schwer hält, einen langen Brief daraus zusammenzustellen."

Am 29. Juni 1875 schreibt er:

„Seitdem ich zum letzten Mal geschrieben habe, ist es mir gelungen, drei grosse Boote über die Stromschnellen von Bedden zu schaffen und mir einen Weg, dreiundzwanzig Meilen nach Süden nach Kerri und dem Ascea-Fluss zu bahnen; von Bedden nach Kerri lässt der Fluss nichts zu wünschen übrig, obwohl er ziemlich reissend ist, und die Eingeborenen sind uns wohlgesinnt. Am 12. Juni habe ich Kerri verlassen und bin nach zwölfeinhalbstündiger Reise auf dem Fluss hier angelangt; hätte ich mich des Landweges bedient, so würde ich fünf Tage dazu gebraucht haben. Es ist eine unbeschreibliche Wohlthat für mich, den Fluss schiffbar zu finden, nachdem man allgemein das Gegenteil angenommen hat. Ich hoffe zwischen Kerri und dem Ascea noch eine Station anlegen zu können und bin zu dem Zweck hierher gekommen, mich mit den nötigen Vorräten zu versehen.

Denken Sie sich meinen Schrecken als ich die Entdeckung machte, dass der Dampfer noch nicht angekommen war. Seitdem ich Sanbat im Februar verlassen habe, ist erst ein einziger hier gewesen. Es sind bereits 29 Tage verstrichen, seitdem sie alle in Kartum angelangt sind und dort scheinen sie in Folge eines Missverständnisses oder Unglücksfalls stecken geblieben zu sein. — Vor allem sehne ich mich nach Arbeit; ich habe schon alles Mögliche unternommen, kann aber meine Zeit nicht ausfüllen. Ich gehe um 8 Uhr zu Bett, stehe aber mit Tagesanbruch auf, und der Mangel an Beschäftigung lastet schwer auf mir. — Der Segen der Arbeit wird Einem erst klar, wenn man sie verliert, es ist damit wie bei der Gesundheit. Ich habe eine Abhandlung geschrieben und sie an meine Schwester geschickt; sollte Sie dieselbe interessiren, so lassen Sie sich den Versuch zusenden.

Unthätigkeit ist mir etwas Furchtbares und augenblicklich habe ich in der That garnichts zu thun, und leide um so mehr darunter, da in den beiden kommenden Monaten soviel erledigt werden muss,

Digitized by Google

weil darauf die Regenzeit beginnt. Ich hege die feste Ueberzeugung, dass die Langeweile und die Eintönigkeit einer solchen Existenz ebensoviel Krankheit hervorrufen, wie die Malaria. — Es ist ein Land der Verzögerungen und Verspätungen. Nachdem die Leute ganze Monate lang im grössten Müssiggang gelebt haben, entdecken sie im letzten Augenblick, dass diese oder jene nötige Arbeit nicht geschehen ist, und dies wiederholt sich bei jeder Gelegenheit. Will man ins Boot steigen, um abzufahren, so ist das Steuer in Unordnung, oder die Ruderriemen sind vergessen worden. Die Erfahrung hat mich natürlich schon weise gemacht."

Am 2. Oktober 1875 schreibt er aus Laboré:

„Die Häfen zwischen Lardo und Mahidi sind vollendet und ein Dampfer von 108 Tonnen ist nach Moogie geschafft worden. Während der nächsten Regenzeit hoffen wir diesen und noch einen anderen Dampfer nach dem See bringen zu können. Die Feindseligkeiten der Eingeborenen haben mein ganzes Vorgehen sehr verzögert; am linken Ufer habe ich sie jetzt sämmtlich unterworfen und warte nun auf den Augenblick, wo das Gras trocken genug zum Abbrennen sein wird, um auf dem rechten Ufer dieselbe Arbeit vorzunehmen; sie haben nämlich achtunddreissig Offiziere und einen Herrn Linant ermordet: diese hatten sich zu weit von einander entfernt, und sind einzeln umgebracht worden. Von allen Seiten hatten sich solche Schwierigkeiten aufgetürmt, dass ich mich noch nicht von den Folgen des unausgesetzten Aergers erholt habe. Alles schien verkehrt zu gehen, wenn ich mir jedoch klar mache, dass wir erst zwei Monate damit beschäftigt sind, hier durchzudringen, so habe ich alle Ursache dankbar zu sein. M. ist mit mir zusammen auf der Schule gewesen; er war sehr befähigt, brauchte aber stets Jemand zum Antreiben, wenn seine Talente in Anwendung gebracht werden sollten; er hat sich bis zum heutigen Tage noch nicht in der Hinsicht geändert, und es aus diesem Grunde auch nicht weit gebracht. Seine Religion besitzt nichts Beglückendes; wenigstens war dies früher der Fall. — Ich glaube, ich bin jetzt soweit, das Ende meiner hiesigen Schwierigkeiten absehen zu können; da ich mich dem Khedive gegenüber jedoch nicht unerkenntlich zeigen möchte, weiss ich nicht, wie lange ich noch hierbleiben muss. Jedenfalls werde ich jedoch in drei Monaten, wenn meine Dienstzeit abgelaufen ist, Bestimmtes darüber erfahren, und habe bereits diese wichtige Frage an ihn gestellt."

Ich habe eine Verbindung zwischen dem Norden und Süden der Provinz hergestellt. Diese beiden Teile waren bis dahin durch eine Entfernung von hundert Meilen getrennt, die man nur in Begleitung einer starken Schutztruppe und selbst dann nicht ohne grosse Schwierigkeiten passieren konnte, denn in der heissen Jahreszeit wurde man gebraten und in der Regenzeit ertränkt. Ich hatte mich mit der trügerischen Hoffnung getragen, den Nil bis hierher schiffbar zu finden; entdeckte jedoch eine Stromschnelle hier in der Nähe, die unpassirbar ist. Trotz alledem sind von den hundert Meilen, die man bisher allem Verkehr verschlossen glaubte, immerhin neunzig für Transport offen. Augenblicklich bin ich durch die Umstände zum Rasten gezwungen, bis meine Stationen befestigt sind und das acht Fuss hohe Junglegras, das Alles bedeckt, trocken genug zum Abbrennen geworden ist, denn jetzt macht es alle Arbeit schwer und unangenehm; bis dahin müssen

Digitized by Google

noch ungefähr drei Wochen vergehen. Als ich dieses Unternehmen begann, hatte ich mein Augenmerk auf zwei Dinge zu richten: erstens eine sichere Landstrasse zwischen dem Norden und Süden der Provinz herzustellen und zweitens die nötigen Bestandtheile eines Dampfers vom Norden nach dem See im Süden zu befördern, um sie dort zusammenzusetzen. Die Strasse ist jetzt Gott sei Dank angelegt und die Theile des Dampfers haben bereits mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt und bedürfen bei ihrer Ankunft nur noch des Zusammenfügens; hierauf werden meine beiden Ziele erreicht sein und ich kann dem Lande Lebewohl sagen. —

Wie lange dies aber Alles noch dauern wird, kann man unmöglich vorhersagen, denn Hindernisse schiessen hier überall so üppig auf wie das Junglegras. Es ist jedoch immerhin schon etwas, zwei Drittel einer Aufgabe vollendet zu sehen, die mich viele Mühe gekostet hat. Augenblicklich habe ich keinen Europäer bei mir und mein arabischer Dolmetscher, ein Arzt, starb am 14. Oktober, sodass ich Niemand zum Uebersetzen habe; es geht aber ganz gut und es bedarf meinerseits nur geringer Anstrengung, um die Hauptsachen zu verstehen. Die Versuche, diese Soldaten zu dem zu erziehen, was sie sein sollten, habe ich aufgegeben, da sie völlig nutzlos sind. Meiner Meinung nach sind sie zu jedem Fortschritt unfähig und können nur allein mit der Peitsche in Zucht gehalten werden. Nachdem ich mir dies klar gemacht habe, begnüge ich mich damit, alle die Offiziere fortzutreiben, die mir hinderlich in den Weg treten und sie in abgelegene Löcher und Winkel zu schicken, aus denen sie dann wieder hervorkommen können, wenn ich abreise. Sich mit ihnen wie mit vernünftigen Menschen auseinanderzusetzen und zu besprechen, führt zu nichts und so schicke ich sie bei dem ersten oder zweiten Vergehen an Orte, von wo aus sie mir nicht mehr in die Quere kommen können und besetze ihre Stellen mit anderen Offizieren; durch die Unthätigkeit und Unfähigkeit unbrauchbarer Leute hier meine Arbeit verzögern zu lassen, ertrage ich nicht. Mit den Eingeborenen stehe ich auf freundschaftlichem Fusse und da will einer dieser elenden Wichte es wagen, all' meine Leistungen mit seinem Eigensinn und seiner Wichtigthuerei wieder zu verderben und mich zwingen, sie zum zweiten Mal zu vollbringen. Sie würden kaum glauben, eine wie grosse Anzahl ich auf die Weise hinweggeräumt habe und zweifle, ob viele Andere ebenso zu handeln gewagt haben würden; ich thue es jedoch, weil es mir erstens grundeinerlei ist, ob Kairo mit mir zufrieden ist, oder ob ich zurückberufen werde oder nicht. Ich weiss, dass ich allein und mit nur geringer menschlicher Hülfe ein gutes Stück Arbeit für den Khedive vollendet habe und mein Vorgehen gegen diese mir so hinderlichen Leute mir nur durch das Wohl fürs Allgemeine diktirt wird, und zweitens dass, obschon ich selbst dies sage, der Khedive in solchem Fall sich selbst den grössten Schaden zuziehen würde, denn ich wäre nur zu froh, hier weggehen zu können, vorausgesetzt, dass es mit Ehren geschieht.

Dies kann allerdings nicht stattfinden, bis das soeben erwähnte Programm ausgeführt ist. — — —

Mich bestärkt nichts in der Hoffnung, dass die Besitznahme dieser Ländereien die Civilisation derselben befördern wird und kann diese Aufgabe meinerseits nur dadurch rechtfertigen, dass ich die feste

Digitized by Google

Ueberzeugung hege, dass dieselbe seitens eines arabischen Pascha viel längerer Zeit, schwererer Strapazen und Entbehrungen der Soldaten und Eingeborenen bedurft hätte.

Somit bin ich zum Schluss der Behandlung dieser Angelegenheit gelangt.

Denken Sie sich ein sich hunderte von Meilen weit erstreckendes Gräsermeer von sechs bis acht Fuss Höhe, in dem die schmalen Pfade nur mit Mühe zu erkennen sind und dessen scharfe Samenkörner sich fest an alle Kleidungsstücke heften und ihr Gewebe durchbohren. Wir haben einen Elfenbeinschatz im Werte von fünf und vierzig tausend Pfund Sterling bei uns, den ich nach und nach die Landstrasse heruntersende; den grössten Kampf habe ich mit dem Eigensinn und dem Geiz der Offiziere zu führen, die sich auf den verschiedenen Stationen des Weges befinden. Sie sind so eigennützig, dass Sie den Lastträgern keine Nahrung verabfolgen lassen wollen, sodass diese abgeneigt sind, eine zweite Reise zu unternehmen. Wenngleich es in einer Station Vorräte im Ueberfluss giebt, will sie doch nie einer anderen aushelfen. Ich habe jetzt Spione, welche die Vorratsräume einer jeden auskundschaften müssen; dann falle ich unvermutet über sie her und leere Alles aus.

So kommt es vor, dass eine Truppe von der Station A. nach der Station B. abmarschirt. Der Vorsteher der ersteren will ihr keine Zehrung auf den Weg geben und so plündert sie dann die Eingeborenen aus. Diese legen sich hierauf in den Hinterhalt und töten ein oder zwei Soldaten, dem strengsten Verbot zum Trotz. Was soll man mit solchen Leuten thun? Und sie wollen sich den Andern als die Träger der Civillisation gegenüberstellen. Ich weide mich in Gedanken an den unvermeidlichen Schwierigkeiten, die ihre Unachtsamkeit bei meiner Abreise hervorrufen wird; — ich kann nicht anders, denn sie haben meine Geduld auf eine zu harte Probe gestellt, sodass mir ihr Anblick allein verhasst ist. Ich bin überzeugt, dass sie sich empören würden, wenn sie nicht fühlten, dass meine Behandlungsweise ihnen gegenüber gerecht wäre und ich ihre Lage in vieler Hinsicht verbessert hätte, sodass ein Wechsel nur gleich bedeutend mit Verschlechterung für sie sein kann. Mag ich nun Recht oder Unrecht haben, ich baue bereits Luftschlösser meine Rückkehr nach England betreffend. Alles hängt von der Antwort des Khedive ab. Wie ich höre, lässt er sich Elephanten von Indien kommen und fürchte deshalb, dass er mein Bleiben noch länger wünscht; andrerseits hat er seit neun Monaten nicht geschrieben und obwohl ich ihm regelmässig Nachrichten zukommen lasse, erhalte ich doch keine Antwort; ich bedarf derselben natürlich nicht, was die hiesigen Anordnungen anbetrifft, aber die einfache Höflichkeit erheischt eine Kenntnissnahme der Briefe, die man schreibt. Die Hoffnung aus diesen nicht enden wollenden Mühsalen herauszukommen und die zahlreichen Verpflichtungen, gegen die sich mein ganzes Wesen auflehnt, abschütteln zu können, stählt meine Kräfte immer von Neuem. Man ist nur halb bei der Arbeit, wenn man fühlt, dass Alles was man thut dem Volke dieses Landes aller Wahrscheinlichkeit nach, nur wenig zum Nutzen gereichen wird und zweifle ich überhaupt an der, dem ganzen Vorgehen zu Grunde liegenden Gerechtigkeit. Wenn wir die Eroberer dieses Landes wären, würden die Unterjochten bis zu einem gewissen Grade Vorteil darausziehen,

Digitized by Google

aber unter den obwaltenden Umständen sehe ich nicht das geringste Anzeichen, dass die Eingeborenen dadurch vorwärts kommen oder civilisirt werden können.

Die, welche sie zu etwas Besserem erziehen wollen, sind selbst noch zu weit zurück. — Ihr Lebenswandel gleicht genau dem der Eingeborenen und die einzige Verschiedenheit zwischen ihnen, besteht darin, dass die einen eine Art verdorbenes Arabisch sprechen, Kleidung tragen und ein Gewehr besitzen, was den andern fehlt. Warum soll ich mich unter diesen Umständen, die der Welt allerdings unbekannt sind, zu Tode quälen, um diese Menschen zu einer Stellung emporzuheben, in der sie die Eingeborenen zu Tausenden vernichten würden. Wir sind schon wenig besser als eine halbcivilisirte Räuberhorde und ich habe an der Spitze derselben zu stehen. Ich bereue es nicht hierher gekommen zu sein, noch die besagte Aufgabe vollendet zu haben, denn sonst würde es eben von Anderen und wahrscheinlich mit viel grösserer Strenge geschehen sein, als ich sie angewendet habe; aber weiter möchte ich auch nicht gehen. —

Baker hat Folgendes gethan: er hat Truppen in Gondokoro, Fatiko und Fouwira postirt und sie dort zurückgelassen; — sie befanden sich alle mehr oder weniger in grossem Elend und hatten seit Jahren keinen Sold erhalten. Diese Stationen habe ich durch sichere Wege verbunden und die Dinge soweit es möglich war, auf eine feste Basis gestellt. Diese drei erwähnten Stationen waren die Provinzen, deren Gouverneur ich werden sollte; sie als Provinzen des Aequators zu bezeichnen war Unsinn. Baker zog eine gedachte Linie und betitelte die Ländereien bis zu ihrer Grenze: „Von Egypten annectirtes Land," trotzdem er wusste, dass seine Mannschaft sich ausserhalb von Gondokoro, Fatiko und Fouwira nur stark bewaffnet zeigen durfte. Ich allein habe, oder werde, so Gott will, die Aufgabe, die Baker beansprucht erfüllt zu haben, vollbringen und damit habe ich genug gethan. Egypten würde Fouwira oder Fatiko nie wieder hergegeben haben und so war es das Beste diese Länderstriche mit der civilisirten Welt zu vereinigen; ist dies geschehen, so ist keine Notwendigkeit mehr vorhanden noch weiter zu gehen; wenigstens glaube ich es. Es mag sein, dass Sie sich trotz dieser langen Auseinandersetzung nichts daraus machen, ob in den Provinzen des Aequators Schwarze, Grüne oder Blaue leben und wahrscheinlich dieses ganze Stück meines Briefes überschlagen. Mir soll es ebenfalls gleich sein, wenn ich nur erst hier fort kann. Ob es hier einen oder Millionen von Seeen giebt, und der Nil eine Quelle hat oder nicht, ist für mich eine Sache der grössten Gleichgültigkeit. Einige philantropisch gesinnte Leute schreiben an mich über mein edles Werk, die armen Schwarzen u. s. w. Diesen Briefen habe ich, scheint mir, dadurch Einhalt gethan, dass ich uns als eine plündernde Räuberhorde hingestellt und ihnen vorgeschlagen habe, ihre mit jeglicher Bequemlichkeit ausgestatteten Wohnhäuser zu verlassen und zu ihren „armen lieben Schwarzen" herauszukommen, oder auf ihren Wein zu verzichten und das Geld dafür an die Missionsgesellschaften zu senden, damit dieselben tüchtige Missionare herschicken können. Ein Herr schrieb mir: „Der prächtige Y. — begiebt sich mit einer Schaar tüchtiger junger Leute nach dem Nyassasee und das erste Sklavenboot, das er antrifft, wird er mit seinem Dampfer in Grund und Boden bohren. —

Digitized by Google

Es war eine unglückliche Bemerkung und veranlasste mich dazu, zu Mr. W—, einem Prediger, zu sagen, wie sehr das Vorgehen von Mr. Y. dem der Apostel gleiche. —

Ueberlegen Sie Dieses nur einmal: Herr Y. wird als Missionär, also als Sendbote Gottes hierhergeschickt, der nur mit himmlischen Waffen ausgerüstet sein sollte; statt dessen führt er eine Menge Snidergewehre bei sich. Der alte Livingstone musste seine Lastträger in Ketten legen. Ein solches Durcheinanderbringen der Dinge ist mir verhasst. — Entweder ein Forschungsreisender oder ein Räuber, aber man muss unter dem wahren Namen reisen.

„Wir wollen Eure Glasperlen und Stoffe nicht, und haben nur den Wunsch, dass Ihr wieder von dannen zieht.“ — Dieser Schrei der Moojies klingt beständig in meinen Ohren. Sie wussten sehr wohl, dass ihnen die Beschlagnahme ihres Landes durch Egypten nur wenig zu Nutz und Frommen sein würde. Stände England an Egyptens Stelle. so würde dies der Fall sein, aber dieses Volk kann hier nur schaden und deshalb schliesse ich mit den Worten: es ist mir gleich ob Sr. Hoheit beleidigt ist oder nicht, — ich werde hier bis zum letzten Augenblick nach eigenem Ermessen schalten und walten und wie auch die Welt darüber urtheilen mag, ich werde mich damit zufrieden geben, wie Gott es ansieht; billigt er mein Thun, so wiegt das mehr als das Urtheil des ganzen Weltalls; hiermit will ich nicht voller Anmassung aussprechen, dass Er all' meine Handlungen gut heissen muss, aber ich empfinde es als Trost, dass Er weiss, dass ich allein das Rechte habe thun wollen.

Freundliche Empfehlungen an Ihren Herrn Gemahl, die Kinder und Sie selbst. Ihr ergebener

C. G. Gordon.

Aus Fatiko schreibt er am 3. Februar 1878:

Am 22. Januar haben wir Mrooli ohne Widerstand eingenommen (Mrooli liegt 150 Meilen nördlich vom Victoriasee) und das Gerücht geht, Kabba Rega sei davon gelaufen. Ich habe Truppen und den neuen König (es ist lächerlich diesen Leuten den Königstitel zu geben) nach Masundi geschickt, und begebe mich jetzt nach Dufli, um Vorräte hinzusenden. — Ich weiss nicht, ob Mr. L. der Correspondent der „Illustrated London News“ ist; man sagt mir, dass ein Herr dieses Namens zu mir kommen will, ich habe ihm jedoch sagen lassen, dass ich ihn nicht empfangen werde. Wenn Gott mir das Leben schenkt, hoffe ich im November oder Dezember heimkehren zu können. Im Juli wird der Dampfer fertig werden, und dann bin ich hier überflüssig. Ganz gesund bin ich nur selten, kann aber immerhin noch zufrieden sein, dass es mir in Anbetracht des steten Aergers, den ich gehabt, nicht noch schlimmer geht. Mrooli ist ein wahrer Kirchhof, und es ist mir sehr schwer geworden meine Soldaten daselbst zurückzulassen; — sie schienen meine Besorgniss nicht zu teilen. Die Gegend rings herum ist ausserordentlich fruchtbar, und da es viel zu essen und nichts zu thun giebt, so sagt ihnen das Leben zu, der Weg hierher spottet jeder Beschreibung! Die Dornen hatten meinen Anzug buchstäblich zerfetzt, was mich in die schlechteste Laune versetzte. Seine Beinkleider von oben bis unten aufgeschlitzt zu sehen, ist kein Vergnügen, und um einen der Risse zuzunähen habe ich eine volle Stunde gebraucht. Die grossen fünf Tonnen wiegenden Elephanten

Digitized by Google

sind eine wahre Plage, ihre schweren Füsse machen tiefe Löcher in die Erde, und da sie immer unsern Weg einschlagen, ist dies höchst gefährlich; ausserdem roden sie die Bäume aus und lassen dieselben liegen, sodass wir oft über wahre Barrikaden zu klimmen haben."

Gondokoro den 16. April.

Die Störche aus Foultsha, die im Winter hierherziehen, sind in ihre Heimat zurückgekehrt; ich sah ganze Schwärme, als ich nach Gondokoro reiste. Die Eingeborenen sind so eigentümliche Wesen, dass man sich verwundert fragen muss, ob sie dieselbe Natur besitzen wie wir; sie scheinen jedoch an ein höheres Wesen zu glauben, denn sie deuten gen Himmel und sagen, Gott thut dies oder Jenes. Neulich hat mir eine Ratte meine Seife gestohlen und heute ist sie mit meinem Rasirpinsel auf und davon gegangen, der ihr nicht im Geringsten nützen kann und im Holzgetäfel meiner Kajüte steckt."

Am 6. März 1876 schreibt er aus Dufli:

„Es geht mir wieder ganz gut, so dass ich mich beinahe schäme, zurückzukehren; es ist auch mehr das unthätige Leben, was mich dazu treibt, als meine Gesundheit. Ich hoffe morgen nach Lardo abzureisen, in sechs Wochen hierher zurückzukehren, und dann im Juni nach Kartum übersiedeln zu können; dann würde ich im September in Kairo und im Oktober in England eintreffen. — Da der Khedive meine Briefe jedoch noch nicht beantwortet hat, bin ich meiner Sache noch nicht gewiss. Wir werden nicht als die besten Freunde scheiden, obwohl er die äussere Höflichkeit aufrecht erhalten wird. Ich bin der entsetzlichen Unthätigkeit zu müde geworden; man hat keinen Menschen, mit dem man sich unterhalten kann, Bücher sind ebenfalls nicht zu haben und statt dessen giebt es Aerger von früh bis spät. — Nicht einmal Leute werden Einem bewilligt, die ordentlich mit Hand an die Arbeit legen können, und kaum ein Boot zuzurichten im Stande sind. Trotz alledem vergeht aber die Zeit, und ich bin von Herzen dankbar, wieder völlig gesund zu sein. Noch länger hier zu bleiben würde nicht den geringsten Zweck haben, wüsste ich, es wäre das Gegentheil der Fall, so könnte es immerhin sein, dass ich mich zum Bleiben verleiten liesse. Meine Unkenntnis der Sprache und der Mangel eines Dolmetschers sind jedoch zu unübersteigliche Hindernisse, und da meine Leute im allerhöchsten Grade apathisch und träge sind, ist es eine wahre Zwangsarbeit, sie zur Thätigkeit anzuhalten und ich habe alle Hoffnung verloren, etwas mit ihnen zu erreichen. Es ist bereits von mir in Cairo ausgesprochen worden, dass ich es nicht übernehmen will, sogenannte civilisirte Völker zu civilisiren. Wie sonderbar ist es, dass alle Schwierigkeiten, die man hinter sich hat, in Nichts zerfallen. Diese Erfahrung mache ich jetzt. Meine Hauptaufgabe ist vollendet, und obwohl ich zu Zeiten den grössten Leiden ausgesetzt gewesen bin, gedenke ich ihrer kaum noch. Meine Stellung in China war mit der hiesigen garnicht zu vergleichen, denn der Mangel an Leuten und das ungesunde Klima machten sich dort in keiner Weise fühlbar. Nur ein einziger Europäer ist noch bei mir — Gessi —, der von Foultsha mit mir hierhergekommen ist und morgen nach dem See übersiedelt. Diesen Albertsee weiter zu erforschen, empfinde ich weder die Neigung noch das Bedürfnis; auch fehlen mir augenblicklich die Kräfte, die Geduld und die Zeit dazu; ich würde

Digitized by Google

mich mehrere Monate lang in einem Segelboot einsperren, und von Regengüssen und Moskitos quälen lassen müssen; die letzteren sind mir besonders widerwärtig.

Mr. — hat sehr recht, wenn er alle seine Söhne ein Handwerk erlernen lassen will. — Ich habe hier draussen die Folgen meiner Unwissenheit in dieser Hinsicht schwer büssen müssen. Passen Sie am 15. October auf den Postzug von Dover auf; Sie werden sicherlich fühlen, ob sich ein gewisser Jemand darin befindet. Wenn ich von Galatz kam, habe ich bei der Durchreise immer nach Ihren Fenstern gesehen, aber jetzt sind überall Häuser hingebaut worden, welche die freie Aussicht auf Ihr Haus versperrt haben. — Jedenfalls werde ich nach Chislehurst kommen, um Sie zu besuchen. Wie ich höre leiden augenblicklich viele Leute in England an „Lebensüberdruss", weil die Geschäfte mit den türkischen Papieren schlecht stehen. — Das ist eine furchtbare Krankheit, schlimmer als Maul- und Klauenseuche. Hier bei uns wird sie wohl ein Jeder haben.

(Schluss folgt.)

DAS UNWAHRE PRINZIP UNSERER ERZIEHUNG

ODER

DER HUMANISMUS UND REALISMUS.

VON

MAX STIRNER.

Dieser mit „Stirner" unterzeichnete Aufsatz erschien in den Beiblättern zu den Nummern 100, 102, 104 und 109 der alten „Rheinischen Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe", herausgegeben in Köln von Dr. Karl Marx, am 10., 12., 14., und 19. April 1842 und stellt zweifellos das Tiefste und Erschöpfendste dar, was bisher über den Gegenstand gesagt wurde. Ich zweifle nicht, dass der bis auf offenbare Druckfehler wörtlich genaue Wiederabdruck einer verschollenen Arbeit von höchstem Interesse und gewissermassen ein Ereigniss für die täglich wachsende Schaar der Bewunderer Stirners sein wird. — Mag es mir bei dieser Gelegenheit erlaubt sein auf viele Fragen hin zu bemerken, dass das Erscheinen meiner Biographie Stirners in Folge der ungemein schwierigen und kaum zu beschleunigenden Vorarbeiten noch in einiger Ferne steht, obwohl ich die Hoffnung jetzt nicht mehr hege, auf neue und überraschende Quellen zu stossen.

Berlin, November 1894. JOHN HENRY MACKAY.

Weil unsere Zeit nach dem Worte ringet, womit sie ihren Geist ausspreche, so treten viele Namen in den Vordergrund und machen alle Anspruch darauf, der rechte Name zu sein. Auf allen Seiten zeigt unsere Gegenwart das bunteste Parteiengewühl, und um den verwesenden Nachlass der Vergangenheit sammeln sich die Adler des Augenblicks. Es gibt aber der politischen, socialen, kirchlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen, moralischen und anderer Leichname

Digitized by Google

überall eine grosse Fülle, und ehe sie nicht alle verzehrt sind, wird die Luft nicht rein und der Athem der lebenden Wesen bleibt beklommen.

Ohne unser Zuthun bringt die Zeit das rechte Wort nicht zu Tage; wir müssen Alle daran mitarbeiten. Wenn aber auf uns dabei so viel ankommt, so fragen wir billig, was man aus uns gemacht hat und zu machen gedenkt, wir fragen nach der Erziehung, durch die man uns zu befähigen sucht, die Schöpfer jenes Wortes zu werden. Bildet man unsere Anlage, Schöpfer zu werden, gewissenhaft aus, oder behandelt man uns nur als Geschöpfe, deren Natur blos eine Dressur zulässt? Die Frage ist so wichtig, als es eine unserer socialen nur irgend sein kann, ja sie ist die wichtigste, weil jene auf dieser letzten Basis ruhen. Seid etwas Tüchtiges, so werdet ihr auch etwas Tüchtiges wirken; sei „Jeder vollendet in sich", so wird eure Gemeinschaft, euer sociales Leben, auch vollendet sein. Darum kümmern wir uns vor Allem darum, was man aus uns macht in der Zeit unserer Bildsamkeit; die Schulfrage ist eine Lebensfrage. Das springt auch jetzt genugsam in die Augen, und seit Jahren wird auf diesem Felde mit einer Hitze und Offenheit gefochten, die jene auf dem Gebiet der Politik darum weit übertrifft, weil sie nicht auf die Hemmnisse eigenmächtiger Gewalt stösst. Ein ehrwürdiger Veteran, der Professor Theodor Heinsius, der wie der verstorbene Professor Krug sich Kraft und Strebsamkeit bis in sein hohes Alter bewahrt hat, sucht neuerdings wieder durch eine kleine Schrift das Interesse für diese Sache anzufachen. Er nennt sie ein „Konkordat zwischen Schule und Leben oder Vermittlung des Humanismus und Realismus, aus nationalem Standpunkte betrachtet. Berlin 1842." Zwei Parteien kämpfen um den Sieg, und wollen jede ihr Erziehungsprinzip unserem Bedürfnisse als das beste und wahrhafte empfehlen: die Humanisten und Realisten. Ohne es mit den einen oder andern verderben zu wollen, redet Heinsius in dem Büchelchen mit jener Milde und Versöhnlichkeit, die beiden ihr Recht widerfahren zu lassen meint und dabei der Sache selbst das grösste Unrecht thut, weil dieser nur mit schneidender Entschiedenheit gedient ist. Es bleibt nun einmal diese Sünde wider den Geist der Sache das unablösbare Erbteil aller weichmütigen Vermittler. „Konkordate" bieten nur ein feiges Auskunftsmittel:

Nur offen wie ein Mann: Für oder Wider!
Und die Parole: Sklave oder frei!
Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder,
Und kämpften auf der Zinne der Partei.

Heinsius entwirft, ehe er an seine eigenen Vorschläge kommt, eine kurze Skizze des historischen Verlaufes von der Reformation an. Die Periode zwischen der Reformation und Revolution ist — was ich hier ohne Begründung nur behaupten will, weil ich es bei einer anderen Gelegenheit ausführlicher darzustellen gedenke — die des Verhältnisses zwischen Mündigen und Unmündigen, zwischen Herrschenden und Dienenden, Gewaltigen und Machtlosen, kurz die Unterthänigkeitsperiode. Abgesehen von jedem anderen Grunde, der zu einer Ueberlegenheit berechtigen mochte, hob die Bildung, als eine Macht, den, der sie besass, über den Ohnmächtigen, der ihrer entbehrte, empor, und der Gebildete galt in seinem Kreise, so gross oder klein derselbe war, als der Mächtige, der Gewaltige, der Imponirende: denn er war eine Autorität. Nicht Alle konnten zu dieser Herrschaft und Autorität

Digitized by Google

berufen sein; darum war auch die Bildung nicht für Alle, und eine allgemeine Bildung widersprach jenem Prinzipe. Die Bildung verschafft Ueberlegenheit und macht zum Herrn: so war sie in jenem Herrn-Zeitalter Mittel zur Herrschaft. Allein die Revolution durchbrach die Herrn- und Diener-Wirthschaft, und der Grundsatz trat in's Leben: Jeder sei sein eigener Herr. Damit war die notwendige Folge verknüpft, dass die Bildung, die ja zum Herrn macht, forthin eine universelle werden musste, und die Aufgabe stellte sich von selbst ein, nunmehr die wahrhaft universelle Bildung zu finden. Der Drang nach universeller, Allen zugänglicher Bildung musste zum Kampfe gegen die hartnäckig behauptete exklusive anrücken, und die Revolution musste auch auf diesem Felde gegen das Herrentum der Reformationsperiode das Schwert zücken. Der Gedanke der allgemeinen Bildung stiess zusammen mit der ausschliesslichen, und durch manche Phasen und unter allerhand Namen zog sich Krieg und Schlacht bis in den heutigen Tag herein. Für die Gegensätze, die in feindlichen Lagern einander gegenüber stehen, wählt Heinsius die Namen Humanismus und Realismus, und wir wollen sie, so wenig zutreffend sie auch sind, doch als die gewöhnlichsten beibehalten.

Bis im 18. Jahrhundert die Aufklärung ihr Licht zu verbreiten anfing, lag die sogenannte höhere Bildung ohne Einspruch in den Händen der Humanisten und beruhte fast allein auf dem Verständniss der alten Klassiker. Daneben ging eine andere Bildung einher, welche ihr Muster gleichfalls im Alterthum suchte und der Hauptsache nach auf eine erkleckliche Kenntnis der Bibel hinauskam. Dass man in beiden Fällen die beste Bildung der antiken Welt zu seinem einzigen Stoff ausersah, beweist genugsam, wie wenig das eigene Leben noch etwas Würdiges darbot, und wie weit wir noch davon entfernt waren, aus eigener Originalität die Formen der Schönheit, aus eigener Vernunft den Inhalt der Wahrheit erschaffen zu können. Wir hatten Form und Inhalt erst zu lernen, wir waren Lehrlinge. Und wie die antike Welt durch Plastiker und Bibel als Herrin über uns gebot, so war — was sich historisch beweisen lässt — das Herr- und Diener-sein überhaupt das Wesen unseres gesammten Treibens, und lediglich aus dieser Natur des Zeitalters erklärt es sich, warum man so unbefangen nach einer „höheren Bildung" trachtete und vor dem gemeinen Volke sich durch sie auszuzeichnen beflissen war. Mit der Bildung wurde ihr Besitzer ein Herr der Ungebildeten. Eine volkstümliche Bildung würde dem entgegen gewesen sein, weil das Volk den gelehrten Herrn gegenüber im Laienstande verharren und die fremde Herrlichkeit nur anstaunen und verehren sollte. So setzte sich der Romanismus in der Gelehrsamkeit fort, und seine Stützen sind Latein und Griechisch. Ferner konnte es nicht fehlen, dass diese Bildung durchgehends eine formelle blieb, sowohl deshalb, weil von dem verstorbenen und längst begrabenen Alterthum ja nur die Formen, gleichsam die Schemen der Literatur und Kunst, sich zu erhalten im Stande waren, als besonders deshalb, weil Herrschaft über Menschen gerade durch formelles Uebergewicht erworben und behauptet wird: es bedarf nur eines gewissen Grades von geistiger Gewandtheit zur Ueberlegenheit über die Ungewandten. Die sogenannte höhere Bildung war daher eine elegante Bildung, ein sensus omnis elegantiae, eine Bildung des Geschmacks und Formensinns, die zuletzt gänzlich zu

Digitized by Google

einer grammatischen herabzusinken drohte, und die deutsche Sprache selbst so sehr mit dem Geruche Latiums parfümirte, dass man heute noch z. B. in der soeben erschienenen „Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates. Ein Buch für Jedermann. Von Zimmermann" die schönsten lateinischen Satzbildungen zu bewundern Gelegenheit hat.

Indessen richtete sich allgemach aus der Aufklärung ein Geist des Widerspruchs gegen diesen Formalismus auf, und zu der Anerkennung unverlierbarer und allgemeiner Menschenrechte gesellte sich die Forderung einer Alle umfassenden, einer menschlichen Bildung. Der Mangel einer reellen und in das Leben eingreifenden Belehrung war an der bisherigen Verfahrungsweise der Humanisten einleuchtend und erzeugte die Forderung einer praktischen Ausbildung. Fortan sollte alles Wissen Leben, das Wissen gelebt werden; denn erst die Realität des Wissens ist seine Vollendung. Gelang es, den Stoff des Lebens in die Schule einzuführen, durch ihn etwas allen Brauchbares zu bieten, und eben darum Alle für diese Vorbereitung aufs Leben zu gewinnen und der Schule zuzuwenden, so beneidete man die gelehrten Herren nicht mehr um ihr absonderliches Wissen, und das Volk beendete seinen Laienstand. Den Priesterstand der Gelehrten und den Laienstand des Volkes aufzuheben, ist das Streben des Realismus, und darum muss es den Humanismus überflügeln. Aneigung der klassischen Formen des Alterthums begann zurückgedrängt zu werden, und mit ihr verlor die Autoritäts-Herrschaft ihren Nimbus. Die Zeit sträubte sich gegen den althergebrachten Respekt vor der Gelehrsamkeit, wie sie denn überhaupt gegen jeden Respekt sich auflehnt. Der wesentliche Vorzug der Gelehrten, die allgemeine Bildung sollte allen zu Gute kommen. Was ist aber, fragte man, allgemeine Bildung anders, als die Befähigung, trivial ausgedrückt, „über alles mitreden zu können", ernster gesprochen, die Befähigung, jedes Stoffes Herr zu werden? Man sah, die Schule war hinter dem Leben zurückgeblieben, indem sie sich nicht nur dem Volke entzog, sondern auch bei ihren Zöglingen über der exclusiven Bildung die universelle versäumte, und sie anzuhalten unterliess, eine Menge Stoff, der uns vom Leben aufgedrungen wird, schon auf der Schule zu bemeistern. Hat ja doch die Schule, dachte man, die Grundlinien unserer Versöhnung mit Allem, was das Leben darbietet, zu ziehen und dafür zu sorgen, dass keiner der Gegenstände, mit welchen wir uns dereinst befassen müssen, uns völlig fremd und ausser dem Bereich unserer Bewältigung sei. Daher wurde aufs eifrigste Vertrautheit mit den Dingen und Verhältnissen der Gegenwart gesucht und eine Pädagogik in Aufnahme gebracht, welche auf Alle Anwendung finden musste, weil sie das Allen gemeinsame Bedürfniss, sich in ihre Welt und Zeit zu finden, befriedigte. Die Grundsätze der Menschenrechte gewannen in dieser Weise auf dem pädagogischen Gebiete Leben und Realität: die Gleichheit, weil jene Bildung Alle umfasste, und die Freiheit, da man in dem, was man brauchte, bewandert, mithin unabhängig und selbstständig wurde.

Indess das Vergangene zu fassen, wie der Humanismus lehrt, und das Gegenwärtige zu ergreifen, worauf es der Realismus absieht, führt beides nur zur Macht über das Zeitliche. Ewig ist nur der Geist, welcher sich erfasst. Deshalb empfingen Gleichheit und Freiheit auch nur ein untergeordnetes Dasein. Man konnte wohl Andern

Digitized by Google

gleich, und von ihrer Autorität emancipirt werden; von der Gleichheit mit sich selbst, von der Ausgleichung und Versöhnung unseres zeitlichen und ewigen Menschen, von der Verklärung unserer Natürlichkeit zur Geistigkeit, kurz von der Einheit und der Allmacht unseres Ich's, das sich selbst genügt, weil es ausser ihm nichts Fremdes stehen lässt —: Davon liess sich in jenem Prinzip kaum eine Ahnung erkennen. Nur die Freiheit erschien wohl als Unabhängigkeit von Autoritäten, war aber noch leer an Selbstbestimmung und lieferte noch keine Thaten eines in sich freien Menschen, Selbstoffenbarungen eines rücksichtslosen, d. h. eines aus dem Fluctuiren der Reflexion erretteten Geistes. Der formell Gebildete sollte freilich nicht mehr über den Meeresspiegel der allgemeinen Bildung hervorragen und verwandelte sich aus einem „höher Gebildeten" in einen „einseitig Gebildeten" (als welcher er natürlich seinen unbestrittenen Werth behält, da alle allgemeine Bildung bestimmt ist, in die verschiedensten Einseitigkeiten specieller Bildung auszustrahlen); allein der im Sinne des Realismus Gebildete war auch nicht über die Gleichheit mit Andern und die Freiheit von Andern, nicht über den sogenannten „praktischen Menschen" hinausgekommen. Zwar konnte die leere Eleganz des Humanisten, des Dandy, der Niederlage nicht entgehen; allein der Sieger gleisste vom Grünspane der Materialität und war nichts Höheres, als ein geschmackloser Industrieller. Dandismus und Industrialismus streiten um die Beute lieblicher Knaben und Mädchen und tauschen oft verführerisch ihre Rüstungen, indem der Dandy im ungeschliffenen Cynismus und der Industrielle mit weisser Wäsche erscheint. Allerdings wird das lebendige Holz industrieller Streitkolben die trockenen Stecken dandistischer Entmarkung zerbrechen; lebendig aber oder todt, Holz bleibt Holz, und soll die Flamme des Geistes leuchten, so muss das Holz in Feuer aufgehen.

Warum muss inzwischen auch der Realismus, wenn er, wozu ihm doch die Fähigkeit nicht abzusprechen, das Gute des Humanismus in sich aufnimmt, gleichwohl zu Grunde gehen? Gewiss kann er das Unveräusserliche und Wahre des Humanismus, die formelle Bildung, in sich aufnehmen, was ihm mehr und mehr durch die möglich gewordene Wissenschaftlichkeit und vernünftige Behandlung aller Lehrobjekte leicht gemacht wird (ich erinnere nur beispielsweise an Beckers Leistungen für die deutsche Grammatik), und durch diese Veredlung seinen Gegner aus der festen Position verdrängen. Da der Realismus so gut als der Humanismus davon ausgeht, dass es die Bestimmung aller Erziehung sei, dem Menschen Gewandtheit zu verschaffen, und beide z. B. darin übereinkommen, dass man sprachlich an alle Wendungen des Ausdrucks gewöhnen, mathematisch die Wendungen der Beweise einschärfen muss u. s. w., dass man also auf Meisterschaft in Handhabung des Stoffes, auf Bemeisterung desselben hinzuarbeiten habe: so wird es gewiss nicht ausbleiben, dass auch der Realismus endlich als letztes Ziel die Geschmacksbildung anerkenne und die formirende Thätigkeit obenan stelle, wie das schon jetzt zum Theil der Fall ist. Denn in der Erziehung hat ja doch aller gegebene Stoff nur darin seinen Werth, dass die Kinder lernen, etwas damit anzufangen, ihn zu gebrauchen. Wohl darf nur Nützliches und Brauchbares, wie die Realisten wollen, eingeprägt werden; allein der Nutzen wird doch einzig im Formiren zu suchen

Digitized by Google

sein, im Verallgemeinern, im Darstellen, und man wird diese humanistische Forderung nicht abweisen können. Die Humanisten haben darin Recht, dass es vornehmlich auf die formelle Bildung ankommt — darin Unrecht, dass sie diese nicht in der Bewältigung jedes Stoffes finden; die Realisten verlangen das Richtige darin, dass jeder Stoff auf der Schule angefangen werden müsse, das Unrichtige dann, wenn sie nicht die formelle Bildung als hauptsächlichen Zweck ansehen wollen. Der Realismus kann, wenn er die rechte Selbstverläugnung übt und sich nicht den materialistischen Verführungen hingiebt, zu dieser Ueberwindung seines Widersachers und zugleich zur Versöhnung mit ihm kommen. Warum feinden wir ihn nun dennoch an?

Wirft er denn wirklich die Schale des alten Prinzips von sich, und steht er auf der Höhe der Zeit? Darnach ist ja doch Alles zu beurteilen, ob es sich zu der Idee bekennt, welche die Zeit als ihr Theuerstes errungen hat, oder ob es hinter ihr einen stationairen Platz einnimmt. — Es muss jene unvertilgbare Furcht auffallen, mit der die Realisten vor der Abstraction und Spekulation zurückschaudern, und ich will deshalb ein paar Stellen aus Heinsius hierhersetzen, der in diesem Punkte steifen Realisten nicht nachgibt, und mir Anführungen aus diesen erspart, die leicht zu geben wären. Seite 9 heisst es: „Man hörte auf den höheren Bildungsanstalten von philosophischen Systemen der Griechen, von Aristoteles und Plato, auch wohl der Neuern, von Kant, dass er die Ideen von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit als unerweislich hingestellt, von Fichte, dass er die moralische Weltordnung an die Stelle des persönlichen Gottes gesetzt, von Schelling, Hegel, Herbart, Krause, und wie alle die Entdecker und Verkünder überirdischer Weisheit heissen mögen. Was, sagt man, sollen wir, soll die deutsche Nation mit idealistischen Schwärmereien anfangen, die weder den empirischen und positiven Wissenschaften, noch dem praktischen Leben angehören, und dem Staate nicht frommen? was mit einer dunkeln Erkenntniss, die nur den Zeitgeist verwirrt, zu Unglauben und Atheismus führt, die Gemüther spaltet, die Studirenden selbst von den Lehrstühlen ihrer Apostel verscheucht, und sogar unsere Nationalsprache verdunkelt, da sie die klarsten Begriffe des gesunden Menschenverstandes in mystische Räthsel umwandelt? Ist das die Weisheit, die unsere Jugend zu sittlich guten Menschen, denkenden Vernunftwesen, treuen Bürgern, brauchbaren und tüchtigen Arbeitern in ihrem Beruf, liebenden Gatten und sorgsamen Vätern für die Begründung häuslichen Wohlseins heranbilden soll?“ Und Seite 45: „Sehen wir auf die Philosophie und Theologie, die als Wissenschaften des Denkens und Glaubens für das Wohl der Welt oben an gestellt werden, was sind sie durch ihre gegenseitigen Reibungen geworden, seit Luther und Leibnitz die Bahn dazu brachen? Der Dualismus, Materialismus, Spiritualismus, Naturalismus, Pantheismus, Realismus, Idealismus, Supernaturalismus, Rationalismus, Mysticismus und wie alle die abstrusen —ismen überspannter Spekulationen und Gefühle heissen mögen: was haben sie denn nun dem Staate, der Kirche, den Künsten, der Volkscultur für Segen gebracht? Das Denken und Wissen ist freilich in seinem Umfang erweitert, ist aber jenes auch deutlicher und dieses sicherer geworden? Die Religion, als Dogma, ist reiner, aber der subjektive Glaube ist verworrener, geschwächt, in seinen Stützen gebrochen, durch Kritik und Hermeneutik erschüttert, oder in

Digitized by Google

Schwärmerei und pharisäische Scheinheiligkeit umgewandelt, und die Kirche? — ach, — ihr Leben ist Zwiespalt oder Tod. Ist es nicht so?" — Weshalb zeigen sich denn die Realisten der Philosophie so abhold? Weil sie ihren eigenen Beruf verkennen und mit aller Gewalt beschränkt bleiben wollen, statt unumschränkt zu werden! Warum hassen sie die Abstraktion? Weil sie selbst abstrakt sind, weil sie von der Vollendung ihrer selbst, von dem Aufschwung zur erlösenden Wahrheit abstrahiren!

Wollen wir etwa die Pädagogik den Philosophen in die Hände spielen? Nichts weniger als das! sie würden sich ungeschickt genug benehmen. Denen allein werde sie anvertraut, die mehr sind, als Philosophen, darum aber auch unendlich mehr, als Humanisten oder Realisten. Die letzteren haben den richtigen Geruch, dass auch die Philosophen untergehen müssen, aber keine Ahnung davon, dass ihrem Untergange eine Auferstehung folgt: sie abstrahiren von der Philosophie, um ohne sie in den Himmel ihrer Zwecke zu gelangen, sie überspringen sie und — fallen in den Abgrund eigener Leerheit, sie sind, gleich dem ewigen Juden, unsterblich, nicht ewig. Nur die Philosophen können sterben und finden im Tode ihr eigentliches Selbst; mit ihnen stirbt die Reformations-Periode, das Zeitalter des Wissens. Ja, so ist es, das Wissen selbst muss sterben, um im Tode wieder aufzublühen als Wille; die Denk-, Glaubens- und Gewissensfreiheit, diese herrlichen Blumen dreier Jahrhunderte, werden in den Mutterschooss der Erde zurücksinken, damit eine neue Freiheit, die des Willens, von ihren edelsten Säften sich nähre. Das Wissen und seine Freiheit war das Ideal jener Zeit, das auf der Höhe der Philosophie endlich erreicht worden ist: hier wird der Heros sich selbst den Scheiterhaufen erbauen und sein ewiges Theil in den Olymp retten. Mit der Philosophie schliesst unsere Vergangenheit ab, und die Philosophen sind die Raphaele der Denk-Periode, an welchen das alte Prinzip in leuchtender Farbenpracht sich vollendet und durch Verjüngung aus einem zeitlichen ein ewiges wird. Wer hinfort das Wissen bewahren will, der wird es verlieren; wer es aber aufgibt, der wird es gewinnen. Die Philosophen allein sind berufen zu diesen Aufgaben und diesem Gewinnste: sie stehen vor dem flammenden Feuer und müssen, wie der sterbende Heros, ihre irdische Hülle verbrennen, wenn der unvergängliche Geist frei werden soll.

So viel als möglich muss verständlicher gesprochen werden. Darin nämlich liegt noch immer der Fehler unserer Tage, dass das Wissen nicht vollendet und zur Durchsichtigkeit gebracht wird, dass es ein materielles und formelles, ein positives bleibt, ohne sich zum absoluten zu steigern, dass es uns befrachtet als eine Bürde. Aehnlich jenem Alten muss man Vergesslichkeit wünschen, muss aus der beseligenden Lethe trinken: sonst kommt man nicht zu sich. Alles Grosse muss zu sterben wissen und durch seinen Hintritt sich verklären; nur das Klägliche sammelt, gleich dem starrgliedrigen Reichskammergerichte, Akten auf Akten und spielt Jahrtausende in zierlichen Porzellanfiguren, wie die unvergängliche Kinderei der Chinesen. Das rechte Wissen vollendet sich, indem es aufhört, Wissen zu sein, und wieder ein einfacher, menschlicher Trieb wird, — der Wille. So wird z. B. der, welcher Jahre lang über seinen „Beruf als Mensch" nachgedacht hat, alle Sorgen und Pilgerschaften des Suchens in demselben Augenblicke

Digitized by Google

in die Lehre eines höheren Gefühles, unter der Hand an allmählich jenseits Ideen verwandeln, in welchen er jenen gefunden hat. Der „Hauch des Menschen", den Lessing als Lebens-Prinzip und Siegen der Evidenz bezeichnete, wollte, sollte erkannt werden, in die Flamme des reinen Herzens, die mit Ehrfurcht die Brust des nicht mehr zu bindenden zerschmettert, sondern wieder frisch und naiv gewordenen Menschen.

Auf rote Schuhe umgetauscht.
Der schwere Brief in Marmorsaal.

Ist es das Ende mit seinem Gegensatz, die Ewigkeit des Augenblicks, das Ganze, das wieder endlos und unmittelbar gewollte, das Ende, das Ganze in jeder Handlung von neuem und in jeder Gestalt sagt und offenbart. Nicht der Wille ist von Hause aus das Böse, wie uns die Erziehenden gerne versichern möchten, und Unterdrückungen tun not, um gleich zu Willen zu stehen, sondern das Denken, Denken an sich selbst zum Willen, wenn es sich entwickelt und absondert, der sich den Körper baute, sich seine Sprache schuf. Darum haben an jener Erziehung, die nicht als Leben Tod und diese Himmelfahrt des Denkens zeigte, die Gefangenen der Zeitlichkeit, die Formalität und Materialität der Denkens und Interessierens, ein Wissen, welches sich nicht so läutert und entwickelt, daß es zum Wissen dringen, oder mit anderen Worten, ein Wissen, welches man nur als ein Haben und Besitz bezeichnen, stets ganz und gar nur mit sich zusammengegangen zu sein, so daß das Ich gewöhnliche Ich von seinem nächstgegenüber Habe genirt, trachten Schule für Welt [illegible] ein Wissen [illegible], das nicht persönlich sein will, eine innige Verbindung aufs Leben ab. Man will es nicht zur Anerkennung kommen lassen, wenn doch erst die wahre Weihe allem anderen Wissen verleihen wird, denn durch sie wird der Stoff wirklich geistig und in Geist verwandelt, dem Menschen aber die eigentliche und letzte Befriedigung gegeben. Nur in der Abstraktion ist die Freiheit, der freie Mensch nur der, welcher das Gegebene überwunden und sich aus dem äußeren Herausgelassene wieder in die Einheit seines Ichs zusammengenommen hat.

Ist es der Drang unserer Zeit, nachdem die Denkfreiheit errungen, diese bis zu jener Vollendung zu vertiefen, durch welche sie in die Willensfreiheit umschlägt, in die letztere als das Prinzip einer neuen Epoche zu verwirklichen, so kann auch das letzte Ziel der Erziehung nicht mehr das Wissen sein, sondern das aus dem Wissen geborene Wollen, ist der sprechende Ausdruck dessen, was sie zu erreichen hat, ist der persönliche oder freie Mensch. Die Wahrheit selbst besteht in nichts Anderem, als in dem Offenbaren seiner selbst, und dazu gehört das Anerkennen seiner selbst, die Befreiung von allem Fremden, die äußerste Abstraktion oder Entledigung von aller Äußerlichkeit, die wiedergewonnene Naivität. Solche durchaus wahre Menschen kennt die Schule nicht, wenn sie dennoch da sind, so sind sie es trotz der Schule. Diese macht uns wohl zu Herrn über die Dinge, allenfalls auch zu Herrn über unsere Natur, zu freien Menschen macht sie uns nicht. Kein noch so gründliches und ausgebreitetes Wissen, kein Witz und Scharfsinn, keine dialektische Feinheit bewahrt uns vor der Gemeinheit des Denkens und Wollens. Es ist wahrlich nicht das Verdienst der Schule, wenn wir nicht die Selbst-

Digitized by Google

sucht aus ihr mitbringen. Jede Art entsprechender Eitelkeit und jede Art der Gewinnsucht, Aemtergier, mechanischer und serviler Dienstbeflissenheit, Achselträgerei u. s. w. verbindet sich sowohl mit dem ausgebreiteten Wissen, als mit der eleganten, klassischen Bildung, und da dieser ganze Unterricht keinerlei Einfluss auf unser sittliches Handeln ausübt, so verfällt er häufig dem Loose, so weit vergessen zu werden, als er nicht gebraucht wird: man schüttelt den Schulstaub ab. Und dies Alles darum, weil die Bildung nur im Formellen oder im Materiellen, höchstens in beiden gesucht wird, nicht in der Wahrheit, in der Erziehung des wahren Menschen. Die Realisten machen zwar einen Fortschritt, indem sie verlangen, der Schüler solle das finden und verstehen, was er lernt: Diesterweg z. B. weiss viel von dem „Erlebungsprincip" zu reden; allein das Object ist auch hier nicht die Wahrheit, sondern irgend ein Positives (wohin auch die Religion zu rechnen), das der Schüler mit der Summe seines übrigen positiven Wissens in Uebereinstimmung und Zusammenhang zu bringen angeleitet wird, ohne irgend eine Erhebung über die Vierschrötigkeit des Erlebens und Anschauens, und ohne allen Anreiz mit dem Geiste, welchen er durch Anschauung gewonnen, weiter zu arbeiten und aus ihm zu produciren, d. h. spekulativ zu sein, was praktisch so viel sagen will, als zu sein und sittlich zu handeln. Im Gegentheil, verständige Leute zu erziehen, das soll genügen; auf vernünftige Menschen ist's nicht eigentlich abgesehen; Dinge und Gegebenes zu verstehen, dabei hat's sein Bewenden, — sich zu vernehmen, scheint nicht Jedermanns Sache zu sein. So fördert man den Sinn für das Positive, sei es nach seiner formellen oder zugleich nach seiner materiellen Seite, und lehrt: sich in das Positive schicken. Wie in gewissen anderen Sphären, so lässt man auch in der pädagogischen die Freiheit nicht zum Durchbruch, die Kraft der Opposition nicht zu Worte kommen: man will Unterwürfigkeit. Nur ein formelles und materielles Abrichten wird bezweckt, und nur Gelehrte gehen aus den Menagerien der Humanisten, nur „brauchbare Bürger" aus denen der Realisten hervor, die doch beide nichts als unterwürfige Menschen sind. Unser guter Fond von Ungezogenheiten wird gewaltsam erstickt und mit ihm die Entwicklung des Wissens zum freien Willen. Resultat des Schullebens ist dann das Philisterthum. Wie wir uns in der Kindheit in Alles zu finden gewöhnten, was uns aufgegeben wurde, so finden und schicken wir uns später ins positive Leben, schicken uns in die Zeit, werden ihre Knechte und sogenannte gute Bürger. Wo wird denn an Stelle der bisher genährten Unterwürfigkeit ein Oppositionsgeist gestärkt, wo wird statt des lernenden Menschen ein schaffender erzogen, wo verwandelt sich der Lehrer in den Mitarbeiter, wo erkennt er das Wissen als umschlagend in das Wollen, wo gilt der freie Mensch als Ziel, und nicht der blos gebildete? Leider nur erst an wenigen Orten. Die Einsicht muss aber allgemeiner werden, dass nicht die Bildung, die Civilisation, die höchste Aufgabe des Menschen ausmacht, sondern die Selbstbethätigung. Wird darum die Bildung vernachlässigt werden? Gerade so wenig, als wir die Denkfreiheit einzubüssen gesonnen sind, indem wir sie in die Willensfreiheit eingehen und sich verklären lassen. Wenn der Mensch erst seine Ehre darein setzt, sich selbst zu fühlen, zu kennen und zu bethätigen, also in Selbstgefühl, Selbstbewusstsein und Freiheit, so strebt er von selbst,

Digitized by Google

die Unwissenheit, die ihm ja den fremden, undurchdrungenen Gegenstand zu einer Schranke und Hemmung seiner Selbsterkenntniss macht, zu verbannen. Weckt man in den Menschen die Idee der Freiheit, so werden die Freien sich auch unablässig immer wieder selbst befreien; macht man sie hingegen nur gebildet, so werden sie sich auf höchst gebildete und feine Weise allezeit den Umständen anpassen und zu unterwürfigen Bedientenseelen ausarten. Was sind unsere geistreichen und gebildeten Subjekte grösstenteils? Hohnlächelnde Sklavenbesitzer und selber — Sklaven.

Die Realisten dürfen sich des Vorzugs rühmen, dass sie nicht blosse Gelehrte erziehen, sondern verständige und brauchbare Bürger; ja ihr Grundsatz: „man lehre Alles mit Beziehung auf das praktische Leben" könnte sogar als das Motto unserer Zeit gelten, wenn sie die wahre Praxis nur nicht in gemeinem Sinn auffassten. Die wahre Praxis ist aber nicht die, sich durch's Leben durchzuarbeiten, und das Wissen ist mehr werth, als dass man es verbrauchen dürfte, um damit seine praktischen Zwecke zu erjagen. Vielmehr ist die höchste Praxis die, das ein freier Mensch sich selbst offenbart, und das Wissen, das zu sterben weiss, ist die Freiheit, welche Leben gibt. „Das praktische Leben!" Damit glaubt man sehr viel gesagt zu haben, und doch führen selbst die Thiere ein durchaus praktisches Leben, sobald die Mutter sie ihrer theoretischen Säuglingschaft entwöhnt hat, und suchen entweder nach Lust in Feld und Wald ihr Futter, oder werden ins Joch eines — Geschäftes eingespannt. Der thierseelenkundige Scheitlin würde den Vergleich noch viel weiter führen, bis in die Religion hinein, wie zu ersehen aus seiner „Thierseelenkunde", einem gerade darum sehr belehrenden Buche, weil es das Thier dem civilisirten Menschen und den civilisirten Menschen dem Thiere so nahe rückt. Jene Intention, „fürs praktische Leben zu erziehen", bringt nur Leute von Grundsätzen hervor, die nach Maximen handeln und denken, keine prinzipiellen Menschen; legale Geister, nicht freie. Etwas ganz anderes aber sind Menschen, in denen die Totalität ihres Denkens und Handelns in steter Bewegung und Verjüngung wogt, und etwas anderes solche, die ihren Ueberzeugungen treu sind: die Ueberzeugungen selbst bleiben unerschüttert, pulsiren nicht als stets erneutes Arterienblut durch das Herz, erstarren gleichsam als feste Körper und sind, wenn auch erworben und nicht eingelernt, doch etwas Positives und gelten noch obenein als etwas Heiliges. So mag die realistische Erziehung wohl feste, tüchtige, gesunde Charaktere erzielen, unerschütterliche Menschen, treue Herzen, und das ist für unser schleppenträgerisches Geschlecht ein unschätzbarer Gewinn; allein die ewigen Charaktere, in welchen die Festigkeit nur in dem unablässigen Fluten ihrer stündlichen Selbstschöpfung besteht, und die darum ewig sind, weil sie sich in jedem Augenblicke selbst machen, weil sie die Zeitlichkeit ihrer jedesmaligen Erscheinung aus der nie welkenden und alternden Frische und Schöpfungsthätigkeit ihres ewigen Geistes setzen — die gehen nicht aus jener Erziehung hervor. Der sogenannte gesunde Charakter ist auch im besten Falle nur ein starrer; soll er ein vollendeter sein, so muss er zugleich ein leidender werden, zuckend und schaudernd in der seligen Passion einer unaufhörlichen Verjüngung und Neugeburt.

Digitized by Google

So laufen denn die Radien aller Erziehungen in dem Einen Mittelpunkte zusammen, welcher Persönlichkeit heisst. Das Wissen, so gelehrt und tief, oder so breit und fasslich es auch sei, bleibt so lange doch nur ein Besitz und Eigenthum, als es nicht in dem unsichtbaren Punkt des Ich's zusammengeschwunden ist, um von da als Wille, als übersinnlicher und unfasslicher Geist allgewaltig hervorzubrechen. Das Wissen erfährt diese Umwandlung dann, wenn es aufhört, nur an Objekten zu haften, wenn es ein Wissen von sich selbst, oder, falls dies deutlicher scheint, ein Wissen der Idee, ein Selbstbewusstsein des Geistes geworden ist. Dann verkehrt es sich, so zu sagen, in den Trieb, den Instinkt des Geistes, in ein bewusstloses Wissen, von dem sich Jeder wenigstens eine Vorstellung zu machen vermag, wenn er es damit vergleicht, wie so viele und umfassende Erfahrungen bei ihm selbst in das einfache Gefühl sublimirt wurden, das man Takt nennt: alles aus jenen Erfahrungen gezogene weitläufige Wissen ist in ein augenblickliches Wissen koncentrirt, wodurch er im Nu sein Handeln bestimmt. Dahin aber, zu dieser Immaterialität, muss das Wissen durchdringen, indem es seine sterblichen Theile opfert und als Unsterbliches — Wille wird.

In diesem Umstande liegt grossentheils die Noth unserer seitherigen Erziehung, dass das Wissen nicht zum Willen, zur Bethätigung seiner selbst, zur reinen Praxis sich läuterte. Die Realisten fühlten den Mangel, halfen ihm jedoch auf eine elende Weise dadurch ab, dass sie ideenlose und unfreie „Praktiker" ausbildeten. Die meisten Seminaristen sind ein lebendiger Beleg dieser traurigen Wendung. Zugestutzt aufs Trefflichste stutzen sie wieder zu, dressirt dressiren sie wieder. Persönlich aber muss jede Erziehung werden, und vom Wissen ausgehend doch stets das Wesen desselben im Auge behalten, dies nämlich, — dass es nie ein Besitz, sondern das Ich selbst sein soll. Mit Einem Worte, nicht das Wissen soll angebildet werden, sondern die Person soll zur Entfaltung ihrer selbst kommen; nicht vom Civilisiren darf die Pädagogik ferner ausgehen, sondern von der Ausbildung freier Personen, souverainer Charaktere; und darum darf der Wille, der bisher so gewaltthätig unterdrückte, nicht länger geschwächt werden. Schwächt man ja doch auch den Wissenstrieb nicht, warum denn den Willenstrieb? Pflegt man jenen, so pflege man auch diesen. Die kindliche Eigenwilligkeit und Ungezogenheit hat so gut ihr Recht, als die kindliche Wissbegierde. Die letztere regt man geflissentlich an; so rufe man auch die natürliche Kraft des Willens hervor, die Opposition. Wenn das Kind sich nicht fühlen lernt, so lernt es gerade die Hauptsache nicht. Man erdrücke seinen Stolz nicht, seinen Freimuth. Gegen seinen Uebermuth bleibt meine eigene Freiheit immer gesichert. Denn artet der Stolz in Trotz aus, so will das Kind mir Gewalt anthun; das brauche ich mir, der ich ja selbst so gut als das Kind ein Freier bin, nicht gefallen zu lassen. Muss ich mich aber durch die bequeme Schutzwehr der Autorität dagegen vertheidigen? Nein, ich halte die Härte meiner eigenen Freiheit entgegen, so wird der Trotz der Kleinen von selbst zerspringen. Wer ein ganzer Mensch ist, braucht keine — Autorität zu sein. Und bricht der Freimuth als Frechheit aus, so verliert diese ihre Kraft an der sanften Gewalt eines ächten Weibes, an ihrer Mütterlichkeit, oder an der Festigkeit des Mannes; man ist sehr schwach, wenn man die Autorität zu Hülfe

Digitized by Google

rufen muss, und sündigt, wenn man glaubt, den Frechen zu bessern, sobald man aus ihm einen Furchtsamen macht. Furcht und Respekt fordern, das sind Dinge, die mit der heimgegangenen Periode dem Roccoco-Styl angehören.

Worüber klagen wir also, wenn wir die Mängel unserer heutigen Schulbildung ins Auge fassen? Darüber, dass unsere Schulen noch im alten Prinzipe stehen, in dem des willenlosen Wissens. Das junge Prinzip ist das des Willens, als der Verklärung des Wissens. Darum kein „Konkordat zwischen Schule und Leben", sondern die Schule sei Leben, und dort, wie ausser ihr, sei die Selbstoffenbarung der Person die Aufgabe. Die universelle Bildung der Schule sei Bildung zur Freiheit, nicht zur Unterwürfigkeit: Freisein, das ist das wahre Leben. Die Einsicht in die Leblosigkeit des Humanismus hätte den Realismus zu dieser Erkenntniss treiben sollen. Indess gewahrte man an der humanistischen Bildung nur den Mangel aller Befähigung zum sogenannten praktischen (bürgerlichen — nicht persönlichen) Leben, und wendete sich, im Gegensatze wider jene bloss formelle Bildung, einer materiellen Bildung in der Meinung zu, dass man durch Mittheilung des im Verkehr brauchbaren Stoffes, nicht nur den Formalismus überwinden, sondern auch das höchste Bedürfniss befriedigen werde. Allein auch die praktische Bildung steht noch weit zurück hinter der persönlichen und freien, und gibt jene die Geschicklichkeit, sich durch's Leben zu schlagen, so verschafft diese die Kraft, den Feuerfunken des Lebens aus sich herauszuschlagen; bereitet jene darauf vor, sich in einer gegebenen Welt zu Hause zu finden, so lehrt diese, bei sich zu Hause zu sein. Wir sind noch nicht Alles, wenn wir uns als Glieder der Gesellschaft bewegen; wir vermögen vielmehr selbst dies erst dann vollkommen, wenn wir freie Menschen, selbstschöpferische (uns selbst schaffende) Personen sind.

Ist nun die Idee und der Trieb der neuen Zeit die Willensfreiheit, so muss der Pädagogik als Anfang und Ziel die Ausbildung der freien Persönlichkeit vorschweben. Humanisten wie Realisten beschränken sich noch auf's Wissen, und wenn's hoch kommt, so sorgen sie für das freie Denken und machen uns durch theoretische Befreiung zu freien Denkern. Durch das Wissen werden wir indess nur innerlich frei (eine Freiheit übrigens, die nie wieder aufgegeben werden soll), äusserlich können wir bei aller Gewissens- und Denkfreiheit Sklaven und in Unterthänigkeit bleiben. Und doch ist gerade jene für das Wissen äussere Freiheit für den Willen die innere und wahre, die sittliche Freiheit.

In dieser darum universellen Bildung, weil in ihr der Niedrigste mit dem Höchsten zusammentrifft, begegnen wir erst der wahren Gleichheit Aller, der Gleichheit freier Personen: nur die Freiheit ist Gleichheit

Man kann, wenn man einen Namen will, über die Humanisten und Realisten die Sittlichen (ein deutsches Wort) stellen, da ihr Endzweck die sittliche Bildung ist. Doch kommt dann freilich gleich der Einwand, dass uns diese wieder für positive Sittlichkeitsgesetze werden ausbilden wollen, und dass das im Grunde schon bisher immer geschehen sei. Weil es aber bisher geschehen ist, so meine ich das auch nicht, und dass ich die Kraft der Opposition geweckt, den Eigenwillen nicht gebrochen, sondern verklärt wissen will, das könnte den Unterschied

Digitized by Google

hinreichend verdeutlichen. Um indess die hier gestellte Forderung selbst noch von den besten Bestrebungen der Realisten, wie eine solche z. B. in dem eben erschienenen Programm Diesterweg's Seite 36 so ausgedrückt wird: „In dem Mangel an Charakterbildung liegt die Schwäche unserer Schulen, wie die Schwäche unserer Erziehung überhaupt. Wir bilden keine Gesinnung.“ — zu unterscheiden, sage ich lieber, wir brauchen fortan eine persönliche Erziehung (nicht Einprägung einer Gesinnung). Will man diejenigen, welche diesem Prinzipe folgen, wieder —isten nennen, so nenne man sie meinetwegen Personalisten.

Daher wird, um noch einmal an Heinsius zu erinnern, der „lebhafte Wunsch der Nation, dass die Schule dem Leben näher gerückt werden möchte,“ nur dann erfüllt, wenn man in der vollen Persönlichkeit. Selbstständigkeit und Freiheit das eigentliche Leben findet, da, wer nach diesem Ziele strebt, nichts des Guten, weder aus dem Humanismus noch aus dem Realismus aufgibt, wohl aber beides unendlich höher rückt und veredelt. Auch kann der nationale Standpunkt, welchen Heinsius einnimmt, noch nicht als der richtige gepriesen werden, da dies vielmehr erst der persönliche ist. Erst der freie und persönliche Mensch ist ein guter Bürger (Realisten), und selbst bei dem Mangel specieller (gelehrter, künstlerischer u. s. w.) Kultur ein geschmackvoller Beurtheiler (Humanisten).

Soll daher am Schluss mit kurzen Worten ausgedrückt werden, nach welchem Ziele unsere Zeit zu steuern hat, so liesse sich der nothwendige Untergang der willenlosen Wissenschaft und der Aufgang des selbstbewussten Willens, welcher sich im Sonnenglanz der freien Person vollendet, etwa folgendermassen fassen: das Wissen muss sterben, um als Wille wieder aufzuerstehen, und als freie Person sich täglich neu zu schaffen.

PYGMALION.

NOVELLE

VON

WILHELM HEGELER.

Als das Mädchen in die kleine Konditorei trat, war es wie das letzte strahlende Aufleuchten des schon verglimmenden Herbsttages.

Die Thür zum Rauchzimmer stand offen. Zwei Gaslampen brannten dort über einigen grauköpfigen Herren, die ihre Zeitung lasen. Durch das Hoffenster stäubte bläuliches Flimmern der Abendklarheit herein, in der die Lichter wie Bernstein vergilbten. Ganz dunkel und beinah violett ringelten sich die Rauchfäden um diese Farbenhelligkeit.

Das junge Mädchen setzte sich an einen Tisch nahe beim Fenster, wo es noch am hellsten war, und bestellte eine Tasse Chokolade. Dann langte sie

Digitized by Google

vom Nebentisch den Lokalanzeiger, um darin die Geschichte eines Giftmordes zu lesen, von dem sie sehr viel gehört hatte.

Niemand der alten Herren in der Konditorei wusste, ob dies Mädchen gebildet oder ungebildet, von liebenswürdigem oder bösem Charakter, ob es geistreich oder sehr dumm war. Niemand wusste es, und doch betrachteten alle sie mit fast schwärmerischen Augen.

Aber sie war auch schön. Von jener siegreichen und zugleich klagenden Schönheit, die beim ersten Anblick uns ergreift und all unser Blut zum Herzen treibt. Der Körper schmal zerbrechlich und zugleich weich und schmiegsam. Dabei ein Gesicht von der feinsten Regelmässigkeit. Alles zart und anmutig und so frisch, als sei es eben aufgeblüht. Aber der eigentliche Zauber des Gesichts lag doch darin, dass es so oft seinen Ausdruck wechselte und immer von einem eigentümlichen innern Glanz verklärt aussah. Manche Menschen können die erhabensten Gedanken entwickeln und tragen das Aussehn eines müden stumpfsinnigen Tagelöhners. Aber das Antlitz dieses Mädchens hatte selbst wenn ihr Inneres voll Gleichmut und Alltäglichkeit war, immer etwas Hinreissendes, etwas, über dessen eigentlichen Inhalt man sich nicht klar wurde, das aber bannte, das erschreckte, das jubeln und weinen machte.

Wenn sie lächelnd die Augen öffnete, so war es wie Tirilieren der Lerche unter blauem Sommerhimmel, wie unendliches Licht und überall Sonne. Wenn aber die langen Wimpern sich senkten, so ging es einem durchs Herz wie der langsam süsse Klageton der Amsel an einem entblätterten thränenverschleierten Herbstabend . . .

Das junge Mädchen hatte sich mit ihrem Bräutigam, der Kommis in einem grossen Trauermagazin war, hier verabredet. Der Kommis hatte nicht ganz sicher versprochen zu kommen, da er, wenn die Umstände ihm günstig waren, noch ein kleines Nebengeschäft machen wollte. Aber seine Braut wartete trotzdem sehr ungeduldig auf ihn, nicht so sehr aus verliebter Sehnsucht, sondern weil sie heute Abend noch gern ausgeführt sein wollte.

Sie zog aus ihrem Busen ein goldenes Ührchen und liess den Deckel aufspringen.

Halb acht.

Missmutig warf sie einen Blick ins Rauchzimmer. Dort sassen nur jene vertrockneten alten Herren, die anzuschauen kein Vergnügen war. Doch von jenen liess einer nach dem andern die Zeitung sinken und schaute mit hülflos demütigem Gesicht zu dem Mädchen hinüber, als wollte er sagen, für ein paar Augen so voll süsser Schwermut und Trauer sei jeder zu den grössten Dummheiten bereit.

Da öffnete sich die Thür.

Es war aber nicht ihr Bräutigam, der eintrat, sondern ein schmaler und sehr hässlicher Mensch in einem abgetragenen Schuwaloff.

Bei seinem Anblick setzte das schöne Mädchen von Ekel geschüttelt ihre Tasse nieder. Die Chokolade eben noch so süss und wohlschmeckend war ihr ganz verdorben, als sie den Rothaarigen kommen sah.

— O pfui! dachte sie. Da ist dieser gemeine Mensch wieder. Dieses Ohrfeigengesicht, wie mein Bräutigam sagte . . . So muss der Mörder aussehn, von dem ich soeben gelesen.

Der Rothaarige ging mit unsicheren zusammensinkenden Beinen zu dem Zeitungsständer und liess sich dann an dem Nebentisch nieder.

Alle in der Konditorei, die Gäste nicht nur, sondern auch die Damen hinter der Theke, sahen mit Widerwillen auf den jungen Menschen und betrachteten mit noch grösserem Wohlgefallen das junge Mädchen, dessen Schönheit durch den Gegensatz nur gehoben war.

Alle schienen diesen Gegensatz zu empfinden, als etwas Beleidigendes etwas, das sich nicht schickte, das beinahe ein Verbrechen war.

Der hagere körperlose Mensch mit dem roten Haarwulst über einem Gesicht, das von schrecklicher Hässlichkeit war, mit plumper Nase, gemeinem

Digitized by Google

und wulstigem Mund, ein Gesicht hässlich wie das Elend und die Krankheit, war der Dichter Walther Wahn.

Jene „Lieder eines Nachtwandlers" waren von ihm, Lieder, die kein Mensch gekauft hatte, die aber unter Litteraten und Künstlern von Hand zu Hand gingen, von Atelier zu Atelier, die eine Wanderschaft bis in die fünften Stockwerke der Hinterhäuser machten, bis die paar Bücher von all den Händen zerrissen und zerschunden waren, und nichts davon übrig blieb, als der Eindruck, den sie den Seelen hinterlassen, und ihr süsser schmerzlicher Klang . . .

Gleich vielen Litteraten hatte Wahn die üble Gewohnheit, die Nacht zum Tage zu machen. Nach Sonnenuntergang pflegte er aufzustehn, träumerische Cigarren zu rauchen, schwarzen Kaffee zu trinken und zu arbeiten: Verse zu machen. Gegen Mitternacht aber, wenn alles um ihn Stille und Schlaf war, lief er spazieren, der Barmherzigkeit der Nacht sich anvertrauend, die seine Hässlichkeit unter ihren schwankenden Dunstschleiern verbarg. Im Winter und wenn es regnete, irrte er durch die Strudel der Strassen, auf all den Menschenwogen um ihn her seine Augen ruhen lassend, mit dem schweren Gewicht des Grüblers und des Traurigen. Wenn aber der Himmel klar war, so schlenderte er einsame Wege, unter rauschenden Bäumen, seine Träumereien in die Silbergespinste des Mondes webend.

Nachdem er jedoch vor einem Monat ungefähr das Mädchen in dieser Konditorei getroffen, kam er jeden Abend hierher. Manchmal war sie nicht da und dann war er unglücklich, als stünde ihm eine Nacht bevor ohne Licht und ohne Lied. Aber wenn er sie getroffen hatte, war er fast noch unglücklicher.

Auf einen Zug hatte seine schönheitdürstende Seele ihr Bild getrunken, an jenem Abend, als er sie zuerst gesehn. Berauscht war er heimgegangen. Und in die silberbleiche Nacht hatte er ihrer Liebe ein flammendes purpurnes Lied gedichtet, heiss und trunken wie sein Blut.

Immer von neuem, jedesmal wenn er sie wiedersah, sog sich sein Herz von ihr voll. Aber bei jedem Stückchen, das er aufnahm, glitt etwas Ernüchterung, etwas Enttäuschung, etwas Widerwillen, etwas Qual mit hinein in dies glühende Herz.

Denn diese Dichteraugen, die wie duftberauschte Falter in uferlose Weiten sich verlieren konnten, waren zugleich die harten hellsehenden Augen des Einsamen, des Auf-sich-selbst-Gestellten, der von den Menschen nichts mehr will, als sie beobachten, ohne Hass, ohne Liebe. Und mit ihnen war er hinabgestiegen in die Seelenuntiefe dieses Mädchens, so leer, so kalt, wie ein Spiegel, in dem nur flüchtige Augenblicksbilder sich ablösen.

Und auch er lernte den Gegensatz zwischen ihr und ihm verstehn, den Abgrund, der zwischen ihnen beiden lag.

Nicht dass sie strahlend gesund, wie vom Mairegen täglich erfrischt, und er abstossend gemein und hässlich aussah, — auch das lernte er fühlen, aber tötlicher noch das viel schlimmere, das was die anderen nicht fühlten.

Wie oft hatte er den Gesprächen mit ihrem Verlobten gelauscht! Er hasste diesen Held der Ladentheke mit seinen schwarzglänzenden Haaren, dem ein unausrottbarer Duft nach Kleiderstoffen anhaftete, an dem alles gemein war, seine Art, sich die Fingernägel zu reinigen, zu lachen, sich den Schnurrbart zu bürsten und Blicke zu werfen, am gemeinsten aber seine Art zu reden.

Mit Angst, mit kranker Hoffnung hatte Wahn dann zu dem Mädchen hinübergelauscht, ob es nie einen Widerspruch, nie die leiseste Aufwallung von Eigenwillen fände, aber nie, niemals.

Und trostlos ging er jeden Abend nach Hause. In der Einsamkeit aber schuf seine Phantasie sie um. Er dichtete ihre Schönheit noch schöner und streifte allen Staub des Alltags und der Gewöhnlichkeit von ihr ab. In der Stille der Nacht erschien sie ihm. Dann sass er versunken im zerrissenen Rohrgeflecht seines alten Arbeitsstuhls, den er hintenüberkepelte, die grossen Füsse in den Filzschlappen auf eine Kante des Schreibtisches gelehnt, so war

Digitized by Google

in die Lethe eines einfachen Gefühles, eines von Stund an allmählich leitenden Triebes versenken, in welchem er jenen gefunden hat. Der „Beruf des Menschen", dem dieser auf tausend Pfaden und Stegen der Forschung nachspürte, schlägt, sobald er erkannt worden, in die Flamme des sittlichen Wissens aus und durchglüht die Brust des nicht mehr im Suchen zerstreuten, sondern wieder frisch und naiv gewordenen Menschen.

Auf, bade, Schüler, unverdrossen,
Die ird'sche Brust im Morgenroth.

Das ist das Ende und zugleich die Unvergänglichkeit, die Ewigkeit des Wissens: das Wissen, das wieder einfach und unmittelbar geworden, als Wille sich (das Wissen) in jeder Handlung von neuem und in neuer Gestalt sagt und offenbart. Nicht der Wille ist von Haus aus das Rechte, wie uns die Praktischen gerne versichern möchten, nicht überspringen darf man das Wissen-wollen, um gleich im Willen zu stehen, sondern das Wissen vollendet sich selbst zum Willen, wenn es sich entsinnlicht und als Geist, „der sich den Körper baut", sich selbst erschafft. Darum haften an jeder Erziehung, die nicht auf diesen Tod und diese Himmelfahrt des Wissens ausgeht, die Gebrechen der Zeitlichkeit, die Formalität und Materialität, der Dandismus und Industrialismus. Ein Wissen, welches sich nicht so läutert und concentrirt, dass es zum Wollen fortreisst, oder mit anderen Worten, ein Wissen, welches mich nur als ein Haben und Besitz beschwert, statt ganz und gar mit mir zusammengegangen zu sein, so dass das frei bewegliche Ich, von keiner nachschleppenden Habe genirt, frischen Sinnes die Welt durchzieht, ein Wissen also, das nicht persönlich geworden, gibt eine ärmliche Vorbereitung aufs Leben ab. Man will es nicht zur Abstraktion kommen lassen, worin doch erst die wahre Weihe allem concreten Wissen verliehen wird: denn durch sie wird der Stoff wirklich getödtet und in Geist verwandelt, dem Menschen aber die eigentliche und letzte Befreiung gegeben. Nur in der Abstraktion ist die Freiheit: der freie Mensch nur der, welcher das Gegebene überwunden und selbst das aus ihm fragweise Herausgelockte wieder in die Einheit seines Ich's zusammengenommen hat.

Ist es der Drang unserer Zeit, nachdem die Denkfreiheit errungen, diese bis zu jener Vollendung zu verfolgen, durch welche sie in die Willensfreiheit umschlägt, um die letztere als das Prinzip einer neuen Epoche zu verwirklichen, so kann auch das letzte Ziel der Erziehung nicht mehr das Wissen sein, sondern das aus dem Wissen geborene Wollen, und der sprechende Ausdruck dessen, was sie zu erstreben hat, ist: der persönliche oder freie Mensch. Die Wahrheit selbst besteht in nichts Anderem, als in dem Offenbaren seiner selbst, und dazu gehört das Auffinden seiner selbst, die Befreiung von allem Fremden, die äusserste Abstraktion oder Entledigung von aller Autorität, die wiedergewonnene Naivität. Solche durchaus wahre Menschen liefert die Schule nicht; wenn sie dennoch da sind, so sind sie es trotz der Schule. Diese macht uns wohl zu Herrn über die Dinge, allenfalls auch zu Herrn über unsere Natur; zu freien Naturen macht sie uns nicht. Kein noch so gründliches und ausgebreitetes Wissen, kein Witz und Scharfsinn, keine dialektische Feinheit bewahrt uns vor der Gemeinheit des Denkens und Wollens. Es ist wahrlich nicht das Verdienst der Schule, wenn wir nicht die Selbst-

Digitized by Google

sucht aus ihr mitbringen. Jede Art entsprechender Eitelkeit und jede Art der Gewinnsucht, Aemtergier, mechanischer und serviler Dienstbeflissenheit, Achselträgerei u. s. w. verbindet sich sowohl mit dem ausgebreiteten Wissen, als mit der eleganten, klassischen Bildung, und da dieser ganze Unterricht keinerlei Einfluss auf unser sittliches Handeln ausübt, so verfällt er häufig dem Loose, so weit vergessen zu werden, als er nicht gebraucht wird: man schüttelt den Schulstaub ab. Und dies Alles darum, weil die Bildung nur im Formellen oder im Materiellen, höchstens in beiden gesucht wird, nicht in der Wahrheit, in der Erziehung des wahren Menschen. Die Realisten machen zwar einen Fortschritt, indem sie verlangen, der Schüler solle das finden und verstehen, was er lernt: Diesterweg z. B. weiss viel von dem „Erlebungsprincip" zu reden; allein das Object ist auch hier nicht die Wahrheit, sondern irgend ein Positives (wohin auch die Religion zu rechnen), das der Schüler mit der Summe seines übrigen positiven Wissens in Uebereinstimmung und Zusammenhang zu bringen angeleitet wird, ohne irgend eine Erhebung über die Vierschrötigkeit des Erlebens und Anschauens, und ohne allen Anreiz mit dem Geiste, welchen er durch Anschauung gewonnen, weiter zu arbeiten und aus ihm zu produciren, d. h. spekulativ zu sein, was praktisch so viel sagen will, als zu sein und sittlich zu handeln. Im Gegentheil, verständige Leute zu erziehen, das soll genügen; auf vernünftige Menschen ist's nicht eigentlich abgesehen; Dinge und Gegebenes zu verstehen, dabei hat's sein Bewenden, — sich zu vernehmen, scheint nicht Jedermanns Sache zu sein. So fördert man den Sinn für das Positive, sei es nach seiner formellen oder zugleich nach seiner materiellen Seite, und lehrt: sich in das Positive schicken. Wie in gewissen anderen Sphären, so lässt man auch in der pädagogischen die Freiheit nicht zum Durchbruch, die Kraft der Opposition nicht zu Worte kommen: man will Unterwürfigkeit. Nur ein formelles und materielles Abrichten wird bezweckt, und nur Gelehrte gehen aus den Menagerien der Humanisten, nur „brauchbare Bürger" aus denen der Realisten hervor, die doch beide nichts als unterwürfige Menschen sind. Unser guter Fond von Ungezogenheiten wird gewaltsam erstickt und mit ihm die Entwicklung des Wissens zum freien Willen. Resultat des Schullebens ist dann das Philisterthum. Wie wir uns in der Kindheit in Alles zu finden gewöhnten, was uns aufgegeben wurde, so finden und schicken wir uns später ins positive Leben, schicken uns in die Zeit, werden ihre Knechte und sogenannte gute Bürger. Wo wird denn an Stelle der bisher genährten Unterwürfigkeit ein Oppositionsgeist gestärkt, wo wird statt des lernenden Menschen ein schaffender erzogen, wo verwandelt sich der Lehrer in den Mitarbeiter, wo erkennt er das Wissen als umschlagend in das Wollen, wo gilt der freie Mensch als Ziel, und nicht der blos gebildete? Leider nur erst an wenigen Orten. Die Einsicht muss aber allgemeiner werden, dass nicht die Bildung, die Civilisation, die höchste Aufgabe des Menschen ausmacht, sondern die Selbstbethätigung. Wird darum die Bildung vernachlässigt werden? Gerade so wenig, als wir die Denkfreiheit einzubüssen gesonnen sind, indem wir sie in die Willensfreiheit eingehen und sich verklären lassen. Wenn der Mensch erst seine Ehre darein setzt, sich selbst zu fühlen, zu kennen und zu bethätigen, also in Selbstgefühl, Selbstbewusstsein und Freiheit, so strebt er von selbst,

Digitized by Google

die Unwissenheit, die ihm ja den fremden, undurchdrungenen Gegenstand zu einer Schranke und Hemmung seiner Selbsterkenntniss macht, zu verbannen. Weckt man in den Menschen die Idee der Freiheit, so werden die Freien sich auch unablässig immer wieder selbst befreien; macht man sie hingegen nur gebildet, so werden sie sich auf höchst gebildete und feine Weise allezeit den Umständen anpassen und zu unterwürfigen Bedientenseelen ausarten. Was sind unsere geistreichen und gebildeten Subjekte grösstenteils? Hohnlächelnde Sklavenbesitzer und selber — Sklaven.

Die Realisten dürfen sich des Vorzugs rühmen, dass sie nicht blosse Gelehrte erziehen, sondern verständige und brauchbare Bürger; ja ihr Grundsatz: „man lehre Alles mit Beziehung auf das praktische Leben" könnte sogar als das Motto unserer Zeit gelten, wenn sie die wahre Praxis nur nicht in gemeinem Sinn auffassten. Die wahre Praxis ist aber nicht die, sich durch's Leben durchzuarbeiten, und das Wissen ist mehr werth, als dass man es verbrauchen dürfte, um damit seine praktischen Zwecke zu erjagen. Vielmehr ist die höchste Praxis die, das ein freier Mensch sich selbst offenbart, und das Wissen, das zu sterben weiss, ist die Freiheit, welche Leben gibt. „Das praktische Leben!" Damit glaubt man sehr viel gesagt zu haben, und doch führen selbst die Thiere ein durchaus praktisches Leben, sobald die Mutter sie ihrer theoretischen Säuglingschaft entwöhnt hat, und suchen entweder nach Lust in Feld und Wald ihr Futter, oder werden ins Joch eines — Geschäftes eingespannt. Der thierseelenkundige Scheitlin würde den Vergleich noch viel weiter führen, bis in die Religion hinein, wie zu ersehen aus seiner „Thierseelenkunde", einem gerade darum sehr belehrenden Buche, weil es das Thier dem civilisirten Menschen und den civilisirten Menschen dem Thiere so nahe rückt. Jene Intention, „fürs praktische Leben zu erziehen", bringt nur Leute von Grundsätzen hervor, die nach Maximen handeln und denken, keine prinzipiellen Menschen; legale Geister, nicht freie. Etwas ganz anderes aber sind Menschen, in denen die Totalität ihres Denkens und Handelns in steter Bewegung und Verjüngung wogt, und etwas anderes solche, die ihren Ueberzeugungen treu sind: die Ueberzeugungen selbst bleiben unerschüttert, pulsiren nicht als stets erneutes Arterienblut durch das Herz, erstarren gleichsam als feste Körper und sind, wenn auch erworben und nicht eingelernt, doch etwas Positives und gelten noch obenein als etwas Heiliges. So mag die realistische Erziehung wohl feste, tüchtige, gesunde Charaktere erzielen, unerschütterliche Menschen, treue Herzen, und das ist für unser schleppenträgerisches Geschlecht ein unschätzbarer Gewinn; allein die ewigen Charaktere, in welchen die Festigkeit nur in dem unablässigen Fluten ihrer stündlichen Selbstschöpfung besteht, und die darum ewig sind, weil sie sich in jedem Augenblicke selbst machen, weil sie die Zeitlichkeit ihrer jedesmaligen Erscheinung aus der nie welkenden und alternden Frische und Schöpfungsthätigkeit ihres ewigen Geistes setzen — die gehen nicht aus jener Erziehung hervor. Der sogenannte gesunde Charakter ist auch im besten Falle nur ein starrer; soll er ein vollendeter sein, so muss er zugleich ein leidender werden, zuckend und schaudernd in der seligen Passion einer unaufhörlichen Verjüngung und Neugeburt.

Digitized by Google

So laufen denn die Radien aller Erziehungen in dem Einen Mittelpunkte zusammen, welcher Persönlichkeit heisst. Das Wissen, so gelehrt und tief, oder so breit und fasslich es auch sei, bleibt so lange doch nur ein Besitz und Eigenthum, als es nicht in dem unsichtbaren Punkt des Ich's zusammengeschwunden ist, um von da als Wille, als übersinnlicher und unfasslicher Geist allgewaltig hervorzubrechen. Das Wissen erfährt diese Umwandlung dann, wenn es aufhört, nur an Objekten zu haften, wenn es ein Wissen von sich selbst, oder, falls dies deutlicher scheint, ein Wissen der Idee, ein Selbstbewusstsein des Geistes geworden ist. Dann verkehrt es sich, so zu sagen, in den Trieb, den Instinkt des Geistes, in ein bewusstloses Wissen, von dem sich Jeder wenigstens eine Vorstellung zu machen vermag, wenn er es damit vergleicht, wie so viele und umfassende Erfahrungen bei ihm selbst in das einfache Gefühl sublimirt wurden, das man Takt nennt: alles aus jenen Erfahrungen gezogene weitläufige Wissen ist in ein augenblickliches Wissen koncentrirt, wodurch er im Nu sein Handeln bestimmt. Dahin aber, zu dieser Immaterialität, muss das Wissen durchdringen, indem es seine sterblichen Theile opfert und als Unsterbliches — Wille wird.

In diesem Umstande liegt grossentheils die Noth unserer seitherigen Erziehung, dass das Wissen nicht zum Willen, zur Bethätigung seiner selbst, zur reinen Praxis sich läuterte. Die Realisten fühlten den Mangel, halfen ihm jedoch auf eine elende Weise dadurch ab, dass sie ideenlose und unfreie „Praktiker" ausbildeten. Die meisten Seminaristen sind ein lebendiger Beleg dieser traurigen Wendung. Zugestutzt aufs Trefflichste stutzen sie wieder zu, dressirt dressiren sie wieder. Persönlich aber muss jede Erziehung werden, und vom Wissen ausgehend doch stets das Wesen desselben im Auge behalten, dies nämlich, — dass es nie ein Besitz, sondern das Ich selbst sein soll. Mit Einem Worte, nicht das Wissen soll angebildet werden, sondern die Person soll zur Entfaltung ihrer selbst kommen; nicht vom Civilisiren darf die Pädagogik ferner ausgehen, sondern von der Ausbildung freier Personen, souverainer Charaktere; und darum darf der Wille, der bisher so gewaltthätig unterdrückte, nicht länger geschwächt werden. Schwächt man ja doch auch den Wissenstrieb nicht, warum denn den Willenstrieb? Pflegt man jenen, so pflege man auch diesen. Die kindliche Eigenwilligkeit und Ungezogenheit hat so gut ihr Recht, als die kindliche Wissbegierde. Die letztere regt man geflissentlich an; so rufe man auch die natürliche Kraft des Willens hervor, die Opposition. Wenn das Kind sich nicht fühlen lernt, so lernt es gerade die Hauptsache nicht. Man erdrücke seinen Stolz nicht, seinen Freimuth. Gegen seinen Uebermuth bleibt meine eigene Freiheit immer gesichert. Denn artet der Stolz in Trotz aus, so will das Kind mir Gewalt anthun; das brauche ich mir, der ich ja selbst so gut als das Kind ein Freier bin, nicht gefallen zu lassen. Muss ich mich aber durch die bequeme Schutzwehr der Autorität dagegen vertheidigen? Nein, ich halte die Härte meiner eigenen Freiheit entgegen, so wird der Trotz der Kleinen von selbst zerspringen. Wer ein ganzer Mensch ist, braucht keine — Autorität zu sein. Und bricht der Freimuth als Frechheit aus, so verliert diese ihre Kraft an der sanften Gewalt eines ächten Weibes, an ihrer Mütterlichkeit, oder an der Festigkeit des Mannes; man ist sehr schwach, wenn man die Autorität zu Hülfe

Digitized by Google

rufen muss, und sündigt, wenn man glaubt, den Frechen zu bessern, sobald man aus ihm einen Furchtsamen macht. Furcht und Respekt fordern, das sind Dinge, die mit der heimgegangenen Periode dem Roccoco-Styl angehören.

Worüber klagen wir also, wenn wir die Mängel unserer heutigen Schulbildung ins Auge fassen? Darüber, dass unsere Schulen noch im alten Prinzipe stehen, in dem des willenlosen Wissens. Das junge Prinzip ist das des Willens, als der Verklärung des Wissens. Darum kein „Konkordat zwischen Schule und Leben", sondern die Schule sei Leben, und dort, wie ausser ihr, sei die Selbstoffenbarung der Person die Aufgabe. Die universelle Bildung der Schule sei Bildung zur Freiheit, nicht zur Unterwürfigkeit: Freisein, das ist das wahre Leben. Die Einsicht in die Leblosigkeit des Humanismus hätte den Realismus zu dieser Erkenntniss treiben sollen. Indess gewahrte man an der humanistischen Bildung nur den Mangel aller Befähigung zum sogenannten praktischen (bürgerlichen — nicht persönlichen) Leben, und wendete sich, im Gegensatze wider jene bloss formelle Bildung, einer materiellen Bildung in der Meinung zu, dass man durch Mittheilung des im Verkehr brauchbaren Stoffes, nicht nur den Formalismus überwinden, sondern auch das höchste Bedürfniss befriedigen werde. Allein auch die praktische Bildung steht noch weit zurück hinter der persönlichen und freien, und gibt jene die Geschicklichkeit, sich durch's Leben zu schlagen, so verschafft diese die Kraft, den Feuerfunken des Lebens aus sich herauszuschlagen; bereitet jene darauf vor, sich in einer gegebenen Welt zu Hause zu finden, so lehrt diese, bei sich zu Hause zu sein. Wir sind noch nicht Alles, wenn wir uns als Glieder der Gesellschaft bewegen; wir vermögen vielmehr selbst dies erst dann vollkommen, wenn wir freie Menschen, selbstschöpferische (uns selbst schaffende) Personen sind.

Ist nun die Idee und der Trieb der neuen Zeit die Willensfreiheit, so muss der Pädagogik als Anfang und Ziel die Ausbildung der freien Persönlichkeit vorschweben. Humanisten wie Realisten beschränken sich noch auf's Wissen, und wenn's hoch kommt, so sorgen sie für das freie Denken und machen uns durch theoretische Befreiung zu freien Denkern. Durch das Wissen werden wir indess nur innerlich frei (eine Freiheit übrigens, die nie wieder aufgegeben werden soll), äusserlich können wir bei aller Gewissens- und Denkfreiheit Sklaven und in Unterthänigkeit bleiben. Und doch ist gerade jene für das Wissen äussere Freiheit für den Willen die innere und wahre, die sittliche Freiheit.

In dieser darum universellen Bildung, weil in ihr der Niedrigste mit dem Höchsten zusammentrifft, begegnen wir erst der wahren Gleichheit Aller, der Gleichheit freier Personen: nur die Freiheit ist Gleichheit

Man kann, wenn man einen Namen will, über die Humanisten und Realisten die Sittlichen (ein deutsches Wort) stellen, da ihr Endzweck die sittliche Bildung ist. Doch kommt dann freilich gleich der Einwand, dass uns diese wieder für positive Sittlichkeitsgesetze werden ausbilden wollen, und dass das im Grunde schon bisher immer geschehen sei. Weil es aber bisher geschehen ist, so meine ich das auch nicht, und dass ich die Kraft der Opposition geweckt, den Eigenwillen nicht gebrochen, sondern verklärt wissen will, das könnte den Unterschied

Digitized by Google

hinreichend verdeutlichen. Um indess die hier gestellte Forderung selbst noch von den besten Bestrebungen der Realisten, wie eine solche z. B. in dem eben erschienenen Programm Diesterweg's Seite 36 so ausgedrückt wird: „In dem Mangel an Charakterbildung liegt die Schwäche unserer Schulen, wie die Schwäche unserer Erziehung überhaupt. Wir bilden keine Gesinnung.“ — zu unterscheiden, sage ich lieber, wir brauchen fortan eine persönliche Erziehung (nicht Einprägung einer Gesinnung). Will man diejenigen, welche diesem Prinzipe folgen, wieder —isten nennen, so nenne man sie meinetwegen Personalisten.

Daher wird, um noch einmal an Heinsius zu erinnern, der „lebhafte Wunsch der Nation, dass die Schule dem Leben näher gerückt werden möchte,“ nur dann erfüllt, wenn man in der vollen Persönlichkeit, Selbstständigkeit und Freiheit das eigentliche Leben findet, da, wer nach diesem Ziele strebt, nichts des Guten, weder aus dem Humanismus noch aus dem Realismus aufgibt, wohl aber beides unendlich höher rückt und veredelt. Auch kann der nationale Standpunkt, welchen Heinsius einnimmt, noch nicht als der richtige gepriesen werden, da dies vielmehr erst der persönliche ist. Erst der freie und persönliche Mensch ist ein guter Bürger (Realisten), und selbst bei dem Mangel specieller (gelehrter, künstlerischer u. s. w.) Kultur ein geschmackvoller Beurtheiler (Humanisten).

Soll daher am Schluss mit kurzen Worten ausgedrückt werden, nach welchem Ziele unsere Zeit zu steuern hat, so liesse sich der nothwendige Untergang der willenlosen Wissenschaft und der Aufgang des selbstbewussten Willens, welcher sich im Sonnenglanz der freien Person vollendet, etwa folgendermassen fassen: das Wissen muss sterben, um als Wille wieder aufzuerstehen, und als freie Person sich täglich neu zu schaffen.

PYGMALION.

NOVELLE

VON

WILHELM HEGELER.

Als das Mädchen in die kleine Konditorei trat, war es wie das letzte strahlende Aufleuchten des schon verglimmenden Herbsttages.

Die Thür zum Rauchzimmer stand offen. Zwei Gaslampen brannten dort über einigen grauköpfigen Herren, die ihre Zeitung lasen. Durch das Hoffenster stäubte bläuliches Flimmern der Abendklarheit herein, in der die Lichter wie Bernstein vergilbten. Ganz dunkel und beinah violett ringelten sich die Rauchfäden um diese Farbenhelligkeit.

Das junge Mädchen setzte sich an einen Tisch nahe beim Fenster, wo es noch am hellsten war, und bestellte eine Tasse Chokolade. Dann langte sie

Digitized by Google

vom Nebentisch den Lokalanzeiger, um darin die Geschichte eines Giftmordes zu lesen, von dem sie sehr viel gehört hatte.

Niemand der alten Herren in der Konditorei wusste, ob dies Mädchen gebildet oder ungebildet, von liebenswürdigem oder bösem Charakter, ob es geistreich oder sehr dumm war. Niemand wusste es, und doch betrachteten alle sie mit fast schwärmerischen Augen.

Aber sie war auch schön. Von jener siegreichen und zugleich klagenden Schönheit, die beim ersten Anblick uns ergreift und all unser Blut zum Herzen treibt. Der Körper schmal zerbrechlich und zugleich weich und schmiegsam. Dabei ein Gesicht von der feinsten Regelmässigkeit. Alles zart und anmutig und so frisch, als sei es eben aufgeblüht. Aber der eigentliche Zauber des Gesichts lag doch darin, dass es so oft seinen Ausdruck wechselte und immer von einem eigentümlichen innern Glanz verklärt aussah. Manche Menschen können die erhabensten Gedanken entwickeln und tragen das Aussehn eines müden stumpfsinnigen Tagelöhners. Aber das Antlitz dieses Mädchens hatte selbst wenn ihr Inneres voll Gleichmut und Alltäglichkeit war, immer etwas Hinreissendes, etwas, über dessen eigentlichen Inhalt man sich nicht klar wurde, das aber bannte, das erschreckte, das jubeln und weinen machte.

Wenn sie lächelnd die Augen öffnete, so war es wie Tirilieren der Lerche unter blauem Sommerhimmel, wie unendliches Licht und überall Sonne. Wenn aber die langen Wimpern sich senkten, so ging es einem durchs Herz wie der langsam süsse Klageton der Amsel an einem entblätterten thränenverschleierten Herbstabend . . .

Das junge Mädchen hatte sich mit ihrem Bräutigam, der Kommis in einem grossen Trauermagazin war, hier verabredet. Der Kommis hatte nicht ganz sicher versprochen zu kommen, da er, wenn die Umstände ihm günstig waren, noch ein kleines Nebengeschäft machen wollte. Aber seine Braut wartete trotzdem sehr ungeduldig auf ihn, nicht so sehr aus verliebter Sehnsucht, sondern weil sie heute Abend noch gern ausgeführt sein wollte.

Sie zog aus ihrem Busen ein goldenes Ührchen und liess den Deckel aufspringen.

Halb acht.

Missmutig warf sie einen Blick ins Rauchzimmer. Dort sassen nur jene vertrockneten alten Herren, die anzuschauen kein Vergnügen war. Doch von jenen liess einer nach dem andern die Zeitung sinken und schaute mit hülflos demütigem Gesicht zu dem Mädchen hinüber, als wollte er sagen, für ein paar Augen so voll süsser Schwermut und Trauer sei jeder zu den grössten Dummheiten bereit.

Da öffnete sich die Thür.

Es war aber nicht ihr Bräutigam, der eintrat, sondern ein schmaler und sehr hässlicher Mensch in einem abgetragenen Schuwaloff.

Bei seinem Anblick setzte das schöne Mädchen von Ekel geschüttelt ihre Tasse nieder. Die Chokolade eben noch so süss und wohlschmeckend war ihr ganz verdorben, als sie den Rothaarigen kommen sah.

— O pfui! dachte sie. Da ist dieser gemeine Mensch wieder. Dieses Ohrfeigengesicht, wie mein Bräutigam sagte . . . So muss der Mörder aussehn, von dem ich soeben gelesen.

Der Rothaarige ging mit unsicheren zusammensinkenden Beinen zu dem Zeitungsständer und liess sich dann an dem Nebentisch nieder.

Alle in der Konditorei, die Gäste nicht nur, sondern auch die Damen hinter der Theke, sahen mit Widerwillen auf den jungen Menschen und betrachteten mit noch grösserem Wohlgefallen das junge Mädchen, dessen Schönheit durch den Gegensatz nur gehoben war.

Alle schienen diesen Gegensatz zu empfinden, als etwas Beleidigendes etwas, das sich nicht schickte, das beinahe ein Verbrechen war.

Der hagere körperlose Mensch mit dem roten Haarwulst über einem Gesicht, das von schrecklicher Hässlichkeit war, mit plumper Nase, gemeinem

Digitized by Google

und wulstigem Mund, ein Gesicht hässlich wie das Elend und die Krankheit, war der Dichter Walther Wahn.

Jene „Lieder eines Nachtwandlers" waren von ihm, Lieder, die kein Mensch gekauft hatte, die aber unter Litteraten und Künstlern von Hand zu Hand gingen, von Atelier zu Atelier, die eine Wanderschaft bis in die fünften Stockwerke der Hinterhäuser machten, bis die paar Bücher von all den Händen zerrissen und zerschunden waren, und nichts davon übrig blieb, als der Eindruck, den sie den Seelen hinterlassen, und ihr süsser schmerzlicher Klang . . .

Gleich vielen Litteraten hatte Wahn die üble Gewohnheit, die Nacht zum Tage zu machen. Nach Sonnenuntergang pflegte er aufzustehn, träumerische Cigarren zu rauchen, schwarzen Kaffee zu trinken und zu arbeiten: Verse zu machen. Gegen Mitternacht aber, wenn alles um ihn Stille und Schlaf war, lief er spazieren, der Barmherzigkeit der Nacht sich anvertrauend, die seine Hässlichkeit unter ihren schwankenden Dunstschleiern verbarg. Im Winter und wenn es regnete, irrte er durch die Strudel der Strassen, auf all den Menschenwogen um ihn her seine Augen ruhen lassend, mit dem schweren Gewicht des Grüblers und des Traurigen. Wenn aber der Himmel klar war, so schlenderte er einsame Wege, unter rauschenden Bäumen, seine Träumereien in die Silbergespinste des Mondes webend.

Nachdem er jedoch vor einem Monat ungefähr das Mädchen in dieser Konditorei getroffen, kam er jeden Abend hierher. Manchmal war sie nicht da und dann war er unglücklich, als stünde ihm eine Nacht bevor ohne Licht und ohne Lied. Aber wenn er sie getroffen hatte, war er fast noch unglücklicher.

Auf einen Zug hatte seine schönheitdürstende Seele ihr Bild getrunken, an jenem Abend, als er sie zuerst gesehn. Berauscht war er heimgegangen. Und in die silberbleiche Nacht hatte er ihrer Liebe ein flammendes purpurnes Lied gedichtet, heiss und trunken wie sein Blut.

Immer von neuem, jedesmal wenn er sie wiedersah, sog sich sein Herz von ihr voll. Aber bei jedem Stückchen, das er aufnahm, glitt etwas Ernüchterung, etwas Enttäuschung, etwas Widerwillen, etwas Qual mit hinein in dies glühende Herz.

Denn diese Dichteraugen, die wie duftberauschte Falter in uferlose Weiten sich verlieren konnten, waren zugleich die harten hellsehenden Augen des Einsamen, des Auf-sich-selbst-Gestellten, der von den Menschen nichts mehr will, als sie beobachten, ohne Hass, ohne Liebe. Und mit ihnen war er hinabgestiegen in die Seelenuntiefe dieses Mädchens, so leer, so kalt, wie ein Spiegel, in dem nur flüchtige Augenblicksbilder sich ablösen.

Und auch er lernte den Gegensatz zwischen ihr und ihm verstehn, den Abgrund, der zwischen ihnen beiden lag.

Nicht dass sie strahlend gesund, wie vom Mairegen täglich erfrischt, und er abstossend gemein und hässlich aussah, — auch das lernte er fühlen, aber tötlicher noch das viel schlimmere, das was die anderen nicht fühlten.

Wie oft hatte er den Gesprächen mit ihrem Verlobten gelauscht! Er hasste diesen Held der Ladentheke mit seinen schwarzglänzenden Haaren, dem ein unausrottbarer Duft nach Kleiderstoffen anhaftete, an dem alles gemein war, seine Art, sich die Fingernägel zu reinigen, zu lachen, sich den Schnurrbart zu bürsten und Blicke zu werfen, am gemeinsten aber seine Art zu reden.

Mit Angst, mit kranker Hoffnung hatte Wahn dann zu dem Mädchen hinübergelauscht, ob es nie einen Widerspruch, nie die leiseste Aufwallung von Eigenwillen fände, aber nie, niemals.

Und trostlos ging er jeden Abend nach Hause. In der Einsamkeit aber schuf seine Phantasie sie um. Er dichtete ihre Schönheit noch schöner und streifte allen Staub des Alltags und der Gewöhnlichkeit von ihr ab. In der Stille der Nacht erschien sie ihm. Dann sass er versunken im zerrissenen Rohrgeflecht seines alten Arbeitsstuhls, den er hintenüberkepelte, die grossen Füsse in den Filzschlappen auf eine Kante des Schreibtisches gelehnt, so war

Digitized by Google

seine Lieblingsstellung, und liess träumerische Cigarrenwolken die kahlen Wände hinaufranken.

Und sie erschien seinen Augen, schwankend, mit undeutlichen Umrissen, sein Ohr umtönten süsse Klänge, noch nicht fasslich, aber sich verdichtend wie ihr Bild, und während die Rauchwolken immer schwerer in die Dämpfe des Kaffees wirbelten, kamen sie näher, zugleich die vagen Gedanken, ihr Bild und die leisen rhythmischen Klänge.

Dann schrieb er, ohne sich aus seiner Lage zu rühren, mit zitternder Hand kurze Bleistiftzeilen auf einen Fetzen Papier.

So konnte er lange Stunden sitzen bleiben, nur hin und wieder einen Schluck Kaffee schlürfend, von dem er immer neuen aufbrühte, oder über dem Lampencylinder sich den Cigarrenstummel frisch in Brand setzend. Und immer von neuem schrieb er die Verse, während er mit halbgeschlossenen Augen in das rote Licht starrte und leise die Finger bewegte, wie zum Anschlag auf Saiten.

Oft ging er erst, wenn der Morgen graute, zu Bett, wenn das Zimmer sich anfüllte mit fadem Geruch aus der Bäckerei, die unter ihm lag, wenn über den grauen Hof Gestalten liefen, und aus den Fenstern der drei Seitenwände verschlafene Gesichter in schmutzigen Nachtjacken hinauslehnten. Glückselige Stunden lag er dann noch im Halbschlummer, ohne zu spüren, wie das Gift der Cigarren und des Kaffees in seinem Kopf surrte und brauste, leise gewiegt von dem Tonfall seines eigenen Liedes . . .

Erst wenn es ganz lebendig wurde, die Hausfrau herumbrüllte, ihre Jöhren zeterten, und Treppauf, Treppab das Trampeln doppelsohliger Stiefeln klang, drehte er sich auf die Seite, Abschied nehmend von seiner schönen Nacht.

— Ach, der Alltag . . . und das Menschenpack.

Aber nun hatte dieser Mensch mit der kranken hülflosen Seele, dieser arme Teufel, dessen Beine sich auf der Erde nie zurecht fanden, weil seine Gedanken immer zwischen Himmel und Erde schwebten, der hatte seit einem Monat ungefähr sich in dies schöne Mädchen, in diesen Glanz der Konditorei, diese Braut des Kommis aus dem Trauermagazin verliebt.

Es war so eine Art Wahnsinn, die ihn befallen hatte. Seine Lieder, der Kaffee, die Cigarren, zehn Stück in der Nacht, und von einer Sorte, dass kein Droschkenkutscher sie hätte vertragen können, mussten sein Hirn gänzlich verwirrt haben.

Er hatte sich verliebt . . .

O, verliebt, verliebt, nicht so, wie man mit frisch fröhlich gottlosem Begehren sich in ein Mädchen verliebt, sondern hineingestürzt in die Liebe mit der ganzen Inbrunst seiner Dichterseele.

Und seine Liebe wollte nichts als eine Saite anschlagen in der Seele des Mädchens. Seine Lippen, die von seinen Liedern brannten, wollten sie ihr nur einmal, ein einziges Mal leise hinmurmeln.

Einmal wollte er ihr sagen, wie es ihm war, als er sie zuerst gesehn. Hinter dem kleinen Tisch der Konditorei hatte sie gesessen, umkost vom letzten Widerspiel des Tages und der Nacht, und er war stehn geblieben, und liess den warmen Frühling in sich quillen, der allen Schmerz, allen Gram, allen Seelenwinter brach. O, wie das Wort des Heilands war ihre Schönheit: den Hunger, das Frieren der Einsamkeit, die Armut und was schlimmer als das alles ist, die Gemeinheit des Alltags, die entsetzliche graue Farblosigkeit des Lebens, die mit bleiernen Händen ihn umklammerte, alles machte sie vergessen.

Und das wollte er ihr verkünden, was in seinen stillen Nächten geboren war: die Kunde von der Erlöserin Schönheit, dass die Schönheit es ist, die die Menschen besser macht, die Schönheit und das Glück und das Lachen der reinen Seelen. Fort mit dem Preisen des Elends, der Niedrigkeit! Zur Herrlichkeit sind ja die Menschen bestimmt. O, und sie war so schön, so schön, dass es einem durch das Herz zog, wie flutendes Licht.

Und er wollte ihr sagen:

Digitized by Google

— Du weisst ja nicht, wie reich Du bist, wie königlich reich! Du kannst eine Herrscherin sein, eine Lebensspenderin. Man wird Dich anbeten. Wohin Du kommst mit Deiner Schönheit, ist es wie aufgehende Sonne. Als eine Erlöserin kannst Du die Welt durchschreiten, die Wunden heilend, das Leben verklärend. Du Fleischwerdung meiner Kunst, Du siegreiches jubelndes Lied! . . .

Nur eine Seele müsstest du haben. Ein wenig Seele. Es brauchte ja nicht Sturmeswehn zu sein, wie es allzugewaltig oft im Tiefinnersten der Dichter braust. Nur leiser Windhauch müsste es sein, wie wenn geheimes Säuseln durch die mondumsponnenen Baumkronen zieht, und die Nacht mit tausend Stimmen flüstert. Einen Hauch von Seele, nur ein Fünkchen, dass die heilige Flamme nicht ganz erloschen! . . .

Armer Dichter!

So sann er und schwärmte, wenn er im zerrissenen Rohrgeflecht seines alten Schreibstuhls sass. Und manchmal litt es ihn nicht mehr. Dann sprang er auf und murmelte lauter die verzückten Worte, und schrieb die brennenden Zeilen auf und schrie es gegen die Wände, sein Fieberevangelium von der Erlösung durch die Schönheit.

Und das Papier war geduldig und die Wände blieben stumm. Aber schliesslich wurde er es müde. O er hasste diesen verdammten Kuppler Papier. Er hatte nicht genug an ihrem Bild, das ihm erschien. Zu ihr selbst wollte er reden. Mit zitternden Lippen zu einem Mund, der zitternd Antwort gab. Das war die rechte Pygmalionliebe, die ihn ergriffen hatte, ungenügsam mit dem Scheinwesen der Phantasie, das den warmen lebengetränkten Menschen heischt. Kein Papier mehr, weil es sein Bestes nicht wieder gab, keine stummen toten Wände, die ihn von ihr trennten. Er wollte die Wirkung seiner Worte fühlen. Er wollte ihr Auge thränen sehn und hören, wie die Lippen stammelnd zuckten.

Und seine Liebe wollte nicht begreifen, dass dies schöne Mädchen ohne Seele sei. Dies Instrument musste ja einen Klang haben, wenn nur ein Künstler in die Saiten schlug. Bis jetzt hatten bloss des Alltags und der Gewöhnlichkeit plumpe Hände an ihr gezerrt und das zarte Netz auseinandergerissen und verhärtet. Aber er würde ihr eine Seele einhauchen.

Was half das, dass er sich selbst auslachte! Dass er, wenn sie mit ihrem Bräutigam zusammensass, mit harten Augen jeden Zug ihres Antlitzes durchfurchte und sich sagte, wie es in zehn Jahren aussehen würde. Dann würden die Augen in breiten Thränensäcken verschwinden, und die Backen hängen, und ihr herrlicher Mund würde eine Kompagnie Nähmamsells kommandieren, von früh bis Nacht, zur Akkordarbeit und zum langsamen Verhungern.

Was konnte er machen gegen dies Fieber, das seinen schwindsüchtigen Körper schüttelte und sein Hirn verbrannte!

Er blieb wohl mal einen Abend zu Haus. Aber dann überkam ihn ein Zittern, ein Frösteln, ein Gefühl des von innen Ausgehöhltwerdens, das die Morphiumsüchtigen befällt, wenn man ihnen die Spritze nimmt.

Und dies Fieber war zugleich seine Lebenskraft, was seine Phantasie hinanpeitschte zum Flug des Schaffens, was sein blutendes Herz in süssen Melodieen leise schwingen liess. Und im Grunde war es auch nur ein Aufflackern des letzten Stückchen Gesundheit.

Mit fünfundzwanzig Jahren kann man nicht ein Einsiedler sein, nur Bücher hören und nur zu Papier sprechen. Freilich ein bisschen war er von selbst in die Einsamkeit getrieben, durch das Schicksal seines hässlichen Gesichts, das noch erträglich war, und durch das viel schlimmere, als Dichter geboren zu sein.

Aber nun, was halfs? hatte der Wahnsinn ihn übermannt, einem Menschen sich zu nahn mit fühlender Seele.

Er hatte das Gift getrunken und trank es immer wieder. Und wenn seine harte, hellsehende Vernunft auch immer und immer redete, dass es

Digitized by Google

Wahnsinn sei, das Herz, das bei dem Anblick des Mädchens wie ein Hammer gegen die dünne Wandung seiner Brust schlug, gegen sein fieberndes irres Hirn, das Herz zermalmte alle Einwände seiner Vernunft zu Brei . . . .

Die Thür der kleinen Konditorei öffnete sich jetzt häufiger. Und jeder Neukommende warf einen erstaunten Blick auf das Paar: so nahe beieinander, fast Schulter an Schulter, aller Glanz der Schönheit und der Auswurf der Hässlichkeit selbst.

Als die Uhr acht schlug, machte das junge Mädchen Anstalten zu bezahlen. Aber im selben Augenblick zog der Dichter die drei Groschenstücke aus der abgeschenerten Tasche seines Schuwaloff, den er trotz der brütenden Hitze fest zugeknöpft hielt und ging vor ihr zur Thüre hinaus.

Seine Augen zuckten zusammen. Es war noch so hell draussen, so schmerzlich hell . . .In dumpfen Fluthen brach die Aufregung über ihn herein. Was hatte er vor?

Ich werde fliehen, dachte er. Aber seine Füsse klebten am Boden fest. Wie einen Eisenbahnzug, der ihn auf den Schienen festhielt, um ihn zu zermalmen, sah er den Augenblick herankommen. Er musste zu ihr sprechen, die fiebernden Worte die er auswendig gelernt, und die ihn auf seinen Lippen brannten.

Was werde ich thun, was werde ich thun? fragte er sich und liess in müder Ergebenheit den Kopf sinken.

Da trat sie heraus, scheinbar ohne ihn zu sehen.

Er nahm den Hut ab, und ihn in der Hand haltend, das brennende Haar wie eine schmutzige Fackel neben ihrem Blumenhut, ging er demütig einige Schritte neben ihr her.

— Darf ich Ihnen etwas sagen, nur ein paar Worte?

Das klang garnicht wie an sie gerichtet, diese leise sich verlierende Frage, sondern wie an etwas, das tief unter ihm war im Schoss der Erde, oder an den Erdboden selbst, an die steinernen festgefugten Platten.

Das Mädchen antwortete nicht, sondern beschleunigte nur ihre Schritte.

Der Dichter hob sein Gesicht auf und fuhr fort:

— Ich habe Sie so oft gesehn. Ich habe mir gewissermassen ein Bild von Ihnen zurechtgemacht, von Ihnen und Ihrem Herrn Bräutigam.

— Wollen Sie machen, dass Sie fortkommen, Sie gemeiner Mensch!

Leise hatte sie die Worte herausgestossen, während sie ihn mit einem bösen Blick streifte.

Ihr Zorn war so gross, weil es noch so hell war, weil die Leute, unter denen vielleicht Bekannte waren, sie an der Seite eines solchen wie ein Strassenbummler aussehenden Menschen alle so verwundert anschauten. Wenn es dunkler gewesen wäre, hätte sie ihn vielleicht gehört, denn trotz allem, dieser Mensch, der französische Zeitungen las und so viel merkwürdige Bücher bei sich trug, interessierte sie. Aber nun unter all den starrenden Augen war ihre Scham viel grösser als ihre Neugier.

— Sie sollen machen, dass sie fortkommen. Nicht mal am helllichten Tag kann man unbelästigt über die Strasse gehn . . . Für was halten Sie mich denn?

Ihr Stolz war in ihr erwacht. Dieser plumpe Stolz des Ladenmädchens, das um alles in der Welt mehr sein möchte, als es in Wirklichkeit war.

„Ich werde ihm den Weg zeigen. Ich werde ihn lehren. Soch ein gemeiner Mensch!“ dachte sie.

In der Nähe war er ihr noch widerwärtiger mit den dünnen Stoppeln auf dem Kinn und dem betäubenden Tabaksgeruch. Aber was ihren Zorn schlimmer als alles reizte, das war der Blick, womit er sie ansah, dieser stumme schwere Blick aus seinen dunklen Augen. Dieser Blick war ihr unverständlich. Aber sie ahnte, dass er etwas Grosses von ihr begehrte. Wie ein Vorwurf lag darin, eine Bitte, ein Ruf ihr Leben zu ändern. Und das ärgerte sie mehr, als die frechste Rede es hätte thun können. Was wollte

Digitized by Google

denn dieser stumme aufdringliche Prediger? . . . Sie fühlte, dass in diesem Blick etwas lag, was ganz ausserhalb ihres Lebenskreises war. Etwas Neues, was, wenn sie ihm folgte, ihr bisheriges Dasein aus den Angeln hob. Und deshalb lehnte sie sich so dagegen auf mit einer alles vergessenden Heftigkeit.

Denn der Instinkt des Menschen, der seines Alltags und seiner Gewöhnlichkeit sich freut, empört sich niemals mehr, als wenn ein Höheres ihm naht. Alles was gedankenloses Tier in ihm ist, steht dann auf. Er hasst die Macht des Gedankens mehr, als die Ansteckung der Krankheit, denn der Geist zerstört ihm seinen Seelenfrieden, der im Grunde nur seine Seelenlosigkeit ist.

Der Dichter ging neben dem Mädchen her, ohne zu sprechen. Er suchte nach dem, was er ihr sagen wollte, und was er vorhin noch so gut gewusst aber nun hatte er es vergessen.

— Wenn Sie jetzt nicht im Augenblick gehen, so werde ich den Schutzmann holen."

— Lassen Sie ihn nur, ich will Sie nicht belästigen. Wirklich nicht. Nur ein Wort muss ich Ihnen sagen. Und gewiss ist es darum um so besser, weil es so unschuldig ist. Ein so hässlicher Mensch, wie ich bin . . .

— Ja, Sie mit Ihrem Gesicht! Was haben Sie denn, dass Sie es einem immer zeigen müssen! So gemein wie Sie aussehen. Pfui!

Nun war sie glücklich, etwas zu haben, womit sie ihn treffen konnte. Und als er nicht aufhörte, zu reden, als er, wie um sie zu besänftigen, seine Hand aufhob, die grosse, ungepflegte Hand eines Schwindsüchtigen, von dicken Adersträhnen durchlaufen, da schrie sie mehr noch vor Wut, als vor Entsetzen:

— Gehn Sie doch weg, Sie Scheusal! Pfui, Pfui! Sie Schandgesicht . . .

Mit dem Wort auch ihren Weg abbrechend, durchquerte sie die Strasse und ging, ohne ihn anzusprechen, haarscharf an einem Schutzmann vorbei. Dann eilte sie zufrieden auf dem andern Steig weiter.

Wie im Traum, mit schweren Füssen, schritt der Dichter vorwärts durch das brandende Gewühl des Abends. Arbeitermassen wogten gegen ihn an, Geschäftsleute, die den Nachtwandler ärgerlich beiseite stiessen.

Immer weiter ging er, über die hölzerne Notbrücke die Linden herunter, nach dem Tiergarten.

Totmüde, totelend wankten die Beine vorwärts. So wankt ein Gaul noch ein paar Schritte, wenn ihm der Abdecker das Messer in den Hals gestossen.

Auf einer Bank liess er sich nieder. Um ihn die Zaubernacht des Herbstwaldes.

Merkwürdig dieser Wald inmitten der Grossstadt. Dieser schöne, gesunde, reine Laubwald mit seinem kosenden Blätterfall und seinem Blütenduft, der aus sich selbst wieder immer neue Frische und neues Leben schafft. Tagsüber prunkt darin aller Glanz und Reichtum, sitzen auf den Bänken die französischen Bonnen, und traben in den Alleen die hafergemästeten Pferde. Nachts aber ist er das ungeheure barmherzige Bett für alles Elend der Millionenstadt, wo auf denselben verschwiegenen Bänken die Obdachlosigkeit sich ein Asyl schafft, und wo die rasche Liebe des Augenblicks ihre Mahlzeit hält.

Und auch er sass da, herausgetrieben aus der grossen Stadt, mit seinem Leiden in der Brust, mit seiner schlimmsten aller Miseren, mit dem Hunger, den Niemand ihm stillen konnte, dem Hunger der Seele nach einer Seele.

Vor ihm wölbten sich die schwarzen Massen der Pappeln, und bebte das zarte Gehänge der Birkenzweige. Vom Himmel herab tauchte die Sichel ihren Stahlglanz in den lautlos dunklen Teich.

Und er athmete tief auf, Heilung flehend von der Nacht.

Wie ein Verlorener, der nichts mehr zu verlieren hat, hatte er sein Leben auf dies eine Bild gesetzt. Warum hatte er so mit aller Verzweiflung an einen Menschen sich geklammert? Vorher war sein Leben doch gegangen, auch ohne das.

Und er grübelte immer weiter, warum er diese Thorheit begangen?

Digitized by Google

Die Einsamkeit mit all ihren Qualen ist doch mild im Vergleich zu den Menschen. Man lebt nicht gut, wenn man einsam lebt, man stirbt allmälig durch sich selbst, indem man nur an sich selber zehrt, aber man wird doch nicht so ins Herz getroffen. So misshandeln kann nur ein Mensch den andern.

Ach, und seine Liebe, sein Wahnsinn! Wie ein Blitz hatte ihr Anblick ihm das Herz aufgerissen, und alles Blut seines Lebens, alles glühende Gefühl, das Übermass des Gefühls, über das der Dichter verfügte, und das noch in ihm aufgehäuft war durch die Einsamkeit, alles war Ihr, nur Ihr, Ihr ganz allein hingeflossen. Und sie hatte so unbarmherzig dahineingegriffen, in diese blutende Wunde, das alles weggeworfen ohne einen Blick, nachdem sie es ihm entrissen, so plump, mit so roher Hand.

So misshandeln kann nur ein Mensch den andern . . .

Es wurde dunkler und dunkler. Aus dem von der Augustsonne gesottenen Boden, aus den Gebüschen, aus dem brütenden Wasser der Teiche schwebte die angesammelte Glut. Ganz windstill. Nur wie ein laues Seufzen, ein brünstiges Sichdehnen ging es durch die Bäume. Die Nacht selbst schien Liebe zu atmen, die reife schwüle Liebe des Herbstes. Hinter dem Gebüsch flüsterte ein Pärchen plumpe thörichte Worte. Und andere Pärchen huschten im Dunkel vorbei, eine Bank zum Niedersitzen erspähend. Überall die Liebe, ach, jene dumme und gemeine Liebe, die so wenig will! . . . Und die Frösche im Teich rollten leise rumorend ihren Beifall.

Da erhob sich der Dichter, beleidigt, gehöhnt von der einzigen, die ihm noch barmherzig gewesen, von der Waldesnacht selbst, und floh seiner Wohnung zu.

Ein niedriges Zimmer auf halber Treppe, so verpestet von der Luft der Bäckerei darunter, dass man kaum Atem bekam. Ein riesiger Kleiderschrank mit Sachen darin, die alle der Wirtin gehörten, bedeckte die eine Wand. An der andern hingen Bilder von Leuten, die auf den Dichter mit der Würde entthronter Könige herabsahen, die in Wirklichkeit aber noch viel mehr waren, nämlich Fleischermeister, Bäckerfrauen und Hausbesitzer.

Nachdem Wahn in Eile Licht angesteckt hatte, zog er vorsichtig von dem dünnen Nagel der Wand einen Spiegel. Ein schiefes, kleines Glas, eben gross genug, um sich das Kinn zu rasieren, umrahmt von einer schmalen, abgegriffenen Holzleiste.

Dann setzte er sich auf den Rand seines Bettes. Und beim zitternden Schein einer Kerze durchforschte er Zug für Zug sein verhasstes, hässliches Gesicht. Ein solcher Jammer, solcher Schmerz sprach daraus, dass er fast wie beim Anblick eines fremden Menschen gerührt wurde. Aber weil der Unglückliche er selber war, empfand er nur Ekel vor diesen Zügen.

Hatte das Mädchen nicht recht? Trug er nicht ein Schandgesicht? War er nicht ein Ausgestossener mit seiner Hässlichkeit, dem jeder aus dem Wege ging? . . Was wusste sie, wie es darunter aussah! Seine dürstende Seele, sein blutendes Herz. Kann man das sehn? O glücklich, glücklich die Menschen, denen die Natur eine schöne Aussenseite verliehen hat und ein Spatzenhirn und die Seele eines Büffels. Denn es ist ja doch nur das Äussere, wonach der Mensch sieht. Er kann nichts dafür; sein Auge ist so eingerichtet, dass es nicht durch Haut und Knochen durchblicken kann.

Und dieser Abscheu, den ihm sein Gesicht einflösste, steigerte sich bis zum Hass seiner selbst. Immer weiter und entsetzlicher klaffte der Abgrund zwischen dem Leben seiner Träume und der Wirklichkeit.

Was half ihm alles Talent? Was half es ihm, dass er seine Seele auf das Papier hinblutete in einsamen Dichternächten! Vielleicht hatte ein Lied, das er geschrieben, weit in der Ferne ein schönes Frauenauge weinen und ihr Herz schlagen lassen nach dem unbekannten Dichter. Was half das? Er würde niemals diese Frau sehn. Und wenn er sie erblickte, so würde sie sich voll Ekel von ihm wenden. Nie würde er aus dieser Kammer herauskommen. Sie war seine Welt, sein Leben, seine Totenkammer. Kein Mensch,

Digitized by Google

kein Freund, keine Geliebte würde bei ihm sein. Und draussen, fern von ihm, weinten die Menschen, jubelten sie über seine Lieder. Vielleicht dies Mädchen selbst, sie, die vorhin wie ein Stück Unrat ihn von sich geschleudert hatte, las seine Gedichte, sehnte sich nach dem Dichter.

Aber als er daran dachte, stieg eine solche Siedhitze in ihm auf, dass er vom Husten befallen wurde. In langen hohlen Tönen rollte er durch den dürren Hals und schüttelte den von der Schwindsucht schon verzehrten Kopf.

Nachdem er sich endlich erholt, nahm er den Spiegel wieder und betrachtete sich von neuem. Die dunklen, unter den spärlichen Brauen allzu dunklen Augen sassen wie zwei klaffende tiefe Wunden zwischen den brennenden Lidern. Das blaurote Gesicht zitterte, und die Wangen waren aufgespannt.

Ein solcher Ekel ergriff ihn, ein so grimmiger Hohn vor seinen Jammerzügen, dass er den Spiegel fortschleuderte, gegen die Wand, wo er zerschellte.

Dann ging er mühsam im Zimmer auf und ab und setzte sich in das Loch seines Schreibstuhls. Vor ihm lag ein Fetzen Papier. Das Lied seiner letzten Nacht stand darauf. Er hatte es noch nicht abgeschrieben.

Seltsam, dieser Litterat, dieser blinde Seher, dem allmälig alle Empfindungen für die Äusserlichkeiten des Daseins abhanden gekommen, der nicht mehr wusste, weder das, was er ass, noch wie er sich kleidete, noch in welcher Behausung er wohnte, der trieb einen Luxus mit seinen Manuskripten. Nicht bloss, dass er sie in einem fast künstlerisch gearbeiteten Schrank aufbewahrte, der selbst der Hauswirtin einen letzten Rest von Achtung für den Dichter erweckt hatte, sondern er schrieb auch seine Lieder alle auf feinstes Papier.

Nun nahm er eins nach dem andern hervor, um es noch einmal durchzulesen, nicht mit den schwärmerischen trunkenen Augen von gestern Nacht und vorgestern, sondern mit den harten hellsehenden Augen der Wirklichkeit. Und alle, alle erschienen sie ihm kläglich. Ach, diese verdammten Buhler und Betrüger! Was hatte er sich nicht alles vorgelogen. Aber nun, heut Abend und von nun ab immer sah er die Wirklichkeit. Und die Wirklichkeit war sein Schandgesicht, von nun ab und immer.

Weil in dem Zimmer, das von der Bäckerei Hitze mehr als genug erhielt, kein Ofen stand, so legte er ein Blatt nach dem andern über die Waschschüssel und steckte es an. Es gab viel Rauch, ein bisschen Asche, und das war alles. Und doch erlitt er Qualen dabei, als vernichte er und morde, er wusste selbst nicht, was. Aber es war dies Bedürfnis gegen sich zu wüten, was ihn dazu trieb, sich selbst ein Leid anzuthun, um das angethane Leid zu übertäuben.

Nur das erste Lied war noch übrig, dies purpurne Lied, das wie ein heisser Blutstrom des Lebens selbst durch die silberbleiche Nacht geschossen war. Langsam fing es Feuer und langsam brannte es zu Asche. Und ihm war, als würde seine Hand schwerer und schwerer; die langen schlaffen Finger konnten es kaum noch halten. Ein Stück seines Lebens verbrannte, ein Stück seiner selbst, das ihn am Leben hielt. Und die teuflische Flamme kroch trotzdem immer höher. Er sah ihr zu, fast mit staunendem Entsetzen vor ihrer Unbarmherzigkeit. Und dann war es nichts mehr als Asche, was er hielt. Ein Fetzen Asche. Wie leicht es doch ist, in Asche zu legen . . . Und als er schüttelte, zerfiel alles und sank langsam zum übrigen ins Grab.

Und dann grübelte er darüber nach, wie das doch dumm war, was die Menschen vom ewigen Leben und von der Auferstehung sich dachten. Was sie doch für Thoren sind! Dies war einmal Leben. Das blutende heisse Leben. Das war die Seele des Lebens selbst. Und nun ist es Asche. Nichts als Asche. Nichts ist geblieben. Nur eine unbestimmte Erinnerung haftet daran in meinem Hirn. Aber so kann ich es niemals wieder schaffen, wie es war. Es war Leben und ist nicht mehr. Auferstehung! . . . So gut es für dies Leben keine Auferstehung mehr giebt, giebt es für das Menschenleben keine Auferstehung mehr.

Digitized by Google

Eine Weile beruhigten ihn die Gedanken. Die Wunde, die ausgebrannt ist, schmerzt wohl noch, aber sie blutet nicht mehr. Was werde ich nun thun, fragte er sich. Er hatte noch nichts gegessen. Ich werde meinen Kakao kochen und mir Brot schneiden.

Aber ohne sich zu rühren, blieb er sitzen, wie jemand an dem Totenbett noch sitzen bleibt, auch nachdem die Leiche schon herausgeschafft ist. Er hatte kein besonderes Bewusstsein, dass ihm Gedanken kamen und gingen, sondern nur das Gefühl einer grossen Leere.

Aber zu seinen Füssen lag auf dem Boden ein blitzendes Dreieck. Eine zurückgeprallte Scherbe des zerschellten Spiegels. Er nahm sie und drehte sie in der Hand. Und dann begann er wieder sein Gesicht zu betrachten.

Noch immer dasselbe. Merkwürdig, und er hatte gedacht, nun müsste seine Hässlichkeit sich gemildert haben. Aber es war noch immer dasselbe. Und er empfand den gleichen Hass wie vorhin. Er konnte es nicht sehen, ohne diesen Stich zu fühlen, diesen Stich mit schartigem Messer, den er gefühlt hatte, als das Mädchen zu ihm sagte: „Schandgesicht".

Es war noch immer dasselbe Schandgesicht. Nicht schöner, nicht hässlicher.

Und seine Hände fingen vor Wut an zu zittern. Was war denn das, was ihn da immer anstierte! Er hasste es. Dieselbe Lust gegen sich zu wüten überfiel ihn noch toller als vorhin. Schandgesicht . . . Ach, wunderschöner Ausdruck. Das war das Wort. Das Wort, das er sich nie zu gestehn gewagt. Das rings um sein Leben lag, das die Kluft gemacht hatte zwischen ihm und den Menschen.

Aber da kam der Husten wieder. Er warf seinen Körper herauf und herunter, als müsse er zerspringen, und sein Kopf vom Halse reissen. Und während die dünne Wandung seiner Brust erbebte, und das Blut gegen sein Hirn hämmerte, war es ihm, als spie er sein eigenes Gesicht an, dies Schandgesicht, über das sein Inneres sich so empörte.

Aber in all der Qual durchzuckte ihn ein heller Gedanke. War es nicht besser, dies Elend zu beenden? Warum sollte ihm der Tod mit seinen Krallen Stück auf Stück, Fetzen auf Fetzen entreissen. War nicht ein Schnitt schmerzloser?

Er setzte den Glasscherben an. Aber die schlaffe, weiche Haut gab nach.

Da klemmte er seinen Arm zwischen die dünnen zitternden Beine, die er mit der letzten Kraft zusammenpresste. Und dann hieb er das Glas ein, mit einem langen Riss die Adern öffnend. Und gleich hinterher noch einmal. In purpurnem Quell schoss das Blut freudig hervor, dies edle heisse stürmische Blut, als freue es sich einen so jämmerlichen Körper zu verlassen.

Wie weich sich alles löste! Schmerz und Elend und Wut, alles strömte mit heraus. Warum hatte er den Gedanken nicht früher gehabt? O, schön, schön, wie der Quell schäumte. Seine ganze Hand war rot, so troff das Blut herunter. Da hielt er sie über das Waschbecken und liess es in die Asche seiner Lieder laufen. Leben schwamm im Leben. Sein Blut und seine Seele, beides vereinte sich wieder.

Aber wie mit tausend Feuern fing es auf seinem Arm an zu brennen. Das war doch ein höllischer Schmerz. Und stöhnend riss er sich mit dem Scherben wieder sein Fleisch auf. Der eigene Schmerz trieb ihn dazu, sich immer von neuem zu verwunden. Die Waschschüssel war schon beinah voll. An ihrem Rand klebten noch die schmutzigen Fetzen des verbrannten Papiers.

Und laut stöhnend sprang Wahn auf, um aus dem Zimmer zu fliehn. Aber ehe er die Thür erreichte, brach er zusammen.

Doch sein Blut troff und troff, über seine Kleider, über den Fussboden, bis es einen grossen See bildete. Dann schlängelte es sich durch die Thürritze und lief zur Treppe. Dort hüpfte es langsam von Stufe zu Stufe, das ganze Haus erfüllend mit seinem eigentümlichen Geruch.

Es dauerte nicht lange, so spürten die Bäckerburschen, dass etwas nicht in Richtigkeit sei. In der Grossstadt hat der Blutgeruch noch ganz etwas

Digitized by Google

Besonderes an sich. Er erregt nicht mehr das einfache Gefühl des Schreckens und des Mitleids, sondern er haucht auch etwas von dem Reiz einer pikant und sensationell zugestuzten Geschichte aus.

Die Bäckerburschen brachten die Leiche auf die Sanitätswache. Nach zwei Tagen wurde Wahn zu nachtschlafener Zeit begraben. Ohne Sang, ohne Gefolge, ohne Thränen.

Aber es traf sich, dass in derselben Nacht einige junge und arme Litteraten in ihrem Kaffeehaus sassen. Eine Stimmung der Weihe und des künstlerischen Rausches liess sie die Stunden vergessen, während die graue Morgendämmerung langsam über die grosse Stadt hereinbrach.

Man schwärmte und schwatzte Litteratur. Verse flogen hinüber, herüber. Auch Wahn wurde genannt. Alle kannten seine Lieder, nur wenige den einsamen Menschen.

Da trat ein Kellner an ihren Tisch, der mürrisch und verschlafen zugehört hatte, und fragte sie, ob dies derselbe Herr sei, der vor ein paar Tagen sich den Hals aufgeschnitten oder so ähnlich gethan habe?

Dann brachte er ihnen die Zeitung.

Und als sie es lasen, wurden die Lauten still. Ein Grauen durchrieselte sie, als ginge das Schicksal dieses Sängers sie alle an, sie, die auch des Menschen Dichter und Sänger werden wollten.

DIE VERLORENE INSCHRIFT.

POLITISCHE RUNDSCHAU.

Man hat am neuen Reichstagsgebäude nichts weiter auszusetzen gefunden, als dass die Garderobe für die Abgeordneten zu entlegen vom Sitzungssaale und der Platz am Hauptgesims, der für eine Inschrift bestimmt schien, noch leer ist.

Wie sich die Zeiten ändern!
Und die Ereignisse so ganz anders werden!

Wir leben im Jahrhundert der konstitutionellen Monarchie d. h. in den Tagen der Auferstehung der Nationen, in den Ostern der Völker.

Noch bedeutet der Konstitutionalismus auch in Deutschland den guten Willen des Volkes, sich dem historischen Schulzwange zu fügen, so lange es eben seine Konstitution verträgt. Man nennt das „monarchische Gesinnung". Fällt dabei, wie dies das konstitutionelle Leben mit sich bringt, einmal ein Puff ab, so spricht man gleich von Erschütterung des monarchischen „Gefühls". Man klagt, dass es Einem nicht gut geht, während doch im Grunde genommen Jeder selbst die Schuld trägt, wenn seine Konstitution nicht gesund ist.

Was die weibische Nachgiebigkeit gegen den modernen Hypnotiseur, das ist der servile Byzantinismus gegen die herrschende Macht: er verdirbt beide Theile.

Selbst Zeichen und Wunder, die zu Belsazars Zeiten oppositionell waren, fügen sich heutzutage dem Gebote der Devotion. Damals erschienen missliebige Wort ungeahnt und ungerufen als Flammenschrift auf der Wand des

Digitized by Google

königlichen Saales, heute bleiben vorbedachte Inschriften aus, ohne ersichtlichen Grund.

Der König Belsazar berief Daniel, der ihm die geheimnissvollen Lettern deutete. Wo ist heute ein Mann im Reiche, „der den Geist der heiligen Götter hat“ (Dan. 5, 11)?

War es ein Omen, dass die erste Sitzung im neuen Gebäude den tiefgehenden Zwiespalt im deutschen Volke offenbarte? ein Fingerzeig des Schicksals, dass der Reichstag aus der ersten Lesung der „Umsturzvorlage“ als beschlussunfähig heimgeschickt werden musste?

Unter recht unerquicklichen Verhältnissen hat die deutsche Volksvertretung ihre Thätigkeit im Prachtpalaste begonnen. Wir wissen augenblicklich nicht einmal, wie das Wallot'sche Werk heisst: in den Gesetzen, die sich mit der Herstellung des Baus und der Bewilligung der Gelder seit 1873 befasst haben, ist ausdrücklich die Rede von der „Errichtung des Reichstagsgebäudes;“ bei den Einweihungsakten ist dies Wort nirgends zu Gehör gekommen, auch der Präsident von Levetzow kannte das architektonische Meisterstück nur als „des Reiches neues Rathhaus.“

Wir wüssten wohl noch eine andere Bezeichnung: „Kaiserlich deutsche privilegirte Gedankenablage“, wenn nicht der Versuch, den Abgeordneten Liebknecht bis in den Sitzungssaal des Parlaments und wieder aus ihm heraus zu verfolgen, das Privilegium der Gedankenfreiheit als ein mehr oder weniger odioses erkennen liesse, und wenn wir uns nicht überdies das Geständniss ablegen müssten, dass die im Reichstage zum Ausdruck gekommenen Gedanken keineswegs als bevorzugte durchgehen können.

Dies gilt namentlich auch vom Inhalt der Rede des neuen Reichskanzlers Fürst Hohenlohe. Wie Knecht Ruprecht zur Weihnachtszeit vor den lieben Kindern seine lockenden Gaben auspackt, so griff der Nachfolger Caprivis und Bismarcks am 11. Dezember d. J. in seine vollen Taschen und holte daraus nach Herzenslust hervor:

für alle geduldigen Staatsbürger die Verkündung einer Finanzreform (Alles ruhig);

für die Anhänger der Kolonialpolitik die Verheissung eines kräftigeren Vorgehens auf dem Felde der „Kulturmission der Menschheit“, wo auch „überschüssige Kräfte Platz“ haben (Beifall rechts);

für die feindlichen Brüder des Evangeliums in beiderlei Gestalt das Versprechen einer besseren Unterstützung der christlichen Religionsgesellschaften, die das Kreuz in den dunklen Welttheil tragen (Beifall rechts und im Centrum);

für die katholischen Missionen noch besonders die Gewähr der vollen Freiheit der Konfessionen (Beifall im Centrum);

für die deutschen Unternehmer in den überseeischen Ländern eine Vergrösserung der Kreuzerflotte;

für die Agrarier das Zugeständniss, dass die gesetzgeberischen Massnahmen der letzten Jahre mehr der Industrie als der Landwirthschaft zu Gute gekommen seien (Hört! Hört! Sehr richtig! und lebhafte Zustimmung rechts!);

für die Handwerker und kleineren Kaufleute mehr Schutz (Bravo!);

für die Industrie und die Arbeitgeber eine grössere Beachtung der Bedürfnisse derselben (Beifall rechts und bei den Nationalliberalen).

Er hielt weiter für nöthig:

Beseitigung der Auswüchse des Börsenwesens;

Ergänzung des Strafgesetzbuches, des Militärstrafgesetzbuchs und des Pressgesetzes durch eine Vorlage, die er als „Echo“ bezeichnete, und zwar als „Eche von Stimmungen und laut geäusserten Wünschen weitester Volkskreise, die den Lebensnerv durch die Agitation gegen Monarchie, Eigentum und Religion bedroht“ sähen (Beifall rechts);

Einführung eines freundlichen, verständnisvollen Zusammenwirkens

Digitized by Google

von Staat und kirchlichen Autoritäten (Lebhafter Beifall rechts und im Centrum).

Man sieht, nirgends hebt sich die Rede über die dürftige Wiedergabe allgemeiner Phrasen heraus, nirgends giebt sie auch nur einen erkennbaren Umriss der konkreten Gestaltung, mit welcher die Regierung die wichtigsten Verhältnisse unseres wirtschaftlichen Lebens bessern zu können vermeint. Nur die Vergrösserung der Kreuzerflotte und die Vermehrung der Bestrafungsmöglichkeiten ist etwas, was jedem sofort klar wird, aber nicht einleuchtet.

Was heisst es z. B., wenn der Kanzler den Landwirten sagt: „Wir sind bereit, berechtigte Wünsche zu erfüllen; nicht, indem wir unlösbaren Problemen uns zuwenden; aber wir haben den Ernst und den Willen das Übel zu heilen"?

Was heisst es, dass die Handwerker und kleinen Kaufleute „mehr zu schützen" seien?

Was heisst es, die Bedürfnisse der Industrie und der Arbeitgeber dürften „nicht vernachlässigt" werden?

Was heisst „ein freundliches und verständnisvolles Zusammenwirken des Staates und der kirchlichen Autoritäten"?

U. s. w.

Wat den Einen sin Uhl, is den Annern sin Nachtigall, sagt ein plattdeutsches Sprichwort. Was begnadeten Interessentenkreisen hier als Honig träufelt, schmeckt den Enterbten wie bitterer Wermuth.

Für sie ist allerdings auch eine Bemerkung abgefallen: „Seit Jahren haben die Massnahmen zum Wohle der arbeitenden Klassen die Thätigkeit des Reiches in Anspruch genommen. Wenn nun auch die Interessen der Arbeiter fernerhin nicht ausser Acht gelassen werden dürfen, so . . . . . wird doch auch eine Besserung der Bedürfnisse der Industrie und Arbeitgeber unsere Sorge sein".

Offenbar ist die herrschende Meinung augenblicklich die, dass die Arbeiter bis jetzt zu gut weggekommen seien, und dass ein Innehalten auf der eingeschlagenen Bahn der sozialpolitischen Gesetzgebung gut dünke.

Die Thronrede vom 5. December d. J. bewegt sich in einem ähnlichen Gedankengange. Darnach soll es der „Staatsgewalt" obliegen, „gegenüber den streitenden Interessen der verschiedenen Elemente das Gesammtinteresse des Gemeinwesens und die Grundsätze der ausgleichenden Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen". Von dieser „Überzeugung getragen", „werden die verbündeten Regierungen fortfahren in dem Bestreben, durch Milderung der wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze das Gefühl der Zufriedenheit und der Zusammengehörigkeit im Volke zu erhalten und zu fördern".

Auch hier lediglich Gemeinplatz; nichts verräth eine tiefere Einsicht in den eigentlichen Grund des erbitterten Widerstreits der Interessen, der scharfen wirtschaftlichen und sozialen Gegensätzlichkeit, des Mangels an Zufriedenheit und Zusammengehörigkeit im Volke.

Es klingt wie aus der Wahlrede eines Reichstagskandidaten, der gern allen möglichen Anschauungen gerecht werden möchte: „. . . . . das Gesammtinteresse des Gemeinwesens" . . . . . „Grundsätze der ausgleichenden Gerechtigkeit" . . . . . „Milderung der wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze" . . . . . „Gefühl der Zufriedenheit und Zusammengehörigkeit im Volke . . . ."

Solche Worte sind gar lieblich zu hören; fragt man den Wahlredner aber nach dem „Wie" und „Warum", so wird er die Antwort schuldig bleiben, genau wie die Thronrede. Ist er ein Sozialistenfresser, so wird er noch von dem „verderblichen Gebahren derjenigen" sprechen, „die den Staat in der Erfüllung seiner Pflichten zu stören versuchen" — ebenfalls genau wie die Thronrede.

Unter dem Titel „Gesammtinteresse des Gemeinwesens" lehnt der Freisinnige wie der Konservative, der Sozialdemokrat wie der Antisemit alles ab, was ihm nicht in seinen Kram passt. „Das Gesammtinteresse steht höher als jedes Sonderinteresse", mit dieser Parole ist Manches bekämpft, was einen guten Kern barg.

Digitized by Google

Es ist ein durch und durch ungesunder Zustand, wenn eine staatliche Gesellschaft die ihr zur Verfügung stehenden physischen und geistigen Kräfte nicht fruchtbringend zu verwenden weiss: ein Kanzler, der es für Weisheit hält, die „überschüssigen" Kräfte in die Kolonien abzuschieben, ist über das ABC der heutigen Sozialwissenschaft noch nicht hinaus.

Nur wenige Jahre sind verflossen, seit der junge Kaiser die Augen der Welt dadurch auf sich zog, dass er ein Arbeits- und Arbeiterprogramm veröffentlichen liess, alle grösseren Mächte zu einer Beratung über die bewegenden Fragen nach Berlin zog und die Delegierten der Bergleute empfing. Wie ein erfrischender Hauch wehte es über die kultivierte Erde, und heute? — heute liegt die Hoffnung erdrückt unter der Wucht so mancher Aussprüche, die bei Toasten und Rekrutenvereidigungen gefallen sind. „Ihr tragt des Kaisers Rock, ihr seid dadurch anderen Menschen vorgezogen", „von Manchem werdet ihr um den Rock, den ihr tragt, beneidet" — Niemand kann es dem arbeitsuchenden Volke verargen, wenn es diesen neuerlich zu Kiel bei der Einstellung der Marinerekruten gefallenen Worten Widerspruch entgegensetzt.

Soll die Behauptung der Thronrede, dass die „Staatsgewalt in der Erfüllung ihrer Pflicht zu stören" versucht werde, ausser zur Begründung der sog. „Umsturzvorlage" auch zur Entschuldigung der Regierung dienen, wenn sie die Massnahmen zum Wohle der arbeitenden Klasse zunächst abschliesst und „zur Milderung der wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze" nunmehr „den Bedürfnissen der Arbeitgeber" zu Hülfe kommt?

Es ist dies unseres Erachtens der wundeste Punkt in der ministeriellen Auffassung über die wirkliche Lage der Verhältnisse und die Zulässigkeit logischer Schlüsse. Denn bislang hat thatsächlich weder die Sozialdemokratie noch der Anarchismus die Staatsgewalt in dem Versuche, „die schwächeren Klassen der Gesellschaft zu schützen und ihnen zu höherer wirtschaftlicher und sittlicher Entwickelung zu helfen", gestört. Die Sozialdemokratie hat zu ihrem Teile an den gesetzgeberischen Bestrebungen geradezu mitgearbeitet, und wenn der Anarchismus diese Mitarbeit der Sozialdemokratie zum Vorwurfe machte, so steht dies der Vorlage weiterer heilsamer Gesetze ebensowenig entgegen, wie es bisher ein Hindernis abgegeben hat, zu thun, was richtig schien.

Allerdings hat auch die Sozialdemokratie die Massnahmen zum Wohle der arbeitenden Klassen als unzulänglich kritisiert; allein hierin hat sie die Unterstützung noch anderer sozialpolitischer Stürmer und Dränger gefunden; überdies ist Kritik die beste Gehülfin bei der Gesetzmacherei.

Unseres Erachtens ist eine durchgreifende Wohlfahrtsgesetzgebung die heilsamste Störung der sozialdemokratischen Agitation, nicht aber umgekehrt.

Unsere gegenwärtige Staatsordnung lässt sich nicht dadurch aufrecht erhalten, dass man die praktische Unrichtigkeit des sozialdemokratischen Zukunftsstaates nachweist; denn damit werden die Gebrechen nicht beseitigt, an denen unsere Gesellschaft krankt. „Gebt uns ein Besseres, als wir uns ausgedacht haben," dürfen die Sozialdemokraten rufen, und so lange dies Bessere nicht geboten wird, finden sie den Glauben, den das satte Bürgertum verloren hat.

Ein Sturm der Entrüstung erhob sich von der rechten Seite des Hauses, als am 6. Dezember bei dem vom Präsidenten ausgebrachten Hoch auf den Kaiser die noch anwesenden Sozialdemokraten sitzen blieben. Aber ein noch schwereres Verbrechen beging doch der antisemitische Abg. Liebermann von Sonnenberg, der am 15. Dezember äusserte: „es sei besser, wenn man ein paar Köpfe von Revolutionären fallen liesse, als dass das ganze deutsche Volk durch ein Moor von Blut hindurchzugehen gezwungen werde."

Tausende von täglichen Vorkommnissen mahnen die bürgerliche Gesellschaft an ihr schlechtes Gewissen und wären es beispielsweise nur die „pikanten" Erzählungen von der Halbweltdame Elsa Gross zu Breslau, die in Diamanten funkeln und mit Karossengefolge prunkvoll beigesetzt werden konnte, und dem einundzwanzigjährigen Freifräulein von Papius zu Würzburg, die sich

Digitized by Google

aus Hunger Studenten hingab und wegen gewerbsmässiger Unzucht Haftstrafe bekam.

Der neue Reichstag hatte schon zweimal glänzende Stunden: zuerst bei der Schlusssteinlegung, wo die bürgerlichen Röcke vor den bunten Uniformen der Militärpersonen und Staatsbeamten verschwanden; sodann beim abendlichen Zusammensein, wo der gemeinsame Genuss von Champagner, Löwenbräu und Havannacigarren die vielspältige Sorge um das Wohl des Vaterlandes verdrängte.

Bebel hat zwar seine Voraussage des grossen Kladderadatsch bis zum Ablaufe dieses Jahrhunderts zurückgezogen. Vielleicht that er es, um seine unwillentlichen Mitarbeiter nicht in ihrer Harmlosigkeit zu stören. Denn Deutchland zählt gar viele Kräfte, die emsig am Werke sind und tüchtig schaffen, ohne sich klar zu sein, wem ihre Thätigkeit zu Gute kommt.

Als im Königssaale zu Babylon die Geisterhand ihr Mene Tekel Upharsin geschrieben hatte, liess Belsazar den Propheten Daniel zur Stelle bringen und sprach zu ihm: „Kannst Du die Schrift lesen und mir anzeigen, was sie bedeute, so sollst Du mit Purpur gekleidet werden, und goldene Ketten an Deinem Halse tragen, und der dritte Herr sein in meinem Königreich."

Und Belsazar hielt Wort, obgleich Daniel ihm recht unangenehme Wahrheiten zu sagen hatte, wie in der Bibel des Näheren zu lesen.

Bebel ist kein Daniel, und ein König von heute kein Belsazar. Aber im Bürgertum der Kulturnationen steckt wieder Babylon, das der Herr über Nacht verderben liess.

Das moderne Chaldäa möchte durch Strafen das Zeicherdeuten unterdrücken. Allein schon den König Belsazar ängstigte die Flammenschrift am meisten, weil sie von seinen Weisen und Wahrsagern nicht verstanden wurde.

Die Beschäftigung mit dem Menetekel des Elends im mächtigen Reiche deutscher Nation ist wichtiger als die Suche nach der verlorenen Inschrift am Hauptgesims des Reichstagspalastes.

Jena, den 23. December 1894.

ERNST HARMENING.

IBSEN'S KLEIN EYOLF.

VON

PAUL SCHLENTHER.

Ich könnte mir denken, dass Meister Henrik Ibsen, der ein schlechter Bücherleser, aber ein sehr aufmerksamer Zeitungleser ist, irgendwann einmal in irgend einem Blatte unter den Vermischten Nachrichten folgende Mitteilung gefunden habe: „Herr Rittergutsbesitzer Alfred Allmers und seine Gemahlin, die, wie wir kürzlich meldeten, das Unglück hatten, ihr einziges Kind, ihr neunjähriges Söhnchen, durch den Tod im Wasser zu verlieren, haben nunmehr einen hochherzigen Entschluss gefasst. Sie gedenken die Kinder der zum Gute gehörigen armen Leute zu sich zu nehmen und sie ihrem eigenen Stande

Digitized by Google

gemäss zu erziehen. Der Reichtum der Frau Allmers und die Bildung des Herrn Allmers, der bekanntlich früher Schullehrer war, vereinen sich so zu einem wahrhaft seltenen Werk edelster Menschenliebe, und es ist hier einmal der Beweis geliefert, dass Unglück ein Stifter des Guten werden kann." Wie so manches, was in der Zeitung steht, würde eine solche Notiz die Leser befremden und beschäftigen; aber die Meisten würden sich an die nackte Thatsache halten und mit einem Seltsam oder Sonderbar drüber weggehn. Den Dichter jedoch reizt es, dieser Thatsache auf den Grund zu kommen, denn auf dem Grunde findet er die psychologischen Motive zu einer solchen Handlungsweise. Er stellt sich vor, dass der Tod des Kleinen nicht bloss ein plumper Zufall war. Eine geheime, unheimliche Macht muss ihn ins Wasser gelockt und gezogen haben. „Halb zog sie ihn, halb sank er hin." Meerweiber steigen nicht mehr, wie in Goethes Ballade, aus der Flut hervor. Aber diese Meerweiber waren auch nur Ausgeburten der Phantasie, Sinnbilder, in denen sich Naturgewalten darstellten. Solche Sinnbilder in der Wirklichkeit zu finden, fällt besonders einer aufgeregten Kindesphantasie nicht schwer. Wir alle haben als Kinder irgend ein unheimliches altes Weib gekannt, das entweder Lumpen sammelte oder den Ausschlag besprach oder Karten legte oder sonst wie, stark durch den Aberglauben oder durch die Speculation auf den Aberglauben, in irgend ein Handwerk pfuschte. Begegneten wir Kinder solch einem Weibe, so hätte uns der Schrecken am liebsten davongejagt, und doch blieben wir wie gebannt, gebannt vielleicht durch einen bösen Blick, stehn. Trat dann gar das alte Weib mit freundlich-grinsenden Gebärden auf uns zu, so war es vollends um uns geschehn. Wir starrten sie an unter Thränen und Geschrei! Hierauf gründet sich wohl auch der ungalante Aberglaube, dass eine morgendliche Begegnung mit alten Weibern Unglück bringe. Ibsen konnte und durfte sich denken, dass auch an den kleinen Eyolf Allmers ein solches ganz besonders unheimliches altes Weib eines Morgens herangetreten ist. Ibsen selbst hat als Kind ein solches Weib in seiner Vaterstadt Skién einst gesehen und wohl auch gefürchtet. Es war die sogenannte Rattenmamsell, die mit ihrem kleinen Mops durchs Land strich und, wie einst der Rattenfänger von Hameln, durch die Macht der Musik Ratten ins Wasser lockte. Die alte Person arbeitet sich müd und matt an dem Geschäft, aber es bleibt völlig im Dunkeln, ob sie ihr Geschäft mit oder ohne Erfolg betreibt, ob ihr, wie sie versichert und wohl auch selbst glaubt, die Ratten wirklich ins Meer nachschwimmen und ertrinken, oder nicht. Sie selbst, geistig gestört wie sie ist, dünkt sich als eine Art Missionsreisende, die den armen lieben kribbelnden und krabbelnden, nagenden und plagenden Kleinen eine Wohlthat erweist, wenn sie sie tief unten zur Ruhe bringt, wo sie dann so süss schlafen und so lang. Der Glaube an diese Mission ist bei ihr so stark, so grotesk, so tragikomisch, dass er ansteckend wirkt. Auf geistig entwickelte Menschen freilich, wie den Schullehrer Alfred Allmers und dessen Schwester Asta, wirkt das alte wunderliche Geschöpf mit seiner Rattenübermacht höchstens wie ein Gleichniss unsichtbar zwingender und lockender Gewalten. Aber schon die wildere Phantasie der Frau Rita Allmers wird wie durch einen eklen Spuk von ihr physisch beunruhigt. Vollends der kleine nachdenkliche und gebrechliche Knabe Eyolf steht ganz unter ihrer Suggestion. Er geht den Weg der Ratten. Halb in kindischer Neugier halb unter der Gewalt des unheimlichen Wesens folgt er heimlich der alten Mamsell, steht dicht an der Landungsbrücke, als sie mit ihrem Mops, die Maultrommel blasend, ins Meer hinausrudert, und ganz Auge, ganz Ohr verliert er mit seinem steifen Beinchen das Gleichgewicht, fällt ins Wasser, kann sich bei seiner Gebrechlichkeit nicht retten und liegt nun in der Tiefe. Auch die Dorfkinder konnten ihn nicht retten, aber sie sahn ihn eine Weile im klaren Grunde auf dem Rücken liegen, mit grossen, offenen Augen, bis ihn eine Strömung wegreisst, und er für immer verschwindet. Nur die Krücke, ohne die das Kind nicht gehn konnte, schwimmt auf den Wellen.

Dieser Hergang, das einzige äussere Geschehniss in Ibsens Stück, birgt schon alle die Motive in sich, die dem Stück bei übelwollenden Recensenten

Digitized by Google

den Vorwurf des Mystischen, des Übernatürlichen, des Symbolischen eingetragen haben. Der Vorwurf wäre nur dann ein Vorwurf, wenn das Symbolische, Übernatürliche, Mystische keine reale Unterlage hätte. Man wird aber zugeben, dass alles das, was ich hier wortgetreu dem ersten Akte des Dramas nacherzählt habe, genau ebenso unter den Vermischten Nachrichten einer Zeitung stehn könnte, ohne auf den Leser befremdlicher und unglaublicher zu wirken, als was sonst dort zu lesen ist. Die Rattenmamsell mit ihrem Mops, das lahme Kind mit seiner Krücke sind durchaus reale Wesen. Das „Mystische" oder wie man es sonst nennen mag, liegt nicht in ihrer Existenz, sondern in ihrer Handlungsweise; da diese Handlungsweise nicht dem sogenannten gesunden Menschenverstande entspringt, sondern aus Einbildungen des erregten Gemüthes hervorgeht. Solche Einbildungen oder Illusionen aber sind das Allermenschlichste im Menschen, das Allernatürlichste in seiner Natur. Man darf sie krankhaft nennen, und wer das Kranke aus der psychologischen Poesie verbannen will, darf Ibsen tadeln. Aber man darf Ibsen nicht tadeln, weil man diese Illusionen für unrealistisch hält. Sie gehören freilich zu den Dingen auf Erden, von denen die Schulweisheit eines einseitigen und beschränkten Rationalismus nichts träumt. Nur wer im gemeinsten Sinne die Identität des Wirklichen und Vernünftigen behauptet, wird die Rattenmamsell und ihr armes Opfer, weil sie höchst unvernünftig sind, für höchst unwirklich halten.

Aber mag man nun an das Dasein der Rattenmamsell und ihres Opfers glauben oder nicht, sie sind, wiewohl das Stück nach dem ertrinkenden Kinde betitelt ist, nicht das Wesentliche im Stück. Wie sie beide leiblich nach dem ersten Akte verschwinden, so geben sie nur den äusseren Anstoss, der das Gefährt in Bewegung setzt. Vom Gefährt getragen wird Klein Eyolfs Elternpaar.

Was diesem Elternpaare widerfährt, der Verlust des einzigen Kindes, ist an sich kein gewöhnlicher Vorfall. Fast jede Zeitungsnummer weiss unter den Todesanzeigen davon zu melden. Ungewöhnlich, aber nicht unwahrscheinlich wird der Vorfall erst dadurch, dass dieses Kind nicht an der Diphteritis oder sonst einer heimtückischen Krankheit im Bettchen stirbt und unter Blumen beerdigt wird, sondern dass es ertrinkt und unwiderbringlich sich ins weite Meer verliert. Die Eltern stehn da und haben nicht einmal die tröstlichen Gemütserschütterungen eines anständigen Begräbnisses. Aber auch die Trauer dieser Eltern ist an sich nicht ungewöhnlich. Sie sind zunächst ausser sich. Als sie wieder zu sich kommen, wird die lebhaft-leidenschaftliche Mutter von ihrem Schmerze ruhelos umhergetrieben. Der stille, träumerische Vater versinkt ganz in seine traurigen Gedanken, die, vom Gefühle beherrscht, an der Weltordnung zweifeln. Während sich die Mutter mit den conventionellen Abzeichen ihres Grams bekleidet, grübelt der Vater nach dem tieferen Sinne dieses Schicksalschlages, den er sich nur als eine Vergeltung deuten könnte. Während die Mutter heftig damit ringt, ihren Gram zu verwinden, reut es den Vater bitter, dass er ihn auf kurze Augenblicke vergessen konnte. Die Mutter möchte über die Schwere hinweg, der Vater fühlt eine Verpflichtung zur Trauer. Jene kämpft naiv gegen das Schreckniss, dieser, durchaus sentimentalisch veranlagt, benutzt den schweren Anlass zu Seelenstudien am eignen Selbst. Jene möchte sich entlaufen, dieser wird sich interessant. Gar bald treibt es die Mutter zu fiebrischen Wünschen nach Zerstreuung, wie Reisen, Geselligkeit u. dergl. Der Vater hingegen sammelt sich bei seinem Schmerz, er badet sich darin, ohne Hjalmar Ekdals komödiantische Selbstgefälligkeit, aber doch nicht frei von jener echt menschlichen Lust am Schmerz.

Alle diese Gemütszustände sind echt und allgemein menschlicher Natur; wiederum zeigt sichs, dass es nie einen tieferen Menschenkenner gegeben hat als Ibsen. Aber Ibsen begnügte sich auch diesmal nicht mit dem Allgemein-Menschlichen. Der Kenner der Höhen und Tiefen steigt zum Besonderen hinab. Das Besondere liegt in dem eigentümlichen Verhältnisse der Eltern Klein Eyolfs zu einander. Wieder, wie im „Puppenheim", der „Frau vom Meere", in „Hedda Gabler", steht der Dichter vor einem Eheproblem. Auch das Ehepaar Allmers lebt zehn Jahre lang mit einander, ohne in einander auf-

Digitized by Google

zugehn. Was sie damals zusammenführte, war bei Rita sinnliche Leidenschaft für den feinen, schlanken, jungen Träumer: sie hatte sich bis über die Ohren vergafft. Er war gegen Ritas blühende Schönheit nicht unempfindlich gewesen; aber was ihn zuletzt bestimmte, war für den armen Schulmeister doch die Aussicht auf eine freie und ruhige Existenz gewesen, die ihm und seiner jungen Schwester Ritas „goldene Berge" sicherten. Als Ritas Gemahl, auf Ritas schönem Landgut am Meer konnte der Schulmeister zum Schriftsteller und Weltweisen werden. Er schloss mit dem heiss verlangenden Weibe eine Vernunftheirat. Zunächst siegte ihre Leidenschaft, und Klein Eyolf ward geboren. Aber der Mann ist der Sprödere, der Keuschere, der Scheuere. Oft genug rettet er sich vor den Brünsten des Weibes hinter seine Wissenschaften. Oft genug sehnt er sich aus ihren wilden Umarmungen nach dem stillen Frieden, in dem er einst Hand in Hand mit seiner Schwester gegangen war, beide den gleichen Gedanken nachhangend. Zuweilen freilich wirken Ritas Reize, und in einer solchen Stunde stürzt, von den Eltern im Sinnenrausch vergessen, das Wickelkindchen Eyolf aus seinen Windeln zu Boden. Daher zeitlebens die anklägerische Krücke.

Beiden Eltern versinnbildlicht sich die ganze Pein dieses vorspukenden Unfalls durch die Krücke, an der ihr Krüppelchen nun humpeln muss. Die Krücke mahnt sie auch an eigene Schuld. Auch als Klein Eyolf tot ist, ist diese Mahnerin alten Verschuldens nicht zugleich mit ihm versunken. Sie schwimmt auf den Wellen. Sie ist gegenwärtig wie das Schuldgefühl beider Eltern. Aber das Schuldgefühl wurzelt und wühlt von jeher beim Vater tiefer als bei der Mutter. Für Rita galt nach wie vor das mephistophelische „Und immer verliebt". Die Befruchtung ist ihr lieber als die Frucht. Zuerst will sie Weib, dann Mutter sein. Und je heisser das Weib verlangt, desto kälter wird die Mutter. Klein Eyolf war fast mutterlos. Wie sie im Sinnengenuss Alles vergisst, so will sie auch ihr Kind mit seiner Krücke vergessen. Auch der Vater zieht sich scheu vom Kinde und seiner Krücke zurück. Aber er büsst die Schuld nicht im Genuss, sondern in der Arbeit, der Wissenschaft. Aus einer Schuld heraus, die er nicht glaubt verantworten zu können, schreibt er an einem Buch über die menschliche Verantwortlichkeit. Gatte ohne rechte Lust am Weibe, Vater ohne rechte Lust am Kinde, fühlt er in seinem feinen und zarten Empfinden das ganze Unbehagen, die ganze Halbheit dieser Existenz. In dieser Halbheit gerät ihm auch sein wissenschaftliches Arbeiten als etwas Halbes und Unbefriedigendes. Diese Qual wird ihm plötzlich unerträglich. Aus diesem engen Menschenbann flüchtet er sich ins Hochgebirge, auf die weiten Flächen. Hier empfindet er die Macht der grossen Natur auf den Charakter des Menschen. Er kommt zu Entschlüssen und zu Verzichten. Er ist ganz mit sich allein gewesen und hat furchtlos dem Tode gegenübergestanden. Er genoss dasselbe, was die Rattenmamsell den kleinen Ratten so herzlich wünscht, „die Todesempfindung mit all ihrem Frieden und Wohlgefühl". Als ihn aber dann der Tod wieder freiliess, kam er mit einem grossen Entschluss ins Leben und nach Hause zurück. Er verlangt von sich selbst, er wünscht für sich selbst nichts mehr. Er will sich, ein echter Ibsen'scher Opferbringer, opfern für Klein Eyolf. Er wird sein Weib nicht mehr berühren er wird sein Buch nicht fertig schreiben, aber er wird seine Lehre von der menschlichen Verantwortung praktisch betätigen. Er will nichts anders als seinem Sohne ein Vater sein. Er will in all die reichen Möglichkeiten, die in dieser Kinderseele dämmern, hineinleuchten. Er will alles, was das Kind an edlen Keimen birgt, zum Wachstum bringen. Und vor allem andern will er in dem kindlichen Gemüt das Glücksgefühl wachrufen. Das höchste Glück des Menschen aber besteht nach Allmers-Ibsen darin, seine Wünsche in Einklang zu bringen mit dem, was er erreichen kann. Klein Eyolf trägt gern eine Uniform und will mit seiner Krücke Soldat werden. Er will in seiner Lahmheit auf die Berge steigen. Er hat noch nicht das Glücksgefühl. So wenig wie sein Vater selbst. Doch so entschlossen Allmers ist, zu Gunsten seines Kindes allem Eignen zu entsagen, so liegt doch auch ihm

Digitized by Google

„die Furcht vor der Jugend", die den Baumeister Solness peinigte, nicht ganz fern: „Nachher kommt einer, der es besser machen wird." Er spricht diese Worte zärtlich und lächelnd zum Knaben. Aber ganz frei und freudig ist sein Entschluss doch noch nicht. Eine, die ihn ganz genau kennt, seine Schwester, meint: „Das hat dich einen furchtbar schweren Kampf gekostet."

Nicht umsonst steht diesen Glücksuchern ein wahres Glückskind gegenüber, das nicht mehr will als es kann und dessen Können eben darum immer wächst: die froheste Gestalt, die Ibsen je geschaffen hat, ein Wegbaumeister, der es für ein Glück hält, Wegbaumeister zu sein; Einer, dem zwischen vollbrachter und beginnender Arbeit das ganze Leben vorkommt wie ein Spiel; Einer, der Mühen und Beschwerden allein trägt, die Freude aber teilen will; Einer, der Ausdauer genug hat, ein Wegebahner zu sein; Einer, der sein Lebensglück mutig ergreift, noch eh' er's ganz sich erworben hat. Dieser frisch zugreifende Mann hat das Glück und hat auch die Fähigkeit, glücklich zu machen. Das Mädchen, das sich vor sich selbst zu ihm flüchtet, mit einer Entsagung im Herzen, wird es gut bei ihm haben und am Ende noch mit ihm glücklich werden.

Diese Fähigkeit, glücklich zu sein und glücklich zu machen, ist dem geistig weit höher stehenden Alfred Allmers so wenig gegeben, wie sie dem Baumeister Solness, der Hedda Gabler, der Frau vom Meere, dem Pfarrer Rosmer und all den andern Anwärtern dessen gegeben ist, was Ibsen in „Kaiser und Galiläer" das dritte Reich nennt. „Die Lebensanschauung der Rosmers adelt", sagt Rebekka West, „aber sie tötet das Glück."

Allmers hatte geglaubt, das Glück nicht nur im Sohne, sondern auch in sich selbst lebendig zu machen, als er sich entschloss, auf sich selbst zu verzichten und nur dem Sohne zu leben. An dem Tage aber, wo er mit diesem grossen Entschlusse heimkehrt, wird ihm sein Sohn, das Objekt seiner Glücksbetätigung, entrissen, und er steht nun da wie ein Arbeiter ohne Werkzeug. Sein Lebensplan ist vereitelt, noch ehe er ihn auszuführen begonnen hatte. Der grosse Entschluss mit allen seinen Seelenkämpfen war vergebens. Das Elend dieser Lage hat er allein zu tragen. Denn Asta, die zwar nicht mehr seine leibliche Schwester ist, aber doch weit mehr als das eigne Weib die Verwandte seiner Seele bleibt, verlässt ihn, weil er nicht mehr ihr Bruder ist und weil er ihr nicht mehr als ein Bruder sein darf. Er bleibt mit Rita allein zurück, und fast scheint es, als ob die gemeinsame Qual die Kluft zwischen beiden weiterte. Aber es scheint nur so. Denn wie Allmers schon vorher zu einem Verzicht auf sich selbst gelangt ist, so erfährt nun auch Rita eine ähnliche „Umwandlung". Auch sie ist nun zur Resignation bereit. Der Schmerz und die Entbehrung haben sie nur vorübergehend „schlecht und garstig" gemacht. Nun, auf sich selbst gestellt, von dem verlassen, der ihr Leben hätte ausfüllen können, angeklagt von zwei offnen starren Kinderaugen, kommt auch sie zu einem grossen Entschluss. Alle starken Triebe ihrer Natur arten plötzlich in das Bedürfniss aus, barmherzig zu sein gegen die Mühseligen und Beladenen. Wie schon vorher Allmers, so ist auch sie ihr eignes, bisher so anspruchsvolles Ich aufzuopfern bereit. Denn ihr verging die Lust an der Lust. Wie der Volksfeind Doktor Stockmann die Strassenjungen zu freien Männern erziehen will, so will sie die Kinder armer Leute zu sich nehmen, um ihnen das zu geben, was Klein Eyolf entbehren musste. In diesem menschenfreundlichen Gedanken, bei diesem Liebeswerk findet sie sich mit Allmers wieder. Und über beide, über das Weltkind und den Freigeist, kommt eine ganz besondere Frömmigkeit. Sie, die in ihrer bittersten Qual von der Erde nicht lassen konnten, fühlen sich nun auch dem Himmel verwandt, den sie auf die Erde ziehen wollen. „Denn hier, im Erdenleben, haben wir Lebenden unsere Heimat." Ihr Glück ist tot, aber sie fühlen ihre Seelen sich adeln. Und sie werden nicht, wie die Rattenmamsell ihre Ratten, die Kinder ins Verderben locken und peinigen, sondern vielleicht — mit diesem Vielleicht endet jedes Ibsen'sche Drama — aus ihnen Bürger des dritten Reiches schaffen.

Digitized by Google

Die „Kraft der Umwandlung", die schon die „Frau vom Meere" an sich verspürte, der freie Sieg über sich selbst aus gequälter Seele heraus, ist hier noch stärker, als irgendwo sonst bei Ibsen, die Macht, die den sittlichen Menschen erhebt. Und mehr als irgend ein andres ist „Klein Eyolf" das Drama der ringenden Seelen. Es schliesst mit einer Hoffnung und wendet sich damit an jenes Gefühl, dem aller religiöse Glaube entstammt. Aber es giebt keine Erfüllung. Denn der alte Dichter ist kein Prophet und Erlöser, sondern er begnügt sich damit, das „strebende Bemühen" zu zeigen. Als Allmers einmal auf das „plumpe und träge Meer" starrt, sagt er: „Auf der Oberfläche ist das so. Aber in der Tiefe — da läuft die starke Unterströmung."

Wie so oft bei Ibsen, ist das ganz wörtlich gemeint, und doch liegt darin auch eine andre Bedeutung. Eine solche starke Unterströmung läuft durch alle äussern Ereignisse, durch alle Zufallsworte des Dramas. Dadurch ist es Realität und Sinnbild zugleich. Dadurch ist es so leicht und zugleich so schwer zu fassen. Zugleich das Handgreiflichste und das Hirngespinstigste. Bewunderungswürdig ist die Meisterschaft geblieben, mit der auch diesmal der Dichter es verstanden hat, sein Gedankengebäude nicht nur in die dramatische Form, sondern auch in den natürlichsten Dialog, in die natürlichste Composition zu bannen. Die moderne Poesie ist durch Henrik Ibsen wieder um ein Kunstwerk reicher geworden, das an Kraft und Weisheit, an Stimmung und Gestaltung eine Welt in sich vollendet.

DAS PARADIES.

EINE LEGENDE

VON

HANNS VON GUMPPENBERG.

Im Anfang war nur Gott, jener schöne, hochgewachsene alte Mann, von dem ihr alle gehört habt, mit den grossen, ernsten und doch unsagbar gütigen Feueraugen und dem ehrwürdig herabwallenden schneeweissen Barte. In heiliger Einsamkeit schwebte er inmitten des ungeheuren Weltraums, und ringsum, wohin sein Blick flammen mochte, gähnte wesenlose Leerheit: alles Leben, alle Kraft, alles Licht, alle Gedanken waren in ihm allein. Wie aber Gott so hinausstarrte in den grauenhaften Spiegel seiner Grösse und Einzigkeit, da wurde er sehr traurig: hatte er doch nichts in der Welt, was er lieben und was ihn erfreuen konnte, in seiner furchtbaren Einsamkeit. Und da diese Empfindung ihn immer quälender erfasste, kam er auf den Gedanken, einzelne seiner eigenen Kräfte freizugeben, dass sie sich selbständig tummelten in dem leeren Raume, der ihn umgab, und er etwas habe, was er betrachten und lieben könne. Gedacht, gethan: denn trotz seines Alters war er ein Mann von Konsequenz, und allmächtig obendrein. Zauberhafte Wellen blendenden Lichtes strömten von seiner erhobenen Rechten hinaus in die tiefschwarze Nacht, füllten die Unendlichkeit mit einem Meere jauchzender Flammen und

Digitized by Google

strahlten wieder von zahllosen kreisenden Welten, die geballten Wetterwolken ähnlich unter Gottes Füssen hervorrollten. Das war der erste Schöpfungstag.

— Und Gott gefielen alle Welten, die er gemacht hatte: am besten aber gefiel ihm eine der kleinsten, unsere Erde, die besonders niedlich ausgefallen war. Als er am nächsten Morgen erwachte, war die Erde denn auch sein erster Gedanke: und sein liebender Blick suchte sie sogleich unter den übrigen Sternen auf. Aber sie erschien ihm jetzt nicht mehr so schön wie gestern: das war ja noch ein ganz einförmiger und toter Ball — nein! es musste viel besser werden. Und, konsequent wie er war, griff Gott abermals in die Tiefen seines Ichs und schenkte der Erde Berge, Länder und Meere, gab ihr Gras und Blumen, Felder und Wälder, Fische und Vögel und Landtiere, sodass überall auf ihr ein reiches, buntes Leben sich zu regen begann. Das dauerte bis zum fünften Schöpfungstag.

— Und Gott lachte das Herz, wie Alles so wurde und sich regte und in tausendfältiger Kraft und Pracht des Daseins sich freute, und nichts von ihm wusste und nichts ihm dankte, als wenn es nie einen einsamen Greis mit Feueraugen und weisswallendem Bart gegeben hätte. Aber trotz alledem kam es ihm vor, als müsse noch mehr für seinen Liebling unter den Gestirnen geschehen. Konnte nicht ein vornehmeres Geschöpf dort leben, ihm selbst ähnlich an Geist und Gemütsart, das auch von seinem Gott, von ihm selbst wüsste? Sinnend schaute er über die vom Abendlicht übergoldete junge Erde hin: und als die Nacht herabsank, that er kein Auge zu. Am Morgen aber hatte er alles Nöthige ausgedacht, verliess seinen beherrschenden Platz im Mittelpunkte der Welt auf Nimmerwiedersehn und betrat selbst den Erdball, aus welchem an dieser Stelle unter seinem belebenden Fusse unwillkürlich ein wunderschöner Garten voll herrlicher Bäume und Blumen aufsprosste, bevölkert von den anmutigsten friedlichen Tiergattungen. Unter einer mächtigen Eiche sich niederlassend formte Gott mit eigener Hand aus einem Erdkloss die erste Menschengestalt, und hauchte ihr von seinem innersten Geist ein. Und wie der so geschaffene Mensch, den er Adam nannte, die Augen öffnete, küsste Gott seine Stirne und entfernte sich rasch in das Dunkel der Bäume, ihn zunächst seinen Eindrücken überlassend: denn Adam sollte ganz selbständig werden. Den Garten aber nannte Gott das Paradies, und sein Gebot umgab ihn mit einer hohen und undurchdringlichen ehernen Mauer, damit Niemand seinen Frieden stören und weder Adam noch er selbst ihn jemals wieder verlassen könnten. Und dann sank er schwer ermattet nieder, auszuruhen von seinen Werken. Das war der sechste Schöpfungstag.

Adam hatte sich unterdessen aufgerichtet, und mit staunenden Sinnen all die Herrlichkeit aufgesogen, die ihn umgab: das in der sinkenden Sonne funkelnde bethaute Waldgras, die ernstdämmernden, rauschenden Wipfel und den tiefblau leuchtenden Sommerhimmel, in welchem die ersten Sterne schimmerten. Lange lag er so, in feierlicher Betrachtung: dann endlich, als der Mond aufging, lernte er seine Glieder gebrauchen, richtete sich auf und folgte der silberglänzenden, grossen Kugel, die wie lockend durch die schwankenden Baumkronen glitt, damit er sie erreiche, wenn sie niederfiele. Aber die Kugel war schneller als er: sobald er glaubte, unter ihr anzulangen, war sie schon wieder um ein paar Stämme weiter. So lief er die ganze Nacht hindurch: ferner und ferner entschwand die silberne Kugel, sodass er sie kaum mehr entdecken konnte, und immer dunklere Schleier wob die Dämmerung durch den Wald. Adam begann sich zu fürchten. Da aber stieg zwischen den Bäumen ein anderer, grösserer, goldener Ball empor: derselbe, den sein erster Blick versinken gesehn — die Sonne! und ihre warmen Strahlen führten den neuen Tag herauf. Nun wurde es um den Wanderer her lebendig: fröhlich schmetternder Vogelruf schallte aus den Zweigen und Büschen, prunkende Schmetterlinge umflatterten ihn mit schillernden Flügeln, Käfer summten und brummten, bunte Eidechsen raschelten durch das Moos, schlanke Rehe kamen heran und liessen sich zutraulich von Adam liebkosen. Und jetzt, da er beschwingten Schritts eine breitere Lichtung erreichte, trat ihm ein Greis ent-

Digitized by Google

gegen, dessen hoheitsvolle Erscheinung ihn auf die Kniee zwang. Es war Gott, der ihm den ersten Morgengruss bot.

Und Gott sprach zu Adam, lange und liebreich, sodass dieser sich nicht mehr so schrecklich vor ihm fürchtete. Er erzählte ihm, wie Alles gekommen war und hatte kommen müssen, und wie Adam sein geliebtestes und edelstes Geschöpf sei, für das er alle diese Dinge gemacht habe, den Himmel und die Sterne und den Mond und die Sonne und das Paradies mit allen Bäumen, Rehen, Eidechsen, Vögeln und Schmetterlingen. Und er lehrte ihn sich selbst erkennen, alle Kräfte der Liebe und des Geistes, die er in ihn gelegt, verstehen und nach freiem Willen sich ihrer bedienen, zu seiner menschlichen Freude und zur Verschönerung des Paradieses, das doch ohnehin schon so herrlich war. Und Adam lauschte ehrfurchtsvoll den Worten des liebreichen Greises, und fühlte, wie viel er ihm schulde, und küsste in heissem Dank seine Hände. Gott aber sagte, dass er ihm das ganze Paradies schenke, dass er selbst nur als Adams Gast darin wohnen und in Freundschaft und Liebe überall ihm beistehen wolle. Und dann ging er mit ihm, so müde er war, durch den ganzen Garten, zeigte und erklärte ihm Alles und was man aus Allem gewinnen könne, und wies ihn zum Schlusse an, sich eine Hütte zu bauen, darin sie beide hausen könnten. Adam machte sich sogleich rüstig an's Werk, und bald stand die Hütte stattlich am Waldrand.

Wie sie aber eine Zeit lang so zusammen gelebt hatten, Adam bald mit dieser, bald mit jener Arbeit beschäftigt, Gott als sein Berater und Führer, bemächtigte sich Adams mehr und mehr ein Gefühl der Einsamkeit und Sehnsucht, der Sehnsucht nach irgend einem Geschöpf, das ihm gleichstehe, das nicht so hoch, so ehrfurchtgebietend über ihm wäre, wie der greise Gast des Paradieses, einem Geschöpf, das seine menschlichen Gedanken und Regungen wie eigene verstehen, mit dem er sie teilen könnte! Diese Schwermut Adams blieb Gott nicht lange verborgen, und seine Allwissenheit erkannte sogleich den Grund. „Du fühlst dich allein", sagte er bitter und gesenkten Hauptes.

„Ach, Vater" — rief Adam, zur Erde sich werfend und Gottes Kniee umfassend, warum hast Du nur einen Menschen geschaffen? Von allen Tieren hast Du viele gemacht — warum musste der Mensch allein bleiben?"

— Da richtete sich Gott auf und aus seinen müden Augen lohte es wie eine strafende Flamme des Vorwurfs. „Bist Du allein? Bin nicht ich bei Dir, ich, Dein Gott?"

„Ach", stammelte Adam: „Du bist alt, ich bin jung, Du bist weise, ich bin unerfahren und fehlerhaft, Du bist der Gott und ich bin ein Geschöpf. Wie könnt' ich mit Dir reden als mit Meinesgleichen?"

— Gott aber wandte sich zürnend, und ging in den Wald hinweg. Wie er wiederkehrte, in der Abenddämmerung zu der Hütte Adams, murmelte er vor sich hin: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei."

— Adam, den seine Worte längst gereut hatten, eilte ihm entgegen und bat ihn um Verzeihung: er habe seine Thorheit eingesehen, und seinen Frevel, an Stelle der höchsten Gnade, die ihm zu Teil geworden, etwas Niedrigeres zu begehren! Aber der trauernde Zug in seinem Antlitz war dennoch nicht geschwunden: Gott sah es wohl. Sie assen zusammen in gewohnter Weise das Nachtmahl, bei dem Gott so gütig zu Adam war wie nie zuvor, sodass es den Reumütigen doppelt rührte und zerknirschte. Zum Nachtisch bot ihm Adam einen Becher süssen Palmweins, welchen er nach seinen Anweisung gekeltert hatte. Gott forderte ihn mit seltsamem Blick auf, den Becher erst zur Hälfte zu leeren, was Adam auch that. Dann nahm er das Trinkgefäss mit zitternder Hand und stürzte es um, bis der letzte Tropfen in den Sand gesunken war. „Glaubst Du", frug er, „dass jetzt für mich noch Wein in dem Becher ist?" „Bewahre!" lachte Adam, „der letzte Tropfen fiel ja eben zur Erde". „Ja mein Sohn", sagte der Greis: „der letzte Tropfen fällt zur Erde und der Becher ist leer." Und damit stand er auf, und ging dem verwunderten Adam, der sich von alledem nichts erklären konnte, nach der Ruhestätte voran.

Digitized by Google

Als Adam am nächsten Morgen erwachte, fand er das Lager neben sich leer. Er rief Gott: aber Niemand antwortete ihm — er war allein in der Hütte. Er sprang ins Freie und spähte aus: aber der schöne Greis mit den grossen, guten Augen war nirgends zu sehen. Da erfasste ihn, den noch Schuldbewussten, eine namenlose Angst: und er lief und durchsuchte in atemloser Hast das ganze Paradies, dass die friedlichen Thiere vor seinen verstörten Geberden erschreckt zur Seite wichen. Nach allen Seiten streifte er, bis an die undurchdringliche eherne Mauer. „Gott," rief er dabei unablässig, „Gott! wo bist Du? verlasse mich nicht! Hab ich denn nicht Alles bereut? Hast Du mir denn nicht verziehen? Wo bist Du, mein guter, heiliger Vater?" Aber Gott war verschwunden. Bis zum Tode erschöpft brach Adam unter einer Baumgruppe zusammen, und seine Besinnung schwand.

— Eine weiche Hand, die seine Wange streichelte, weckte ihn. Und eine Silberstimme rief: „O, Gott sei Dank . . er lebt!" Und wie er die Augen aufschlug, sah er eine Gestalt liebreich über sich gebeugt, die ihm ähnlich war, jung und frisch, nur geschmeidiger und zierlicher als die seine. Von ihrem Haupte flossen lange gelbe Locken herab, wie Gold in der Sonne schimmernd.

— „Wer bist Du?" frug Adam, halb erschrocken, halb gefangen von dem lieblichen Bilde.

— „Ich bin Eva, Dein Weib!" erwiderte die Gestalt in munterem Ton: „o, weil Du Dich nur wieder regst und atmest und sprichst! Schau', seit einer Stunde hol' ich Wasser aus der Quelle, und bade Dir die Stirn' — aber Du wolltest nicht erwachen!" Und dann schmiegte sie sich an ihn, und helle Mitleidsthränen glänzten an ihren seidenen Wimpern. In plötzlichem, überströmendem Glücksgefühl schlang Adam seinen Arm um ihre Hüften. „Mein Weib!" rief er, „mein gutes Weib — meine Gehülfin und Gefährtin! Bin ich denn nicht mehr allein?" Dann aber, sich besinnend, fuhr er auf. „Aber Gott — wo ist er?"

— „Gott?" frug Eva: „kennst Du ihn denn, der Dich und mich geschaffen? Hast Du ihn denn etwa gar schon leibhaftig gesehen? Ich nur im Traum — heut' Nacht! Aber wenn ich Dich so betrachte, kommt es mir vor, als sähest Du ihm sehr ähnlich."

„Heute Nacht hast Du von ihm geträumt? und gestern? wo warst Du gestern? warst Du gestern auch schon im Paradiese?"

„Gestern?" frug Eva verwirrt. „Gestern? Ich weiss nicht mehr, was gestern war. Ach, weil Du nur lebst, und wir beide leben!"

— Und sie drückte den ersten beseligenden Kuss auf seine Lippen. Und er sah ihr in die schönen, grossen, liebevoll glühenden Augen. Da wusste Adam, was aus seinem Gott geworden war: und die Schmetterlinge des Paradieses flatterten um das glückliche Paar.

Digitized by Google

RUNDSCHAU.

RUBINSTEIN.

Erinnerungen von Z. W.

Wagner, Liszt, Bülow und nun auch Rubinstein — die Grossen einer vergangenen musikalischen Blüteperiode — haben uns nun alle verlassen. Auch ich wollte nicht das Andenken eines Künstlers wie Rubinstein vorübergehen lassen, ohne ihm einige Worte in unserm Blatte zu widmen. Ich thue es in eigentümlicher Art. Ich veröffentliche mit geringen Auslassungen einen Brief, den mir eine seiner intimsten Schülerinnen, welcher er ein besonders warmes Interesse entgegenbrachte, nach seinem Tode über mancherlei Erinnerungen an den Meister schrieb. Er wird auch bei Anderen ein gleiches Interesse erwecken.

O. B.

* * *

. . . . . nichts wird mir auf der Welt so schwer, als früh aufzustehen und lange Briefe zu schreiben. Wie sympathisiere ich in dieser Hinsicht mit dem verstorbenen Meister Rubinstein, der, wie bekannt, fast gar keine Briefe schrieb und nur die dringendsten durch seine Schülerinnen oder Bekannte beantworten liess. Sein künftiger Biograph wird so gut wie kein Briefmaterial vorfinden, und dadurch wird ihm die auch ohnedies schwierige Arbeit noch schwerer gemacht; denn es ist keine leichte Aufgabe, eine in ihrer Grösse so schlichte und in ihrer Schlichtheit so grosse Persönlichkeit wie die Rubinsteins zu schildern.

Wie viel wurde von und über ihn schon bei seinen Lebzeiten geschrieben, und doch sagte er mir selber, er wüsste kein einziges Werk, welches seine Person — von seinen musikalischen Leistungen natürlich abgesehen — auch annähernd richtig schildern möchte. Als ich darauf ihn frug, warum er doch selbst keine Autobiographie schreibe, antwortete er: „Ich habe es einst versucht, habe aber dann das Zeug in's Feuer geschmissen; es ist zu langweilig, sich immer mit seiner eigenen Person zu beschäftigen.“ — Was würde er wohl zu all' den Artikeln, Erinnerungen und Betrachtungen, die nach seinem Tode en masse erschienen, gesagt haben? Wahrhaftig, es sind viele darunter, von denen man nicht einmal „si non è vero, è ben trovato“ sagen kann! — Es ist eine so hässliche, mir persönlich geradezu widerwärtige Unsitte, welche leider bei uns immer mehr und mehr überhand nimmt, alles, auch das Kleinste, Unbedeutende und Intime aus dem Leben bedeutender Persönlichkeiten in die Öffentlichkeit zu bringen. Es wird damit nur dem niedrigsten Bedürfnis der Masse, dem der Neugierde gedient; denn was für eine Bedeutung für die Beurteilung eines hervorragenden Mannes hat es, ob er alles, was gut zubereitet, gerne isst, wie dies bei Rubinstein der Fall war, oder mit besonderer Vorliebe Bratwurst mit Erbsen geniesst, wie es Kaiser Wilhelm thun soll; nicht einmal auf die Liebe zum Einfachen kann man daraus schliessen, denn wie uns dieses Beispiel deutlich zeigt, lässt sich Vorliebe für einfache Kost mit der für Pracht und Glanz vereinigen. Oder wozu sollen es die guten Leute wissen, von welcher Façon die Kragen waren, die der Künstler zu seinen Concerten zu tragen pflegte, ob er schwedische oder Glacé-Handschuhe bevorzugte und womöglich noch, wo er sie kaufte. Rubinstein zum Beispiel trug nie welche, was doch bei einem Klavierspieler ein gar seltener Fall ist. Diese höchst wichtige Mitteilung kann nach meiner Ansicht aber vielleicht nur so viel zur Folge haben, dass irgend ein ganz junger Pianist, der

Digitized by Google

bis nun seine Hände auf's sorgsamste einhüllte, sie jetzt den Einwirkungen der Witterung preisgeben wird, wodurch höchstens sein Portemonnaie, aber auf keinen Fall sein Spiel etwas gewinnen wird . . .

Ich habe Rubinstein verhältnismässig nur eine kurze Zeit gekannt, und obwohl ich die Gelegenheit hatte, ihn viel und oft zu sehen, so war er doch nicht der Mann, der viel über sich und seine Ansichten sprach, ja, er zeigte sogar eine gewisse Scheu und Abneigung gegen Gespräche solcher Art, wobei die Schuld wahrscheinlich auch an den vielen Bekannten lag, die er während seiner wanderreichen Zeit erworben hat und die ihn oft mit diesbezüglichen Fragen belästigten. So viel und für einen Musiker so ungewöhnlich reges Interesse er für alle Fragen der Kunst, Wissenschaft und Literatur an den Tag legte — sogar während seiner Reisen befanden sich auf dem Tische seines Hotelzimmers Bücher aller Art und in allen Sprachen -, so hatte er doch kein Bedürfnis, mit Anderen viel darüber zu sprechen, und das geschah nur, wenn er besonders in Stimmung war und wenn die anwesenden Personen ihm besonders zusagten. Er war einer von denen, die sich selbst genug sind, und was er über seine Person und sein Leben mitteilen wollte, hat er in seinen Erinnerungen, die unlängst auch ins Deutsche übersetzt wurden, gethan. Ueber seine Ansichten in der Musik hat er sich ganz offen und ausführlich in seinem Buche: „Die Musik und ihre Meister" ausgesprochen, und was man sonst über seine Ansichten in den verschiedensten Fragen des Lebens wissen will, das wird man aus seinem hinterlassenen Werke „Aphorismen" erfahren. Er hat dasselbe in deutscher Sprache in Dresden geschrieben und daselbst vollendet; auf dem Titelblatt machte er die Aufschrift: „Nach meinem Tode zu veröffentlichen", und der Ertrag des Buches ist für seine, von ihm so sehr geliebten Enkelkinder bestimmt. (Es sind drei allerliebste Kinder, deren Photographie stets auf seinem Schreibtische stand.) Mit Bekannten aber über wichtige Fragen, über ernste Sachen zu sprechen war seine Art nicht, und darin mag wohl die Ursache liegen, warum nach einem Vormittag voll Mühe und Arbeit er die freien Nachmittagsstunden am liebsten in Damengesellschaft oder am Kartentisch zubrachte. Die Damen plagten ihn nicht oder sehr selten mit ernsten Gesprächen, und bei den Karten ruhte er erst recht aus, denn dann verfolgten ihn nicht die vielen Melodien, die er sonst immer vor sich hinsummte. „Am Kartentisch," sagte er mir einmal, „giebt sich Niemand die Mühe, den Anderen zu unterhalten, Niemand will besonders geistreich sein und etwas ganz Originelles sagen. Pic! Carreau! Trèfle! ist die ganze Unterhaltung, und das ist es, was mir die Karten so lieb macht. Sie können es freilich nicht verstehen," fügte er hinzu „Sie sind noch zu jung dafür, aber wenn man in seinem Leben so viele sog. „geistreiche Gespräche„ in verschiedensten Gesellschaften der Welt angehört, dann werden sie schliesslich zuwider, um so mehr als es merkwürdigerweise so oft dieselben sind." — Aus dieser Bemerkung muss man jedoch nicht schliessen, dass Rubinstein ein Feind der heiteren Unterhaltung, ein Feind des Scherzes war. Im Gegenteil, ich habe selten einen Menschen gesehen, der so herzlich und so gerne lachte. Er war der dankbarste Zuhörer und ein jeder Witz, jedes Bon-mot machte ihm das grösste Vergnügen. Nein, er war durchaus kein düsterer, wortkarger Mann, sondern eine heitere, sonnige Natur mit einem harmlosen, kindlichen Gemüt, und von einer Naivität, wie sie nur dem Genie eigen ist. Verhasst war ihm nur das Sichgebärden, das Bestreben geistreich zu erscheinen, wie ihm überhaupt jede Unwahrheit, jede Unnatur zuwider war, sei es Puder auf den Wangen einer Dame, oder übertriebene Empfindung im Vortrage eines Musikstückes. Ja, wahr und ursprünglich war er wie die Natur, und wie diese war er gross und einfach! Aber auch gut und freundlich war er, und wenn vieles von der Derbheit erzählt wird, mit welcher er so manchen lästigen Verehrer und Besucher abgewiesen hat, so muss man nicht vergessen, dass selten ein Mensch so viel mit Bitten um Empfehlungen, Autogramme und um Anhören verschiedener junger, talentvoller und talentloser Künstler geplagt wurde. Schriftliche Empfehlungen gab er fast nie, seine Autogramme nur höchst ungern und selten, aber angehört hat er alle, die ihm vorspielen wollten. Hatte er in ihrem Vortrage etwas gefunden, was Lob verdiente, so that er es mit dem grössten Vergnügen, hatte aber der Ausübende besonderes Interesse in ihm erweckt, so übte er ausführlichere Kritik, wobei er stets Ausdrücke, wie „diese Stelle hätte ich so gemacht", „dieses Stück fasse ich so auf" gebrauchte. Seine Schüler und Schülerinnen aber fasste er nicht so zart an; die kriegten selten ein gutes Wort zu hören und Ausdrücke wie: „unmusikalische Person, talentlose Kreatur" waren noch die sanftesten in seinem Schimpflexikon. Er unterrichtete im Allgemeinen ungern, daher die verhältnismässig kleine Zahl seiner Schüler, aber that er es, dann war er auch mit seiner ganzen Seele dabei. Wie verstand er es, ihnen die Geheimnisse seiner Kunst zu erschliessen!

Digitized by Google

„Die anderen spielen, wir wollen aber am Klavier sprechen", sagte er, und fast für jedes Stück hatte er eine den Inhalt desselben trefflich bezeichnende Erklärung: „Nun lernen Sie das Stück und erzählen Sie mir auch das nächste mal, was Sie sich dabei gedacht haben", oder vielmehr „nun lerne das Stück und sage mir" u. s. w., denn er redete seine Schüler und Schülerinnen stets mit „Du" an. Ich erinnere mich, wie eine seiner Schülerinnen über eine Staccatostelle in einer Polonaise von Chopin nicht so ganz klar war und daher nicht genau wusste, welchen Charakter sie ihr geben sollte, da meinte er, ob sie doch das hastige Huschen der polnischen Verschwörer in den Büschen nicht sehe, und sie spielte die Stelle sofort mit dem richtigen Ausdruck. Bis auf das Kleinste, bis auf die Körperhaltung achtete er. „Der Künstler soll nicht mit einem bösen Gesichte, nicht wie ein begossener Pudel am Klavier sitzen, sondern vornehm und frei, und schon mit seiner Haltung dem Publikum sagen: „höret nun an, was ich euch erzählen werde", denn sieht er so aus, als wenn er sagen wollte: „ach, bitte, bitte, hören Sie mich nur an", wird kein Mensch seinem Vortrage Interesse schenken." Während der Stunde war er seinen Schülern der strenge, unerbittliche Lehrer, aber im Leben war er ihnen der freundlichste Berater, der auch für die kleinsten Ereignisse ihres Lebens Interesse hatte. Ihre künstlerische Laufbahn verfolgte er mit väterlicher Sorge, und es war rührend zu sehen, wie er sich bei jedem ihrer Konzerte ängstigte. — Mit welcher Schnelligkeit eilte er nach dem Schlusse in die Garderobe, um sie zu beglückwünschen und zu küssen, aber am anderen Tage kam gewöhnlich eine strenge, unbarmherzige Kritik, die zuweilen kein gutes Haar an der ganzen Leistung liess. Doch seine Schuler wussten genau: je mehr er einen Künstler schätzte und liebte, desto höhere Ansprüche stellte er an ihn. Diese strenge Kritik, wie auch das Beispiel seines einfachen, bescheidenen Wesens hatte zur Folge, dass keiner seiner Schuler etwas von der Einbildung und dem Dunkel hatte, an dem so viele junge Kunstler leiden, sie sind alle die liebenswürdigsten, bescheidensten und einfachsten Menschen geworden, denen ich je begegnet bin. Dass sie alle an ihrem Meister mit der grössten Liebe und Verehrung hängen, ist ja selbstverständlich, denn ein Jeder, der ihn naher kannte, musste ihm gut sein. Es lag ein besonderer Zauber in seinem ganzen Wesen, der auf alle, die mit ihm verkehrten, oder ihn spielen hörten, ganz unwiderstehlich wirkte. Dieser, ihm allein eigene „Charme" lässt sich gar nicht mit Worten beschreiben oder erklären, und ich wusste wirklich nicht zu sagen woran es lag; vielleicht in seiner rührenden Einfachheit und Natürlichkeit, vielleicht in seiner so elementaren Kraft, vielleicht in der Vereinigung aller dieser Eigenschaften. Thatsache ist, dass kein Musiker ausser Liszt eine so fascinirende Wirkung auf seine Zuhörer ausübte, und so viel Liebe und Verehrung genossen hat. Dass sich mit der Zeit um ihn ein immer grösserer Kreis von Bekannten bildete, die ihn in jeder Stadt umgaben, war ganz natürlich, rührend aber war es zu sehen, mit welcher Nachsicht und Zuvorkommenheit er alte Freunde behandelte, wenn sie ihm auch manchmal lästig fielen. „Bin ich in der Liebe nicht treu, so bin ich es in der Freundschaft", pflegte er zu sagen und über jede kleine Aufmerksamkeit, über jede Blume, die sie ihm brachten, freute er sich ungemein, er, der es verschmähte die vielen Kränze und Blumen, welche er bei seinen Concerten erhielt, nach Hause mitzunehmen. Wenig, fast gar nichts machte er sich aus all' den äusseren Würdigungen der Kunst, jener Kunst, die für ihn stets die heilige Göttin und nie die melkende Kuh war. Schon seit langer Zeit hat er nicht mehr für Geld Unterricht gegeben und in den letzten 9 Jahren spielte er auch nur unentgeltlich, entweder für Musiklehrende und Musikstudierende, oder für wohlthätige Zwecke. Allein in Russland hat er über eine halbe Million Rubel für die Wohlthätigkeit „erspielt", und noch im Anfange dieses Jahres hat er in Petersburg für die Blindenanstalt ein Concert gegeben, dessen Ertrag 9000 R. überstieg; auch später spielte er noch für's Konservatorium in Wien und in einer Matinée im Leipziger Gewandhaus verabschiedete er sich leider für immer vom deutschen Publikum. Dies war überhaupt sein letztes Concert, denn später in Stuttgart dirigierte er nur. Wer ihn in dieser Leipziger Matinée sein riesiges Programm spielend bewältigen hörte, wer ihn später so frisch und unermüdet zu seinem Mittagsmahl im Hôtel Hoffe kommen sah, der dachte gewiss nicht daran, dass schon das kommende Jahr ihn nicht mehr unter die Lebenden zählen wird. Nun es ging ja alles nach seinem Wunsch. „Nur plötzlich möchte ich sterben, denn krank zu sein ist mir das schrecklichste auf Erden." Diese Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, wie auch der Umstand, dass er in seiner Heimat, in seinem eignen Hause und in den Armen seiner Frau gestorben ist, lindert etwas den herben Schmerz, den sein unerwarteter Tod allen ihm Nahestehenden und Bekannten verursacht hat. Und dann so heiter und lebenslustig sein Naturell auch war, so viel Freuden und Glück er in seiner glänzenden Laufbahn auch genossen hat, die letzten Jahre seines

Digitized by Google

Lebens waren doch von einer gewissen Traurigkeit umflossen, von einem tiefen Schmerz, der bei seinem stets natürlichen Wesen niemandem verborgen bleiben konnte. Viele Ursachen haben dazu beigetragen: zu allererst wohl der unbefriedigte Wunsch auch als schaffender Künstler denselben Platz zu behaupten, der ihm als ausübenden gehörte. Seine Kompositionen, von den vielgesungenen Liedern, Duetten und kleinen Klavierstücken abgesehen, wurden nur selten aufgeführt und grösstenteils auch nur dann, wenn er selber mit seiner magnetischen Person ihnen zur Seite stand. Er wusste es ganz genau und sagte oft: „man macht meine Sachen, wenn ich dabei bin, sonst kümmert sich kein Mensch um sie." Dann mag es auch das Gefühl des leise, aber sicher sich einschleichenden Alters gewesen sein, jenes Alters, welches von solchen mit der Empfindung hauptsächlich lebenden Naturen, wie die Rubinsteins war, selten mit wehmütiger Resignation, viel eher aber mit schmerzlichem Protest empfunden wird. — Auch der Verlust des 20jährigen Sohnes und der greisen, von ihm abgöttisch geliebten Mutter, haben viel zu seiner traurigen Stimmung beigetragen. An der Mutter hing er bis an ihr Lebensende — sie ist in ihrem 72. Jahre gestorben — mit der zärtlichsten Liebe und Verehrung, und ich möchte denen, die von seiner Frauenverachtung sprechen oder schreiben, sagen: hat er auch oft über die Frauen raisonniert, hat er so manche derbe Bemerkung über sie gemacht, so konnte doch einer, der eine so bedeutende Frau zur Mutter hatte und der für sie so viel heisse, wahre Liebe und Achtung empfand, im Grunde seiner Seele kein Frauenverächter sein. Schliesslich waren es auch die düsteren, pessimistischen Ansichten, welche er über die Musik der Gegenwart und Zukunft hatte. Er hat ihnen in seinem Buche: „Die Musik und ihre Meister" Ausdruck gegeben, und dort schreibt er unter anderm: „ich fühle, dass ich nicht lange genug mehr leben werde, um den kommenden Bach oder Beethoven zu erleben und das stimmt mich traurig"; den Schluss des Werkes bildet aber der verzweifelnd klingende Satz: „ob es nicht gar die musikalische Götterdämmerung wäre, die jetz heranbricht?" Die ganze Richtung der jungen schaffenden Künstler war ihm unsympathisch und über die ausübende äusserte er sich: „es ist so ungemein schwer sich jetzt Bahn zu brechen; so viele, alle spielen gut, doch sind sie Specialisten: der eine spielt gut Chopin, der andere Beethoven, der dritte Mozart, der vierte Schumann oder Mendelssohn, der fünfte kleine und graziöse und der sechste leidenschaftliche Stücke, alles aber gut zu spielen, versteht fast keiner. Heut zu Tage muss man auch, um Erfolg zu haben, Specialist sein, und das wird mit der Zeit noch schlimmer und schlimmer werden; so bequem die Abonnement-Concerte für den Künstler in mancher Beziehung auch sein mögen, so fordern sie von ihm keine solche Vielseitigkeit, als es eigene Concerte thun, aber um eigene Concerte zu geben, dazu muss man ja jetzt ein reicher Mensch sein." — Unvergesslich wird mir das folgende Gespräch mit Rubinstein bleiben. Ich erzählte ihm von dem Eindruck, den die Duse auf mich gemacht hat und sagte: „ich bin überzeugt, dass sie alles, was sie spielt, auch während ihres Spieles durchlebt." „Wie können Sie nur so was denken? Da würden wir schon alle längst da liegen," er machte mit der Hand eine Bewegung nach unten. „Wie können Sie glauben, dass ein Künstler, der vielleicht einige Dutzend mal dieselbe Rolle, dasselbe Stück spielen muss, jedes mal das alles durchleben kann! Das würde doch die stärkste Gesundheit nicht einmal einige Monate aushalten. Ausserdem ist es absolut unkünstlerisch, sich von dem Inhalte eines Stückes fortreissen zu lassen. Der wahre Künstler muss darüber stehen, denn nur in diesem Falle wird er die Grenze des Schönen nie überschreiten und auf das Publikum einen erschütternden, aber auch erhebenden Eindruck machen. Natürlich muss aber seine Kunst so gross sein, dass sie auf die Zuhörer den Eindruck des Unvorbereiteten, des in dem Augenblicke Empfundenen machen soll." Wie überzeugend klang das alles aus dem Munde dessen, der stets auf das Publikum eben diese Wirkung ausübte, von dem man sagte: er dichtet am Clavier. — Nächst seiner Kunst und seinen Compositionen war es die Erziehung der musikalischen Jugend, die ihm am meisten am Herzen lag. Was er in dieser Beziehung für Russland gethan hat, ist fast unglaublich; Konservatorien, Musikschulen, Musikgesellschaften hat er dort in's Leben gerufen, und wenn die Russen einen so ehrenvollen Platz in der musikalischen Welt einnehmen, so haben sie es hauptsächlich ihm zu verdanken. In den letzten Jahren stand er freilich den Musikangelegenheiten seiner Heimat etwas fern, aber für sein Kind, für das Petersburger Konservatorium behielt er immer das regste Interesse, auch für die kleinsten Vorgänge desselben. — Ein sehr grosses Gewicht legte er auf die allgemeine Bildung des Musikers und darum hat er im Petersburger Konservatorium Klassen eingerichtet, in denen die jungen Leute verschiedene Gegenstände und Sprachen lernen mussten. Natürlich nur die, welche keine Schule vorher durchgemacht haben. — Ein Diplom er-

Digitized by Google

hielt nur Derjenige, der die Prüfungen auch in all' diesen Gegenständen gut bestanden hatte, und Rubinstein wohnte selber denselben immer bei. So manche Antwort mag er da gehört haben, die seine Lachmuskeln in Bewegung brachte, und ein reizendes Geschichtchen erzählte er von der Unwissenheit einer jungen Konservatoristin. Es war bei einer Prüfung der Geschichte, und Rubinstein legte ihr die unerwartete Frage vor, wer doch eigentlich Martin Luther war. Das Mädchen wurde ganz verlegen und wusste nicht, was sie sagen sollte. Da kam ihr aber ein leise geflustertes Wort ihrer Nachbarin zu Hilfe und „Doctor" war ihre Antwort. „Ja, aber was für ein Doctor," forschte Rubinstein weiter. Sie wurde abermals verlegen und da sie diesmal das ihr leise vorgesagte „Reformator" nicht deutlich hörte, war „ein Operator" die überraschende Antwort. – Ganz originell waren die Ansichten Rubinsteins über die Wahl der Gegenstände, die für die Bildung eines Musikers, und auch für die der Frauen, nötig waren. Geschichte, Litteratur und Sprachen waren seiner Meinung nach die Hauptsache, noch etwas, aber nicht viel Arithmetik; höhere Mathematik aber, wie auch alle Zweige der Naturwissenschaft hielt er für absolut überflüssig. Wie sonderbar diese Ansicht bei einer geistig so hoch entwickelten Persönlichkeit erscheinen mag, so entspricht sie doch vollkommen seiner Natur. Eine Individualität voll berauschender Phantastik und glutvoller Leidenschaft, ausschliesslich ein Mann des Gefühls und der Empfindung – war ihm jede exacte, nur auf Logik beruhende Wissenschaft völlig fremd und unsympathisch. Deutlich zeigt sich grade dieser Mangel an Berechnung, an Überlegung und an logischer massvoller Steigerung in seinen Kompositionen. Wie oft kommt, wo man den Höhepunkt erstiegen wähnt, ein noch höherer und höherer, wodurch der Rückweg furchtbar beschwerlich und lang wird, oder zu einem jähen Sturz führt. Aber was für eine Fülle der blühendsten Melodik, des tiefen Gefühls und der gewaltigen Leidenschaft enthalten seine Werke! Man denke nur an seine „Dramatische" und „Ocean"-Symphonien, an das B-dur-Trio, an die D-dur-Sonate für Clavier und Violoncell, an seine Opern „der Dämon" und „Feramors" und an die vielen andern grossen und kleinen Kompositionen, von den herrlichen Liedern abgesehen. Leider wurde auch ihm das Schicksal aller grossen Männer zu Teil, bei seinem Leben nicht nach Verdienst gewürdigt zu werden. Jetzt werden seine Werke zu Gedächtnissfeiern überall aufgeführt und da hört man so Manchen sagen: „ich dachte ja gar nicht, dass er so schöne Musik gemacht hat." — Er hat aber auch bei seinem Leben so gar keine Reclame für seine Kompositionen gemacht, und ohne die kommt man heut zu Tage nicht weit. Wie wenige wissen etwas von seiner Idee der geistlichen Oper, einer Idee, die ihn die letzten 20 Jahre so lebhaft und unausgesetzt beschäftigt hat. Ein geistliches Theater wollte er schaffen: eine einfache, aber würdige Stätte, an der während der Theaterferien und am Tage Opern ausschliesslich geistlichen Inhaltes aufgeführt werden sollten. Zu diesem Zweck hat er eine ganze Reihe von Opern geschrieben, und hätte ihn der plötzliche Tod nicht an der Vollendung des „Kain" verhindert, so würde seine „musikalische Charwoche", wie er den Cyklus dieser Opern nannte, vor uns ganz fertig da liegen. Für den 1. Tag „Kain", für den 2. „Das verlorene Paradies", für den 3. und 4 „Hagar in der Wüste" und „Turmbau zu Babel", für den 5. „Moses", für den 6. „die Maccabäer" und für den 7. „Christus". Dieses letzte Werk soll von seltener Schönheit, von einer tiefen, ergreifenden Wirkung sein, und schon die Aufführung einiger Vorgänge daraus im Leipziger Gewandhaus am 13. d. M., trotzdem sie ohne Decorationen, ohne Kostüme und Action gemacht wurde, hat einen tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Im Mai nächsten Jahres wird in Bremen die erste vollständige scenische Aufführung des „Christus" stattfinden, und in Dresden hat eine Anzahl von Rubinstein's Freunden und Verehrern den ebenso kühnen als kunstsinnigen Entschluss gefasst, seine Ideen eines geistlichen Theaters zu verwirklichen. Welchen Erfolg dieses Unternehmen haben wird, ist bei der Neuheit der Sache schwer vorauszusehen, dass es aber sich der Mühe lohnt, einen Versuch damit zu machen, liegt klar auf der Hand. Hoffentlich wird es auch in weiteren Kreisen rege Beteiligung finden, und zu einer Zeit, wo so viel über die Hebung der religiösen Gefühle im Volke gesprochen und geschrieben wird, muss gerade diese Idee Vielen sehr sympathisch erscheinen; kann doch nichts einen so nachhaltigen Eindruck auf die Volksmassen und die heranwachsende Jugend ausüben, als das Theater. Denen aber, welche für die Kunst mehr Interesse als für die Religion haben, wird die Einführung dieser neuen Kunstgattung höchst willkommen sein. Jedenfalls wird dadurch ein Act der Pietät dem verstorbenen Meister gegenüber erfüllt, und Dresden, die Stadt, wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, wo er den „Christus" geschrieben und vollendet hat, bietet den besonders geeigneten Platz. Schade nur, jammerschade ist es, dass es

Digitized by Google

dem Meister selber nicht vergönnt worden ist, die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches zu erleben, seinen Freunden wird dadurch ein grosser Teil ihrer Schaffensfreude geraubt. Doch mag ihre Begeisterung für die gute Sache nicht erlahmen, eingedenk der Worte:

„Selig sind die Todten,
denn sie ruhen von ihrer Arbeit
und ihre Werke folgen ihnen nach."

PARISER THEATER.

Es ist etwas Eigentümliches dabei: das schlechte Wetter treibt zur Genusssucht. Je mehr die helle Freude der Natur verschwindet, desto mehr geht man den artificiellen Vergnügungen nach. So verspricht denn der Winter recht lustig zu werden. Zwar ist das „Wettkriechen" des Russenjammers dazwischen gekommen. Man hat schwarze Tücher und lange Gesichter ausgesteckt. Aber was sind denn diese Thränen andres, als neue Quellen zum ewigen Zerstreuungsrausch? — Die Theater haben seit Wochen schon, eines nach dem andern, ihre Räume gelüftet, haben Première auf Première gegeben, aber wie viel ist davon übrig geblieben? Nur eine Novität, die überlustige „Pension de famille" von dem jungen Humoristen Maurice Donnay hält sich noch jeden Abend im Théâtre du Gymnase mit vollem Hause und im Vaudeville wird die so und so viel Hundertste von „Madame Sans-Gêne" gegeben. Die unabhängigen Bühnen sind in diesem leeren Wettkampfe etwas zurückgeblieben. Herr Antoine reist immer noch und sucht seine naturalistische Ware an den Mann zu bringen. Erst in einigen Monaten will er nach Paris zurückkehren um Halbe's „Jugend" zu geben. Wohl in Schürmann'scher Übersetzung. Das kann lustig werden! Ob Herr Schürmann wohl auch ein französisches Theater in Perlin zu Stande bringen wird, ob er die nötigen Schauspieler dazu bekommen wird? Darüber hat man zwei Tage geplaudert und die Interviewer hatten geschäftig zu thun. Berlin und Paris schienen näher gerückt zu sein. Ein anderes Interview, das weniger Aufsehen machte, war dasjenige des „Matin" bei Herrn Nordau, über den Durchfall seines Stückes. Daraufhin konnte man sogar glauben, Herr Max Nordau sei in die vierte Dimension übergeschnappt. Es war blos ein böses Gerücht, das schlechte Menschen verbreitet hatten, denn Herr Nordau ist ein ebenso normaler und gesunder Durchschnittsmensch geblieben, wie er es früher war.

Doch in alledem war das einzige Litteraturereignis der letzten Tage die erste „Oeuvre"-Aufführung der Saison. Das „Oeuvre" hatte vorher sein Programm veröffentlicht: Wieder meist ausländische Stücke, und sehr wenig von den jungen, von den allerjüngsten Franzosen. Es war ein merkwürdiger Abend, diese Einzig-Vorstellung von John Ford's „Annabella". Der Titel des Stückes heisst eigentlich „Tis a pity she's a whore", „Es ist schade, dass es eine Dirne ist". Aber erstens konnte man ihn nicht übersetzen, und zweitens passte er auch gar nicht auf die Handlung des Stückes. Von John Ford weiss man fast gar nichts. Dass er, 1586 in Ilsington in Devonshire geboren, drei Jahre vor Shakespeares Tod sein erstes Stück aufführen liess, dass „Annabella" 1633 gedruckt wurde, und seine letzte Tragi-Komödie 1638 im Cockpit-Theater über die Bühne ging. Sein Todesjahr ist unbekannt geblieben. Die Liebe bildet das Hauptthema seiner Stücke „The Lover's melancholy", „The brocken Heart", „Love's Sacrifice", „Fancies chaste and noble" etc. „Es finden sich darin wenigstens vier Meisterwerke". In Frankreich war John Ford bis jetzt fast ganz unbekannt geblieben. In Deutschland haben sich meines Wissens Tieck, Kannegiesser und Wiener mit ihm beschäftigt (Ford's dramatische Werke 1849). Der alte Bodenstedt hat eine sehr mässige Übersetzung von „'Tis a pity" unter dem Titel „Giovanni und Annabella" gebracht. Doch das Hauptinteresse, welches dieser Ford-Abend gewährte, war als Zeitphänomen: weil Maurice Maeterlinck das Stück übertragen hatte und Marcel Schwob die Conférence dazu hielt. Es war eine archäische Restitution mit blos shakespeare'schen Mitteln. Obwohl ganz unzulänglich gespielt wurde, horchte das Publikum aufmerksam zu, es interessierte sich historisch für die Sache, auch ein Zeitphänomen. Maeterlinck hat zu der Bucherscheinnng von „Annabella" ein gehaltvolles Vorwort geschrieben, wo er die ganze Periode der „Elizabethen Dramatists", „une des périodes les plus extraordinaires de la beauté tumultueuse et folle comme la mer", eingehend und mit tiefdringenden Worten beleuchtet. Über Marcel Schwobs Vortrag wäre vielleicht noch mehr zu sagen. Der Dichter des „Roi au masque d'or", einer der besten Erzähler („conteurs"), die wir augenblicklich besitzen, ist gleichzeitig bei uns einer der einzigen Kenner des alten Englands. Er sprach knapp und mit klaren Worten und nachdem er vor unseren Ohren das Stück hervorgezaubert hatte, begriffen wir die ganze Höhe dieser Tragödie der ewigen, sinnlichen Liebe. „Ford ist der tiefste Feminist der shake-

Digitized by Google

speare'schen Pleiade, sagt Maeterlinck. Er hat manchmal fast das Pathos eines Racine, und inmitten der schönen, bewegten Barbarinnen, welche sie umgeben, haben seine Heldinnen Annabella, Colantha, Penthea, Bianca ein inneres Leben, süss, stark und schweigsam." Havelock Ellis hat von Ford sagen können, dass er von den Männern, welche „Othello" und „A Womann killed with kindness" (Th. Heywood) geschrieben haben, entfernter war, als von der Verfasserin von „Le Rouge et le Noir" und „Madame Bovary".

„Annabella", der blutige Gesang der unwiederbringlichen Liebe, wird viel an „Romeo und Julia" erinnert haben, aber Fords Drama macht einen Schritt mehr in die Tragik: seine beiden Helden sind Bruder und Schwester, und die Blutschande, welche auch Siegmund und Sieglinde vereint, heftet das Band um so fester, das Giovanni an Annabella knüpft. „Du bist meine Schwester, Annabella," sagt der Bruder. „Ich weiss es und könnte dir beweisen, dass es ein Grund mehr ist, um uns zu lieben .... Und deshalb wollte die weise Natur, als sie dich schuf, dich für mich schaffen. Sonst wäre es ein Verbrechen gewesen, zwei Seelen nur eine Schönheit zu geben. Das Band der Geburt, das Band des Blutes ziehen das Band der Liebe noch enger zusammen ..." Man sieht, welche Intimität aus solchen Gefühlen entsteht. Sie wissen kaum, dass sie sich lieben; dann, eines Tages, plötzlich, treffen sie sich im Vaterhause und die Liebe bricht los, „herb, grausam, wild, tastend und zitternd schon unter der Hand des Todes". Sie knien beide und küssen sich: „Liebe mich, mein Bruder, oder töte mich," lispelt Annabella. „Liebe mich, meine Schwester, oder töte mich," antwortet Giovanni. Nun sind sie in den grossen Strudel des Unglücks getreten und das Drama entfaltet sich. Giovannis Beichtvater, ein alter Corinther, sucht vergebens sie zu trennen. Das Verhängnis rollt seinen Weg: Annabella trägt ein Kind unter dem Herzen. Sie muss heiraten. Soranzo ist unter denen, die sich längst um ihre Hand beworben; sie sagt seiner Bitte zu und bald kennt er die Schande, die sie befleckt. Nur der Name des Verführers bleibt ihm verborgen. Wunderbar ist die Scene, wo er ihr durch Misshandlungen das Geheimnis entlocken will. Sie schweigt, doch durch die List eines Dieners ist Giovanni entdeckt. Soranzo ladet den Bruder zu hohen Festen, wo er meuchlings den Tod finden soll. Zur Schwester steigt er noch hinauf, vor dem Mahle. Er findet sie, ins Brautkleid gehüllt, auf dem Bette liegend. Sie kündet ihm sein Ende, aber er ist stärker als der Tod, er selbst wird Annabella erdolchen. „Oh, mein Bruder, durch deine Hand!" ruft die Schwester. Die Scene ist die ergreifendste, die es überhaupt giebt. Sie sagen sich Lebewohl: „Umarme mich! Wenn je kommende Geschlechter die Geschichte unserer eng-umschlossenen Liebe erfahren, obwohl vielleicht das Gesetz des Gewissens und der Sitte ein Recht haben, uns zu tadeln, wenn sie unsere Liebe kennen werden, wird sie die Schande auslöschen, welche bei gewöhnlichen Blutschanden nur Entsetzen erregt." Giovanni wird zum Uebermenschen in der Höhe seiner Individualität, mit blutigem Dolche steigt er in den Festsaal hinunter „et le drama se termine dans une de ces tueries rapides et furieuses où les vieux tragiques anglais se complaisaient souvent" (Maeterlinck).

Aus welchem inneren Triebe Ford dieses Stück schrieb, man weiss es nicht. Ueber ihn kennt man nur zwei von Grifford citierte Verse:

„Deep in a dump Joh Ford was alone got
With folded arms and melancholy hat."

Und Thomas Ellice hat über ihn ein Gedicht verfasst, das von niemandem citiert wurde:

With admiration I beheld this Whore ..
. . . . . and Annabella,
Gloriously fair, even in her infamy!

HENRI ALBERT.

WIDERSPRECHENDE KUNST-ANSCHAUUNGEN.

Es giebt ein verwirrendes Bild, wenn man unsere Zeit auf ihr ästhetisches Glaubensbekenntnis prüft. Gröbste Antithese neben mildester Synthese, ja selbst unvereinbare Gegensätzlichkeit über die Möglichkeit einer Synthese. Der fruchtbare Fanatismus der Einseitigen neben der flachen Versöhnlichkeit der Priester der Majorität. Heilige Anbetung der reinen Linie neben extravagantester Hingebung an die conturlose Freiheit des reinen Inhalts Schlagworte für diese Verschiedenheit der Naturelle giebt es in Menge, aber die Rettung aus den Rätseln der Meinungsverschiedenheiten fand einzig die Theorie, welche über Naturelle, Meinungen, Dogmen, Prophetien hinweg das Individuum hochhob, welche dem grossen Künstler als der grossen Persönlichkeit in Verachtung aller Strömungen und Richtungen einzig die Palme gab. Der Individualismus will die Erlösung bringen dem, am Marke unserer Zeit fressenden Skeptizismus.

Lenken wir heute unseren Blick auf dieses Stück Zeitgeschichte. Sammeln wir

Digitized by Google

Beobachtungen zu der Beurteilung und Überwindung dieses Chaos. Lassen wir die verschiedenen Charactere an uns vorüberziehen, indem wir das Bild sich selbst reflectieren lassen. Die Fanatiker nnd die Versöhnlichen, die Zersplitterten und die Individuellen sollen an uns vorbeigehen, jeder nach seiner Art.

Raymond Bouyer schrieb im Ermitage einen Aufsatz über diesen Stoff, mit dem das Defilé eröffnet werden möge. Denn der Aufsatz ist nicht bloss lehrreich durch das, was er bespricht, sondern auch durch seinen eigenen Ton, durch diese impressionistische, zart symbolisierende Sprache, die sich aus der Art der Aphoristiker unter dem Einfluss der jungen idealistischen Strömungen in Paris entwickelt hat. Ein Abbild der Vorgänge in der Stadt, die die Moden führt, und ein Abbild der Stimmungen selbst, die Künstler und Kritiker zur Zeit dort beherrschen. Von einer Reihe neu erschienener ästhetischer Schriften, die für die Zeitphysiognomie bezeichnend sind, geht Bouyer aus. Alphonse Germain schrieb sein kirchlich-nationales Notre Art de France. Joséphin Péladan, der Magier, sein Comment on devient artiste — seine Art idéaliste et mystique — sein Théâtre complet de Wagner. Gustave Geffroy liess seine Vie artistique erscheinen, Goncourt l'Italie d'hier und die Notes d'art, und die Wagnerlitteratur ward fast so schwer als sie bei uns ist, in Originalbüchern und Übersetzungen.

Geben wir Bouyer das Wort.

* * *

Ut pictura libelli . . .

Alles reicht sich die Hände. Als Spiegel einer Gesamtseele reflektiert das Kunstleben eines Zeitalters sein geistiges Leben und dafür liefern die Bücher der Kunstkritiker den Kommentar zu den Werken der Künstler. Alles hat seine Sprache. Eine Epoche prägt ihr Wesen in ihren Reflexionsurteilen ebenso charakteristisch aus wie in ihren freien Schöpfungen. Dem Kritiker der Kritik, dem, der die Bücher liest, die Gemälde betrachtet, den Symphonien lauscht, kommt es zu, die Zusammenhänge des Lebendigen zu skizzieren, darin wenigstens teilweise ihre anziehendsten Punkte zum Ausdruck zu bringen, ihre intimsten Feinheiten zu malen. Ob es moderner Paroxysmus oder mystische Ekstase, ob die Reinheit eines Fiesole oder der Schauer von Thule, ob Formalismus oder Leidenschaft, — auch die Mannigfaltigkeit hat ihre Gesetze. Die Gegensätze gehen in einander über und auch die Absonderlichkeiten haben ihre Ursachen. Das Gesamtleben der Zeit gleicht einem ungeheuren „Worttondrama", gleichzeitig poetisch, plastisch und musikalisch, es gleicht einer gewaltigen Tragikomödie mit hundert verschiedenen Akten, mit kontrastierenden Leitmotiven, mit hie und da verstreuten Schatten, vereinzelten Lichtern, mit einem unsichtbaren Orchester, das sich entfaltet in einem reinen Spiegel, einer genauen Partitur, einer wunderbar bewegten Scenerie. Der Kunstenthusiast, als stiller Beschauer, der verschwindet in der Menge der Werke und Bücher, liest, beobachtet, vergleicht, lauscht, zerlegt, erforscht, urteilt, aufstrebend zu dem Ideal der Unparteilichkeit, das doch im Grunde so unerreichbar ist wie jedes Ideal. Man begreift ja den anderen nur durch sich selbst. Hält er sich an die Aesthetik, so nennen die Dilettanten ihn voreingenommen, denn sie sehen auf die Form; greift er auf die Geschichte zurück, so werfen ihm die Dogmatiker Mangel an Prinzipien vor, denn sie sehen auf den Inhalt — Vorwürfe, die oft auch gleichzeitig erscheinen, denn es ziehen sich die Gegensätze an und es verwickelt sich das Problem. Glücklich. der im Dunkel wandert, wenn er, zitternd noch von unsterblichen Erinnerungen, gerecht genug bleiben kann gegen die gegenwärtige Stunde, um darin einige Zukunftsblitze zu ahnen, — denn das Unbeachtete wird bald der Vergangenheit gehören.

* * *

„Nous n'avons d'original que le moyen-âge . . nous qui? les chrétiens."

Marie Bashkirtseff.

Wir besonders, wir Franzosen, füge ich nach Germain der kühnen scharfsinnigen Bemerkung von Marie Bashkirtseff hinzu; und das Studium von Notre Art de France ruft dieses Wort im Journal d'un poète Vigny's in Erinnerung: „Architektur". Der antike Tempel ist zierlich und festlich wie ein Hochzeitsbett; die christliche Kirche ist düster wie ein Grab. Das eine ist dem Leben geweiht, das andere dem Tode." — Aber — wie viel bilderreiche, ausdrucksvolle und feurige Dichtungen schlummern im Schweigen dieser christlichen Jahrhunderte! Die „französische Tradition," die der Atticismus der Ecole Romane von den alten Schriftstellern und von der unzerstörbaren Jugend des provencalischen Himmels peinlich wiederfordert, sie will der Glaube Germains eifrig wieder aufnehmen angesichts der alten Spitzbögen und der unsterblichen Jungfräulichkeit der zarten Heiligen. Der Glaubensritter, der für das Schöne kämpfte, kämpft für Frankreich und doppelt ist sein Werk. Er besitzt eine bei den Jungen seltene Gabe, — die Aufrichtigkeit. Das Bewusstsein jener Mission stärkt seinen Willen. Als Klas-

Digitized by Google

siker verkörpert er die Einheit der Tradition, welche „wahrlich weder ein System, noch ein Programm technischer Rezepte ist, sondern die Gesamtheit der Kunstprinzipien, erwachsen aus den Naturgesetzen.“ Als Christ, ganz ohne Phrasen (besonders ohne die lächerliche Vorsilbe „neo“) rät er den freien Künstlern, ohne Rücksicht auf Erfolg, sich für die Vorfahren des 13. Jahrhunderts zu begeistern, „um den heimischen Originalstil der Ornamentik nachzubilden,“ er bestimmt selbst das Bindeglied der geistigen Familie, indem er den Kultus des Jungfräulichen pflegt, von den Glasmalern, den Meistern der „wahren Renaissance“ an bis zu Lesueur, Prudhon, Ingres, Burnel, Jones. Er verteidigt das Christentum gegen den Vorwurf unästhetisch zu sein; er zeigt in der gothischen Kunst den lieblichen, von wahrer Romantik durchströmten Frühling, in dem sich göttliche Poesie vereint mit der Natur. Im Jahre 1802 focht Chateaubriand denselben Kampf gegen die Erben der Encyklopädie. Ja, unsere Kunst verjüngen, heisst im Wesentlichen ihr den nationalen Stil geben. Das ist der einzige Punkt, in dem sich der Klassiker Alphonse Germain mit dem Wagnerianer Alfred Ernst begegnet, der gegen den traditionellen Idealismus kämpft, dessen Prinzip die Darstellung der Natur bei starrem Festhalten an klassische Erinnerungen ist, dem glühenden Vorkämpfer für Wagner und den neuen Stil in der Malerei, dem Freund von Mozart und Berlioz und Verteidiger unserer naturalistischen Schule, der aber selbst die fromme Kathedrale dem griechischen Giebel, die Jungfrau von Orléans der Venus Anadyomene, das heilige Rauschen der Druideneichen dem epikureischen Himmel des Kap Sunium vorzieht. Der Gedanke an eine nationale Kunst schreitet fort. Vornehmlich — und zwar in seinem kühnen augustinischen Brief „eines Christen an einen heidnischen Gelehrten“, eines echt französischen, der aber als ein pantheistischer Tannhäuser seine stolze Männlichkeit den lockenden Rosen des Venusbergs preisgiebt, — versteigt sich der ästhetische Polyeuctes zu dem heftigen Ausspruch: „Die Anbetung des Schönen: Das ist ja nur ein schlaues Mittel, um seine Dürftigkeit zu maskieren, wie es die Hellenen anwandten, die sich so gut darauf verstanden, den Unschlitt zu vergolden, über das Übelriechende Weihrauch zu streuen.“ Aber die griechische Kunst war keusch durch das Ideal des reinen Ebenmasses Der heilige Basilius vergab Homer sein Heidentum. Die Griechen haben die Natur verklärt; die Schönheit bedeutet ihnen Tugend. Wie der gläubige John Ruskin, fürchtet jetzt Germain die rafaelische Sirene, und in logischer, verhängnisvoller Folge, wie sie sowohl der Kunst wie der Theorie eigen, scheint sich der mittelalterliche Aesthetiker den Vorklassikern und den Modernen zu nähern und einen Augenblick im Namen der moralischen Schönheit die Plastik des Ewig-Schönen zu opfern, indem er hinzufügt: „Jede Art des Lebensausdrucks interessiert als künstlerisch und was bedeutet die Maske, wenn man die Seele entschleiert!“ Hier ist's nicht mehr Phidias, sondern Rembrandt; der Kultus des Ausdrucks enthält den Keim einer Gefahr.

* * *

Où finit la vie, l'art commence . . .
Peladan, nach Wagner.

Die Seele hat Dämmerstunden, wo Des Esseintes und M. Homais ihr erscheinen, und sich in den geistigen Horizont zu teilen scheinen. Würde hier nicht Max Nordau triumphieren? Seicht oder närrisch scheint unsere Dekadenz eine Beute des Philisters, des älteren Bruders des Megalomanen zu sein. Haben wir nicht, zwei Schritte von der Sainte Chapelle entfernt, einen Arzt dieses Faktum citieren hören, um die gänzliche Unverantwortlichkeit eines bleichen bewusstlosen Armen zu beweisen, „dass der Angeschuldigte sich wieder zum Rosenkreuz des Sar Peladan bekannte?“ Und das Schuldgericht hatte dafür nur ein schmerzliches empörtes „Ah“. Die grosse Unwissende ist die „bürgerliche“ Seele, die die Liebe zum Schönen als ein Krankheitssymptom nimmt. „Im Namen von Leonardo und Michel Angelo sprechen,“ — ist's nicht schöne Narrheit? Aber wir werden es bald frei gestehen müssen: Wenn auch Josephin Peladan im Grunde Recht hat, so hat er doch in der Form mehr als einmal Unrecht. Sein ganz moderner Paroxysmus strömt fremdartige Düfte aus. Seine treue Andacht für die Schönheit bekundet sich in seltsamem Kultus. „Bewundern heisst beten,“ aber er hat zu gründlich Baudelaire, den christlichsten der Dichter studiert; er ist ein verklärter Romantiker. Warum spielt er den Apostel in so absonderlicher Tracht (ich spreche nicht von der Kleidung)? „Kaloprosopie“: verlangt der Sär; der Bürger antwortet: Firlefanz. Der Sär ist aufrichtig, weil er schüchtern ist. Ein Beweis seiner Schüchternheit ist sein Stolz. Daraus entspringt seine Eigenheit, sein Reiz, seine Priesterweihe, seine Dythyramben an die Prinzessin, seine oft „weiblich unlogischen“ Parteinahmen, sein verschleiertes Wort, das Leuchten seiner Angen, die schwarze Symmetrie seines assyrischen Bartes und die hypermodernen Beleidi-

Digitized by Google

gungen, mit denen er unnötigerweise seine Erinnerungsfeier des ewigen Rhythmus umkränzt, der ewigen Sprache des Phidias, Leonardo und Beethoven, des materialisierten Ausdrucks der göttlichen Seele. Seine Haupttugend, die immer anerkannt werden wird, ist, in voller Herabwürdigung der bürgerlichen oder thörichten Kunst, der Unsittlichkeit und des Goldes, nun der plebejischen Kunst der kleinen Leute zu ihrem Recht verholfen zu haben, seit dem Salon von 1881, seit der Stunde des plein air und der bäurischen Panurges. Aber eine lyrische Natur scheitert an Unverträglichkeit und Parteilichkeit. Es ist heroisch, den strahlenden Abguss der Siegesgöttin von Samothrake zu kaufen, „die übermenschliche Nike," mit dem Gelde, das bestimmt war zum Ankauf eines Stempelpapiers; — aber um die „Bildsäule des unbekannten Gottes" zu erneuern, der „Esthetique", der „Philosophie des Gefühls" und „Apotheose des Unsichtbaren", — ist es wohl nötig, Victor Hugo „den öffentlichen Bekenner aller Unsinnigkeiten" zu nennen, Napoleon „Unter-Offizier", Zola „den Esel von Médan von einem Schwein genährt", sich ohne jeden Grund gegen die kranke Netzhaut der Monet-Nachahmer oder „das gottlose Weibergeklatsch von Renan" zu ereifern, eine Vorrede an den Teufel zu schreiben, zu den Sternen und all' dem vergessenen Unsinn der geheimen Wissenschaften seine Zuflucht zu nehmen, eine katholische Konkordanz zu berufen einen beständigen Synchronismus zwischen Kunst und Glauben einzurichten? Wenn Realisten, — von denen er kaum redet, — wie Ruysdael, Rembrandt, Rousseau, Millet, dem Trivialen den Stempel des Erhabenen aufgedrückt haben, wie unrecht ist es dann, das Erhabene mit der Magik des Lächerlichen auszustatten!

Ein Weiser, stolz durch seinen Willen, hellsichtig durch innere Anschauung, Vertrauter durch reine Liebe goldener Feenseelen, entwickelt der Purpurgeborene von Babylon mit einer etwas stürmischen Inbrunst die sieben Arts réalisateurs de la Beauté, die persönlichen oder äusserlichen Künste, indem er „die ästhetische Lust" in die weibliche Musik setzt, die aufregende und fesselnde, unaufhörlich das „Ideal" verlangend, die „Tradition", die „Hierarchie", in jedem der zweiundzwanzig Kalophanies de la Rose Croix seine Theorie der Schönheit klar legend, „eine der drei menschlichen Formen, um die Gottheit zu erfassen," die er erklärt: „was hervorgeht aus der vollkommenen Übereinstimmung zwischen einem Begriff und dem Prozess, der ihn ausdrückt." Man gewinnt einen neuen Ausblick auf die klassische Theorie des Schönen seit Pater André, seit Crouzas. Die idealistische Kunst, nun gut; aber warum mit Gewalt mystisch? Es ist wahr, die Kunst ist das grosse Mysterium, der Künstler ist Priester und König, der „hehre Enthusiasmus ersetzt die ehemalige, erloschene Frömmigkeit," und für all dies hat Joséphin Péladan seine erhabenen Worte. Aber das Wort Mysticismus hat etwas Zweideutiges; wenn es auch nicht, wie Nordau will, gleichbedeutend ist mit Entartung, so bedeutet es doch zum grossen Teil Traum, Chimäre, Reaktion, Nachbildung und Vergangenheit. Und das ist schlimm. Und die heilige Seltsamkeit, die greisenhafte Kinderei einiger Kundgebungen des Rosenkreuzes sind nicht gerade vertrauenerweckend. Selbst der Sär achtet in seiner ebenso fanatischen als zielbewussten Darstellung die historische Landschaft und die erhabene Nacktheit, das Werk Watteau's oder die Götter Griechenlands, aber er opfert alles Zeitgenössische dem Mysticismus, alles, was nicht die Bildhauer Athens, die Koroplastiker von Tanagra, die Quattrocentisten von Venedig und Florenz, die Primitiven italienischer oder flämischer religiöser Malerei geschaffen haben.

* * *

Gegensatz oder Gegengift, je nach der seelischen Beschaffenheit, das ist Gustave Geffroy's Kunstüberzeugung. Eine hervorragende, tief angelegte und lebhafte Sprache, die nicht gestört wird durch die Last gelehrter Erinnerungen und durch den Nimbus kurz dauernder Überschwänglichkeiten. Diesem jugendlichem Herzen erscheinen das Museum und die Bibliothek kalt im Vergleich zur ungeheuren, vielfarbigen; vielformigen Natur, dem Ozean von Düften, Tönen, Farben, in dem der herrschende Gedanke des Ästhetikers, oft zu ertrinken, sich zu berauschen, zu versinken liebt, sich hinzugeben dem Morgenwind der Allseele. Der wiedererweckte Pan zieht ihn an. Er vergöttert das Leben. Den ägyptischen Sarkophagen, den Nokturnen von Whistler, dem Frühlingsgärtchen des verblichenen Caillebotte legt er seinen Sinn unter. Er ist ein nachdenklicher Beschauer; er ist in seiner Art ein glühender Jünger der früheren Entwickelung, der pantheistischen Richtung von 1860. Mit Monet, seinem Lieblingsmaler, „weiss er auch, dass der Künstler sein Leben am selben Ort zubringen kann und beobachten, ohne dass sich das ewig wechselnde Schauspiel je erschöpft". Die in die Dinge vergrabene Seele lässt ihn die plastischen Grenzen des „Stils" vergessen. Die Liebe hat ihre Gründe, die die „Norm" nicht kennt,

Digitized by Google

Sein Buch Vie artistique lehrt denken und es lehrt lieben, denn sein empfindungsvoller und feinfühliger Autor hat den Glauben, der rührt, selbst wenn er nicht überzeugt Die beiden diametral entgegengesetzten Kunstauffassungen scheinen sich aufzuheben, wenn man sie hart gegenüber stellt. Feinsinnig vertieft mit der Sympathie, die wir dem Freimut schulden, stimmen sie nachdenklich und klären sie auf.

Im Namen des Schönen, das den Mythus der Wirklichkeit vorzieht, betrachtet die Lehre von Joséphin Péladan die Kunst als ein unwandelbar Gegebenes; sie verwirft alle Thatsachen, Zeit, Raum oder Klima, die ausserhalb ihrer Dogmen stehen; sie thut in Bann, sie hebt in den Himmel, sie kommandirt; es ist die Ästhetik mit ihren höchsten und reinsten Parteinahmen, welche selbst bis zur Leugnung der Geschichte der Kunst geht. Im Namen des Wahren, das die Linie dem Eindruck unterordnet, betrachtet die Methode Gustave Geffroy's die Kunst als eine wechselnde Grösse; sie misstraut den absoluten, abstrakten, begrifflichen Prinzipien, die niemals die verschiedenen aufeinanderfolgenden oder parallelen Wandlungen der bewussten oder mechanischen Entwickelung oder die der unaufhörlichen Synthese und der fühlbaren Überlieferung, welche Natur und Leben lehren, erklären; sie beobachtet, sie vergleicht, sie knüpft an; die zarten, wellenförmigen Bewegungen der Kunstgeschichte könnten selbst zur Leugnung der Ästhetik führen. Die eine betet das Absolute an, die andere erklärt das Relative. Und die grosse Frage, wie man das Wechselnde mit dem Dauernden, das Werdende mit dem Seienden, die Kunst mit dem Leben, das Schöne mit dem ewigen Werden, die unbewegliche Ästhetik mit der veränderlichen Geschichte versöhnt, bleibt offen. Alle Beide stehen zu einander harmonisch im lebendigen Hegelianismus, in der Realität der Geschichte, die das Leben der Ideen ist. An den Theoretikern der Zukunft ist es, das Gleichgewicht herzustellen. Und wie ist es zu beklagen, dass der consequente Pantheismus des Geffroy sich nicht auf bestimmtere Werke anwenden lässt. Dass seine kosmische Begeisterung nicht die Meister des impressionistischen Lichts ganz nach seinem Traum verklären kann. Welch' prächtige Rolle hätte ein soliderer, besser fundierter Edouard Manet zu seiner Zeit selbst spielen können, in dem künstlerischen Leben Frankreichs und beider Hemisphären. Renoir und Carrière sind unvollkommen, aber suggestiv. Ich gebe zu, dass der Ehrgeiz eines Claude Monet das etwas enge Nebeneinander der beiden rivalisierenden Sphären, dekorativer Stil oder freie Beleuchtung, überschreitet. Aber das Kunstwerk erreicht ja so selten die volle Übereinstimmung mit dem beabsichtigten Zweck. Und es ist diese wirre malerische Schönheit der lebendigen Erscheinungen, dieser geheimnisvoll ausgebreitete Zauber, der aus den Augen und aus dem Himmel kommt, unübertragbar auf die Leinewand. Der Impressionismus selbst ist ein Ideal. Als Schüler von Goncourt bezeichnet Geffroy sehr genau die menschlichen Abstufungen seiner „Geschichte". Die Enttäuschung des Resultats schadet weder den Originalen, noch dem Kultus des Geschichtsschreibers. Als Gluckist und Piccinist der modernen Malerei sympathisieren Péladan und Geffroy in einem Punkt, der paroxystischen Leidenschaft, dem wesentlichen zeitgenössischen Merkzeichen. Alle Beide lieben sie die Liebe, sie fiebern.

* * *

Und wie im Jahre 1830 Akademiker und Romantiker um Eugen Delacroix, so nehmen im Jahre 94 um Burne Jones Impressionisten und Rosen-Kreuzer den Kampf wieder auf. Wenn das Begreifen den Eklektiker macht, so schafft der Glaube die Fanatiker. Der Zweikampf interessiert und macht fruchtbar. Die Sorglosigkeit ist das erste Symptom des Todes. Aber es liegt eine harmonische und hohe Freude darin, die Versöhnung der Gegensätze nicht in dem kalten Traktement eines Quacksalbers zu suchen, sondern in dem ungeheuren Crescendo eines Richard Wagner. Sein Werk allein ist eine Welt; sein Leben ein herrliches Streben. Giebt es einen besseren Verkünder des Aesthetischen und der Kraft? Mögen nur die Impressionisten misstrauen, denn dieser Ruhm und dieser Zusammenklang haben eine furchtbare Verführungsgewalt. Die Einheit in der Mannigfaltigkeit, das ist es, was die Entwicklung dieses Helden lehrt, das strömt jede Blütenregung seiner Seele aus. Vom Rienzi zu Parsifal, — vom Gesichtspunkt der Kunstgeschichte aus, ist der Fortschritt in 40 Jahren langsam und sicher, gross und tief, gleich der aufsteigenden Flut eines Wagner'schen Vorspiels, ein tönender Giebel, der sich zur Spitze erhebt, um in's Nichts zurück zu fallen. Vom ästhetischen Standpunkt aus ist die Selbstentwicklung staunenerregend, — denken wir an die Kostüme von 1840 und an Balzac, bei seinen wiederauferstandenen Legenden, dem Fliegenden Holländer und Tannhäuser, wir sehen dann, wie sich seine Kunst aus dem Zeitmilieu herausarbeitet; — die so wehmütige Dichtung

Digitized by Google

des Lohengrin, im Exil geschaffen, gleicht unter den zeitgenössischen Schwesterwerken einer Heiligen; seit 1848 tritt das Wagnerdrama unter einen bewussten Gesichtspunkt, gestaltet sich zu einer Theorie, erwärmt sich zu einem Werk, dem Nibelungenringe, einer Tetralogie, hervorgegangen aus dem „Tode Siegfrieds", unterbrochen durch den rasenden Traum Tristan und Isolde, gefolgt von dem hochgestimmten Lachen der Meistersinger und von dem paradiesischen Frieden Parsifal, „wo das Verlangen nach dem Gral den Kampf um das Gold ersetzt." Es ist eine grosse einheitliche Form, die Schöpfung eines musikalischen Dramaturgen, die Peladan beschreibt und Chamberlain erläutert, wo ein Universalgenie, ein Philosoph, Dichter, Komponist auf den Höhen der deutschen Akropolis Bayreuth seinen Traum sich verwirklichen lässt, einen Traum, grösser wie der Shakespeare'sche, symbolisch und lebendig, abstrakt und wirklich, dunkel und strahlend, verzweigt und stark, heilig und irdisch, sinnlich wie der Wunsch Alberichs, ätherisch wie die Keuschheit des reinen Thoren, stark und harmonisch, mannigfaltig und eintönend, ideal, rein, menschlich wie die Seele Sieglindens, christlich und heidnisch wie Tannhäuser, von einem ganz persönlichen Kolorit, das zittert in dem unerhörten Impressionismus seiner orchestralen Palette. Ein Beispiel: die Exposition der Dichtung im Ring, die der Übersetzer Louis Pilate de Bruns Gonbast den Legendenquellen ähnlich hält, die Entwicklung des Ausdrucks gleichwertig der technischen Entwicklung, mehr dramatisch als symphonisch: Die „Urmelodie" umrauscht mit ihren Wellen den mächtigen Fels des Unterbaues, wie eine flüssige murmelnde undefinierbare Arabeske. Und die blonden Nixen erfüllen das Drama mit ihrem süssen Lachen. . . .

* * *

L'estétique ne repose sur rien de solide;
c'est un château en l'air . . .
Anatole France (Jardin d'Epicure).

Dort auf dem Ruhekissen jenes wohligen Skepticismus müsste sich unser von Widersprüchen fieberndes Gehirn erholen, wenn die lebende Einheit eines Richard Wagner nicht siegreich hervorleuchtete aus dem sichtbaren Chaos der menschlichen Theorieen und des grämlichen Weltalls, wo die Liebe im Tode untergeht. Die Erinnerung an das Genie ist das beste ästhetische Beispiel und der Instinkt der Harmonie überlebt alle vorübergehenden Gegensätze. Wären Stil, Zeichnung, Form leere Worte, so würde die dunkle Geometrie des Diogène nicht vor den azurblauen Venises das Manet bestehen können. Das Hehre kommt wieder in Mode, um so besser, wenn es ernst gemeint ist. Aber dass dieser präraffaelitische Kultus niemals den Blick für die französische Tradition noch für das Fieber des Lebens verderbe! Achten wir Phidias und Rembrandt, Poussin und Beethoven, Leonardo da Vinci und Richard Wagner gerade genügend, um unsere Unabhängigkeit zu bewahren; wenn nicht, ist ein neuer, gewaltsamer Umschwung unvermeidlich. In der Kunst wie in der Liebe muss man mit dem Paroxysmus beginnen, um sich vom Unfassbaren zum Harmonischen aufzuschwingen, denn das Fleisch ist schwach. Wenn die Hetäre Thais beseligt ausruft: „Ich sehe Gott," darf ihr sterbendes Gebet nicht durchschnitten werden durch das höllische Fauchen des zum Vampyr gewordenen Mönchs. Die Schönheit anbeten und dabei seine Zeit verstehen, sollte das so unmöglich sein?

* * *

Bis hierher die charakteristischen Ausführungen Bouyers.

In Deutschland wird der überlieferte Realismus nur langsam und leise von einer „neo-idealistischen" Strömung abgelöst. Ein bemerkenswertes Anzeichen bildete neulich ein Heft der „Allg. Kunstchronik", welches dieser idealen „Renaissance" gewidmet war. In engeren Kreisen sind als ähnlich gesinnt die Münchener „Blätter für die Kunst" bekannt, welche nicht für's Publikum erscheinen, das man für diese Geistesrichtung noch nicht reif glaubt. Nun treten sie doch an die Öffentlichkeit. In dem bezeichneten Heft findet sich eine ziemlich kritiklose Reihe von Arbeiten aus diesem Gebiete, unterbrochen von Vignetten, welche durch ihre Geistlosigkeit um so mehr überraschen, als doch den Neoidealisten eine Kraft wie Fidus zur Verfügung steht. Wer von unserm Publikum sich für solche geheime Strömungen auf dem Untergrunde deutscher Kunstarbeit interessiert, greife zu diesem Heft; er findet die Studie von Georg Fuchs „Renaissance", einige wiederholte Vorreden aus den „Blättern für die Kunst", einen Essay von Paul Gerardy „Geistige Kunst", eine eingehende Untersuchung der Arbeiten des Priesters dieser Gemeinde, Stefan George, von Wolfskehl, einen Aufsatz von Hallwachs, der ein nicht stimmungsloses Liedchen veröffentlicht, über den Wiener Componisten Hugo Wolf, von dem man nicht recht weiss, wie er hier hinein kommt, und dann eine Menge Gedichte des Stefan George und Übersetzungen nach Rossetti, Swinburne, Baudelaire, Verlaine u. s. w. Einige „wallonische" Künstler müssen herhalten (Donnay, Rulon), um aus der bildenden Kunst Pa-

Digitized by Google

rallelen zu liefern. Man merkt dem Heft die jungfranzösischen Vorbilder an; auch dieses war in Deutschland nicht original. Die Patrone, welche sich die Gemeinde auswählt, sind der spätere Göthe, Platen, Böcklin, Wagner, Keller . . . . man hört da Dinge, die von der vulgären Kunstauffassung stark abweichen. Sie beugen die Knie vor der „natürlichen Tochter", als dem freiesten Werke aus dem mächtigsten Schöpfergeiste unseres Zeitalters. Vor dem Standbilde Platens „senken sie schauernd ihr Banner". „Bei wenigen Poeten des nachgötheschen Zeitalters sammeln wir so viele Schöpfungen, welche sich als in organischer Formung wiedergegebene Symbole der im Innern des Künstlers entstandenen Welten bezeichnen lassen". Man wird in alledem dieselben Kennzeichen wiederfinden, die man von der jungfranzösischen Schule kennt: das Visionäre, das Symbolistische und in Zusammenhang damit die Liebe zur geradlinigen, krystallisierten Form. Es ist ihr Ziel, die innersten, unfassbaren Träume durch schärfste Versinnbildlichung darstellbar zu machen. Neu ist uns dabei nur, dass diese Richtung jetzt auch in Deutschland bewusster hervortritt, und darum setze ich Gerardys Ausführungen über geistige Kunst her, die in Form und Inhalt das Programm am besten auszusprechen scheinen und zugleich die imitation à la française am klarsten zu erkennen geben.

„Mit diesen Worten wenden wir uns an diejenigen, die einen Abscheu empfanden am Tage, wo das zwanzigste Jahr sie aus dem Land der Fabel in die lebende Wirklichkeit versetzte. Trotz der schulmässigen Hülle langweiliger Rednerei hatte der Schauer vor der geahnten Pracht des Altertums unsere vor Bewunderung bleiche Stirnen gebeugt, und als wir kühn den göttlichen Formen zueilen wollten, stiessen wir uns an den Leichnamen der Jahrhunderte. Eine ganze fratzenhafte Romantik und ein schwächliches Epigonentum bewegte sich unförmlich um unsere Jugend. Und als in den Strassen und auf den öffentlichen Plätzen grobe Naturen uns eine verdrehte Welt als wirklich hinstellten, die ein falsches, barbarisches Anschauen ihren ungebildeten Seelen eingab — da ergriff uns Traurigkeit. Und einige verloren den Mut

Aber für andere erhob sich durch die Thränen hindurch eine Morgenröte. Überm Meer drüben hatten die Präraffaeliten wieder die lebende und schöne Göttlichkeit auf den Thron gesetzt. Es sangen noch einige Dichter in Gallien. Und solche unter uns, die die Kraft in sich fühlten, nahmen den Stab zu frommer Pilgerfahrt.

Sie lernten viel. Aber bald drang in sie die Sehnsucht nach den dennoch schöneren väterländischen Gestirnen. Der magische Fingerzeig Zarathustras wies ihnen den harten ruhmreichen und einsamen Weg. Und als an den glänzenden Thoren Göt e und Platen die heiterer gewordenen Seelen der Rückkehrenden begrüssten, verbreitete sich in diesen die ruhige Freude, und sie fühlten in sich die Stärke, das WERK zu schaffen.

Mehr als die leuchtende Grazie der Präraffaeliten und die schmelzende Klangeinheit der französischen Dichter begeisterte sie ein Mann, der auf den Einklang des Weltalls lauschte und den ein Wunder aus dem Blut seines Geschlechtes entstehen liess: Arnold Böcklin. Sie fühlten sich sich als spätgeborene Brüder des Malers, sie begriffen das steile und stolze Ziel: durch den klaren und nie entstellten Rhythmus ihrer Gedichte gleichstrebende Träume auszudrücken, und bald wagten sie mit ihren Schöpfungen aus dem Dunkel hervorzutreten.

Folgendes ist vielleicht kurz, was die neuen Ankömmlinge wünschen, die dem Haufen das Recht verweigern, auf ihren Wappenschildern irgend welchen anmassenden Wahlspruch zu lesen: In den Prismen ihrer Seelen das grosse und tiefe Leben wiederzuschaffen, das immer schöne und harmonische Leben Sie wissen, dass alles lebt, sie wollen das schreckliche Leben der Felsen begreifen und erfahren, welchen erhabenen Traum die Bäume verschweigen. Sie wollen die heilige Schönheit der Linien und mit dem Lichtglanz der Gedanken die Vollendung der Form. Sie wissen, dass der blinde Ödipus oder der von Apollo geschundene Marsyas oder der gequälte Prometheus gross und schön sind wegen ihres unendlichen menschlichen Schmerzes, der frei von form- und liniezerstörender Verzerrung ist.

Und nun stehen wir vor wesentlichen Worten, und dennoch armen Worten, die wie ein beschönigender Schleier auf so viele zeitgenössische Mittelmässigkeiten geworfen wurden:

Mystizismus und Symbolik.

Das furchtbare Leben der Welten fühlen, — das einfache Leben des Alls, die Seele, die in den Augen der Jungfrauen schlummert und die im entsetzlichen Geheimnis der Felsen ruht — das strahlende Geheimnis der Dinge fühlen, darin leben und mit bewegter und von unsäglichen Freuden zitternder Stimme es stammeln — es mit bebender Hand festhalten: Mystizismus.

Und dann unter allen bedeutungsvollen Dingen herauswählen, was den grössten und schönsten Teil der schwingenden Seele enthält, was die anderen in seinem tieferen Wesen wiederspiegelt und was sich durch seine vollkommenere Form am

Digitized by Google

meisten der unbedingten Einheit, dem höchsten TRAUM nähert — diese Dinge mit klarer schöner und selbst am Rand des Abgrundes (denn jenseits des Abgrundes fühlt man sich selber als den Gott, den man freudegeblendet anschaut) mit unerschütterter Stimme sagen: Symbolik.

Denn man täusche sich nicht, die Stimmen der Glocken durch Fluten von aufsteigenden gleichlaufenden Linien zu malen, das ist eine kindliche Albernheit, die Jan Toorop oder Thorn Pricker gefallen mag. Oder um das Leben des Waldes darzustellen, die Bäume als himmelersteigende Riesen zu behandeln, um das Leben einer Dampfmaschine auszudrücken sie keuchend und lärmend und wütend und hustend zu zeigen, das ist leicht, aber unangenehm naiv und mag Emile Zola und seinen Nachtretern genügen. Aber nenne man diese Oberflächlichkeiten nicht Leben, Mystizismus, Symbolik.

Man darf den Dichtern, die an dieser Stelle zum erstenmal an die Oeffentlichkeit treten, nicht die leeren und unvollständigen Namen Mystiker oder Symbolisten beilegen, denn das wollen sie nicht mehr sein als die klassischen Meister es waren. Allein der Name Künstler genügt und passt ihrem geringen Stolze.

Eine reine, klangvolle, strenge und schöne Sprache, ohne irgend etwas von dieser leichtfertigen und zerfahrenen Weise, die heute in Schwung ist — kein Dunkel, keinen Wirrwarr, die kräftige Schönheit, die Feinheit ohne Verziertheit, das ist, was diese jungen Künstler erstreben.

Fern liegt es ihnen, Dinge und Ereignisse zu beschreiben, es heisst nur: hervorrufen und mit Hilfe wesentlicher Worte zuflüstern. Sie werden keine neue Erfindungen machen, und Gesellschaftsfragen lassen sie kalt, die Menschen sind für sie von geringem Interesse, denn ihre Aufmerksamkeit lenkt sich auf den Menschen, und Glaubensbekenntnisse haben für sie nur durch den darin eingeschlossenen Schönheitsgehalt einen Wert.

Sie sind keine Sittenprediger und lieben nur die Schönheit, die Schönheit, die Schönheit."

* * *

Möge als Probe ein charakteristisches Gedicht Stefan George's folgen:

Aus den Hängenden Gärten.

Halte die purpur- und goldnen
Gedanken im Zaum.
Schliesse die Lider
Unter dem Flieder
Und wiege dich wieder
Im Mittagstraum.

Vögel verstummt in den Gärten
Auf Blume und Ast
Mit Kronen und Reifen
Geringelten Schweifen
Metallblauen Streifen
Sie schaukeln zur Rast.

Ferne schlägt eine Trommel
Aus Silber und Zinn,
Doch keine Klänge
Nicht Wechselgesänge
Noch Harfenstränge
Beladen den Sinn.

Zierrat des spitzigen Turms der
Die Büsche erhellt:
Verschlungnes Gefüge
Geschnörkelte Züge
Verbieten die Lüge
Von Wesen und Welt.

* * *

Konnten wir kürzlich Litzmanns „deutsches Drama" als ein Symptom der akademisch werdenden modernen Kunst anführen, so lenken wir heut die Aufmerksamkeit auf ein ähnliches, aber allgemein ästhetisches Werk: Johannes Volkelt's ästhetische Zeitfragen (München, Beck), in denen der bekannte Leipziger Philosoph sich vornehmlich mit der modernen Kunst und den Problemen der heutigen Kunstphilosophie auseinandersetzt. Es sind überarbeitete Vorträge aus dem Frankfurter Hochstift; daher mag man sich den zum grossen Teil auf der Oberfläche der Dinge bleibenden Gedankengang erklären. Um so anregender wirken solche Bücher, denn sie vermitteln die Geheimnisse der inneren Werkstatt dem draussenstehenden Publikum in seiner Sprache. Ich führe die Hauptkapitel an: Kunst und Moral — Kunst und Nachahmung der Natur — die Kunst als Schöpferin einer zweiten Welt — die Stile in der Kunst — der Naturalismus — die gegenwärtigen Aufgaben der Aesthetik. Volkelt gehört zu denjenigen modernen Akademikern, denen man alles eher als Einseitigkeit vorwerfen wird. Nur seine Wenn und Aber werden ihm vorgeworfen. Er ist zusammengesetzt aus ernstem Wohlwollen und akademischer Kühle. Daher läuft er in einem ständigen Dilemma. Er weiss, dass Einseitigkeit für den Fortschritt nötig ist, aber er ist zu skeptisch, um selbst Fanatiker zu sein. Er weiss, dass unsere moderne Begewegung gar sehr heilsam war, aber er warnt vor den letzten Consequenzen. Er weiss, dass die Aesthetik heut nur gerecht sein kann, wenn sie vom Künstler ausgeht, aber er spricht doch von der Kunst als einer Aufgabe. Er kennt den Drang den Kunst, aber er

Digitized by Google

hielt nur Derjenige, der die Prüfungen auch in all' diesen Gegenständen gut bestanden hatte, und Rubinstein wohnte selber denselben immer bei. So manche Antwort mag er da gehört haben, die seine Lachmuskeln in Bewegung brachte, und ein reizendes Geschichtchen erzählte er von der Unwissenheit einer jungen Konservatoristin. Es war bei einer Prüfung der Geschichte, und Rubinstein legte ihr die unerwartete Frage vor, wer doch eigentlich Martin Luther war. Das Mädchen wurde ganz verlegen und wusste nicht, was sie sagen sollte. Da kam ihr aber ein leise geflüstertes Wort ihrer Nachbarin zu Hilfe und „Doctor" war ihre Antwort. „Ja, aber was für ein Doctor," forschte Rubinstein weiter. Sie wurde abermals verlegen und da sie diesmal das ihr leise vorgesagte „Reformator" nicht deutlich hörte, war „ein Operator" die überraschende Antwort. — Ganz originell waren die Ansichten Rubinsteins über die Wahl der Gegenstände, die für die Bildung eines Musikers, und auch für die der Frauen, nötig waren. Geschichte, Litteratur und Sprachen waren seiner Meinung nach die Hauptsache, noch etwas Arithmetik, Mathematik, aber auch die Zweige der Naturwissenschaft hielt er für absolut [illegible]. Wie sonderbar diese Ansicht bei einer geistig so hoch entwickelten Persönlichkeit erscheinen mag, so entspricht sie [illegible] Natur. [illegible] Lebensart, [illegible] Neigung — war ihm jede exakte Wissenschaft [illegible] Wesenheit [illegible] Musik [illegible] Noten [illegible] Schönheit [illegible] Natur [illegible] oder zu einem [illegible] Ausdruck. Was für eine Fülle des tiefen Gefühls [illegible] Leidenschaft enthalten [illegible] Werke. Man denke nur an [illegible] „Ocean"-Symphonie [illegible] an die D-dur-Sonate [illegible] buccell, an seine [illegible] „Feramors" und [illegible] grossen und kleinen [illegible] den herrlichen Liedern [illegible] wurde auch ihm das [illegible] Kränzer zu Teil, [illegible] nach Verdienst [illegible] version seine Werke [illegible] überall aufgeführt [illegible] München sagen: [illegible] dass er so schöne Musik gemacht hat." — Er hat aber auch bei seinem Leben so gar keine Reclame für seine Kompositionen gemacht, und ohne die kommt man heut zu Tage nicht weit. Wie wenige wissen etwas von seiner Idee der geistlichen Oper, einer Idee, die ihn die letzten 20 Jahre so lebhaft und unausgesetzt beschäftigt hat. Ein geistliches Theater wollte er schaffen: eine einfache, aber würdige Stätte, an der während der Theaterferien und am Tage Opern ausschliesslich geistlichen Inhaltes aufgeführt werden sollten. Zu diesem Zweck hat er eine ganze Reihe von Opern geschrieben, und hatte ihn der plötzliche Tod nicht an der Vollendung des „Kain" verhindert, so würde seine „musikalische Charwoche", wie er den Cyklus dieser Opern nannte, vor uns ganz fertig da liegen. Für den 1. Tag „Kain", für den 2. „Das verlorene Paradies", für den 3. und 4. „Hagar in der Wüste" und „Turmbau zu Babel", für den 5. „Moses", für den 6. „die Maccabäer" und für den 7. „Christus". Dieses letzte Werk soll von seltener Schönheit, von einer tiefen, ergreifenden Wirkung sein, und schon die Aufführung einiger Vorgänge daraus im Leipziger Gewandhaus am 1. d. M., trotzdem sie ohne Dekorationen, ohne Kostüme und Action gemacht wurde, hat einen tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Im Mai des nächsten Jahres wird in Bremen die erste [illegible] szenische Aufführung des „Christus" stattfinden, und in Dresden hat [illegible] Freunden und Verehrern den ebenso kühnen als [illegible] Entschluss gefasst, seine Idee eines geistlichen Theaters zu verwirklichen. Wenn [illegible] dieses Unternehmen haben wird, ist bei der Neuheit der Sache schwer vorauszusehen, dass es aber [illegible] Mühe [illegible] einen Versuch damit zu machen, liegt klar auf der Hand. [illegible] in weiteren Kreisen [illegible] und zu einer Zeit, [illegible] die Hebung der religiösen [illegible] gesprochen und [illegible] müssen gerade diese Idee [illegible] erscheinen: kann [illegible] nachhaltigen Einfluss [illegible] und die heran- [illegible] das Theater. [illegible] Kunst mehr [illegible] haben, wird [illegible] neuen Kunstgattung [illegible] Jedenfalls wird [illegible] dem ver- [illegible] erfüllt, und [illegible] die letzten [illegible] zuwachte, wo er den [illegible] und vollendet hat, [illegible] Platz. [illegible] dass es

Digitized by Google

dem Meister selber nicht vergönnt worden ist, die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches zu erleben, seinen Freunden wird dadurch ein grosser Teil ihrer Schaffensfreude geraubt. Doch mag ihre Begeisterung für die gute Sache nicht erlahmen, eingedenk der Worte:

„Selig sind die Todten,
denn sie ruhen von ihrer Arbeit
und ihre Werke folgen ihnen nach."

PARISER THEATER.

Es ist etwas Eigentümliches dabei: das schlechte Wetter treibt zur Genusssucht. Je mehr die helle Freude der Natur verschwindet, desto mehr geht man den artificiellen Vergnügungen nach. So verspricht denn der Winter recht lustig zu werden. Zwar ist das „Wettkriechen" des Russenjammers dazwischen gekommen. Man hat schwarze Tücher und lange Gesichter ausgesteckt. Aber was sind denn diese Thränen andres, als neue Quellen zum ewigen Zerstreuungsrausch? — Die Theater haben seit Wochen schon, eines nach dem andern, ihre Räume gelüftet, haben Première auf Première gegeben, aber wie viel ist davon übrig geblieben? Nur eine Novität, die überlustige „Pension de famille" von dem jungen Humoristen Maurice Donnay hält sich noch jeden Abend im Théâtre du Gymnase mit vollem Hause und im Vaudeville wird die so und so viel Hundertste von „Madame Sans-Gêne" gegeben. Die unabhängigen Bühnen sind in diesem leeren Wettkampfe etwas zurückgeblieben. Herr Antoine reist immer noch und sucht seine naturalistische Ware an den Mann zu bringen. Erst in einigen Monaten will er nach Paris zurückkehren um Halbe's „Jugend" zu geben. Wohl in Schürmann'scher Übersetzung. Das kann lustig werden! Ob Herr Schürmann wohl auch ein französisches Theater in Perlin zu Stande bringen wird, ob er die nötigen Schauspieler dazu bekommen wird? Darüber hat man zwei Tage geplaudert und die Interviewer hatten geschäftig zu thun. Berlin und Paris schienen näher gerückt zu sein. Ein anderes Interview, das weniger Aufsehen machte, war dasjenige des „Matin" bei Herrn Nordau, über den Durchfall seines Stückes. Daraufhin konnte man sogar glauben, Herr Max Nordau sei in die vierte Dimension übergeschnappt. Es war blos ein böses Gerücht, das schlechte Menschen verbreitet hatten, denn Herr Nordau ist ein ebenso normaler und gesunder Durchschnittsmensch geblieben, wie er es früher war.

Doch in alledem war das einzige Litteraturereignis der letzten Tage die erste „Oeuvre"-Aufführung der Saison. Das „Oeuvre" hatte vorher sein Programm veröffentlicht: Wieder meist ausländische Stücke, und sehr wenig von den jungen, von den allerjüngsten Franzosen. Es war ein merkwürdiger Abend, diese Einzig-Vorstellung von John Ford's „Annabella". Der Titel des Stückes heisst eigentlich „Tis a pity she's a whore", „Es ist schade, dass es eine Dirne ist". Aber erstens konnte man ihn nicht übersetzen, und zweitens passte er auch gar nicht auf die Handlung des Stückes. Von John Ford weiss man fast gar nichts. Dass er, 1586 in Ilsington in Devonshire geboren, drei Jahre vor Shakespeares Tod sein erstes Stück aufführen liess, dass „Annabella" 1633 gedruckt wurde, und seine letzte Tragi-Komödie 1638 im Cockpit-Theater über die Bühne ging. Sein Todesjahr ist unbekannt geblieben. Die Liebe bildet das Hauptthema seiner Stücke „The Lover's melancholy", „The brocken Heart", „Love's Sacrifice", „Fancies chaste and noble" etc. „Es finden sich darin wenigstens vier Meisterwerke". In Frankreich war John Ford bis jetzt fast ganz unbekannt geblieben. In Deutschland haben sich meines Wissens Tieck, Kannegiesser und Wiener mit ihm beschäftigt (Ford's dramatische Werke 1849). Der alte Bodenstedt hat eine sehr mässige Übersetzung von „'Tis a pity" unter dem Titel „Giovanni und Annabella" gebracht. Doch das Hauptinteresse, welches dieser Ford-Abend gewährte, war als Zeitphänomen: weil Maurice Maeterlinck das Stück übertragen hatte und Marcel Schwob die Conférence dazu hielt. Es war eine archäische Restitution mit blos shakespeare'schen Mitteln. Obwohl ganz unzulänglich gespielt wurde, horchte das Publikum aufmerksam zu, es interessierte sich historisch für die Sache, auch ein Zeitphänomen. Maeterlinck hat zu der Bucherscheinnng von „Annabella" ein gehaltvolles Vorwort geschrieben, wo er die ganze Periode der „Elizabethen Dramatists", „une des périodes les plus extraordinaires de la beauté tumultueuse et folle comme la mer", eingehend und mit tiefdringenden Worten beleuchtet. Über Marcel Schwobs Vortrag wäre vielleicht noch mehr zu sagen. Der Dichter des „Roi au masque d'or", einer der besten Erzähler („conteurs"), die wir augenblicklich besitzen, ist gleichzeitig bei uns einer der einzigen Kenner des alten Englands. Er sprach knapp und mit klaren Worten und nachdem er vor unseren Ohren das Stück hervorgezaubert hatte, begriffen wir die ganze Höhe dieser Tragödie der ewigen, sinnlichen Liebe. „Ford ist der tiefste Feminist der shake-

Digitized by Google

speare'schen Pleiade, sagt Maeterlinck. Er hat manchmal fast das Pathos eines Racine, und inmitten der schönen, bewegten Barbarinnen, welche sie umgeben, haben seine Heldinnen Annabella, Colantha, Penthea, Bianca ein inneres Leben, süss, stark und schweigsam." Havelock Ellis hat von Ford sagen können, dass er von den Männern, welche „Othello" und „A Womann killed with kindness" (Th. Heywood) geschrieben haben, entfernter war, als von der Verfasserin von „Le Rouge et le Noir" und „Madame Bovary".

„Annabella", der blutige Gesang der unwiederbringlichen Liebe, wird viel an „Romeo und Julia" erinnert haben, aber Fords Drama macht einen Schritt mehr in die Tragik: seine beiden Helden sind Bruder und Schwester, und die Blutschande, welche auch Siegmund und Sieglinde vereint, heftet das Band um so fester, das Giovanni an Annabella knüpft. „Du bist meine Schwester, Annabella," sagt der Bruder. „Ich weiss es und könnte dir beweisen, dass es ein Grund mehr ist, um uns zu lieben . . . . Und deshalb wollte die weise Natur, als sie dich schuf, dich für mich schaffen. Sonst wäre es ein Verbrechen gewesen, zwei Seelen nur eine Schönheit zu geben. Das Band der Geburt, das Band des Blutes ziehen das Band der Liebe noch enger zusammen . . ." Man sieht, welche Intimität aus solchen Gefühlen entsteht. Sie wissen kaum, dass sie sich lieben; dann, eines Tages, plötzlich, treffen sie sich im Vaterhause und die Liebe bricht los, „herb, grausam, wild, tastend und zitternd schon unter der Hand des Todes". Sie knien beide und küssen sich: „Liebe mich, mein Bruder, oder töte mich," lispelt Annabella. „Liebe mich, meine Schwester, oder töte mich," antwortet Giovanni. Nun sind sie in den grossen Strudel des Unglücks getreten und das Drama entfaltet sich. Giovannis Beichtvater, ein alter Corinther, sucht vergebens sie zu trennen. Das Verhängnis rollt seinen Weg: Annabella trägt ein Kind unter dem Herzen. Sie muss heiraten. Soranzo ist unter denen, die sich längst um ihre Hand beworben; sie sagt seiner Bitte zu und bald kennt er die Schande, die sie befleckt. Nur der Name des Verführers bleibt ihm verborgen. Wunderbar ist die Scene, wo er ihr durch Misshandlungen das Geheimnis entlocken will. Sie schweigt, doch durch die List eines Dieners ist Giovanni entdeckt. Soranzo ladet den Bruder zu hohen Festen, wo er meuchlings den Tod finden soll. Zur Schwester steigt er noch hinauf, vor dem Mahle. Er findet sie, ins Brautkleid gehüllt, auf dem Bette liegend. Sie kündet ihm sein Ende, aber er ist stärker als der Tod, er selbst wird Annabella erdolchen. „Oh, mein Bruder, durch deine Hand!" ruft die Schwester. Die Scene ist die ergreifendste, die es überhaupt giebt. Sie sagen sich Lebewohl: „Umarme mich! Wenn je kommende Geschlechter die Geschichte unserer engumschlossenen Liebe erfahren, obwohl vielleicht das Gesetz des Gewissens und der Sitte ein Recht haben, uns zu tadeln, wenn sie unsere Liebe kennen werden, wird sie die Schande auslöschen, welche bei gewöhnlichen Blutschanden nur Entsetzen erregt." Giovanni wird zum Uebermenschen in der Höhe seiner Individualität, mit blutigem Dolche steigt er in den Festsaal hinunter „et le drama se termine dans une de ces tueries rapides et furieuses où les vieux tragiques anglais se complaisaient souvent" (Maeterlinck).

Aus welchem inneren Triebe Ford dieses Stück schrieb, man weiss es nicht. Ueber ihn kennt man nur zwei von Grifford citierte Verse:

„Deep in a dump Joh Ford was alone got
With folded arms and melancholy hat."

Und Thomas Ellice hat über ihn ein Gedicht verfasst, das von niemandem citiert wurde:

With admiration I beheld this Whore . .
. . . . . and Annabella,
Gloriously fair, even in her infamy!

HENRI ALBERT.

WIDERSPRECHENDE KUNSTANSCHAUUNGEN.

Es giebt ein verwirrendes Bild, wenn man unsere Zeit auf ihr ästhetisches Glaubensbekenntnis prüft. Gröbste Antithese neben mildester Synthese, ja selbst unvereinbare Gegensätzlichkeit über die Möglichkeit einer Synthese. Der fruchtbare Fanatismus der Einseitigen neben der flachen Versöhnlichkeit der Priester der Majorität. Heilige Anbetung der reinen Linie neben extravagantester Hingebung an die conturlose Freiheit des reinen Inhalts Schlagworte für diese Verschiedenheit der Naturelle giebt es in Menge, aber die Rettung aus den Rätseln der Meinungsverschiedenheiten fand einzig die Theorie, welche über Naturelle, Meinungen, Dogmen, Prophetien hinweg das Individuum hochhob, welche dem grossen Künstler als der grossen Persönlichkeit in Verachtung aller Strömungen und Richtungen einzig die Palme gab. Der Individualismus will die Erlösung bringen dem, am Marke unserer Zeit fressenden Skeptizismus.

Lenken wir heute unseren Blick auf dieses Stück Zeitgeschichte. Sammeln wir

Digitized by Google

Beobachtungen zu der Beurteilung und Überwindung dieses Chaos. Lassen wir die verschiedenen Charactere an uns vorüberziehen, indem wir das Bild sich selbst reflectieren lassen. Die Fanatiker nnd die Versöhnlichen, die Zersplitterten und die Individuellen sollen an uns vorbeigehen, jeder nach seiner Art.

Raymond Bouyer schrieb im Ermitage einen Aufsatz über diesen Stoff, mit dem das Defilé eröffnet werden möge. Denn der Aufsatz ist nicht bloss lehrreich durch das, was er bespricht, sondern auch durch seinen eigenen Ton, durch diese impressionistische, zart symbolisierende Sprache, die sich aus der Art der Aphoristiker unter dem Einfluss der jungen idealistischen Strömungen in Paris entwickelt hat. Ein Abbild der Vorgänge in der Stadt, die die Moden führt, und ein Abbild der Stimmungen selbst, die Künstler und Kritiker zur Zeit dort beherrschen. Von einer Reihe neu erschienener ästhetischer Schriften, die für die Zeitphysiognomie bezeichnend sind, geht Bouyer aus. Alphonse Germain schrieb sein kirchlich-nationales Notre Art de France. Joséphin Péladan, der Magier, sein Comment on devient artiste — seine Art idéaliste et mystique — sein Théâtre complet de Wagner. Gustave Geffroy liess seine Vie artistique erscheinen, Goncourt l'Italie d'hier und die Notes d'art, und die Wagnerlitteratur ward fast so schwer als sie bei uns ist, in Originalbüchern und Übersetzungen.

Geben wir Bouyer das Wort.

* * *

Ut pictura libelli . . .

Alles reicht sich die Hände. Als Spiegel einer Gesamtseele reflektiert das Kunstleben eines Zeitalters sein geistiges Leben und dafür liefern die Bücher der Kunstkritiker den Kommentar zu den Werken der Künstler. Alles hat seine Sprache. Eine Epoche prägt ihr Wesen in ihren Reflexionsurteilen ebenso charakteristisch aus wie in ihren freien Schöpfungen. Dem Kritiker der Kritik, dem, der die Bücher liest, die Gemälde betrachtet, den Symphonien lauscht, kommt es zu, die Zusammenhänge des Lebendigen zu skizzieren, darin wenigstens teilweise ihre anziehendsten Punkte zum Ausdruck zu bringen, ihre intimsten Feinheiten zu malen. Ob es moderner Paroxysmus oder mystische Ekstase, ob die Reinheit eines Fiesole oder der Schauer von Thule, ob Formalismus oder Leidenschaft, — auch die Mannigfaltigkeit hat ihre Gesetze. Die Gegensätze gehen in einander über und auch die Absonderlichkeiten haben ihre Ursachen. Das Gesamtleben der Zeit gleicht einem ungeheuren „Worttondrama", gleichzeitig poetisch, plastisch und musikalisch, es gleicht einer gewaltigen Tragikomödie mit hundert verschiedenen Akten, mit kontrastierenden Leitmotiven, mit hie und da verstreuten Schatten, vereinzelten Lichtern, mit einem unsichtbaren Orchester, das sich entfaltet in einem reinen Spiegel, einer genauen Partitur, einer wunderbar bewegten Scenerie. Der Kunstenthusiast, als stiller Beschauer, der verschwindet in der Menge der Werke und Bücher, liest, beobachtet, vergleicht, lauscht, zerlegt, erforscht, urteilt, aufstrebend zu dem Ideal der Unparteilichkeit, das doch im Grunde so unerreichbar ist wie jedes Ideal. Man begreift ja den anderen nur durch sich selbst. Hält er sich an die Aesthetik, so nennen die Dilettanten ihn voreingenommen, denn sie sehen auf die Form; greift er auf die Geschichte zurück, so werfen ihm die Dogmatiker Mangel an Prinzipien vor, denn sie sehen auf den Inhalt — Vorwürfe, die oft auch gleichzeitig erscheinen, denn es ziehen sich die Gegensätze an und es verwickelt sich das Problem. Glücklich. der im Dunkel wandert, wenn er, zitternd noch von unsterblichen Erinnerungen, gerecht genug bleiben kann gegen die gegenwärtige Stunde, um darin einige Zukunftsblitze zu ahnen, — denn das Unbeachtete wird bald der Vergangenheit gehören.

* * *

„Nous n'avons d'original que le moyen-âge . . nous qui? les chrétiens."

Marie Bashkirtseff.

Wir besonders, wir Franzosen, füge ich nach Germain der kühnen scharfsinnigen Bemerkung von Marie Bashkirtseff hinzu; und das Studium von Notre Art de France ruft dieses Wort im Journal d'un poète Vigny's in Erinnerung: „Architektur". Der antike Tempel ist zierlich und festlich wie ein Hochzeitsbett; die christliche Kirche ist düster wie ein Grab. Das eine ist dem Leben geweiht, das andere dem Tode." — Aber — wie viel bilderreiche, ausdrucksvolle und feurige Dichtungen schlummern im Schweigen dieser christlichen Jahrhunderte! Die „französische Tradition," die der Atticismus der Ecole Romane von den alten Schriftstellern und von der unzerstörbaren Jugend des provencalischen Himmels peinlich wiederfordert, sie will der Glaube Germains eifrig wieder aufnehmen angesichts der alten Spitzbögen und der unsterblichen Jungfräulichkeit der zarten Heiligen. Der Glaubensritter, der für das Schöne kämpfte, kämpft für Frankreich und doppelt ist sein Werk. Er besitzt eine bei den Jungen seltene Gabe, — die Aufrichtigkeit. Das Bewusstsein jener Mission stärkt seinen Willen. Als Klas-

Digitized by Google

verlässt das Katheder nicht. Er kennt ihre übermoralischen Fähigkeiten, aber er verwirrt sie doch wieder mit der Moral. In dieser durchgehenden Zweideutigkeit liegt seine Schwäche, aber auch sein Vorzug: nur solche Naturen können versöhnlich wirken. Es wird hier nicht der Ort sein, im Einzelnen zu disputieren, nicht einmal grundsätzliche Verschiedenheiten zu betonen. Wir empfehlen die Lektüre unseren modernen Künstlern und Kritikern selbst, die sich mit grosser Liebe und Vollständigkeit behandelt werden finden, und erst recht denen, die sich ein neues Thor wünschen, in die immer siegreichere moderne Welt unter kundiger Führung einzutreten. Volkelt hat nach allen Seiten hin das freundliche gewinnende Gesicht. Er hält die Vereinigung der beiden Stile, die durch alle Kunst gehen, des typisierenden und des individualisierenden, für möglich, in einem Sinne, der uns unter dem Gesichtspunkt unserer heutigen Rundschau besonders interessieren wird.

Lassen sich, frage er, beide Stile nicht in einem höheren Stile vereinigen, in einem Stil, der die Vorzüge jener beiden zugleich verwirklicht? Ich will diesen höheren Stil nicht in dem straff gespannten Sinne fassen, dass die Gestalten den höchsten Grad der Individualisierung zeigen und dennoch das typisch Menschliche im höchsten Masse deutlich und siegreich hindurchschlage; sondern nur in dem fruchtbareren relativen Sinn, dass sich die Vorzüge beider Stile in fühlbar hohem Grade miteinander vereinigen lassen. Unter dieser Einschränkung wird die Frage zu bejahen sein. Freilich nur Meistern ersten Ranges gelingt es, sich diesem individualisierenden Typenstil anzunähern. Shakespeare ist ihm in manchen Gestalten — z. B. im Hamlet — nahe gekommen, Goethe im ersten Teil des Faust, Schiller in manchen Personen des Wallenstein. Aus der Malerei möchte ich verschiedene Gestalten der van Eyck hierherzählen. Nichtsdestoweniger bleibt der Satz bestehen, dass jeder der beiden Stile in einer ästhetischen Grundforderung wurzelt, die in sich die Tendenz trägt, eine andere Grundforderung zurückzudrängen, und die nur dann, wenn sie diese Tendenz auch wirklich ausübt, sich in voller Stärke und in ihrem ganzen Reichtum zu verwirklichen vermag.

Meine ganze Darstellung hat gezeigt, dass es sich bei der Einteilung der Stile nicht um steife Schubfächer, nicht um oberflächliche Schlagworte handelt, sondern um bewegliche, schmiegsame Gesichtspunkte, die mannigfaltigen Ausgestaltungen, Abzweigungen und Verwicklungen weiten Spielraum geben. Überhaupt dürfen Sie sich die Ästhetik nicht als eine Wissenschaft vorstellen, die mit harten Gesetzen und drohenden Formeln über die Mannigfaltigkeit der Kunstwerke hinführt und sie wie ein Material, das ihretwegen da sei, betrachtet. Sondern die Ästhetik, wenigstens die moderne, hat ein liebenswürdigeres Gesicht: sie sucht sich der Vielgestaltigkeit der Kunstwerke verständnisvoll anzupassen, und von ihnen zu lernen.

* * *

Diese zugestandene ästhetische Beweglichkeit, die ja an sich wieder für unsere Zeit charakteristisch ist, übt Volkelt in gerechter Weise auch jenen, von uns heut öfters berührten neu-idealistischen Strömungen gegenüber aus, die sich aus dem Naturalismus consequent entwickelt haben. Er hebt darin mit Recht die zum Ausdruck gelangenden gesteigerten „Weltgefühle“ hervor.

Es ist ein Glück, sagt er, dass der Trivialismus in Malerei und Dichtung immer mehr einer phantasievolleren Art weicht, dass die Phantasie wieder nach Wagnissen im Reich des Heroischen und Übermenschlichen dürstet. Schon Richard Wagner hat durch seinen auch als Dichtung gewaltig emporragenden Ring der Nibelungen dargethan, dass sich in mythologische Stoffe moderne Geistesarbeit hineinarbeiten lässt. Als ein Beleg hierfür kann auch Siegfried Lipiners vor fast zwanzig Jahren erschienene Dichtung „Der entfesselte Prometheus“ gelten, die uns in die letzten Fragen der Geschichtsphilosophie und Metaphysik hineinführt. Seit längerer Zeit sind es die beiden Hart, die in ihren hoch dahinschreitenden, die gewaltigsten Stoffe des Mythus und der Sage bearbeitenden Dichtungen dem tiefsten Sehnen und Ringen der Menschheit Ausdruck zu geben versuchen. Und wie sehr dieses Schaffen von Phantasiewelten in unserer jüngsten Dichtung im Anwachsen begriffen ist, kann der Moderne Musen-Almanach dieses Jahres zeigen.

Mit dem Steigern der Phantasiethätigkeit geht naturgemäss ein Hereinziehen der grossen Weltgefühle in die Kunst Hand in Hand Der philosophisch und religiös erregte Mensch spricht sich wieder mehr in der Kunst aus, als dies der Naturalismus im engeren Sinne zugeben könnte. Wie ich schon bei Erwähnung der zuletzt genannten Dichter andeutete, sind es die Gedanken über Ziel und Wert von Dasein und Streben, die in der Dichtung nach Ausdruck ringen. Besonders erscheint mir die Gedankenwelt dieser neuesten Dichtung durch einen gewissen Pantheismus der Natur und des Lebens charakterisiert zu sein. Ich

Digitized by Google

sage dies im Gegensatz zu jenem Pantheismus, der die Natur in Geist zu verflüchtigen geneigt ist. Das All-Eine, dem sich der Einheitsdurst der jüngsten Dichtung zuwendet, hat einen mehr naturartigen Charakter. Es ist ein Pantheismus, der von dem sinnlich-seelischen Lebensgefühl ausgeht, das sich uns in jedem Augenblick unmittelbar und doch so geheimnisvoll zu spüren giebt; ein Pantheismus des zeugenden, liebenden Lebens. Selbst bei Zola, in seinem Doktor Pascal, ist der durch den ganzen Roman hindurchklingende Grundton eine fast mystische Vergötterung des sich ewig verjüngenden Lebens. Um wieviel mehr tritt dieser Lebenspantheismus bei Bleibtreu, Conradi, in Schlafs Dichtung „Frühling" und bei anderen lyrisch hochgestimmten Dichtern hervor! Soll ich noch einen weiteren charakteristischen Zug nennen, so möchte ich eine eigentümliche Verbindung von Pessimismus und Optimismus namhaft machen. Freudige, lachende, stürmische Welthejahung, göttergleiches Ichgefühl ist der Grund- und Schlusston der Lebensstimmung; aber hindurchgegangen ist diese Freudigkeit durch alle Bitternisse des Weltwehs. Es werden stark und schneidend die jammervollen, erniedrigenden Seiten des Daseins hervorgekehrt, ja mit Wollust darin gewühlt; allein aus allen diesen Schmerzen geht die Weltfreude triumphierend hervor. Auch hierin ist Lipiner mit kraftvollen hohen Tönen vorangegangen. Besonders nach dieser Richtung wirkt Nietzsche für das junge Geschlecht bestimmend. Wenn irgendwo, so ist bei ihm übermütige, ja harte Lebensbejahung mit hellsehender Einsicht in die Qualen und Zerrüttungen des Daseins verbunden.

* * *

Über einen Hauptvertreter des Ichgefühls in Frankreich, Maurice Barrès, den bekannten viel gewanderten und viel gewandelten Schriftsteller, der sich jetzt in der Redaktion der Cocarde für einige Augenblicke aufhält, schreibt im Dezemberheft des Mercure bei Gelegenheit seines impressionistischen Buches Du Sang, de la Volupté et de la Mort Camille Mauclair einen trefflichen Aufsatz. Hier sehen wir in einem einzigen Menschen die Vielfarbigkeit moderner Naturen vereinigt; einen Geist lernen wir kennen, der seinen Beruf nicht aus der traditionellen Rubrik, sondern aus dem vielverzweigten Ich allein entwickelt. Die Note dieses Mannes, sagt Mauclair, ist eben persönlich zu sein. Der warme und unparteiische Psycholog wird dabei nicht fehl gehen. Man muss das individualistische System von Barrès nur für sich selbst nehmen, ebenso wie sein parlamentarisches Leben für sich selbst, ebenso wie den Barrès als Chroniqueur, als Polemiker, als Schriftsteller für sich selbst — aber alles das als notwendige Bestandteile eines der erfrischendsten Geister, den wir jemals erlebten. Barrès ist nicht der Mann von einem Etwas; man suche bei ihm nichts im besondern und beurteile ihn in nichts specialiter. Er ist ein Ganzes, eine Landschaft, ein amateur d' âmes überhaupt; denn das ist sein geistiger Name, das der Titel der vollendeten Historie, die das Buch eröffnet. Er ist persönlich, ich höre an allem, was ihm vorkommt, den unzweifelhaften Ursprung: das ist Barrès, und ich liebe die, von denen man dies sagen kann. Das steht mir über Allem, über Talent, über Sprache, über Kraft: das Kennzeichen des entwickelten und bewussten Individuums. Ich kann nicht diesen Gedanken oder diesen Akt des Verfassers von Berenice lieben, — aber ich weiss, dass er tausend avatars erkennen lassen wird, er, der Deputirter, Romancier, Kritiker, Weltmann, Kosmopolit, Chefredakteur dieser Cocarde war (in der er übrigens eine Fülle duftender, geistreicher Kleinigkeiten schreibt), dass er noch hundert andere Gesichter darbieten wird, und dass ich ihn immer wiederfinden werde, lebendig, verwickelt, von geradem und entzückend massgeblichem Geiste, den Maurice Barrès, den man aus seiner Vergangenheit wiederfindet. Wie leidig dieses gleichförmige Wesen! Das specialisierte Talent des Literaten, des Malers langweilt mich dagegen, und ich sehe da die Kurzsichtigen und Verschrumpften unter den Menschen . . . .

* * *

Über Klingers Griffelkunst hat Ferd. Avenarius kürzlich bei Amsler & Ruthardt, Berlin, ein Schriftchen herausgegeben, welches einer ausdrücklichen Erwähnung wert erscheint, nicht blos in unserm heutigen Zusammenhange, da ja wohl keiner die Hinfälligkeit von Kunstrubriken und die einzige Bedeutung der rubriklosen Persönlichkeit besser als Klinger vergegenwärtigt, sondern auch, weil man hier wieder ein Beispiel hat für die von philiströser Seite häufig angefeindete Erklärung des Bildners durch gleichwertige poetische Stimmungen. Avenarius, statt Strich für Strich, Figur für Figur zu deuten, umschreibt die einzelnen Radircyclen, die er der Reihe nach durchgeht, durch dichterische Stimmungsbilder selbstständigen Wertes. Nur dadurch wird ihm eine Annäherung an den Gehalt der Radierungen möglich, eine ähnliche Annäherung, wie sie Klinger selbst durch seine in sich geschlossenen Bilder zur Brahms'schen Musik für seinen Zweck erreichte. Die ver-

Digitized by Google

ständlichere Kunst verdolmetscht die intimere. Für dies Fortwachsen der einen Kunst aus der anderen ist die Avenarius'sche Arbeit von bedeutsamem Werte und wir erhalten beim „Schicksalslied" z. B. folgende Reihe: Brahms setzt die Stimmung Hölderlins in Musik um, Klinger die Brahms'sche Stimmung in Radierungen, und Avenarius diese Radierungen wieder in poetische Parallelbilder.

Wenn wir Klinger als den Typus des rubriklosen Individuums nehmen, das ästhetische Gliederungen zu nichte macht, so wird uns der zuweilen gehörte Vorwurf, seine Kunst sei krank, besonders verkehrt erscheinen, da ja der Masstab über Gesundheit und Krankheit der Kunst zumeist aus jenen Gliederungen genommen wird. Avenarius äussert sich zu diesem Punkte sehr entschieden.

Man hat, sagt er, die Phantasie, die zu Klingers Leistungen fähig war, „krankhaft" genannt. Ich kann in solcher Bezeichnung nichts weiter sehen, als eine Äusserung der alten Erscheinung, dass man gern als minderwertig bezeichnet, was als unverständlich befremdet, denn nach „Pathologischem" suche ich vergeblich in dieser Kunst. So kühn und so reich sich Klingers Anschauungen gestalten, eine klare Idee hält sie straff zusammen, das Wesentliche hervorhebend, das Nebensächliche zurückdrängend, während beim kranken Menschen sowohl wie bei der kranken Kunst (für die wir ja auch der Beispiele leider genug haben) die Geburten der Phantasie tyrannische Herrscherinnen im Bewusstsein werden. Der Irre, der Hysterische hält für Wirklichkeit, was sein waches Träumen ihm zeigt, und wird in seinem Denken und Handeln Diener dieses Träumens. Wäre die Klinger'sche Bildergeschichte vom Handschuh nicht ein humoristisches Schildern einer Traumnacht, sie könnte zur Kennzeichnung psychisch kranker Künstlerschaft herangezogen werden. Wie aber hier dem überlegenen Scherz, so begegnen wir bei Klinger's ernsten Werken statt der Vorstellungsflucht der Kranken der hellen Einsicht der Gesunden. Unser Zaubermeister hat den Spruch nicht vergessen, der die Geister, die er beschwört, nach ihrem Dienste entlässt. — Wäre schliesslich Klinger's Phantasiethätigkeit, wie auch behauptet worden ist, mit der bekannten reizbaren Schwäche der Neuropathiker verwandt, so würde sie irgendwo aufgelesene und wenig verarbeitete Erinnerungsbilder combinieren zu künstlerischen Phrasen, nicht aber so original komponieren.

Nein, es ist das Schaffen nicht nur einer gesunden, sondern einer ganz bewunderungswürdig gesunden, weil unerhört starken Kraft anzuschauen und zu veranschaulichen, was aus diesen Gebilden hervorsieht. Diese Phantasie hat in der That kaum ihres Gleichen in der deutschen bildenden Kunst. Wo fänden wir z. B. eine Darstellung des Todes von einer Grausigkeit, wie des winkenden Reiters im „Schicksalslied"? Wo eine ähnlich überzeugende Umsetzung eines aus verwickelten Vorbedingungen erwachsenen Seelenzustandes in eine einfache klare Anschauung, wie auf „Und doch" oder, ganz anderer Art, auf dem Blatte aus „Einer Liebe", das das Erwachen aus dem Leidenschaftsrausche mit Traummystik schildert?

* * *

Zu einer Zeit, da die künstlerischen Kräfte in freiester Entfaltung und gegensätzlichsten Äusserungen sich entwickeln, da ein früherer Akademiker, A. v. Heyden, in einer beherzigenswerten Broschüre (bei Fontane & Co., Berlin) sich gegen die Einrichtung der Jury offen ausspricht und eine Verbindung von strenger genossenschaftlicher Aufsicht und künstlerischer Selbsteinschätzung an ihrer Stelle vorschlägt, da der Leiter der staatlichen kunstgewerblichen Anstalt, Prof. Lessing, in einem prächtigen Aufsatze über elektrische Beleuchtungskörper (Westerm. Monatsh. Okt. 94) seinen offenen Bruch mit dem traditionellen Schablonismus der alten Stile erklärt, da neue „freie" literarische Institute entstehen, wie die von Wille beabsichtigte Versuchsbühne oder das neue Bücherabonnement, das voller Hoffnungen einsetzt, „Verein für freies Schrifttum" in dieser Zeit geraten nunmehr auch die musikalischen Meinungsverschiedenheiten n die herkömmliche heftige Fehde und das Alte will dem Neuen wieder einmal nur ungern weichen. Sogar alte Dichter regen sich über neue Musiker auf. Über folgenden ergötzlichen Zwischenfall wird der Allg. Mus.-Ztg. aus Frankfurt a. M. geschrieben.

Einen erheiternden, aber völlig ernst gemeinten Schmerzensschrei hat der hier wohnende Dichter Wilh. Jordan in der „Münchener Allgemeinen Ztg." erhoben. Unter dem Titel „Pultvirtuosen" veröffentlichte er das nachstehende Gedicht, zu dessen näherem Verständnis auf die musikalischen Verhältnisse in Frankfurt hingewiesen sei. Jahrzehnte lang boten die Museumskonzerte trotz des ausgezeichneten Orchesters ein Bild künstlerischer Stagnation dar. Alle Werke neuerer Meister waren so gut wie ausgeschlossen von den Programmen, und in geistloser Taktschlägerei wurden die Werke der

Digitized by Google

Klassiker und Frühromantiker dem Publikum in einem bestimmten Turnus vorgeführt. Da kam mit einem neuen Dirigenten neues Leben in unser öffentliches Musiktreiben. Mit Verwunderung nahm unser Publikum wahr, dass die bisher ausgeschlossenen Kunstwerke gar nicht so kunstdemoralisierend wirken, wie man ihnen früher angedichtet hatte, ja, dass sogar solche sich darunter befinden, an denen musikalische Menschen einen rechten und echten, erhebenden Genuss finden konnten. Aber nicht nur die Programme erfuhren eine Aenderung, sondern auch in die Ausführung kam ein anderes Leben, und — das ärgert unsere Alten! Aus dieser Empfindung ist das nachstehende Gedicht unseres grimmen Rhapsoden hervorgegangen, das also lautet:

„Prahler mit Gauklergeschick, die das schier Unglaubliche leisten,
Weil sie mit zäher Geduld Jahre lang Tage verübt,
Hindernisstarrenden Weg auf Paradegäulchen zu reiten,
Haben ja stets die Musik auch zum Sockel entweiht
Ihrer koketten Person. Doch neuester Mode Geschöpf erst
Ist der des leitenden Amts waltende Pultvirtuos.
Stolze Vereine sogar zur Pflege der klassischen Tonkunst
Schaffen Regenten sich an, welche den Titel verdient,
Allermodernsten Geschmack für Gartenkonzerte bewiesen,
Schaaren zusammengelockt, Beifallstürme geweckt.
Eifrig bemüh'n sich die Herr'n, mit zappligen Gesten und Mimik
Schaubar zu machen den Sinn nervenzerrüttenden Lärms,
Jüngste Gedankenmusik zum Verstande reden zu lassen,
Handlung, Szene, Begriff' ohne Gesang in's Gehör
Wie mit gesprochenem Wort nur mit Tönen hineinzumotiveln.
Da man die Abende ganz schon zu vergeuden sich scheut
Mit dem Gegaukel und Spuk nach langen gedruckten Programmen,
Auch von den Alten ein Rest lechzt nach gediegener Kost,
Wendet man wenigstens keck die nämliche Vortragsmethode
Auch auf Mozart, Gluck, Bach und Beethoven an,
Thut, als hätten auch Die zu Sprechversuchen erniedrigt,
Die des Unsäglichen Reich uroffenbarende Kunst,
Die das Gemüt uns befreit mit strengster Gesetzerfüllung,
Bis wir empfindend gelöst ahnen das Rätsel der Welt.
Dreist verwirft man das Mass, das vorgeschrieben die Meister,
Steigert zu tollstem Gehatz eilende Sätze, zerreckt
Schleppend Adagiosang zu spinnwebdünnem Gesäusel,
Um durch Bässegebrüll, Becken- und Paukengekrach
Desto erschreckender straks zu betäuben die Mehrheit der Lauscher,
Die ja, was stachelt und packt, immer frenetisch beklatscht.

Einer des Schlages, der so zum Erkitzeln thörichten Beifalls
Auch das erhabenste Werk ohne Bedenken verhunzt,
Hatte in dieser Manier das Tonstück eines Verstorb'nen
Neulich verkinkerlitzt. Als ihn mit Donnerapplaus
Wieder belohnt die so weit schon misserzog'ne Gesellschaft,
Schüttelte, wenig erbaut, Eine verdrossen das Haupt,
Meisterin selbst und Wittwe des eben verleumdeten Meisters.
Neben sie trat und frug, Lobes gewärtig und stolz,
Ob sie zufrieden sei, der dreiste Schwinger des Taktstocks.
„Was mein Gemahl einst gewollt, haben Sie gänzlich verfehlt,"
Sagte sie kurz. Doch siegesgewiss versetzt er: „Das weiss ich;
Aber Sie sehen, es macht so weit stärkern Effekt."
Andacht wollten der Lust am Wohllaut paaren die Meister —
Schnöde verfälschen ihr Werk Buhler um Massenapplaus."

Natürlich war die Wirkung genau die entgegengesetzte.

* * *

Es freut uns, zum Schluss aus dem Berliner Kunstleben zweier Ereignisse erwähnen zu können, die so recht den Epilog zu unserer heutigen Betrachtung bilden. Es ist nicht Theater, denn da brachte die Weihnachtszeit wenig Bleibendes, es ist nicht Musik, denn auch diese hat ihre Ferien, es ist endlich einmal Malerei — aber natürlich keine Berliner. Bei Schulte folgten sich eine Böcklin- und eine Lenbach-Ausstellung von solcher Bedeutung, dass sie als Ereignisse im Kunstleben dieses Winters dastehen. Ereignisse, weil sie Erlebnisse waren. Einen Dichter der

Digitized by Google

Welt und der Menschen sah man vor sich, die ganze Persönlichkeiten waren. Wie schwindet jede analytische Kritik vor dem heiligen Werke Böcklins, wie schwindet alle Modeströmung und Stiljägerei vor der charakterisierenden Gewalt eines Lenbach. Nimmt man es jenem übel, dass er trotz seiner Poesie componiert, diesem, dass er trotz seines frischen Blickes den Ton der Gallerie nicht vergisst? Es widerstrebt mir, Einzelheiten zu secieren. Die ausnahmsweise glückliche Auswahl der acht Böcklinbilder und der zwölf Lenbachporträts, die geradezu begeisternd auf alle Besucher wirkte, strömte ein solche individuelle Kraft und Überzeugungsgewalt aus, dass es, wem die Weisheit noch nicht aufgegangen sein sollte, hier für immer klar werden musste: Legt eure Centimetermasse weg, denn hier spricht ein Gott.

VERSCHIEDENES.

DIAKONIE.

Wenn man fünf Kapitel eines Buches mit Dankbarkeit und Vergnügen gelesen hat und findet im sechsten unerwartet das letzte Körnchen Unbehagen, das uns uneingestandenermassen noch geplagt, gänzlich beseitigt, dann hat man ein gutes Recht dazu, es den besten Werken seiner Bücherei einzureihen und Bekannten und Freunden es eifrig zu preisen.

In diesem Falle vornehmlich dem weiblichen Teil seiner Bekanntschaft; denn das Buch, von dem ich rede, ist von einer Frau für Frauen geschrieben.

Es giebt einen klaren, wahrheitsgetreuen Einblick in den Organismus der jungen evangelischen Diakonie und schliesst nach einer vergleichsweisen Betrachtung katholischer Frauenorden mit einem Bericht über die weltliche Diakonie.*)

Der ratlosen Frage so vieler auswegverzweifelnder Mädchen und Frauen unserer Zeit giebt Adine Gemberg die Antwort: Werdet Diakonissen! Dieser Beruf ist nicht überfüllt. Tausende und Abertausende von gebildeten Frauen kann er noch aufnehmen und bis an ihr Lebensende anständig versorgen. Statt dass ihr als Ärzte den Männern Konkurrenz macht und dadurch wieder indirekt eure verheirateten und unverheirateten Schwestern schädigt, werdet Krankenpflegerinnen, statt schlecht bezahlte, abgehetzte Lehrerinnen werdet Lehrschwestern, statt Pastoren (wie in Amerika und Skandinavien) werdet Missions- und Gemeindeschwestern. Und ist euch die Abhängigkeit von der Kirche lästig, so wendet euch der weltlichen Diakonie zu, welche euch ausserdem noch die Möglichkeit selbständigen Erwerbes und grössere Freiheiten bietet. Die Emancipation entreisst dem Manne, was er für sich und die Seinen braucht, die Diakonie tritt still und bescheiden vom Manne hinweg und erreicht doch das Ziel der Frauenversorgung innerhalb der höheren Gesellschaftsschichten. Einer Versorgung ohne Gleichen: denn während jeder andere Beruf von der schwankenden Nachfrage abhängig ist, findet die Diakonissin stets ihren Wirkungskreis, ist immer erwünscht und überall angenehm. Ihr Arbeitsfeld ist das ganze Volk, soweit es der Pflege, der Erziehung, des religiösen Trostes bedarf.

Zunächst der Krankenpflege. Ihr ist, als der ersten der drei Hauptthätigkeiten, das der Einleitung folgende Kapitel gewidmet. In ihm tritt Adine Gemberg mit der ruhigen Klarheit einer tiefblickenden Frau dem medizinischen Frauenstudium entgegen. Eine Armee, sagt sie, besteht nicht nur aus Officieren, und ein Hospital braucht ausser Ärzten und Kranken noch Pflegerinnen. Es liegt aber tief in der weiblichen Natur begründet, sich der Autorität des Mannes zu beugen und die Autorität einer Geschlechtsgenossin mindestens stark zu bezweifeln. Darum ist es ganz undenkbar, dass weibliche Ärzte und ausgebildete Pflegerinnen sich je vertragen sollten.

Einem Manne fügen sich diese bedingungslos, auch wenn es ihrer Erfahrung widerstreitet, einer Frau im gleichen Falle nicht.

An der Hand einer fesselnden, aber niemals im Interesse der Sache beschönigenden Darstellung folgen wir der Thätigkeit der jungen Schwester durch die Kinderstation, den Frauen-, den Männersaal, die (fakultative) Irrenpflege und endlich zur Pflege in Privathäusern, bei welcher bemerkenswerter Weise die Nachfrage das Angebot weit übersteigt.

Ein weiteres Feld medizinischer Thätigkeit besitzt die Diakonie in den Krankenhäusern des Orients. Ja dort wären allenfalls auch noch weibliche Ärzte willkommen.

Nicht minder mannigfaltig ist der erzieherische Beruf der Schwester. Blöde, Epileptische, Blinde, Verkrüppelte, Taubstumme einerseits, Waisenkinder, sittlich Verwahrloste, arbeits- und stellenlos gewordene Mädchen andrerseits, sind die Schüler der Diakonissen. Vor allem aber arbeiten sie an Haushaltungs- und Wirtschaftsschulen, wo die Töchter des Volks zu verständigen Hausfrauen, zu tüchtigen Dienstmädchen, zu geschickten Kinderpflegerinnen erzogen werden. Mehr noch als wünschenswert ist nach der An-

*) A. Gemberg. Die evangelische Diakonie. Beitrag zur Lösung der Frauenfrage. D. Schriftst. Genossenschaft. Berlin 1894.

Digitized by Google

sicht der Verfasserin diese Ausbildung der Frauen der niederen Stände durch die gebildeten Frauen der höheren Stände: sie ist notwendig, um drohende soziale Gefahren abzuwenden.

Ich erinnere daran, dass bei den englischen Frauen diese Ansicht längst Gemeingut geworden, dass diese seit den Tagen eines Kingsley und Robertson, von herrlichem Wetteifer helfender Liebe ergriffen, ganz anders mit den reichen Vorzügen ihres Geschlechts gewuchert haben, als dies von unserer Frauenwelt gesagt werden kann.

Welch ein anderer Ausblick, das Weib voll erbarmender Güte und versöhnender Anmut unter trost- und hülfsbedürftigen Mitmenschen eine erhabene Mission erfüllen, als es in eigensüchtigem Ringen nach ihrem Grundwesen fremden Stellungen den sozialen Konflikt verschärfen zu sehen.

Die ganze Emanzipation — in ihrem Extrem — ist eine grosse Selbsttäuschung.

„Erkenne dich selbst!" klingt freilich für Frauenohren noch härter und unleidlicher wie für die der Männer. Aber was könnte aus solcher Selbsterkenntnis, der Erkenntnis sich auf die vorhandenen Mittel beschränken zu müssen und in diesen Grenzen Meisterschaft erstreben zu sollen, gewonnen werden! Dann wäre es sogar möglich, dass künftige Philosophen Besseres vom Weibe zu sagen wüssten, als unsere letzten unerbittlichen Sezierer.

Es sei mir an dieser Stelle gestattet, einem — wahrscheinlich keineswegs neuen — Gedanken Ausdruck zu geben, der mir bei der Lektüre des Gemberg'schen Werkchens gekommen. Warum sollten unsere jungen Mädchen nicht ebenso ihr „Jahr" in den Reihen der weltlichen Diakonie etwa „abdienen", wie die männliche Jugend im stehenden Heere? Wäre es etwas so Unerträgliches, dass zwölf Monate lang auch die junge Dame den eigenen Willen beugen und in den Dienst einer grossen gesellschaftlichen Aufgabe stellen lernte, statt dass sie in jenem reizvollen Getändel zwischen häuslicher Kleinarbeit und mehr oder minder unschuldigen Vergnügungen mit unfehlbarer Sicherheit über alle Tiefen des Lebens hinwegschwebte, ein Schmetterling, langweilend, sobald die Pracht der Flügel verdorben, ohne Kraft zu selbständigem Urteil, wie zum Verständnis der subtileren Erscheinungen des Daseins.

Würde das junge Weib nicht unendlich gereifter, wenn sie als Diakonissin, anstatt der mangelhaften Bücher über das Leben das Buch des Lebens selber lesen dürfte, ja noch mehr, wenn ihr Gelegenheit geboten würde, hier und dort den Text zu ändern, statt „krank" „gesund", statt „Klage" „Dank", statt „hoffnungslos" „freudig" in ihm verbessern zu dürfen? Wie sehr würde solch ein Dienst der Liebe den Dienst der tötenden Waffe beschämen, wie hoch würde die Frau in ihrer eigenen, wie in der Männer Achtung steigen und endlich, wie viel glücklicher und gesünder würde sie dadurch werden!

Aber ich rede, als ob solch ein Einjährig-Freiwilligen Dienst durchaus nur als staatliche Einrichtung gedacht werden könnte. Folgende Sätze der vorliegenden Schrift beweisen, dass in kleinstem Massstabe eine solche einjährige Schulung bereits existiert.

„Es giebt eine allerdings nicht grosse Anzahl von Johanniterinnen, die etwa ein Jahr lang von Diakonissen ausgebildet wurden. Diese nehmen alle möglichen Stellungen im Leben ein, sind zum grossen Teil verheiratet und stehen nur für Kriegs- oder Seuchen-Zeiten bedingungsweise zur Verfügung der Diakonie."

Ich kehre noch einmal referierend zu Frau Gembergs Buch zurück.

Es behandelt in einem dritten Abschnitte die schwerste Aufgabe der Diakonie, die Gemeindepflege und die innere Mission, doppelt schwer, weil sie einen unverrückbaren Glauben erfordert und am Tiefsten in die Regionen der Not und des Lasters hinabführt. „Nur die priesterliche Weihe ihres kirchlichen Amtes schützt die Reinheit der unberührten Jungfrau in einer Umgebung von Verkommenheit und Elend, wo jeder andere Schutz ihr fern ist." Es ist ein Kapitel voll erschütternder Beispiele aus dem Alltag, das man nicht ohne Bewegung lesen kann.

Dem schon erwähnten äusserst lehrreichen und für den Protestantismus beschämenden Ausflug in's Gebiet der katholischen Ordensfrauen folgt zum Schlusse der Bericht über die „weltliche Diakonie", deren Hauptstätte bis zur Zeit das von der Kaiserin Friedrich protektionierte Viktoriahaus in Berlin ist. Es gleicht allen anderen Diakonissenhäusern, ist jedoch gewissermassen konfessionslos. Die Viktoriaschwester kann, wenn sie ihre Lehrzeit durch fünfjährigen Dienst vergütet hat, austreten, ohne ihr Patent — wie dies in gleichem Fall bei der kirchlichen Diakonie stattfindet — zu verlieren. Bleibt sie, so bietet ihr die Anstalt dieselbe Versorgung, wie jedes andere Diakonissenhaus. Ihre Tracht — jene unnötig nüchterne, fast entstellende Tracht — braucht sie nur innerhalb der Anstalt zu tragen, hat überhaupt in jeder Hinsicht grössere Freiheiten.

Die letzte Freiheit endlich, selbst Geld mit ihrer Thätigkeit verdienen zu dürfen, gewährt ein äusserster Ausläufer der weltlichen Diakonie: das Privatunternehmen

Digitized by Google

der Gräfin Rittberg zu Berlin. Dort werden junge Mädchen vollkommen sachlich wie Diakonissen ausgebildet und haben bei der drängenden Nachfrage beste Aussichten auf nicht geringen Erwerb.

Einem unabweisbaren Bedürfnisse folgend, hat die Verweltlichung der Hauptzweige der Diakonie begonnen.

Es ist Brot da und es ist Arbeit da für alle sittlich denkenden, ernsten Mädchen und Frauen. Es fehlen Hände und Herzen zum Lehren, zum Krankenpflegen und zu der gesegneten Arbeit an Gefallenen und Gefangenen . . .

Besinnen sich die deutschen Frauen erst auf ihr Christentum und auf ihre socialen Pflichten, wenn sie der Welt entsagt haben und den Schleier oder die Haube tragen? Wäre das nicht ein jammervolles Zeugnis für die Frauenwelt — für dieselben Frauen, die jetzt das Recht auf Arbeit fordern?

Ich entnehme, wie manches andere schon vorher, diesen Apell dem Buche selbst, und indem mein Auge es nocheinmal durchfliegt, fühle ich, dass die Worte, die ich darüber gesagt, nur dann ihren Zweck erreicht haben werden, wenn man sie nicht als wohlfeile Inhaltsangabe, sondern als Wegweiser nach einem Schatz von guten und klugen Gedanken betrachtet.

Man muss es selbst lesen.

CHRISTIAN MORGENSTERN.

THEATERTECHNIK UND ELEKTRIZITÄT.

Einen interessanten Beitrag zum Prozesse der Verdrängung des Menschen durch die Maschinen liefert folgende Nachricht des socialpol. Centralblatts.

Der maschinelle Grossbetrieb macht weder vor dem Handwerk noch vor dem bäuerlichen Betrieb Halt; er dringt aber auch, unter den heutigen Verhältnissen verheerend in Gebiete der Kunst, auf denen man seine Herrschaft am wenigsten erwartet hätte. Der bekannte Bühnentechniker Carl Lautenschläger - München hat sich schon seit Jahren mit dem Projekt eines elektrischen Bühnenbetriebes befasst und dehnte seine Versuche soweit aus, dass schon in einigen Wochen im Hoftheater zu München praktisch Teile des elektrischen Betriebes zur Vorführung gebracht werden können. In Verbindung mit einem grossen süddeutschen Etablissement, welches die elektro-technische Ausführung übernommen hat, wird Lautenschläger die Verwandlungen der gesamten Maschinerie auf elektrischem Wege selbstthätig vornehmen; es werden Prospektzüge, Flugwerke, Kassettenaufzüge, das Öffnen der Kassetten-Klappen, das Drehen der Bühne, die Versenkungen, kurz Alles, was bisher mit der Hand gemacht werden musste und ein grosses Arbeitspersonal erforderte, Lärm erzeugte und doch nicht immer tadellos funktionieren konnte, elektro-motorisch bewegt werden, und zwar kann mit Hilfe des im Hause vorhandenen elektrischen Stromes von einem oder mehreren beliebigen Punkten aus die ganze Maschinerie dirigiert werden. Es werden künftig Theaterarbeiter nur mehr zur Herbeischaffung und zum Aufstellen der Dekorationen nötig sein. Die neue Einrichtung ist in jedem Theater mit elektrischer Beleuchtung ohne besondere Schwierigkeiten, ohne weitere Maschinen für Stromerzeugung einzuführen und ist auch in älteren Bühnenhäusern, sofern solche nicht gerade aus der Urzeit stammen, mit Änderung alter Maschinen ohne besonders hohe Kosten durchführbar. Im Münchener Hoftheater ist alles für diese Neuerung in Vorbereitung, die Vorproben haben das erwartete günstige Resultat ergeben. Somit haben wir uns auch auf dem Gebiete der Kunstdarstellungen allmählich mit den arbeitssparenden Wirkungen der Maschinerie abzufinden. Und die elektrische Technik, die noch manches Wunder verrichten wird, ist erst beim Anfang ihrer Entwickelung!

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novelle verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Charlottenburg-Berlin. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler, in Berlin. Druck von Otto Nonack & Co., Roitzsch.

Digitized by Google

DAS ZEITALTER DER ETHIK.

VON

DR. KARL JOËL.

Das Zeitalter der Ethik ist — unser Zeitalter. Und ich meine, dass dieser Taufname nicht willkürlicher gegeben ist als der des Zeitalters der Aufklärung, des Zeitalters der Metaphysik und des Zeitalters der Naturwissenschaft, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa je ein starkes Menschenalter ausgefüllt haben. Und doch wird über dergleichen allgemeine Namengebung mancher „Besonnene" den Kopf schütteln. Indessen es giebt Zeiten, in denen die Besonnenheit mehr eine Krankheit als eine Tugend ist, wenn nämlich die leere Furcht, unbesonnen zu sein, wie ein bleierner Druck jeden Aufschwung lähmt. Besonnene Zurückhaltung hat ihren Grund und darum ihre Zeit, aber wehe dem Adler, der die Schwingen für immer zur Ruhe bettet, weil er sich einmal am Bergfeuer die Flügel gebrannt! Der Mensch, das geistig fliegende Tier, kann von der blossen Besonnenheit nicht leben; denn Besonnenheit, nichts als Besonnenheit heisst Unfruchtbarkeit. Heute hat die Besonnenheit die Philosophie fast zum Erstarren gebracht. Seit einem halben Jahrhundert ist sie mit der abweisenden Geberde gegen Hegel und Schelling stehen geblieben; aber die Besonnenheit, welche die einst berechtigte Scheu vor höheren Abstraktionen, allgemeineren Namengebungen in Permanenz erklärt, ist eine Idiosynkrasie, nichts mehr, nichts weniger. Sie darf uns nicht hindern, vom Charakter eines Zeitalters so gut wie vom Charakter eines Menschen und eines Volkes zu sprechen. Wer eine Völkerpsychologie anerkennt, muss auch eine Psychologie der Zeitalter, wenigstens der Kulturzeitalter gelten lassen; denn der Zeitgeist kann sogar stärker sein als der Volksgeist, und der Engländer von heute würde sich mit dem Deutschen von heute wohl besser verständigen als mit seinem eigenen Urahn vor dreihundert Jahren.

Aber die Feinde der Abstraktion rüsten sich mit einem neuen Einwand: es giebt gar keinen Zeitgeist, es giebt nur Zeitrichtungen und es giebt keinen bestimmten Charakter eines Zeitalters, es giebt in ihm nur einen Kampf von Gegensätzen; ein Mensch und ein Volk aber sind mehr als ein Kampfplatz, sie leben als bestimmte, wirkende Existenzen und sie haben Charakter, weil sie die Gegensätze in sich unterdrücken müssen, um leben zu können. Allerdings, die Zeit ist ein Kampfplatz, solange sie höheres Leben trägt; denn vordem war sie nur Wüste und nachher wird sie nur Friedhof sein der Kultur. Bis dahin ist die

Digitized by Google

neue Aera nur die neue Arena und die Zeiten, in denen die Kampfesröte auf den Stirnen der meisten und besten Kämpfer am höchsten steigt, nennt man classisch. Aber kann sich denn Leben ohne Kampf entfalten? Auch ein Volk bleibt eine dumpfe Masse, und hätte es wie die Türken und Mongolen die halbe Welt erobert, solange nicht die Volkskräfte in ihm ringen, und es sinkt wieder herab zur dumpfen Masse, sobald die Gegensätze einschlafen, sobald es der Individuen entbehrt, die eben nur durch Differenzierung entstehen. Ein Kampfplatz ist auch die Brust des grossen Staatsmanns, das Hirn des grossen Denkers und das Herz des grossen Dichters. Das Genie vereinigt schwer vereinbare Faktoren, Gedanken, Empfindungen, Fähigkeiten, und das originale Produkt der Vereinigung wird nur im Sturm der Seele geboren: das eben ist der Fluch der Grösse, der ihm das friedliche Glück des Philisters raubt. Der grosse Staatsmann kämpft oft gegen die eigene Vergangenheit, der grosse Denker arbeitet in quälender Selbstkritik, der grosse Schriftsteller schreibt, um die eigenen Erlebnisse, Skrupel und Empfindungen zu überwinden. Wie könnte er sonst mit seinem Herzblut schreiben? Der tiefer blickende Historiker wird die grossen Männer weniger nach ihren fertigen Werken charakterisieren als nach den Problemen, die in ihnen rangen. Ist doch der grosse Mann nur ein gewaltiges Stück Volksgeist und Zeitgeist, geboren aus dem Ringen der Zeit und des Volkes und dieses Ringen intensiver fortringend. So kann man auch umgekehrt den Zeitgeist ein extensives, noch nicht zur Person geballtes Genie nennen und ihm wie einem Genie Charakter und Bestimmtheit zuschreiben.

Ist aber nicht durch den Kampf im Zeitgeist der Charakter und durch die Gegensätze die Bestimmtheit aufgehoben? Nun, man zeige mir nur einen Kampf mit vollem Gleichgewicht der Kräfte, einen Kampf ohne Sieg, selbst ohne Schwanken. Wenn es aber einen solchen Kampf nicht giebt, dann bestimmt eben der jeweilig stärkere Part den Zeitgeist. Doch gebe es selbst einen im Gleichgewicht stillstehenden Kampf, so würde er auch als blosser Gegensatz der Bestimmtheit nicht entbehren. Gross und klein geben doch gewiss einen vollen conträren Gegensatz. Aber gegenüber gelb, süss und schwer, stehen gross und klein zusammen als Begriffe der Ausdehnung und geben dadurch ihrem Contraste seine Bestimmtheit. Es giebt Zeitalter, in denen die Gläubigen und die Ketzer, und Zeitalter, in denen die wirtschaftlich Starken und Schwachen kämpfen. Sind diese Zeitalter trotz ihrer inneren Gegensätze oder vielmehr durch diese nicht deutlich gegeneinander charakterisiert und bestimmt, das eine vom Glaubens-, das andere vom Wirtschaftsinteresse getrieben? Und so meine ich nun, dass heute aus allem bunten Getriebe der Zeit sich immer klarer das Ethische als Centralinteresse herausringt, dass sich die verschiedenen ethischen und — antiethischen Parteien zu gruppieren anfangen und dass dieser Kampf um das Ethische als die Signatur des Zeitalters sich immer leuchtender entfalten wird. Allerdings, man muss hier im Futurum sprechen. Denn die Zeit ist noch jung, der neue Zeitgeist datiert mit seinen concreteren Ansätzen, seinen ersten Wiegenschreien wol erst aus dem Ende der achziger Jahre, er hat also jetzt erst das Alter, da die Schule von ihm Notiz nimmt und er in strengerer Zucht zum Selbstbewusstsein kommt.

Aber noch immer wird, selbst wer schon das Recht eingeräumt, die Motive der Zeit um einen Begriff zu schaaren, erstaunt die Frage thun,

Digitized by Google

warum gerade die Ethik die neue Fahne der Zeit abgeben soll. Sollen denn die Menschen alle Philosophen und sollen sie denn durchaus moralisch werden? Nun, das letztere wäre noch das Schlimmste nicht und über die Philosophie als Beherrscherin der Menschen wolle man doch nicht spotten: die Philosophen auf dem Throne wenigstens haben sich so übel nicht bewährt, wie Mark Aurel und Friedrich der Grosse beweisen. Die moralisch-philosophische Menschheit mag eine Phantasterei sein, ein Schreckbild ist sie nicht. Man ist nur des Königtums der Philosophie zu lange entwöhnt, um es möglich zu finden. Die Zeiten sind dahin, da Jean Paul den Kant „kein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal" nannte, da Fichte den Geist der Nation in Flammen setzte, da aus der Schule Hegels Staatsmänner und Freiheitskämpfer, Dichter, Theologen und Juristen, Historiker und Ästhetiker in die Welt gingen, da Naturforscher, Philologen und Mystiker zu Schelling aufschauten und die Pädagogen Herbart zu ihrem König wählten. Diese Zeiten sind dahin — und nur hie und da hält noch auf der nächtigen Wahlstatt ein schwaches Fähnlein sehnsüchtig trauernder Epigonen um das Banner eines grossen toten Philosophen. Und doch sammelt sich der Zeitgeist noch heute um alles, was die Philosophie ihm bietet. Man mag über Schopenhauer streiten — der Pessimist kann an sich immer nur Parteiführer sein —, aber er hat immer noch Schaaren hinter sich. Man mag noch mehr neuestens über Nietzsche streiten: sein Anhang mehrt sich tagtäglich — da sieht man doch, dass die Philosophen Könige sind. Der Künstler mag Bewunderer, der Gelehrte Schüler haben, der Philosoph hat Anhänger wie der Heerführer und Prophet. Die Philosophie ist die normale Form rein geistiger Zeitbeherrschung, nur heute herrscht philosophische Anarchie, ein banges Interregnum, in dem nur einzelne Prätendenten kleine Gefolgschaften hinter sich haben, weil sie nur einen beschränkten Teilwillen der Zeit repräsentieren. Aber in der jüngsten Zeit kommt Bewegung in die Reihen, sie streben in frischem Drange auf ein dunkles Ziel, tausend Zeichen predigen: es will etwas werden, aber was da philosophisch werden will, kann nichts sein als Ethik.

Von allen Disciplinen der Philosophie sind nur zwei als zeitbeherrschend denkbar: Metaphysik und Ethik. Die andern sind zu formal, zu beschränkt, zu dienend, jedenfalls nicht so schöpferisch und königlich. Die Logik ist formale Polizeiwissenschaft, die Erkenntnistheorie eine Gelehrsamkeit, die als herrschende Disciplin zur Skepsis führt. Die Psychologie ist Philosophie unter dem Scepter, nach der Methode der Naturwissenschaft, daher, wie die Statistik der Universitäts-Vorlesungen zeigt, im ausgehenden Zeitalter der Naturwissenschaft die blühendste philosophische Disciplin und doch in ihrer rein deskriptiven Art so wenig spekulativ schöpferisch, dass sie teilweise ausdrücklich die Tendenz bekennt, sich von der Philosophie abzulösen. Ästhetik, Religionsphilosophie, Rechtsphilosophie beschränken sich darauf einer speziellen Lebenserscheinung (Kunst, Religion, Recht) dienstbar zu sein. Man hat oft die Ethik die Ästhetik parallel gestellt und man kann sagen: auch die Ethik dient der Moral. Aber der Vergleich führt in die Irre. Der Bereich des Moralischen geht weiter; Moral muss überall sein, wo Menschen leben; es ist aber das Vorrecht des Schönen, dass es nicht gefordert werden darf, dass es nur als Gunst vom Himmel fällt. In der Kunst sollte es nur Fürsten geben,

Digitized by Google

die Halbgenies und Viertelstalente sind zum mindesten überflüssig. Fürsten aber sind auch im Ästhetischen über das Gesetz erhaben. In der Moral dagegen sollten alle Menschen Unterthanen sein. Es giebt keine Genies der Sittlichkeit, keine Privilegierten der Moral: so bedarf die Moral der Gesetzgebung, der Leitung — und wer anders sollte hier berufen sein als die Ethik? Teilweise noch die Religion, aber die Religion, soweit sie nicht selbst sich als Ethik zeigt, hat heute an Bedeutung für das Gemüt der Zeit fast ebensoviel verloren wie die Metaphysik und zwar aus ähnlichem Grunde wie diese: weil der Menschheit der Sinn für das Transcendente und Transcendentale, für das Übersinnliche und Aussersinnliche abhanden gekommen ist. Abhanden gekommen, darum aber noch nicht für immer abgestorben. Denn der religiöse und metaphysische Sinn werden immer am Kulturbau der menschlichen Seele die Kuppel ausgestalten und gegen die grandiose Monumentalität der Kuppel beweist es nichts, dass die heutige mehr praktische als architektonische Zeit die glatten und niedrigen Dächer vorzieht. So wird auch in der Philosophie die Ethik nicht das letzte Wort sprechen, sie wird, zur Vollhöhe erwachsen, der Metaphysik wieder die Thore öffnen, wie sie es in der alten und in der neueren Philosophie gethan. Dort wie hier erst eine Epoche reicher Natur- und Substanzspekulation, als Monismus beginnend, als Pluralismus immer mechanistischer sich fortpflanzend, endend als Skepsis. Dann dort die sophistisch-sokratische, hier die französisch-deutsche Aufklärung, beide bereits vorwiegend Ethik. Dann erheben dort Plato, hier Kant und Fichte die Ethik zur metaphysischen Spitze, bis in Aristoteles, in Hegel und Schelling die Ethik unter die Metaphysik herabsinkt. Die grossen Philosophen sind immer Metaphysiker gewesen, weil sie geistige Architekten waren, die grössten aber, wie Plato und Kant, waren ethische Metaphysiker. In der Ethik und Metaphysik stehen der Philosophie Organe, Wirkungen zu Gebote von mächtigster Resonanz. Einzig und allein ethische und metaphysische Lehren waren es auch, die Philosophen zu Märtyrern machten, einzig und allein ethische und metaphysische Lehren haben der Menschheit ans Herz gegriffen, sind tiefer und voller, aufklärend und gestaltend in Gesellschaft und Bildung gedrungen, haben mitgeholfen zu Revolutionen und zu Restaurationen. Und ist es denn wunderbar? Handeln sie doch von den Dingen, die man die höchsten und letzten und die wichtigsten nennt, bauen sie doch Weltanschauungen und Lebensideale.

Der Weg zur Metaphysik führt nur durch die Ethik. Denn das Ethische vermittelt zwischen dem Natürlichen und Übernatürlichen; das absolut Geistige, das ist das Metaphysische, entsteigt nicht dem Physischen, es kann nur aus dem Menschlichen sich heraussetzen und das Menschliche ist das Ethische. Der Naturalismus gelangt nur zu einem starren oder sentimentalen Monismus, er bleibt sozusagen immer im Parterre, nur das Ethische hat die Kraft des Aufschwungs, um die Pforten des oberen Stockwerks zu sprengen, wo die goldenen Himmelsschätze der Metaphysik der Entschleierung harren. Aber für die Metaphysik hat die Stunde noch nicht geschlagen; denn die Aufgabe der Zeit heisst Ethik. Erst muss sich die Ethik von der heute noch übermächtigen Natur, dem in Wissenschaft, Kunst und Praxis herrschenden Naturalismus zur Selbständigkeit losringen; dann mag sie, die

Digitized by Google

Bedeutung des Menschlichen hebend, ansteigen und schliesslich wird sie jenseits der Berge die schlummernde Metaphysik wecken. Heute aber noch ist die Metaphysik ein Traum, und wenn überhaupt heute geistiges Leben gedeiht, ist die Ethik die Philosophie der Zeit. Gerade das, was die Zeit im Allgemeinen so unphilosophisch macht, der auf das Leben beschränkte Horizont, die im Praktischen sich auslebende Energie, gerade das macht sie so empfänglich für die Ethik. Denn die Ethik ist Lebensphilosophie, und ihr alter wolberechtigter Name ist praktische Philosophie. Die Ethik — das ist die Philosophie, die gelebt werden kann, und sie ist nicht nur von den alten Kynikern, Stoikern, Epikureern gelebt worden, sie wäre immer gelebt worden, wenn alle Menschen mehr philosophisch und alle Philosophen mehr ethisch gewesen wären. Jenen antiken Individualisten, deren Ethik nach Staat und Gesellschaft nicht fragte, fiel es natürlich am leichtesten nach ihren Grundsätzen zu leben. Die Ethik verlangt zu ihrer Grundlage nur Leben, Menschenleben, sie braucht an sich weder Gott noch Natur. Sie kann allerdings durch Gott und Natur gestützt und bereichert, erhoben und erniedrigt werden, aber sie kann ohne beide bestehen und sie gedeiht sogar am besten, weil am selbständigsten, wenn die allgemeineren Faktoren Gott und Natur im engeren Gesichtskreis hinter dem vollen Menschenleben zurücktreten und darum gedeiht sie heute. Aber sie gedeiht auch nicht, wo das Leben stagniert. In einem Lande von chinesischem Lebenstypus, und hätte es 400 Millionen Einwohner, predigt der Ethiker in der Wüste. Das Leben muss in Bewegung, muss mindestens die Sehnsucht zum Neuen, zum Fortschreiten haben. Aber es darf auch nicht von roher Faust, von blosser Macht bewegt sein; denn wo das Schwert redet, verstummt die Ethik. So hat das gewaltthätige 16. Jahrhundert und in Deutschland noch das 17., das Jahrhundert des dreissigjährigen Krieges, obgleich vom Geistesdruck des Mittelalters befreit, noch keine eigentliche Ethik produziert. Der Geist muss eine freiere, gangbare Bahn des Lebens, eine berechenbare, nicht zu grob gestörte Entfaltungsmöglichkeit vor sich sehen, um Mut zu schöpfen zur ethischen Theorie. Die Ethik gedeiht nicht unter dem Schwerte, aber auch nicht ohne den Stachel. Sie braucht den heissen Atem der Geschichte und den Druck, der das Verlangen spannt. Im friedlichen Gleichmass der Bewegung, in ruhigen, eng umfriedeten Verhältnissen, wo der Nachbar den Nachbar grüsst, wo die Gegensätze nicht Raum haben sich auszuleben, und der Gedanke sich rasch in Praxis umsetzen kann oder aus Mangel an Nahrung absterben muss, da hat die Ethik keinen Lebensgrund. Die Theorie stammt aus der Sehnsucht und, was sie baut, sind zumeist Luftschlösser. Auch die Ethik bedarf der Distanz zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll. Ideale soll sie aufstellen, aber Ideale kann sie nur auf die Höhe pflanzen und die Höhe muss das Thal unter sich haben. So muss zur Entfaltungsmöglichkeit Entfaltungssehnsucht, Entfaltungsbedürfnis hinzukommen. Wenn dann die Entwicklung des Lebens nach vorschwebendem Princip vor sich geht, so heisst das Lebensreform. Aber alle Lebensreform ist in ihren tiefsten Wurzeln und ihren höchsten Zielspitzen Ethik. Wann sind Entfaltungsmöglichkeit und Entfaltungssehnsucht besser zusammengetroffen als heute? Wann war die Bahn freier und wann die Lust grösser das Leben nach Principien zu wandeln? Das perlt und schäumt im brodelnden

Digitized by Google

Kessel der Zeit, aus allen Ritzen und Luken des Lebens treibt der Zeitgeist rasch wuchernde Keime hervor, das schaart sich zusammen, steckt Fahnen heraus und schwenkt die Mützen, das meldet sich zum Wort in tausend Vereinen „zur Beförderung von“ diesem, „zum Schutze gegen“ jenes, das setzt hunderttausend feurig fliegende Federn in Bewegung und begeistert hunderttausend Zungen von der Tribüne herab ein Echo in Millionen Herzen zu wecken. Was will das alles? Es ist, als wollte die Zeit eine neue Zeit gebären. Aber alles, was da flutet, alle die Bächlein und alle die Ströme des Zeitgeistes münden in einen grossen See, aus allen Vereinsreden, Parteiprogrammen und Congressresolutionen, aus allen Broschüren und Flugblättern, von allem, was da flügge ist im vollen Seelenaufruhr der Zeit, von allem ringt sichs los, von allen Lippen tönt ein einziges drängendes, jauchzendes Wort: Lebensreform. Und all das Ringen nach neuer Lebensgestaltung will sich nicht durch Gewalt, sondern durch Überzeugung durchsetzen, alle Überzeugung aber muss zurückgreifen, namentlich im Kampfe sich stützen auf die Theorie und gewinnt ihre vollste Selbstbesinnung, ihren letzten Rückhalt erst in der philosophischen Theorie; die philosophische Theorie aber der Lebensgestaltung ist die Ethik.

Man hört noch immer: die Zeit ist materialistisch. Ich finde, der Vorwurf beginnt zu veralten: der Zeit, die jetzt die jungen Flügel regt, fehlt es mehr an Idealen als an Idealismus. Die kleinen Ziele so mancher modernen Bestrebungen stehen in geradezu lächerlichem Kontrast zu der dafür aufgewandten Begeisterung. Und andere neuere Bewegungen wieder hängen so allgemeine, so weit ausgreifende Programme aus, dass man vielfach nichts anderes liest als Worte, Worte, Worte! Wenn es das Vorrecht und der Beruf der Philosophie ist, Begriffe zu bilden, wo nur Worte sich einstellen, dann blüht speciell der Ethik heute ein weites Arbeitsfeld. Aber wenn so manche ob ihrer Unklarheit verspottete Allgemeinbestrebung, der die Klügeren, die nur zu oft nicht die Weiseren sind, den frühen Tod geweissagt, lebt, wächst und gedeiht, dann zeigt sichs doch, dass der Wille heute stärker ist als die Erkenntnis, dass über alle Erkenntnis hinaus ein junger unverwüstlicher Lebens- und Strebensdrang, ein unbestimmbarer, aber auch unstillbarer Idealtrieb aus den Tiefen der Zeit heraufsteigt und nach Gestaltung ringt. Man sagt, die bittere Not hat der Zeit das Messer der Reform in die Hand gedrückt. Das ist kaum zur Hälfte wahr. Die Not ist da, aber sie war oft grösser und niemals kleiner und wo die Lust zu reformieren je erwacht ist, da hat sich stets vor ihr ein schreiendes Bedürfnis aufgethan. Die Liebe und der Hass, die haben immer noch ihren Gegenstand gefunden. Aber der Geist der Zeit will nicht nur heilen, sondern bauen, der dunkle Reformdrang strebt über sein jeweiliges Objekt hinaus ins Weite, Hohe, will die Zeit selbst zur Erhebung bringen über sich selbst, schaut mit Sehnsucht auf die nebelschimmernde Zukunft und klimmt Höhen hinan, die noch in Wolken ruhen. Und er thut recht daran. Es mag eine Carricatur sein, wenn ein junger Stürmer, dem der gährende Most der Zeit zu Kopf gestiegen, auf das Titelblatt seiner Zeitschrift kurz und gut die Worte setzt: Zeitschrift für Wiedergeburt. Es liegt doch ein tief Ethisches in jenem Herzenszug der Zeit zur Reform an sich, zum reinen Aufschwung. Der faustische Mensch, der über sich hinausstrebt, bleibt eine ethische Figur, selbst wenn er irrt, so lang er strebt.

Digitized by Google

Dem an säkulare Betrachtung gewohnten Auge kann es nicht entgehen, dass in den letzten Jahren im ganzen seelischen Habitus der Zeit eine merkwürdige Wandlung vor sich gegangen ist. Die vorherrschende geistige Lebensfunktion ist eine andere geworden und die Fragestellung der menschlichen Seele an die umgebende Welt ist eine andere geworden. Im ersten Dritteil des Jahrhunderts, also in der spekulativen Periode hat der Zeitgeist vornehmlich gedacht, in den mittleren Jahrzehnten des Jahrhunderts und noch bis tief in die achtziger Jahre, also im Zeitalter der Naturwissenschaft, der in den sechziger und siebziger Jahren der Pessimismus zeitbeherrschend zur Seite ging, hat er vornehmlich geschaut, geprüft, nervös gefühlt: im Zeitalter der Ethik scheint der Lebensgeist vom sensiblen auf den motorischen Nerv überzutreten und er beginnt zu wollen. Oder um die Wandlung in den Grundfragen zu bezeichnen: Was ist das Absolute? Giebt es einen Gott und eine Unsterblichkeit? Besteht die Welt nur aus Materie und regiert in der Natur nur die Ursache und nicht der Zweck? Ist das Leiden in der Welt überwiegend und allein positiv? Ist der Ursprung des Menschen und der Tiere ein einheitlicher? So etwa fragte man bisher. Heute aber tönen lauter und lauter die Fragen: Was brauche ich, was soll ich, was will ich? Wie soll ich leben? Was ist wertvoll und wie fördert man die Kultur? Wie soll sich die Gesellschaft einrichten? Die Fragen nach Gütern, Pflichten, Tugenden, d. h. die Fragen der Ethik treten voran. Das Grundinteresse der Zeit, der geistige Lebensaccent beginnt also überzutreten von den Fragen der Welt auf die Fragen des Lebens, von der spekulativen wie der naturalistischen Theorie auf die ethische Praxis, von der Natur auf die Kultur, vom Begriff des Seins auf den Begriff des Sollens, vom Begriff des Wahren auf den Begriff des Guten und das Princip des Wertes scheint das leuchtende Centrum der neuen Anschauung werden zu wollen. Der Mensch steigt wieder empor und seine Bedeutung beginnt seinen Ursprung zu beschatten. Die naturwissenschaftliche und historische Kausalität weicht zurück vor dem Ideal der Zukunft, die Dämmerschatten der Vergangenheit verlieren an Reiz für den Geist, der Morgenluft wittert, und in Blick und Geberde der Zeit weist alles aufwärts und vorwärts!

Halb eingerostete Federn schreiben noch immer heute vom „Zeitalter der Naturwissenschaft"; aber es mehren sich die neuen Zeichen, die Kundgebungen, die dieses Zeitalter zu Grabe läuten. Eine der jüngsten Wiener Rektoratsreden spricht von der Hegemonie des naturwissenschaftlichen Denkens als dem Zopf des 19. Jahrhunderts und empfiehlt als Gegengewicht die politischen Studien. Der letzte Rektor der Wiener Universität, selbst ein Naturforscher, hat in seiner Antrittsrede diese Forderung anerkannt und überhaupt die Notwendigkeit einer intensiveren Pflege der Geistesbildung. Es kann keine Frage sein, dass die politische Ökonomie, die Sociologie den Naturwissenschaften in der Gunst des Zeitgeistes bereits den Rang ablaufen. Der politischen Ökonomie aber muss die Ethik mindestens im Magen liegen. Und das darf man nun verstehen, wie man will: die Volkswirtschaft muss von der Ethik mindestens in abstossender Weise Notiz nehmen, sie muss die Ethik mindestens verschlungen haben, d. h. das ethische Interesse durch das wirtschaftliche ganz ersetzen, sie muss die Magenfrage zum mindesten als ethische Kernfrage behaupten, wenn sie sonst

Digitized by Google

keine Ethik gelten lassen will. Indessen scheint selbst bei den Sozialisten der marxistische Materialismus, dieser ökonomische Absolutismus stark ins Wanken zu geraten. Die politische Ökonomie beginnt den Glauben an ihre alleinseligmachende Kraft zu verlieren, sie greift hinter sich nach einer Stütze und was findet sie da? Die Soziologie. Wenn in einer Wissenschaft die kämpfenden Parteien zu keiner Entscheidung kommen, so appellieren sie oft an eine andere Wissenschaft: So treten heute die kämpfenden Parteien in der Volkswirtschaft vor den Richterstuhl der Soziologie. Was ist denn aber diese junge, mit solcher Begeisterung begrüsste Wissenschaft der Soziologie? Sie ist nichts anderes als die auf ihre inneren philosophischen Grundlagen zurückgeschobene Staatswissenschaft und ihr Aufkommen heute bedeutet eine Vertiefung der Staatswissenschaft im Sinne der Ethik. Die Soziologie mag sich der Ethik als Teil eingliedern oder sie als Ganzes umfassen, sie mag sich der Ethik als Elementarwissenschaft vorschieben oder sich ganz an ihre Stelle setzen: in jedem Falle muss sie mit der Ethik in innigsten Contact treten und es kann auch beide Teile nicht trennen, dass die Soziologie als Erbschaft aus dem Zeitalter der Naturwissenschaft einen stark anthropologischen, ethnographischen Betrieb mitgebracht hat. Auch die Ethik, sofern sie historisch verfährt und sofern sie die Motive menschlicher Handlungen beschreibt, bethätigt sich als deskriptive Wissenschaft und es ist nicht abzusehen, warum nicht die Soziologie so gut wie die Ethik auch des normativen Betriebs fähig sein und der menschlichen Gesellschaft Ziele weisen soll.

Es hat wol so mancher heute, der gebeugt sass über dem Studium der alten Ethiker, des neuen Geistes einen Hauch verspürt, der wie ein Frühlingswind die der Vergangenheit geweihten Blätter durcheinanderschlägt, mahnend zu den Aufgaben der Gegenwart. Wenigstens bleibt es ein merkwürdiges Zeichen, dass nicht weniger als sechs Professoren der Philosophie, die sich auf dem Gebiete der Ethik und namentlich ihrer Geschichte literarisch hervorgethan, jetzt als Vorstandsmitglieder und besonders thätige Teilnehmer in den Berichten der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur citiert werden. Wol ebensoviel Lehrer allein der Berliner Universität sind mit systematischen Schriften über Moralphilosophie gerade in den letzten Jahren hervorgetreten, die auch sonst umfassendere Werke über Ethik gezeitigt haben. Die Vorlesungsstatistik der Universitäten zeigt allerdings in der, wie gesagt, alles überragenden Zahl psychologischer Vorlesungen das Zeitalter der Naturwissenschaft noch in voller Blüte, aber auch hier erhält neuerdings die Pflege der Ethik namentlich durch die Soziologie beachtenswerte Verstärkung und erhöhten Schwung. Ganz im Geiste der Soziologie flutet neues Licht aus der jungen rechtsvergleichenden Methode auf die Jurisprudenz und aus der Lehre vom Milieu, die den einseitig genetischen Einfluss der Naturwissenschaft ergänzend paralysiert, auf alle historischen Disciplinen. Allerdings steht immer noch ein feiner Schatten zwischen der Soziologie und der Ethik. Die Soziologie, indem sie die Gesellschaft, das Mittlere zwischen Staat und Moral, als Schöpfer beider markiert, ist unendlich fruchtbar für die Auffassung beider, aber nicht ohne Einseitigkeit. Es haftet der Soziologie noch immer eine mechanistische Äusserlichkeit der Auffassung an und der Ethik bleibt noch immer die Aufgabe, die Moral bis ins Herz des Individuums zu vertiefen. Scheinen doch heute selbst die Naturwissen-

Digitized by Google

schaften, wenn man z. B. nach manchen über Darwin hinausgehenden Ansätzen in der Zoologie, nach manchen stark ins Psychische überschlagenden Tendenzen der Physiologie und nach dem Aufschwung der Bakteriologie urteilen darf, aus dem Zeichen des reinen Mechanismus teilweise in einen Vitalismus überzutreten, der sie den Geisteswissenschaften wieder annähert. Die grössten Aufgaben harren heute der Volkswirtschaft und der Jurisprudenz und die Zeit wird den Beruf zur Gesetzgebung, den ihr die historische Schule abgesprochen, finden müssen. Aber die höchste Macht, an welche diese Wissenschaften im heissen Kampf der Richtungen appellieren können, die tiefste Quelle, aus der sie schöpfen können, bleibt das Moralbewusstsein des Volkes. Wenn heute das grosse Rektorat von den Naturwissenschaften wieder auf die Geisteswissenschaften und specieller von der Biologie auf die Soziologie überzugehen scheint, wenn die Soziologie die Geistesform ist, in der der Zeitgeist am ehesten heute wieder philosophische Vertiefung verspricht, so darf sich das die Ethik zu Gute rechnen, denn die Soziologie ist zwar nicht ganz die Ethik, aber sie steht am Fusse der Ethik, sie ist der letzte Durchgangspunkt auf dem Weg zur Ethik.

Es ist heute die Zeit, da die Thore der Wissenschaft sich wieder mehr dem Leben öffnen und jedenfalls weiter öffnen als im Zeitalter der Metaphysik und der Naturwissenschaft. Das zeigt sich am besten an jenem Aufschwung der Soziologie, der nur der theoretische Niederschlag des grossen Processes ist, der sich im modernen Leben vollzieht. Der Soziologie als neuer Königin der Wissenschaften entspricht die Assoziation als Herrschaftsprincip unseres öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens. Und wie die Soziologie nicht ganz die Ethik ist, aber der Ethik am nächsten kommt, so ist die Assoziation noch nicht Moral, aber sie ruht auf Moral und fordert Moral. Schon Plato macht die Bemerkung, dass eine Räuberbande, sofern sie zusammenhält, noch einen Rest von Moral in sich haben muss. Mag der Zweck einer Verbindung aller Moral ins Gesicht schlagen, die Verbindung als solche kann nur hervorgehn aus Vertrauen und nur fortbestehn bei bewährtem Vertrauen. Aber die Assoziation ist im Sinne der heute geltenden Moral noch weit grösser zu fassen. Die antike Moral hat einen wesentlich partikularen Charakter: Die Hand des Menschen meisselt an der Ausbildung der eigenen Bestimmtheit, der eigenen Grösse und Glückseligkeit und (in der klassischen Zeit) des eigenen Staates. Die antike Moral ist Kunst, Wissenschaft und Politik. Die mittelalterliche Moral ist wesentlich absolutistisch: die Hände falten sich beim Aufblick des Menschen zu Gott und Kirche. Und diese Moral ist Religion. Die neuere Moral ist vorwiegend sozial: die Hand des Menschen schlägt in die Hand des Nachbars um den Kreis der Gesellschaft zu schliessen. Der Typus der neueren Moral ist — die Association und im Sinne dieser Moral ist der nackte Egoismus, der raubtierhafte Isolierstandpunkt der Seele der moralische Störenfried, der Herd alles Bösen und der Altruismus oder die Socialtendenz der Quell alles Guten. Wenn das aber gelten soll, dann ist die heute zur höchsten Complikation gesteigerte, im Grössten wie im Kleinsten immer weiter um sich greifende Associierung als eine gewaltige Friedensstiftung auf Erden, als ein ständig fortschreitender Moralisierungsprocess der Kulturmenschheit zu betrachten. Aber auch hier steht ein Aber wie bei der Sociologie. Der sociale Fanatismus, der die Zeit

Digitized by Google

beherrscht, hat sein Grosses, sein unendlich Wohlthätiges und Wertvolles, aber auch sein Bedenkliches wie jeder Fanatismus. Der rein associativen Moral haftet dieselbe Äusserlichkeit an wie der rein sociologischen Ethik. Wird nicht der nackte Egoismus durch die Association nur social gekleidet, ohne darum innerlich das Geringste an Kraft und Rohheit einbüssen zu müssen? Ist nicht die Association für den Egoismus nur ein bequemeres Vehikel? Kann denn die Association den Egoismus selbst in Nächstenliebe umschmelzen? Und kann sie, die selbst nur ein Äusseres ist, den Gang des Herzens und nicht blos den Gang der äusseren Handlung in sociale Bahnen lenken? Ja, sie kann es bis zu gewissem Grade, die Association hat eine starke moralisierende Kraft. weil auch die äusserlichste Handlung in der Seele ihren Niederschlag hat, ihr leises Echo und eine kleine Disposition zur Wiederholung hinterlässt, weil die Seele keine knarrende Maschine mit ewig gleichen Rädern ist, sondern weich wie Wachs in steter Umschmelzung ihrer Motive begriffen, weil die Gewöhnung mit Zauberhand die Seele umschafft und weil da, was ursprünglich nur als Mittel geschätzt und gethan ward, später als Zweck geschätzt und gethan wird und, was ursprünglich geheuchelt war, schliesslich vielleicht mit Gefühl geschieht. Wird nicht ein kriegerisches Volk, zu langem Frieden gezwungen, schliesslich im Herzen lammfromm und friedlich werden? So wird in der Association der kriegerische Egoismus allmählich einschlummern und die Herrschaft der Seele dem angezüchteten Socialtrieb überlassen. Zweifellos wird nun aber auch die Association, in der die Herzen und die Hände vom gleichen Schlag bewegt sind und die sociale Handlung aus innerem Trieb geschieht, weil die Mitglieder social d. h. moralisch gegeneinander gestimmt sind, zweifellos wird diese Association besser fahren als die andere, in der die sociale Handlung erst auf dem Umweg der Nutzensberechnung zu Stande kommt, die auch immer in Gefahr steht auseinanderzufallen, weil der Egoismus sich Zwang anthun muss. So fördert nicht nur die Association die Moralisierung, sondern die Moralisierung fördert auch wieder die Association, und so hat die Association an der Moral nicht nur einen blinden Passagier, sondern auch einen kräftigen Vorspann. Sie hat an der Moralisierung, die ihre unbewusste Nebenwirkung, auch ein bewusstes Interesse und muss sie sich selbst zum Programm setzen, und so kommt das Zeitalter der höchstgesteigerten Association ganz naturgemäss dazu, auch das Zeitalter der Ethik zu sein. Indessen wenn der Schluss von der Association zur Moral so einfach und unbedingt wäre, dann wäre der sociale Staat besser heute als morgen einzurichten, denn er ist ja die höchste Vollendung der Association, die nur noch den Traum einer Association der Menschheit als Ideal hinter sich lässt. Aber die Association giebt nur die eine, ich möchte sagen, die weibliche Seite der Moral, der Kultur und des modernen Lebens. Dass die Moral rein aus der Association, durch sociale Anzüchtung entstanden sei, das würde die Moral auf eine Äusserlichkeit herabdrücken, das mag wol für den Genetiker das Sichtbarste sein bei ihrer Entstehung, wie die Mutter der sichtbare Faktor bei der Geburt des Kindes, aber das erschöpft nicht entfernt das Wesen der Moral.

Haben die Sociologen wirklich die Geschichte der Moral für sich? Sie wollen Historiker sein, aber wenn sie die Moral, die in strenger Allgemeinheit nur menschliche Lebensidealität bedeuten kann, durch-

Digitized by Google

aus als das Band fassen, das die Gesellschaft zusammenhält, so machen sie einen Strich durch die antike und durch die mittelalterliche Moral. Die griechische Arete war vorwiegend nicht die Tugend der Gemeinschaft, sondern im Gegenteil die Tugend der Auszeichnung und Concurrenz, und von den vier antiken Cardinaltugenden sind mindestens die ersten drei, Weisheit, Besonnenheit, Tapferkeit, von rein individueller, nicht socialer Bedeutung. Die mittelalterliche Tugend ist weit eher Gottesliebe als Menschenliebe, mehr contemplativ als social-aktiv. Statt die Geschichte zu hören, meistern die Sociologen sie mit ihrem modernen Socialbegriff. Sie setzen die Moral social, um sie dann social abzuleiten. Aber auch zugegeben, dass Moral nicht ohne Gesellschaft und Gesellschaft nicht ohne Moral bestehen kann, so beweist das natürlich nicht, dass die Moral d u r c h die Gesellschaft entstanden sei. Doch die Sociologen dürfen von Entstehung, wenigstens menschlicher Entstehung der Moral überhaupt nicht reden. Sie leugnen — und mit Recht — den vorsocialen Menschen, und sie reden bereits und müssen reden von einer Tiermoral. Wenn aber der Mensch die sociale Moral schon aus der Tierheit mitgebracht, sollte dann nicht der qualitative Fortschritt der Moral hauptsächlich im Individuellen liegen, in der Vertiefung, Veredlung, Vergeistigung, kurz in Processen, die sich im Einzelnen vollziehen müssen? Die Gesellschaft kann nicht nur eine Moral, die Moral kann auch eine Gesellschaft gestalten. Autoritativ zieht zumeist eine Moral in ein Volk ein: vielleicht durch ein Buch, die Bibel, durch einen Apostel, durch Bekehrung des Fürsten, durch Zwang der Eroberung. Wenn die Wissenschaft in Plato die Vorbereitung des Christentums erkennt, so hat dieser einzige Mann mehr Moral geschaffen als alle spartanischen Heere und das gesamte Perserreich. Ein einziger Märtyrer kann für die Geschichte der Moral, der Kulturmoral, die mit Verlaub neben der Tiermoral auch noch ein Wort zu reden hat, wichtiger sein als ganz Australien samt Polynesien, das unsere Sociologen so sehr lieben. Dass die Moral rein social sich entwickelt habe, ist genau so wahr, wie dass die Staaten stets demokratisch regiert seien. Ein einziger Napoleon kann alle Schemata sociologischer Wetterpropheten zu Schanden machen. Achtung und Nachahmung sind bei der Bildung der Moral zum mindesten ebenso stark beteiligt als der Egoismus, der künstliche, und der Altruismus, der natürliche Schöpfer der Association. Achtung aber und Nachahmung wachsen im Schatten des grossen Individuums. Mögen es auch die Sociologen nicht Wort haben wollen, es liegt im Programm ihrer Wissenschaft die Leugnung des grossen Individuums, es liegt darin der Heroenhass und der Massensinn, der nur die eine und vielleicht nicht die bessere Seite der Geschichte begreift. Es liegt darin der Hass der Ebene gegen den Berg, dessen Lava, dessen Lawinen oft zerstörend ins Thal fuhren, aber auch dort den neuen Boden bereiteten. Es ist wieder einmal dringend an der Zeit, der Erkenntnis ins Herz zu schreiben, dass die Dimensionen der Höhe und Tiefe nicht minder wertvoll sind als die Dimensionen der Breite und Dicke.

Ein stumpfes Licht ist es, das die Naturwissenschaft zum Abschied für das Geistig-Menschliche mitgiebt: nur Schritt für Schritt, nur stets das Nächste beleuchtend steigt die Erkenntnis aufwärts. Erst wirft sich das Interesse noch ganz naturwissenschaftlich auf die

Digitized by Google

Tiermoral, man spricht von dem Gewissen der Hunde, der Liebe der Störche und der Politik der Ameisen. Da erhebt sich die Anthropologie und Ethnographie und lässt das Licht auf den Menschen fallen, aber den möglichst primitiven Naturmenschen, den Halbmenschen: nun geht es dem Hottentotten an Herz und Nieren und der Australneger muss auf Ehre und Gewissen über seine Mythologie Rede stehen. Allmählich sättigt sich die Ethnographie mit vergleichender Geschichte, der Kulturmensch im weitesten Sinne steigt empor: der Chinese wird um sein Recht befragt, des Indiers Religionsphilosophie wird hochgepriesen, assyrische Politik, mexikanische Architektur, japanische Ziermalerei stehen auf dem Programm der Zeit. Jetzt aber wird der moderne Geist ungeduldig, drohend pocht er an die Pforten der mit Fernröhren ausschauenden Wissenschaft, Einlass fordernd für die Fragen des Lebens. Nun tritt der moderne Kulturmensch vor das erstaunte Forscherauge der Wissenschaft, aber zunächst nur als Massenmensch, als materieller Interessenmensch. Nach der Ameise und dem Affen, nach dem Hottentotten, nach dem Chinesen rückt der Arbeiter in hellste Beleuchtung. Aus dem Zeichen der Ethnographie tritt die Soziologie in das Zeichen der Volkswirtschaft. Aber sie muss höher steigen. Wir alle sind Arbeiter — sollen es sein! Wir alle haben Interessen und Aufgaben, aber noch allgemeinere und höhere als die materiellen. Und die Wissenschaft von den allgemeinsten und höchsten Aufgaben des Menschen, der Menschheit ist die Ethik.

(Ein zweiter und dritter Artikel folgen.)

JULIE'S TAGEBUCH.

ROMAN VON

PETER NANSEN.

(Fortsetzung.)

Den 22. Februar.

Das Leben ist doch nicht so traurig. Und es giebt eine gütige Vorsehung, die sich der kleinen Mädchen annimmt, wenn sie in Not sind. Meine Vorsehung mit weisser, getollter Mütze, im Sopha sitzend, heisst Grossmutter.

Bebenden Herzens schellte ich heute Vormittag bei ihr. Die alte Marie öffnete und sagte: „Nein, dass Fräulein Julie wirklich heute kommen! Die Frau Bischöfin haben sich so nach Fräulein gesehnt!"

Ich sass bei Grossmutter in dem gewöhnlichen Visitenplatz im Lehnstuhl, dem Sopha gerade gegenüber. Auf dem Tische war wie gewöhnlich eine kleine Erfrischung aufgestellt: Ein Glas Erdbeerlikör und eine Schale mit Kakes.

Grossmutter sass da und sah mich mit ihren grossen, ruhigen Augen an. Ich erzählte — ein wenig nervös — von meinen Erlebnissen, seit ich sie

Digitized by Google

zuletzt besucht hatte. „Iss, Kind," sagte sie, „und trink ein Gläschen, das giebt den Wangen frische Farbe." Ich leerte das Glas in einem Zuge, um Mut zu fassen, und fing an, an einem Kakes zu kauen, der blieb mir aber im Halse sitzen. Dabei redete ich drauf los, aber ich wusste kaum, was ich sagte. Grossmutter verwandte kein Auge von mir, sie nickte hin und wieder sinnend. Plötzlich sagte sie: „Nun, Kind, was hast Du denn eigentlich?" — „Ach garnichts, Grossmutter — —," im selben Augenblick aber füllten sich meine Augen mit Thränen.

Grossmutter nickte wieder und in einem beinahe schlauen Ton sagte sie: „Steh auf, Kind, geh an die Kommode." „Ja, Grossmutter!" „Öffne die obere Schublade und nimm das graue Buch mit den Zahlen heraus." „Ja, Grossmutter, ich habe es." „In dem Buch liegen einige blaue Papierscheine. Zwei davon sind für Dich bestimmt — —"

Du gute, liebe Grossmutter, Du klügste und beste aller Menschen! — — — — Jetzt bin ich fein heraus! Der Schuster hat sein Geld bekommen, und der Handschuhmacher kann bis zum ersten warten. Er sollte eigentlich drei Kronen auf Abzahlung haben, aber als ich nach Hause kam, knöpfte Franz mir sie ab. Der arme Junge ist auch stets in der Klemme, und heute konnte ich es nicht über's Herz bringen, ihn so betrübt zu sehen.

Es war ein guter Tag für mich! Heute Abend kam Erik, auch er war in rosigster Laune. Wir hatten folgende Unterhaltung mit einander:

„Weisst Du wohl, Julie, dass Du anfängst, Glück zu machen? Man beachtet Dich und findet Dich hübsch."

„So? thut „man" das? Wer ist man?"

„Alfred Mörck."

Ich, innerlich schreckgelähmt, äusserlich gleichgültig erscheinend:

„Er kennt mich ja garnicht."

„Er hat Dich auf der Strasse gesehen, er ging mit einem Freund, der wusste, wer Du warst. Und ich kann Dir sagen, er war förmlich begeistert von Dir. Ich habe ihn niemals in so hohen Tönen von einer Dame reden hören."

„Ich sollte mich natürlich geschmeichelt fühlen. Aber, verzeih, ich bin es nicht. Ich lege keinen Wert auf Herrn Alfred Mörck's Urteil." — — —

Weiss Gott, ich lege Wert auf sein Urteil! Das heisst, es macht mir Spass, dass ich also doch Eindruck auf diese Holzpuppe gemacht habe. Und er hat mich also nicht vergessen. Ei, ei, mein Herr, das gefällt mir sehr!

Nun möchte ich nur wissen, ob er Eriks Ohren absichtlich mit meinem Lob erfüllt hat, damit es weiter an meine Adresse gelangen soll. Sollte Erik, ohne es zu ahnen, Dienste als postillon d'amour thun? Die Idee ist nicht übel, aber eigentlich nicht ganz fein. Nun, wenn Herr Mörck darauf gerechnet hat, freut es mich wenigstens, dass die Antwort, die ich ihm durch seinen postillon d'amour sende, nicht absolut ermunternd ist.

Den 25. Februar.

Heute Nachmittag kam Erik. Als wir allein waren, zog er ganz verlegen einen Brief aus der Tasche und überreichte ihn mir. Ich kannte die Handschrift nicht und fragte: „Von wem?" „Sieh selber," sagte er, „es ist übrigens nur ein Scherz."

Es war ein Brief von Alfred Mörck, mit einer Einladung an Erik und mich, bei ihm zu soupieren. Mein erstes Gefühl war sittliche Entrüstung. Ich fand den Scherz gleich geschmacklos von Erik wie von Mörck. Da, als ich mich gerade anschicken wollte, Erik Vorwürfe wegen seines Benehmens zu machen, fällt mein Blick auf die Anfangsbuchstaben der ersten Zeilen und ich lese ein Wort. Ich halte inne mit meiner Rede, erröte, werde verlegen, stehe auf und begebe mich auf mein Zimmer. Hier lege ich den Brief vor mich hin.

Digitized by Google

„Können Sie, gnädiges Fräulein, es einem Herrn verzeihen, wenn er, obwohl Ihnen völlig fremd, aber vertrauend auf den gemeinsamen Freund, es wagt, sich an Sie zu wenden, mit der Bitte, am nächsten Donnerstag, Abends 7½ Uhr ein ganz bescheidenes Abendessen in meiner Eremitenwohnung, Rathausmarkt 38 I, einnehmen zu wollen. Sie müssen mir meine Kühnheit verzeihen, und ich denke, Sie werden es thun, wenn ich Ihnen sage, dass die ehrfurchtvollste Bewunderung für Sie mir den Mut gegeben, an Sie diese Einladung zu richten, die Ihnen vielleicht lächerlich erscheinen wird. Erik versichert mich auch, dass seine liebreizende Freundin Geist und Witz genug besitzt, um meine Epistel in dem rechten Sinne zu deuten. Gott gebe, dass er sich nicht irrt, und dass mein Brief sie in rosigster Laune antreffen möge. Nehmen Sie die Versicherung, dass ein freundliches Ja aus Ihrem Munde, mich zum Glücklichsten aller Sterblichen machen würde, und senden Sie mir dies Ja durch Erik. Mit der grössten Sehnsucht und in banger Unruhe harre ich Ihrer gütigen Antwort, als Ihr Ihnen ritterlich ergebener Bewunderer

Alfred Mörck."

Auf den ersten Blick ist nichts Mystisches oder Auffallendes in diesem Brief. Liest man aber, von einem dienstbeflissenen Instinkt geleitet, so entpuppt sich noch ein zweiter Brief aus diesem Brief, ein geheimes, kleines Billet, welches lautet: „Kommen Sie allein zu mir."

Nein, das konnte kein Zufall sein. Das musste ein schlauberechnetes Spiel sein, um so mehr, als mein kühner Courmacher mir in dem wirklichen Brief noch einen Wink gab: „Erik versichert mich auch, dass seine liebreizende Freundin Geist und Witz genug besitzt, um meine Epistel in dem rechten Sinne zu deuten."

Weshalb soll ich es leugnen? Ich fand den Scherz köstlich. Ich fand es ganz romanhaft, so märchenhaft verwegen, eine doppelsinnige Korrespondenz zu führen, gleichgültig und unverfänglich für Uneingeweihte, den Eingeweihten aber heimliche Nachricht zukommen lassend.

In aller Eile schrieb ich eine Antwort nieder und brachte sie an Erik. Mit strenger Würde bat ich ihn, sie zu lesen, indem ich die Hoffnung aussprach, in Zukunft von seines und seines Freundes Narrenstreichen verschont zu bleiben.

Meine Antwort lautete:

Verehrter Herr!

Ihr Schreiben ist mir durch unsern gemeinsamen Freund Erik übermittelt worden, und ich will Ihnen doch sagen, dass meine gute Laune allein mich abhält, Ihnen ernstlich zu zürnen, Ihnen und dem leichtsinnigen Spottvogel Erik, der mich besser hätte kennen sollen.

Es wird Sie sicher nicht überraschen, wenn ich Ihre freundliche Einladung, am Donnerstag Abend 7 Uhr in Ihrem charmanten Junggesellenheim zu soupieren, dankend ablehne.

Trauen Sie bitte, keiner jungen Dame einen solchen Leichtsinn zu.

J. M.

Erik war offenbar durchaus nicht zufrieden mit dieser Antwort. Hoffen wir, dass Herr Mörck sie besser zu würdigen weiss, und dass er aus derselben das „Vielleicht" herauslesen wird, das auf seinen beiden Wagschalen Julien's Tugend und Leichtsinn in gefährlicher Weise abwägen soll.

Den 3. März.

Ein wunderbarer, ein unvergesslicher Abend! Nie habe ich mich so wohl gefühlt, — jetzt weiss ich, was es heisst, glücklich zu sein.

Digitized by Google

Es ist so schön wie ein Traum, und es steht mir in den unsicheren Umrissen eines Traumes vor der Seele.

Ich habe mich in einer lichten, strahlenden Welt bewegt, wo Alles festlich war, und zwar festlich um meinetwillen, wo Alles darauf abgesehen war, mich zu erfreuen, und wo alle meine Wünsche erraten und erfüllt waren, ehe sie noch in meinem Herzen zur Reife gelangten; wo nur angenehme und ungezwungen gewählte Worte gesprochen wurden, wo Alles zum Genuss eingerichtet schien, — zum feinen Genuss, ohne alles Gewaltsame, gerade hinreichend, um ein unsagbares Wohlsein zu empfinden, wo Friede und Sicherheit herrschte, wo nichts ein furchtsames, kleines Mädchen erschreckte.

Ich entsinne mich des Ganzen nur wie eines Traumes in lichtblauem Sommernebel.

Knarrende Treppen hinauf, eine scheue Wanderung mit ängstlichen Blicken auf alle Thürschilder. Dann plötzlich eine erstickende Herzensangst beim Anblick seines Namens. Im selben Augenblick aber öffnet die Thür sich und eine leitende Hand zieht mich vorsichtig hinein.

Aus einem Zimmer heraus fällt ein gedämpftes Licht; weiter hinein, durch die Portièren schimmert starke, festliche Beleuchtung. Dann stehe ich mitten darin und erblicke mich in einem grossen Zimmer mit vielen Möbeln. Und eine Stimme sagt mir willkommen, ein Antlitz lächelt mir zu, und die Stimme fährt fort: „Haben Sie Dank, dass Sie kommen. Ich habe mich nach Ihnen gesehnt. Seien Sie nur so liebenswürdig, all Ihr Überzeug abzulegen, dann wollen wir uns einen recht gemütlichen Abend machen."

Meine Angst ist plötzlich geschwunden, ich fühle mich ganz ruhig und sicher, ich reiche ihm die Hand, und wir lachen einander zu, wie ein paar alte Freunde, die sich des Wiedersehens freuen.

Und dann bin ich mit einem Schlage mitten in dem Zauberleben, fühle mich so heimisch in diesen Räumen, die mit seltenen und gewiss sehr kostbaren Möbeln angefüllt sind, die aber nicht den geringsten Eindruck von Prahlerei machen, sondern Körper und Sinne nur zur Ruhe und zum Wohlbehagen einladen. Ich fühle mich wie die Herrscherin des Hauses, wie die Hausfrau, und werde auch so behandelt; es ist mir, als gehöre ich hierher und sonst nirgends.

Ich werde zu Tisch geführt. Ein stilles, älteres Mädchen trägt die Speisen auf und ab, wechselt die Teller, stellt Wein hin; Alles ohne einen einzigen Befehl. Sie scheint es als etwas ganz Selbstverständliches zu betrachten, dass ich an dem Tisch ihres Herrn präsidiere; sie sieht mich freundlich an und ich nicke ihr zu.

Wir essen, trinken und plaudern. Sein Gesicht strahlt vor Liebenswürdigkeit und Freude, — wie ich niemals geglaubt habe, dass ein Antlitz strahlen könne —; wir lachen und stossen mit einander an, und als wir mit dem Essen fertig sind, küsst er mir die Hand, reicht mir den Arm und führt mich in's Nebenzimmer, wo eine Menge Lichter und Lampen brennen, ohne dass eine grelle Beleuchtung herrscht. Wie warm ist es da, und welch ein entzückender Hyacinthenduft und berückend ist die Ruhe in dem mächtigen Lehnstuhl, vor den er mir einen Schemel schiebt, und den er mit Kissen und Nackenrollen auspolstert. Dann geht er lautlos umher, reicht mir eine Cigarette, schenkt mir gelben Likör ein und setzt sich erst, nachdem er mich gefragt hat, ob ich mich auch wohl befinde und keinen Wunsch mehr habe.

Und so wäre ich am liebsten bis in ewige Zeiten sitzen geblieben, — hier in seinem hübschen, erleuchteten Zimmer, während er so fröhlich und gedämpft mit mir redet, so klug und gleichsam feiner als andere Menschen, und mich so heiter lächelnd anschaut mit den Augen, die gar nicht schwarz und gefährlich, sondern kindlich und gut sind. Es ist mir, — ja, ich muss gestehen, dass ich so thöricht bin, — es ist mir, als würde ich in seinem Zimmer zu einem kleinen Kinde, als sorge er für mich, wie die besten Eltern von der Welt.

Digitized by Google

Und was nützt es, dass ich zu mir sage, dass ich dumm bin, dass er mich im Stillen sicher auslacht und mich zum Besten hat? So wie er heute Abend gegen mich war, ist noch Niemand jemals gegen mich gewesen, so grossartig, so vollendet. Wenn er schlechte, unedle Hintergedanken hat, so will ich es nicht wissen, so will ich nicht darüber nachdenken. Ich weiss nur, jetzt lasse ich ihn nicht wieder los; ich weiss, er hätte mich heute nicht zu bitten brauchen, dass ich wieder kommen möge, -- ich wäre auch ohnedem gekommen. — — —

Ich weiss, dass ich ihn liebe, und das ich unsagbar glücklich bin, und dass ich die Nacht hindurch weinen werde.

Den 4. März.

Ich bin den ganzen Tag wie eine Nachtwandlerin umhergegangen. Ich weiss kaum, was ich gesagt und gethan habe. Ich entsinne mich nur, dass ich so sonderbar gewesen bin, so liebenswürdig und melancholisch, dass ich Alles schön und alle Menschen gut gefunden habe. Ich habe ein Gefühl, als wenn ich selber so sanft und gut gewesen bin, als müsste ich ihnen Allen daheim zeigen, wie lieb ich sie habe.

Einen herrlichen Spaziergang mit Mutter in dem milden Frühlingswetter gemacht, — es war heute der erste Frühlingstag. Fühle mich so wonnig matt im ganzen Körper, sehne mich danach, gut zu schlafen, zu schlafen und zu träumen.

Den 10. März.

Eine ewige Unruhe ist in mir. Jeder Tag jagt mir dahin in einem Wirrwar von Angst und Todesverachtung, himmelblauem Jubel und schwarzer Verzweiflung. Wohin führt das? Was will ich, und was will er von mir?

Aber durch das Alles hindurch, schreit ewig wiederkehrend der angstvolle Ruf: Liebt er Dich? Ist er nur ein klein wenig mehr in Dich verliebt, als in jede andere junge Dame, die ihm auf seinem Wege begegnet?

Ich war gestern wieder bei ihm. Ich hatte gehofft, dass er etwas sagen würde, was mir Klarheit verschaffen könnte. Aber er war stets derselbe, -- gut, lieb, bethörend, liebenswürdig, aber so unendlich passiv, so zurückweichend, zurückhaltend.

Ich versuchte, ihn auszuforschen. Ich fragte: „Was glaubten Sie eigentlich, als Sie damals den Brief von mir bekamen?“ „Ich glaubte, er sei von einer Dame, die in mich verliebt wäre“, antwortete er ganz ruhig. „Als Sie aber erfuhren, dass es sich nur um eine Wette handelte, was dann?“ Er betrachtete mich einen Augenblick lächelnd, dann sagte er: „Wenn ich ganz aufrichtig sein soll, so will ich nur gestehen, dass ich auch nicht einen Augenblick an die Wette geglaubt habe“. „Sie glauben also doch, dass ich in Sie verliebt sei?“ -- „Nein, — aber nachdem ich Sie gesehen, wünschte ich, dass Sie es werden möchten.“

Ich schwieg eine Weile. Dann wagte ich folgende Frage: „Und wenn ich mich nun wirklich in Sie verliebte, — — (ich log) ich bin es nicht, das bitte ich Sie zu glauben — aber wenn —? „Dann würde ich mich unendlich freuen.“ — „Aber es wäre ein Jammer um mich, denn Sie — Sie —“ Jetzt sollte er das Wort sagen, auf das ich hoffte, statt dessen aber antwortete er nur, die Diskussion gleichsam beendend: „Sie Liebe! Die Frage kommt ja leider gar nicht in Betracht. Aber ich schärfe Ihnen nochmals ein, was ich Ihnen von Anfang an gesagt habe: Sie laufen keine Gefahr bei mir. Ich werde Sie niemals um mehr bitten, als wie Sie mir freiwillig geben wollen. Ich überlasse es Ihnen völlig, unser Verhältnis zu dirigieren. Ich freue mich, und bin Ihnen dankbar, dass Sie mich als Freundin besuchen; es ist mir schon ein Genuss, Sie nur hier in meinen Räumen zu sehen. Aber, (lächelnd) sollten Sie mir eines Tages etwas mehr bieten, so würde ich unsagbar glücklich sein.“

Auf eine Weise ist es natürlich hübsch und korrekt von ihm, dass er nichts von mir verlangt. Und doch, — wenn er allen Ernstes in mich verliebt

Digitized by Google

wäre, würde er dann so „rücksichtsvoll" sein? Und ist dies Rücksichtnehmen etwas Anderes als Vorsicht, als Angst vor der Verantwortung und den Unannehmlichkeiten?

Zuweilen, wenn ich an ihn denke, überkommt mich ein brennendes Verlangen, ihm ein Leid anzuthun, ihm das Gesicht zu zerkratzen, ihm die Maske abzureissen, um zu sehen, ob wirklich gar keine Leidenschaft dahintersteckt. Ob er wohl wirklich laut lachen, ob er wohl weinen kann, ob er wohl so lebhaft empfindet wie andere Menschen? Ich kann ihn in Gedanken hassen, — seine ewig lächelnde Liebenswürdigkeit, seine unzerrüttbare Überlegenheit, seine unantastbare Korrektheit. Er ist ein Automat, kein Mensch mit Blut, Herz und Nerven.

Eins aber weiss ich: Wenn ich ihn sehe, wenn ich bei ihm sitze, so sinkt meine ganze Empörung willenlos nieder, er starrt mir alle Widerstandskraft aus der Seele mit seinem sichern, lächelnden Blick und seine milde Ruhe beherrscht mich derartig, dass ich keine anderen Gedanken habe, als Alles zu thun, was ihm lieb ist, keinen andern Willen, als mich ihm zu beugen und ihm zu gehorchen.

Er sagt, ich soll unser Verhältnis dirigieren. Weiss er denn nicht, dass er mich in der Hand hat, dass er mit mir thun kann, was er will?

Den 12. März.

Ich bin ganz entsetzt über mich selber. Ich, die ich bisher nichts unternommen habe, ohne mit Mutter darüber zu reden und zu beraten, lüge ihr jetzt mit der grössten Frechheit gerade ins Gesicht. Wie gemein, wie widerwärtig und demütigend ist es doch, so lügen zu müssen. Im Grunde schäme ich mich ja garnicht, dass ich ihn liebe und dass ich ihn besuche. Das ist das Einzige in meinem Leben, was irgend welchen Wert hat. Ich fühle, dass ich mit meiner Liebe wachse. Es ist mir, als sei ich bisher im Schatten verkommen, als entfaltete ich mich erst jetzt, bekäme Fülle und Farbe in der Sonne. Weshalb ist es denn nötig, mein Glück so elendiglich durch Lügen zu besudeln?

Aber wenn ich ehrlich wäre, wenn ich die Wahrheit sagte, so müsste ich entweder sofort auf ihn verzichten oder ich müsste mein Elternhaus verlassen und müsste fliehen, — wohin? Das Erstere kann ich nicht, und das Letztere wage ich nicht. Ja, wenn er sagte: „Komm zu mir!" Aber das thut er nicht, und ich will auch dies Opfer nicht von ihm verlangen. Dann giebt es also keine andere Rettung: Ich muss lügen, muss wieder und wieder lügen, muss mir mein Glück heimlich erlisten, muss von demselben mit Todesangst im Herzen nach Hause schleichen, stets darauf gefasst, mit dem niederschmetternden Urteil: „Du bist entdeckt!" empfangen zu werden.

Ich lüge, dass ich ein Gefühl habe, als müsse mir das Blut vor Scham aus den Nägeln springen. Ich lüge ganz geistesschwach, denn ich kann keinen vernünftigen, annehmbaren Vorwand dafür finden, dass ich jetzt immer aus bin. Ich kann nur nicht begreifen, dass Mutter noch nichts gemerkt hat.

Das Empörendste ist, dass ich meine Liebe zu ihm unter der Freundschaft zu Christiane verbergen muss. Ihn verleugnen zu müssen, der mein Stolz ist, und mich zu ihr zu bekennen! Mich bei Christiane einschmeicheln zu müssen, um mir ihre Hülfe zu sichern. Schon jetzt hat sie im Bewusstsein ihrer Unentbehrlichkeit einen beinahe frechen Ton und ein aufdringlich intimes Wesen mir gegenüber angenommen. Sie kommt mit Fragen, die mich beleidigen wie eine Profanation des Heiligsten und mit roher Plebejer-Gier betastet sie die zartesten Geheimnisse meiner Seele, die ich mir selber noch nicht einmal einzugestehen wage.

Ich kann so rasend werden, wenn ich sie nur ansehe, dass ich sie in das runde Gesicht schlagen könnte. Mein alles Andere, als liebenswürdiger Herr Papa, ich hätte Dich küssen können, als Du gestern Mittag zu mir sagtest: „Zum Kukuk auch! Das ist ja eine ganz krankhafte Passion, die

Digitized by Google

Du plötzlich für Christiane bekommen hast! Sie sieht, weiss Gott aus wie ein Klumpen Hollundermark, mit Armen und Beinen aus Streichhölzern!"

Den 16. März.

Heute Abend fragte er mich, ob ich mich mit Erik verheiraten wolle. Ich antwortete vorsätzlich ausweichend und unbestimmt. Ich wollte sehen, welchen Eindruck das auf ihn machte.

„Ja, Erik wird ein guter Ehemann werden. Das ist mehr, als ich von mir selber sagen kann. Ich gehöre zu den Menschen, deren Umgang ganz angenehm sein kann, die aber im täglichen Verkehr unausstehlich sind. Ich bin eigen und launenhaft, und wenn ich eine Rolle im Kopf habe, ist mir nicht nahe zu kommen. Sie glauben das vielleicht nicht, aber es giebt Tage, an denen es mir eine wahre Qual ist, mit einem Menschen zu reden. Meine Frau würde kein angenehmes Leben haben.

Hierauf bemerkte ich: „Ich danke bestens für die Warnung. Sie brauchen sich übrigens nicht zu fürchten. Ich hege durchaus nicht den Wunsch, mich mit Ihnen zu verheiraten. Ich habe Sie niemals als Ehekandidaten betrachtet."

Später kehrte er zu dem Thema zurück.

„Also Erik", — sagte er. „Könnten Sie sich vorstellen, dass Sie sich mit ihm verheirateten?"

Er sass neben mir auf dem Sopha; meine rechte Hand ruhte auf dem Tisch vor uns. Als ich nicht gleich antwortete, nahm er meine Hand und wiederholte seine Frage, beinahe flüsternd. Dann sagte ich, — oder ich glaubte, dass ich es sagte, dass es wohl eine Zeit gegeben habe, in der ich gemeint, ich müsste mich mit Erik verheiraten, dass ich jetzt aber — — — „Nun, was jetzt?" hörte ich ihn flüstern. „Jetzt weiss ich, dass es mir unmöglich ist." „Und weshalb?" Sein Antlitz war dem meinen ganz nahe, sein Auge schaute so flehend, so warm in die meinen, ich fühlte das Blut in mir aufsteigen, es flimmerte und sauste um mich herum, mir ward ganz schwindelig, — — und dann, — — Ja, dann küsste er mich oder ich ihn, und ich hörte, wie er mich Du nannte, und fand, dass es das Natürlichste von der Welt war, dass auch ich ihn Du nannte. Und dann entsinne ich mich nur noch, dass er mich in seinen Armen hielt und mit einer Stimme, die mir noch in den Ohren zittert, und mein Herz vor Glück pochen macht, zu mir sagte: Mein teures, süsses Mädchen, mein liebreizendes, kleines Mädchen."

Ja, ich entsinne mich auch noch, dass ich erwiderte: „Aber ich bin ja garnicht liebreizend und dass er antwortete: „Du bist liebreizender, als sonst jemand auf der Welt. Du bist das Zarteste, Feinste, Weichste, was man sich nur denken kann. Du bist gerade das, was die alten Dichter eine liebreizende Jungfrauengestalt nannten."

Ich musste mich in den Spiegel sehen, als ich nach Hause kam. Und wirklich, ich fand, dass ich geradezu hübsch geworden war. Das ist gewiss das, was man Suggestion nennt. Er dichtet mich hübsch, und dann werde ich hübsch.

Den 20. März.

Ich fürchte mich vor meinem Tagebuch. Mehrmals habe ich es herausgeholt, habe es aber stets wieder hingelegt, ohne hinein zu schreiben. Denn meinem Tagebuch gegenüber muss ich ja der Wahrheit in's Auge sehen, muss es mir klar machen, was mit mir vor sich geht. Und ich wage weder der Gegenwart noch der Zukunft in's Auge zu sehen.

Ich weiss, dass ich mich auf abschüssiger Bahn befinde, und dass mein Weg unrettbar bergab geht. Ich ahne alles Schreckliche, alles Entsetzliche da unten in der Tiefe, und doch zieht es mich unwiderstehlich hinab. Mit jedem Schritt, den ich mich zurückzwinge, gleite ich zwei vorwärts. Ich höre schon das Brausen da unten, ich fühle den kalten Gischt der Wogen. — Gott im Himmel, Du kannst mir ja nicht helfen, denn ich *will* ja, ich *muss* ja da hinab!

Digitized by Google

Ich wage es nicht, zu denken, ich wage mich nicht zu besinnen. Nur wenn ich bei ihm bin, habe ich Frieden. Wenn er mit mir redet, verstummen die mahnenden Glocken meines Heims in meinen Ohren. Wenn er mich ansieht, verschwinden alle Schreckbilder vor meinem Auge, und ich sehe nur Blumen und Sonne und Alles, was hier auf Erden lieblich ist. Wenn er mich an der Hand hält, weiss ich, dass, wohin der Weg auch gehn mag, er mich dem Glücke entgegenführt. In seinen Armen ist Alles, was nicht zu ihm gehört, verschwunden, tot, vergessen für mich. Er verstopft mir die Ohren, er schliesst mir den Mund, und er, mein Meerkönig, trägt mich bis auf den Grund des Meeres.

Den 22. März.

Drüben bei meinem Vis à vis ist eine Unruhe in's Lager gekommen. Gestern wurde sein Flügel weggetragen, und heute haben die Handwerker die Teppiche in seiner Wohnung fortgenommen.

Ob er wohl im Begriff ist, aufzubrechen? Ich werde ihn doch sehr vermissen. Es war mir, als wenn ich ihn so gut kennte, und wenn wir zu einander hinüberschauten, war es mir immer, als hätten wir ein gemeinsames Geheimnis.

Sonderbar, dass ich nie in Erfahrung zu bringen gesucht habe, wer er ist und wie er heisst. Ich weiss nicht recht, — ich habe mich niemals entschliessen können, weder unser Mädchen noch den Postboten zu fragen, die doch sicher beide Bescheid wissen müssten. Ich habe mich geradezu davor gefürchtet, eines Tages zu erfahren, dass er Müller oder Schulze hiesse und Kaufmann sei oder sonst etwas ganz Alltägliches.

Ich muss lächeln, wenn ich daran denke, dass ich ihn in Gedanken bis zum Range eines Prinzen befördert habe. Damals war ich noch ein Kind, wusste nichts vom Leben, konnte nur träumen. Schön und herrlich war es zu träumen, aber tausendmal schöner und herrlicher ist das Leben.

Wenn man liebt, notabene. Und wenn der, den man liebt, schöner und feiner ist, als alle Prinzen der Welt.

Morgen soll ich zu meinem Prinzen, — soll in meinem besten Kleide zu ihm kommen, soll mich so hübsch machen, wie ich nur kann, denn zu Hause heisst es, dass ich zum Dîner mit nachfolgendem Tanz bei Christiane bin.

Ich hatte nicht mehr Ballfieber, als ich zum ersten Mal zu Ball sollte. Mein Sinn ist wie ein Frühlingshimmel: bald jubelnder, tanzender Sonnenschein, bald wolkenschwer, sich in finsterer, kalter Angst zusammenballend.

Den 23. bis 24. März, 1½ Uhr Nachts.

Es ging! Wie, mögen die Götter wissen. Hatte mich garnicht darauf vorbereitet, sondern erzählte in fliegender Eile darauf los, über das Essen und die Menschen u. s. w. Sagte übrigens, ich hätte Kopfschmerzen und entschlüpfte schnell dem mütterlichen Kreuzverhör.

Und nun kopfüber zu Bett, unter die Kissen mich verstecken und nur nicht denken. Freilich, — weshalb eigentlich nicht denken? Weshalb nicht den einzigen Gedanken denken, der mich erfüllt: Ich bin die Deine, die Deine! D e i n bin ich aus freien Stücken, weil Du mir mehr bist als Vater und Mutter und alles Andere auf der Welt. Weil mir Alles gleichgültig ist, wenn ich nur Teil haben kann an Deinem Leben, wenn ich Dich nur lieben darf, wenn Du mir nur gut sein willst.

Du mein Einziger! Gute Nacht! Meine Gedanken fliegen mit tausend Küssen zu Dir hinüber. Ach, möchten Sie den Deinen begegnen!

Den 24. März.

Als ich spät des Morgens erwachte, denn ich schlief erst ein, als der Tag bereits graute, sagte ich zu mir selber, ehe ich die Augen öffnete: „Dies wird ein Tag des Kummers für Dich werden.“ Aber im selben Augenblick, als meine Augen den hellen Sonnenschein erblickten, im selben Augenblick

Digitized by Google

stieg es wie ein Lerchentriller in mir auf: „Guten Morgen, Schönjungfrau, guten Morgen, Du schönes Leben!“

Und dann sprang ich aus dem Bett und erblickte mich selber im Spiegel mit strahlenden Augen, mit frischen, rosigen Wangen und einem Grübchen wie ein Kuss. So ist mir der ganze Tag wie eine grosse Verwunderung gewesen. Ein Verwundern darüber, dass ich nicht unglücklich bin, vor allen Dingen aber darüber, dass niemand eine Veränderung an mir entdeckt hat.

Also, ich bin scheinbar dieselbe wie vorher. Kein rotes Kreuz auf der Stirn, kein schwarzer Strich auf der Nase. Für alle andern dieselbe, nur nicht für mich. Denn mir selber ist es, als ob ich aus einer engen Puppe, die mir die wunderbare Bedeutung des Lebens verhüllte, in die Herrlichkeit aller Offenbarung hinausgeflattert bin, gleich einem glückstaumelnden Schmetterling. Schwer war mein Gang bisher. Jetzt ist es, als schwebte ich leicht über die Kümmernisse des Lebens dahin, als hätte ich Schwingen, die mich über alle Schwierigkeiten hinwegtrügen. Ich stehe auf einer Erde, die sich unter mir hebt, und ich umarme einen Himmel, der sich auf mich herabsenkt. Rings um mich her erschallt jubelnde Musik, und ich selber gleiche einem Liede, das steigt und steigt — — —

Was bedeutet es eigentlich, zu lügen? Ein so entzückendes, ein so süsses Geheimniss zu haben, dass man es mit niemand teilen will! Es ist leicht, zu lügen, — — lügen ist ein hässliches Wort, aber es hat eine schöne Bedeutung. Was thut denn die Sonne anders, wenn sie hinter einer Wolke verborgen einen einsamen Strahl zu dem Veilchen unten am Grabenrande hinabsendet? Oder zwei Vögel, wenn sie zwischen den Blättern Versteck spielen?

Ich ging heute Vormittag durch die Stadt. Tausenden von Menschen begegnete ich. Was sahen sie in mir? Ein junges Mädchen wie tausend andere, ein junges Mädchen, das von ihrer Mutter beschützt und bewacht, einen Spaziergang machte. Aber was sie nicht sahen und was sie nicht sehen durften, weil es ihr glückseliges Geheimnis war, — das war der Blick, den das junge Mädchen mit einem jungen Manne auf der andern Seite wechselte, — das war, dass sie bei dem Blumenmädchen an der Ecke zwei Veilchensträusse nahm, sie beide an ihren Mund führte und dann den einen kaufte, während er gleich darauf den andern kaufte und ihn küsste.

Wie schön ist es doch zu leben, wie schön, jung zu sein. Mag da kommen, was da kommen will; mag die Zukunft noch so schwarz werden, — das Glück, das jetzt seinen goldenen Tempel in meinem Herzen errichtet, wird durch die Nacht aller Zeiten einen strahlenden Wiederschein werfen.

Und dann, Geliebter, beuge Deinen Kopf zu mir herab und lass mich Dein Ohr, so dass es nie vergisst, füllen mit dem wonnigen Bekenntnis: „Ich bin glücklich, glücklicher, als es die Sprache, die für Handel und Wandel, nicht aber für Liebende geschaffen ist, auszudrücken vermag, — glücklich, die Deine zu sein, glücklich, dass Du mich Dein nennen willst, — Gute Nacht!“

Den 25. März.

Als ich heute Vormittag am offenen Fenster sass, um die sonnenwarme Frühlingsluft zu geniessen, sah ich mein Vis à vis in eifriger Beschäftigung. Er packte Bücher und Gemälde in eine grosse Kiste. Während er noch damit beschäftigt war, kam der Wagen der „Favoritin“ gefahren. Er hörte den Wagen kommen, warf einen hastigen Blick auf die Strasse hinab, und zog dann schnell die Gardinen vor das Fenster. Die Dame stieg aus und der Wagen fuhr fort, wie gewöhnlich. Ich dachte nicht weiter darüber nach und hatte mein Vis à vis und seine Freundin bereits vergessen. Ich sass da und starrte in den heiteren Frühlingstag hinaus und meine Gedanken flogen zu ganz anderen und mir weit wichtigeren Dingen hinüber. Da, — es waren kaum fünf Minuten vergangen - sehe ich die „Favoritin“ aus der Hausthür kommen. Sie war noch immer verschleiert, sie presste die Hand gegen die Brust und hatte offenbar Mühe, zu gehen. Sie stand einen Augenblick gegen

Digitized by Google

den Thürpfosten gelehnt, dann richtete sie sich stolz auf, schlug hastig den Schleier von dem unheimlich weissen Gesicht zurück, ging quer über die Strasse — jetzt musste ich mich erheben, um sie zu sehen — und schaute zu den Fenstern meines Vis à vis empor.

War es Wirklichkeit oder Einbildung? Ich glaubte, ein höhnisches, drohendes Lachen zu hören. Dann entschwand die Gestalt meinen Blicken.

Aber meine lichte Frühlingslaune war wie weggeblasen. Ich konnte das bleiche, verzerrte Gesicht mit dem ohnmächtigen, beinahe lächerlichen Trotz gar nicht wieder vergessen, und in meinen Ohren hat den ganzen Tag das bittre Lachen der Demütigung geklungen, das ich gehört habe, — denn gehört haben muss ich es. Mein Nachbar muss ein roher, brutaler Mensch sein. Aber trotzdem, — nein, so unwürdig hätte ich mich an ihrer Stelle niemals benommen. Wenn seine Verliebtheit ein Ende hatte, so musste sie es doch merken! Hat er es ihr nicht sagen wollen, so hätte sie ihn dazu zwingen müssen.

Das weiss ich, an dem Tage, wo er sich nichts mehr aus mir macht, an dem Tage, wo ich Überdruss bei ihm bemerke, bleibe ich keinen Augenblick mehr bei ihm. Er soll niemals das Gefühl haben, dass unser Verhältnis ihm zur Last wird. Ich werde zu stolz sein, um von Gnade und Mitleid zu leben. Keine Klage soll über meine Lippen kommen, — ich will von seinem Lebenspfad verschwinden, nichts soll mich je wieder an ihn erinnern.

— — Gut, dass ich nicht heute Abend zu ihm sollte. Ich bin den ganzen Tag so bedrückt gewesen, und ich weiss, dass ich ihm eine Weinscene gemacht haben würde, wenn ich mit ihm zusammen gewesen wäre.

Und ich, die ich ihm gerade zeigen wollte, wie mutig, wie glücklich ich bin! Ich will mir nur alle die hässlichen Gedanken fortschlafen!

Den 26. März.

Zwei Möbelwagen und eine Droschke entführten heute mein Vis à vis. Gerade bevor er fahren wollte, trat er an das Fenster und sah zu mir hinüber. Er suchte offenbar meinem Blick zu begegnen, um mir ein stummes Lebewohl hinüber zu senden. Aber ich that, als sähe ich ihn nicht.

Nun ist er fort, und die Wohnung steht einstweilen leer. Ich bin ganz froh darüber. Es ist, als wäre mir ein Stein vom Herzen gefallen. Ich atme wieder freier auf.

Und heute Abend finde ich das Glück in seinen Armen wieder.

Den 1. April.

Geliebter Freund!

Dieser Brief, den Du niemals lesen wirst, soll Dir alle die Worte sagen, die mir auf den Lippen ersterben, wenn ich mit Dir zusammen bin, denn sie sind zu kindisch und dumm für Dich, Du kluger, vorsichtiger Mann!

Hier, wo Du mir nur in der Seele nahe bist, hier kann ich offen und kühn mit Dir reden, ohne zu fürchten, dass ich das ironische Lachen in Deinen Mundwinkeln entdecke, worauf Du sicher stolz bist und das Dich so hoch über ein unwissendes, verliebtes, kleines Mädchen erhebt.

Zuerst will ich Dir erzählen, wie und weswegen ich die Deine wurde.

Du kennst mich ja eigentlich gar nicht. Du hattest allen Grund, Schlechtes von mir zu denken, denn so, wie ich zu Dir kam, musste ich Dir vorkommen, wie Eine, die da sagte. „Hier bin ich, — nimm mich."

Ich wurde die Deine, weil Du mich instinktmässig verstandest. Du verstandest wenigstens soviel, dass Du hier ein kleines Wesen vor Dir hattest, das man nicht scheu machen durfte, das man wie feines Glas behandeln musste. Als ich die ersten Male bei Dir sass, war ich stets auf dem Sprung davon zu laufen. Ein voreiliges Wort, eine übereilte Liebkosung und ich wäre geflohen. Die Worte, die Du nicht sagtest, die haben mich erobert.

Du kennst mich gewiss garnicht. Jetzt bin ich die Deine und werde es bleiben, so lange Du mich haben willst. Aber wenn Du glaubst, dass es Deine

Digitized by Google

Küsse, Deine Liebkosungen, Deine Umarmungen sind, die mich zu der Deinen machen, da irrst Du. Ich bin keine Tugendheldin, keine keusche Zierpuppe. Ich bin jedesmal glücklich, wenn Du mich in Deine Arme schliesst. Ich trinke Deine Küsse so gern, wie sich die Blume dem Sonnenthau erschliesst. Ich bin ja die Deine aus Lust und mit Freuden. Ich bin Dein, um Dein zu sein. Du sollst mich nicht besitzen wie Quecksilber, das Dir zwischen den Fingern wegläuft. Mein Herr und Meister, wisse, Alles, was mein ist, das gebe ich Dir ohne Spitzfindigkeit oder Vorbehalt.

Eins aber möchte ich so gern, dass Du verständest: Ich kann die Küsse und die Liebkosungen sehr wohl entbehren, ich werde Dich ohnedem ebenso innig lieben. Es würde mir sehr schmerzlich sein, wenn Du, nachdem ich von Dir gegangen bin, dächtest: Das ist eine kleine, leichtfertige Person, eine verliebte, kleine Närrin, die mit ihrem heissen Blut und ihren leichtsinnigen Gelüsten zu mir kommt.

Kannst Du das wohl verstehen, wirst Du mir wohl glauben? Ich verlange nichts weiter, als bei Dir zu sein, Dich zu sehen, Dich reden zu hören. Ja, ich würde auch noch durch weit weniger glücklich sein. Du sagst, dass Du oft nicht zum Reden aufgelegt bist, dass Du mit Deinen Gedanken in Ruhe sein musst. Weisst Du, was mein höchster Wunsch ist? Dass ich so einen Tag, an dem Du Dich mit Deiner Kunst einschliesst, bei Dir sein und in einem Winkel Deiner Stube sitzen darf. Ich wollte so mäuschenstill sein, Du solltest Dich gar nicht verpflichtet fühlen, Rücksicht auf mich zu nehmen, Du solltest mich nur das Glück geniessen lassen, dass ich die Einzige bin, die Du in Deinen einsamen Augenblicken um Dich duldest.

Eine solche Stunde geniesse ich oft in meiner Phantasie. Ich versuche dann zu erraten, was sich in Dir bewegt. Ich sehe Dich mit halb geschlossenen Augen an, mit nervös zitternden Augenlidern, die Stirn in Die Hand gestützt, da sitzen. Aber wenn ich dann sehe, dass Du plötzlich den Kopf erhebst und mit grossem, glänzenden Blick vor Dich hinstarrst, da weiss ich, dass Du den klaren, glücklichen Gedanken gefunden hast, nach dem Du suchtest, und mein Herz frohlockt im Takt mit dem Deinen. Und dann sehe ich Dich endlich mit triumphierender Miene die Arme in die Höhe strecken. Ein siegesfrohes Lächeln glänzt auf Deinem Antlitz; Du zündest fröhlich und befriedigt Deine Cigarette an, die ausgegangen ist, während Du sannst und Dich erinnernd, dass Deine Freundin bei Dir ist, gehst Du zu ihr hin, ergreifst ihre Hand und sagst, dass Du glücklich bist, sie bei Dir zu haben, und dass sie ganz schrecklich artig und lieb gewesen ist und Dich gar nicht gestört hat. — —

Kommt es Dir denn niemals in den Sinn, dass ich Dich auf die Weise liebe! Oder willst Du es nicht wissen? Fürchtest Du, dass ich Dich zu lieb gewinnen könnte?

Ahnst Du auch nicht, wie schwer es für mich ist, an den Abenden, an denen ich bei Dir gewesen bin, von Dir scheiden zu müssen? Du darfst nicht von mir denken: Sie ist ein durchtriebenes, kleines Mädchen, gewöhnt, ihren ehrbaren Eltern auf der Nase herumzutanzen. Nun ist sie heimlich ausgekniffen und hat sich amüsiert, und nun macht es ihr einen riesigen Spass, ihrer Mutter eine lange Geschichte aufzubinden.

Nein, so darfst Du nicht von mir denken. Freilich, ich wüsste nichts in der Welt, was ich nicht thun würde, um zu Dir kommen zu können. Ich beklage mich nicht, ich möchte um keinen Preis, dass Du glauben solltest, ich fände mein Glück zu teuer erkauft. Aber ich möchte so ungern, dass Du glauben solltest, es wäre für mich eine solche Kleinigkeit.

Und dann die Tage, die zwischen unseren Begegnungen liegen! Du kannst natürlich nicht fassen, dass drei oder vier Tage für mich eine Ewigkeit sein können. Du hast stets neue Dinge, die Dich in Anspruch nehmen. Du arbeitest, Du amüsierst Dich, Du lebst in einer Welt, in der Dir jede Stunde des Tages neue Nahrung, neuen Stoff bringt. Aber wenn ich nicht bei Dir bin, so schliesst sich das Dasein um mich, wie vier kalte Gefängniswände,

Digitized by Google

die nur meine Sehnsucht nach Dir erwärmt, denen nur die Erinnerung an Deinen Reichtum Farbe verleiht.

Wie solltest Du auch wohl das Alles wissen können? Du siehst ein fröhliches Gesicht kommen und gehen, aber Du kennst das Leben nicht, das das fröhliche Antlitz von dem Augenblick an führt, wo es Dir seinen lächelnden Abschiedsgruss sendet, bis zu dem Augenblick, wo es Dir das nächste Mal Guten Tag zulacht!

Aber wenn Deine Gedanken jemals, wenn ich fern von Dir bin, auf den Einfall kommen sollten, mich aufzusuchen, und wenn sie die Fähigkeit besässen, durch Wände und Thüren hindurch zu blicken, da würden sie, wenn sie an ein gewisses Haus in der Frederiksberger-Vorstadt kämen, das fröhliche Gesicht in ein abschreckendes Jammerbild verwandelt sehen. Ich weiss nicht, wie es möglich ist, es ist hässlich, unklug, undankbar von mir; aber der strahlende Jubel der ersten Tage, der mir über alle Kümmernisse und Sorgen hinweghalf, der einen goldigen Schimmer auf Alles um mich her warf, — der ist verschwunden und an seine Stelle ist eine bedrückende Melancholie, eine qualvolle Angst getreten, die nur hin und wieder einer ausgelassenen Lustigkeit weicht, einem unbezwingbaren Bedürfnis, laut zu lachen, Lärm und Geräusch um mich her zu hören. Nie ist mein Heim mir so armselig und grau, so kalt und ungemütlich erschienen, als seit ich ich in Deinen Räumen Hausfrau gespielt habe.

Sitzen wir bei Tische und verzehren unser Mittagsmahl mit unsern Leichenbittermienen, so steigt zuweilen eine plötzliche Sehnsucht in mir auf, ein Gefühl der Verlassenheit, und ich muss die Zähne auf einander beissen, um nicht in Thränen auszubrechen.

In der Dämmerstunde aber pflegt es am schlimmsten zu sein, — wenn ich da sitze und in meiner Fensternische zusammenkriechе. Dann kommen die Fragen auf mich eingestürmt und bohren mir ihre kalten Rattennasen in die Seele: Wo ist er nun? Mit wem ist er zusammen? — Befindet er sich in Gesellschaft schöner, eleganter Damen? Wie ist er gegen sie, was sagt er zu ihnen? Ruht sein Blick ebenso warm auf ihnen, als wenn er sich über mich beugt? Ist seine Stimme ebenso liebkosend, als wenn er mir Liebesworte zuflüstert? Und was bin ich denn für ihn? Hat er nur einen Gedanken für mich übrig, oder vergisst er in andern Armen, dass es einen Namen giebt, der Julie heisst?

Ich weiss es sehr wohl, mein teurer Freund, dass ich kein Recht habe, Dich zur Verantwortung zu ziehen. Du hast mir nie Treue gelobt, und ich liebe Dich so innig, um Dich ganz zu beanspruchen. Damals, als ich mich Dir hingab, haben wir keinen Kontrakt gemacht, keine Bedingungen aufgestellt; ich hätte mir natürlich klar darüber sein müssen, dass ich nicht die Einzige bin.

Ich verlange jetzt ja auch nichts. Nur möchte ich, dass Du verstündest, dass Du sehr gut gegen mich sein musst. Ich lebe ja tagelang von den wenigen Stunden des Glücks bei Dir. Und geschieht es, wie das letzte Mal, dass Du irgend etwas sagst, was kalt oder spöttisch klingt, so frieren die Worte in mir fest, und es giebt keine Hoffnung in meinem Herzen, bis ich wieder bei Dir bin.

Wenn ich Dir diesen Brief sendete, würdest Du Dein ironisches Lachen nicht unterdrücken können. Du würdest sagen, ich sei eine Thörin und in dem Augenblick würde ich selber meinen, dass mein Brief nur zum Belächeln ist. Hinterdrein aber würde Dein Lächeln mich zur Verzweiflung bringen.

Denn Du willst mich nur fröhlich sehen, ich soll Dir eine Zerstreuung sein. Ich habe keine Absichten auf Dich. Denn ich kann nichts, weiss nichts, bin nichts ohne Dich.

Und deshalb bleibt dieser Brief in meinem Tagebuch. Julie.

Den 3. April.

So ist es denn gekommen, wie es kommen musste. Erik und ich haben Abschied von einander genommen.

Digitized by Google

Ich bin froh, dass es überstanden ist und dass es so still und ruhig abging. Ich empfinde es wie eine erquickende Erleichterung, nicht länger Eriks verwundert fragendem, schwer vorwurfsvollem Blick begegnen zu brauchen.

Er hatte sehr wohl bemerkt, dass eine Veränderung mit mir vor sich gegangen war. Er merkte, dass ich ihm mehr und mehr entglitt, — ohne doch zu ahnen, wohin.

Ich freue mich, dass es vorbei ist. Es war so hässlich und that mir so leid. Es fachte einen ungerechten Hass in mir an und zwang mich, niedrig und unwürdig zu handeln.

Als halberwachsenes Mädchen hatte ich einen Hund. Ich war launenhaft und durchaus nicht gut gegen ihn; und doch liebte er mich über alle Maassen. Es geschah wohl, dass, wenn er sich, wie es seine Gewohnheit war, vor mir aufpflanzte, ich ihn mit unsanften Worten fortjagte. Dann schlich er nach dem Ofen und legte sich hin, den Kopf zwischen die Vorderpfoten. Alle Augenblick aber schielte er zu mir hinüber, und plötzlich stand er wieder vor mir, mich mit fragenden Augen anstarrend: „Warum bist Du mir böse?“ Ich entsinne mich, dass es Tage gab, wo diese stumm anklagenden Augen eine instinktive Wut in mir erweckten. Ich hätte das Tier totschlagen können!

Dasselbe Gefühl habe ich in der letzten Zeit Erik gegenüber oft gehabt. Mit welchem Recht forderten diese Augen Rechenschaft von mir? Welches Recht hatten sie, sich mir wie ein anklagendes Gewissen in den Lebensweg zu stellen?

Aber das Schlimmste, das Qualvollste war, dass Erik und ich, wenn wir uns in der letzten Zeit sahen, gleichsam von einer magnetischen Macht gezwungen wurden, von „ihm“ zu sprechen. Gleichviel, womit wir anfingen, wir endeten stets mit ihm. Jedes Mal, wenn Erik in das Zimmer trat, nahm ich mir vor: „Heute soll sein Name nicht genannt werden.“ Dann fingen wir an zu sprechen, schwerfällig und gezwungen, oder forciert lebhaft; wir sprachen von Wind und Wetter, von Freunden und Bekannten. Sein Name klang mir in den Ohren, sein Name stand in Eriks Augen geschrieben, lag auf seinen Lippen, — es war hoffnungslos, länger herum zu tasten: plötzlich war es ausgesprochen, wir befanden uns mitten im Feuer. — Und dann begann stets dieselbe verächtliche Komödie wieder von Neuem: Erik, der nichts begriff, sondern blindlings handelte, verteidigte seinen Freund, während ich ihn angriff.

Nein, das war nicht zum Aushalten. Gut, das es vorbei ist!

Es war heute Vormittag. Erik wusste, das Mutter allein zur Kirche wollte. Da schellte es. Er war es.

Er war blass, aber doch sehr warm. Er trocknete sich die Schweisstropfen von der Stirn. Wir hatten einige gewöhnliche Worte über gleichgültige Themata gewechselt, da sagte er — ich sass am Fenster und er an dem runden Tisch mitten im Zimmer —: „Thue mir den Gefallen, Julie, und setz Dich hierher. Ich möchte gern einmal mit Dir reden.“

„Und das lässt sich nicht aus der Entfernung machen?“

„Nein! Hab' die Güte, Julie, und setz' Dich hierher!“

Ich setzte mich ihm gerade gegenüber, und es entstand eine Pause. Wir waren gewiss beide gleich verlegen.

Er ergriff meine Hand. Sie war eiskalt, die seine hingegen war warm, feucht und zitternd. Er sah mich ernsthaft und liebevoll an und sagte ruhig:

„Ich komme, um Dich zu fragen, ob Du meine Frau werden willst, Julie.“

Die Frage kam so plötzlich, war so bestimmt abgefasst, dass ich nicht sogleich eine Antwort finden konnte.

Er fuhr fort:

„Siehst Du, ich kann diesen Zustand nicht länger ertragen. Ich habe gewartet und gewartet, weil ich es nicht wagte, zu fragen. Ich glaubte, es sei Hoffnung vorhanden, so lange ich keine Antwort hätte. Aber wie die [illegible]wort auch ausfallen mag, sie wird doch besser sein, als die Angst und [illegible]ruhe der letzten Zeit. Du musst mir ganz ehrlich antworten, Julie, — [illegible]s ist das Einzige, was ich von Dir verlange. Willst Du meine Frau [illegible]rden?“

Digitized by Google

Ich hatte meine Fassung wieder gewonnen, und ich antwortete, antwortete so freundlich, wie ich nur konnte, dabei aber sehr bestimmt:

„Hättest Du zu fragen brauchen, Erik? Ich glaube, Du hättest es uns beiden ersparen können. — Nein, Erik, ich kann Deine Frau nicht werden."

Er liess meine Hand sinken und sass eine Weile schweigend da, dann fragte er:

„Aber im Winter, Julie, als ich schrieb, dass ich nach Hause kommen würde?"

„Ja, Erik, damals war es noch anders, als jetzt."

Er hatte sich erhoben.

„Dann ist es so, wie ich dachte. Ich will nicht fragen. Du schuldest mir keine Rechenschaft. Ich will am liebsten vorläufig garnichts wissen. Und nun lebe wohl, meine liebe kleine Pflegeschwester! Gott gebe, dass Du glücklich werden mögest!"

Er beugte sich über mich herab, ich fühlte seine Lippen auf meiner Stirn, und während ich noch auf meinem Stuhl sass, hörte ich die Entréethür hinter ihm ins Schloss fallen.

Dann habe ich natürlich meine bitteren Thränen geweint, aber danach fühlte ich mich so leicht, so befreit, als sei eine schwarze Wolke von meinem Himmel verschwunden, als sei mir ein Stein vom Herzen gefallen.

Erik ist fort. Ich werde nicht länger seinen traurigen Augen begegnen, die mir wie ein böses Gewissen erschienen.

Und ich kann wieder in Güte und Liebe an ihn denken. Nie habe ich ihn so schön und männlich gesehen, wie in dem Augenblick, als er sich erhob, nachdem ich ihm meine Antwort gegeben hatte. Keine Thränen, keine Vorwürfe, kein Zorn in seinen Augen; nur ein sanftes, trauriges, verständnisvolles Lächeln.

Wie viel stolzer und besser die Männer doch sind, als wir Frauenzimmer!

Den 4. April.

Da steht ein Bild — zwischen vielen andern — auf seinem Schreibtisch. Das Bild hasse ich. Es stellt eine junge Dame, mit grossen, dunklen Augen vor, die so aussehen, als wenn sie einen Traum von Liebe und Küssen widerspiegelten. Sie sind gewiss sehr schön, auf mich aber machen sie geradezu einen ekelhaften Eindruck.

Jedesmal, wenn ich bei ihm gewesen bin, hat mir die Frage auf den Lippen geschwebt, wer sie sei. Aber ich habe mich nie dazu entschliessen können.

Heute Abend bekam ich es aber doch zu wissen. Er war aus dem Wohnzimmer gegangen und ich stand vor dem Schreibtisch und betrachtete die Dame. Ich wusste nicht, dass er zurückgekommen war, bis ich plötzlich seine Stimme dicht hinter mir hörte:

„Ja, sie ist schön, findest Du nicht auch?"

„Das ist sie wohl."

„Kennst Du sie nicht? Es ist die bekannte Frau Paula Hansen."

Und dann bekam ich eine lange Belehrung über Frau Paula. Es schien ihm geradezu ein Bedürfnis zu sein, von ihr zu reden. Er sei ein intimer Freund von ihr und von ihrem Manne; namentlich früher habe er ausserordentlich viel in ihrem Hause verkehrt. Sie sei so reizend und hübsch und begabt und amüsant. — — Ich habe ihn niemals so begeistert gesehen. Und jeden Augenblick versicherte er: „Ich halte sehr grosse Stücke auf sie."

Plötzlich mitten in seiner Beredsamkeit fragte er lächelnd:

„Du wirst doch wohl nicht eifersüchtig auf Frau Hansen?"

„Wie kommst Du nur darauf?"

„Ach, — ich finde, Du bist so still geworden."

Eifersüchtig — nein, ich bin nicht eifersüchtig, und ich will es auch nicht werden. Aber wenn er glaubt, dass es amüsant für mich ist, ihn einen ganzen Abend von Frau Paula Hansen reden zu hören, dann irrt er sehr.

Digitized by Google

Meiner Ansicht nach sieht sie nicht fein aus. Und dieser Ausdruck in den Augen giebt ihr etwas gewisses, — ja, etwas gewisses Demimondeartiges.

Den 7. April.

Heute kam ich in eine schlimme Verlegenheit. Den grossen Schleier, den ich sonst stets vorsorglich in meinem Zimmer aufbewahrte, hatte ich gestern Abend in meinem Mantel draussen im Entrée vergessen.

Als ich heute Morgen in's Esszimmer kam, sah ich ihn auf einem Stuhl liegen. Mutter zeigte darauf und fragte: „Wozu hast Du den gebraucht und wo hast Du ihn gefunden?"

Ich fühlte, wie ich dunkelrot wurde, erwiderte aber in gleichgültigem Ton: „Ach, ich hatte ihn neulich oben in der Bodenkammer gesehen, und da es gestern Abend so stark regnete —" „— Aber," fuhr ich, einer plötzlichen Eingebung folgend, fort, ehe Mutter Zeit hatte, zu antworten, — „wenn es ein Heiligtum ist, das nicht angerührt werden darf, so bitte ich tausend Mal um Entschuldigung."

Mutter sah hastig zu mir hinüber, erhob sich dann und antwortete, indem sie das Zimmer verliess: „Nein, behalte ihn nur, Du kannst ihn meinetwegen gern benutzen."

Aber es kommt mir vor, als sei sie seither verstimmt gewesen.

Den 8. April.

Entweder ist es der Frühling, der die Herren dumm macht, oder auch ist es das Glück, das mich zu einer Andern macht, als ich bisher gewesen bin.

Heute haben mir nicht weniger als elf, — schreibe elf — Herren Blicke zugesandt. Gestern waren es fünf, was ich in Anbetracht des Regenwetters für ein ganz gutes Resultat ansehe.

Nie in meinem ganzen Leben habe ich sonst Blicke bekommen, wenigstens was man „Blicke bekommen" nennt. Das steht mit all dem andern Sonderbaren in Zusammenhang.

Ich gestehe offen, dass ich mich darüber freue. Jeder Herr, der mich ein wenig verliebt ansieht, ist mir ein Beweis, dass e r (Er, der Einzige, der Grosse) doch am Ende nicht lügt, wenn er sagt, dass er mich hübsch findet.

Es amüsiert ihn offenbar auch, wenn ich ihm von den Erfolgen erzähle, die ich gehabt habe. Als ich ihm aber neulich von einem „ganz entzückenden Herrn" erzählte, der mich vier Tage hinter einander angeschmachtet hatte, sagte er ganz ärgerlich: „Das mag ich nicht, Julie! Du musst mir versprechen, dass Du den Herrn nie wieder ansehen willst.

Ich möchte wohl wissen, ob das wirklich sein Ernst war. Sollte er wirklich eifersüchtig werden können? Wie wahnsinnig unmöglich, aber wie entzückend!

Den 9. April.

Ja, ich bin glücklich, so glücklich, dass ich ungenügsam werde. Da sogar die Sonne sich darein finden muss, Flecken zu haben, ist ja eigentlich kein Grund für mich zu weinen, weil einmal eine Wolke über mein Glück hinzieht!

So vernünftig rede ich mir selber zu, wenn Alles vorbei ist und die Sonne wieder scheint. Aber so lange es währt, bin ich weniger heldenmütig.

Was mir die meisten trüben Augenblicke schafft, ist seine schneckenhafte Art und Weise, sich in sich zurückzuziehen. Es ist, als fürchte er stets, sich zu weit vorzuwagen, mir zu nahe zu kommen, — in geistiger Beziehung. Plötzlich, — gerade wenn wir am allerschönsten und allergemütlichsten bei einander sassen, ist er weg. Und zurück bleibt nur ein vorsichtig zugeknöpfter Schneckenhaus-Herr. Im selben Augenblick ist es, als wenn sich hunderte von Meilen zwischen uns legten. Unsere Hände, die fest und warm in einander geruht haben, gleiten schlaff herunter, und ich kenne weder seine Stimme noch sein Gesicht mehr. Ich habe geträumt, dass ich mit i h m, meinem Geliebten, zusammen gewesen bin, und befinde mich plötzlich einem fremden Herrn gegenüber, der mich mit forcierter Höflichkeit unterhält.

Digitized by Google

Wenn ich es nur fertig brächte, ihn zu fragen, weshalb er so ist. Fürchtet er, dass ich Absichten auf ihn habe? Wenn ich es ihm nicht absichtlich verheimlichte, dass der Gedanke mich beschäftigt, würde ich eines Tages zu ihm sagen: „Du brauchst Dich nicht zu ängstigen, ich lege es nicht darauf an, Dich zu heiraten."

Nein, in der Hinsicht kann er ganz ruhig sein. Ich habe viel darüber nachgedacht und bin mir darüber klar geworden, dass ich, selbst wenn er mir den Vorschlag machte, mich nicht mit ihm verheiraten würde. Das würde Unrecht gegen uns beide sein. Für ihn ist es eine Lebensbedingung, frei und unabhängig zu sein, und ich würde zu sehr unter dem Gefühl leiden, dass ich ihm ein Hemmschuh wäre. Ich kann es gar nicht ertragen, an die Zeit zu denken, wo dies vorbei ist. Wenn ich daran denke, dass jeder glückliche Tag, der mir vergönnt ist, mich dem grossen, dunklen Nichts einen Schritt weiter entgegen bringt, so versinkt meine Seele in Verzweiflung. Und doch hat er Recht. Unsere Liebe ist kein Küchengewächs, das sich für wirtschaftliche Zwecke aufbewahren lässt. Sie ist eine Blume, die süss duftet und herrlich strahlt und bald stirbt, weil ihr Leben so intensiv gewesen ist.

Unsere Liebe! Hat er jemals das Wort gebraucht? Nein, ebensowenig, wie er jemals gesagt hat: „Ich liebe Dich."

Ich weiss zwar sehr wohl, dass Worte es nicht thun. Er kann mich unsagbar innig lieben, weil er es nicht sagt, und wenn ich nicht aus andern Gründen wüsste, dass er mich liebte, wäre es mir kein Beweis, wenn er mich auch hundert Mal hinter einander versicherte: „Ich liebe Dich."

Er nennt mich Kind. Aber wenn er meinen Kopf zwischen seine beiden Hände nimmt, mir in die Augen schaut und sagt: „Du süsses Kind!" Kann er denn da nicht sehen, dass dies Kind vor Sehnsucht brennt, die gelobten Worte zu hören, die Worte, die in der Dichtung und im Traume einem jeden verliebten Kinde verheissen sind?

Und geschieht es aus Vorsicht, dass Du, mein kluger Freund, die Worte nicht aussprechen willst, die ich Dir in selbigem Glück schenke, so oft Du sie hören willst, da frage ich: Lässt sich so viel Vorsicht mit dem vereinen, was Du mir heute Abend erzähltest? —

Ich stand vor dem Toilettenspiegel, da erblickte ich Dich hinter mir. Dein Auge ruhte mit einer ganz unvorsichtigen Zärtlichkeit auf mir, und als Du Deinen Arm um mich legtest, sagtest Du die anfänglich ein wenig dunklen Worte: „Ein Brausen weisser Tauben sie umflattert!" Ich sah Dich fragend an, und Du fuhrst fort:

„Es ist ein Gedicht, das in mir vibriert hat, seit ich ein Kind war, und das den Text — es sind nur diese wenigen Worte — zu einem Gemälde bildete, das ich damals sah. Es stellte einen Sommermorgen auf dem Lande in einem sonnenbeschienenen Hof dar. Eine junge Dame, — ich hatte nie ein so zartes, liebreizendes Wesen gesehen — trat in blauem Kleide heraus, einen kleinen Spahnkorb in der Hand. Sie entnahm dem Korbe eine Hand voll Erbsen, und im selben Augenblick erfüllte ein Brausen weisser Flügel die Luft. Aus allen Ecken und Winkeln flatterten die Tauben auf sie herab. Sie setzten sich auf ihren Kopf, auf ihre Schultern, Brust und Hüften, so dass sie gleichsam mit ihnen bekleidet war. Für meinen kindlichen Sinn war es ein Märchenbild, — es war das schöne Schneewittchen in eigener Person. Seither aber ist mir das Bild die Verkörperung einer rückhaltlos liebenden Jungfräulichkeit geworden, und diese Offenbarung halte ich jetzt in den Armen."

— — — Ob Du wohl, nachdem Du mir dies gesagt, eine leichtsinnige Unvorsichtigkeit begangen haben würdest, wenn Du hinzugefügt hättest: „Ich liebe Dich?" Wärest Du aber besorgt gewesen, das Kind zu verhätscheln, sie zu eingebildet zu machen, würdest Du da Deine weissen Tauben auf sie herabbrausen lassen?

Den 11. April.

Ich bin so glücklich, dass ich heute ein wenig mit ihm zusammen sein durfte. Morgen soll er eine grosse, neue Rolle spielen, von der er sehr erfüllt

Digitized by Google

ist. Ich blieb nur eine Stunde bei ihm, um ihn nicht zu stören. Er kam direkt von der Generalprobe und war in der rosigsten Laune. Der Einzige von seinen Kollegen, zu dem er Vertrauen hat und auf dessen Urteil er Gewicht legt, hatte gesagt, dass er gut spiele.

Es kommt selten vor, dass er über seinen Beruf redet. Heute Abend aber fühlte ich, dass er dass Bedürfnis hatte, sein Herz auszuschütten und ich glaube, er sah es gern, dass ich bei ihm war.

Ich sass still da und genoss ihn, genoss es, diesen sonst so beherrschten Menschen in einer Sturmflut zu sehen, die über alle Schleusen hinweg brauste. Plötzlich sah er zu mir herüber, hielt mitten in einer leidenschaftlichen Tirade inne, lachte und sagte: Du siehst ganz erschrocken aus. Du glaubst wohl, dass ich verrückt geworden bin?" Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich will Dir nur gestehen, was Du, wie ich übrigens hoffe, schon längst geahnt hast, — ich bin durchaus nicht so kaltblütig, wie ich scheine. Das Ganze — er lächelte — ist Verstellerei. Eigentlich bin ich der fanatischste Mensch von der Welt; aber ich habe ausgerechnet, dass man in jeder Beziehung grössere Erfolge erzielt, wenn man den Vulkan nur als siedenden, unterirdischen Strom spielen lässt, der den Erdboden erwärmt und ausnahmsweise einmal mit einer kleinen Eruption überrascht."

Er wurde wieder ernsthaft: „Ich bin am Ende doch nicht so raffiniert. Aber gleichviel! Dieser unterirdische Strom in mir macht mich zum Künstler. Er sollte mich zu einem bessern Schauspieler machen, als die meisten andern, die entweder mit lautem Schellengeklirr dahinrasen oder in ehrbarer Alltäglichkeit einhertrotteln, — beides ist gleich uninteressant, weil sie des nur Geahnten, des Geheimnis voll Drohenden oder Ziehenden, das die Poesie ausmacht, ermangeln.

„Du bist wohl gar nicht eingebildet?" meinte ich, — jedoch nur mit so viel Spott, dass er ohne Schwierigkeit verstehen konnte, dass er in mir eine bewundernde Zuschauerin hat.

„Ja", antwortete er, und kniete vor mir nieder — „ich bin eingebildet, — sehr eingebildet sogar. Weisst Du aber auch, weshalb? Weil ich Dich habe. Denn Du hast mich gelehrt, die neue Rolle so gut zu spielen."

„Dann müsste ich ja eigentlich eingebildet sein?"

„Ich will auch hoffen, das Du es morgen Abend sein wirst. Dass Du wenigstens ein klein bischen glücklich bist."

— — Natürlich gehe ich morgen in's Theater. Leider zusammen mit Emmy, deren Geschwätz ja natürlich den Genuss sehr beeinträchtigen wird. Aber ich hatte keinen andern Ausweg. So veranlasste ich Emmy denn, mich einzuladen, — als Vorschuss auf meinen Geburtstag.

Den 12. April.

Es sind heute Abend so viele verschiedenartige Eindrücke auf mich eingestürmt, dass ich kaum dazwischen hindurch zu finden vermag.

Ich fange mit dem Anfang an. Auf dem Wege zum Theater unterhielt Emmy mich über ihn und Frau Paula Hansen. Ob ich nicht gehört hätte, dass die beiden jetzt ein Verhältnis mit einander hätten? Die ganze Stadt (Emmy ist stets Wortführer für die ganze Stadt) spräche von nichts weiter.

Ich hatte mir vorgenommen, mich nicht durch Emmys Klatschereien anfechten zu lassen. Wie die Katholiken, um sich gegen sündhafte Gedanken zu schützen, unablässig ihren Rosenkranz beten, so rief ich mir wieder und wieder sein Gesicht in's Gedächtnis, wie es mich liebevoll ansieht, und wiederholte mir die verliebten Worte, die er zu mir gesagt hat. Aber der Versucher liess mich nicht loss. Während Emmy mir ihre giftigen Worte ununterbrochen in die Ohren träufelte, regten sich Zweifel und verzweifelte Fragen triumphierend in meiner Seele: „Was weisst Du eigentlich von ihm? Du Thörin, wie kannst Du einem Manne trauen, den Du garnicht einmal kennst?" Sein Antlitz verwandelte sich, es wurde steif und kalt. Seine Worte

Digitized by Google

klangen spöttisch, und ich hörte ihn mit einem hässlichen Lachen sagen: „Nicht wahr, sie ist hübsch?"

Als wir vor dem Theater standen, wäre ich am liebsten davon gelaufen, hätte ich am liebsten Alles im Stich gelassen, das Leben, das schwer zu verstehen ist, die Menschen, die nur darauf sinnen, wie sie einander das Leben schwer machen können.

Dann fand ich mich im Saal wieder mitten in dem summenden Schwarm. Ich hörte Lachen und gleichgültiges Geschwätz von Menschen, die in's Theater gekommen waren, um ein Paar Stunden tot zu schlagen, und ich fand es empörend, dass er seine Kunst dieser verständnislosen, herzlosen Menge preisgeben sollte.

Da hörte ich Emmy plötzlich flüstern: „Da ist sie!" Ich folgte der Richtung ihres Blickes und gewahrte oben auf dem Balkon in der ersten Reihe eine Dame, die ich sofort nach dem Bilde als Frau Paula Hausen wieder erkannte.

Ja, sie ist schön. Ihre Züge sind nicht gerade regelmässig, aber es liegt ein weicher Liebreiz über der ganzen feinen, eleganten Persönlichkeit. Und besonders die Augen haben etwas Wunderbares.

Ich weiss nicht weshalb, — aber ich empfand vom ersten Augenblick an nur Sympathie für sie. Wie sie dort, in ihren Fauteuil zurückgelehnt, dasass, ohne dem Publikum um sie her die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, lag eine sinnende Schwermut über ihr, die mich rührte.

Ich konnte den Blick nicht von ihr wenden. Ein eigentümliches Verlangen stieg in mir auf, — ein Verlangen, sie kennen zu lernen, sie zu küssen und ihr zu sagen: „Lass uns Freundinnen sein!"

Dann wurde ich aus meiner Träumerei aufgeschreckt, indem Emmy mir zuflüsterte: „Gott weiss, wie viele „Freundinnen" er heute Abend hier im Theater sitzen hat."

— — — Die Musik begann und es ward still im Saal. Also in wenigen Minuten kam er. Und kaum war der Gedanke in mir wach geworden, als ich fühlte, wie die Angst mir das Herz zusammenschnürte, so dass ich glaubte, ich müsste ohnmächtig werden. Mit feuchten Händen ballte ich mein Taschentuch zusammen, mechanisch antwortete ich Emmy auf einige Fragen, ohne zu wissen, was es war.

Und dann ging der Vorhang auf. Ich sah Gesichter sich hinter der Lampenreihe bewegen, ich hörte sie reden, und ich hörte, wie hin und wieder um mich gelacht und geklatscht wurde, — ich glaube, ich lachte selber mit, aber ich verstand kein Wort von Allem, was gesagt wurde. Ich sass wie gelähmt da.

Dann plötzlich war es mir, als würde ich geweckt. Ein Schleier glitt mir von den Augen, ein warmer Strom durchrieselte mich: er stand da oben und er redete.

War es eine Hallucination! Ich sass in seinem Zimmer, er sprach mit mir.

Ich musste mich in den Arm kneifen, um ganz wach zu werden und zu begreifen, dass ich mich im Theater befand und mein eigenes Liebesglück dargestellt sah. Alle die Melodien, die mir vorgesummt waren, hörte ich in volltönender Schöne von der Bühne herabklingen.

Eine unwillkürliche Angst und Scham ergriff mich. Das Blut stieg mir in die Wangen, und ich sah erst Emmy und dann die andern Zuschauer an, ob sie wohl etwas merken könnten.

Dann musste ich über meine thörichte Angst lächeln, und ich versank in ein glückliches Geniessen, ich war so glücklich und stolz und hingerissen, dass die Thränen mir von den Wangen flossen und ich Alles und Alle um mich her vergass, bis der Vorhang unter starkem Beifallsklatschen fiel, und es plötzlich wieder hell wurde und Emmy sagte: „Aber mein Gott, weshalb heulst Du denn? Es war ja garnichts Trauriges!" Als sie jedoch hinzufügte: „Er spielte übrigens brillant", stieg sie bedeutend in meiner Achtung.

In den Zwischenakten hielt mein Blick Wache in Frau Paula's Loge. Jetzt sass sie da und spähte neugierig im Saal umher, als suche sie nach

Digitized by Google

etwas Bestimmtem. Plötzlich begegneten unsere Blicke sich, und es war mir, als sähe ich einen dunklen Schimmer in ihren Augen. Ich bemerkte auch, dass sie später im Laufe des Abends mehrmals ihr Opernglas auf mich richtete. Sollte sie wissen, wer ich bin, und sollte sie etwas ahnen? Sollte er —? Nein, das ist unmöglich. Trotzdem beunruhigt mich dieser Blick, und ich hatte während des ganzen Abends ein unangenehmes Gefühl, als würde ich bewacht.

— — — Dann war das Stück aus und wir standen draussen an der Garderobe, um unser Zeug in Empfang zu nehmen. Ich bat Emmy, nicht zu sehr zu eilen, ich wollte gern so lange wie möglich warten, um jedes lobende Wort aufzufangen, das über ihn geäussert wurde. Alle waren erstaunt, wie gut er gespielt hatte. Irgend jemand sagte: „Jetzt ist sein Glück gemacht! Jetzt hat er endlich gezeigt, dass er ein grosses Talent ist."

Jetzt endlich! Aber weshalb denn jetzt? Das wusste nur ich. Wenn Du, mein teurer Freund gesehen hättest, wie stolz ich in diesem Augenblick den Kopf trug, würdest Du allen Grund gehabt haben, mich in's Ohr zu kneifen und zu sagen: „Eingebildete kleine Person!"

Beim Verlassen des Theaters liefen wir Erik direkt in die Arme. Er war strahlend über den Erfolg des Freundes und sagte: „Nun wirst Du doch wohl einräumen, dass er etwas Bedeutendes ist!" Übrigens sprach er davon, dass er in allernächster Zeit in's Ausland reisen wolle, er habe es vorläufig aufgegeben, sich in der Heimat zu etablieren.

Armer Erik!

Emmy wollte durchaus mit mir noch in's Café, um Thee zu trinken. Aber mir graute davor, ihre ausführliche Kritik über das Stück und das Spiel mit anzuhören, so gab sie mich denn bei einer Pferdebahn frei. Als ich eine kleine Strecke gefahren war, stieg ich jedoch aus. Mich überkam plötzlich ein unwiderstehliches Verlangen, ihn heute Abend noch zu sehen, ihn nur zu sehen, um ihn zu sagen, dass ich ihn inniger liebe, denn je.

Natürlich war es dumm von mir, zu glauben, dass ich ihn treffen könne. Ich war an seiner Thür. Sie war verschlossen. Und in seiner Wohnung war es dunkel. Eine halbe Stunde trieb ich mich in der Nähe seines Hauses herum, dann musste ich heim.

Mit meinem Dünkel aber war es nun aus. Ich sass in der Pferdebahn und hatte die grösste Mühe, das Weinen zu unterdrücken, während ich daran dachte, dass er nun vielleicht mit ihr zusammen war, und dass dieser Abend mir doch hätte gehören müssen, — mir ganz ausschliesslich.

Ob er heute Abend wohl an mich gedacht hat? War es eine meiner Blumen, die er im Knopfloch trug? Ein Wink, — ein Gruss?

Ich will es glauben. Und ich will nicht an all das denken, was Emmy mir erzählt hat.

Er kann heute Abend nicht mit ihr zusammen gewesen sein. Selbst wenn es sich so verhält, wie Emmy sagt, muss er doch einsehen können, dass es Unrecht gegen mich sein würde.

Den 13. April.

Heute Vormittag kaufte ich alle Zeitungen. Sie loben ihn. Eine spricht von „geradezu erstaunlichen Fortschritten". Nur in einer einzigen Zeitung wird er heruntergemacht. Er sei „langweilig und frech wie gewöhnlich", dabei aber „dies Mal vollständig verschroben". Gott weiss, welcher Idiot Recensent für das Blatt ist. Den möchte ich wohl zu Haché zerhackt und als „Unglücksfall" in seiner eigenen Zeitung serviert sehen.

Übrigens ist es ganz einerlei, was der Idiot schreibt. Alle Menschen sind begeistert. Das Stück wurde gestern Abend wieder gegeben, leider konnte ich nicht in's Theater, aber ich stand draussen, als der Billetverkauf begann, — und das war ein langer Queue, — sowie auch nach Beendigung der Vorstellung. Ich stand mitten in der Vorhalle — verschleiert natürlich — und liess mich von den Leuten quetschen. Und ich hörte seinen Namen

Digitized by Google

hunderte von Malen nennen, und ich ging nach Hause und nannte ihn tausende von Malen, ehe ich einschlief.

* * *

Was sind alle die Andern ihm gewesen? Weshalb hat ihn Keine von ihnen entflammen können? Wenn er sie eben so sehr geliebt hätte wie mich, wie könnte ich dann diejenige sein, die den Funken in ihm entzündet?

Ich stelle mir selber diese Fragen, und ich wage es nicht, die Antwort, die mir wie eine Siegeshymne in der Seele braust, laut auszusprechen.

Ich wage es nicht, denn, — den Fall gesetzt, dass ich mich betrüge! Und doch, — wie leicht ist das möglich! Kann es eine andere Antwort geben, als die, die in mir jubelt: Ich, ich bin diejenige, die er liebt, die Einzige, die er geliebt hat! Die Einzige!

Denn ich stelle mir vor, dass die Liebe der Männer anders beschaffen ist, wie die der Frauen. Sie haben Dutzende von Liebesabenteuern, aber das bedeutet alles nichts, es ist wie ein flüchtiger Wind, der nur die Oberfläche der Seele einen Augenblick kräuselt. Aber dann plötzlich erhebt die wahre, die einzige Liebe ihren Sturmwind in ihnen, es ist, als gehe eine Umwälzung vor sich, all das Tiefste und Beste in ihnen kommt zum Vorschein, sie erhalten Kraft und Begeisterung zu den grössten Thaten ihres Lebens.

Charfreitag.

Endlich heute Abend war ich wieder bei ihm.

Ich wollte ihm etwas so recht Sehönes sagen, etwas Warmes, Herzliches, woraus er meine Freunde über ihn hätte ersehen können, aber es wurde mir zu einem trockenen: „Ich gratuliere Dir! Du hattest ja einen grossen Erfolg!"

Er erwiderte: „Ja, ich hatte wohl Erfolg. — Lass mich nun aber die einzige hören, aus der ich mir wirklich etwas mache, die einzige Kritik, die Wert für mich hat. Was fandet Du? War es gut? War es richtig? Weckte es Erinnerungen in Dir? Warst Du ein wenig ergriffen davon?"

Ich schlang meine Arme um seinen Hals, schaute ihm all mein Glück in die Augen und flüsterte: „Hab' Dank!" — — Später aber sagte ich ihm dasselbe mit viel mehr Worten.

* * *

Es stand ein Strauss gelber Rosen auf seinem Schreibtisch. Sobald ich sie sah, dachte ich bei mir: Die sind von ihr.

Ich wurde verstimmt und er bemerkte es.

„Was hast Du nur?" fragte er.

„Nichts!"

Nach einer Weile musste ich aber doch damit herausrücken.

„Du hast Blumen bekommen," sagte ich, „die sind wohl von —"

Er unterbrach mich:

„Pfui, Julie!" Und er sah mich ernsthaft, beinahe traurig an.

„Ja, ich habe Grund eifersüchtig zu sein, und ich will wissen, von wem die Blumen sind."

Ich konnte merken, dass ich kurz vor dem Weinen war, und ich wandte den Kopf ab. Er ergriff meine Hand, und im selben Augenblick brach ich in Thränen aus. Ich wollte ihm meine Hand entziehen, er aber hielt sie fest, hielt sie fortwährend fest — ohne ein Wort zu sagen — bis ich ausgeweint hatte. Dann sagte er:

„Hör' einmal, Julie! Ich hatte Dich versichert, dass Du keinen Grund hättest, eifersüchtig zu sein, und Du antwortetest mir, dass Du es auch nicht wärest. Es zeigt sich jetzt, dass Du es doch bist, und ich will Dir deswegen folgendes erzählen, damit Du einsiehst, wie unbegründet Deine Eifersucht ist, und weil ich weiss, dass Du ein gutes, feinfühliges Mädchen bist, das mir

Digitized by Google

glaubt, was ich ihr erzähle, ohne genauere Erklärungen und Namen und alles dergleichen zu verlangen. Also: Ehe ich Dich kennen lernte, hatte ich eine Freundin, die zu mir kam, so wie Du jetzt kommst. Sie und ich hatten einander sehr lieb. Du kannst das ruhig anhören, denn jetzt ist alles zwischen uns aus, sie war eins der liebenswertesten, besten Wesen, die ich je gekannt habe. Nie ist sie anders als gut gegen mich gewesen, nie ist während der langen Zeit, dass sie zu mir kam, ein böses Wort zwischen uns gefallen. Es war ein so lichtes, so heiteres, so leichtes, so zartes Verhältnis, dass es mir mein Lebelang wie ein warmer, wolkenloser Sommertag in der Erinnerung vorschweben wird. Da kamst Du. Du kamst und nahmst mich bald ganz gefangen. Du warst die berauschende Jugend, der starke Frühling. Für Dich war es etwas so Wichtiges, die Meine zu werden, dass es mir vorkam, als würde die Liebe für mich etwas Neues, Grosses, Wunderbares. Du fülltest mich ganz aus. Ich konnte mich nicht zwischen ihr und Dir teilen. Es waren seit meiner ersten Begegnung mit Dir noch nicht viele Tage verstrichen, als sie mit sicherem Instinkt verspürte, dass Gefahr im Anzuge war. Sie fragte mich, ich antwortete ausweichend; zum ersten Mal legte das Misstrauen den Schatten über unser Verhältnis. Ich war mir selber noch so wenig klar über mich, und ich hatte sie so lieb, dass ich an keine Auseinandersetzung mit ihr denken mochte, — wusste ich doch, dass eine solche Auseinandersetzung mit einem Abschied enden musste. Und dann geschah es eines Abends, als Du bei mir warst — Du entsinnst Dich wohl, — es war vor drei Wochen. Ich hatte sie vierzehn Tage lang nicht gesehen. Ich ersann stets Vorwände, um einer Begegnung mit ihr aus dem Wege zu gehen. Da, während wir beide hier auf dem Sopha sitzen, so wie jetzt, schellte es plötzlich. Ich wollte nicht öffnen, aber das Schellen liess nicht nach, und ich ging endlich hinaus. Als ich nach einer Weile wieder kam, erzählte ich Dir, es sei der Theaterdiener gewesen, und als Du mich fragtest, weshalb ich so ernsthaft sei, erwiderte ich, ich habe eine unangenehme Nachricht erhalten. Ich solle eine Rolle spielen, die mir sehr fatal sei. — Es war aber der Theaterbote garnicht gewesen, — sie war es. Sie kam, getrieben von Sehnsucht und Misstrauen, und ich musste sie mit einer Lüge wegschicken, doch brachte ich dieselbe so ungeschickt heraus, dass sie Unrat merkte. Sie ging, ohne ein Wort zu sagen und stellte sich, als glaube sie mir. Ich aber bat sie, auch in der folgenden Zeit nicht zu mir zu kommen, und dann am Vormittag desselben Tages, an dem ich meine neue Rolle spielen sollte, erhielt ich einen Brief von ihr, — einen Abschiedsbrief, einen Brief, der trotz all seiner bittern Enttäuschung das Gepräge ihrer Milde, ihrer Zartheit trug. Sie war am vorhergehenden Abend, — Du entsinnst Dich wohl, dass Du ein Stündchen bei mir zubrachtest — auf der Strasse vor meinem Hause gewesen und hatte Dich kommen und gehen sehen. — — Ja, das war's, was ich Dir erzählen wollte. Urteile nun selber, ob Du Grund hast, eifersüchtig zu sein. Selbst wenn die Blumen dort ein Gruss von ihr sind, — ich weiss es übrigens nicht, denn sie sind mir anonym gesandt worden — findest Du, dass Dich das in irgend einer Weise beeinträchtigen kann?"

So lautete seine Erzählung; jedoch schon lange, bevor sie beendet war, lag ich in seinen Armen und hatte ihn im Stillen herzlich um Verzeihung gebeten.

Ostersonntag (den 17. April).

Ich begreife meinen Herrn Papa ganz und gar nicht. Wenn es nicht zu komisch klänge, könnte ich mich versucht fühlen, zu glauben, dass der gnatzige, alte Herr Professor sich ein klein wenig in seine eigene Tochter verliebt hätte.

Eins steht fest, — er ist mir gegenüber ganz windelweich geworden. Jedes Mal, wenn er mich in der letzten Zeit angesehen, hat er — mit einer wirklich anerkennenswerten Anstrengung — sein Gesicht zu einem Lächeln verzogen, hat mich in die Backe gekniffen und sonst allerlei Kurzweil mit mir getrieben.

Digitized by Google

Aber das Sonderbarste geschah doch gestern. Beim Frühstück sagte Mutter, dass sie infolge ihrer Erkältung nicht mit mir spazieren gehen könne.

„Nun", meinte Vater, „dann muss ich Julie wohl einladen, mit mir die Ausstellung zu besuchen!"

Es wurde ein wahres Fest, das mein galanter Vater für mich arrangierte. Es war das entzückendste, mildeste Wetter, und Vater schlug vor, in einer offenen Droschke in die Stadt zu fahren. Auf der Ausstellung blieben wir nur eine Stunde, Vater war hauptsächlich damit beschäftigt, mich allen Künstlern vorzustellen, die wir dort trafen. Hinterher gingen wir zu à Porta und tranken Portwein. Während wir hier sassen und zechten, sagte Vater plötzlich: „Weisst Du was, Julie, ich finde, Deine Garderobe bedarf einer kleinen Aufmunterung. Ich bin augenblicklich gerade bei Kasse, deshalb wollen wir nur gleich einmal in die Läden gehen, und meine niedliche, kleine Tochter zum Sommer etwas aufmuntern."

Wir waren bei der Modistin und beim Manufakturwaarenhändler, beim Handschuhmacher und beim Schuster. Und Vater war gar nicht zufrieden zu stellen, es währte alle Mal eine entsetzliche Zeit, bis wir etwas fanden, was er wirklich kleidsam fand. Schliesslich wollte er mir durchaus noch ein Paar seidene Strümpfe schenken, als ich aber einwandte, dass Mutter das sicher nicht gern sehen würde, — ich weiss Jemand, der nichts dagegen hätte — gab er endlich diese Extravaganz auf.

In ausgelassener Stimmung fuhren wir nach Hause. Im Entrée bedankte ich mich und sagte, ich hätte mich köstlich amüsiert: „Bekomme ich dann nicht einen Kuss zum Dank?"

Den bekam er. Im Wohnzimmer aber war die Luft trübe und bedrückt wie gewöhnlich, und auf dem Sopha lag Mutter, krank und melancholisch.

Den 23. April (mein Geburtstag).

Die erste Ecke umschifft! Darüber müsste ich wohl, einer guten, alten Sitte folgend, ein Paar Seiten meines Tagesbuchs mit philosophischen Betrachtungen anfüllen. Ich bin indessen garnicht philosophisch aufgelegt. Das Einzige, wozu ich aufgelegt bin, ist zu tanzen und zu lachen, zu lachen und zu tanzen, durch die ganze schlafende Stadt zu tanzen und sie mit der Verkündigung zu wecken, dass es doch wenigstens ein glückliches Menschenkind in der Welt giebt. Nämlich die Unterzeichnete, Julie, die heute, trotz ihres würdigen Alters, wie ein verhätscheltes Kind Geburtstag gefeiert hat.

Ich denke daran, wie mir die Geburtstage sonst in den letzten Jahren verstrichen sind, und es will mir scheinen, als wenn der heutige Tag garnicht wirklich sein kann. Hier ist das gewöhnliche Geburtstagsrecept: Der Gegenstand der Huldigung wird von Mama geweckt, die, um gleich die richtige Stimmung anzuschlagen, Thränen in den Augen hat. „Guten Morgen, mein Herzenskind, und mit Glück und Segen! Vater und ich schenken Dir den Stoff zu einem Sommerkleid, das Du so nötig hast, und Grossmutter schenkt Dir das Geld für die Schneiderin." Beim Frühstück forcierte Festfreude. Im Laufe des Vormittags Visiten von Christiane, Emmy und ein paar Tanten, jede ein selbstfabriciertes Geschenk und einen Haufen gleichgültigen Geschwätzes mitbringend, und dafür eine einschläfernde Tasse Chokolade in Empfang nehmend. Worauf die eigentlichen Festlichkeiten erschöpft sind und der Tag mit einem extra thränenreichen Abend-Duett zwischen dem Geburtstagskind und ihrer Mutter beschlossen wird, welche Letztere um Verzeihung bittet, weil sie sie in diese jammervolle Welt gesetzt hat.

Heute ging's nach einer andern Melodie: Dies habe ich vor allen Dingen meinem verwandelten Vater zu verdanken, der beim Frühstück eine solche Lebensfreude und Weinflottheit entfaltete, dass nicht nur Franz ganz taumelig und ausgelassen wurde, sondern dass sich auch Mutter zu einer Lebhaftigkeit hinreissen liess, die sie sehr drollig und ganz entzückend kleidete, — es war, als geniere sie sich ihrer eigenen Fröhlichkeit.

Digitized by Google

Ganz im Gegensatz zu seinen sonstigen Gewohnheiten und zum Schrecken der Tanten, wohnte Vater auch dem Chokoladefest bei und würzte es, indem er einen wahrhaft gottlosen Spass mit seinen alten Anverwandten trieb.

Worauf ich meine feinsten Gewänder anlegte, um mich — officiell — zum Diner bei der vergnügungssüchtigen Christiane zu begeben. Mit andern Worten, um meinen Geburtstag zusammen mit ihm zu feiern.

Er empfing mich feierlich in Frack und weisser Halsbinde, bot mir den Arm und führte mich in's Wohnzimmer. Mitten im Zimmer stand ein weissgedeckter Geburtstagtisch, der fast unter der Last der Geschenke zusammenbrach: da waren feine, niedliche Toilettesachen, Näschereien und Blumen.

Er hatte mir sein Ehrenwort gegeben, mir nichts sehenken zu wollen. Nun stand er da und lachte über seine verlorene Ehre und meinen missglückten Zorn.

Das Geburtstagskind hatte selber bestimmen dürfen, was gegessen werden sollte. Er hatte mich gezwungen, viele feine Gerichte zu wählen, indem er mir damit drohte, dass ich sonst Wassersuppe und Bouletten bekommen würde. Überhaupt machte er mich zu einem abscheulichen Gourmand. Er hat mich z. B. gelehrt, dass ein grosser Unterschied zwischen Champagner ist. Früher glaubte ich, Champagner sei Champagner und damit basta. Nun weiss ich, dass es süssen Champagner giebt und weniger süssen und ganz herben — sec, — und dass der Champagner bald Mumm und bald Heidsick heisst und bald noch anders. Ich weiss obendrein, welche Art ich am liebsten mag, — was, wie er sagt, ein grosser Fortschritt in meiner Bildung ist.

Eins steht fest, man soll gute Speisen und guten Wein nicht verachten. Es kann auch Poesie darin liegen, ausgewählte Dinge zu essen und zu trinken. Und selbst, wenn ich mit Kohl und Hammelfleisch vorlieb nehmen würde, wenn ich nur bei ihm sein könnte, so will ich nicht leugnen, dass ich Wohlbehagen und Entzücken bei seinen leckern Gerichten, bei dem fein gedeckten Tisch und unserer festlichen Kleidung empfand.

Beim Eis fragte ich ihn, ob er denn meine Gesundheit nicht ausbringen wolle. Er antwortete:

„Meine Tischrede liegt in Deinem Blumenstrauss."

„Soll ich mich denn mit einer Rede in der Blumensprache begnügen?" — „Suche, so wirst Du finden." Ich nahm den Strauss aus dem Glase, und ein zusammengerolltes Stück Papier fiel heraus. Er sah ganz verlegen aus, als er sagte: „Du hast mich sogar dahin gebracht, mich als Poet zu versuchen. Als mildernden Umstand will ich jedoch anführen, dass ich keine Verse verbrochen habe."

Ich wollte das Papier öffnen, aber er bat mich, zu warten. Erst als wir beim Kaffee im Sopha sassen, durfte ich die Rede lesen. Er fragte, wie sie mir gefalle. Ich antwortete ihm, dass er für mich der entzückendste Dichter von der Welt sei.

Das ist er auch. Denn er ist mein Dichter!

Und so will ich denn mein Festreferat damit beenden, dass ich seine Rede meinem Tagebuch einverleibe.

An Julie.

Dass ich Dich liebe, brauche ich Dir nicht zu sagen. Du siehst es aus meinem Blick, wenn er Dich umschlingt; Du hörst es aus meiner Stimme, wenn sie Deine Ohren küsst.

Dahingegen will ich Dir erzählen, weshalb ich so ganz in Dich verliebt bin.

Weil Du zu mir gekommen bist, wie Deine Stammmutter, Frau Eva, zu dem alten Adam kam; wie die Neugeborene, wie die zitternde Erwartung und Verheissung, so staunend und in Erstaunen setzend.

Ich sehe Dich vor mir, wie Du mich bei diesen Worten fragend und ein wenig verwirrt anschaust. Genau so schaute Eva den Adam an, als sie

Digitized by Google

einander begegneten, und er liess Himmel und Erde zum ersten Mal die seither stets neuen und verwirrenden Worte: „Ich liebe Dich!" hören.

So, wie Du jetzt Dein Köpfchen lauschend ein wenig neigst, mit einem zugleich verschämten und strahlenden Blick, so war Eva als verliebtes, junges Mädchen, ehe sie sich mit dem unkeuschen Feigenblatt der erfahrenen Dame umgürtete.

— — Siehe, die Erde ist in grauen Regennebel gehüllt, und Adam ist des Lebens müde, das ihm geschenkt ward.

Da blitzt ein Sonnenstrahl durch den Nebel, und der Nebel zerteilt sich, und sie stehet da voller Sonne und Wärme: die junge Braut des Menschen, das Weib, das errötet, nicht weil es sich seiner Nacktheit schämt, sondern weil es sich seines eigenen Liebreizes und seiner Macht freut, die sie in Adams anbetendem Blick liest.

Von Amoretten umschwärmt, schreitet sie vor. Sie spielen Versteck in ihrem Haar, sie umflattern ihre Stirn, sie flüstern sich allerlei Schelmstreiche in die Ohren. Sie spannen die Lippe zu einem Amors-Bogen, sie versuchen die Schaukel des zarten Busens. Einer verbirgt sich in dem Grübchen der Wange, ein anderer in der lieblichen Rundung des Kinns. Zu zweien aber sitzen sie als verliebte, küssende Pärchen in Deinen süssen Augen, Du meine Eva, die mich erweckte wie ein neuer Tag; die Du jedes Mal, wenn Du eintriffst, der Sonnenstrahl bist, der den Nebel und alle die grauen Gedanken verscheucht.

Den 24. April.

Ich freue mich, dass ich zwanzig Jahr alt geworden bin. Denn nun habe ich ihn zwei Jahre gekannt, — damals, als ich neunzehn Jahre zählte, und jetzt, wo ich zwanzig bin. Aber so etwas erzähle ich ihm nicht, denn er würde nur lachen und sagen, dass ich ein kleines Kind bin. Und das ist doch sehr unpassend für eine Dame von zwanzig Jahren.

Den 25. April.

Heute Nachmittag war ich allein zu Hause. Plötzlich wurde ich durch ein hastiges, heftiges Schellen der Entréeglocke aus meinen Gedanken aufgeschreckt. Ich bebte förmlich vor Schrecken.

Es war nur der Postbote, der einen Brief in den Kasten geworfen hatte.

Der Brief war an Mutter, ich legte ihn auf den Tisch und setzte mich wieder an's Fenster. Aber ich konnte meine Ruhe nicht wiederfinden. Das heftige Schellen, — als sei Gefahr im Anzuge — klang mir beständig in den Ohren. Ich lachte mich selber aus. „Nervöse Person!" schalt ich mich. Grosser Gott, der Postbote hat Eile gehabt und infolge dessen ein wenig stark an der Schelle gezogen. Von wem wohl übrigens der Brief sein mochte? Ich kannte die Handschrift nicht. Ich stand auf und nahm ihn in die Hand. Es war ein unmodernes, längliches Couvert, und die Schrift wackelte unbehülflich hin und her mit grossen, klotzigen Buchstaben. Es waren auch Schreibfehler dabei. Von wem der Brief nur einmal sein konnte? Ich kannte sonst stets die Handschrift von den Menschen, die mit Mutter korrespondierten.

Sollte er von Grossmutters altem Mädchen sein und die Nachricht von Grossmutters Erkrankung enthalten? Nein, dann hätte sie geschickt und nicht geschrieben.

Aber von wem konnte der Brief nur einmal sein? Plötzlich ertönte in mir ein Angstschrei: „Der Brief betrifft Dich!" Es ist ein anonymer Brief über Dich!" Ich zitterte derartig, dass ich kaum den Brief in meinen eiskalten Händen zu halten vermochte. Ja, natürlich war es so. Die Schrift war verstellt, das war klar, und der Absender hatte absichtlich Schreibfehler gemacht. Sollte es von ihr sein? Sie hatte mich ja zu ihm hinaufgehen sehen. Nein, nein, — er hatte ja gesagt, dass sie gut und fein sei. Aber trotzdem, wenn die Menschen eifersüchtig sind, begehen sie Handlungen, die sie sonst verachten würden. Übrigens konnten es ja alle möglichen andern

Digitized by Google

Menschen sein. Was wusste ich davon, ob ich nicht unzählige Male gesehen und erkannt worden war, wenn ich ihn besuchte.

Dann war ich verloren. Um eine Weile kam Mutter nach Hause, sie würde den Brief finden und ihn erbrechen, — ich sah ihren verzweifelnden Blick, sah sie schwanken und fallen.

Nein, ich musste wissen, was der Brief enthielt. Gegen das Licht damit! Es war nichts zu sehen. Mit einer Nadel versuchte ich ihn zu öffnen. Er war zu fest geschlossen. Ich wusste nicht mehr, was ich that. Mit zitternden Händen zerriss ich den Umschlag, — und mit einem Seufzer der Erleichterung, ganz erschöpft von der ausgestandenen Angst, überglücklich, aber beschämt, sank ich in einen Stuhl, den entsetzlichen Brief in der Hand. Es war, — eine Empfehlung von einer Wäscherin, die sich in unserer Strasse etabliert hatte!

Ja, hinterdrein kann ich darüber lachen. Aber trotzdem, — — Er sollte nur ahnen, mit welcher Todesangst ich mein Glück erkaufen muss!

Den 1. Mai (Sonntag).

Der entsetzlichste Tag meines Lebens:

Sollte eigentlich mit Mutter zur Kirche, wusste es aber so einzurichten, dass ich stattdessen zu Grossmutter ging. Auf dem Wege dahin sah ich zu seinen Fenstern auf. Er war offenbar noch nicht aufgestanden. Die Fenster im Schlafzimmer waren geschlossen und die Rouleaux herabgelassen. Wie gern wäre ich einen Augenblick zu ihm hinaufgeschlüpft. Hätte ihn geschüttelt und geherzt, bis er ganz wach geworden wäre.

Es war das ekelhafteste, kalte Frühlingswetter mit Nebel und feinem Regen. Mit mürrischen Gesichtern und hässlichen Regenmänteln eilten die Menschen an mir vorüber in die Kirche. Wahrlich, sie bedurften einer Erbauung. In meinem Herzen war Feiertag, auch ohne Kirchgang.

Grossmutter sass schon stuhr und steif zwischen ihren Kissen, die Sonntagshaube auf dem Kopf. Auf dem Fenstertritt sass die alte Marie mit ihrem Strickstrumpf und lass die Zeitung. Wie friedlich es hier war! Eine stille trauliche Klosterkirche mit Potpourriduft statt des Räucherwerks.

Grossmutter streichelte meine Hand mit ihren dürren, runzligen Greisenhänden. Ich konnte es ihren Augen ansehen, dass sie ein Geschenk für mich hatte. Aber Grossmutter gehörte nicht zu denen, die gleich mit der Thür ins Haus fallen.

Sie begann: „Das Wetter ist heute gerade nicht verlockend". Dann, nach einer kleinen Weile: „heute werden wohl nicht viele Ausflüge in den Wald gemacht". Und endlich: „Hättest Du wohl Lust, heute Abend in's Theater zu gehen, Julie?" Dazu hatte Julie die grösste Lust. Sie wusste auch, in welches Theater sie wollte. Wurde doch mein Stück gegeben!

„Ich meine, Du hasst das Stück schon einmal gesehen?" fragte Grossmutter.

„Ja, aber ich möchte es so schrecklich gerne noch einmal sehen".

Heute Abend spielt ja auch ein Anderer die Hauptrolle darin", sagte plötzlich Marie von ihrem Fenstertritt herab. „Es steht in der Zeitung, dass Mörck so gefährlich erkrankt ist.

Ich glaube nicht, dass ich geschrien habe. Ich entsinne mich nur, dass ich mit der Zeitung am Fenster stand, dass Marie mit dem Ausruf: „Aber Fräulein Julie!" aufsprang, dass sich Alles um mich her drehte, dass ich gleichsam in weiter Ferne Grossmutters Stimme vernahm: „Kind, Kind!" und dass ich mich, als ich die Augen aufschlug, in einem Lehnstuhl liegend wiederfand, während mir Marie etwas stark Riechendes vor die Nase hielt und auf dem Tisch ein Waschbecken stand. Ich starrte mit verwunderten Blicken von Marie zu Grossmutter hinüber. „Was ist denn nur einmal geschehen?" Im selben Augenblick stand mir die ganze Erinnerung und der ganze Schrecken wieder klar vor der Seele, und wenn mich Marie nicht beim Arm gepackt hätte, so dass es mir wehe that, wäre ich wieder hingefallen.

Mein erster Gedanke war: was soll ich Grossmutter nur sagen? Ab-

Digitized by Google

sichtlich that ich, als wenn ich nur allmählich wieder zur Besinnung käme, um Zeit zu gewinnen und mir etwas auszudenken.

Aber Grosmutter kam mir selber zu Hülfe.

„Hast Du heute Morgen schon etwas gegessen", fragte sie.

„Nein, Grossmutter!"

„Dacht' ich's doch! — Aber das ist Unrecht von Dir, Julie. Junge Mädchen können es nicht vertragen, nüchtern herumzulaufen. — Hole ein Glas Wein, Marie".

Als wir allein waren, rief Grossmutter mich zu ihr hin. Ich kniete vor ihr nieder, barg meinen Kopf in ihrem Schooss und brach in Thränen aus. Ich weinte, so dass ich ein Gefühl hatte, als müsse mir das Herz brechen. Ich konnte garnicht wieder aufhören, so sehr ich mich auch bemühte. Marie kam mit dem Wein, ich hörte sie kommen und wieder gehen, und ich schluchzte noch immer, während Grossmutter mir nur sanft und milde über das Haar strich. Es that gut, sich einmal Luft zu machen und sich einmal auszuweinen und es war so beruhigend, Grossmutters liebe Hand auf meinem Kopf zu fühlen.

„So, so, Kind! So Kind!" wiederholte sie unzählige Male, während allmählich meine Thränen versiegten. Aber ich blieb liegen, ich wagte es nicht, ihrem Blick zu begegnen. Und doch quälte mich der Gedanke: „Du musst fort. Du musst zu ihm und Dir Klarheit verschaffen".

Da sagte Grossmutter, — und ich werde niemals die unsagbare Milde vergessen, die in ihrer Stimme lag: „Du brauchst nicht zu fürchten, dass ich fragen werde. Ich bin eine alte Frau, aber ich habe die Zeit meiner Jugend nicht vergessen, und ich weiss sehr wohl, dass junge Herzen Freuden und Leiden haben, an denen alle ungeschickten Hände nicht rühren dürfen. Sollte aber das Leben — wass Gott verhüten möge — meinem kleinen Mädchen etwas bringen, womit sie selber nicht fertig werden kann, so komme nur, falls ich dann noch leben sollte, ruhig zu mir. — Und nun steh' auf, Kind und gehe nach Hause, damit sie nicht mit dem Frühstück auf Dich warten. Aber über dies heute reden wir nicht mit Vater und Mutter. Und das Theaterbillet heben wir uns für ein ander Mal auf, denn heute Abend gehst Du wohl früh zu Bett".

* * *

— — Ich stand vor seiner Thür. Ich war durch die Strassen gestürzt. Aber jetzt, — ich hatte nicht den Mut zu schellen. Sobald ich das Haus betrat, war es mir, als schlüge mir eine schwere Krankenstubenluft entgegen, erstickend. Wenn ich schellte, würde die Thür geöffnet werden, und das Mädchen würde blass und verweint vor mir stehen, und ich brauchte nicht mehr zu fragen. Nein, nein, — das war unmöglich. So hart konnte Gott nicht gegen mich sein. Ich fing an zu beten: „Vater unser, der du bist im Himmel —" Nein, jetzt nicht. Gott würde nur zürnen und mich strafen, wenn ich, die ich sonst nie an ihn dachte, jetzt aus Feigheit zu ihm kam. Dann schellte ich und fuhr zusammen bei dem dumpfen, klanglosen Ton. Natürlich, — sagte ich zu mir selber, und ich glaube, ich lächelte — natürlich ist etwas um die Glocke gebunden, damit sie nicht stören soll.

Drinnen erschollen leise Schritte, und eine fremde Person, eine grosse, sehr bestimmt aussehende Dame, öffnete die Thür. Sie sagte — wohl noch ehe ich gefragt hatte, aber sie begriff mein Anliegen sicher sofort —: „Herr Mörck ist sehr krank." Gott sei Dank, dann lebte er also doch! Es sei Diphteritis, erklärte die Dame weiter, und er sei vorgestern Abend krank geworden — am Tage vorher war ich bei ihm gewesen. Der Arzt glaube jedoch nicht, dass absolute Gefahr vorhanden sei.

Die Dame sah so aus, als meine sie, dass es jetzt wohl für mich an der Zeit sei zu gehen.

Ich fragte, obwohl ich einsah, dass es ganz aussichtslos war, ob ich nicht zu ihm hinein dürfe.

Digitized by Google

„Nein, Fräulein, das ist ganz unmöglich. Der Arzt hat jenen Besuch untersagt. Auch ist die Krankheit ja ansteckend."

„Das ist mir einerlei. Ach, bitte, — lassen Sie mich ihn nur einmal sehen!"

Die Dame musterte mich mit einem wohlwollenden Blick.

„Das ist leider nicht zu machen. Das Fräulein sind wohl Herrn Mörck's Braut?"

Das Blut schoss mir in die Wangen. „Nein!" Sie sah mich verwundert an: „Von wem soll ich denn grüssen?"

„Von der jungen Dame!"

„Von einer jungen Dame?"

„Nein, von der jungen Dame!"

— Nun glaubt sie natürlich das Schlimmste von mir. Aber was macht das, wenn er nur einen Gruss von mir bekommt!

* * *

Wie ich diesen Tag zu Ende gelebt habe, wie ich mich habe beherrschen können, so dass niemand etwas gemerkt hat, ist mir wirklich selber ein Rätsel.

Als die Uhr sechs war, konnte ich es nicht mehr länger zu Hause aushalten, ohne Bescheid zu wissen. Ich ging aus — Gott weiss unter welchem Vorwand — war vor seinem Hause, wagte aber nicht, hineinzugehen, suchte mir dann einen Dienstmann und sandte den hinauf. Der Zustand sei unverändert, vielleicht ein wenig besser.

* * *

Die fremde Dame sagte, ich könne nicht zu ihm hinein. Sie, für die er ein ganz gleichgültiger Mensch ist, ein Patient wie jeder andere Patient, sie darf bei ihm sein; sie hilft ihm und sie pflegt ihn; sie weiss jede Minute des Tages, wie es ihm geht, ob Hoffnung vorhanden ist, ob die Genesung fortschreitet.

Ich aber, die ich ihn liebe, — ich, die ich mich keinen Augenblick besinnen würde, mein Leben für ihn hinzugeben, — ich muss wie eine Unberechtigte vor seiner Thüre stehen und die Mitteilungen in Empfang nehmen, die sie, eine Person, deren Hülfe er bezahlt, mir allergnädigst macht. Sie sperrt mir die Thür vor der Nase zu, sie gestattet mir nicht einmal, meinem Geliebten, der mir Alles ist, einen einzigen Blick zu senden!

Und so machtlos bin ich, dass ich dieser Person gehorchen muss! Ich muss mich noch obendrein liebenswürdig machen, um vernünftigen Bescheid von ihr zu erhalten!

Ich würde hier zu Hause gern Alles im Stich lassen, würde die Schande und den Fluch auf mich nehmen, um bei ihm zu sein, an seinem Bett zu sitzen und mit dem Tod um seinen Besitz zu ringen. Ich habe mein Herz geprüft und ich weiss, dass ich es thun würde, ohne mich zu besinnen.

Aber ich weiss auch, dass er es nicht gestatten würde, denn er liebt mich nicht so, wie ich ihn liebe. Seine Liebe ist klug und vorsichtig, sie denkt an die Folgen, sie weiss, wie weit sie sich wagen darf, und sie kennt die Grenze, die sie nicht überschreiten will. Meine Liebe aber kennt kein anderes Ziel in Zeit und Ewigkeit als ihn.

* * *

So muss ich denn ruhig hier bleiben, — hier, wo ich nichts zu thun habe, wo ich wie ein Fisch am Ufer schnappe, dem sein Element fehlt. Sein Name wird nicht genannt und ich kann ihn nicht nennen. Ich habe niemand, dem ich meine Angst anvertrauen kann, — eine Angst, die mich zu ersticken droht, weil ich ihr nicht Luft machen darf.

Hier bleiben, — mit Vater und Mutter über gleichgültige Dinge reden, während ich nur einen Gedanken in meiner Seele habe: Er! Nur ein Wort auf meinen Lippen: Er!

Digitized by Google

Hier bleiben, — still und ruhig bei der Mahlzeit und der Arbeit sitzen, während die Sehnsucht an mir nagt und mich an sein Krankenlager treibt.

Zu denken, dass er krank daliegen und sterben kann, ohne dass ich etwas Anderes darüber erfahre, als eine Notiz in einer Zeitung! Dass er sterben kann, ohne dass ich ihm Lebewohl gesagt habe, ohne dass er mir ein letztes Wort, einen letzten Blick zum Abschied gesandt hat!

So armselig, so ohne jegliche Berechtigung ist meine Liebe, so elend ihre Bedingungen. Im Verborgenen und in Nacht und Dunkel muss sie einherschleichen, nie darf sie sich an das Tageslicht wagen und ihre Ansprüche geltend machen.

* * *

— — Wenn Du mir in dieser Nacht genommen wirst, Geliebter, werde ich Dir folgen, so wahr meine armselige Liebe mein einziger Reichtum ist.

Erwachst Du aber morgen zu neuem Leben und zu neuer Gesundheit, und sitze ich wieder bei Dir, und höre aus Deinem Munde, dass Du mich liebst, da will ich über alle Sorgen lachen und Dir anvertrauen, dass ich reicher bin, als irgend ein Mensch auf der Welt.

Gott erhalte Dich mir!

(Schluss folgt.)

„KOLONIALGREUEL."

KULTURHISTORISCHE STUDIE

VON

FRANZ GIESEBRECHT.

Die von deutschen Beamten in Kamerun verübten Ungesetzlichkeiten, deren öffentliche Bekanntgebung zu den disziplinarischen Untersuchungen gegen Kanzler Leist und Assessor Wehlan führte, hatten in der ganzen zivilisierten Welt ein gewaltiges Aufsehen erregt und zu mehrfachen geschichtlichen Forschungen und Parallelen den Anlass gegeben. Die Aufgabe der vorliegenden Arbeit soll es sein, zur Ermittelung der Ursachen und Wirkungen der sogenannten „Kolonialgreuel" eine historisch-kritische Enquete zu veranstalten und dabei zu untersuchen, ob es psychologische Vorbedingungen giebt, die den — scheinbaren — Kulturrückschritt der kolonisierenden Individuen im Gefolge haben müssen und derart die „Kolonialgreuel" als naturgesetzlich notwendige Begleiterscheinung jeder Kolonisation hinzustellen vermögen.

Die ganze Kolonisationsgeschichte ist mit Blut geschrieben. Schon allein die offenbare Notwendigkeit einer linguistischen Neubildung, wie „Kolonialgreuel", liefert den Beweis, dass die bei den Kolonisationen begangenen Scheusslichkeiten aus dem Rahmen der usuellen Kriminalfälle herausfallen und eine selbständige Kategorisierung verlangen.

Ich erinnere zuerst an die Kolonisation des Pruzzenlandes durch den deutschen Ritterorden. Auch sie konnte nur unter langwierigen und blutigen Kämpfen durchgeführt werden. Denn die Pruzzen waren ein wehrhaftes Volk, freiheitsliebend und voll stolzen Unabhängigkeitsgefühls. Aber sie waren auch roh, hinterlistig, grausam und abergläubisch. Zahlreiche Greuel wurden von ihnen begangen. Sie kannten keine Schonung für ihre Gefangenen und brachten ihren Göttern noch blutige Menschenopfer dar. Vor allem aber ist

Digitized by Google

ihnen ihre Treulosigkeit zum Vorwurfe gemacht worden. Und doch gingen ihnen gerade in dieser Beziehung, wie in den meisten anderen, ihre Kolonisatoren, die hochgebildeten und in allen ritterlichen Tugenden erzogenen Ordensleute, die Blüte der deutschen Nation, mit schlechtem Beispiele voran. Man denke nur an die Heimtücke des Komturs am Frischen Haff, der die preussischen Edelinge seines Bezirkes zur Beratung in sein Haus lud und dort kaltblütig den Schwertern seiner Mannen überlieferte. Diese unerhörte Verletzung des auch den Pruzzen heiligen Gastrechts gab den Anlass zu dem letzten grossen Aufstande der preussischen Gaue. Bei der blutigen Niederwerfung desselben begnügten sich aber die deutschen Ritter nicht mit den im regulären Kampfe erzielten Erfolgen, nein! es wurde gesengt und gebrannt, gemetzelt und gemordet ... Herrschsucht und Grausamkeit, Wollust und Habgier stachelten dieselben Männer, welche die Gelübde des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit abgelegt hatten und als Sendboten der christlichen Kultur ins Land gekommen waren, zu den furchtbarsten Frevelthaten an. Unter dem Deckmantel des religiösen Fanatismus ist viel gesündigt worden. Auch die ganze Unterjochung des Pruzzenlandes erfolgte natürlich ad maiorem Dei gloriam. Die christliche Logik verlangte zur Ausbreitung des Christentumes die Ausrottung der Heiden. Die auch redlich besorgt wurde! — „Die Pruzzen," sagt der Kulturhistoriker Kolb, „die nicht im Kriege gefallen waren, wurden zu den ärgsten Frohnden oder zur Auswanderung gezwungen. Nach dreiundfünfzigjährigem Kampfe war fast die ganze einheimische Bevölkerung ausgerottet. Die Stille der Wüste und die Ruhe des Grabes herrschten im Preussenlande".

Ehrgeiz und Habgier, Abenteuersucht und Forschungsdrang in buntem Gemisch gaben die Triebfedern ab zu den Entdeckungsfahrten und Kolonisationen der Spanier und Portugiesen in der Mitte und an der Wende des funfzehnten Jahrhunderts. Meisthin aber prävalierten wohl die unedleren Motive. Männer, wie der wackere Portugiese Bartholomeu Dias, der geniale englische Flottenführer Sebastian Cabot und Las Casas, der hochherzige spanische Priester, gehören zu den wenigen Ausnahmen, welche auch hier die Regel bestätigen können. Selbst Heinrich der Seefahrer, der gelehrte Infant von Portugal, ist durchaus nicht eine so ideale Persönlichkeit gewesen, wie man ihn in den heutigen Geschichtswerken oft geschildert findet. Wenn er auch mal, wie Peschel berichtet, über den Raub von Eingeborenen der Kanarischen Inseln sich abfällig geäussert haben soll, im Prinzipe scheint er doch nichts gegen den systematischen Betrieb des Sklavenhandels gehabt zu haben, zumal wenn es sich dabei um die Bereicherung der portugiesischen Krone handelte. Wenigstens trug er kein Bedenken, das ihm angebotene Fünftel von den Einkünften, welche aus dem Sklavenhandel erzielt wurden, ruhig in seine Tasche zu stecken. Allerdings waren die Zustände, welche damals im südwestlichen Europa herrschten, überhaupt wenig erfreulicher Natur. Es war jene Zeit, da in den Ländern romanischer Zunge die Kutte dominierte, der finstere Geist des in Formalismus erstarrten Christentums jede freiere und edlere Regung erstickte und die Inquisition ihre blutigen, greuelvollen Feste feierte.

Aus diesem Milieu heraus dürfte es wohl nicht mehr schwer fallen, auch das Verständnis für die in jenen Tagen verübten „Kolonialgreuel" zu erlangen. Besonders wenn man in Betracht zieht, dass unter stetigen Kämpfen und Gefahren gewisse Tugenden und gewisse Laster, wie Mut und Tapferkeit, Brutalität und Wollust, sich leicht und rasch zu potenzieren pflegen und oftmals zu ganz kolossalen Dimensionen auswachsen! — Hatte damals schon in Europa das einzelne Menschenleben nur einen geringen Wert, so ist es durchaus nicht wunderbar, wenn draussen in den Kolonieen die Eingeborenen fast mit den Tieren auf eine Stufe gestellt und geradezu als Arbeitsmaschinen und Handelsobjekte angesehen wurden. Die ganze Sklavenwirtschaft der letzten Jahrhunderte datiert seit jenen Expeditionen der Spanier und Portugiesen. Oskar Peschel, der berühmte Historiker und Geograph, lässt sich darüber folgendermassen aus (Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, p. 52):

Digitized by Google

„Darüber darf keine Täuschung länger bestehen, dass Menschenraub der beschämende Trieb war, dem wir manche Leistung des grossen Zeitalters verdanken."

Fernerhin:

„Unbeabsichtigt trieb der Sklavenfang die Entdeckung vorwärts. Die heimgesuchte Küstenbevölkerung zog sich entweder landeinwärts, oder Späher wurden aufgestellt, so dass die Raubschiffe genötigt waren, neue, noch nicht beunruhigte Gestade aufzusuchen. Fallen dabei widerwärtige Dinge vor, Abrichtung von Hunden zum Menschenfang, Anwendung der Folter gegen Eingeborene, damit sie den Jägern das Versteck der Ihrigen verraten sollen, so fehlte dem Zeitalter noch völlig der sittliche Abscheu vor einer solchen Praxis, wir finden vielmehr bei einem gleichzeitigen Schriftsteller über einen Raubzug des Jahres 1444 die naive Aeusserung: ‚Endlich gefiel es Gott, dem Belohner guter Thaten, für die mannigfachen in seinem Dienste erlittenen Drangsale ihnen einen siegreichen Tag, Ruhm für ihr Mühen und Ersatz für ihre Kosten zu gewähren, denn an Männern, Frauen und Kindern wurden zusammen 165 Stück gefangen'."

Ebenso wie Heinrich der Seefahrer, sind auch Vasco de Gama und Columbus von späteren Historikern vielfach überschätzt worden. Vasco de Gama ist keineswegs der rauhe, aber edelgesinnte Kriegsmann gewesen, wie ihn die populäre Geschichtsschreibung meistens darzustellen beliebt. Er war, wie die Mehrzahl seiner Genossen, ein schlauer Abenteurer, hinterlistig und treulos, habgierig, grausam und brutal. Es kam ihm nicht darauf an, ein ganzes Schiff mit der Mannschaft verbrennen zu lassen und fünfzig Gefangenen die Hände und die Füsse abzuschlagen. Um so lächerlicher berührt daher die pfäffische Schilderung, welche R. Käuffer in seiner „Geschichte von Ostasien" von dem kolonisatorischen Wirken der Portugiesen in Vorderindien giebt. Er spricht fortwährend von dem „edlen Vasco" und erzählt dabei in aller Harmlosigkeit die entsetzlichsten Greuel, die der „edle Vasco" begangen oder veranlasst hat.

Was die welthistorische Persönlichkeit des Columbus betrifft, so wird für viele seiner Verehrer das harte, aber gerechte Urteil, welches Peschel nach eingehendem Studium seines Wirkens über ihn fällt, gewiss eine arge Enttäuschung bedeuten. Wir lesen in der „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen":

„Seit wir, im Besitz seiner schriftlichen Hinterlassenschaft, dem grossen Manne menschlich näher treten dürfen, entdecken wir betrübt, dass ihm die Achtung vor Rechten seiner Mitgeschöpfe fehlte. Er bringt nach portugiesischem Vorbilde reissende Hunde zur Menschenjagd nach der neuen Welt, deren Urbevölkerung er als den wahren Reichtum des Landes, ihre Freiheit, gleichsam wie ein unbesessenes Gut, als Eigentum des ersten Finders ansah; die er zu Frohnden auf den Pflanzungen und in den Goldländern abrichtete, und deren völliges Erlöschen er dadurch verursachte. Wenn aber selbst in unsern Tagen noch gegen das klare Recht schwächerer Menschenstämme gefrevelt wird, so dürfen wir wohl Nachsicht mit dem Manne des 15. Jahrhunderts haben; nur ist es schmerzlich, dass er nicht zu den wenigen Edlen seines Zeitalters zählte, die, wie Isabella und die wackeren Dominikaner auf Espagñola, für die Menschenrechte der Urbevölkerung sich regten und litten. Auch kann man sich einer Verstimmung nicht entziehen, wenn der grosse Mann auf jedem Blatte seiner Schriften, selbst im Pathos religiöser Schauer und im Entzücken über die gleichsam noch glorienfrischen Werke der westatlantischen Schöpfung, aus schwer zu sättigender Gewinnsucht immer von Monopolsträumen und fiskalischen Trugbildern gedrückt wird."

Das ist doch sicherlich kein gerade schmeichelhaftes Charakterbild. Trotzdem aber muss der geniale Entdecker den in ethischer Beziehung besseren Elementen unter den spanischen Konquistadoren beigerechnet werden. Denn die Meisten der nach ihm auftretenden Expeditionsführer, wie Balboa, Cortez und Pizarro, haben es noch weit toller getrieben. Balboa war allerdings ein

Digitized by Google

tapferer Recke und ein kluger, staatsmännisch veranlagter Politiker. Aber seine Heldengestalt ist „besudelt durch Habsucht und rohe Geringschätzung des Menschenlebens." Und Cortez, der ein persönlich vorwurfsfreies Leben geführt haben soll, war ein ehrgeiziger Streber, der, wenn dadurch seinen weittragenden Plänen Vorschub geleistet wurde, die wüstesten Ausschreitungen und Schändlichkeiten seiner Untergebenen durch stillschweigende Duldung sanktionierte. Ueber Pizarro hat selbst die „populäre" Geschichtsschreibung schon den Stab gebrochen. Noch schlimmer als die bedeutenderen Konquistadoren hausten die „kleinen Grössen". Entsprechend dem Verhalten der Führer gaben sich die Geführten. Was an niederen Instinkten in der Menschenbrust lebt, wurde hier zu Tage gefördert. Woran den Feldherrn seine Erziehung, sein Stolz und die Würde seines Amtes behinderten, der gemeine Mann, der that es. Insbesondere der unersättliche Golddurst verblendete völlig die Masse der Abenteurer, die ins neue „gelobte Land" zu pilgern unternahmen. Greuel über Greuel bezeichneten den Schreckensweg, den die europäische Kolonisation in Amerika ging. Zu den ekelhaftesten Auswüchsen jener Epoche gehört auch die grauenvolle Arbeit, welche die Spanier und die Portugiesen von den sogenannten Bluthunden verrichten liessen. Die in ehrlichem Kampfe gefangenen Indianer wurden mit gefesselten Gliedmassen den wütenden Tieren vorgeworfen und von diesen zerfleischt und zerrissen. Mit wollüstigem Behagen wohnte die entmenschte Soldateska diesem widerlichen Schauspiele bei. Ueber die Unterwerfung und Pazifizierung des Landes Higuey auf Hispaniola berichtet Peschel folgendes:

„So rückten spanische Geschwader von Ort zu Ort, von Blutbad zu Blutbad. Erbarmungslos verfuhren die Sieger namentlich gegen alle Häuptlinge, die sie gewöhnlich in Mehrzahl mit infernalischem Jubel verbrannten und dabei ein grauenhaftes, von der Menschennatur aus befremdendes Geschrei ausstiessen."

Die Zahl solcher und ähnlicher, von den damaligen „Kulturträgern" begangener Greuelthaten ist eine ganz ungeheure. Es waren eben nicht blos Forschungsdrang und der Wunsch, dem Christentum und der Zivilisation den Weg zu bereiten, welche die Masse der Kolonisatoren vom heimatlichen Herde getrieben hatten. Die Ausschlag gebenden Faktoren waren Ehrgeiz, Abenteurersucht und Habgier. Kein Wunder, dass bei Menschen, die durch solche unedlen Motive sich leiten liessen, auch die schlechten Eigenschaften in den Vordergrund traten, wie Grausamkeit und Brutalität, Skrupellosigkeit und Perfidie! — Mit welchen Augen man in Europa selbst die ganzen Entdeckungsfahrten und Kolonisationen betrachtete, charakterisiert Peschel mit diesen Worten:

„Bisher hatte man in der Heimat die Unternehmungen des Infanten nur missgünstig beobachtet. Verdriesslich verglich man Aufwand und Ertrag und schätzte die unerfasslichen Werke des Genies nach der niedrigen Kritik einer bürgerlichen Bilanz."

Und weiter:

„Jetzt aber hatte man unter niedrigen Breiten unvermutet nicht nur eine dichtere ichthyophage Bevölkerung, sondern auch Goldstaub und den kostbaren Wohlgeruch der Zibethkatzen bei ihnen angetroffen. Dieser Erfolg half dem Infanten wieder zu Ehren, und die Fahrten über das Cap Boiador hinaus wurden jetzt zu einem so einträglichen Geschäft, dass schon im Jahre 1444 sechs Caravelen einer Handelsgesellschaft von Lagos nach dem Archipel von Arguim ausliefen."

Schon damals war die Gewinnsucht die Beherrscherin der Welt, und der Profit war der Götze, vor dem alle in den Staub sanken. Auch dem grossen Columbus und seinen Nachfolgern ist es nicht anders ergangen, als dem Infanten Heinrich von Portugal. Nur dem materiellen Erfolge applaudierte Europa. Die wissenschaftlichen Resultate der Entdeckungsfahrten und die zivilisatorischen Momente der Kolonisationen sah man als nebensächliche Errungenschaften an. Es war eine Zeit, in der nicht die kühnen Seeleute und die ernsten Gelehrten Erfolg hatten, sondern die Abenteurer und die Charlatane.

Digitized by Google

Eine fanatische Goldgier krallte sich in die Seelen der Menschen. Der Verlust ihrer gewaltigen Silberflotte in einem furchtbaren Tornado schmerzte die Spanier mehr, als der Tod Don Christobal Colons.

Mit dem Zeitalter der Entdeckungen endeten noch keineswegs die Kolonisationen, und mit den Kolonisationen blieben die „Kolonialgreuel". Auch die Geschichte der Neueren Zeit weiss von denselben so Manches zu berichten. Nur dass die Spanier und Portugiesen nicht mehr die einzigen Völker waren, welche sich auf kolonisatorischem Gebiete bethätigten und die nun einmal mit den Kolonisationen verbundenen Greuel verübten! — Zwar hatte anno 1493 eine päpstliche Bulle die Welt, d. h. die für eine Besiedelung noch offen stehenden Landstrecken, zwischen Spanien und Portugal geteilt. Aber die anderen seefahrenden Nationen Europas waren durchaus nicht gewillt, sich ohne Weiteres in die Ecke drücken zu lassen, und versuchten nunmehr auch ihrerseits, ein bisschen „in Kolonisation zu machen". Fast alle erschienen nach und nach auf dem Plane, die Engländer, die Holländer, die Dänen, die Franzosen und die Russen. Nur Italien und Deutschland, die beide an innerer Zerrissenheit und einem niederschmetternden Ueberflusse von Monarchen krankten, blieben im Hintertreffen. Erst in unseren Tagen, nach geglückter innerer Einigung, haben sie sich, unter der Aegide ihrer Staatsmänner Bismarck und Crispi, zur Teilnahme an den Kolonisationsbestrebungen der europäischen Kulturvölker aufgeschwungen.

An den „Kolonialgreueln" partizipieren alle kolonisierenden Nationen der Neuzeit in ziemlich gleichmässiger Weise. Selbst das kolonisatorisch am besten veranlagte Volk, die englische Nation, hat in dieser Beziehung so Manches auf dem Kerbholze. Die ganze Eroberung von Vorder-Indien und die Jahrhunderte lang dauernde Misswirtschaft der Englisch-Ostindischen Compagnie zeugen für unsere Behauptung. Wir wollen nur die Ungerechtigkeiten und Brutalitäten des Major Munro erwähnen und die grausame Vernichtung des tapferen Stammes der Rohillas. Geradezu typisch für die übliche Kolonisationsmethode der Europäer ist die Occupation von Neu-Seeland durch die Engländer. Zuerst entspann sich sogar zwischen diesen und den Franzosen ein förmlicher Wetteifer, einander an Greuelthaten zu überbieten. Den Engländern gelang es endlich, den Franzosen dabei den Rang abzulaufen und auch die schöne Inselgruppe für sich zu kapern. In vielen Geschichtswerken wird immer von der besonderen Roheit und Treulosigkeit der Menschen fressenden Neuseeländer gesprochen. Gewiss, der Kannibalismus herrschte in Neu-Seeland in erschreckendem Masse, er war jedoch keineswegs das Produkt einer hochgradigen Brutalität, sondern eine alte Sitte, die durch Beispiel und Ermahnung schnell zu beseitigen gewesen wäre. Roheit aber und Treulosigkeit waren durchaus nicht immanente Eigenschaften des neuseeländischen Nationalcharakters, sie wurden erst durch das provokatorische Benehmen der europäischen Kulturträger geradezu erzeugt. Exempla docent. Der Häuptling Nanguini, der den französischen Schiffshauptmann de Surville gastfrei bewirtete, wurde von diesem, zum Danke dafür, auf dessen Schiff geschleppt und starb dort aus Heimweh. Der englische Leutnant Rowe vom Schiff Adventure schoss 1773, zu seinem Vergnügen, auf die Wilden, „wie auf Hasen". Der französische Kapitän Marion schmähte die religiösen Sitten der Eingeborenen. 1774 wurden von den Engländern zwei Neuseeländer geraubt, um auf den Norfolkinseln den Flachsbau einzuführen. Der Neuseeländer Bruce und dessen Frau, die den englischen Kapitän Dalrymple gastlich aufgenommen haben, werden von diesem als Gefangene fortgeschleppt. Frau Bruce wird als Sklavin verkauft. Der Häuptlingssohn Terra, der in englische Dienste getreten ist, wird vom Kapitän Thompson misshandelt. Als das Schiff in Neu-Seeland anlegt, nimmt er dafür seine Rache. Die von ihm aufgestachelten Stammesgenossen überfallen die Europäer und metzeln sie nieder. Nur der Kajütenbursche, der sich Terra stets freundlich erwiesen hatte, wird verschont. Nennt man das „Treulosigkeit"? — Kapitän Stewart unterstützt 1830 aus Gewinnsucht den Rachezug des Häuptlings Raupera gegen eine Insel der Südsee und sieht mit der Ge-

Digitized by Google

mütsruhe eines Karaiben zu, wie die Neuseeländer ihre gefangenen Feinde schlachten und auffressen. Ferner: Ein englisches Schiff landet irgendwo an der neuseeländischen Küste. Die zum Fouragieren ausgesandten Matrosen werden von den Eingeborenen freundlich empfangen. Die Neuseeländer fahren in ihren Kanoes an das englische Schiff heran und bringen Lebensmittel in Hülle und Fülle. Als sie aber dafür Bezahlung verlangen, spannen die Engländer hohnlachend ihre Segel und suchen das Weite. Nach einigen Wochen strandet dasselbe Schiff an demselben Punkte der neuseeländischen Küste. Mit Mühe und Not rettet die Bemannung das nackte Leben. Was werden jetzt die Neuseeländer thun? — Natürlicherweise das, was mit logischer Konsequenz die Treulosigkeit der Engländer und die alte gute Sitte der Neuseeländer gebieterisch erheischen! — Die Eingeborenen betrachten die Strandung des Schiffes als eine Fügung des Himmels und die betrügerischen Europäer als einen angemessenen Ersatz für die geraubten Vegetabilien. Wer kann ihnen das verdenken!? — Bei einem Kampfe zwischen den Maoris und den Engländern wird der englische Befehlshaber verwundet. Ein neuseeländischer Häuptling kommt aus seiner Verschanzung heraus und will den in seinem Blute schwimmenden Feind durch einen Trunk Wasser erquicken. Er wird bei seinem Samariterwerke von den englischen Soldaten erschossen. Also wurde Neu-Seeland kolonisiert. Nicht minder bekannt sind das wüste Treiben der Holländisch-Ostindischen Compagnie auf den Molukken, auf Java und im Kaplande und die „Kulturarbeit" der Russen in Sibirien und in Turkestan.

Selbst unser Jahrhundert, die Aera der Toleranz und Humanität, vermag noch ganz annehmbare Beiträge zur Geschichte der „Kolonialgreuel" zu liefern. Auch hier haben wiederum die Engländer, die andrerseits viele ihrer Kolonieen in geradezu musterhafter Weise verwalten, das längste und am schwersten belastete Sündenconto aufzuweisen. Besonders die Englisch-Ostindische Compagnie hat in dieser Beziehung alles Menschenmögliche geleistet. Das darf uns aber durchaus nicht Wunder nehmen. Denn die Compagnie, die zwar auch die Landeshoheitsrechte in Vorder-Indien ausübte, war in erster Linie ein kaufmännisches Unternehmen und hatte sich die wirtschaftliche Ausbeutung der Kolonie zur Aufgabe gemacht. Auch in diesem Falle war also der Profit wieder das Ausschlag gebende Moment. Wenn daher die Beamten der Compagnie nur tüchtig Geld zu schaffen verstanden, so konnten sie im Uebrigen thun und lassen, was sie wollten. Die Resultate einer derartigen Regierungsmethode waren traurig genug. Die einheimische Bevölkerung wurde in unglaublichem Grade bedrückt. Recht und Freiheit hatten aufgehört in Vorderindien zu existieren. Vor nichts mehr schreckten die englischen Beamten zurück, sobald ihre Interessen auf dem Spiele standen. Befriedigung ihrer Lüste und Bereicherung waren Anfang und Ende ihres Strebens. Einen förmlichen Harem legten sich die meisten der englischen Residenten zu. Als der lang verhaltene Groll der Eingeborenen in dem Sepoysaufstande vom Jahre 1857 endlich zum Ausbruche kam, da haben die englischen Truppen, welche zur Unterdrückung der Meuterei nach Indien abkommandiert waren, in wahrhaft bestialischer Weise in dem unglücklichen Lande gehaust. Bei der Erstürmung Delhis wurde alles niedergemetzelt, was den Engländern vor die Klinge kam. In Indore liess der englische General Campbell 200 Gefangene aufknüpfen. Vielfach wurden die Rebellen rottenweise mit Kanonen niedergeschossen. Ein widerlicher Cynismus erfand die Ausdrücke: „auf Nichts tanzen" (aufhängen) und „wegblasen" (vor die Kanonen binden und in Stücke schiessen). Und dabei machte sich noch eine Ekel erregende Heuchelei unter den Engländern breit. Der fromme General Havelock stärkte sich mit seinen Soldaten durch tägliches Gebet zur Mordarbeit. Aus Peschawar im Pendschab wurde damals geschrieben:

„Ein benachbartes Fort wurde vom 55. Regiment der Eingeborenen in offener Meuterei besetzt gehalten. Nach der Eroberung wurden 150 niedergehauen und 9 erschossen, die Flüchtigen aber von den Bergbewohnern, denen 10 Rupien für den Kopf versprochen waren, erschlagen. Von den 200 lebendig eingebrachten Gefangenen wurden 40 vor Kanonenmündungen gebunden und

Digitized by Google

in Stücke geschossen; die Gebeine und Köpfe flogen wirr durch die Luft. Aber ich glaube und hoffe, dass wir nur gethan, was die Pflicht erheischt!" Derart also wurde die berüchtigte Pazifizierung Vorderindiens durch die Engländer bewerkstelligt. Ein würdiges Seitenstück zu dem wüsten Treiben der Compagniebeamten in Indien bilden die egoistische Politik Lord Macnaghtens, des englischen Gouverneurs in Afghanistan, und die tolle Paschawirtschaft seines Stellvertreters Burnes. Charakteristisch für die moralischen Anschauungen der europäischen Kolonialpolitiker jener Tage ist die Aeusserung, die Lord Ellenborough 1842, angesichts der Eroberung Afghanistans, im englischen Parlamente machte: „Wir bekriegen Kabul, um einen einsichtsvollen Häuptling (Emir Dost Muhamed) zu entfernen, der es verstand, Ordnung in seinem Lande zu halten." Auch im Kampfe gegen die tapferen und durchaus edel veranlagten Sikh haben sich die Engländer als eine treulose und grausame Nation erwiesen. Offenbar spricht man nicht ohne Grund von dem „perfiden Albion". Will man aber gerecht sein, so wird man, bei der Durchmusterung der neueren Kolonisationsgeschichte, notgedrungen das Wort „perfid" auf alle Kulturvölker ausdehnen müssen, die sich in unserem Jahrhundert kolonisatorisch bethätigt haben. Die Franzosen in Algerien und die Russen im Kaukasus können das am besten bezeugen. Beide Kolonisationen sind reich an unerhörten Greuelthaten. Der französische General Bugeaud bezahlte für jeden Kabylenkopf, der bei ihm abgeliefert wurde zehn Francs und sechs Francs für jedes Ohrenpaar. Der französische Oberst Pélissier liess 1845 vor einer Höhle, in die sich ein ganzer, tausend Köpfe zählender Kabylenstamm geflüchtet hatte, ein gewaltiges Feuer anmachen und die armen Beduinen, die sich ihm nicht auf Gnade und Ungnade ergeben wollten, nebst ihren Frauen und Kindern durch den Rauch ersticken. Die Szenen, die sich in dieser Hölle auf Erden abgespielt haben, spotten jeder Beschreibung. Zwei Tage und zwei Nächte dauerte der Todeskampf von tausend Menschen. Die französischen Soldaten mussten gezwungen werden, dass Feuer solange vor den Oeffnungen der Höhle zu unterhalten. Es war eine grässliche Arbeit für sie inmitten des Geschreies und Getöses im Inneren. Die Russen unter General Madatoff misshandelten in Kara-Kaitach im Kaukasus selbst Frauen und Kinder. Der tapfere Stamm der Turkmenen wurde in seinen Kämpfen mit dem russischen Generale Kaufmann und dessen Truppen geradezu dezimiert.

Der „Fall Leist" ist die jüngste Bethätigung auf dem Gebiete der „Kolonialgreuel". Um aber in dieser Sache ein objektives, durch keinerle Parteinahme getrübtes Urteil fällen zu können, muss man sich in erster Linie dazu verstehen, von den Vorschriften einer landläufigen Moral und den Gesetzen eines in den Kulturländern gültigen Rechtes völlig zu abstrahieren; man muss ferner sich jeder politischen Fruktifizierung dieser Affaire zu enthalten suchen und sich von allen möglichen durch Erziehung und Gewöhnung eingeimpften Vorurteilen emanzipieren. Zu einer sachgemässen und gerechten Beurteilung der Kameruner Ereignisse gelangt man dann auf dem Wege ihrer geschichtlichen Würdigung und anthropologischen Zergliederung. Erst die historische Parallele erweist sich als der Wertmesser aller menschlicher Geschehnisse und Institutionen. Geradeso wie die pathologische Betrachtung menschlicher Handlungen uns am vollkommensten die psychologischen Ursachen derselben enthüllt! — Bringt man eine derartige Forschungsmethode in Anwendung, so bleibt man wenigstens davor bewahrt, den Einzelnen für die Sünden des Systems verantwortlich zu machen und dem Kranken die Schuld an den in willenlosem Zustande begangenen Handlungen aufzubürden.

Im „Falle Leist" handelt es sich im Wesentlichen darum, festzustellen, ob man es hier mit einer neuen Erscheinung auf dem Gebiete des Kolonialwesens zu thun hat oder ob derartige Vorkommnisse, wie sie sich im Jahre 1893 in Deutsch-Kamerun abgespielt haben, im Gefolge jeder Kolonisation aufzutreten pflegen. Wie unsere historischen Ausführungen lehren, ist die Geschichte der „Kolonialgreuel" [illegible] der Geschichte aller Koloni-

Digitized by Google

sationen. Ja, wir haben sogar gesehen, dass die mit den Kolonisationen verbundenen Greuelthaten unter der Zahl der menschlichen Verbrechen eine Ausnahmestellung beanspruchen und keinesfalls mit dem — scheinbaren — kulturellen Standpunkte der jedesmaligen Kolonisatoren in Einklang zu bringen sind. Wir haben fernerhin in dem historischen Teile die Thatsache konstatiert, dass alle Nationen, die kolonisatorisch thätig gewesen sind, sich auch an den „Kolonialgreueln" beteiligt haben. Besonders in den ersten Stadien seiner Kolonisationsbestrebungen lässt ein Kolonialvolk sich derartige Extravaganzen zu Schulden kommen. Deutschland aber gehört noch heute zu den jüngsten Kolonialvölkern. Also vom historischen Standpunkte aus betrachtet, hat der „Fall Leist" nichts Aussergewöhnliches an sich. Diese oder eine ähnliche Schlappe musste, allem historischen Ermessen nach, dem deutschen Kolonialwesen zugefügt werden, ehe dasselbe zur völligen Entfaltung seiner Leistungsfähigkeit gelangte. Man könnte hier freilich den Einwand erheben, dass das deutsche Volk, welches zwar in hervorragendem Masse kolonisatorisch veranlagt ist, sich aber, wohl infolge seiner inneren Zerrissenheit, seines politischen Indifferentismus und der geringen Initiative seiner Regierungen, zu einem selbständigen kolonialen Handeln niemals aufzuschwingen vermochte, sich die Erfahrungen der älteren Kolonialvölker hätte zu Nutzen machen können. Die Spanier, die Portugiesen und die Engländer waren gewissermassen koloniale Autodidakten. Sie besassen also ein Recht auf „Dummheiten". Die deutsche Regierung hätte blos das Buch aufzuschlagen brauchen, welches man „Menschengeschichte" nennt. Dann wäre ihr und dem deutschen Volke die Kamerunblamage erspart geblieben. Freilich, das deutsche Volk ist auch nicht frei von aller Schuld. Seine absolute „Wurstigkeit" in kolonialer Beziehung muss ihm hauptsächlich zum Vorwurfe gemacht werden. Ohne jeden triftigen Grund schaute es von vornherein die vom Fürsten Bismarck inaugurierte Kolonialpolitik des Deutschen Reiches mit höchst skeptischen Augen an. Allmälig erlosch selbst dieses negative Interesse. Das Parlament bewilligte alle Jahre für koloniale Zwecke eine möglichst geringe Summe und liess im Übrigen die Regierung in den Kolonien wirtschaften wie sie wollte. Unter Bismarcks Aegide ging die Sache vortrefflich. Der alte Kanzler hatte es verstanden, eine kleinere Zahl intelligenter Köpfe für seine weitschauenden kolonialen Pläne zu gewinnen und zu eigenen kolonialen Unternehmungen zu begeistern. Die grosse Masse des Volkes freilich verharrte in dumpfer Gleichgültigkeit. Daher war es in weiteren Kreisen auch kaum bemerkt worden, dass nach dem Rücktritte Bismarcks sich in der deutschen Kolonialpolitik ein gewaltiger Umschwung vollzogen hatte. Um so fühlbarer wurde dieser allen denen, welche bei den kolonialen Bestrebunngen des Deutschen Reiches irgendwie und irgendwo interessiert waren. Der neue Kanzler brachte dem deutschen Kolonialwesen keine Sympathien entgegen. Er äusserte selber einmal, dass er nur zwangsweise Kolonialpolitiker sei. Daher wurden die deutschen Kolonieen von der deutschen Regierung fortan höchst stiefmütterlich behandelt. Kein Wunder, wenn sich in ihnen Zustände entwickelten, wie sie in Kamerun zur Zeit der Leist und Wehlau geherrscht haben. Nur unter dem Regime Caprivi war die Kamerunaffaire möglich. Der neue Kanzler, selber ein Militärbüreaukrat vom reinsten Wasser, hatte den grossen Fehler begangen, die deutschen Kolonien, die bisher unter der erprobten Leitung alter Afrikaner — Kaufleute, Gelehrte, Offiziere — gestanden hatten, der unfähigen, verzopften deutschen Büreaukratie in die Hände zu spielen. Dieselbe hat es denn auch glücklich fertig gebracht, in wenigen Monaten das deutsche Kolonialwesen, im Inlande wie im Auslande, völlig in Misskredit zu bringen. Wem wäre es damals möglich gewesen, selbst von der Mastkorbhöhe eines kompletten Kolonialschwärmers aus, in dem Ozeane deutsch-kolonialer Planlosigkeit auch nur die schattenhaften Umrisse eines deutschen Kolonialsystems zu entdecken! !? — Endlich kam der Krach. Als die Thaten des Kanzler Leist in die Öffentlichkeit drangen, da war es auch schon höchste Zeit, den verfahrenen deutschen Kolonialkarren aus dem Drecke herauszuziehen. Freilich, der Schaden war

Digitized by Google

schon gross genug, und das verlorene Terrain war nicht mehr wieder zu gewinnen. Wito, die Perle unter den deutschen Kolonieen, und mit ihr die Superiorität in Ost-Afrika, hatte man kaltblütig an die Engländer ausgeliefert. Das ganze wertvolle Kameruner Hinterland hatte man sich von den Franzosen abknöpfen lassen. Und so war in der That vermacht worden, was zu vermachen war. Da kam die Publikation des Kameruner Tagebuches. Jetzt wurde man aufmerksam in Deutschland auf die koloniale Misswirtschaft. Das öffentliche Interesse wandte sich der deutschen Kolonialpolitik zu. Mit diesem Momente trat das deutsche Kolonialwesen in sein zweites Stadium, es wurde Sache des deutschen Volkes. So fatalistisch das klingen mag, es erscheint uns beinahe als eine historische Notwendigkeit, dass das deutsche Kolonialwesen jene Krisen durchmachte, um an innerer Festigkeit zu gewinnen und durch eine weltgeschichtliche Sensation das ungeteilte Interesse des deutschen Volkes wachzurufen.

Der „Fall Leist" gehört noch zu den mildesten seiner Art. Aus dem europäischen und speziell deutschen Milieu heraus ist die Handlungsweise des Kameruner Kanzlers nicht blos erklärlich, sondern sogar logisch konsequent. Unter einem energischeren Regimente, als dem Caprivischen, hätte eine Paschawirtschaft in den deutschen Kolonieen garnicht aufkommen können. Die Interesselosigkeit der deutschen Regierung in kolonialer Hinsicht provozierte geradezu die afrikanischen Exzesse. Andererseits würden die deutschen Beamten, auch ohne schärfere Kontrolle, sich von allen Uebergriffen fern gehalten haben, wenn der Sittenkodex der Kulturvölker nicht auf Erziehung und Gewöhnung, sondern auf innerer Ueberzeugung basierte und die europäische Kultur keine Kultur-Lüge wäre. Die Systemlosigkeit der deutschen Kolonialpolitik und das System der internationalen Kapitalsherrschaft haben die Kameruner Misswirtschaft verschuldet. Der „Fall Leist" ist durchaus kein Einzelfall, sondern nur ein Glied in einer langen, vielleicht heute noch nicht beendeten Reihe von „Kolonialgreueln". Er ist herausgewachsen aus dem Milieu der europäischen Kultur, nicht aus dem der afrikanischen Wildnis. Er ist typisch für unsere deutschen Verhältnisse, in denen selber er niemals passieren könnte, aus denen heraus seine Möglichkeit aber durch zahlreiche Faktoren zur Notwendigkeit wurde. In Erscheinung trat er im „wilden" Land, seine Wurzeln hat er in Europa. — —

Der Kampf ist der Vater alles Fortschritts auf Erden. Wie wir gesehen haben, ist auch die translimitine Kolonisation, die unzweifelhaft zu den wichtigsten Kulturaufgaben der zivilisierten Nationen gehört, in den meisten Fällen durchaus kein friedlicher Prozess. Sie findet vielmehr unter stetigen Kämpfen statt und führt oftmals zur Vernichtung ganzer Völker und Völkergruppen. Das liegt in der Natur der Sache. Mit gewaffneter Hand treten die Eingeborenen der unkultivierten Länder den Kulturträgern entgegen. Sie verteidigen ihre Unabhängigkeit und ihre Scholle gegen die fremden Eroberer. Die Kulturvölker wiederum betrachten es als ihre heilige Mission, den Heiden das Christentum, den Wilden die Zivilisation zu bringen, und suchen auf jede Weise die Widerstrebenden ihrer Herrschaft unterthan zu machen, wenn es sein muss, mit Feuer und Schwert.

Ein jeder Kampf fordert seine Opfer. Im Prinzipe macht sich bereits bei allen Völkern, die zu den zivilisierten gerechnet zu werden beanspruchen, das ernste Bestreben geltend, die feindlichen Zusammenstösse von ganzen Nationen, oder, wenn jene unvermeidlich, wenigstens die aus ihnen resultierenden Verluste an Menschenmaterial auf das möglichste Mindestmass zu beschränken. Besonders die sociale Bewegung der Neuzeit ist es, die für den allgemeinen Völkerfrieden wirkt. So hat denn in Europa selbst der Krieg einen ganz zivilisierten Anstrich. Der europäische Soldat tötet nur, aber er mordet nicht. Dem wehrlosen Feinde wird Pardon gegeben. Die Gefangenen werden nicht gemartert und nicht aufgefressen. Und den Verwundeten, die man erst kaputt geschossen hat, lässt man die sorgfältigste Pflege angedeihen. „Menschlichkeit! Humanität!" lautet die Parole der europäischen Kultur.

Digitized by Google

Man mag über den Krieg denken, wie man will. Man mag es den europäischen Kulturvölkern zum Vorwurfe machen, dass sie, die doch stets auf ihre Intelligenz pochen und sich als Bannerträger der Humanität gerieren, immer noch den Krieg als „notwendiges Uebel" betrachten, und mag ihre Handlungsweise eine inkonsequente nennen. Man mag von einer Kultur-lüge sprechen, von Humanitäts-schwindel und Moral-fexerei, und wird in vielen, vielleicht den meisten Beziehungen damit den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Aber das eine dürfen wir denn doch nicht verkennen, dass in Europa die sogenannten „humanitären" Bestrebungen thatsächlich einen günstigen Boden gefunden und auch schon faktische und nicht unerhebliche Erfolge erzielt haben. Durch die Genfer Konvention, der sich fast alle Kulturvölker angeschlossen haben, sind beispielsweise die Härten des Krieges um Vieles gemildert worden. Neuerdings hat man sogar den freilich noch etwas schüchternen Versuch gemacht, auch die Grausamkeiten, welche der Kampf ums Dasein in der menschlichen Gesellschaft mit sich bringt, durch gesetzgeberische Reformen zu paralysieren. Das Alles rühmt man als den Segen der europäischen Kultur.

Wenn eben diese Kultur in gar so vielen Beziehungen nur keine Kulturlüge wäre! - Schon in Europa tritt die Korruption auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens klar zu Tage. Nur unter dem Druck der Verhältnisse haben sich die europäischen Machthaber zu Meliorationen in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht herbeigelassen. Doch erschienen ihnen, bei dieser Behandlung des kranken Menschheitskörpers, selbst die schwächsten und billigsten Palliativmittelchen noch als zu starke und kostbare Medikamente. Hatte man früher das darbende Proletariat mit wertlosen Versprechungen, besonders mit dem Hinweis auf ein „besseres Jenseits", abzuspeisen gesucht, so pries man jetzt das bescheidene Kosthäppchen der Alters- und Invalidenrente als die Inkarnation alles irdischen Glückes an. Mit unserer ganzen grossartigen Kultur haben wir es immer noch nicht soweit vor uns gebracht, dass alle Menschen auf Erden satt zu essen haben und Not und Elend aus der menschlichen Gesellschaft gebannt worden sind. „Unsere heutige Kultur ist keinen Pfifferling wert," argumentieren daher ganz richtig diejenigen, die im Kampf ums Dasein unter die Füsse gekommen sind.

Aber erst bei der Kolonisation der anderen Erdteile lernt man die Verlogenheit der europäischen Kultur in ihrem vollen Umfange kennen. In Europa bemüht man sich wenigstens äusserlich, Worte und Handlungen mit einander in Einklang zu bringen. In Europa muss stets das Dekorum gewahrt werden. In Europa lastet das Urteil der Gesamtheit viel zu schwer auf dem Individuum, als dass dieses sich schrankenlos seinen Neigungen und Lüsten hingeben könnte. Man sollte nun meinen, dass der durch Sitte und Gesetz in strenge Schule genommene Europäer auch fern von der Heimat, im unzivilisierten Lande, sich stets als Angehöriger eines Kulturvolkes fühlen und führen müsste und mit dem grössten Eifer bestrebt sein würde, seinen Pflichten als Mensch und Kulturträger auf das Gewissenhafteste nachzukommen. Aber nein! — In den Kolonien führen Despotismus und Libertinismus das Regiment. Die Bestialitäten, welche noch heute bei den mit den Kolonisationen verbundenen Kämpfen und sogar in vollständig pazifizierten Kolonieen von den sogenannten „Kulturträgern" verübt werden, fallen gänzlich aus dem Rahmen jeglichen Menschentumes heraus. Selbst die leichtfertige militaristische Phrase „à la guerre, comme à la guerre" ist nicht imstande, den unerhörten Greuelthaten der Kolonisatoren das Wort zu reden. Eine Entschuldigung für dieselben giebt es nicht. Schon das notwendige Verständnis ihnen abzugewinnen, ist keine leichte Arbeit. Und nur aus dem ganzen Milieu der gesamten europäischen kulturellen Zustände heraus erschliesst sich uns die Möglichkeit, die auf den ersten Blick scheinbar unverständlichen „Kolonialgreuel" nach Ursachen und Motiven klarzulegen und damit die kolonisatorische Thätigkeit der europäischen Kulturvölker einer gerechten Beurteilung zu unterziehen.

Kolonisation bildet einen logisch bedingten Faktor in dem Entwickelungsgange der Menschheit. In allen Teilen der Erde existieren zahlreiche

Digitized by Google

Völkerstämme und ganze Rassen, welche nicht imstande sind, aus eigener Initiative und eigenem Können sich zu einem höheren kulturellen Standpunkte heraufzuarbeiten. Mag das nun an der geringeren Intensität ihrer geistigen Funktionen liegen oder aber anderen Umständen seinen Ursprung verdanken, jedenfalls würde unter der Verkümmerung einzelner Teile der Gesamtorganismus der Menschheit zu leiden haben und die systematische kulturelle Entwicklung der ganzen Erdbewohnerschaft in ein Stadium der Stagnation treten. Daher sind die europäischen Kulturvölker, die sozusagen an der Tete der Zivilisation marschieren, die berufenen Kolonisatoren des ganzen Erdballs.

Kolonisation ist also eine wunderschöne Sache und „des Schweisses der Edlen wert". Was kann es auch Erhabeneres geben auf dem Erdenrund, als „im Dienste der Menschheit" den armen, unzivilisierten Wilden die Segnungen der Kultur zu bringen und der europäischen Gesittung den Weg zu bereiten!? — — Eine famose Phrasenbrühe! — Das Rezept zu derselben ist in dem humanitären Kochbuche der Kulturköche zu finden. Wirft man dann noch die hohe, heilige Mission des Christentumes, welche die in Götzenanbetung versunkenen Heiden mit dem Evangelium zu beglücken sich Mühe giebt, in denselben Topf hinein, dann erhält man als Resultat ein Mixtum compositum, an dem sich die heidnischen Wilden und wilden Heiden schon lange den Magen verdorben haben. Ja, gewiss! Die ernste Kulturarbeit ernster Kulturträger verdient in der That die allerhöchste Anerkennung. Aber leider sind diese „ernsten Kulturträger" dünn gesät unter den Kolonisatoren, und der „Schweiss der Edlen" perlt nicht auf jedermanns Stirne. Die „ernste Kulturarbeit" spielte stets das Aschenbrödel unter den Aufgaben, welche die kolonisierenden Nationen zu lösen bestrebt waren. Reine, selbstlose Motive gaben selten den Anlass zu kolonisatorischen Bestrebungen. Die ganze Missionsthätigkeit, die immer so gerne in möglichst idealem Lichte erscheinen möchte, das Paradestück der christlichen Kirche, erweist sich schliesslich doch nur als das traurige Produkt der unlauteren Konkurrenzkämpfe von religiösen Cliquen. Und die politische Kolonisation, welche unter dem Schlachtrufe „Pro Patria" ins Feld zieht, arbeitet, wie leider die ganze moderne Staatsmaschine, einzig und allein in die Taschen der heimatlichen Bourgeoisie. Das sogenannte Kolonialsystem bedeutet also nichts anderes als: methodische Ausbeutung der kolonisierten Länderstrecken zum Besten der Plutokratie des kolonisierenden Landes. Der Profit ist das Punktum saliens aller Kolonisationen. Der Profit ist aber auch die Quelle alles Bösen auf Erden. Er hat die tollsten Leidenschaften in die menschliche Gesellschaft getragen und die Dämonen des Hasses und der Zwietracht entfesselt.

Auch das Kolonialwesen der europäischen Mächte krankt an dieser furchtbaren Seuche. Gewinnsucht und Despotismus in trautem Vereine haben in den Kolonieen ihr Domizil aufgeschlagen. In Europa freilich, wo die Gesetze mit eiserner Faust die tierischen Instinkte niederhalten und auch den gar zu wüsten Ausschreitungen des Kapitalismus ein Paroli biegen, da giebt man sich gerne der angenehmen Selbsttäuschung hin, dass Christentum und Zivilisation in den anderen Erdteilen ein wunderthätiges Werk vollbringen. In Europa blüht auch der Humanitätsschwindel. In Europa schlagen hysterische Weiber und einige männliche Kakerlake die tollsten humanitären Purzelbäume. In Europa schwärmt man noch für Kulturträger und Missionare und strickt rosarote Höschen und Strümpfe für die armen gar zu tief dekolletierten Heidenkinder. In Europa sind ja auch Kultur und Zivilisation zu Hause und desgleichen die Nächstenliebe und die stilgerechten Bücklinge. „Europens übertünchte Höflichkeit" ist keine blosse Phrase. In Europa haben die Anstreicher ihr Handwerk gelernt, und der Firniss glänzt, wenn er gut gemischt und aufgetragen ist.

Aber dort draussen, im wilden Land, will man die Probe aufs Exempel machen, da versagt plötzlich der ganze künstliche Mechanismus der heutigen Gesellschaftsform, der in Europa so vortrefflich funktioniert. Draussen, da werden Kultur und Zivilisation zum Teufel gejagt, da pfeift man auf Recht

Digitized by Google

und Gesetz, auf Anstand, Sitte und Moralkodex, da giebt sich jeder, wie er ist, da bricht hervor mit elementarer Gewalt, was bisher unter den Fittichen der europäischen Lügenkultur mit eingezogenen Krallen schlummerte, da triumphiert — die Bestie im Menschen.

Die bisherigen Ausführungen haben dargethan, dass die direkten Ursachen der „Kolonialgreuel" hauptsächlich in der schmählichen Handlungsweise der Kolonisatoren gesucht werden müssen. Haben die unzivilisierten Wilden, welche den Geboten der Kultur wie neugeborene Kinder gegenüberstehen, irgendwelche Frevelthaten begangen, so ist das zu erklären und zu entschuldigen. Die volle Verantwortung für die „Kolonialgreuel" tragen die kolonisierenden Europäer. Die Herrschsucht, die Brutalität, die Grausamkeit, die Habgier, der Egoismus und die Wollust der Kolonisatoren, das waren die treibenden Ursachen, welche die Kolonisation zu einem blutigen Handwerk machten und die koloniale Misswirtschaft inaugurierten. Was man in Europa als thörichte, rohe, perfide, gemeine oder viehische Handlungsweise brandmarken würde, das betrachtete man in den Kolonieen als etwas Selbstverständliches. Sogar heutigen Tages noch ist man in Europa geneigt, für die Kolonieen eine andere, „laxere" Moral zu konstruieren und die Exzesse der Kolonisatoren, vom rechtlichen und vom ethischen Standpunkte aus, zu verteidigen. Wenn man das aber thut, so gesteht man — vielleicht unbewusster Weise — damit zu, dass die sogenannten „Pioniere" der europäischen Kultur nicht als „Kulturträger" in die Kolonien kommen, sondern als Emissäre eines internationalen Ausbeutertumes. Auch darin finden wir eine markante Bestätigung unserer Behauptung von der „Kultur-Lüge".

In neuester Zeit ist die europäische Handels- und Kolonialpolitik in das Stadium einer ausgesprochenen Monopolwirtschaft getreten. Das Kolonialsystem, welches ehemals die Absperrung der Kolonieen nur im Interesse der Sicherstellung ihres Besitzes verlangte, besteht heute darin, dass man seine Kolonieen, durch eine entsprechende Gestaltung seiner Schiffahrts- und Zollpolitik, von den anderen, konkurrierenden europäischen Ländern ökonomisch abzuschliessen sucht, um sie sowohl als Bezugsquelle, wie auch als Absatzgebiet, für sich, für das Mutterland, zu monopolisieren. Unser Zeitalter einer extremen Kapitalwirtschaft hat auch ein extremes koloniales Raubsystem hervorgebracht. Ueberhaupt dürfen wir nicht vergessen, dass die Konkurrenz der kolonisierenden europäischen Völker unter einander zu den wesentlichsten Ursachen der „Kolonialgreuel" gehört hat. Einem politischen Konkurrenzkampfe entsprangen die Schandthaten der Franzosen und Engländer auf Neuseeland, einem wirtschaftlichen das Blutbad von Amboyna. Auch die religiöse Konkurrenz, der aus eigensüchtigen Motiven sich herleitende Wettstreit der Kirchen, führte zu Zwistigkeiten und Frevels aller Art. In Canada prallten beispielsweise die presbyterianische Geistlichkeit und der katholische Klerus mit kolossaler Vehemenz auf einander. Und aus Afrika wird berichtet, dass dort die christlichen Sendboten der einen Konfession die Schwarzen, denen sie die Zehn Gebote und die christliche Nächstenliebe predigten, zur Vertreibung von Missionaren einer rivalisierenden christlichen Kirche aufgereizt haben.

Den traurigen Ursachen der „Kolonialgreuel" stehen nicht minder traurige Wirkungen gegenüber. Besonders hart werden von denselben die Eingeborenen der kolonisierten Länder betroffen. Peschel berichtet, dass in den Jahren 1508—1512 die Zahl der Ureinwohner von Hispaniola von 60000 auf 20000 zurückging. Dieser Rest beging dann eine der unheimlichsten Thaten der Weltgeschichte, einen „von Erfolg gekrönten" Rassenselbstmord. Die Weiber entfernten vermittelst Pflanzengifts die Frucht ihres Leibes und gebaren keine Kinder mehr. Auch die Blattern und das venerische Uebel haben auf den westindischen Inseln fürchterlich gehaust. Branntwein, Pulver und Lues dezimierten die indianische Urbevölkerung. Nur noch ganz klägliche Reste derselben haben sich in die heutige Zeit hinübergerettet. Das Resultat fast aller Kolonisationen und der mit diesen unauflöslich verbundenen

Digitized by Google

„Kolonialgreuel" war die völlige Vernichtung der eingeborenen Rasse. Aber auch für die kolonisierenden Nationen waren die „Kolonialgreuel" von zahlreichen Misslichkeiten und eklatanten Nachteilen begleitet. Nicht allein, dass die Eingeborenen für die ewigen Bedrückungen und Vergewaltigungen einmal gründlich Rache nahmen und eine tüchtige Portion der Herren Kolonisatoren über die Klinge springen liessen! — Auch finanziell sind die europäischen Kulturvölker durch die koloniale Misswirtschaft arg geschädigt worden. Bisweilen wurden die kolonisierenden Nationen durch die Extravaganzen ihrer Sendlinge gänzlich um die Früchte ihrer Arbeit gebracht und um den Besitz ihrer Kolonieen. So haben die Spanier und die Portugiesen fast ihre gesamten amerikanischen Besitzungen verloren. Die Franzosen büssten Kanada ein, die Engländer das grosse Gebiet, das heute die Vereinigten Staaten von Nordamerika ausmacht, und die Holländer das Capland und ihre vorderindischen Kolonieen. Diese Resultate hätten eine Lehre sein sollen für diejenigen Völker, welche erst in neuerer Zeit zu kolonisatorischer Thätigkeit sich aufrafften. Das war aber nicht der Fall, die „Kolonialgreuel" blieben.

Wie unsere bisherigen Ausführungen gezeigt haben, standen die „Kolonialgreuel" durch alle Jahrhunderte stets in gleicher Anzahl und in gleichem Umfange in den Kolonialgebieten der europäischen Nationen auf der Tagesordnung. Nur ging, Hand in Hand mit der Verfeinerung der europäischen Kultur, eine allmälige Verschiebung ihrer Ursachen. Heute spielen Grausamkeit und Brutalität aus angeborenem Triebe dazu nicht mehr die erste Rolle bei der Behandlung der Eingeborenen. An ihre Stelle traten Habgier und Wollust. Deren Folgen waren wiederum blinde Bereicherungswut und tolle Paschawirtschaft und die damit verbundenen Vergewaltigungen von Recht und Freiheit. Denn den Kolonieen gewisse Rechte und Freiheiten einzuräumen und ihnen eine Art von gesetzmässiger Verwaltung zu bewilligen, zu diesen Schritten hat sich unser Jahrhundert endlich doch verstehen müssen. Die Engländer, deren Kolonialpolitik meisthin mit ausserordentlicher Geschicklichkeit gehandhabt wird und stark mit liberalen Tendenzen durchsetzt ist, waren es, die in jener Beziehung bahnbrechend wirkten. Sie hoben im Jahre 1834 die Sklaverei in ihren Kolonieen auf und verfügten, dass „jeder Ureinwohner wie ein britischer Unterthan betrachtet und behandelt" werden sollte. Politische Freiheit und Gerechtigkeit wurden garantiert. Die Neger durften nicht mehr als „Mobilien" angesehen und „wie Vieh gepeitscht" werden. Mit diesem Vorgehen des englischen Volkes war ein Präzedenzfall geschaffen. Die anderen Nationen mussten wohl oder übel mithalten. Der gewaltige Bürgerkrieg, welcher der wüsten Sklavenwirtschaft in Nordamerika ein jähes Ende bereitete, bildet gewissermassen den Abschluss der Epoche der Sklavenemanzipation. Recht und Freiheit herrschten jetzt also in den Kolonieen, aber nur auf dem Papier, nur um gebrochen und vergewaltigt zu werden. Der einzige Unterschied gegen früher war der, dass die Brutalitäten und Ungesetzlichkeiten nicht mehr völlig schamlos coram publico und mit dem Scheine des Rechts begangen wurden. Besonders von „jungen" Kolonialvölkern, in „jungen" Kolonieen wurde munter weiter gesündigt. Selbst die hauptsächlich in kriegerischen Zeiten hervorstechenden Laster, wie Roheit und Grausamkeit, blieben nicht latent. Beugung des Rechts, in Europa immerhin eine Ausnahme, wurde zur Regel in der Kolonie.

Die Lage der Eingeborenen in den Kolonieen hat also im Laufe der letzten Jahrhunderte keine wesentliche Besserung erfahren. An Stelle des offiziellen Sklavenhandels der früheren Zeit ist in unseren Tagen der offiziöse getreten. Die „repartimientos" der Indianer und die „freiwilligen Kulturen" der Javanesen haben ihr Seitenstück gefunden in den „Frohnarbeiten" der „freigekauften" Dahomeweiber in Kamerun. —

Unter „repartimientos" verstand man die Verteilung der Indianer an die Kolonisten zum Dienst in den Minen und auf den Zuckerplantagen. Da die Eingeborenen sich wegen ihres schwächlichen Körperbaus zu schwerer Arbeit nicht eigneten, erlagen sie massenhaft den aufgebürdeten Anstrengungen

Digitized by Google

und Strapazen. Der spanische Priester Las Casas plädierte daher für den Import von kräftiger gebauten Negersklaven aus Afrika.

Die „Freiwilligen Kulturen", welche der holländische Gouverneur v. d. Boch 1832 auf den Molukken und auf Java eingerichtet hatte, waren Frohnarbeiten der härtesten Art. Aber der Name war schön erfunden, leider auch nur eine — Kulturlüge.

Die Dahomes, welche in Kamerun, nach dem Berichte des Kanzlers Leist (cf. deutsches Kolonialblatt, Jahrg. V, Nummer 4), den stabilen Teil der Polizeitruppe ausmachten, waren frühere Sklaven des Königs Behanzin von Dahome und 1891 durch Gravenreuth „freigekauft" worden. Um das von Deutschland gezahlte Lösegeld abzuverdienen, mussten sie zwei Jahre hindurch ohne Löhnung der Polizeitruppe beitreten. Ihre Frauen sollten, um das auf ihren Freikauf verwandte Geld zu ersetzen, sich der Zwangsarbeit im Gouvernementsdienste und der Nilpferdpeitsche des Aufsehers unterwerfen. Also wieder Sklaverei, nur in anderer Form. Das heisst den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Der grosse Fehler, den die Kolonisatoren auch heute noch begehen, ist, dass sie den Eingeborenen nicht als Menschen betrachten.*) Die meisten Europäer, die zum ersten Male in die Kolonieen kommen, glauben jetzt schrankenlos ihren Lüsten fröhnen zu können. Für die Regierungen ist daher bei der Wahl ihrer Kolonialbeamten die äusserste Vorsicht geboten. Vor Allem hüte man sich vor den Juristen. Ein geschasster Leutnant ist in den Kolonieen immer noch brauchbarer, als der intelligenteste Assessor. Der in Deutschland epidemische Grössenwahn der Rechtsbeflissenen verdirbt allemal mehr, als ihre etwaigen Kenntnisse gut machen können. Auch ist die militärische Disziplin, welcher der ehemalige Offizier unterworfen gewesen ist, eine bessere Vorschule für den Dienst in den Kolonieen, als der Libertinismus der studentischen Corps, aus denen sich unsere Verwaltungsbeamten rekrutieren. Fernerhin dürfen die Leute, welche der Staat in die Kolonieen schickt, nicht in gar zu jugendlichem Alter stehen. Ein jüngerer Mann wird seinen Leidenschaften leichter die Zügel schiessen lassen. „Die besten Kräfte" sagt Hauptmann Herold in seiner Broschüre „Die Behandlung der afrikanischen Neger"**) sind für die Lösung der überaus schwierigen Aufgaben in Afrika gerade gut genug."

Als erstes Erfordernis einer vernünftigen Kolonialpolitik muss der Grundsatz gelten, dass in den Kolonieen die Beamten von der Pike auf zu dienen haben. Erst die Erfahrung qualifiziert dann für verantwortungsreiche Posten. An die Spitze der kolonialen Gouvernements müssen erprobte Männer treten, nicht die Tintenkleckser und Büreaukraten, die in den deutschen

*) Anmerkung: Ueber die „Behandlung der Neger" ist in neuerer Zeit viel geschrieben worden. Alle Kenner der kolonialen Verhältnisse, besonders die „bewährten alten Afrikaner", haben sich dahin ausgesprochen, dass die kolonisierenden Europäer sich einer gerechten und humanen Handlungsweise befleissigen sollen. Nur so vermöge das Kulturwerk zu gedeihen. Seit der Publikation des Kameruner Tagebuchs ist die Frage der Negerbehandlung in mehreren interessanten Büchern ventiliert worden. Das Heroldsche Buch beschäftigt sich ganz mit diesem Thema. Ausserdem wäre zu nennen:

1. G. Richelmann, Die Nutzbarmachung Deutsch-Ost-Afrikas (Magdeburg, 1894, Kreutzsche Verlagsbuchhandlung);
2. Graf von Schweinitz, Deutsch-Ost-Afrika in Krieg und Frieden (Berlin, 1894, Hermann Walter);
3. H. v. Wissmann, Afrika, Schilderungen und Ratschläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und den Dienst in den deutschen Schutzgebieten (Berlin, 1895, E. S. Mittler & Sohn).

„Die Behandlung der Neger", äussert sich der berühmte Afrikaforscher Reichskommissar von Wissmann, „soll in erster Linie eine gerechte, streng unparteiische sein, denn der Wilde hat wie das Kind ein feines Gefühl für ungerechte Behandlung, Zurücksetzung oder Bevorzugung."

**) Köln a. Rh., 1894, Paul Neubner.

Digitized by Google

Kolonieen unter dem Regime des gewesenen Caprivi Unheil genug angerichtet haben. Symptomatisch für das bisherige deutsche Kolonialsystem ist eben der „Fall Leist". Er wird unserer Regierung hoffentlich eine heilsame Lehre sein. Das verschwommene deutsche Kolonialsystem muss von Grund aus geändert, und die deutsche Kolonialpolitik in feste Bahnen gelenkt werden. Vor allem muss immer wieder und wieder betont werden, dass Schablone und Nepotismus bei der Ernennung von Kolonialbeamten nicht den Ausschlag geben dürfen. Es gilt die Annahme zu beseitigen, als ob die Kolonieen für die Beamten geschaffen wären. Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Die rechten Männer am rechten Platz! — Und auch die „Kolonialgreuel" werden bald in das Reich der Geschichte gehören. —

CHRISTI WIEDERKEHR.

AMERIKANISCHE (ORIGINAL-) SKIZZE

VON

E. B. MONI.

Es war der demütigste Mensch auf der weiten, weiten Welt. Er trug zerfetzte Kleider und lebte in einem der schmutzigsten Massenquartiere Newyorks. Er konnte weder lesen noch schreiben und wusste sehr wenig davon, wie es unter den Menschen zuging. Sein Haar und Bart waren lang und glichen goldener Seide; seine Augen hatten die Bläue des unendlichen Firmaments.

Wenn reiche Leute an ihm vorübergingen, schüttelten sie die Köpfe und sagten: „Er ist verrückt". Aber die Armen, die ihn kannten, senkten ihre Stimmen, wenn er näher kam und flüsterten, dass er einer besseren Welt angehöre, denn sie sahen in seinen Augen ein seltsames Licht erglänzen, das Licht ewiger Güte.

„Warum seid Ihr so gut zu uns?" fragten die Armen, verwundert über seine teilnahmsvollen Thränen.

„Weil ich Euch liebe", antwortete er dann, „und Liebe ist die Mutter alles Guten. Wenn Ihr die Menschen lieben werdet, wie ich sie liebe, wird Euer Lebensweg mit himmlischen Rosen bestreut sein und Euer Glück wird endlos sein".

Er war niemals in einer Kirche gewesen, hatte auch nie ein Wort von der Bibel gehört und doch pflegte er mit traumverlorenen Blicken von Unsterblichkeit zu reden und von unsterblicher Liebe.

„Liebe ist ewig währendes Leben", pflegte er zu sagen, „Liebe ist ewig".

Seine arme, alte Mutter verstand ihn nicht und war oft besorgt um seinethalben. Sie bat ihn häufig doch mehr bei ihr zu bleiben und sein Leben nicht so ganz für andere aufzuopfern.

„Warum und wozu?" stritt sie klagend. „Selbst die hohen Geistlichen, die in den grossen, prachtvollen Kirchen predigen und von denen man sagt, dass sie die besten Menschen sind, selbst die wagen nicht ihr Leben daran und lieben Andere, wie Du es thust. Sie kommen nicht hierher, wo Jedermann arm ist".

Digitized by Google

Einmal fragte er sie, was die Geistlichen lehren und als sie versuchte, ihm die Glaubensbekenntnisse der verschiedenen Sekten zu erklären, schüttelte er den Kopf und wurde bleich vor Verwirrung und Schmerz.

„Ich kann es nicht begreifen", sagte er kummervoll. „Es macht mir Herzweh. Es scheint mir, dass auch die Gläubigen im Dunkeln tappen. Liebe ist die Nahrung der Seele und Jene sind am Verhungern. Überall ringsum sterben Menschen in Schmerzen und Verbrechen und Niemand erbietet sich ihnen zu helfen".

Eines Tages, nachdem er eine Woche lang ohne genügende Nahrung und Schlaf inmitten der fieberkranken Armen gearbeitet und gesorgt hatte, wurde er krank und seine Mutter fürchtete, er werde sterben. Sie lief, dass ihre Haare im Winde flatterten, in das Pfarrhaus einer nahe liegenden kleinen Kirche und fragte nach dem Geistlichen, wurde aber von dessen Frau belehrt, dass dies die „Ferialzeit" des hochwürdigen Herren sei und er sich für mehrere Wochen in einem Badeorte befinde. Die alte Frau lief weiter, bis sie zu einer grossen Kirche kam, deren majestätische Türme die Wolken zu berühren schienen. Eine stattliche Pfarrei lag gleich daneben. Sanfte Musik, gemischt mit fröhlichen Stimmen tönte ihr aus den offenen Thüren entgegen. Unbeholfen und zitternd erklomm sie die glänzenden Marmorstufen und zog die Glocke. Ein gallonirter Diener sagte ihr barsch: „sein Herr dinire mit dem Bischof und andern distinguirten Persönlichkeiten und sie werde sich gedulden müssen".

Sie erwiderte stöhnend, dass sie fürchte, ihr Sohn werde sterben. Der Diener suchte seinen Herrn auf und brachte die Antwort: „Er kann Euch jetzt nicht sprechen".

Sie setzte sich in der grossen Halle nieder und versuchte zu beten. Vor ihr hing ein kostbares Christusbild, durch die offene Thüre drang Blumenduft zu ihr und das Klingen von Gläsern, das Klappern von Tellern, Gespräch und Lachen.

„Ich hab' mir sagen lassen", hörte sie den Bischof erzählen, „dass der Bischof von B— einen jungen Geistlichen gerügt, weil er des Guten etwas zu viel gethan. Doch der junge Taugenichts hat dem gestrengen Herren gut heimgezahlt. Er hat ihm gesagt, es sei nicht seine Schuld, dass der Herr Dechant so schwere Weine im Keller habe".

Das Geschichtchen wurde mit herzlichem Lachen begrüsst und dann sprach der Bischof von der neuen Segelyacht, die er sich angeschafft. Endlich erschien der Pfarrer. Seine Wangen waren leicht gerötet, seine Geberden verrieten Ungeduld.

„Nun", sprach er sie an, „was giebt's? Ich bin sehr beschäftigt".

„Ich fürchte, mein Sohn liegt im Sterben", antwortete sie schüchtern, verlegen gemacht durch die Pracht seiner Kleidung und seine plötzliche Anrede. „Ich . . . . . ich dachte, ein Priester sollte zu ihm sehn".

„Welche Kirche besucht Ihr?" fragte er, auf ihre zerlumpten Kleider herabsehend.

„Ich gehe in gar keine", stammelte sie.

„Ich habe mehr als ich besorgen kann für meine eigene Gemeinde zu thun", grollte er. „Überdies ist der Bischof heute mein Gast. Doch — da ist ein junger Theologiestudent hier; der wird gehn". Damit wandte er sich dem Speisezimmer zu.

Bald darauf erschien ein junger Cleriker.

„Zeigt mir den Weg", sagte er achselzuckend und folgte mit sichtlichem Widerstreben der alten Frau.

Wortlos führte sie ihn durch die schmutzigen, winkligen Strassen zu dem düstern Hause und die engen Stiegen hinauf in das elende Stübchen.

Der Kranke lag fiebernd auf dem ärmlichen, harten Lager.

„Was kann ich für Euch thun?" fragte der Besucher.

Ein Blick voll Hoffnung verklärte die bleichen Züge des so Angesprochenen. Seine Stimme war leise, doch eifrig, als er antwortete:

Digitized by Google

„Eine arme Frau hier in der Nachbarschaft ist gefallen und hat sich eine Rippe gebrochen. Ich fürchte, sie hat Niemanden, der sich um sie kümmert. Ich wollte sie besuchen — da wurde ich krank. Vielleicht möchten Sie zu ihr gehen. Ich brauche nichts".

„Er ist geistesabwesend", sagte der Student, sich zur Mutter wendend. „Er könnte ohnehin nichts verstehn, selbst wenn ich jetzt etwas lesen oder reden würde. Er braucht ärztliche Hülfe. Ihr solltet Euch an eine Wohltätigkeitsanstalt wenden".

Damit ging er fort, nicht ohne vorher sorgsam seinen Rockärmel abzuwischen, an dem sich ein Spinngewebe festgesetzt.

Auf des Sohnes dringende Bitten suchte die Mutter die verletzte Frau auf. Sie kehrte bald zurück und berichtete, dass für alles Nötige gesorgt sei. Dann ergriff sie die Bibel und las ihm daraus vor, zum ersten Mal in seinem Leben. Nachdem sie einige Sätze gelesen, unterbrach er sie und fragte, was es sei. Sie antwortete:

„Sie sagen, es sei das Wort Gottes und dass es uns lehre, wie wir leben sollen".

Als sie vom Leben Christi las, lauschte er mit dem Ausdrucke tiefster Bestürzung. Aber als sie die Worte vortrug: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!" stiess er einen Ruf des Staunens aus und setzte sich im Bette auf.

„Ich habe diese Worte schon vorher gesprochen!" rief er, „aber in einer anderen Sprache. Es war in einem anderen Leben, das mir vorschwebt wie ein Traum. Ich lebte vor langer, langer Zeit in einem fernen Lande. Dort hatte ich eine andere Mutter, die hiess Maria und einen guten Vater, den die Leute Joseph nannten. Ich lebte dort gerade so, wie ich hier lebe, aber die Welt verspottete mich, weil ich versuchte sie zu lehren, dass sie einander lieben sollten — sie konnten's nicht fassen. Sie verurteilten mich zum Tode. Sie errichteten ein Kreuz und hängten mich daran, auf einem Hügel westwärts von Jerusalem. Es war eine grosse Volksmenge versammelt, um mich sterben zu sehn".

Erstaunt über seine strahlende und veränderte Miene, aus der das Licht der Ewigkeit zu leuchten schien, warf sie sich vor ihm nieder und rief:

„Mein Herr! Mein Gebieter!"

Er erhob sie, seine Schwäche war verschwunden.

„Steh auf", sagte er milde. „Nenne mich nicht Gebieter, denn ich bin nur der Sohn Gottes, wie Du seine Tochter bist. Unser Aller Vater, in seiner Liebe, ist nicht mehr als das niedrigste seiner Kinder".

Sie wollte hinausgehen, um es laut in den Strassen zu verkünden, dass Jesus, der Sohn Gottes, zur Erde wiedergekehrt war. Er hielt sie ab.

„Sprich nicht von mir zu ihnen", sagte er weich; „sie können es nicht verstehn. Es würde ebenso sein, wie vorher".

Am selben Tage widmete er sich wieder seinem demütigen Werke: Trost und Freude zu spenden den Armen und Elenden. Bleichwangige Buhlerinnen, Tod und Hass in ihren Augen, verzweifelnde Diebe, Räuber und Mörder lauschten seinen Worten, schöpften Hoffnung aus seinen Blicken und begannen ein neues Leben. Er ging in die Häuser der Reichen und Vornehmen und flehte für leidende Männer, kranke Frauen, verführte Kinder und mishandelte Thiere — sie schimpften ihn einen Vagabunden und jagten ihn fort.

Eines Tages führte ihn die Mutter zum Leichnam eines Freundes.

„Mach ihn wieder lebendig", flüsterte sie.

Er blickte auf den Toten herab und lächelte lange. Dann nahm er eine Blume aus einer Vase und drückte sie in die erkaltete Hand.

„Dies ist der Geburtstag unseres Freundes", sagte er. „Sollte ich wünschen das Werk meines Vaters zu ändern, in dessen Augen alles vollkommen ist? Unser Freund ist heute erlöset aus dem Schosse seiner irdischen Geburtswehen".

An einem prachtvollen Frühlingstage kam sie und setzte sich zu seinen Füssen.

Digitized by Google

„Ich habe heute seltsame Dinge gehört", sprach sie, „Dinge, die ich früher nie erfahren habe, weil ich so unwissend bin. Sie sagen, dass all' die grossen und guten Kirchen der Christenheit herausgewachsen sind aus den Lehren Jesus von Nazareth".

„Nazareth", wiederholte er träumerisch. „Ich lebte in Nazareth".

„Sie beten ihn an, der am Calvarienberge gekreuzigt wurde. Oh! sie würden Dir jetzt lauschen, mein Gebieter. Du hast in ihrem Gedächtnis gelebt seit Jahrhunderten. Horch die Glocken läuten! Es ist Sabbath, der Tag des Herrn!"

„Der Tag meines Vaters hat weder Anfang noch Ende!"

„Komm', geh mit mir", fuhr die Frau eifrig fort, „wir wollen hören, wie sie Deinen Namen preisen".

„Ich will mit Dir gehen", sprach er seltsamen Blickes.

Sie rannte aus dem Zimmer und kam bald mit neuen Sonntagskleidern zurück, die sie von einem Nachbar geborgt hatte. Ihr Gesicht strahlte vor Stolz und Freude, als sie sie vor ihm ausbreitete.

„Wozu sind sie?" fragte er erstaunt.

„Für Dich. Damit Du in das Haus Gottes gehn kannst, gekleidet wie . . . . wie Andere sind".

Schmerz und Bewunderung malten sich auf seinem Antlitz.

„Der Geist des Menschen ist nicht in die Wolle des Schafes gehüllt, das getödtet ward", sprach er sanft. „Ich will gehn, wie ich bin und fürchte nichts in der Gegenwart meines Vaters".

Sie führte ihn durch viele enge Gassen, bis sie in eine breite, schöne Strasse kamen. Diese entlang gingen sie nebeneinander, gestossen von der modisch gekleideten Menge, bis sie eine stattliche Kathedrale erreichten.

Sie erklommen die breite Marmortreppe und traten durch das grosse gothische Thor. Eine Gruppe von Männern in der Vorhalle lachte über sein langes Haar und den zerlumpten Anzug. Reich gekleidete Thürsteher wiesen den Eintretenden Sitze an. Aber sie kümmerten sich nicht um das Weib und ihren Sohn, sondern lachten einander zu und tauschten Scherzworte aus. Nach einer Weile kam einer heran und sagte:

„Habt Ihr Euch nicht geirrt, gute Frau? Dies ist die Kirche zum heiligen —. Die —kirche ist weiter unten."

Ihre Augen waren tränengefüllt, als sie ihren Sohn fort geleitete. Bald erreichten sie ein anderes Kirchengebäude. In einer Mauernische nahe dem Eingang war die Gestalt Jesu am Kreuze. Er stand still, blickte minutenlang darauf und murmelte: „Seltsam! Höchst seltsam!"

In der Vorhalle war sie so eingeschüchtert von dem prachtvollen Innern des Gebäudes und der reichen Gemeinde, dass sie ihn zur Seite zog.

„Vielleicht ist's besser, wenn wir hier stehn bleiben," flüsterte sie. „Wir scheinen so ungleich den Andern. Hier draussen werden wir nicht im Wege sein und durch die Thür können wir den Gottesdienst sehn und hören."

Er gab keine Antwort. Er blickte unverwandt auf ein herrliches Fenster, auf welchem eine Darstellung Jesu zu sehen war in prächtigen Farben, mit einem Lichtstrom vom Himmel, der die Worte trug: „Dies ist mein vielgeliebter Sohn, an welchem ich mein Wohlgefallen habe."

„Seltsam, höchst seltsam!" hörte ich ihn flüstern und Thränen glänzten in seinen Augen.

Niemand bot ihnen Sitze an und so blieben sie in der Vorhalle stehn, an die Wand gelehnt. Eine mächtige Orgel begann mit rauschenden Präludien Gounod's Cäcilien-Messe. Plötzlich erstarben die Töne; es gab eine kurze Pause und dann — gleich dem Erheben eines Tonsturmes — klangen die gedämpften Stimmen des Chors aus der Sakristei. Die Thüre wurde langsam aufgethan und die Töne fluteten voll hinaus in die Kirche. Der Kreuzträger erschien, ein bildschöner Jüngling, angethan mit einem blutroten Unterkleid und einem weissen, spitzenbesetzten Überwurf. Hinter ihm kam singend eine schier endlose Reihe von Chorknaben, gefolgt von zwei Messnern, die silberne

Digitized by Google

Weihrauchfässer schwangen, welche die Luft mit wohlriechenden Wolken erfüllten. Zwei Priester schlossen die Prozession. Einer von ihnen war prächtig gekleidet. Er trug ein lang nachschleppendes Unterkleid von reicher, schwarzer Seide mit einem kurzen Überwurf von unschätzbaren, elfenbeinfarbenen Spitzen und darüber den blendenden Priesterrock von Goldstoff mit einem flammenden Kreuz aus Edelsteinen. Um seinen Hals hatte er eine weisse Stola, um den linken Arm das schneeige Manipulum und auf dem Kopfe das Priesterbarett.

„Ist das nicht herrlich?" fragte die arme Frau ihren Sohn.

Aber er hörte sie nicht. Seine Augen, verschleiert von Thränen unsäglichen Schmerzes, ruhten auf der weissen Statue der Jungfrau, die den Krönungspunkt des Alabasteraltars bildete, bis das Licht der vielen Wachskerzen, die in hohen goldenen Kandelabern dort brannten, ihn blendete.

Seine Brust schwoll. Ein Stöhnen entschlüpfte ihm und sein Kopf sank schwer herab.

„Und sie thuen dieses im Namen der Liebe," sagte er, als ob er betete. „Sie machen einen Götzen aus mir, während meine Brüder und Schwestern dahinsterben aus Mangel an Liebe und Güte. Sie thun alles dieses, um mich zu preisen — mich, den sie so wenig verstanden haben. O Gott, mein Vater, lass diese Prüfung an mir vorübergehn, oder mache mich, wie Du bist, auf dass ich sie diesmal recht belehren kann — denn, o Vater, ich leide Unerträgliches!

Die heilige Messe begann. Oblate und Wein wurden geweiht. Der Priester hob die Oblaten vor den Augen der Gemeinde in die Höhe und murmelte: „Dieses ist mein Fleisch!" und alle Köpfe beugten sich tief.

„In demselben Augenblicke, in welchem Du die Glocke klingen hörst," flüsterte ein in unmittelbarer Nähe knieender Mann einem Knaben zu, „in demselben Augenblicke wird der Erlöser dort sein — horch!"

„Vater, vergieb ihnen!" hörte die Mutter ihren Sohn sagen, als er die Kirche verliess. Während sie die Stufen hinabstiegen, ertönten die drei Töne der silbernen Glocke.

Einige Minuten später, auf dem Heimwege durch die engen, schmutzigen Gassen ihres Viertels, kamen sie zu einer kleinen, unansehnlichen Kirche. Er las ihren Wunsch in ihren Zügen und sie traten ein. Ein Mann näherte sich und wies ihnen Sitze in der letzten Bank an. Ein Prediger schritt mit fuchtelnden Händen auf einer Plattform hin und her, wobei er abwechselnd laut schrie, sang und betete. In seiner Erregung fiel er auf seine Knie und hob die Arme himmelwärts; dann sprang er wieder empor, schlug mit den Fäusten auf die Brust, stampfte heftig mit dem Fusse und hörte nicht auf zu predigen, zu singen und zu beten.

„Rettet Euch vor der ewigen Rache des zornigen Gottes!" schrie er. „Ich sage Euch: die Hölle ist offen für Euch, gähnend weit; und der sengende Athem von unzählbaren Teufeln umgiebt Euch. Christus starb, um Euch zu erlösen. Wollt Ihr ihm nicht vertrauen? Heute ist die rechte Zeit; morgen mag es zu spät sein."

Nach einer Weile hub die Gemeinde an eine Hymne zu singen und der Pastor schrie: „Kommt heran Alle, die Ihr die Fürsprache der Kirche wollt. Kommt jetzt und ergreifet die Errettung!" Und Männer, Weiber und Kinder, zitternd vor Angst, weinend, schluchzend und stöhnend, gingen zum Altar und warfen sich auf ihre Knie.

Das arme Weib blickte auf ihren Sohn. Sein Antlitz war bleich und er schien von Todespein gefoltert. Sie warf einen Blick auf die Gemeinde. Da sassen Leute mit weissen Gesichtern und starrenden Augen, die den schwersten Kampf ihres Lebens rangen; Andere lächelten aufs Höchste belustigt über des Predigers seltsame Handlungsweise; und einige Angehörige anderer Konfessionen, die aus Neugierde gekommen waren, runzelten verächtlich die Stirnen und beglückwünschten sich innerlich zu der Würde ihrer Form des Gottesdienstes.

Digitized by Google

„Ich muss gehn," sagte der Sohn zur Mutter. „Ich muss mit denen sein, die mich brauchen. Hier lehren sie, dass der ewige Vater seine Kinder hasse. Wenn sie ihn nur kennten, sie würden sich nicht fürchten."

* * *

Er betrat niemals wieder eine eine Kirche. Er setzte sein Leben fort, wie er es begonnen: lehrte menschliche Liebe und Güte Allen, mit denen er in Berührung kam. Einmal versuchte er einen halb wahnsinnigen Trunkenbold vor den Schlägen eines unmenschlichen Polizisten zu schützen und wurde ins Gefängnis gesteckt. Während er dort schmachtete, starb seine Mutter und als er entlassen wurde, war seine Gesundheit gebrochen.

Eine Woche lang konnte er sich nicht ein einziges Mal satt essen. Dann bekam er gar drei Tage lang gar nichts. Er war am Verhungern. Eines Abends erhob er sich und wankte auf die Suche nach Brod, denn er litt entsetzliche Qualen. Sprechen konnte er nicht mehr. So stellte er sich denn an eine Strassenecke und hielt in beredter Stummheit den Vorübergehenden seine leeren Hände entgegen. Aber sie schenkten ihm keine Beachtung. Er schwankte die Strasse entlang, bis er zu einem grossen, hell beleuchteten Gebäude kam. Eine reiche Kirchengemeinde hielt eben einen Wohltätigkeitsbazar darinnen. Schöne Frauen in prachtvollen Gewändern und mit glänzendem Schmucke, liebliche Kinder in duftigen Kleidern und mit duftenden Blumen lustwandelten auf und ab. Er sah zur Thüre hinein und erblickte lange Tafeln, beladen mit Speisen, Getränken und Früchten. Seine Augen gleissten verlangend, wie die eines ausgehungerten Raubtiers. Er taumelte über die Schwelle, wurde jedoch vom Thürsteher aufgehalten.

„Billet!" herrschte der Mann ihn an. Der Ausgestossene verstand ihn nicht; er sah nichts als die Speisen da drinnen. Ein Polizist trat vor und legte die Hand auf seine Schulter.

„Das ist kein Ort für Euch," sagte er barsch. „Ihr habt kein Geld. Packt Euch!"

„Er sieht so hungrig aus — warte!" rief ein junges Mädchen, die zufällig nahe der Thür gestanden war. Und sie lief zu einem Tische und brachte dem zitternden Manne ein Stück Brod. Er umschlang es mit beiden Händen, presste es an seine Brust und wankte hinaus in die Nacht, kichernd vor Freude. Ein grosser freier Platz mit Bäumen und Blumenbeeten lag vor ihm. Er betrat ihn und sank auf eine Bank nahe dem Springbrunnen. Er betrachtete das Brot und eine wilde Befriedigung malte sich in seinen Zügen. Eben als er es brechen wollte, erhob sich ein Mann von einer Nachbarbank, setzte sich neben ihn und äugelte begehrlich nach dem Brote. Er berührte die magere Hand, die es hielt und die beiden Männer sahen einander in die Augen.

„Ich verhungere," sagte der Brotlose. „Ich hab' gar nichts. Ich kann nicht betteln. Ich dachte, Du wolltest es nicht. Ich sterbe."

Der Andere umklammerte die kostbare Nahrung fest mit beiden Händen. Voll wilden Begehrens führte er sie zum Munde. Doch im Augenblick entzog er sie wieder. Ein göttliches Lächeln dämmerte in seinen Augen und er bot dem Andern das Brot. Der ergriff es gierig und verschwand in die Dunkelheit, um es ungesehn zu verzehren. Als er fort war, sank der Kopf des Gebers langsam auf die Brust.

In dem kleinen Parke ward es stille. Nur das leise Rauschen der Blätter mischte sich mit dem Plätschern des Springbrunnens. Oben schienen Mond und Sterne, wie sie vor Jahrtausenden geschienen, als der Gedanke an die Ewigkeit in der Menschenbrust emporddämmerte. Sie schienen auf den Vatikan zu Rom, die fürstliche Wiege von Heiligen; auf die Paläste blaublütiger, milder Bischöfe; auf die bequemen Wohnstätten der Priester; auf Versammlungen christlicher Sekten, die einander befehdeten; auf Tribunale, vor denen ehrliche Forscher nach Wahrheit wegen Ketzerei gerichtet wurden; auf Gefängnisse, in denen die Insassen der finstern, grabesstillen Zellen beteten

Digitized by Google

um einen einzigen Lichtstrahl, um das Summen eines Käfers, damit sie den Wahnsinn von ihrem gefolterten Gehirn fern halten könnten; auf Millionen kranker, hungernder, leidender, verzweifelter Menschen und auch auf — die kalte, tote Form Eines, der nichts anderes verstanden hatte, als: Liebe!

—◇◇—

KRITIK UND KUNST.

STREIFZÜGE

VON

FRANZ SERVAES.

Naive Zeiten, als noch die Kritiker sich als die „Allmächtigen" fühlten und sich ob ihrer Gottähnlichkeit beneiden liessen, mit der sie dem schaffenden Schrifttum Bahn brachen und Ziele wiesen. Naive, entschwundene Zeiten! Oder sollten sie vielleicht niemals existirt haben — als allenfalls in der Einbildung der Herren Kritiker? Sollte das Herrgott-Spielen nur eine Recensenten-Pose gewesen sein, eine Schauspielergewandtheit, mit der man einen Teil der blöden Menge bestach? Es wäre den Herren schon zuzutrauen und im Grunde kaum zu verübeln gewesen, als ein verzeihlicher, vielleicht notwendiger Betrug — wer weiss? es war gar ihr einziger Betrug grossen Stiles, ihre einzige achtenswerte Schlauheit . . .

Aber das war „damals". Und was damals eine Schlauheit war, das wäre heute eine Albernheit und blöde Verblendung. Der Beruf des Kritikers ist längst viel zu durchsichtig geworden. Die Kritiker haben, um sich gegenseitig unmöglich zu machen, viel zu sehr aus der Schule geschwatzt und ihre Weisheitstafeln zu niedrig gehängt — sie haben sich gegenseitig vielzuviel Blut abgezapft. Ihre Anämie ist bereits sprichwörtlich geworden. Was also thun? Das einzig Gescheite ist noch, sich selber die Maske herunterzureissen, die verschlissene Allmächtigkeits-Robe im Staub des Requisitenkastens zu belassen und frank und froh zu beginnen — mit dem Geständnis der eigenen Ohnmacht. Zum mindesten kann man sich das Herz dadurch erleichtern. Und die Zunge bekommt vielleicht Kraft, unverzagt von der Leber wegzureden.

Aber vielleicht wäre es besser, die Kritik dankte ab — nachdem sie sich selbst das Zeugnis ihrer Ohnmacht ausgestellt hat?

Warum nicht gar? Heute weniger als je. Oder auch die Kunst müsste abdanken. Die Kunst, die heute ebenso ohnmächtig ist als die Kritik, . . . und deren Ohnmacht die der Kritik im tiefsten Grunde vielleicht erst veranlasst hat.

Man *glaubt* heute nicht mehr an echte Kunst. Wie sollte man an echte Kritik glauben?

Und man *verlangt* auch nicht mehr nach echter Kunst. Wie sollte man nach aufrichtiger Kritik verlangen?

Aber vielleicht — man bleibt ja immer thöricht! — vielleicht tauchen noch einmal Zeiten herauf, wo dieser Glauben und dieses Verlangen wiederkehren und heiss nach Befriedigung dürsten. Welcher Trank soll dann den Darbenden gereicht werden, wenn die dürre Mittelzeit die Quellen hat versiegen lassen? Und sind nicht auch *wir* Darbende? . . . Wir Wenigen, die trotz der fürchterlich starrenden Gleichgültigkeit, trotz direkter gefühl- und

Digitized by Google

verständnisloser Bedrohungen, trotz all des plumpen Übermuts eines breithingeflegelten Banausentums, dennoch festhalten an echter Kunst und wahrem, tiefem Kunstgenuss? Wir sind herb und streng und unerbittlich geworden und haben es werden müssen und müssen es weiter bleiben. Die Kunst ist Einem entweder Alles oder Nichts, gerade wie Einem der Staat Alles oder Nichts ist. Der Indifferente kommt nicht in Frage.

Ökonomisch betrachtet, d. h. nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, sind Kunst und Kritik heute überflüssig. Was von wirklich echter Kunst heute ans Tageslicht hat gelangen können, ist ausnahmslos dem Publikum aufgezwungen worden. Und dass dies gelang, ist weniger dem Einfluss und der Machtstellung der Kunstfreunde als vielmehr dem blöden Ungeschick ihrer Gegner zu danken. Die Kritik hat an diesen „Siegen" entweder gar keinen oder imaginären Anteil gehabt. Bestenfalls ist es ihr gelungen, hier und da einen Einzelnen zu gewinnen. Auf die Massen hat sie gar keinen Einfluss, und kann auch, wie die Dinge liegen, nicht danach trachten, da ihr kein tragender Volksinstinkt entgegenkommt.

Auf propagandistische Wirkung aber muss die Kritik erst recht verzichten. Es liegt jenseits ihrer Kräfte, weitere Kreise zu überzeugen und zu bekehren. Und was heisst überhaupt „überzeugen"? was heisst „bekehren"? Da taucht sofort der Unterbegriff eines Dogmas auf, und wo Dogmen hervortreten, da hat es sich noch allemal darum gehandelt, den geraden freien Blick zu beschränken und zu verbiegen. Man soll blind gemacht werden für neunundneunzig eigenglänzende Seiten einer Sache, und einzig die hundertste Seite sehen, daran glauben, davor knieen. Nein, das ist nichts für unsere Zeiten und für unsere Kunst. Ein „überzeugungsvoller" Kritiker ist kein ehrlicher Kritiker, kein freier Kritiker. Kein Diener der Kunst, sondern der Diener einer Partei. Ein solcher freilich kann auch „Propaganda" machen — wir erleben's gerade heute jeden Tag — aber diese Propaganda liegt ausserhalb des Bereiches echter Kunst.

Damit bleibt der Kritik nichts anderes mehr übrig, als bescheiden und selbstgenügsam zu sein. Ja, sie muss an sich selbst ein Genügen finden, mit anderen Worten: sie muss sich so vertiefen und verinnerlichen, dass sie an sich ein Genügen finden *kann*. Sie muss sich ein unerhörter, berauschender Selbstgenuss werden. Sie muss sich sonnen und baden in ihrer eigenen, durchtriebenen, verwegenen, erbarmungslosen und geschmeidigen Aufrichtigkeit. Sie muss Welt und Partei und den rohen Lärm des Alltags tief unter sich sehen. Sie muss die treu liebende Genossin der Kunst sein, muss selber Kunst werden, Kunst in sich fühlen, und stolz sein auf ihr Martyrium.

Und was für eine Kunst! Eine Kunst, die Gedanken zu verraten und zugleich zu verbergen. Eine Kunst, das Tragische heiter und das Heitere tragisch zu nehmen. Eine Kunst, mit Allem in Rapport zu bleiben und doch sich selbst auf's undurchdringlichste zu verkapseln. Eine Kunst, auf dem schwanken Drahtseil des Tages mit sicherer Grazie hinüberzutanzen, aus halb anrüchiger halb heroischer Vergangenheit in dunkel leuchtendes Zukunftsland.

Vor allem eine Kunst, nicht zu verzweifeln. Man könnte sich sonst, bei diesem Berufe gar zu leicht ins Irrenhaus bringen. Nicht verzweifeln und mutig ausharren, das sind heute die vornehmsten kritischen Tugenden. Und leider auch die notwendigsten.

Was soll aber der Kritiker, mit seiner Tapferkeit im Herzen und seiner Klarheit im Auge, in unserer heutigen, feigen und verlogenen, vor Feigheit lügnerischen Welt? Seine Existenz allein schon ist ein Widerspruch wider das Bestehende, wider unsere gesamte sogenannte Kultur. Diese Kultur weiss längst, dass sie auf morschem Boden wandelt, und, wo sie tanzt, dass sie einen Krater unter ihren Füssen hat. Sie weiss es, aber sie will es nicht hören. Sie will es vergessen, sich darüber hinwegtäuschen. All ihre Instinkte verlangen das, ihre verbrauchten, wurzellosen, angefaulten Instinkte. Sie hat es aufgegeben, ihre Lage zu beherrschen. Denn sie hat nicht mehr den Mut, sich ihre Lage einzugestehen.

Digitized by Google

Der Kritiker aber hat es aufgegeben, tauben Ohren zu predigen. Er spricht nur mehr zu sich und seinem Herzen. Seine Kunst wird monologisch. Im übrigen verschränkt er die Arme und blickt mit lächelndem Ingrimm auf das tolle Spektakel dieser Welt, auf die fratzenhafte Agonie einer hurenhaft herausgeputzten Civilisation. Er strebt einer zukünftigen künstlerischen Cultur zu. Was hat ihn die gegenwärtige, banausische zu kümmern? Er lässt sie kühlen Herzens an die Luft verpuffen. Mag sie sich schminken und betroddeln für die erhabene Stunde der grossen Explosion! Mag sie in träg-verführerischen Posen sich auf ihrem Polsterbett zurechträkeln! Nach Rosen mag sie duften und nach Mandeln, mag sie in süsser Betäubung und falschem Taumel ihre Glieder dehnen! Lächelnd, in narkotischem Halbschlummer, ein sanftes Vibriren um die Augenlieder, und im Ohre ein ersterbendes Flötenlied, will sie das Schicksal Herr über sich werden lassen. Der Vulkan bricht aus in strudelnden Lavagüssen — und sie lässt sich sanft und wehrlos begraben, gleich als ob sie mit Engelfittichen zugedeckt würde. Des Schicksals Basiliskenblick verschwimmt. Es stirbt sich in Wollust und in Schöne.

In Schönheit sterben — unser grösster Zeichendeuter hat es herausgeheimnisst, — das ist die stille Sehnsucht der Zeit. Es ist die letzte Glaubenszuflucht der Zeit.

Glauben, ja glauben, das will man wieder in unserer Zeit. Und wenn es von oben herab kommandirt wird, so stärkt man lediglich einen selbstwachsenden Trieb. Und mit dem „Christentum" ist's ja auch so bequem. Man braucht sich gar nicht erst nach einem „neuen Glauben" umzusehen. Man braucht sich keinerlei Kopfschmerzen zu machen. Der Urväter-Hausrat thut noch seine Schuldigkeit. Freilich, wir sind älter geworden. Aber was thuts? — „Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht, es findet uns nur noch als wahre Kinder" und zum Überfluss auch noch: „Nicht Kinder blos speist man mit Märchen ab."

So könnte denn alles in Frieden seinen Gang gehen, der Staat würde immer eisenklauiger, das Christentum immer benebelnder und die Menschheit immer dümmer werden, wenn nicht — ein gewisser Friedrich Nietzsche gewesen wäre, jener grosse Kritiker und grössere Künstler, und wenn nicht noch gerade vor Gesetzwerdung eines gewissen Umsturzparagraphen „Der Antichrist" das Licht der Öffentlichkeit erblickt hätte.

— — — Hier will ich eine Pause machen. Denn es wird notthuen, neu Atem zu schöpfen. Geregelte Atemführung ist, wie in der Sangeskunst, auch in der kritischen Kunst eine Hauptsache.

* * *

— Also Friedrich Nietzsche!

Wie? immer noch Nietzsche? Ist er nicht auch schon zu den Toten, oder doch zu den Verwesenden, geworfen? Hat man ihn nicht bereits widerlegt und — überholt?

Ach, wie schlecht hat man Nietzsche gelesen, und wie gründlich ihn missverstanden, wenn man ihn abgethan wähnt, selbst für den Fall, dass man ihn Wort für Wort und bis in die letzten Consequenzen „widerlegt" hätte! Ist Nietzsche denn ein Stück Lehre oder — ein Stück Leben? Nietzsche ist das röteste Blut unserer Zeit, und dieses Blut ist dampfend vergossen worden auf dem Götzenaltar der Zeit. Und da soll Nietzsche tot sein, selbst wenn er tausendmal gestorben wäre?! Oh, wir werden noch alle trinken müssen von seinem Blut! Keinem Einzigen von uns wird es erspart bleiben.

* * *

Nietzsches ganzes Leben war ein Protest. Ein Protest wider die moderne christliche moralistische Civilisation, und ein Protest wider die abstrakte lähmende Herrlichkeit unseres instinktarmen construirten Ich. Beides zu sprengen, die Pseudo-Cultur und das Pseudo-Ich, war sein innerster Lebensdrang, und durch all seine widerspruchsvollen Phasen hindurch hat dieser be-

Digitized by Google

herrschende Drang sich in durchaus steter, nur immer noch gesteigerter Kraft entladen. Im Kampf wider die Welt und im Kampf wider sich selber, hat er die Welt nicht aus den Fugen heben können, aber sich selber hat er in Trümmer geschlagen. Ein tragisches Geschick! Und doch, indem er sich selbst zerstörte, indem er den künstlichen Bau auseinanderriss, zu dem sich unsere vermeintliche „menschliche Persönlichkeit" zusammenfügt, indem er mit wollüstigem Psychologen-Scharfsinn durch die Widersprüche, Verlogenheiten und modrigen Schlupfwinkel der „Seele" watete, indem er die sich befehdenden Elementarkräfte im Menschen bloslegte und die verklebende Firnissschicht erbarmungslos herunterriss, hat er auch der Cultur, die sich auf dieses Wahnbild von Mensch, auf diesen Lug des „Ich" und seiner starren Herrlichkeit aufbaut, die Grundlagen zerstört und hat ihr die Totenglocken geläutet. Die neue Einsicht vom Menschen verlangt gebieterisch nach einer neuen Form, wie Menschen miteinander leben sollen. Unser aus den Tiefen des Unbewussten mit neuem Blut genährtes Bewusstsein verlacht die willkürlichen Schranken, die Convention, Staat, Cultur und wie sie alle heissen, rings um das Individuum aufgetürmt haben. Das Individuum ist sich seiner selbst und seiner ewigen Widersprüche bewusst geworden: dies die befreiende Lebensthat Nietzsches, für die er in den dunkelsten Tod gegangen ist. Der Mensch mit seinem Recht auf Widerspruch, die Instinkte mit ihrer Ungebundenheit an die Gesetze der Logik, die freigesprochenen Sinne mit ihrer Unabhängigkeit von „vernunftgemässen" Vorurteilen betreten neugestärkt die Bahn des Lebens und was sie verlangen, und was sie bringen, das sind eine neue Vernunft, eine neue Moral, eine neue Gesundheit und nicht zuletzt eine neue künstlerische Empfindungswelt.

Ganz gewiss nicht zuletzt. Denn Nietzsche selbst ging von denjenigen Instinkten aus, die bei ihm die intaktesten waren und das waren die künstlerischen. Alle anderen hat er sich nach und nach zurückerobern müssen, diese waren ihm unverloren geblieben, er hat sich ihrer Herrschaft stetig erfreut.

Die Kunst ist Nietzsches Alpha und Omega. Sein Hass wider das Christentum, seine Festklammerung an die Antike, seine Zerstörung moralischer Vorurteile gingen wesentlich von künstlerischen Triebfedern aus. In seinem so ungemein sensiblen künstlerischen Empfinden floss all sein Herzblut zusammen, und von dort aus verästelten sich Sympathie und Antipathie. Die christliche Moral that der Freiheit und Feinheit seines künstlerischen Gewissens weh: darum zerstörte er sie. Im antiken Leben sah er die denkbar günstigsten Bedingungen zu einer unerhörten Blüte der Kunst erfüllt: darum wird er nicht müde, sie als Muster hinzustellen. Doch nicht, gleich Schiller und Hölderlin, wollte er eine wesenlose Verflüchtigung in schimmernde Fernen. Das beste Blut der Gegenwart trachtete er mit dem lebendigsten Gährstoff Altgriechenlands zu durchtränken und so erhöhte er von neuem das Standbild des lange verkannten Rauschgottes Dionysos, des Spenders künstlerischer Begeisterung und des Entschleierers tiefster Geheimnisse. Denn in der Kunst, durch den Geburtsakt des Kunstwerks — dies war Nietzsches innerste Meinung — vollzieht sich momentweise und ahnungsweise eine Entschleierung der Weltgeheimnisse, weil die geheimsten Kräfte des Menschengeistes dabei in Wallung kommen und die Bewusstseinsschwelle durchbrechen. Im Künstlergeiste zuerst vollzieht sich die Befreiung der einzelnen Seelenkräfte von der Umklammerung der blutleeren Ich-Abstraktion. Junge Möglichkeiten kommen in Fluss; feindliche Gegensätze durchdringen sich; schlummernde Samenkörner schiessen ins Keimen; verborgene Farben brechen sich im rollenden Strahlenprisma der Phantasie; verhaltene Töne schwellen aus zu verräterischen Klängen und mischen sich, schattierend und ausfüllend, in's brausende Orchester unserer Leid- und Lustäusserungen. Im Neuland der Seele wird der Künstler an erster Stelle heimisch. Keinem lässt er hier den Vortritt, am wenigsten der Wissenschaft. Hier ist er Entdecker, Pfadfinder, Eroberer. Einzig der Künstler in Nietzsche war es, der seiner Seelenenträtselung die tiefen Blicke schenkte. Nur kraft seiner Künstlergabe wurde er der grosse bahnbrechende Psychologe.

Kunst und Psychologie, das fliesst bei Nietzsche ineinander, — aus

Digitized by Google

unerhellten Geheimgründen der Seele entspross seine Dichtung. Der VIII. Band der „Gesammelten Werke", der uns den „Antichrist" schenkte, brachte uns auch die „Gedichte", (die freilich zum Teil bald hier bald da bekannt gegeben waren). Diese Gedichte sind von einer gewaltigen, merkwürdigen Wirkung. Man braucht sie nicht zu „verstehen", und kann sie doch geniessen, ja kann selbst davon tief ergriffen werden. So mächtig teilt sich die „Stimmung" mit, aus der sie im Dichterherzen empfangen wurden. Das Unbewusste spricht unmittelbar zum Unbewussten. Welcher Genuss aber erst, wenn nach und nach die Geheimnisse zu springen beginnen, wenn das helle Bewusstsein teilnimmt an der freudigen Erregung unserer dumpf ahnenden Gefühle. Welch ein Seelenbild entrollt sich da, wie zerrissen von Qualen, wie durchblitzt von göttergleichen Entzückungen! Und welch ein Ringkampf, welch ein Sieg! Welch ein Unterliegen auch, von gigantischer Tragik, wie grösstenteils in den „Dionysos-Dithyramben!" Jenes Gedicht von der „Armut der Reichsten" kann ich nicht lesen, ohne dass mir ein Schauer über den Leib geht. Wie da das stolzeste, einsamste Herz, im grollenden Selbstgespräch vor der gewaltigen Mutter Natur, sich zu dem so lange mit erbittertem Heroismus gehüteten Geständnisse hinreissen lässt, dass es doch zu frieren hat in seiner Firnenhöhe, dass es sich nach Wärme, nach Liebe sehnt, dass es sich verschenken muss, um Liebe endlich einzutauschen, — das „Allzumenschliche" klopft da an die Pforte des „Übermenschen", und es weiss, dass es Einlass erhalten wird, denn es ist stärker, als das Übermenschliche. Nur wer Nietzsche mit glühender Inbrunst ganz in sich eingesogen hat, vermag zu ermessen, welch ein Zusammenbruch in diesem Geständnisse liegt. Doch nur ein Zusammenbruch von Theorien — also für uns, die Welt, etwas Gleichgültiges (da uns ja die Theorien bei Nietzsche das Wenigste sind), aber von sehrendem, zermürbendem Schmerz für das Individuum, das diesen Zusammenbruch an sich erfährt, und das wohl wähnen durfte, dass in seinen Lehren sein Leben auch begriffen sei.

Die Erkenntnis des Wahnes aber ist nicht für ihn, nur für uns, die kalte Welt, ein Trost.

* * *

— Der Drang nach innerer Selbstbefreiung, nach innerer Selbstdurchpflügung zur Gewinnung neuen fruchttragenden Ackerlandes: das ist, seit Nietzsche, die stärkste Triebkraft der dichterischen Kunstbethätigung.

Unseren alten Kindergott haben wir verloren. Sein Andenken ist uns ein liebes Märchen, dem wir zuweilen friedlich nachdämmern. Unser Tag aber und unsere That, das ist, nach dem Verlust Gottes, die Entdeckung des Menschen — und er ist heute gerade so sehr zu entdecken, als in den Zeiten der Früh-Renaissance: denn er war uns gerade so sehr verloren gegangen.

Der Mensch als Teil der Natur, als Naturkraft und als Naturmittelpunkt, als Kind auch der Natur (sowie er früher das Kind Gottes war) — eine neue Gestalt, wundersam und fast märchenhaft, fremd und doch so erdenheimisch, so warm-vertraut und säftevoll! Langsam entschleiert er sich vor uns, und wir sehen seine Umrisse schwanken und seine Gestalt verfliessen ins unendliche Blau. Aber Geduld! — er wird sich allmählich verfestigen, er wird sich verdichten, wenn Dichterkraft ihn zusammenballt und festbannt. Noch ist er uns eine grosse Nebelgestalt, um die hinterwärts die Sonne zuckt. Noch erscheint er uns als eine trunkene Vision und fast als eine Ausgeburt des Wahnsinns. Blöde Augen schlagen sich nieder. Aber — blickt fester zu, und ihr werdet Zukünftiges ahnen!

Ich spreche von Przybyszewski, dessen „Vigilien" in diesen Blättern erschienen, und die demnach den Lesern bekannt sind. Ich will daher auch nur Weniges darüber sagen, gleichsam nur einige technische Bemerkungen dazu machen.

Nach der „Totenmesse" liest Przybyszewski uns jetzt eine „Frühmesse", eine Frühmesse der neuen Kunst, halb noch in der Nacht, unter trüb flackern-

Digitized by Google

dem Kerzenlicht, bei betäubendem Weihrauchschwalk und verwirrendem Orgelbrausen. Aber vor den Chorfenstern irrt die Morgenröte und klopft mit winkendem Finger an die Scheiben. Noch ist alles Mysterium. Bangend harrt die Gemeinde dem Licht entgegen.

In diesem Bilde deute ich mir den Titel „Vigilien". Es ist charakteristisch für die Wesensart dieser Dichtung, die nirgends mit zudringlichem Finger die Oberfläche der Dinge abtastet oder gewissenhaft reportert, sondern die nur solche Bilder reproducirt, die der Verfasser von der Aussenwelt in seinem Innern trägt und mit dem dort aufgespeicherten Phantasievorrat verschmolzen hat. Von „realistischer Beobachtung" ist daher nichts in diesem Buche. Alles ist visionäre Impression. Die phantastischen Gestalten, die in einer sehr erregten Innenwelt auftauchen und Gewalt gewinnen über diese Innenwelt, werden nach Aussen projicirt und wandeln als Gespenster im Alltag umher. Aber die Gespenster sind nicht Selbstzweck (wie bei Hoffmann etwa), sie sollen blos Zeugnis ablegen von der Seelenerregung, die sie gebar, sie sollen uns als Reflexe gelten, die aus der Nacht des Unbewussten irrlichtelirend empordämmern. Es handelt sich um menschliche Gefühlszustände, die sich selbst als etwas Unerklärliches, Unsagbares empfinden, und die, im Drang sich zu verkünden, nach phantastischen Bildern greifen, da die gemeinverständlichen Worte noch fehlen, mit denen sie sich umschreiben lassen. Dies ist also echtes Neuland der Seele, gleichsam eine schwimmende Insel, von der man noch nicht weiss, ob man Fuss auf ihr fassen kann, ob sie nicht unversehens wieder untertaucht . . .

Festen Boden dagegen haben wir unter den Füssen, wenn wir Cäsar Flaischlens „Martin Lehnhardt"*) lesen, obwohl wir auch hier mitten hineingeführt werden in das Ringen der „modernen Seele". Aber es ist kein Ringkampf, der zum ersten Mal ausgefochten wird. Schon viele haben ihn durchgemacht, und noch viele werden ihn auf sich nehmen müssen. Es ist ein „Kampf um Gott", der in fünf unmittelbar anschliessenden Scenen (statt fünf Akten) mit breiten wuchtigen Pinselzügen vor uns hingemalt wird. Dieses bemerkenswerte Drama ist in vieler Beziehung ein Versuch, über das lediglich Conventionelle und bis zur Unleidlichkeit Abgeklapperte hinauszukommen und eine neue Kunstform zu begründen. Vielleicht hat sich Flaischlen noch ein wenig zu sehr unter die Fuchtel der photographirenden Realistik gestellt und daher Zufälligkeiten, Wiederholungen, bedeutungslose Halbheiten zu aufmerksam notirt. Er hat es auch verschmäht, die „Scenen" und das ganze Stück mit erhöhter Stimmung zu beschliessen, weil ja das Leben diese fast niemals bietet, — obwohl sie die Kunst gebieterisch verlangt, die uns durchaus mit gesammeltem Klang entlassen muss, wenn etwas in uns nachtönen und nachschwingen soll. Dies ist aber die einzige Ausstellung, die ich an diesem vortrefflichen Werke zu machen habe. In allem Andern hat es meine bewundernde Hochachtung erlangt. Zumal liebe ich das unsagbar Deutsche, das im Ton dieser Dichtung lebt, diese breite, ehrliche, schwäbische Wucht, die uns schon lange gefehlt hat

Was ich mit Walther Siegfried's „Fermont"**) anfangen soll, weiss ich nicht. Er mutet mich weniger als ein Kunstwerk der Gegenwart, denn als ein Kunstwerk der Vergangenheit, genauer: des 18. Jahrhunderts an. Wiederholt fühlte ich mich an Tieck's „William Lovell" erinnert, nur dass die Schmerzen, die damals jung waren, heute schon ein wenig alt geworden sind, und kein rechtes Mitgefühl mehr erwecken. Auch hier ein seelischer Ring- und Befreiungskampf, aber ein Zurücktaumeln hinter Nietzsche, — oder soll es gar eine „Überwindung Nietzsches" sein? Dann „lach ick öwer". Jedenfalls habe ich kaum je ein Seelengemälde gelesen, in dem eine so mangelhafte Psychologie sich bewegt und dazu in einer Sprache, die die abgeklungensten Phrasen nicht verschmäht und gelegentlich in schillerische Jambenrythmen

*) Verlag von F. Fontane & Co. (Berlin).
**) Verlag von Dr. E. Albert (München).

Digitized by Google

verfällt. Auch den sehr breit ausgesponnenen Naturschilderungen fehlt die Intimität und sonnenhafte Wärme. Alles klingt so buchmässig, und die inneren Erlebnisse scheinen „gemacht", um einen Roman daraus zu fabriciren. Wenn gar schliesslich die „Religion der Nächstenliebe" wie etwas Funkelnagelneues proklamirt wird, denkt man an Bourgets, auch bereits um ein Menschenalter zu spät gekommene, thränenselige und thränenschwache „réligion de la souffrance humaine" . . . Ich weiss nicht wie's kommt: vor drei, vier Jahren las ich Siegfried's Erstlingsroman „Tino Moralt" und war begeistert. Warum bin ich jetzt so grausam ernüchtert? Ist Siegfried oder bin ich ein Anderer geworden? Ich glaube, wir haben uns Beide entwickelt, nur in entgegengesetzter Linie. Merkwürdig bleibt mir „Fermont" aber darum, weil eine von mir bezeichnete Zeitdisposition darin zum Anschlag kommt, aber in verklungenen Tönen.

* * *

„Was den Deutschen abgeht" — ich empfehle dieses Kapitel aus der „Götzendämmerung" der Lektüre unserer jung-deutschen Dichter. Nur dass sie sich vor Augen halten mögen, dass den Deutschen noch viel mehr abgeht, als dort gesagt ist. Was aber unserer gegenwärtigen Kunst am meisten abgeht, das ist gerade das, was den Lebensinhalt Nietzsches ausmacht, die furchtlose und rücksichtslose Selbstdurchforschung, das „saigner à blanc", wenn es sich um Fragen der Psychologie und — der Aufrichtigkeit handelt.

Wenn ich geniessend erfahren will, was den Deutschen auch heute noch möglich ist, dann lese ich (von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen) am liebsten noch immer den Einen oder Anderen von unseren „Alten". Am liebsten und respektvollsten von Allen den wundersam prächtigen, fürsichtig verkapselten, im innersten Herzen des Deutschtums hausenden Wilhelm Raabe, von dessen ungeschwächter Poetenkraft auch sein neuester Roman „Kloster Lugau" glorreiches Zeugnis ablegt. Indes, von Raabe in diesem Zusammenhange eingehender zu reden widerstrebt mir. Man müsste dabei nach der einen oder anderen Richtung ungerecht werden. Er gehört auf ein so ganz anderes Blatt, weil er von ganz anderen Voraussetzungen ausgeht. Aber vielleicht wird es mir einmal vergönnt, dieses Blatt für sich allein aufzuschlagen.

Zum Ruhme Theodor Fontanes etwas zu sagen, ist heute, gottseidank, nicht mehr nötig. Er geniesst in vollen Zügen dass, was Perikles als den Gnadentrost des Alters pries; τὸ τιμᾶσθαι, die freudige Anerkennung, zumal auch bei der Jugend. — Wie einsam und ungeehrt lebt dagegen Fitger, fern vom Weltgeräusch in einem kleinen Dorfe bei Bremen. Und doch ist gerade Fitger ein so echter und leidensvoller Ringkämpfer unserer Zeit, ein Mann, dessen einzelne Gedichte alle Blutstropfen sind, die er in der Qual nächtlicher Fragen an das Schicksal seinem zuckenden Herzen abgepresst hat. Geht hin und lest sein neuestes Gedichtbuch „Requiem aeternam dona ei"*) — der Titel sagt schon genug! — und ihr werdet einen Mann finden, dem gleich Ibsen das Dichten „Gerichthalten über sich selbst ist". Auch ein Drama ist von Fitger in diesem Jahre erschienen.*) Aber der bühnenfremde Mann nennt es stolzbescheiden einfach „eine Dichtung". Ich glaube indes, dass diese Dichtung der Bühne gar nicht fremd zu bleiben brauchte, wenn sie nicht hier und da einige Absonderlichkeiten hätte, die man heute nicht mehr für statthaft hält: z. B. dass der Held in einem Monolog seine Seelenverfassung mit merkwürdigem Bescheidwissen ausführlich breit auseinander legt; oder dass ein verlotterter armer Müller noch geistreicher und sentenziöser spricht, wie ein Dumasscher Kammerdiener. An solchen Stellen sieht man, was die junge Schule über die alte davongetragen hat. An anderen lernt man, was sie unnötigerweise geopfert hat. Vergleicht man achtenswerte Erzeugnisse der neuen Dramenart

*) Verlag von Liebeskind (Leipzig).

Digitized by Google

wie Wolzogens „Daniela Weert“*) oder Schnitzlers „Märchen“**) mit Fitgers „Jean Meslier“ — nebenbei auch einem „Kampf um Gott!“ — so findet man vor allem auf Seiten Fitgers unendlich mehr Grazie und Geist, merkwürdiger Weise aber auch einen weit conciseren und vorsichtigeren Bau, ein entschieden prägnanteres Herausarbeiten der Hauptpunkte. Und doch hat Wolzogen, namentlich in den ersten Akten, die Technik fast pedantisch-ängstlich behandelt, und hat es Schnitzler am Unterstreichen dessen, was er sagen wollte, durchaus nicht fehlen lassen.

Ein seltsamer Kunde ist Panizza. Die „Lust am Stinken“ ist wohl bei Niemandem heutzutage so ausgebildet als bei ihm. Aber es ist mehr der derbe Cynismus des Mediciners und der Übermut des Phantasten als Zolas ästhetisch sachliches Pflichtbewusstsein, was ihm diese sonderbare Vorliebe eingiebt. Panizza stinkt mit Geist und Humor — freilich nicht immer, oft auch lediglich aus teutonisch-bärenhafter Hinterbackigkeit, wofür er sich gewisslich auf den Vorgang Luthers nicht ungern berufen wird. Seine im Züricher Verlags-Magazin (also ausserhalb der „Reichsgrenzen“) erschienene „Himmels-Tragödie“ „Das Liebeskonzil“ ist eine ziemlich unausgegohrene Mischung von banausischem Spöttertum und dämonischem Witz. Seinen röchelnden und spuckenden lieben Gott hätte ich ihm gerne geschenkt — den Alten hat uns Bierbaum mit weit liebenswerterem Humor auf die Beine gestellt — aber für seinen Teufel mache ich ihm mein Compliment. Wenn der die Speisekarte seiner Liebchen durchblättert und schliesslich bei Salome, der Tochter der Herodias Halt macht, um mit ihr eine Tochter zu zeugen, die sich „Lues“ nennt, und die auf Gottes Befehl die sündige Menschheit heimsuchen soll, ... da regt sich echter Satanismus, bekanntlich eine Marke, nach der man heutzutage Verlangen trägt.

Für die Bühne ist das Liebeskonzil nicht geschrieben. Und wohl auch Ernst Rosmer's „Königskinder“***) nicht, das aber dafür in der Lektüre durch die bunte Fülle seines Märchenzaubers und die kecke Treffsicherheit seiner Märchencharakteristik einen hohen und seltenen Genuss gewährt. Warum nur „Ernst“ Rosmer? Für eine Dichterin, die so reich und unbefangen ihr weibliches Temperament walten lässt, dass man die froh-nervöse und spielerig bizarre Frau aus jedem Wort heraussprühen fühlt, geziemt sich nicht das Versteckspielen mit dem männlichen Vornamen. Die Frauen haben doch gewiss ihr Bürgerrecht in der Poesie sich voll begründet. Aber behaupten können sie es nur durch den Stolz und nicht durch — die Furchtsamkeit ihres Geschlechts.

Von Bierbaums „Lobetanz“ will ich für heute nicht viel Worte machen. Ich denke, ich werde ihn, mit Marschalks Musik, bald auf einer Bühne sehen. Nur soviel, dass der Dichter klug genug war, sich einige der glitzerndsten Perlen aus seinem neuen Gedichtbuch „Nemt, Frouwe, disen Kranz‘,†) herauszupicken und diesem Bühnenspiel einzuverleiben. Das Gedichtbuch selbst ist nach Ausstattung und Inhalt ein kleines Juwelenkästchen, wirklich in sich, trotz flimmernder Buntscheckigkeit, ein geschlossenes Kunstwerk, ein üppig duftender Blütenkranz, den sich die „Frouwe“, der er geboten wird, getrost in die weichen Locken darf drücken lassen. Ich habe früher einmal versucht, Bierbaums poetische Art mit dem Wort „malerische Lyrik“ zu bezeichnen, und es freut mich, dass mir dieser Ausdruck heute noch völlig stichhaltig erscheint. Es sind nicht die Gedanken und Ideen und auch nicht die Empfindungen und Einfälle, welche Bierbaums Gedichte aus so vielen anderen hervorstechen lassen. Es ist ganz vorzugsweise die bildernde Sprache, die reiche malerische Anschauung, die sie durchzieht. Man hat von ihnen einen Kunstgenuss, wie vor einem persischen Teppich, und zuweilen erscheint

*) Verlag von F. Fontane & Co. (Berlin).
**) E. Piersons Verlag (Dresden und Leipzig).
***) S. Fischer, Verlag, (Berlin).
†) Verlag von Gustav Schuhr (Berlin).

Digitized by Google

Einem des Prunks und der Pracht zuviel. Man sehnt sich alsdann wohl von der stolzen Überladenheit weg nach etwas Einfach-Tiefem, Naiv-Bedeutendem, Künstlerisch-Prunklosem —

da fällt mir Hartlebens „Goethe-Brevier“*) in die Hände!

Ich lese und lese. Und lese mir mit inniger Wärme ganz jene Liebe zu unserem Altmeister an, die sich der Herausgeber zum Ziele gesetzt hat. Wie klopft in jedem Verse der Puls innerlichsten Lebens! Wie gegenwärtig wird das Alles! Und indem ich an's Kunstwerk unserer Gegenwart denke, richten sich unwillkürlich meine Blicke auf Goethe, dessen Leben nach einem bekannten Ausspruch, ein Kunstwerk war, das nun, heller noch als früher, uns aus seinen Gedichten entgegentritt. Freilich hat Hartleben die Jugendgedichte stark bevorzugt und ist dem alternden und alten Goethe (ganz abgesehen von einigen ungeziemenden Ausfällen in der Vorrede) keineswegs völlig gerecht geworden. Ich denke dabei an das Mephisto-Wort aus Faust's zweitem Teil:

„Allein der Teufel, der wird alt,
Drum werdet alt, ihn zu verstehen!“

Also: In eurem Leben liegt euer Kunstwerk. Drum werdet Lebenskünstler! Goethe lebte das heitere Schauspiel eines Olympiers, Nietzsche die erschütternde Tragödie des Übermenschen. Und das Kunstwerk eures Lebens? Weder im verliebten Schlendern, noch im sauren Schwitzen wird es bestehen können, sondern einzig in der Entdeckung und Eroberung der Menschen. Nicht das Allzumenschliche, aber das Allermenschlichste müsst ihr freimachen in euch und mit hütender Eifersucht bewachen, als euren einzigen lebenspendenden Hort. Erst aus neuen Menschen werden die neuen Künstler hervorgehen, und dann wird auch — mag heute die Constellation so erbärmlich sein wie sie will — das erschnte Kunstzeitalter nicht warten lassen: den entfesselten Innenmächten kann auf die Dauer nichts Äusseres standhalten.

Ich blicke zurück und sehe Hellas vor mir liegen im strahlenden Glanze seines Künstlersonnenscheins. Damals waren Alle Künstler. Denn Künstler und Mensch war dasselbe. Die wir heute als grosse Namen verehren, das waren nur die Auserlesenen unter Gleichstrebenden. Und wieder ist der Zufall günstig. Ein Büchlein liegt auf, das uns mit verführenden Worten zu einem Spaziergang durch Alt-Hellas einladet. Es zeigt uns an der Dichtung allüberall den ungesuchten Niederschlag des Lebens, es enthüllt uns das Bild einer Cultur, in der Dichtung und Leben einander voll durchdringen konnten. Es ist die von Julius Schultz und Johannes Geffcken herausgegebene Sammlung „Altgriechische Lyrik in deutschem Reim“,**) ein Prachtstück lebendiger Verdeutschung, zugleich durchweht von warmer Liebe zu südlichem Boden und tiefem Verstehen hellenischer Empfindung. Aber welch ein Unterschied gegen heute! Damals wuchs die Kunst, eine Naturpflanze unter freiem Himmel. Heute wird sie kaum im Treibhaus geduldet und muss sich jedes Quentchen Leben mühsam erstreiten.

*) Verlag von Karl Schüler (München).
**) Verlag von Wilhelm Hertz (Berlin).

**

Digitized by Google

DAS EIGENTUM

ALS SOCIALE THATSACHE

VON

PROF. LUDWIG GUMPLOWICZ (GRAZ).

Eine populäre Wissenschaft wird die Sociologie nie werden, denn sie drückt das Individuum zu vollkommener Bedeutungslosigkeit herab, indem sie den Nachweis führt, dass es nicht freier individueller Wille sei, welcher die Handlungen des Menschen bestimmt, sondern dass es seine Umwelt ist, welche die Motive seines Handelns und somit auch dieses selbst erzeugt.

Im Gegensatze daher zur Geschichtsschreibung die von Persönlichkeiten und ihren Handlungen erzählt: beschäftigt sich die Sociologie nur mit socialen Thatsachen, mit socialen Bewegungen, allenfalls noch mit Ideenströmungen und social-psychischen Erscheinungen. Mit allem also, nur nicht mit Individuen.

Hofhistoriographen wird es immer geben, wie es deren zu allen Zeiten gegeben hat: Hofsociologen schwerlich. Wozu wären sie auch? Sie verherrlichen Niemanden und verdammen Niemanden: sie könnten ihren Herrn nicht preisen und seine Gegner nicht besudeln.

Sie könnten höchstens erklären, warum er so und nicht anders handle und warum seine Gegner nicht anders handeln konnten. Selbst die ureigenste Handlung eines Individuums ist der Sociologie ein Ereigniss, ein ganz gewöhnliches Naturereigniss, das einfach Folge von Ursachen ist und die imposanteste Staatsaktion, ob welcher die Historiker in die immer bereitgehaltenen Posaunen stossen, um Lobestusche zu blasen, erledigt die Sociologie mit dem nüchternsten Ursachen-Nachweis, der sich mit der prosaischen Formel deckt: wenn's regnet, ist's nass. Den „sittlich-freien Geist" schickt sie in den wohlverdienten Ruhestand, ohne sich weiter über ihn den Kopf zu zerbrechen.

In die zwei Begriffe: sociale Thatsache und sociale Bewegung löst sie den ganzen Inhalt der Geschichte der Menschheit auf. Allerdings sind das zwei neue Begriffe, über deren Wesen und Bedeutung sich bisher weder Geschichts- noch Staats-Philosophen so recht klar wurden. Denn ihr Sinnen und Trachten ging immer auf die Erklärung der Geschichte vom „Ich" aus: und die alte Individual-Psychologie musste herhalten, um diese Erklärungen ganz präcise zu geben.

Die Sociologie aber verlangt vom Menschen, dass er von vornherein sich selbst degradire, dass er eine Null werde, eine Marionette,

Digitized by Google

in deren Inneres seine Umwelt den Bewegungsmechanismus hineinbaut, von dessen Abwicklung dann sein Thun und Lassen abhängt: das ist zu viel verlangt! Gegen eine solche Zumuthung sträubt sich die „Individualität", eine solche Grundlage einer Wissenschaft werden die „Gelehrten" nicht so bald acceptiren und es ist gewiss kein blosser Zufall, dass die Sociologie gerade in Deutschland heute sich so schwer Bahn bricht, in dem Lande, wo die subjective „Ich"-Philosophie in diesem Jahrhunderte die grössten Triumphe feierte.

Und doch bleibt der Sociologie keine Wahl. Sie muss es der Historie überlassen, aus der freien Individualität die Weltbegebenheiten zu erklären; ihr Weg ist ein anderer. Sie betrachtet die Gruppen als die elementaren Einheiten aller socialen Entwicklung. Sie kann dem Individuum nicht die Macht zuerkennen, die Kreise der Gruppen zu stören, ihre gesetzmässigen Strebungen und Tendenzen zu modifiziren; nur diese Bewegungen der Gruppen kann sie als maassgebend für die sociale Entwicklung anerkennen.

Nur aus dem Gegeneinanderwirken dieser Gruppen entstehen die socialen Thatsachen und aus dem ewigen Bemühen der Gruppen, diese Thatsachen zu eigenem Vorteil zu ändern, entstehen die socialen Bewegungen. Aus den hieraus erwachsenden gegenseitigen Beziehungen aber der Thatsachen zu den Bewegungen und dem steten, ununterbrochenen Ineinandergreifen dieser beiden Factoren, setzt sich die sociale Entwicklung zusammen.

* * *

Eine sociale Thatsache nun ist eine solche, die nicht von Individuen, sondern von Gruppen als solchen geschaffen wird und zwar gehören zur Schaffung einer socialen Thatsache mindestens zwei heterogene Gruppen. Wenn von zwei aufeinanderstossenden Stämmen der eine den andern unterjocht und beherrscht, so wird eine sociale Thatsache geschaffen, die wir Staat nennen.*) Eine solche sociale Thatsache ist keine Folge einer individuellen Laune oder eines Zufalls: sondern da dieselbe die Resultirende natürlicher Kräfte, das Ergebniss der im Kampfe sich messenden heterogenen Gruppen ist, ein mit derselben Naturnotwendigkeit eingetretenes Ereigniss, mit der ein in die Lüfte geworfener Stein zu Boden fällt. Eine solche sociale Thatsache kann aus sich selbst heraus nicht leicht umgestürzt werden, denn die sie bildenden Elemente haben ja ihre Kraftprobe im voraus bestanden und solche Kräfteverhältnisse ändern sich nicht über Nacht. Sie können von aussen durch mächtigere Factoren gestürzt werden, welche neue sociale Thatsachen erzeugen: aber von innen heraus ist an einen Umsturz einer solchen socialen Thatsache wie der Staat es ist, nicht zu denken, zumal wenn durch eine jahrhundertelange Entwicklung die überwiegende Mehrzahl der in ihm enthaltenen Bestandtheile, als da sind Classen, Stände, Berufskreise, Gesellschaften, an seinem Bestande ein, alle anderen Rücksichten in den Hintergrund drängendes Interesse gewinnen, wie das in allen modernen auf jahrhundertealter Entwicklung beruhenden Staaten der Fall ist.

Eine zweite ebenso fest, ja wenn möglich noch viel fester stehende sociale Thatsache ist das Eigentum. Auch dieses ist nicht von Indi-

*) Eingehendere Ausführungen über dieses Thema in Gumplowicz: Sociologische Staatsidee. Graz 1892. Leuschner & Lubensky.

Digitized by Google

viduen erfunden, von keinem Gesetzgeber in's Leben gerufen, sondern zugleich mit der Staatengründung durch die Landnahme einer mächtigeren Gruppe entstanden. Und zwar besteht und liegt das Wesen des Eigentums (wir sprechen zunächst nur vom Eigentum an Grund und Boden) in der gewaltsamen Ausschliessung einer unterjochten Bevölkerung von der Nutzniessung des dem Sieger vorbehaltenen Grund und Bodens. Diese sociale Thatsache kann ebenfalls schon bei ihrem Beginne nicht leicht umgestürzt werden, da sie selber den Schlussact einer langen Kette naturnotwendiger Entwicklung bildet, ganz ebenso wie der Staat. Die Kraftproben sind schon bestanden; diese sociale Thatsache, einmal vorhanden, trägt die Garantie ihres Bestandes in sich. Solche sociale Thatsachen vollziehen sich über den Häuptern der Individuen kraft socialer mit der Wucht von Naturkräften wirkender Gesetze. Sie können daher von Individuen weder aufgehoben, noch erschüttert, am allerwenigsten „umgestürzt" werden: auch hier aber insbesondere dann nicht mehr, wenn eine jahrhundertealte Entwicklung dieselben in tausendfältigen Interessen der Classen und Schichten eines Volkes hat tiefe Wurzeln schlagen lassen. Diese Unaufhebbarkeit, diese über alle Wechselfälle der Geschichte erhabene Unerschütterlichkeit der socialen Thatsachen ist die Folge des Umstandes, dass nicht sie von den Individuen abhängen, sondern im Gegenteil die Individuen sich unter ihrem eisernen Joche befinden und dasselbe gar nicht abschütteln können.

Dieses Wesen der socialen Thatsachen hat sich die bisherige Staatswissenschaft noch gar nicht klar gemacht: daher es nicht zu verwundern ist, dass Gesetzgebung, Rechtssprechung und Staatsverwaltung, wo es sich um diesen Begriff handelt, aus Unkenntniss verhängnissvolle Irrtümer und schwere Missgriffe sich zu Schulden kommen lassen, die aus der Furcht vor dem „Umsturz" solcher socialen Thatsachen herrühren. Erst die Sociologie begann das eigentliche Wesen der socialen Thatsachen zu untersuchen.*)

Neuestens nun hat ein französischer Sociologe Emil Dürckheim in Bordeaux sich bemüht, den Begriff einer socialen Thatsache festzustellen und gelangte zu einer annähernd richtigen Definition derselben.**) Er sagt: Sociale Thatsache sei eine Art und Weise des Handelns, welche normirt oder nicht normirt von Aussen her einen Zwang ausübt über den Einzelnen oder welche im Bereiche einer gegebenen Gesellschaft allgemein herrschend ist, dabei ein selbstständiges Dasein führt und unabhängig ist von ihren individuellen Äusserungen.***)

Diese Definition mag noch etwas dunkel sein; es werden mit der Zeit gewiss klarere gegeben werden: aber eines ist schon gesichert, das ist die Erkenntniss, dass über sociale Thatsachen die Menschen keine Macht haben; dass solche Thatsachen nicht von Einzelnen, sondern von menschlichen Gesellschaften kraft höherer sie zwingen-

*) Vergl. Gumplowicz: Sociologie und Politik. 1892 Leipzig, Dunker & Humblodt.

**) In der Revue philosophique von Ribot 1894. I. B. S. 465: Les Règles de la Méthode sociologique.

***) „Est fait social toute manière de faire, fixée ou non, susceptible d'exercer sur l'individu une contrainte extérieure; ou bien encore qui est générale dans l'étendue d'une société donné tout en ayant une existence propre, indépendante de ses manifestations individuelles."

Digitized by Google

der Naturgesetze in's Leben gerufen werden und dem Einzelnen mit derselben unwiderstehlichen Gewalt sich aufdrängen und auferlegen, mit welcher ihn so viele andere natürliche Nothwendigkeiten des Lebens bezwingen wie Geburt und Tod, wie Alter und Krankheit.

Wenn man nun aber eine solche sociale Thatsache für ein individuelles Werk ansieht, wenn man das, was immer und ewig aus dem Zusammenstoss und dem Gegeneinanderprall menschlicher Gesellschaften mit derselben Nothwendigkeit sich ergiebt, mit welcher der Zusammenstoss zweier vom Sturm gegeneinander getriebener elektricitätsschwangerer Wolken den Blitz erzeugt, für ein Werk individueller Willkühr, für das Werk eines Gesetzgebers oder „Staatsgründers" ansieht: ist's dann ein Wunder, wenn man in weiterer Folge dieses Grundirrtums in einen bodenlosen Abgrund von Wahnideen und Täuschungen gerät, aus welchem man keinen Ausgang, keine Rettung findet?

So wird z. B. die sociale Thatsache des Eigentums nicht nur von den unwissenden Massen für ein Werk individuellen Schaffens, für eine „Einrichtung" des Staates gehalten, die auch anders eingerichtet oder einfach aufgehoben werden könnte: sondern Philosophen und Publicisten erschöpfen sich in Plänen und Vorschlägen, wie diese sociale Thatsache von Grund aus zu ändern, oder auf welchem Wege dieselbe aufzuheben sei. Noch schlimmer aber ist, dass, geängstigt und eingeschüchtert von diesen Vorschlägen und Projekten, Gesetzgeber und Staatsmänner alle Requisiten ihrer Macht in Bewegung setzen, um der drohenden Gefahr, die ihnen den Schlaf raubt, um dem „Umsturz" des Eigentums vorzubeugen. Wir nehmen es ihnen nicht übel. Weder hat man es ihnen an den Universitäten beigebracht, noch auch konnten sie es aus Staatsrechts-Lehrbüchern erfahren, was eine sociale Thatsache sei.

Das also die Einen eine sociale Thatsache umstürzen, die Andern diesem Umsturz vorbeugen wollen; das ist nur die Folge des allgemeinen Verkennens der Natur dieser Thatsachen.

Man muss es wirklich bedauern, dass die Angst der „Staatshüter" es nicht gestattet, die Weltverbesserer ad absurdum zu führen. Sie sollten es nur 'mal versuchen, das Eigentum „umzustürzen". Bei welchem Ende wollten sie denn das Ding anpacken? wo wollten sie denn eigentlich den Hebel ansetzen, um den „Umsturz" des Eigentums zu Wege zu bringen? Wollten sie zuerst dem Bauer seine Kuh oder Rothschild seine Millionen confiscieren?

Es ist beinahe schwer zu glauben, dass es wirklich Ernst sei mit der Furcht vor dem „Umsturz" des Eigentums. Man gerät unwillkürlich auf den Verdacht, dass dieselbe nur ein Vorwand ist, um gewisse Reformen des Eigentums, die man thatsächlich fürchtet, zu hintertreiben.

* * *

Damit aber gelangen wir zur Kehrseite der Medaille: zur Betrachtung des zweiten Factors socialer Entwicklung, zur Frage: sind sociale Thatsachen unwandelbar und unveränderlich? Trotzen sie dem Strom der Jahrtausende und Jahrhunderte? Wenn der Einzelne sich ihnen unabänderlich fügen muss, muss es auch die Menschheit in ihrer zeitlichen Abfolge, müssen es auch die wechselnden Geschlechter der Menschen in alle Ewigkeit? Keineswegs. Auch die

Digitized by Google

socialen Thatsachen stehen im Strome der Entwicklung. So wie sie aus socialen Bewegungen hervorgegangen sind, so werden sie durch sociale Bewegungen geändert, den Zeitverhältnissen und Bedürfnissen angepasst. Aber ebenso wie kein Einzelwirken sie umzustürzen vermag: ebensowenig lassen sich sociale Bewegungen aufhalten oder zurückdämmen. Möge das deutsche Reich es versuchen, die brandende Nordsee aufzuhalten und zurückzudämmen, damit sie ihr das schöne Helgoland nicht abspüle und nicht unterwühle. Warum lässt es sie nicht peitschen wie Xerxes den Hellespont? Und doch peitscht sie die sociale Bewegung, die unaufhörlich an der Glättung und Humanisirung der socialen Thatsachen arbeitet.

Zwischen Sestos und Abydos zeigen Schiffer dem Fremden die Stelle, wo der grosse König dem Meere Geiselhiebe geben liess und die Brandung, in die er ein Paar Fusseisen hineinzuschleudern befahl: und dabei lachen die Schiffer über den grossen König.

Wenn einst nach Jahrhunderten aufgeklärte Geschlechter die Ruinen unserer Gefängnisse betrachten werden, in denen allerhand „Umstürzler" schmachteten, sie werden mit demselben Gefühl der Verachtung wie jene Schiffer von Sestos von den Regierungen des 19. Jahrhunderts sagen: sie haben das Meer gepeitscht!

Daran trägt aber nur der Umstand Schuld, dass der richtige Begriff der socialen Thatsache auch unsern Staatsmännern noch fremd und unbekannt ist: und ebenso verhält es sich mit dem Begriff der socialen Bewegung. Die Bewegung der Himmelskörper kennen wir, die Kräfte der toten Natur stellten wir in unsern Dienst und wirken damit Wunder, die Geheimnisse der Meerestiefen erforschen wir, bald wird es für uns keinen „dunklen Weltteil" auf unserer Erde mehr geben: aber das was uns am nächsten liegt, die sociale Bewegung, mitten in der wir stehen, begreifen und verstehen wir nicht; wir wissen nicht was sie bedeutet und wohin sie drängt, und was schlimmer ist als diese Unkenntniss, in grenzenloser Verblendung bilden wir uns ein, sie meistern und nach beschränkten Gesichtspunkten lenken und leiten zu können.

Als vor mehreren Jahren ein Astronom den Zusammenstoss unserer Erde mit einem Kometen vorausberechnend verkündigte: da bemächtigte sich der Geister eine bange Furcht vor der nahenden grossen Katastrophe. Ein anderer Astronom aber belehrte uns, dass es gar keine Katastrophe geben werde: unsere Erde werde durch die Nebelmasse des Kometen hindurchgehen ohne Schaden zu nehmen; wir werden es kaum merken, dass der Zusammenstoss stattgefunden. Nur ein dichter Nebel werde uns umhüllen, der uns das Athmen etwas erschweren werde; möglicherweise werde auch ein fremdartiger Geruch zarteren Nerven sich unangenehm fühlbar machen, im Übrigen aber werde das so sehr gefürchtete Ereigniss keinerlei üble Folgen für uns haben, ja möglicherweise werden die Niederschläge auf unsere Äcker und Felder einen günstigen, die Fruchbarkeit fördernden Einfluss üben.

Ähnlich wie mit jenem gefürchteten Zusammenstoss verhält es sich mit der von der einen Seite verkündeten und von der andern Seite gefürchteten „socialen Revolution".

Grosse Kreise der Besitzenden und Herrschenden fürchten ihr Nahen und ergreifen fieberhaft Massregeln, um noch rechtzeitig der „Katastrophe" vorzubeugen.

Digitized by Google

Aber Niemand scheint zu merken, dass wir eigentlich schon mitten drin sind in der Katastrophe. Nur wenige Leute von schärferem Blicke sehen den dichteren Nebel, der uns das Athmen etwas erschwert, und nur feinere Nasen spüren den etwas brenzlichen Geruch der „socialen Revolution", die uns umhüllt. Im Uebrigen nehmen wir keinen Schaden; ja, es ist sogar möglich, dass die Gedanken-Niederschläge der socialen Revolution, die wir durchmachen, unsere Äcker und Felder gut beeinflussen und ihre Fruchtbarkeit erhöhen werden.

Dass man nun alles das nicht merkt, liegt wieder daran, dass man sich über das Wesen einer socialen Bewegung nicht klar ist. Eine solche ist nämlich ein Vorwärtsdrängen der Massen auf der Bahn neuer Ideen und neuer Aspirationen, in welche sie hineingerathen ohne ihr Zuthun, ohne zu wissen auf welche Weise, einzig und allein nur dadurch, dass sie die Nachkommen ihrer Vorfahren sind; daran tragen sie aber offenbar keine Schuld.

Wenn bei einem Volksgedränge die rückwärtigen Massen mit Gewalt vorwärtsdrängen, dann können die vorderen Reihen fallen und zertreten werden, aber stehen bleiben können sie nicht. Man richte Kanonen gegen die vordersten Reihen: sie können weder weichen noch stehen bleiben, denn sie werden gewaltsam vorwärts gedrängt. Die sociale Revolution, in welcher wir stehen, vollzieht sich ganz ähnlich als notwendige Consequenz vergangener Jahrtausende: denn wenn sich auch moderne „Naturforscher", welche auf ihrem Gebiete das Gesetz der Causalität anerkennen, auf socialem Gebiete blind stellen: so weiss doch heute jeder vernünftig denkende Mensch, dass auch auf diesem Gebiete dieselbe allgemeine Causalität herrscht, wie auf dem Gebiete aller andern Naturerscheinungen. Will man nun die an der heutigen socialen Revolution Schuldtragenden finden, müsste man weit, sehr weit zurückgehen.

Da lebte vor 3000 Jahren unter dem schönen griechischen Himmel ein „freies Volk", das heisst es gab dort kleine „Republiken", in deren jeder ein wüster Haufe von „Bürgern" grosse Sklavenmassen für sich arbeiten liess, während er selbst „politisierte". In diesen Bürgerhaufen gab es ewig Streit, ob einer oder viele oder alle die Herrschaft üben, d. h. die Politik leiten sollen. Andere Fragen gab es nicht: das Loos der Sklaven kümmerte sie wenig. Einer ihrer grössten Staatsphilosophen, Aristoteles, plauderte uns in seinem Buch „über Politik" das Geheimniss ihres Lebens aus. Er meint, die Sklaven seien „belebte Werkzeuge", deren man sich bediene; „Sklaven und Thiere" seien zum „guten Leben", offenbar der Bürger, welches die höchste Aufgabe des Staates sei, nöthig. Dies „gute Leben" und diese „Freiheit", die sie heldenmütig verteidigten, dauerte nicht sehr lange; dann kamen Jahrhunderte und Jahrtausende wo die grossen und klugen Freiheitshelden selber Sklaven wurden und allerhand anderen Nationen als „lebende Werkzeuge" dienten. Die Geheimnisse aber, die ihr grosser Philosoph ausplauderte, gaben den Philosophen späterer Jahrhunderte viel zu denken. Man nahm Anstoss an den „lebenden Werkzeugen" und begann zu munkeln: „Menschen seien doch Menschen und keine lebenden Werkzeuge". Das Munkeln ging von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, unaufhörlich brandeten die Wogen der socialen Bewegung an den Felsen dieser socialen That-

Digitized by Google

sache; bis dieser Fels ein wenig abgeglättet war und Europa den Grundsatz verkündete: „Mensch ist Mensch und kein lebendes Werkzeug". Die sociale Bewegung siegte über eine jahrtausende alte sociale Thatsache. Die Bewegung aber steht nicht still; was will sie? Das lässt sich in zwei Worten sagen: der Mensch will auch essen! Der Mensch mag keinen Hunger leiden! Darauf antworten die Nachfolger Aristoteles': arbeite, so wirst du essen! hast du keine Arbeit, so hungere! — Mit dieser Aristotelischen Weisheit giebt sich die Bewegung nicht zufrieden: sie tobt und tobt in ganz Europa und schleudert ihre brandenden Wogen gegen den noch immer schroffen Felsen des „Eigentums".

Sie wird ihn nicht umstürzen; er steht fest auf Jahrtausende. Nicht auf sandigem Boden ruht er; er ragt empor aus dem granitnen Grunde der menschlichen Natur — er kann daher nicht unterwühlt und nicht unterwaschen werden. Aber die ewig an ihn brandende Bewegung wird ihn noch viel mehr glätten, als sie es bisher gethan. Alles Schroffe und Kantige an ihm, alle seine Spitzen und Schärfen werden abgespült werden.

Man sehe sich doch nur die Entwicklung des Eigentums seit 2000 Jahren an: wie grausam war es einst, wie ist es verhältnissmässig schon gemildert heute. In Stücke zerhauen durfte der römische Gläubiger seinen vermögenslosen Schuldner; das gestattete ihm der vielgerühmte „Geist des römischen Rechts", jene vielbewunderte „Jurisprudenz", die dem Shylock Recht giebt. Und als nordische Eroberer-schwärme im Mittelalter mit dem Schwert in der Faust sich rechtmässiges Eigentum erwarben an dem Grund und Boden Mitteleuropa's: fielen ihnen die Insassen dieses Boden als Zubehör ihres Eigentums zu. Was sie von diesem Zubehör ihres rechtmässigen Eigentums zur Arbeit nicht brauchten, das verhandelten sie auf den Sklavenmärkten des Orients und Spaniens. Arabische Kaufleute hausirten damals fleissig bei den feudalen Herren und kauften ihnen diese überflüssigen Producte ihres Grund und Bodens ab*). Das war ja ihr rechtmässiges Eigentum, sie konnten es verhandeln, um sich dagegen Damascener Klingen und spanische Prunkgewänder einzutauschen.

Auch diese schroffen Formen des Eigentums milderte seither die sociale Bewegung. Wie ist sie aber entstanden? wo begann sie? So weit zurück reicht keine Geschichte. So viel ist sicher, dass schon in den ältesten Zeiten Griechenlands der wirklichen Organisation des Eigentums Schilderungen von Idealstaaten entgegengehalten wurden, in denen das Privateigentum aufgehoben sei und ein gemeinschaftliches Eigentum gelte; die erste Nachricht von einem solchen „Freiland" schöpft Diodor aus einer „heiligen Schrift" eines gewissen Euchemeros. Die Idealschilderungen Plato's sind bekannt. Was beweisen alle solche Schilderungen? Dass man mit der vorhandenen thatsächlichen Organisation des Eigentums nicht zufrieden war. Nun braucht es ja nichts mehr um eine sociale Bewegung zu fördern als wenn man einer bestehenden Unzufriedenheit mit thatsächlichen Übelständen in der einen oder andern Form Worte leiht. Wer mag den Einfluss solcher aus wirklichen Übelständen fliessenden Ideen ermessen? Da ist jeder

*) Vergl. Dr. Georg Jacob: Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern. 2. Aufl. Berlin 1891. Mayer & Müller.

Digitized by Google

Gedanke, jedes Wort unsterblich, wenn es auch nur ein Körnchen Wahrheit enthält. Wer mag den Einfluss von Plato's „Republik" ermessen? Millionen Köpfe hat sie unmittelbar oder mittelbar zum Nachdenken angeregt und auf diese Weise, immer genährt und getragen vom Gefühl der Unzufriedenheit mit bestehenden Zuständen, schwillt der Ideenstrom, wächst die Bewegung und wälzt sich mit immer mächtigeren Wellenschlägen von Jahrhundert zu Jahrhundert. Lassen sich solche Bewegungen aufhalten? Wie will man einen mächtigen Strom in seinem Unterlaufe aufhalten, dessen zahlreiche Quellen und Zuflüsse hunderte Meilen weit im fernen Lande entspringen?

Seit Jahrtausenden arbeitet diese Bewegung bald ruhig fliessend bald stürmisch daherbrausend an der Umgestaltung, Milderung und Humanisirung der socialen Thatsache des Eigentums. Und was hat sie nicht schon geleistet! Wie viele Eigentumsobjekte sind in neuerer Zeit den Klauen usurpatorischer Monopolisten entrissen und zum gemeinen Wohle dem Staate überwiesen worden? Auf diesem Wege der Verstaatlichung von Eigentumsobjekten schreitet ja heute der Staat im Interesse der Gesammtheit vorwärts und auf diesem Wege kann er noch lange vorwärts schreiten. Wer will es leugnen, dass das alles nur Folgen der socialen Bewegung sind, die den Staat zwingt, die in den mannigfachsten Formen bestehenden Privilegien im Interesse der Gesammtheit aufzuheben. Und welche immer weiteren Perspektiven eröffnen sich heute auf diesem Wege; man denke nur an die gemeinwirtschaftliche Ausnützung solcher Naturkräfte wie die Elektrizität u. s. w. u. s. w. Und kann es denn noch lange dauern dass der Staat es dulde dass durch legistische Kunstgriffe (Erwerbung von Schurfen etc.) die unterirdischen Schätze ganzer Provinzen an Kohlenflötzen von einigen wenigen Speculanten der Gesammtheit wegescamotirt werden? Wie er die Eisenbahnen verstaatlichte so wird er im allgemeinen Interesse die Bergwerke verstaatlichen. Und wer könnte heute voraussagen, welche Schranken dem Privateigentum noch in der Zukunft auferlegt werden im Interesse der Gesammtheit. Wer hat aber alles das angeregt, wer hat das alles in's Rollen gebracht, wer hat auf diese Reformen hingedrängt wenn nicht die sociale Bewegung gegen den Missbrauch des Privateigentums? Dass diese Bewegung noch sehr weit, unabsehbar weit von ihrem Ende ist, das ist wohl selbstverständlich. Nur an einzelnen Symptomen können wir erkennen, wie weit sie schon gediehen und welch weiter Weg noch vor ihr liegt.

Als ein solches Symptom kann ein sensationelles Wort gelten, welches ein scharfsinniger Jurist und hoher richterlicher Würdenträger vor einigen Jahren in diese Bewegung hineinschleuderte. Der gewesene österreichische Minister Steinbach hat damals das Wort von den „Pflichten des Besitzes" ausgesprochen. Das Wort ist nicht so harmlos wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Es enthält einen tiefen Gedanken, und Gedanken sind gefährlich. Insbesondere desshalb, weil gute Gedanken eine Unzahl neuer Gedanken in's Leben rufen und eine sociale Bewegung mächtig fördern.

Der Gedanke nun der „Pflichten des Besitzes" kann viele Leute nachdenklich machen. Er kann einen ähnlichen Eindruck hervorrufen wie wenn wir hören, dass der Finanzbaron X. eine grosse Wohlthätigkeitsstiftung errichtet. Wir denken nämlich dabei unwillkürlich

Digitized by Google

daran, der Mann musste viele Millionen „verdient“ haben, wenn ihn sein Gewissen schon zu solchen Wohlthätigkeitsakten drängt. Eine ähnliche Wirkung erzeugt das Wort von den „Pflichten des Besitzes“. Es klingt wie der Ausdruck eines geheimen nicht eingestandenen Bewusstseins des „Missbrauchs des Eigentums“. Unwillkürlich fragt man: brauchte es so weit zu kommen, dass man dem Besitze „Pflichten“ auferlegt?

Wie viele unschuldige Existenzen mögen wohl verblutet sein, dem Hungertode preisgegeben worden sein, bis der Finanzbaron seine Wohlthätigkeitsstiftung errichtete? — Auf diese Weise wirft das scheinbar harmlose Wort von den „Pflichten des Besitzes“ ein grelles Licht auf den Weg der sozialen Bewegung gegen das Eigentum und erhellt die Station, auf der wir angelangt sind. Aus der Tiefe dieses Gedankens taucht plötzlich die Frage auf: Wird die zukünftige Entwicklung des Eigentums nicht vielleicht eine Richtung einschlagen, um diese etwas unzuverlässigen „Pflichten des Besitzes“ ein für allemal überflüssig zu machen? Müssen denn die „Enterbten“ wirklich immer auf die Almosen der Finanzbarone warten? Wird die zukünftige Entwicklung des Eigentums nicht Mittel finden, um es nicht erst auf die Pflichterfüllung des Besitzes ankommen zu lassen, zumal auf dieselbe nicht immer zu rechnen ist? —

Wer darf es unternehmen, auf solche Fragen zu antworten! Sie sollen ja auch nur darauf hindeuten, welche grossen Aufgaben möglicherweise noch der socialen Bewegung gegen das Eigentum in der Zukunft vorbehalten sind.

Oder sind wir im Irrtum? Hat vielleicht diese Bewegung schon ihr Ende erreicht? Sitzen doch schon viele Hunderte Schreier und Agitatoren in allen „Rechtsstaaten“ Europas hinter Schloss und Riegel: da wird es doch wohl einmal ein Ende haben? Und wenn nun gar in den europäischen Parlamenten verschiedene „Umsturzgesetze“ beschlossen werden, dann hat wohl die jahrtausende alte Bewegung ihr Ende erreicht und vom 20. Jahrhundert angefangen muss sich die Welt mit den Steinbach'schen „Pflichten des Besitzes“ zufrieden geben?

Ja! wenn nur die Umsturzgesetze auch die jahrtausendealte Triebfeder dieser Bewegung „unterkriegen“ könnten: dann wäre das möglich. Da aber liegt die Schwierigkeit! Die „Umstürzler“ kann man einsperren; für jedes Wort auf ein Jahr; auch auf zehn Jahre. Nur die ewige Triebfeder dieser Bewegung kann man nicht einsperren; die aber treibt die Bewegung immer von Neuem hervor, ohne dass man ihr mit Polizei und Strafgericht beikommen könnte. Und was noch schlimmer, je mehr Umstürzler und auf je länger man sie einsperrt, desto kräftiger wird diese Triebfeder, denn sie erhält moralischen Succurs, sie wird härter, sie wird geistig gestählt, sie wirkt desto nachhaltiger und fördert die Bewegung desto mächtiger.

Diese Triebfeder hat die Natur selbst in die Brust des Menschen gelegt. Es ist das das ewige Streben jedes lebenden Wesens, seine Lage zu verbessern. Vom kleinsten Gewürm bis zum König der Thiere ist jede Creatur von diesem Streben beseelt, und sollte es der „Herr der Erde“ nicht sein? So lange es nicht gelingt, diese tief in jeder Menschenbrust wurzelnde Triebfeder herauszureissen, helfen keine

Digitized by Google

Umsturzgesetze, so lange ist die sociale Bewegung da und schwillt und wächst, je mehr man sie bekämpft.

* * *

Welches sind nun die nächsten absehbaren Ziele dieser socialen Bewegung gegen das Eigentum?

Darüber sucht man vergebens eine klare Auskunft bei den Staatsphilosophen aller Zeiten und Völker. Vor nicht lange aber hat ein junger Weltverbesserer, in der Hitze des Redegefechtes, einer Volksversammlung einige Worte zugerufen, mit denen er wohl ahnungslos den Nagel auf den Kopf traf.

„Die Unvernunft," sagte er, „muss aus der Welt geschafft werden, dass wer kein Geld hat und keine Arbeit findet, angesichts aufgehäufter Vorräthe von Genussmitteln verhungern müsse." Das ist's! Das ist das Ziel der socialen Bewegung gegen das Eigentum.

„Diese Unvernunft muss aus der Welt geschafft werden!" — Wie und auf welche Weise das geschehen solle, wer kann das heute angeben? Darüber werden sich noch sehr viele Menschen und Philosophen den Kopf zerbrechen. Eines aber ist sicher: durch einen „Umsturz" kann es nicht geschehen. Denn setzen wir in Gedanken den unmöglichen und undenkbaren Fall, es gelänge die sociale Thatsache des Eigentums „umzustürzen": so ist's doch klar, dass wir zurückgeworfen wären in eine vorstaatliche Zeit, wo es noch nicht existirte. Wir müssten also den ganzen geschichtlich schon zurückgelegten Weg noch einmal zurücklegen. Die Natur ertheilte einmal der Menschheit eine gebundene Marschroute; diese Route lässt sich nicht abkürzen; auf keinerlei Weise; alle Stationen müssen durchgemacht werden; da hilft kein Umsturz.

Wenn die natürliche Entwicklung der Menschheit diesen und einen so langen Weg brauchte, um zum heutigen Zustand zu gelangen: so würde, wenn es denkbar wäre den heutigen Zustand „umzustürzen", genau derselbe und ebenso lange Weg nötig sein, um zu demselben Punkte des eingetroffenen Umsturzes zu gelangen. Das muss jedem klar sein, der naturwissenschaftlich denkt und die Entwickelung der Menschheit nicht als eine von Staatslenkern gespielte Schachpartei ansieht, die man von einem gewissen Punkte an auch anders gespielt haben könnte als man sie thatsächlich spielte. Der Naturprozess der Geschichte lässt sich erstens nicht zurücksetzen auf eine frühere Station und wenn dieses denkbar wäre, liesse er sich dort nicht auf ein anderes Geleise bringen. Daher ist der „Umsturz" einer socialen Thatsache auch nur im Gedanken gesetzt jedenfalls ein Unsinn.

Allerdings sind „Umsturzgesetze", welche wieder die Absicht haben die sociale Bewegung aufzuhalten und zum Stillstehn zu bringen, auch gerade nicht die Blume der Weisheit.

Denn ebensowenig wie eine sociale Thatsache umgestürzt, ebensowenig kann eine natürliche sociale Bewegung aufgehalten oder eingedämmt werden.

Dagegen ist es allerdings denkbar und muss vernünftigerweise als möglich zugegeben werden, dass jenes Ziel einst erreicht werden kann, durch einen Ausbau, durch eine Entwicklung des Instituts des Eigentums. Unter der steten Wirkung der socialen Bewegung

Digitized by Google

kann sich die sociale Thatsache des Eigentums allerdings ausgestalten und so wie sie seit mehr als 2000 Jahren schon viel von ihrer ursprünglichen Härte verlor, noch weiter in heute ungeahnter Weise von ihrer Schroffheit und Schärfe verlieren. Denn man darf nicht vergessen, dass wir, verführt von der bestechenden Logik der römischen Jurisprudenz das Wesen des Eigentums an ganz anderer Stelle suchen, als wo es thatsächlich liegt. Denn dieses Wesen des Eigentums liegt gar nicht, wie es uns die Juristen weiss machen wollen, in dem Verhältniss des Objekts zum Eigenthümer; sondern in dem Verhältniss des Eigentümers zu dritten Personen bezüglich des Objektes. Nicht darin, dass der Eigentümer den Gegenstand des Eigentums nach belieben „brauchen und missbrauchen" kann: sondern darin, dass er andere Personen von dem vernünftigen Gebrauche des Gegenstandes ausschliessen kann, den er selber missbraucht; darin liegt das Wesen des römisch-rechtlichen Eigentums und dieses Wesen desselben, mit dem seit jeher viel Unwesen getrieben wurde, dieses ist es, welches weichen müsste, wenn einmal die „Unvernunft aus der Welt geschafft werden sollte", von der oben die Rede war.

Gewiss, über die Möglichkeit der Erreichung dieses Zieles kann man verschiedener Ansicht sein: ich selbst fürchte, die Menschenwelt würde gar zu schön, wenn dies Ziel erreicht werden sollte und ich weiss nicht, ob sie darauf angelegt ist. Doch sind das subjektive Zweifel. Objektiv muss zugestanden werden, dass jenes Ziel ein ganz vernünftiges ist und dass die darauf gerichtete sociale Bewegung eine ganz vernünftige und daher in höherem Sinne (nicht im Sinne des Strafgesetzes), im Geiste der geschichtlich Entwicklung berechtigte ist.

Diejenigen aber, welche eine Bewegung, die vernünftig und im Geiste des Fortschritts berechtigt ist, aufzuhalten und zurückzudämmen unternehmen, vergehen sich gegen die Vernunft, weil sie nutzlos Kräfte vergeuden und gegen den Fortschritt der Menschheit, was schwerer wiegt als alle die politischen Verbrechen unserer Strafrechte zusammengenommen.

Allerdings kommen sie dafür nicht ins Gefängniss: aber die Geschichte wird jahrtausendelang von ihnen erzählen: die haben den Hellespont gepeitscht! —

DIE LETZTE WONNE.

VON

KURT MARTENS.

In Rom, auf dem Pincio fuhren die Wagen an, tadellose Gespanne mit steifen Kutschern und Lakaien in prunkender Livree; in den roten Polstern römische Frauen, so unnahbar, so kalt und so — müde. Einige, nicht viele hatten den Gatten neben sich, vornehm mit edlem Profil und grauem Spitzbart, reserviert und — resigniert.

Digitized by Google

Trupp- und reihenweise hielten die Equipagen, der königliche Adel beisammen und der klerikale. Dann trat die giovinezza heran, die Löwen vom Salon, vom Corso und vom Pincio, im weissen Paletot und weissen Hut, mit dem Monocle und der Rose. Sie grüssten tief und feierlich; die schönen Frauen neigten sich vor und lächelten ernst; ihre dunklen, schwimmenden Augen aber leuchteten auf, während der Gatte hinter ihnen seinen Cylinder lüftete, reserviert und — resigniert.

Drüben, auf der Terrasse des Café's sassen wir, fahrende Leute aus Deutschland und Österreich, Maler, Poeten und Stipendiaten, auch ein paar Italiener dabei, Bekannte aus dem circolo internazionale.

Wir tranken unsern café nero, rauchten Cigaretten und waren recht vergnügt. Auch ein junger Priester vom collegio de propagando fide war mit hereingeschneit. Pedrello hatte ihn öfters mitgebracht und nannte ihn seinen besten Freund.

Pedrello war Maler und hatte in Italien unbestrittenen Ruf.

Keiner rauchte beschaulicher seinen Tabak als Pedrello. Er sass rittlings auf dem Gartenstuhle, guckte in die Luft und blies in kurzen Stössen den Rauch durch die gespitzten Lippen.

Die schönen Frauen, die an ihm vorüberfuhren, streiften ihn kosend mit den langen, fragenden Blicken. Und er — er blies den Dampf in die Luft. —

Bei ihren Morgenbesuchen sprachen die Damen von ihm.

„Ich war gestern dort," erzählt die Marchesa, „und habe sein neues Bild im Atelier bewundert; es ist wieder etwas süsses, aber doch wieder so kalt, so unergründlich kalt wie er selbst, der Maëstro!"

„Alle seine Bilder kenne ich," antwortet die Eccellenza, alle sind sie schlaff und verderbt, aber immer so weich, weich und schön — wie er selbst. —

„Pedrello, Du träumst," rief sein Kollege Peri, „und lässt Dir den Hof machen von Deinen Gönnerinnen."

„Nicht doch, mein Junge," lachte Pedrello, „den Hof machen sie mir nicht; sie wittern nur mit ihren feinen Nüstern das duftende Blut."

Wir schwiegen alle und sahen ihn an. —

Und wieder nahm er mit seiner merkwürdig kleinen weissen Mädchenhand die Cigarette von den Lippen und blies sinnend den blauen Dampf in die Luft.

Dann wandte er sich plötzlich schroff herum und fragte wie beiläufig:

„Ah, Sie wissen noch nicht, meine Freunde; Sie verstehen offenbar nicht . . . . aber ganz Rom weiss es ja . . . . tanto meglio . . . . ich bin in Stimmung, und es ist mir immer wieder ein Genuss . . . ."

„Wir wissen es, Pedrello," meinte Peri ernst und fuhr sich unbehaglich durch die Locken.

„Das ist frivol!" murmelte der Priester. Er runzelte die Stirn und zitterte.

„Was wollt ihr, was wollt ihr?" rief Pedrello lustig, „es ist keine Schande; es war ja mein Glück und hat mir die Liebe der schönen Welt erobert. — Signori, ich erzähle es Ihnen also; denn, wie gesagt, es ist mir ein Genuss."

Er nahm eine neue Cigarette aus seiner Dose, steckte sie an, lehnte sich bequem in seinen Stuhl zurück und schlug die Beine übereinander:

„Als ich noch jung war, Signori, jung und noch nicht ausgereift, war ich auch einmal — verheiratet.

Hier unten, in der Via Sistina hatte ich mein eheliches Heim.

Man pflegt seine Frau des öfteren zu lieben — Sie wissen, des öfteren und — stark bisweilen; zu Zeiten, ja, zu Zeiten — wahnsinnig. Wie gesagt, ich war noch unreif, ich — nun, ich liebte — wahnsinnig.

Und dann, es ist komisch, aber ich konnte mich nie sättigen an Liebe, nie — nie; immer durstig, durstig nach toller Liebe; auch im Rausch immer durstig. Das hatte für meine Nerven etwas unendlich reizvolles, und doch war mir der Zustand von je verhasst; denn da gab es noch etwas anderes in mir, wühlend und gährend, das nicht heraus konnte — meine Kunst.

Digitized by Google

sache; bis dieser Fels ein wenig abgeglättet war und Europa den Grundsatz verkündete: „Mensch ist Mensch und kein lebendes Werkzeug“. Die sociale Bewegung siegte über eine jahrtausende alte sociale Thatsache. Die Bewegung aber steht nicht still; was will sie? Das lässt sich in zwei Worten sagen: der Mensch will auch essen! Der Mensch mag keinen Hunger leiden! Darauf antworten die Nachfolger Aristoteles': arbeite, so wirst du essen! hast du keine Arbeit, so hungere! — Mit dieser Aristotelischen Weisheit giebt sich die Bewegung nicht zufrieden: sie tobt und tobt in ganz Europa und schleudert ihre brandenden Wogen gegen den noch immer schroffen Felsen des „Eigentums“.

Sie wird ihn nicht umstürzen; er steht fest auf Jahrtausende. Nicht auf sandigem Boden ruht er; er ragt empor aus dem granitnen Grunde der menschlichen Natur — er kann daher nicht unterwühlt und nicht unterwaschen werden. Aber die ewig an ihn brandende Bewegung wird ihn noch viel mehr glätten, als sie es bisher gethan. Alles Schroffe und Kantige an ihm, alle seine Spitzen und Schärfen werden abgespült werden.

Man sehe sich doch nur die Entwicklung des Eigentums seit 2000 Jahren an: wie grausam war es einst, wie ist es verhältnissmässig schon gemildert heute. In Stücke zerhauen durfte der römische Gläubiger seinen vermögenslosen Schuldner; das gestattete ihm der vielgerühmte „Geist des römischen Rechts“, jene vielbewunderte „Jurisprudenz“, die dem Shylock Recht giebt. Und als nordische Eroberer-schwärme im Mittelalter mit dem Schwert in der Faust sich rechtmässiges Eigentum erwarben an dem Grund und Boden Mitteleuropa's: fielen ihnen die Insassen dieses Boden als Zubehör ihres Eigentums zu. Was sie von diesem Zubehör ihres rechtmässigen Eigentums zur Arbeit nicht brauchten, das verhandelten sie auf den Sklavenmärkten des Orients und Spaniens. Arabische Kaufleute hausirten damals fleissig bei den feudalen Herren und kauften ihnen diese überflüssigen Producte ihres Grund und Bodens ab*). Das war ja ihr rechtmässiges Eigentum, sie konnten es verhandeln, um sich dagegen Damascener Klingen und spanische Prunkgewänder einzutauschen.

Auch diese schroffen Formen des Eigentums milderte seither die sociale Bewegung. Wie ist sie aber entstanden? wo begann sie? So weit zurück reicht keine Geschichte. So viel ist sicher, dass schon in den ältesten Zeiten Griechenlands der wirklichen Organisation des Eigentums Schilderungen von Idealstaaten entgegengehalten wurden, in denen das Privateigentum aufgehoben sei und ein gemeinschaftliches Eigentum gelte; die erste Nachricht von einem solchen „Freiland“ schöpft Diodor aus einer „heiligen Schrift“ eines gewissen Euchemeros. Die Idealschilderungen Plato's sind bekannt. Was beweisen alle solche Schilderungen? Dass man mit der vorhandenen thatsächlichen Organisation des Eigentums nicht zufrieden war. Nun braucht es ja nichts mehr um eine sociale Bewegung zu fördern als wenn man einer bestehenden Unzufriedenheit mit thatsächlichen Übelständen in der einen oder andern Form Worte leiht. Wer mag den Einfluss solcher aus wirklichen Übelständen fliessenden Ideen ermessen? Da ist jeder

*) Vergl. Dr. Georg Jacob: Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern. 2. Aufl. Berlin 1891. Mayer & Müller.

Digitized by Google

Gedanke, jedes Wort unsterblich, wenn es auch nur ein Körnchen Wahrheit enthält. Wer mag den Einfluss von Plato's „Republik" ermessen? Millionen Köpfe hat sie unmittelbar oder mittelbar zum Nachdenken angeregt und auf diese Weise, immer genährt und getragen vom Gefühl der Unzufriedenheit mit bestehenden Zuständen, schwillt der Ideenstrom, wächst die Bewegung und wälzt sich mit immer mächtigeren Wellenschlägen von Jahrhundert zu Jahrhundert. Lassen sich solche Bewegungen aufhalten? Wie will man einen mächtigen Strom in seinem Unterlaufe aufhalten, dessen zahlreiche Quellen und Zuflüsse hunderte Meilen weit im fernen Lande entspringen?

Seit Jahrtausenden arbeitet diese Bewegung bald ruhig fliessend bald stürmisch daherbrausend an der Umgestaltung, Milderung und Humanisirung der socialen Thatsache des Eigentums. Und was hat sie nicht schon geleistet! Wie viele Eigentumsobjekte sind in neuerer Zeit den Klauen usurpatorischer Monopolisten entrissen und zum gemeinen Wohle dem Staate überwiesen worden? Auf diesem Wege der Verstaatlichung von Eigentumsobjekten schreitet ja heute der Staat im Interesse der Gesammtheit vorwärts und auf diesem Wege kann er noch lange vorwärts schreiten. Wer will es leugnen, dass das alles nur Folgen der socialen Bewegung sind, die den Staat zwingt, die in den mannigfachsten Formen bestehenden Privilegien im Interesse der Gesammtheit aufzuheben. Und welche immer weiteren Perspektiven eröffnen sich heute auf diesem Wege; man denke nur an die gemeinwirtschaftliche Ausnützung solcher Naturkräfte wie die Elektrizität u. s. w. u. s. w. Und kann es denn noch lange dauern dass der Staat es dulde dass durch legistische Kunstgriffe (Erwerbung von Schurfen etc.) die unterirdischen Schätze ganzer Provinzen an Kohlenflötzen von einigen wenigen Speculanten der Gesammtheit wegescamotirt werden? Wie er die Eisenbahnen verstaatlichte so wird er im allgemeinen Interesse die Bergwerke verstaatlichen. Und wer könnte heute voraussagen, welche Schranken dem Privateigentum noch in der Zukunft auferlegt werden im Interesse der Gesammtheit. Wer hat aber alles das angeregt, wer hat das alles in's Rollen gebracht, wer hat auf diese Reformen hingedrängt wenn nicht die sociale Bewegung gegen den Missbrauch des Privateigentums? Dass diese Bewegung noch sehr weit, unabsehbar weit von ihrem Ende ist, das ist wohl selbstverständlich. Nur an einzelnen Symptomen können wir erkennen, wie weit sie schon gediehen und welch weiter Weg noch vor ihr liegt.

Als ein solches Symptom kann ein sensationelles Wort gelten, welches ein scharfsinniger Jurist und hoher richterlicher Würdenträger vor einigen Jahren in diese Bewegung hineinschleuderte. Der gewesene österreichische Minister Steinbach hat damals das Wort von den „Pflichten des Besitzes" ausgesprochen. Das Wort ist nicht so harmlos wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Es enthält einen tiefen Gedanken, und Gedanken sind gefährlich. Insbesondere desshalb, weil gute Gedanken eine Unzahl neuer Gedanken in's Leben rufen und eine sociale Bewegung mächtig fördern.

Der Gedanke nun der „Pflichten des Besitzes" kann viele Leute nachdenklich machen. Er kann einen ähnlichen Eindruck hervorrufen wie wenn wir hören, dass der Finanzbaron X. eine grosse Wohlthätigkeitsstiftung errichtet. Wir denken nämlich dabei unwillkürlich

Digitized by Google

Ja, es gab Augenblicke, wie ich sie hätte brauchen können, in denen ich hoffte für meine Kunst; ich fühlte dann oft so etwas wie eine göttliche, teuflische Kraft über mich kommen und aus der Kraft eine Lust, aus der Lust eine wilde, wonnige Begeisterung, die mich hinriss — aber nicht zum Schaffen, sondern immer wieder nur zu diesem taumelnden Liebesgenusse. Das war es, was mich wurmte.

Aber noch eines, und das war eigentlich das Schlimmere. Ich war in die Hände eines einzigen Weibes gegeben. Von Gottes- und Staatswegen, das hätte mich nicht gekümmert. Aber dass sie selbst mich festhielt in ihren Umarmungen, mit der raffinierten Kunst ihrer Küsse, dass sie mich lockte, täuschte, reizte und dabei ewig, ewig die quälende Unruhe schürte, dass ich sie verlieren könnte, darüber verging meine Kraft, meine Lebensfreude. —

Eines Abends sass ich bei Aragno unten und debattierte in lächerlichem Ernste über dem Journal. Da kam Giuseppe herein, Sie wissen Giuseppe Tratta, von dessen feinem Kopf ich immer schwärme; oh, er ist klug und verständig und treu.

„Pedrello", sagte er zu mir. Da sah ich, dass er blass war und stand auf.

„Pedrello", sagte er leise und drückte meine Hand, „geh' nach Hause, sofort!" —

Wenn ich mich zu erinnern suche, so glaube ich doch, dass dieser Augenblick der fürchterlichste in der ganzen Sache war.

Ich wusste sofort, um was es sich handelte.

Die Ahnung und die Gewissheit fuhren zugleich wie ein zuckender Blitz durch mein Gehirn. —

Ein tiefer Atemzug, ein krampfhaftes Schlucken und ein kalter Schweiss.

„Komm'", sagte Giuseppe.

Da wandte ich mich und sah und hörte wieder alle die lachenden, plaudernden Menschen um mich.

So ging es vorüber, leicht und schmerzlos.

„Entschuldigen Sie mich," rief ich meinen Genossen zu, „ich habe eine Kleinigkeit zu Haus zu besorgen und komme sofort zurück."

Als wir draussen waren, fasste Giuseppe meinen Arm und fragte mich prüfend:

„Du weisst . . . .?"

„Aber natürlich; es ist wegen Linetta. — Jetzt ist er bei ihr?"

„Ja, jetzt; aber woher . . .?"

„Oh, oh, man wittert das fremde Element . . . aber wer, wer ist es!"

Er nannte mir einen Namen. Doch es war ja gleichgiltig, völlig gleichgiltig, wer.

Giuseppe, der liebe Bursche, entschuldigte sich noch, dass er es mir verraten hatte, appellierte an unsere Freundschaft, der Kindskopf, und ich hätte ihn küssen mögen, anbeten in Dankbarkeit!

Er hatte sich wahrhaftig die Mühe nicht verdriessen lassen, lange für mich geforscht und gespürt, bis er das Vertrauen der Zofe gewonnen.

Vor meiner Hausthür bat ich ihn: „Lass mich allein, hol' mich ab — nachher." Er war verständig und ging.

Leise, langsam Schritt für Schritt stieg ich die teppich-belegten Stufen hinan und empfand nun in meinen Nerven ein ganz heimliches Gefühl wie von gutem Appetit vor einem köstlichen Frühstück.

Ich klinkte die Flurthür, nicht einmal verschlossen — die lieben vertrauenden Kinder!

Da höre ich auch schon einen leisen Ruf und hurtiges Gepolter — in meinem Schlafzimmer.

Ich greife in meine Rocktasche; recht so, er ist da.

Durch die Tapetenthür trete ich ein. —

Am Fenster lehnend ein hagerer, junger Mann im Priesterrock, versteinert, die Arme verschränkt, mit entseelten Augen sieht er mich kommen.

Auf dem Bette sitzt Linetta, nackt.

Digitized by Google

Mit einem Male kommt der alte Rausch wieder über mich, die göttlich-teuflische Kraft, mit der Lust und mit der tollen Gewalt des ungefesselten Begehrens.

Langsam trete ich auf Linetta zu und geniesse in vollen Zügen ein wunderbares, gleichmässiges Wogen in meinen Adern, dazu plötzlich eine rasend anschwellende Brunst, das Drängen eines nie empfundenen, wonnigen Kraftgefühls, die Wollust des Vernichtens.

Ich nehme Linetta in meine Arme, sie sträubt sich. Da nehme ich sie fester; sie zittert und windet sich. Und plötzlich mag sie wohl meine Hand gesehen haben — das Blitzende . . . .

Ihr kreischender Schrei drang gellend, kurz und schneidend durch unser süsses, molliges Schlafzimmerchen. Die Gestalt am Fenster fuhr zusammen und schüttelte sich wie im scharfen Frost.

Eingeklammert in meinen Armen lag Linetta; sie sträubte sich nicht mehr; sie zitterte nur noch leise; dann bog ich mich über sie und während ich ihre blassen, bebenden Lippen im langen, brünstigen Kusse schloss, fühlte ich, wie der Stahl leise und wie mit Behagen in das weiche, üppiche Fleisch eindrang, bis es mir schien, als ob ein leichter, zappelnder Widerstand . . . . es muss das Herz gewesen sein —

Und ich atmete tief auf in befriedigtem Genusse, frei und ruhig, mit einer grossen, stolzen Freude.

Der Leichnam glitt sanft an meinem Leibe nieder auf den sammetnen Teppich.

Sekundenlang blieb es ganz still.

Meine Augen weideten sich an den vollen, satten Farben dieses schneeigen Leibes, der wie zum Schlafe seitwärts geneigt auf dem roten Purpur sich streckte. Unter der linken Brust hervor rieselte wie ein schläfriger, kleiner Bach im spielenden Zick-Zack das dünne, schimmernde Blut.

Ein flüchtiger Hauch, wie von welken Veilchen zog an mir vorüber, der Duft des rinnendes Blutes. —

Dann fühlte ich, dass es vorbei war. Ich ging auf den Priester zu. Er regte sich nicht; bis ich seine Hand ergriff und sie drückte.

„Es ist nun für uns beide vorüber," sagte ich ihm, „aber es giebt andere Reize, vielleicht noch süssere.

Er schüttelte den Kopf und sah mich staunend, schaudernd an, mit grossen, treuen Augen.

„Sie haben mir einen grossen Dienst erwiesen," sagte ich ihm weiter, „eine wunderbare Befreiung gebracht. Und zudem: muss nicht jeder Gatte dem Wohlthäter danken, der ihm die Frau nimmt, die treulos ist?"

Er verstand mich damals nicht, der arme Bursche. Aber wir sind doch noch Freunde geworden. — — — —

— — Signori, Sie sehen etwas deprimiert aus. Das bedaure ich. Aber, richtig! Sie glauben vielleicht, der Genuss, den ich mir verschaffte, habe üble Folgen gehabt. Oh, im Gegenteil, Signori, man hat mich glänzend freigesprochen.

Ich habe ein Bild gemalt: Die Gattin im duftenden Blute.

Dies Bild und die Gunst der römischen Damenwelt hat meinen Ruhm begründet.

Digitized by Google

UNTER DEM HASENPANIER.

POLITISCHE RUNDSCHAU.

Das eigentlich Bedeutungsvolle im Volks- und Völkerleben wird durch einfache Aufzählung der vermeintlich wichtigeren Geschehnisse mehr verschleiert als geklärt.

Ein Präsident in Frankreich dankt ab. Ein anderer tritt an seine Stelle.

Geht das uns in Deutschland an?

Der deutsche Reichstag beräth über Entwürfen, betr. Änderung und Ergänzung des Strafgesetzbuches, des Militärstrafgesetzbuchs und des Gesetzes über die Presse (sog. Umsturzvorlage), sowie des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozessordnung.

Kann das die Franzosen kümmern?

Und ob in Italien von Staatswegen das Recht gebeugt wird, ob Ungarn zur neuen Kabinetsbildung die nöthigen Minister besitzt, berührt das andere Länder?

So lässt sich billig fragen; und doch verbindet die bürgerliche Gesellschaft Frankreichs, die den Herrn Casimir-Perier wählte, mit dem Theile der deutschen Nation, der an der Umsturzvorlage Gefallen findet, ein gemeinsamer Zug. Der soziale Wind, der in Italien weht, ist auch in Österreich-Ungarn zu spüren, und wer weiss, ob er nicht in den Freiheits-Staaten von Nordamerika früher zum Sturme wird, als in der alten Welt.

Das kolossale China erleidet eine Niederlage nach der anderen durch das kleine Japan: das Alte erliegt dem Neuen. Der Zugkraft des Neuen stellt sich anfänglich der zähe Widerstand des Altgewohnten entgegen. Weil sich das Letztere vor grauen Zeiten als gut erwies, um ein Anderes, Absterbendes zu ersetzen, und seitdem ein langes Leben führte, spricht man vom Altbewährten, das nicht aufgegeben werden dürfe.

Wenn die Zeit erfüllet wird, mehren sich die Zeichen. Das Alte wittert in jeder unbekannten Regung Gewalt und Umsturz, das Junge berauscht sich an Siegen, die es über hergebrachte Vorurtheile Schlag auf Schlag erficht. Dort die Angst, hier der Frohmuth. Dort das Pochen auf die physische Übermacht, hier die Zuversicht der wachsenden Begeisterung. —

Mit recht gemischten Gefühlen hat das deutsche Volk die Mittheilung entgegengenommen, dass die verloren geglaubte Inschrift am Reichstagsgebäude sich noch eingestellt habe. Die sog. Baukommission für den Reichstag hat sie ermittelt, aber es war kein glücklicher Fund, und den Dank des deutschen Volkes haben die Finder nicht verdient. Wider alles Erwarten lauten die in Verlust gewesenen Worte: „Dem deutschen Reich", nicht einmal „Dem deutschen Reiche", was wenigstens sprachlich richtig und besser klingen würde.

Die Entdecker des Gebäude-Titels müssen über ihren Fehlgriff wohl selber Schreck empfunden haben; sonst hätten sie nicht Geheimhaltung über das Wo und Wie ihres Fundes proklamirt.

Und leider ist die gewählte Widmung nicht blos inhaltleer und geschmacklos, sondern ebenso wie der Beschluss auf Geheimhaltung der Kommissions-

Digitized by Google

aussprache ein bedenkliches Zeichen für das Umsichgreifen des Charakter-Marasmus in Deutschland.

Die Mitglieder der Baukommission hatten nicht den Muth, „dem deutschen Volke" zu geben, was des deutschen Volkes ist; sie entschlugen sich ihrer Verantwortung denen gegenüber, die vor allen Anderen Rechenschaft von ihnen zu fordern befugt schienen, und fürchteten sich dann, kund werden zu lassen, was sie bei ihrer ängstlichen Suche nach einem unanstössigen Füllsel der leeren Steinplatte geleitet hatte.

Sie marschirten eben unter dem Hasenpanier.

Vielleicht erzwingt der Reichstag als Vertretung des deutschen Volkes, dass diesem noch zu Theil wird, was es durch Opfer an Blut und Gut seit allen Jahrhunderten in Ehren verdient hat. Vielleicht auch nicht!

Das Hasenpanier ist internationale Standarte. Sie wehte bei der Abdankung des fünften Präsidenten der französischen Republik, sie schwebt über dem Könige von Italien, der so krampfhaft an seinem Ministerpräsidenten Crispi festhält.

Weder in Frankreich noch in Italien zeigen die Staatslenker den Muth, die Fäulniss der bürgerlichen Gesellschaft zu erkennen, trotz Panama und Banca Romana.

Im Demissionsschreiben von Casimir-Perier heisst es:

> „Seit einem halben Jahre tobt ein Kampf mit Verleumdungen und Beleidigungen gegen die Armee und die Behörden, gegen das Parlament und den unverantwortlichen Chef des Staates, und diese Freiheit, den sozialen Hass zu schüren, wird Freiheit des Denkens genannt . . ."

Was in Paris Casimir-Perier schreibt, redet Crispi in Rom.

Und wird nicht auch in Deutschland die unbequeme Kritik von Missständen aller Art unter die Rubrik von Verleumdungen und Beleidigungen gebracht?

In Frankreich deckt das Hasenpanier den Präsidentenwechsel, in Italien den Ausnahmezustand und in Deutschland die sog. Umsturzvorlage.

Mag man über die Umsturzvorlage urtheilen wie man will, eins muss man ihr, wenn später Geschichte geschrieben wird, sicher zurechnen: sie hat die deutschen Wähler mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass es so wie bisher nicht weiter gehen könne. Die tausendfältigen Mahnungen, bei Zeiten eine durchgreifende Gesundung unserer politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse herbeizuführen, verhallen. Willfährige Kronlakaien erörtern die Räthlichkeit oder Nothwendigkeit einer Diktatur, und das arbeitspflichtige Volk befreundet sich mit der geschichtlichen Frage, wie Revolutionen entstehen.

Die sog. Umsturzvorlage steht im engsten Zusammenhange mit dem Entwurf zur Abänderung der Gerichtsverfassung und der Strafprozessordnung. Beide Gesetznovellen sind aus einem Geiste geboren, dem Geiste der Depravirung von Recht und Rechtspflege. Dieser Geist ist am merklichsten bei dem ersten Gesetz. Aber nur eine Fraktion, die sozialdemokratische, zog die richtige Consequenz. Sie lehnte eine Gesetzmacherei, wie sie hier beabsichtigt war, rundweg ab. Die übrigen Parteien, als Reichstags-Mehrheit, waren nachgiebiger, und so hielt die viel angefeindete Umsturzvorlage ihren Einzug in eine Kommission von 28 Mitgliedern, unterm Hasenpanier.

Das begonnene Jahr wird den deutschen Stämmen voraussichtlich viel zu rathen, viel zu ertragen aufgeben.

Es ist bislang nicht genügend beachtet worden, dass in der Thronrede vom 5. Dezember 1894 die Obliegenheit, „gegenüber den streitenden Interessen der verschiedenen Elemente das Gesammtinteresse des Gemeinwesens und die Grundsätze der ausgleichenden Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen," der „Staatsgewalt" zugewiesen wird. Die „Staatsgewalt" wird in derselben Thronrede ein zweites Mal da erwähnt, wo sich die Behauptung findet, dass ein verderbliches Gebahren die Staatsgewalt „in der Erfüllung ihrer Pflicht zu stören" versuche.

Digitized by Google

Hiernach tritt die Staatsgewalt mit dem Anspruche auf, eine Art Vorsehung für die wirthschaftliche und soziale Entwickelung und ein Lenker derselben zu sein, entgegen dem Begehren der direkt interessirten Volkskreise, sich selbst die Erkenntniss der zu erstrebenden wirthschaftlichen und sozialen Neuordnung zu schaffen und das inappellable Urtheil zu ihrem Besten zu exequiren.

Die Staatsgewalt ist in Deutschland der Monarch, für das deutsche Reich der Kaiser. Die Volksgewalt ist bislang in der Ausbildung stark zurückgeblieben. In der Ausübung der ihr verfassungsmässig zustehenden Rechte hat sie nur ein bescheidenes Dasein bethätigt; sie ist an Selbstbeschränkung gewöhnt, und ein impulsives Aufstreben, durch das sie sich Geltung verschaffen würde, ist ihr seit Jahrzehnten fremd.

Aber, man traut dem Volke nicht. Der preussische Landtag wurde am 15. Januar 1895 durch den König mit der Verlesung einer Urkunde eröffnet, die gegen Ende folgenden Aufruf bringt:

> „Es gilt heute mehr als je, in einträchtiger Arbeit die Wohlfahrt des Ganzen zu fördern, und es ist die ernste Pflicht aller Wohlgesinnten, gegenüber den wachsenden Angriffen auf die Staatsordnung sich einmüthig zur Abwehr zusammen zu schliessen."

Die übrigen Erklärungen kündigen zum Theil bekannte Dinge an: Fehlbetrag im Haushaltsplan, Klage über die Finanzlage im Reich und in Preussen, eine Steuerreform, Neuordnung des gerichtlichen Kostenwesens und der Notariats-Gebühren, Versorgung von Hinterbliebenen evangelischer Geistlichen, Erweiterung des Staats-Eisenbahnnetzes nebst Betheiligung des Staates an Kleinbahn-Unternehmungen, Reformen des Kassen- und Rechnungswesens in den staatlichen Eisenbahn-Verwaltungen, Entwurf eines Gesetzes betr. die Verpfändung der Privateisenbahnen und der Kleinbahnen, Massnahmen wegen der durch die Dezembersturmfluthen angerichteten Verheerungen an den preussischen Inseln und Küsten der Nordsee, Förderung des gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulenwesens, Berücksichtigung der ungünstigen Lage der Landwirthschaft, Regelung des Anerbenrechts bei Renten- und Ansiedelungsgütern.

Auch die Anrufung Gottes, dass er die bevorstehende Tagung des preussischen Abgeordnetenhauses dem Lande zum reichen Segen gedeihen lasse, steht an Bedeutung zurück hinter dem Appell an die „Wohlgesinnten."

Wer sind die Wohlgesinnten?

Nach dem Herzen der Regierung nur Wenige in Deutschland. Selbst die Agrarier dürfen erst wieder dazu gezählt werden, seitdem sie sich in Hoffnungen auf Erfüllung ihrer Wünsche wiegen und Verzeihung für ihre Auflehnung auf Tivoli erhielten.

Auf die freiwillig Wohlgesinnten ist nur zu rechnen, so lange sie selbst mit der Wohlgesinntheit der Regierung rechnen.

Es ist typisch für die Anschauungen, die in den oberen volksfremden Schichten herrschen, dass der kritischen Betrachtung der thatsächlichen Verhältnisse, wie sie bei der ersten Lesung der Umsturzvorlage ganz besonders der Abg. Auer anstellte, mit einer höhnenden Drohung durch den Kriegsminister entgegengetreten wurde:

> „Die Disziplin in der Armee ist eine gute. Möge sie so bleiben, damit die Armee sich als scharfes Instrument erweist, gleichviel nach welcher Richtung sie zur Thätigkeit berufen wird. . . ."
>
> „Unter Ihnen (zu den sozialdemokratischen Abgeordneten) sieht allerdings keiner so aus, als wenn er Lust hätte, ein Pulvermagazin zu erbrechen, wenn es bewacht ist. . . ."
>
> „Vielleicht werden Sie aber berufen sein, einmal wider Willen die Helden zu spielen, wenn der grosse Krach anfängt, von dem Sie immer sprechen. . . ."
>
> „Dann werden Sie wahrnehmen, was Sie auf diesem musikalischen

Digitized by Google

Gebiet leisten können, und wir werden sehen, wem die Noten dabei zuerst ausgehen. . . .“

„Ich verlasse nun dies heitere Bild. . . .“

„Was ist das Schicksal eines bethörten, eidbrüchigen Soldaten? . . . Im Kriege — und den können wir nach verschiedenen Richtungen haben — stellen wir ihn auf einen Sandhaufen und lassen ihn schimpflich enden durch das Blei der Kameraden. So fordern es Recht und Gesetz. . . .“

Da dem Kriegsminister, der am 12. Januar d. J. seine verletzenden Angriffe auf die Sozialdemokratie fortsetzte, im Reichstage selbst nicht die gebührende Antwort zu Theil wurde, so soll sie sozialdemokratischerseits durch Verbreitung seiner Rede gegeben werden. Eine verteufelt gescheite Idee!

Im Widerspruch mit der wahren Sachlage behauptete der Abg. von Bennigsen: „in Deutschland ist das Fürstenthum die Zusammenfassung der Volksgewalt.“

Es dürfte einem klugen Beobachter doch nicht verborgen sein, dass sich die Wege beider bedenklich trennen, und gewiss nicht durch Schuld des mündigen Volkes.

Aber Herr von Bennigsen billigte doch wenigstens nicht den Gesetzesvorschlag des Herrn von Stumm:

„§ 1. Den Sozialdemokraten wird das aktive und passive Wahlrecht entzogen,

§ 2. Agitatoren werden ausgewiesen,“

womit sich der Wortführer der Grossindustrie dem Grafen Paul von Hoensbroech näherte, dessen verseuchte Denkweise schwerlich Beachtung finden würde, wenn der Graf nicht seinen Namen durch Angriffe auf den Orden Jesu, dem er früher angehörte, und durch seinen Übertritt zum Protestantismus in den Mund aller Zeitungsleser gebracht hätte.

Es handelt sich nicht, wie Herr von Bennigsen meinte, blos um den „Kampf zwischen der bürgerlichen Gesellschaft und den Revolutionären“. Es handelt sich um folgenschwere Kämpfe auch innerhalb des Bürgerthums.

Sind nicht auch viele Professoren den „Wohlgesinnten“ missliebig? Und Geistliche, wie Naumann und Weber? Selbst Herr Stöcker?

Streiten nicht Katholizismus und evangelischer Bund mit einander? Und wird nicht das Centrum die Umsturzvorlage zu einem Handel benutzen? zu einem Handel, dessen Abschluss gerade diejenigen mit fördern helfen, die ihn am liebsten vereiteln möchten?

Lässt nicht die vom Reichskanzler am 11. Dezember v. J. verheissene Einführung eines „freundlichen, verständnissvollen Zusammenwirkens von Staat und kirchlichen Autoritäten“ Allerlei besorgen, was sich in seiner Wirkung nicht auf die Massregelung eines Schrempf in Stuttgart, Müller in Rostock, Lisko in Berlin, Finckh, Gmelin und Steudel in Schwaben beschränkt?

Regt sich nicht der Süden Deutschlands gegen den Norden?

Das Trachten des Bundes der Landwirthe, das Rufen nach Innungen und Zünften, der Zusammenschluss zu Syndikaten, Ringen und Kartellen, die Vereinigungen der Arbeiter zu Fachverbänden — wohin man greift, stösst man auf Kampf.

Können Massregeln gegen den unlauteren Wettbewerb helfen, wo die Erreichung des Zweckes, Geld zum auskömmlichen Leben zu machen, zur Heiligung der Mittel nöthigt?

Ist es nicht eine ideelle Revolution, dass man sich in immer weiteren Kreisen gegen die Bevorzugung der Uniformen auflehnt?

In der Sitzung des Reichstages vom 18. d. M. gab der Justizminister Schönstedt unumwunden zu, dass das Ansehen der Justiz im Allgemeinen gesunken sei. Ich glaube, man kann den Unterschied zwischen früher und jetzt dahin fassen: Aus dem Beruf zur Rechtspflege ist das Gewerbe der Rechtsanwendung geworden; aus dem unabhängigen Richter, der

Digitized by Google

allein auf die Unparteilichkeit zu schwören hatte, ein an den Partei- und Klassenkämpfen betheiligter juristisch gebildeter Reserveoffizier.

Das Zugeständniss des Ministers wiegt um so schwerer, als eben derselbe acht Tage früher bei der Berathung der Umsturzvorlage gebeten hatte: „Verlassen Sie Sich doch auf das gesunde Urtheil und die Unabhängigkeit der Gerichte."

Leider ist nach Meinung des Volkes das gesunde Urtheil der Gerichte zu häufig ein anderes als das Urtheil des gesunden Menschenverstandes.

Der gesunde Menschenverstand wendete sich an Seinesgleichen am 9. Januar 1895 durch den Mund des Abg. Auer, und alle Ehrlichen müssen es dem konservativen Grafen zu Limburg-Stirum Dank wissen, dass er unter Anerkennung der sympathischen Persönlichkeit Auers es offen aussprach:

> „Die Sozialdemokraten sind uns gegenüber im Vortheil, sie können die Schäden des heutigen Staates aufdecken, während wir den sozialdemokratischen Staat gar nicht kennen . . ."

Ein königlich preussischer Kriegsminister und ein Sozialdemokrat sind zwei verschiedene Gesellschaftswerthe. Wenn ich sie aber nach den Typen des Herrn Bronsart von Schellendorf und des Herrn Auer sittlich abwäge, so wird der Erstere zu leicht befunden. Dort der Berufsmuth, der auf ca. fünf Millionen Bajonetten thront, hier der Lebensmuth, der den Kampf um die Wohlfahrt führt. Der Sozialdemokrat verheisst sich und seinen Genossen eine menschenwürdigere Existenz, sie träumen vom glückbringenden Zukunftsstaat — der Kriegsminister rechnet mit Kasernenleben, Krieg und Sandhaufen . . .

Wie gut wäre es um das deutsche Reich bestellt, wenn alle die Schäden nicht vorhanden wären, die der Abg. Auer am 8. Januar aufdeckte. Aber leider hatte er in seinen Ausführungen Recht.

Der Muth der bürgerlichen Gesellschaft richtet sich nach der Zahl der Soldaten, auf die sie sich verlassen zu können wähnt. Mit stiller Beschämung müssen wir gestehen, dass dieser millionenfache Muth, der noch die Umsturzvorlage zu seiner bessern Sicherheit wünscht, den Vorwurf Auers voll verdient, mit dem er seine Rede schloss:

„Sie marschiren unter dem Hasenpanier!"

Jena, 20. Januar 1895.

ERNST HARMENING.

Digitized by Google

EINE BALLADE

VOM

TODE UND DEM ZECHER

AUS DEM BÜHNENSPIEL LOBETANZ

VON

OTTO JULIUS BIERBAUM.

Stell die Uhr ab, Freund Hein,
Schänk zum letzten Mal ein
Meinen gläsenen Becher
Mit tiefrotem Wein.

Lass dein Sensengeschwank,
Setz dich her auf die Bank,
Sei ein friedlicher Zecher
Und trinke nicht Zank.

Gelt, der Wein da ist gut!?
Burgunderisch Blut!
Molk oft mir im Keller
Aus dem Fasse Mut.

Warum trinkst du denn nicht?
Oh du kalkicht Gesicht!
Trink aus doch! Trink schneller!
Langweiliger Wicht!

Herrgott bist du fad!
Es ist tiefjammerschad,
Dass der Tod so'n langweiliger
Zechkamerad.

Hätt es nimmer gedacht,
Dass der Tod bei der Nacht
Ein Gesicht wie ein heiliger
Marabu macht.

Gestorben muss sein,
Doch ich sehe nicht ein,
Warum so steifleinene
Zeremonein!

Nur näher gerückt!
Nur die Glatze gebückt!
Sei die hell elfenbeinene
Rosengeschmückt!

Na, was fehlt noch? Vielleicht,
Dass ein Fiedelmann geigt?
Los Ländler und Lieder!
Der Sensenmann schweigt.

Wie, noch immer verstimmt?
Tief scheinst du ergrimmt!
Doch die Lust kommt dem wieder,
Der ein Mädel sich nimmt.

Komm herein Leonor!
Tanz dem Tode was vor,
Indessen Belinde
Ihn kraue am Ohr.

Und es kommen zu zwein
Die Mädchen herein,
Und es singen gelinde
Geig und Schalmein.

Ist ein lustiger Takt,
Und die Mädchen sind nackt,
Und den Tod hat der Zecher.
Beim Arme gepackt.

Da eist ihm das Blut,
Und es schrickt ihm der Mut,
Und er greift nach dem Becher.
Im Becher ist Blut.

Ist Blut; aber blass,
Ein eisschaurig Nass . . .
Trink, trink doch, du Frecher!
Der Tod schänkt dir das.

Will nit lumpen sich lân,
Auch zum Tanz tritt er an,
Hat auch Fräulein zweie
Geladen zum Plan.

Sind auch splitternackt,
Tanzen auch nach dem Takt,
Und des Todes Schalmeie,
Die flötet vertrackt.

Ist ein Menschengebein,
Gedrechselt fein,
Ihre Tanzlieder klingen
Wie Fegfeuerschrei'n.

Und es schrillt die Schalmei,
Und es packen die zwei
Und drehen und schwingen
Im Tanze ihn frei.

Leeräugig und kalt
Und missgestalt
Sind die Tänzerinnen
Und moderalt.

In grinsender Ruh,
Turulu, turulu,
Spielt der Sensenmann selber
Den Hopser dazu.

Bis der Atem vergeht
Und das Herz stille steht,
Und die Seele der Tänzer
Zur Hölle weht.

Digitized by Google

RUNDSCHAU.

MAKARTBOUQUET UND BLUMENSTRAUSS.

Von RICHARD MUTHER.

Als ich vor 14 Jahren an der Leipziger Universität studierte und mit mehreren andern jungen Leuten, die heute das damals Gelernte schon selbst wieder als ordentliche Professoren docieren, an Anton Springers kunsthistorischen Übungen teilnahm, trat eines Tages in unsern Kreis ein grosser, schlank gewachsener Herr mit blondem Schnurrbart und interessanter, schon ein wenig gelichteter Stirn, der sich als Alfred Lichtwark vorstellte. Wir behandelten ihn anfangs mit einer gewissen Zurückhaltung, denn er hatte so gar nichts vom deutschen Studenten. Einige Jahre älter als wir und von einem andern Berufe kommend, war er weder für die obligaten Kneipereien zu haben, noch besass er die „Fachkenntnisse", auf die wir ältere Semester stolz waren. Ich selbst kam grade aus Italien zurück, konnte Crowe und Cavalcaselle auswendig und Burckhardt und Schnaase. Und da ärgerte es mich oft, dass Lichtwark diese Wissensschätze nicht nur selbst nicht hatte, sondern obendrein sehr wenig davon zu halten schien. Aber allmählich lernte ich ihn doch verstehen. Wir bummelten oft zusammen im Rosenthal, durchstreiften die Friedhöfe und Kirchen, und nach ein paar Wochen fiel es mir wie Schuppen von den Augen, dass, wenn ich geglaubt hatte, in der Kunstgeschichte meinen Beruf entdeckt zu haben, daran eigentlich nur die Bewunderung schuld war, die ich für Springer als Redner hegte, während mir im Übrigen alle Eigenschaften, die der Kunsthistoriker haben sollte, vollständig mangelten: die Schulung des Auges, das eigene Urteil, der selbständige Geschmack, überhaupt jede Fähigkeit, Kunst zu empfinden. Ich kam mir plötzlich so dumm vor, als ob ich taub gewesen wäre und Musikgeschichte studiert hätte. Und wenn ich heute zurückdenke, wer mich allmählich sehen lehrte, wer mich ermutigte, in allen Dingen nicht Bücher zuerst, sondern den gesunden Menschenverstand um Rat zu fragen, wer mich anleitete, auch bei der Kunstbetrachtung als Mensch Menschenwerk, nicht als Gelehrter Fachobjekten gegenüberzutreten, so erinnere ich mich dankbar der Abende bei Lichtwark. Mein ganzes früheres Wissen war ein Makartbouquet, eine öde Aneinanderreihung toter, verstaubter, da und dort zusammengelesener Fragmente. Lichtwark gab mir einen Strauss lebendiger Blumen dafür.

Der zweite Ort unseres Zusammenseins war Berlin, wo ich nach vorschriftsmässiger Erledigung des Doktorexamens mein Einjährigenjahr abdiente, während Lichtwark als Assistent am Kunstgewerbemuseum arbeitete. Aus dem bescheidenen Leipziger Studenten war unterdessen ein eleganter Weltmann geworden, der mit beiden Füssen in der Berliner Gesellschaft stand und bei einem englischen Schneider arbeiten liess. Seine Wohnung am Magdeburger Platz füllte sich mit erlesenen Stücken, Möbeln in jenem gediegenen, bürgerlichen Roccocostil, der so „modern" war und an den — vielleicht deshalb — unser hilfloses Kunstgewerbe noch nicht anknüpfte. An den Wänden hingen Radierungen von Schongauer, Dürer und Rembrandt in jenen fein profilirten schmalen schwarzen Rahmen, die man aus Whistlers Bildnissen kennt. Während der Kunstgelehrte gemeinhin sich nur amtlich mit Kunst beschäftigt und ausserhalb des Collegs oder Museums nur ungern an diese amtliche Beschäftigung erinnert sein will, steckte in Lichtwark ein bischen von jenen vornehmen Amateurs à la Goncourt, die, da sie nicht durch die Philologie, sondern

Digitized by Google

durch die sinnliche Freude am Schönen zu ihrem „Fach" geführt wurden, auch das Bedürfnis fühlen, ihre eigene Umgebung zum Kunstwerk zu gestalten. Eine ganz kindliche Freude hatte er manchmal, wenn ihm ein Buchbinder nach seinen Angaben einen geschmackvollen Einband herstellte. Wenn wir zum Thee bei ihm waren, war vom Service bis zu den Cigaretten und Schnäpsen alles first rate. Die ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit, die er in Berlin begonnen hatte, gestattete ihm den Luxus, und wenn ich die Berichte, die er für die Gegenwart und Nationalzeitung schrieb, damals nicht recht verstand (es klang darin alles so natürlich und selbstverständlich, dass ich meinte, es gehöre keine „Kunst" dazu, sie zu schreiben), so merkte ich später, als mich meine eigenen Studien der „Moderne" zuführten, mit desto grösserer Überraschung, dass Lichtwark darin schon damals — will sagen vor 12 Jahren — die Basis geschaffen hatte, auf der heute unsere Kunstkritik steht.

Seit 1886 hat bekanntlich die Hamburger Kunsthalle das Glück, ihn ihren Direktor zu nennen. Und seltsam. Als ich im vergangenen Jahre, nachdem ich auch längst Museumsbeamter geworden, in der Kunsthalle war, hatte ich wieder ganz das nämliche Gefühl, das mich als Leipziger Studenten dem älteren Freund gegenüber beschlich — einen moralischen Katzenjammer. Was war in wenigen Jahren unter Lichtwarks Händen aus dieser Sammlung geworden! Eine jener seltenen Naturen, die wie Bode in Berlin mit einem erstaunlichen, nicht angelernten, sondern Fleisch und Blut gewordenen Wissen, zugleich den Geist der Initiative und weltmännischen Gewandheit vereinen, hat er es fertig gebracht, aus einem Bildermagazin zweifelhaften Kunstwerts im Handumdrehen eine der schönsten Galerien Deutschlands zu machen. Man kennt das Renommée, das „Geheimrat Bode" in Italien geniesst. Er ist für den dortigen Kunsthändler ein Begriff, der Gottseibeiuns, der nirgends und überall ist, der Mann, der alles kennt, alles zu finden weiss, alles aufkauft. Im französischen und englischen Kunsthandel hat der Name Lichtwark einen ähnlichen Klang. Mit einem ruhigen überlegenen Geschmack kauft er überall vom Guten das Beste — kauft es oder lässt es sich schenken. Denn auch das ist ja eine — und nicht die letzte — Eigenschaft des Museumsdirektors, wie er sein soll, dass er Andere für seine Pläne zu interessieren weiss, Mittel flüssig macht, frei werdendes an sich zieht. Ich weiss nicht, wie viele Hamburger Privatsammlungen während seines Direktoriums schon an die Kunsthalle übergingen. Aber was ich weiss, ist, dass man, um die moderne Kunst von ihrer besten Seite kennen zu lernen, nicht in die Münchener Neue Pinakothek oder in die Berliner Nationalgalerie, sondern in die Hamburger Kunsthalle gehen muss, und dass man auch den riesenhaften Aufschwung, den die graphischen Künste in der Gegenwart genommen, nicht im Münchener Kupferstichkabinet, wohl aber in der Hamburger Kunsthalle kennen lernt. Und was derselben schliesslich gegenüber andern Galerien ihr ganz einziges Gepräge giebt: Der Mann, der seiner bescheidenen Berliner Wohnung einen so persönlichen Geschmack verlieh und in seinem Hamburger Heim wie in einem Schmuckkästchen lebt, hat auch der öffentlichen Sammlung, der er als Beamter vorsteht, so sehr den Stempel seines Wesens aufgedrückt, dass man nicht, wie beim Durchwandern von Galerien gewöhnlich, ein Herbarium zu durchblättern glaubt, sondern Stunden angeregter, intimer Kunstfreude in der Gesellschaft eines feinsinnigen Amateurs geniesst. Dort Museumsgeruch, ein mechanisches Aneinanderreihen toter Kunstwerke nach gelehrten Gesichtspunkten und ohne Zusammenhang mit dem Leben. Hier alles beseelt und fruchtbar gemacht, alles lebendig geworden durch den Geist des Direktors. Dort Makartbouquet, hier Blumenstrauss.

Das ist nun eine sehr sonderbare „Recension" der drei kleinen Lichtwarkschen Schriften, die Sie mir zur Besprechung zuschickten. Aber ich finde, dass man Lichtwark Unrecht thäte, wenn man sie als etwas besonders Wichtiges in seiner Thätigkeit hinstellen wollte. Wenn ein Gelehrter ein grosses Buch schreibt und darin alles niederlegt, was während der Zeit der Abfassung den Inhalt seines Denkens gebildet, so ist auch der Kritiker im Recht, wenn er sich auf die Anzeige des Buches beschränkt. Lichtwark gehört nicht zu den Leuten, die viel schreiben, da er in der Regel besseres zu thun hat. Von dem Gedanken ausgehend, dass das Niveau der Kunst vom Kunstgeschmack des Publikums bestimmt wird, hat er seit Jahren in öffentlichen Vorträgen und im Privatgespräch sich bemüht, eine künstlerisch empfängliche Generation heranzuziehen. Schillers Idee von der ästhetischen Erziehung des Menschen ist in ihm lebendig geworden, und auch die drei Schriften vom Makartbouquet, vom Dilettantismus und der Amateurphotographie sind nur Ausstrahlungen dieses Gedankens, zufällig abgeschnittene Coupons von dem Riesenkapital, das der Verfasser unveröffentlicht in sich trägt. Jeder Satz enthält Selbsterfahrenes, jede Seite ein Samenkorn, überall öffnen sich Perspectiven, von deren Weiterverfolgung sich mancher Berufsschriftsteller zeitlebens ernähren könnte. Wenn wir Hamburger wären, hätten wir

Digitized by Google

den Vorzug, im persönlichen Verkehr mit Lichtwark aus dem Vollen schöpfen zu können. Da wir es nicht sind, wollen wir uns freuen, dass uns wenigstens ein Teil seiner Gedanken durch Gutenbergs löbliche Erfindung vermittelt ward.

EINE KÜNSTLERISCHE ORGANISATION

Ich hatte Richard Muther einige der Lichtwarkschen Schriften zugesandt, in der stillen Freude, diese beiden besten deutschen Kunstschriftsteller gewissermassen zu confrontieren. Ich kann Muther nur recht geben, dass man sich über die herrlichen Arbeiten Lichtwarks garnicht im Einzelnen äussern kann, dass sie nur Ausstrahlungen eines seltenen Geistes bilden, der vielmehr in der praktischen Thätigkeit sein eigentliches Feld gefunden hat. Wenn ich meinen Lesern die Lektüre von Lichtwark ans Herz lege, so kann dies garnicht nachdrücklich genug geschehen. Es sind Juwelen, die dieser reichbegabte Mann aneinanderreiht. Es strotzt alles von sprühenden Anregungen und geordnetem Reichtum der Erfahrungen. Und doch ist er beneidenswerter noch um seinen praktischen Schaffenskreis, in dem er bis zur Selbstaufgabe seiner Persönlichkeit untertaucht. In Hamburg konnte man seit geraumer Zeit einen vom Volksboden ausgehenden Aufschwung des Kunstinteresses, eine planmässige Verteilung der Kräfte und zielbewusste Lenkung beobachten, wie sie keine zweite deutsche Stadt aufwies. Es geht da eine Organisation vor sich, die man mustergiltig nennen kann. Bereits beginnt man von ausserhalb darauf zu achten, Hamburg fängt an, eine Art Musteranstalt für volkwirtschaftliche Nutzbarmachung schlummernder Kunstkräfte und Kunstinterressen zu werden. Um so auffallender, als Hamburg stets einen gewissen konservativen Charakter in künstlerischen Dingen bewahrte und eigentlich stets zu liebenswürdig war, um für die Schärfe künstlerischer Revolutionen, für die Grobheit bahnbrechender Genies das richtige Entgegenkommen zu finden. Aber, wo man jetzt ansetzt, das ist das Volk, nicht die Behörde, das ist der Dilettantismus, nicht das Akademikertum. Der Dilettantismus, als wichtigster volkswirtschaftlicher Faktor jeder Kunstblüte, ist in Hamburg zu grossen Aufgaben berufen worden. „Wir dürfen mit gerechtem Stolz darauf hinweisen, sagt Lichtwark, dass unter den deutschen Städten Hamburg zu Neubildungen dieser Art in erster Linie den Beruf hat. Noch ist das Leben straffer centralisiert als in Berlin, jedes Ereignis erweckt bei uns unmittelbarer die Teilnahme aller Klassen. Aus uralter Gewohnheit der Selbstregierung sind die Hamburger vorzüglich geeeignet, sich zur Erreichung neuer Ziele zu organisiren und ihr vornehmster Charakterzug, die Fähigkeit, sich hinzugeben, und ihre Opferfreudigkeit bieten gesunden Unternehmungen die Bürgschaft künftigen Gedeihens."

Durch die „Jahresberichte der Kunsthalle in Hamburg" weht ein eigener Geist. Äusserlich grau wie gute behördliche Publikationen, verraten sie innen einen lebendigen Geist von solcher modernen Frische, dass man wohl nicht mit Unrecht hinter der zeichnenden „Kommission für die Kunsthalle" einen Einfluss ihres Direktors vermutet, der hier die grosse Freude geniesst, in seinen modernen Bestrebungon von verdienstvollen Männern, selbst in jenem Greisenalter, das der jungen Welt oft nicht günstig gestimmt zu sein pflegt, so vollkräftig unterstützt zu werden, dass Hamburg mit Recht dieser Thätigkeit der Kommission den wärmsten Dank entgegenbringt. Wenn man Hamburg als Wirtschaftsgebiet für sich betrachtet, das sich ganz allein ernähren und geniessen kann, so werden dort in künstlerischer Beziehung die erfolgreichsten Versuche gemacht, Kräfte und Interessen zu lokalisieren. Man nehme das Museum mit seiner so schnell und so reich vermehrten Sammlung an alten und neuen Schätzen, seinem guten Lehrmaterial zu den Vorträgen, die sich um seine Zwecke gruppieren, und zu eignem Bibliothekstudium; man beachte dabei immer die speziellen lokalen Gesichtspunkte, wie trefflich sie ausgenutzt sind. Die alten Holländer sind nun um mehr als hundert gute Bilder vermehrt; eine Sammlung alter Hamburger Meister (XV—XVIII Jh.) von etwa 120 Bildern ist eingerichtet; die Hamburger des 19. Jahrhunderts füllen einen grossen Saal und fünf Kabinete; dazu kommt eine Sammlung von 50 Bildern aus Hamburg (Liebermann, Kuehl, Kalckreuth jun. Olde, Skarbina, H. Hermann, Thaulow, Ruths, Herbst, Lutteroth etc.; der Beginn einer neuen deutschen Sculpturensammlung, die vielleicht in ihrer Art einzig wird; die Sammlung moderner Radirungen (Whistler, Herkomer, treffliche Franzosen), und eine sehr gute Collektion von Handzeichnungen Hamburger Meister. Man sieht, wie die Interessen in der Stadt gehalten werden. Das macht Sammler, und die Sammler wirken wieder auf die Kunst.

Einen ganz besonderen Schatz macht die Sammlung der Plaketten und Medaillen aus. Mit grossartigem Erfolg hat man hier gearbeitet. Die Anregung blieb

Digitized by Google

nicht aus, Hamburg erinnerte sich seiner alten Tüchtigkeit im Medaillenwesen und bereits behördlich wird jetzt diese neuerwachte kunstgewerbliche Strömung unterstützt.

Seit etwa 1870 — von diesen Gesichtspunkten ging man aus — hat in Paris eine in Deutschland so gut wie unbeachtet gebliebene Bewegung zu einer technischen und künstlerischen Erneuerung der Plakette und Medaille, dieser in unserem Jahrhundert so tief gesunkenen Kunstgattungen, geführt. Wie wenig in Deutschland selbst Fachleuten die grossartige Renaissance der Medaille in Frankreich unter der dritten Republik bekannt geworden, zeigt das Schlusskapitel von Dannenbergs trefflicher Münzkunde (Leipzig 1891), das die seit 1870 an erster Stelle stehenden und seit Jahren sogar der französischen Akademie angehörenden Meister wie Chaplain und Roty nicht nennt, und aus der Kenntnis und dem Verständnis der alten Kunst für die Wiederbelebung der Medaille als Wunsch äussert, was heute in Paris längst als Erfüllung vor aller Augen daliegt. Durch die bahnbrechende Thätigkeit des David d'Angers, dann des Carpeaux und Chapu langer Hand eingeleitet, hat sich die Kunst des Medailleurs unter Oudiné, Ponscarme, Chaplain und Roty vollkommen erneuert. Technisch sind alle die längst ersehnten Methoden der Alten wiedergewonnen und in künstlerischer Beziehung die Resultate der mannigfaltigen Bestrebungen der französischen Malerei und Plastik der Medaille zu Nutze gemacht. Die Plakette und Medaille darf heute als eine der anziehendsten und originellsten Hervorbringungen der französischen Kunst gelten. Eine bessere Einführung in den edlen Kern der französischen Kunst, als das Studium einer umfassenden Sammlung dieses Kunstzweiges gewährt, ist kaum denkbar. Es kommt hinzu, dass die Erneuerung des Medaillenstils in Frankreich bereits dekorativen Künsten neue Bahnen gewiesen hat. Besonders ist dieser Einfluss in der französischen Goldschmiedekunst nachweisbar, die durch das Vorbild der Plakette und Medaille eine Umgestaltung erfahren hat. Meister wie Roty haben neben Levillain und Heller direkt für die Goldschmiedewerkstätten gearbeitet.

Die Verwaltung der Kunsthalle hofft, durch diese Abteilung für die Auffassung zu wirken, dass die Sammlungen moderner Kunst nicht als Luxusanstalten zu betrachten und zu entwickeln sind, sondern eine notwendige Ergänzung der Gewerbemuseen bilden. Es genügt nicht, die dekorativen Künste ausschliesslich auf die Vorbilder alter Kunst in den Gewerbemuseen hinzuweisen. Für das Gedeihen des Kunstgewerbes ist der Anschluss an die grossen Bewegungen auf dem Gebiet der hohen Kunst der Gegenwart eine Lebensbedingung. Denn die hohe Kunst wächst nicht aus dem Gewerbe heraus, sondern bildet dessen Voraussetzung. In einem Lande, das dem Maler, Bildhauer und Architekten nicht die höchsten Aufgaben stellt, fördert die Gründung von Gewerbemuseen und die Ausstattung von Gewerbeschulen nicht die erwünschten Resultate zu Tag. Unser deutsches Kunstgewerbe leidet an dieser einseitigen Begünstigung der antiquarischen Tendenzen. Die Erkenntnis, dass die Malerei und Plastik ihre höchsten Leistungen nicht im Anschluss an das Studium alter Vorbilder erreicht, ist Gemeingut aller Einsichtigen geworden. Wie für den Maler und Bildhauer das unablässige und originelle Studium der Natur als selbstverständlich gilt, so ist für alle dekorativen Künste (Kunstgewerbe) der unmittelbare Anschluss an die Bestrebungen der lebenden hohen Kunst zu erlangen. Nur dann vermag das Studium der Vorbilder alter Kunst in den Gewerbemuseen die rechten Früchte tragen. Die modernen Kunstmuseen haben deshalb neben den Gewerbemuseen dem Kunstgewerbe die höchsten Vorbilder zu bieten. Es wäre verkehrt, wenn sie lediglich zum Genuss und Ergötzen der Kunstfreude zufällig entstehende Einzelwerke sammeln wollten.

Im Gewerbstand wird immer wieder der Wunsch laut, die Gewerbe-Museen möchten moderne Erzeugnisse berücksichtigen. Wo man diesem Wunsch bisher entgegengekommen ist -- und an Versuchen hat es in Berlin*) und anderswo nicht gefehlt — hat man sich bald von der Nutzlosigkeit überzeugt. Dem durchaus gesunden Bedürfnis des Kunstgewerbes nach Berührung mit der modernen Kunst kann rationell nur durch die Gemäldegalerien und Sculpturen-Sammlungen abgeholfen werden. Ihre grosse und leider nicht allgemein erkannte volkswirtschaftliche Bedeutung für die Production liegt gerade in dieser Vermittlerrolle.

* * *

Ausser der liebevollen Ausgestaltung der Sammlungen — und zwar nach unbeschränkten internationalen Gesichtspunkten — ist die Entwickelung des Hamburger Kunstvereinwesens interessant, besonders seit zu den älteren „Kunstverein“ und

*) Dies hat sich indessen durch die amerikanischen vorjährigen Ausstellungen im Berliner Kunstgewerbemuseum geändert, die in der Holz- und Glasindustrie sehr befruchtend wirkten.

Digitized by Google

„Verein von Kunstfreunden" der Hamburger Amateurphotographen - Verein und die Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde hinzutrat, Bildungen, die aus Dilettanten-Korporationen entstanden und bezeichnend sind für diese neue volksmässige Auffrischung der Kunst. Die Kunsthalle steht mit ihnen ebenfalls in enger Beziehung. Die Ziele der „Gesellschaft" sind weithin beachtenswert.

Die Gesellschaft, heisst es im Bericht, kommt einmal im Monat in der Kunsthalle zusammen, um die neuen Erwerbungen kennen zu lernen und sich über Kunstfragen, namentlich solche, die Hamburg angehen, zu beraten. Ihr Zweck ist, die Freude am Sammeln von Kunstwerken zu erwecken und zu verbreiten und die dilettantische Kunstübung mit ernster Absicht zu pflegen. Auf diesem Wege hofft sie, dazu beizutragen, dass eine tiefere künstlerische Bildung in Hamburg gefördert und das Verständnis für die wirtschaftliche Bedeutung der Kunst in weitere Kreise getragen wird. Auch die Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde wird in jedem Jahre eine Ausstellung von künstlerischen Arbeiten Hamburgischer Dilettanten veranstalten. Solche Ansstellungen sind nötig, um dem einzelnen ein greifbares nahes Ziel zu stecken und ihn dauernd an den Einsatz seiner ganzen Kraft zu gewöhnen. Zugleich bilden die Ausstellungen das beste Mittel, den Dilettantismus vor Ausschreitungen und Tändeleien zu bewahren. Wie der Amateur-Photographenverein denkt auch die Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde ihre Mittel vorwiegend auf die Pflege der Originalradierung und Originallithographie in Hamburg zu verwenden. Wenn diese neuen Bestrebungen von Erfolg begleitet sind, was doch allem Anscheine nach zu hoffen steht, so haben wir Aussicht, in den nächsten Jahren eine grössere Anzahl von Kunstwerken entstehen zu sehen, die zu sammeln dem Hamburger sehr nahe liegt. Die Verwaltung der Kunsthalle hegt die Hoffnung, dass diese Bemühungen der Vereine Erfolg haben mögen. Denn es fehlt in Hamburg gegenwärtig — wie im übrigen Deutschland kaum minder — an Sammlern, namentlich an Sammlern von Kunstdrucken. Wenn es gelingt, aus den Händen hervorragender Meister Radierungen und Lithographien Hamburgischer Persönlichkeiten und der Hamburgischen Landschaft zu erhalten, so dürfte dies Material besser als irgend ein anderes geeignet sein, gerade in Hamburg zum Sammeln anzuregen. Kunstsammlungen im Privatbesitz gehören aber zu den wichtigsten Mitteln, die künstlerische Erziehung fördern, deren Durchführung eine der dringendsten Aufgaben der nächsten Generation in Deutschland bildet, wenn unsere Industrie auf die Dauer konkurrenzfähig bleiben soll.

* * *

Die stille Arbeit Lichtwarks gilt dem planmässigen Ausbau der Kunsthallensammlung unter dem Gesichtspunkt, dass nur an der lebendigen Kunst der Gegenwart eine fruchtbare künstlerische Bildung gedeihen kann: ob noch ein deutsches modernes Museum ähnliche kernhafte Überzeugung und frische Thatkraft besitzt, möchten wir billig bezweifeln. Die schriftstellerische Arbeit Lichtwarks aber schliesst sich vornehmlich an jene Bestrebungen an, aus den dilettantischen Interessen des Volkes und den lokalen Bedingungen Keime zur Blüte zu entwickeln und den Horizont dabei möglichst weit zu ziehen, wie ja der Gesichtskreis des Hamburgers immer ein weiter sein muss. Solche Mischnng örtlicher Zuneigung und weitausgreifender Begründung macht den Charakter der Lichtwarkschen Schriften aus. Seine Gedanken fliessen oft in Vorträge aus und fristen dann in Zeitungen ihr Dasein — aber so versteckt seine Aufsätze liegen mögen, wie der „über den Schmuck des bürgerlichen Wohnhauses", sie sind in sich mustergiltige, erschöpfende Arbeiten. „Makartbouquet und Blumenstrauss" ist die beste Ästhetik der Blumen, die wir haben. „Die Wege und Ziele des Dilettantismus", obwohl direkt an jene Hamburger Vorgänge und die erste Dilettantenausstellung anknüpfend, ist unübertrefflich in der Aufzeigung des Weges, den die Kunst vom französischen Aristokraten bis zum modernen Bürger nahm, und in den wohl bedachten Ratschlägen, wie in den Aufgaben des Dilettanten diese bürgerliche Kunst, nachdem sie sanft eingeschlafen, neue nationalökonomische Bedeutung gewinnen könne. „Die Bedeutung der Amateurphotographie," ein illustriertes Prachtwerk im Verlage von Knapp, Halle, ist hervorgegangen aus der ersten vorjährigen Amateurausstellung in Hamburg und giebt ein gradezu glänzendes Bild der photographischen Bestrebungen aller Länder, ihrer künstlerischen Bedeutung und ihrer wohlbemerkbaren Individuen. Vielleicht geschah es hier zum ersten Mal, dass man nicht blos das Verhältnis des Photographen zur Natur methodisch verfolgte, sondern die nationalen Verschiedenheiten des photographischen Dilettantismus auseinanderlegte. Gerade den deutschen Amateuren werden diese Vergleiche von Nutzen sein, bei denen, wie Lichtwark fand, im Allgemeinen noch das Streben nach Klarheit und Schärfe überwiegt, was wohl auch mit der Beliebtheit des Albumindruckes zusammenhänge. Nur sehr schüchtern und sehr vereinzelt treten die Versuche auf, weiche

Digitized by Google

dunstige Stimmungen auszudrücken. Von der impressionistischen Richtung, die sich bei den Engländern und Franzosen kundgiebt, fänden sich hier nur wenige Spuren. Im Allgemeinen ständen die deutschen Amateure noch auf dem epischen Standpunkt des Erzählers und nur wenige sind bis zur Beschränkung auf einfache Motive vorgedrungen — das sind die mit der kleinen Handkamera arbeitenden. — Wie die erstgenannten Schritten, so ist auch Lichtwarks grosses, schönes Buch über den Hamburger Maler Hermann Kauffmann in prächtiger Ausstattung bei Bruckmann, München erschienen. Die Hamburger Verleger scheinen nicht zu wissen, welchen Schatz sie in ihren Mauern haben. Das Kauffmannbuch ist zu einer Studie über die ganze Entwickelung der neueren Hamburger Kunst erweitert, welche sich wahrhaft spannend liest, wie alle Bücher dieses Mannes, dessen Stil jene weiche, farbige Lebendigkeit hat, die den Leser sofort in den Stoff hineinzieht, ihm den Stoff behaglich und wohnlich zurecht macht. Lichtwark schreibt, wie er organisiert. Mit modernem Blick verbindet er die Reife des zielbewussten Mannes, mit der Freundlichkeit des Wohlwollens die Fähigkeit, in jedem Augenblicke stofflich neu zu interessieren und brache Felder zu kultivieren. Das umrissene Bild dieses bescheidenen, unsagbar verdienstvollen Mannes, den wir in jeder Stadt Deutschlands brauchten, meinen Lesern zu bringen, war mir eine jener schönen Pflichten, die man sich selbst auferlegt. Farbe wird das Bild bekommen, wenn ihr ihn lest. O. B.

ZEITSCHRIFTENRUNDSCHAU.

Der „Zuschauer“ erscheint jetzt als Wochenschrift, im Aussehen etwa des Magazins. Wir finden in der ersten Nummer einen interessanten Bericht von der Jahresversammlung der amerikanischen „Erfinder“, die unter grossem Zudrang in Stocktown stattfand. Echt amerikanisch, kamen da viel phantastische Zukunftsträume ans Licht, die hier vielfach Kopfschütteln hervorrufen werden. Aber es giebt einen orientierenden Überblick über die nächsten Aufgaben unserer Technik. Am solidesten scheinen die Aussichten des Windmotors von Huxler. Er besteht, lesen wir, aus einem Schaufelrade mit verstellbarer Axe und Richtung, das durch den Wind in Umdrehung versetzt wird und seine Bewegung auf eine Schraube überträgt, welche die Fortbewegung des Vehikels, sei es nun Wagen oder Schiff, verursacht. Es ist klar, dass ein solcher Apparat keinen Überschuss an Kraft geben kann in der dem Winde direkt entgegengesetzten Bewegungsrichtung. Bei südlichen Winden kann also beispielsweise ein mit dieser Vorrichtung versehenes Boot nicht südwärts voran gehen. Berücksichtigt man jedoch die seitlichen Winde, so ergiebt sich, wie der Redner rechnerisch zeigte, ein sehr erheblicher mechanischer Effekt, je nach den Dimensionen der Schaufeln. Für diese Vorrichtung ist bereits Patent angemeldet. — John Smith ferner beschrieb den von ihm erfundenen Kraft-Schacht. Es ist dies eine Art senkrechter Röhre oder Brunnen, welcher in die Erde getrieben und sorgfältig ausgekleidet wird. Oben endigt derselbe in eine Kuppel aus Gussstahl, die 10 m hoch mit cementiertem Mauerwerk bedeckt ist. In diesem Kessel wird mit Hilfe von Wind- oder Wassermühlen atmosphärische Luft bis zu sehr hoher Spannung komprimiert und kann dann als Kraft zu industriellen Zwecken benutzt werden.

* * *

Im Januarheft der Monatsschrift The Free Review findet sich von A. Hamon, der kürzlich seine Psychologie des Militarismus schrieb, eine neue Psychologie: die des Anarchisten. Sie wird demnächst als Buch erscheinen, aber nach dieser Probe bringt sie nicht viel zu dem, was — sich jeder selbst sagt. Hamon nimmt sich das Buch von Fr. Paulhan, les caractères vor und prüft den Anarchisten nach den dort aufgestellten Rubriken unserer Seele. Der unified, der reflective, der refractory, der Typuse, der purity, der impassioned und impulsive type worden durchgenommen. So ist, meint Hamon nach dieser Prüfung, der Anarchist in einem dauernden Zwiespalt zwischen dem Bestreben, leidenschaftlich zu handeln, und der Tendenz, diese Handlung durch vernünftiges Reflektieren zu behindern. Auf der einen Seite operiert das Nachdenken, auf der andern die Sensibilität. Die Handlung selbst ist das Resultat dieser beiden Faktoren. Je nachdem die Reflexion oder die Sensibilität vorherrscht, ist die Handlung heftig, unüberlegt oder langsam und bedächtig erwogen. Niemals erfolgt gänzliche Verhinderung der Handlung, denn die Sensibilität wird niemals ganz durch die Reflexion unterdrückt. — So geht es weiter.

* * *

Die „Neue Revue“ veröffentlicht aus der Feder von P. Clemens eine Reihe von Aufsätzen, die unter dem Titel „Der auferstandene Sem“ zusammengefasst werden. Es ist der erste Versuch, die an-

Digitized by Google

geblich wachsenden Bestrebungen zu einer neuen Nationalisierung des Judentums einheitlich zu überschauen und zu veröffentlichen. Die Arbeit ist massvoll geschrieben, und ohne hetzerische Feindseligkeit. Wer ausserhalb dieser Vorgänge steht, kann schwer beurteilen, wie viel Selbsttäuschung und wie viel Wahrheit in den mitgeteilten Symptomen liegt. Der Verfasser meint: Diese eigentümliche Strömung entspringt aus unscheinbaren Anfängen ungefähr um die Mitte dieses Jahrhunderts, schwillt in den Achtziger Jahren rapid an und ist heute stetig im Zunehmen. Ein dichtes Netz von Colonisationsvereinen für Palästina besteht bereits sowohl in Europa wie in Amerika. Agitationsorgane und Flugschriften tragen den Gedanken täglich in immer weitere Sphären. Capitalien von vielen Millionen sind bis nun schon für seine Realisierung verwendet worden. Politische Vereine werden unter seiner Losung gegründet. Studentenverbindungen an mehreren Universitäten werben ihm Anhänger unter der Jugend. Auf Congressen, an denen Delegierte aus den verschiedensten Ländern teilnehmen, wird eine internationale Organisation der Bewegung angestrebt.

Doch dies ist nicht alles. Ein imposanter Apparat arbeitet zugleich an der Wiederbelebung einer künftigen Nationalsprache, welche bisher eine tote Tempelsprache war. Es erscheinen hebräische Tagesblätter, welche ein nach vielen Tausenden zählendes Lesepublikum besitzen. Schriftsteller von Begabung, Romanciers und Lyriker suchen das starre Idiom der Bibel zu einem geschmeidigen Werkzeug für die Behandlung moderner Themen umzubilden. Zeitschriften und populär-wissenschaftliche Werke vermitteln ihren Lesern in hebräischer Sprache Belehrung und Unterhaltung. Die Agitation, welche in Diensten des nationalen Gedankens steht, arbeitet zugleich für die Verbreitung der Sprache. Der Enthusiast der Idee hält es für seine Pflicht, hebräische Grammatik zu studieren. Und damit das Erlernte nicht totes Gut bleibe, entstehen an zahlreichen Orten Sprachvereine für Erwachsene, in denen hebräische Conversation betrieben wird.

Wir sind gespannt, wo wir nächstens das Gegenteil bewiesen lesen.

* * *

In der Revue des deux mondes kann natürlich die neueste nordische Strömung der französischen Litteratur nicht willkommen geheissen werden. Lemaitre fasst all sein Wissen und seinen Geist zusammen, um nachzuweisen, dass alle Geheimnisse der düsteren nordischen Seele sich schon bei George Sand finden und dass die grossen Skandinavier eigentlich nur Epigonen von Dumas fils und Flaubert sind. Unsere „Septentriomanie", sagt Lemaitre, begann vor ungefähr zwölf Jahren, im Gegensatz zu den Brutalitäten und Tendenzen des Naturalismus mit dem heute vielleicht ein wenig vergessenen Cultus von George Elliot. Damals zeigten uns E. Scherer und E. Montégut um die Wette, dass G. Elliot alle unsere realistischen Erzähler überragte. Dann enthüllte uns de Vogüé Tolstoi und Dostojewski und Jedermann ward Tolstoianer. Zuletzt hatte Ibsen seine Triumphe. Und nun kamen alle die anderen, Björnson, Strindberg, Macterlinck, Hauptmann . . . . alles findet Lemaitre bei George Sand. Deren Indiana ist die Nora. Sie entflieht dem Delmare aus derselben Empfindung, wie Nora dem Helmer. Was Nora sucht, Indiana findet es, denn Indiana heiratet Ralph vor der Natur und vor Gott — das ist Nora, die nach ihrer Flucht den Mann ihres Herzens in der Freiheit findet und heiratet! Man wird hiernach das tiefe Verständnis bewundern, mit dem Lemaitre dem Stimmungsgehalt Ibsens gegenübersteht, und mit vergnüglichem Lächeln seine weiteren Parallelen Ibsenscher Stücke und Sandscher Romane verfolgen. Zuletzt wird der Patriotismus ausgespielt. Im XVIII. Jahrhundert, sagt der weise Kritiker der Akademie, haben wir die Romane Richardsons entdeckt, der Marivaux nachahmte; wir fanden in Lessing unseren Diderot wieder, und in Göthe viel von unserem Jean Jaques. Wir glauben ebenso den Deutschen und Engländern die Romantik zu verdanken, und haben sie doch selbst erfunden. Aber wie lange wird diese unruhige „Septentriomanie" noch dauern? Sie ermüdet uns wohl schon. Es ist Zeit, sie abzuschütteln und, wer noch die Dichter des Winters und Nebels bewundern will, möge sich beeilen, solange die Mode besteht — die Reaktion des génie latin kommt bald heran.

* * *

Eine Revue de Province giebt A. Remy in Besançon heraus. Der Programmartikel der ersten Nummer verbreitet sich über die beginnende geistige Decentralisation in Frankreich als ein bemerkenswertes Zeichen einer neuen Aera. Eine andere provinzielle Revue soll in Lille unter Joire erscheinen, aber sie hat speziellere Ziele und führt den klaren Namen: Kneipp-Revue. Während die Wasserkur in der Provinz an Zugkraft gewinnt, nimmt die Astronomie in Paris an öffentlichem Interesse ab: die berühmte und treffliche „Astronomie" von Camille Flammarion muss wegen administrativer Schwierigkeiten ihr

Digitized by Google

Erscheinen einstellen nach dreizehnjährigem Bestehen.

* * *

Die Contemporary Review, December, bringt eine anregende Studie von Mulhall über den Welthandel und Weltverkehr. Interessante statistische Notizen sind folgende: England hat für seine Eisenbahnen 6350 Millionen Pfund ausgegeben. Eine englische Locomotive läuft ungefähr 15 Jahre, macht einen Weg von 240,000 Meilen, schafft 600,000 Tonnen oder 1 Million Passagiere und bringt einen Gewinn von 60000 Pfund — sie kostet ca. 2000 Pfund und hat 300 Pferdekräfte. Die Zahl der englischen Locomotiven ist ca. 110000. Es steckt ein Kapital von 200 Millionen Pfund in ihnen. Die Anlage der englischen Eisenbahnen verzinst sich mit 3 %. Der Wert sämtlicher Kriegsschiffe der Welt übersteigt den der englischen Locomotiven nur um 20 Millionen. Dort sind im Ganzen 700000 Arbeiter beschäftigt, bei den englischen Eisenbahnen 2½ Millionen. Die englische Marine zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Hälfte der Unglücksfälle anderer Marinen aufweist.

* * *

Im Forum, Dezember, spricht Collier über die Lektüre Englands. Von den 675 nichtreligiösen englischen Zeitschriften ist ⅛ dem Sport gewidmet. Zwischen 1880 und 85 wurden 226 Bücher über Sport veröffentlicht, in den nächsten fünf Jahren 412. Er spricht geringschätzig von der sonst so gerühmten englischen Lesesucht. Das richtige Volk lese nichts. Nur die Bourgeoisie und die Studenten. Dabei hat England nur 7 Universitäten.

* * *

„Der sozialistische Akademiker", unter diesem Titel ist bei Baake, Berlin eine neue Zeitschrift herausgekommen, welche sich die Propaganda der Sozialdemokratie unter den Akademikern zur Aufgabe macht. Nun, sie wird Mut und Ausdauer beweisen müssen. Das erste Heft enthält nach einem Programm Aufsätze über den Sozialismus und die Studenten einst und jetzt, über den Heroencultus, der natürlich in den Tod verdammt wird, über die communistischen Richtungen und den „freiheitlichen Sozialismus" des Dr. Benedikt Friedländer.

Es giebt, lesen wir im Programm, zwei Stellen, wo die befreiende Kraft des demokratischen Sozialismus auch unter Akademikern sich Eingang schaffen kann. Die Expropriation durch das Kapital welche die Zahl der Kleinbürger und Bauern in vogelfreie Proletarier verwandelt hat und noch immer mehr verwandelt, macht auch die Kluft zwischen dem geistigen Arbeiter und dem gewerblichen Kapitalisten stetig grösser. Der Akademiker sinkt selber immer mehr zum Proletarier herab. Und auch die, welche diesen Prozess nicht am eigenen Leibe erfahren, können sich dem Bewusstsein eines immer erbitterteren Kampfes ums Dasein nicht mehr verschliessen. Und hier setzt der zweite Hebel ein, der sich bemüht, den Akademiker in das sozialistische Lager hinüberzuziehen. Das ist die Macht der Logik, die alle freiheitlichen Geister der Studentenschaft mit Notwendigkeit zum Sozialismus führt. Diese Beschränkung muss allerdings gemacht werden: nur auf die darf der demokratische Sozialismus rechnen, die die Freiheit über alles schätzen und die für sich nicht mehr als die für andere. Mag der Student Proletarier sein oder nicht, wiefern er diesen Geist besitzt, kann er dem Sozialismus gewonnen werden, denn der Sozialismus ist das einzige politische System, das die Freiheit erstrebt und auf einer wissenschaftlichen Grundlage beruht. Diese Aufgabe ist keine verlorene, wie so mancher glauben mag, der an die kleine Zahl von denen denkt, die überhaupt aus der Studentenschaft für uns gewonnen werden können. Mögen diese im Verhältniss zur Schaar der gewerblichen Arbeiter auch nur wenige sein, die Erfahrung hat bisher gezeigt, dass auch der Stamm der sozialistischen Akademiker eine tüchtige Truppe im Kampfe für die Befreiung des internationalen Proletariats ist.

* * *

In der Revue Scientifique antwortet Richet auf die Angriffe, welche Brunetière in der Revue des deux Mondes gegen die „Wissenschaft" gerichtet hatte. Die Religion, sagt er, hat für den materiellen Fortschritt der Menschen nichts gethan. Sie hat nichts beigetragen zur Erfindung des Druckes, des Mikroskops, der Eisenbahn. Alle Industrie, alles moderne Leben, alle menschliche Thätigkeit haben ihren Ursprung auf nichtreligiösem Boden. Die Religion hat nichts gethan, als aus ihren Gegensätzen Vorteil zu ziehen. Die Wissenschaft hat noch nicht ihr letztes Wort gesprochen und man darf vorher über sie gar kein Urteil fällen. Andrerseits haben die Errungenschaften der Wissenschaft Teil an unserer Civilisation. Die Entwicklung der Humanität durch die Wissenschaften hat die Sitten gemildert, grosse Gefühle geschaffen, ein moralisches Ideal gegeben. Je weiter sich die Wissenschaften verbreiten, desto sicherer ist die Moral fundamentiert. — Wie kann man

Digitized by Google

nur solche Dinge sagen, Herr Professor Richet. Die Wissenschaft ist so wenig praktisch, wie die Kunst. Sie existiert nur, weil sie ein Drang ist. Alles andere ist Heuchelei. Die Eisenbahn hat noch keinen Menschen glücklicher gemacht, weil sie mit dessen Glücksbedürfnis garnichts zu thun hat. Sie ist Spiel im höchsten Sinne, wie alles, was materieller Fortschritt heisst. Aber ich finde, dass die Religion wohl Millionen glücklicher gemacht hat. Da muss man wirklich dem guten Brunetière Recht geben. Und etwas anderes als glücklich werden, will ja doch kein Mensch.

* *

Die „Korrespondenz für die Frauenbewegung", welche als Manuscript gedruckt verschickt wird, berichtete jüngst über den Handel mit weissen Mädchen. In Paris soll in diesem Jahre ein internationaler Kongress der Besserungs-Gesellschaften stattfinden. Selbstverständlich wird hier mit der Sittlichkeitsfrage, die ihre wärmsten und bedeutendsten Vertreter in dem Brittisch-, Continentalen und allgemeinen Bunde hat, auch der Handel mit weissen Mädchen erörtert werden, der sich von Jahr zu Jahr immer weiter ausdehnt. Immer wieder fallen junge unerfahrene Mädchen den Vorspiegelungen der Agenten zum Opfer, welche sie durch die Aussicht auf vorteilhafte und angenehme Stellungen im Auslande zu sich zu locken wissen. So hat man kürzlich in Helsingfors ein Kontor polizeilich geschlossen, das seine „Ware" von Lübeck aus übers Meer schickte.

Das Schweizer Journal du Bien Public teilt mit, dass von einigen Vereinsmitgliedern der „Freundinnen junger Mädchen" in einer Hafenstadt der Ostsee einem Schiffe 12 junge Mädchen entrissen wurden, die zur Nacht von Agenten für überseeische Länder eingeschifft werden sollten.

Der Brüsseler „Patriot" erzählt, dass die Polizei in Antwerpen einen gewissen Désiré L. in dem Augenblicke festgenommen hat, als er sich auf dem Dampfer Friesland nach S. Franzisko einschiffen wollte. L. war von einem halben Dutzend junger Brüsselerinnen begleitet, denen er in der grossen amerikanischen Stadt Stellungen versprochen hatte. Unter falschem Namen hatte er den Ozean zu durchschiffen gehofft. Er ist dem Staatsanwalt übergeben worden.

* * *

Bekanntlich wurde jüngst in Berlin durch einen Tric des Vereins Deutscher Studenten die neu gegründete und sehr ernste und erfolgreiche Sozialwissenschaftliche Vereinigung gesprengt. Und zwar blieb ihr nichts übrig als sich selbst aufzulösen. Sie hat übrigens nichts mit socialistischen Parteien zu thun, was auswärtigen Lesern bemerkt sei. Schmoller sollte eben reden. Sie war nur hervorgegangen aus dem lebendigen Interesse der Gegenwart an sozialen Dingen. Ich meine, es war dies ein prächtiges Beginnen. Denn es ist richtig, dass sich Studenten zuerst mit Soziologie abgeben, aber nicht mit Politik, die, wenn sie gediegen sein soll, sich nur auf jener aufbauen kann. Die Vereinigung gewann bei den akademischen Wahlen eine auffallend reiche Stimmenzahl, sie wurde den alten gefährlich und ward gestürzt. Die Selbstauflösung war nur formell, sofort wurde beim Rektor der Antrag auf Neubildung gestellt. Der Rektor, der „freisinnige" Theologe Pfleiderer, lehnte plötzlich ab: er könnte soziologische Beschäftigung nicht für erspriesslich halten, er hätte schon längst seine Bedenken und der Augenblick zur Neugründung sei nicht günstig, weil „er nicht nur auf die Volksstimmung Rücksicht nehmen müsse, sondern auch auf die in den regierenden Kreisen." Sämtliche Professoren hatten sich günstig über den Verein geäussert, der Universitätsrichter hatte ihm ein ausgezeichnetes Zeugnis ausgestellt.

Man steht, bemerkt mit vollem Recht die „Ethische Kultur", ratlos vor diesen widersprechenden Äusserungen und fühlt sich ausser Stande, dieselben in irgend einer Weise mit einander in Einklang zu bringen. Und nun gar die Worte des Rektors! Diese Worte sind so überraschend und so frappant, dass man, wenn man sie zuerst hört, nicht geneigt ist, zu glauben, dass sie wirklich zu Ende des 19. Jahrhunderts von dem Rektor einer deutschen Universität ausgesprochen worden sind, welcher bei Übernahme des Rektorats vor den versammelten Kommilitonen schwören muss, dass er die Rechte der Universität gegen Jedweden verteidigen werde, der dieselben anzugreifen wagt.

Ist das eine Lern-Freiheit, wenn man der studierenden Jugend untersagt, sich in eigenen Vereinen, obwohl diese sich trefflich bewährt haben, über die soziale Frage zu unterrichten? Ist das eine Verteidigung der Rechte der Universität, wenn der Rektor der „Stimmung in den regierenden Kreisen" zuliebe der Zusage des Universitätsrichters widerspricht? Man sollte doch froh sein, wenn sich einmal in der Studentenschaft auch Interesse für weitergehende Fragen zeigt! Wahrlich, es ist nicht der schlechteste Teil der akademischen Jugend, der sich in seinen Mussestunden der Beschäftigung mit der sozialen

Digitized by Google

Frage hingiebt, statt, wie dies sonst üblich ist, dem Bacchus oder der Venus zu opfern!

Es wäre lehrreich, einmal zu erfahren, wie sich denn der Herr Rektor die „akademische Freiheit" denkt? Es ist doch kaum anzunehmen, dass ihm dabei das Ideal gewisser Couleurstudenten vorschwebt, die unter „akademischer Freiheit" Sauffreiheit, Rauffreiheit und unbegrenzte Faulheit verstehen.

* * *

Die Zeitschrift „Aus fremden Zungen", welche die bequeme, aber verdienstliche Aufgabe verfolgt, die interessantesten ausländischen Arbeiten deutschen Lesern darzubieten, ist in den fünften Jahrgang eingetreten. Der neue Jahrgang beginnt mit drei grossen Romanen: „Madame Chrysanthème" ven Pierre Loti, ein ebenso unterhaltendes als liebenswürdiges Lebensbild aus Japan, das bei den augenblicklichen Vorgängen in Ostasien besonders interessieren wird — „Wassili Tjorkin" von P. Boborykin, das hervorragendste Werk eines der geistvollsten russischen Erzähler, mit frappierenden Streiflichtern auf die Kulturzustände im modernen Zarenreich, und „Tess" von Thomas Hardy, das anerkannte Meisterwerk der modernen realistischen Erzählungskust Englands. An diese werden sich später die neuesten Romane von Alphonse Daudet „Die kleine Kirche" und Emilie Zolas „Rom" anschliessen. Ausser den Anfängen der erstgenannten drei grossen Romane finden wir in dem uns vorliegenden ersten Hefte die kleinere Erzählung „Ein Frühlingstraum" von Gestur Pálsson, eine knorrige, originelle Skizze aus Island und im Feuilleton den Aufsatz „Selbstmord aus Liebe" von Cesare Lombroso, welcher übrigens schon früher deutsch erschienen ist.

* * *

In „Cassiers Magazine", December, findet sich eine interessante Studie über die mögliche Entwickelung Edisons neuester Arbeit, des Kinetophotographen. Der Verfasser führt einige bereits erreichte wichtige Resultate in mikroskopischer Photographie an und fährt fort: jeder Tag steigert die Sicherheit und Schnelligkeit des Unternehmens. Jede Scene, so bewegt und ausgedehnt sie sein mag, wird reproduziert werden können. Kriegerische Evolutionen, Marineübungen, allerlei ähnliche Vorgänge werden registriert werden können zum gemächlichen Genuss derer, die sie kennen lernen oder derer, die sich ihrer erinnern wollen. Der Invalide, der isolierte Landmann, der ermüdete Geschäftsmann kann nun geniessen, mit der nötigen Erholung, ohne überflüssige Anstrengung, ohne Scheu vor dem Wetter, ohne das Opfer der Gesundheit oder wichtiger Geschäfte. Nicht allein unsere eigenen Erfahrungen, sondern die der ganzen Welt stehen zu unserer Verfügung. Die Vorteile der Gelehrten und Historiker sind unermesslich. Statt trockener, langweiliger Berichte werden unsere Archive die lebendigen Bilder grosser nationaler Ereignisse erhalten, belebt durch all die feurigen Persönlichkeiten, die sie charakterisieren. — Man wundert sich nur, dass der Verfasser nicht hinzufügt: und all die Kunst unserer und der vergangenen Zeit wird sich beschämt zurückziehen vor der blendenden Wahrheit der kinetophotographischen Platten, welche allem Streit der Richtungen mit einem Mal ein Ende macht.

* * *

In der Arena finden wir eine Übersetzung von Tolstoi's eigenartigem Aufsatz über Guy de Maupassant. „Maison Tellier" bekam es zuerst in die Hand. Turgenjeff gab er ihm. Dann empfahlen ihm einige Une Vie. Das Buch sagt er, änderte gänzlich meine Meinung von Maupassant. Es ist nicht nur Maupassants Bestes, ich glaube, man könnte es die beste französische Novelle nach Hugo's Les misérables nennen. Une Vie zeigt nicht nur das wahre Talent, die wahre Fähigkeit, sich auf einen Stoff zu concentriren, neue und ungekannte Beziehungen aufzudecken, es vereinigt auch in sich die drei wesentlichen Eigenschaften eines wahren Kunstwerks: eine wahrhafte moralische Stellungnahme zum Stoff, formelle Schönheit, und reine aufrichtige Liebe zu dem, was der Verfasser schildert. Im allgemeinmoralischen Sinne ist Bel Ami ebenso wie Une Vie auf ernsten Gedanken und Gefühlen aufgebaut. In Une Vie ist dieser Grundgedanke der Abscheu vor der grausamen Aussichtslosigkeit, mit der eine ausgezeichnete Frau unter der gewöhnlichen Sinnlichkeit eines Mannes leidet. In Bel-Ami ist es mehr als Abscheu, ist es Empörung über den Erfolg und das Glück dieses rohen Tieres, das seine soziale Stellung durch diese reine Sinnlichkeit gewinnt, Empörung über Verwerflichkeit der Atmosphäre, in der der Held seine Erfolge erzielt. Weiterhin findet Tolstoi einen Abstieg dieses moralischen Sinnes. In Mont-Oriol würde die Frage, warum ein liebenswürdiges Weib leiden und ein brutaler Verführer triumphiren solle, hinausgeschoben. In Pierre et Jean und Fort comme la Mort vermisse er überhaupt die moralische Basis. Beide seien auf Verworfenheit, Betrug und Lüge

Digitized by Google

gebaut und führen ihre Personen zu tragischen Konflikten. In Notre-Coeur sei die Situation völlig monströs, unmöglich und unmoralisch. Die hauptsächlichen Charaktere machen nicht einmal den Versuch des Widerstandes, sie stürzen sich mit Kopf und Herz in die dümmsten sinnlichen Genüsse und der Autor scheine mit ihnen zu sympathisieren. Die „kurzen Erzählungen" kommen beim Moralisten Tolstoi besser davon. In den besten dieser Arbeiten könne man die Entwicklung des moralischen Gefühls deutlich verfolgen und allmähliche, unbewusste Entthronung aller der einstigen Lebensziele und -anschauungen wahrnehmen. Aber der wahre Wert dieser kleinen Erzählungen liege darin, dass Maupassant hier sein Talent, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich sind, frei sich entfalten liess und er so sich zwang, die „Wahrheit zu sehn". So gewinnt er, meint Tolstoi, während er das sexuelle Leben immer mehr in den Hintergrund treten lässt, festere Stellung zum Leben überhaupt. Er beginnt zu begreifen, dass zwischen Mensch und Tier nicht blos in geschlechtlicher Beziehung eine Kluft bestehe, sondern in der ganzen Lebensthätigkeit. Er sieht, dass die materielle Welt, so wie sie ist, nicht die beste der möglichen Welten sei, dass sie die Fragen der Vernunft und Liebe nicht genügend beantworte. Er beginnt zu verstehen, dass noch eine andere Welt existiere, und zuletzt realisiert er die Wünsche der Seele für diese andere Welt. Wäre er nicht zum Sterben verurteilt gewesen in den Geburtswehen, er hätte uns grosse Evangelien gegeben — doch was er uns in seinen Qualen schon gab, ist genug. Dafür wissen wir ihm Dank, dem ernsten, wahrheitsliebenden Dichter.

* * *

In der American Review of Reviews verbreitet sich Albert Shaw in einem interessanten Aufsatz über die Idee eines Weltsports, die sich in der Wiederaufnahme der olympischen Spiele für die ganze Menschheit verwirklichen soll. Das Zentrum der Bewegung für die Einrichtung solcher vierjähriger Meetings ist Paris, der Führer ist der junge Baron Pierre de Coubertin, welcher einige Zeit Sekretär der Union française des clubs athlétiques war. Er wollte eine Art Weltjurisdiktion über die Sportleistungen aller Völker ins Leben rufen, bildete ein vorläufiges Komité und hielt in Paris vorigen Juni eine Versammlung, die sehr erfolgreich verlief. Als Ehrenmitglieder ins Generalkomité wurden der König von Belgien, von Griechenland, der Prinz von Wales, der Russische Grossherzog Wladimir und verschiedene andere Fürsten gewählt. Man einigte sich, moralisch durchaus reinlich vorzugehn. Der erste Kampf soll 1896 in Athen stattfinden, der nächste in Paris zur 1900er Ausstellung, 1904 in den Vereinigten Staaten. Das Komité enthält Vertretungen aus Griechenland, Frankreich, Russland, Böhmen, Schweden, Neuseeland, Amerika, Uruguay, England, Ungarn, Italien, Belgien. Deutschland scheint also nicht bei der Sache zu sein, obwohl zu erwarten steht, dass der Kaiser solchen Plänen wohl sein Interesse zuwenden dürfte, wenn er davon unterrichtet wäre.

* * *

Die Revue des Revues veröffentlicht aus der Feder des japanischen Dichters Motoyozi-Saizau einen höchst amüsanten Aufsatz über die Entwicklung des japanischen Journalismus, der auf kaum ein Menschenalter zurückblickt und es schon zu mehr als vierhundert Zeitungen und dreihundert Revüen gebracht hat. Wie man wohl den französischen Journalismus auf den Arzt Theophraste Renaudot zurückführte, so beginnt der japanesische mit der Gründung des ersten Journals Moshiwogoussa, das der Arzt Kishida-Ghinkau für medizinische Zwecke ins Leben rief. Das Blatt hatte keine Abonnenten, keine Redakteure, und erschien zwanglos, wenn gerade Geld da war. Da kamen Kapitalisten, verstanden den lockenden Gewinn, brachten das Blatt hoch und die Konkurrenz stürzte sich nach Einführung der Druckpressen über die neue Branche her. Die erste tägliche politische Zeitung erschien 1872. Natürlich begriff der Herausgeber Toudjita, dass er nur in der Opposition Erfolg haben könne. Er griff wie verteufelt die Regierung an. Die machte schleunigst ein „Umsturz"gesetz gegen die Presse und Toudjita wanderte ins Gefängnis. Damit war das Glück seines Blattes gemacht. Die Zeitungen mehren sich und bekämpfen sich. Es giebt offizielle, offiziöse, radikale und solche, die den Mantel nach dem Winde hängen. Es giebt Revüen, die sich patriotisch geberden und sich „Blüte der Hauptstadt nennen" und solche, die das Christentum gegen Buddha und Konfucius hochheben. Es giebt Blättchen, deren Lektüre den jungen Damen untersagt ist, und die sich darum eines ausgebreiteten Leserkreises erfreuen. Alles giebt es, tout comme chez nous. Auch mit Illustrationen.

ALLGEMEINE CHRONIK.

BERLINER THEATER UND KUNST.

Wenn man nach einem Monat auf die künstlerischen Erlebnisse zurückblickt, bleibt nicht viel übrig. Aber es ist gut, einen solchen Massstab zu haben, um den

Digitized by Google

Wert dieser Erlebnisse bestimmen zu können. Denn nur, was im Gedächtnis weiterlebt, wird in unserm künstlerischen Erfahrungskreise einen festen Platz einnehmen. Und was in der Entfernung wächst, wird dadurch seinen Anspruch auf höhere Geltung beweisen. So ging es mir mit Klein Eyolf. Seit der Lektüre wuchs das Werk in meinem Nachdenken zu immer bedeutenderer Kraft und seit der Aufführung, die uns das Deutsche Theater brachte, werde ich diese Welt nicht mehr los, diese fest umrissene neue Welt, die nun ein eigenes Territorium im Reiche der inneren Erfahrung bildet. Die Aufführung von Klein Eyolf war sehr lehrreich. Einmal in Hinsicht auf die Bühne, dann auf das Publikum. Die Bühne bewies, dass eine stimmungsvolle Regie die Unzulänglichkeiten im Einzelnen völlig vergessen lässt. Man kann eigentlich nur sagen, dass Reicher den Geist der Rolle ganz erfasste und zum Ausdruck brachte, während Frau Sorma ihn wohl erfasst haben mochte, aber nicht mit jener Gleichmässigkeit wirklich werden liess, die jeden Schein von Virtuosität ausschliesst. Die Asta ward nicht im Geiste des Dichters wiedergegeben und Herr Rittner als Wegbaumeister hatte in seiner frischen Rolle es schwer, sich dem düsteren Ensemble schmiegsam einzufügen — dieses Ensemble aber war vorzüglich. Im Buche stehen die Sätze in gleichem Druck und gleichem Ton nebeneinander, die Bühne hat den Vordergrund und den Hintergrund in diesem Text zu schaffen, sie hat die Erinnerungen nach hinten tauchen, die Leidenschaften nach vorn stürmen zu lassen und zu beobachten, dass in diesem Crescendo und Decresendo das rhythmische Gleichgewicht gewahrt bleibt, dass die Conturen des Ganges der Handlung zugleich klar und ohne Ermüdung dem Beschauer vor Augen stehen. Wer sich solche Wirkung der Regie an einem mustergiltigen Beispiel deutlich machen will, der besehe sich diesen Klein Eyolf. Der Buchtext, in welchem Ibsen nur, wie ein Meister es thut, wenige charakteristische Striche hinsetzt, gewinnt auf der Bühne jenes Leben, jene runde Körperlichkeit wieder, in welcher der Stoff vor dem geistigen Auge des Dichters schwebte. Wird er dadurch sein Publikum gewinnen? Das ist nun die zweite Frage. Wenn man sich die verschiedenartigen Kritiken des Werkes in hiesigen Blättern durchlas, konnte man eine gewisse Verwirrung wahrnehmen, in der sich Interpreten des Durchschnittspublikums ihm gegenüber befanden, eine Haltlosigkeit vor einer Arbeit, die man wohl bewunderte, aber nicht liebgewann, am liebsten sich voller Bequemlichkeit fernhielt. Klein Eyolf ist nicht für Jedermann. Er ist nicht für die, welche im Theater sich geniessen wollen, nicht einmal für die, welche nur im Rausche höchster, miterlebender Leidenschaft die Kunst lieben, sondern ganz nur für die, welche in der reinen Aufnahme dieses überfeinen psychologischen Gewebes sich zufrieden geben können. Der letzte Ibsen zieht sich in sein buon retiro zurück, das sich jeder Meister für das Ende seiner Wirksamkeit aufsparte. Beethoven entwickelte seine letzten Quartette in dem Himmel, den er sich selbst über sein Erdenwerk wölbte. Göthe fand seine Ruhe in den reinen Sphären antikisierenden und symbolisierenden Geistes. Wagner gab sich zuletzt den christlich-mystischen Ideen mit ganzer Liebe hin. Ibsen wird zuletzt der feinste Psychologe, den unsere seelenzerwühlende Zeit hervorbrachte. Ein überaus zartes, fast ätherisches und dennoch mit der Wohlüberlegtheit Ibsens fest zusammengeknüpftes Gewebe, ein Reichtum psychologischer Erfahrungen ohne Gleichen, und dennoch geordnet von einem Meister, der auf den Seelen Harmonien zu spielen gelernt hat, — das ist Klein Eyolf und das ist die Beschränkung seines Publikums. Wenig sind die, welche diese seidene Aolsharfenmusik seelischer Regungen in sich mitklingen hören oder gar überhaupt nur ahnen; diesen Wenigen, die Ibsen in sein letztes Paradies zu folgen vermögen, wird das Werk ein seltener Genuss, ein bedeutendes Ereignis geworden sein, das ihnen die lebendige Aufführung erst zum Bewusstsein brachte.

In der Peripherie des Kunstlebens werden die Eindrücke weniger einheitlich. Überall findet sich da eine gute Absicht mit einer hohlen Wirkung vereint, und das Interesse wird zersplittert. Ompteda wollte in seinem „Nach dem Manöver" ein dramatisch spannendes Stück aus dem Familienleben unserer Offiziere schreiben, aber wenn man die zierlichen Ranken des Werkes ablöst und nach dem Kern dieser drei Akte klopft, so klingt es taub. Else v. Schabelski wollte ein Weib dichten, in dem sich die Pflicht, Geld zu verdienen, zur dämonischen Sucht nach dem „lieben Geld" wandelt — aber, da sie ihre Akte mit allerlei wirksamen und interessanten Situationen füllt, lässt sie diese grosse Wandlung und alle Charakterentwicklung in den zweiten Zwischenakt hinunterfallen, wo sie noch niemand gesehen hat. Warum hat immer dieses Aber unsern Genuss und unser Wohlwollen zu stören? Der alte und der junge v. Heyden machen bei Gurlitt zusammen eine Ausstellung. Der junge zeigt sich wieder als frischer Beobachter des Tierlebens und der Landschaft. Der alte kann mit seiner Malerei wenig Interesse er-

Digitized by Google

wecken, aber man kann ihm, dem Verfechter freier Kunst an unserm Hofe, nicht böse sein. Wie scharf da nicht bloss zwei Zeitalter, sondern auch zwei Kunstsphären zusammenstiessen, Berlin und München! Zwei Zeitalter, wie bei der Patti. Die Patti hat nämlich in Berlin die Elisabetharie und die „Träume" von Wagner gesungen. So ändern sich die Sitten. Sie hat früher gemeint, Wagner vertrage sich mit dem bel canto nicht. Jetzt ist sie alt geworden und verjüngt sich, wie ganz Italien, an unserer blühenden deutschen Musik. Auch Berlioz ist so ein Merkzeichen der veränderten Welt, sogar eines der interessantesten. Berlioz war den Berlinern lange unverdaulich. Durch ernste Arbeit moderner Geister ist er ihm endlich mit Erfolg so nahe gebracht worden, dass in diesem Winter hier ein reiner Berliozkultus herrscht. Weingartner führte in seinem letzten Konzert ein Vorspiel auf, das sich Eugen d'Albert zu seiner neuen Oper Ghismonda schrieb — es wurde so schweigend abgelehnt, wie man es dem Bumbum-Original des Effektenhändlers Sardou nur gewünscht hätte. Darauf spielte er die symphonie fantastique des Berlioz und erzielte einen phänomenvollen Beifall. Einen unerhörten Triumph jedoch trug Berlioz mit seinen Requiem davon, welches der Ochs'sche Verein, der beste und ernsteste, den wir haben, drei mal öffentlich unter steigendem Applaus aufführte. Diese Wiedergabe des herrlichen Werkes, im Piano des Acapellachors gleich duftig und poetisch, wie in den tosenden Fluten der fünf vereinigten Orchester von widerstandslos erschütternder Kraft, ward so vollendet künstlerisch gelöst, dass man sie wohl einstimmig das grösste musikalische Ereignis dieses berliner Winters genannt hat. Die vier Blechnebenorchester waren an den vier Ecken des Balkons postiert, im gewaltigen Chor um das Philharmonische Orchester baute sich das Podium hinauf, ein ergriffenes und begeistertes Publikum lauschte mit echter Hingabe diesem höchsten Ausdruck moderner kirchlicher Phantasie, voller Staunen, dass dies sein so lange missachteter Berlioz sei — und alle Erregungen, die durch den Saal wogten, alle Kraft und alle Zartheit, die grandiosen Gefühle der schmetternden Gewalt des Dies irae, wie die quellende Empfindungstiefe des Quid sum miser, nahmen wie ein elektrisches Fluidum ihren Ausgang und ihren Weg durch die eine Taktstockspitze des feldherrlichen Dirigenten. Seinem Opfermut und seinem Künstlersinn schuldet Berlin den tiefsten Dank. Das war wieder einmal ohne jedes Aber. O. B.

KATHOLISCHE VOLKSWIRTSCHAFT.

Herr Gustav Ruhland, Dozent für Nationalökonomie an der Universität Zürich, ist unter die frommen, streng gläubigen Katholiken gegangen und wir können ihn gegenwärtig und künftig an katholischen Universitäten als Kandidat für eine nationalökonomische Professur bestens empfehlen. Es unterliegt für ihn nach seinem neuesten Buche (Die Wirtschaftspolitik des Vaterunser, Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1895, VII u. 94 S.) keinem Zweifel, „dass in strittigen Fällen die Entscheidung der prinzipiellen Frage: ob ein wirtschaftspolitisches Gesetz dem Geiste des Christentums entspricht oder widerstreitet? im Vatikan in Rom endgültig getroffen wird" und er hat „im Vaterunser die Quintessenz aller nationalökonomischer Wissenschaft" entdeckt.

Veranlassung zu dieser „glücklichen Fügung", — infolge deren sich ihm, wie er sich in seiner echt christlichen Einfalt und Bescheidenheit ausdrückt, „die Grundzüge eines neuen nationalökonomischen und wirtschaftspolitischen Systems auf christlicher Grundlage spielend leicht entrollten", eines Systems, „das über die nur von Menschenhand geschriebene Nationalökonomie ebenso weit hinausragt, wie das Christentum über die heidnische Weltanschauung" — gab ein Spaziergang am Untermain, auf dem er einige Kinder das Vaterunser beten hörte. In diesem Gebete kommt bekanntlich auch die sehr verständliche und höchst einfache Bitte um das tägliche Brod vor und in dieser findet unser neuer nationalökonomischer Kirchenvater mit Hülfe des hl. Augustin und des hl. Thomas von Aquino die ganze Nationalökonomie in nuce enthalten. Die übrigen Nationalökonomen, welche die wirkliche Geschichte der menschlichen Gesellschaft und die reellen Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens der Gegenwart studieren, sind nach des Verfassers Überzeugung durchaus auf dem Holzweg und man sollte solche Leute nicht zu Lehrern und Examinatoren an den deutschen Hochschulen machen, man sollte da überhaupt keine Lehrfreiheit gestatten, denn diese ist „nur ein anderer Ausdruck für Unkenntnis der Wahrheit". Woher die akademischen Lehrer dann ihre Theorien beziehen sollen, ob vom jeweiligen Unterrichtsministerium oder direkt von Rom, das wissen wir nicht. Sicher lässt sich die freie Wissenschaft nicht mit der päpstlichen Unfehlbarkeit, an welcher Ruhland festhält, vereinigen. Nur in England, das die gewöhnlichen Nationalökonomen in ihrer Verblendnng am höchsten stellen und als unser Vorbild betrachten, könnte Ruhland etwa, wie

Digitized by Google

wir glauben, die Lehrfreiheit gestatten, denn dieses unglückliche Land ist, wie unser Autor zu versichern nicht müde wird, ohnedies unrettbar verloren. Wir Deutsche hingegen haben noch einen gewerblichen und landwirtschaftlichen Mittelstand, in welchem „Mässigung, Zufriedenheit und Arbeitsamkeit bei bereitwilliger Hingabe an die edleren menschheitlichen Bestimmungen herrscht", auf uns ist daher das Vaterunser noch mit Hoffnung auf Erfolg anwendbar, uns kann es noch retten, denn „die Wirtschaftspolitik des Vaterunser ist die Politik des breitesten Mittelstandes", der ja, fügen wir hinzu, bekanntlich von der Hand in den Mund lebt, wie es ihn das Vaterunser lehrt, welches immer nur für den heutigen Tag um Brod bittet, ohne sich um den morgigen zu kümmern. Doch ist der Verfasser so gütig, die höheren Stände nicht unberücksichtigt zu lassen und für das „Brod" eine Auslegung zu finden, mit der jene sich allenfalls auch zufrieden geben können. Unter Brod ist nämlich alles zu verstehen, was Leib und Seele notwendig brauchen. Das Notwendige ist aber verschieden, je nach den Verhältnissen, in denen der Mensch lebt, es ist, wie uns versichert wird, ein anderes für den Offizier als für den Soldaten, ein anderes für den König als für den Offizier. Man wird wohl nicht weit fehlgehen, wenn man hiernach etwa annimmt, dass z. B. der Sekt für den deutschen Lieutnant notwendig ist, denn es giebt ein „standesgemäss Notwendiges" und da Luxus standesgemäss sein kann, auch einen „berechtigten Luxus", wozu bei dentschen Lieutnants der Sekt ohne Zweifel gehört. Das alles nach dem Vaterunser, obwohl Christus, als er den armen Leuten seine Heilsbotschaft verkündete, kaum an die „standesgemässen" Arroganzen deutscher Lieutnants und Geheimräte gedacht haben dürfte. Da aber im Allgemeinen die Leute dem Stande und den „Umständen gemäss" leben, so dürfte auch unser Luxus meist Vaterunsergemäss sein und hübsch alles beim Alten bleiben. Die armen Teufel dürfen auch nach dieser neuen Lehre standesgemäss und „umständegemäss" forthungern. Um diese scheint der Verfasser überhaupt weniger Sorge zu haben. Die soziale Frage als eine Proletariatsfrage scheint ihm wesentlich nur für das verkommene England gestellt zu sein, dessen Zustände „die Begleiterscheinungen eines Absterbeprozesses des volkswirtschaftlichen Körpers, nicht aber die einer höheren Stufe volkswirtschaftlicher Entwicklung sind," nicht für Deutschland, „wo Gott sei Dank, in einer breiten Masse des Mittelstandes noch der Normalarbeiter als Eigentümer seiner Produktionsmittel existiert". Hier handelt es sich wesentlich um die Agrarfrage, deren Lösung alle anderen Schwierigkeiten beseitigt.

Und da kommen wir dann wieder auf die Original-Einfälle, die unser Autor seit 14 Jahren in all seinen Publikationen unermüdlich wiederkaut und anpreist. Seite 4 sagt er uns auch ausdrücklich, es handle sich in dem neuen Buche hauptsächlich darum, „den schon 14 Jahre alten Gedanken immer wieder in neue Formen zu giessen," bis die dumme Welt ihn endlich erfasst und ausführt.

Die Grundstücke sollen, wie immer wieder betont wird, beileibe keine Ware sein, aber dennoch nach wie vor gekauft und verkauft werden. Bisher waren sie viel zu teuer, weil — wenigstens bei kleineren Gütern — „auch die Besitzlosen als Bewerber auftreten, das Angebot aber naturgemäss ein beschränktes ist" und mithin enorme Kaufschulden gemacht werden, weil also die Landwirte (doch wohl in der Hoffnung auf ein gutes Geschäft, auf Profit?) unökonomisch kalkulieren, kaufen und Schulden kontrahieren resp. als Verkäufer ihren eigenen Nutzen suchen, wie Jedermann in unserer Schacherwirtschaft. Das nennt Ruhland die „Ausbeutung der landwirtschaftlichen Arbeit durch den Grundstückswucher", was ein sehr angenehmer Ausdruck ist für die ökonomischen Instinkte unserer braven, mässigen, zufriedenen, an die edleren menschheitlichen Bestimmungen hingegebenen — und dummen Bauern. Dem soll nun abgeholfen werden durch Schaffung besonderer Organe, welche den Verkehr in Grundstücken nach dem Vaterunser regeln, nämlich so, dass man Land nur an sie gegen bar verkaufen kann zu einem von ihnen auf höchst seltsame Weise festgestellten Ertragswerte, wobei Meliorationen indes nicht nach dem Ertrag, sondern nur nach den Kosten taxiert werden.*) Sie geben dann das Land an denjenigen Landwirt ab, „der unter Anerkennung des Wertes die höchste Baranzahlung leistet" — kurz ganz so, wie es bekanntlich im Vaterunser steht. Eine einfachere Lösung aller sozialen Fragen kann es schon nicht mehr geben**) und wenn die nächstgegründete katholische Universität Herrn Gustav Ruhland zum Professor der Nationalökonomie oder ein katholischer Agrarierbund ihn zum General-

*) Dr. Carl von Grabmayr hat jüngst in einem vortrefflichen Buche über „Landwirtschaft und Realexecution" (Meran 1894), diese ganze protzige Agrar-Pfuscherei glänzend abgefertigt.

**) Und klarere Definitionen volkswirtschaftlicher Grundbegriffe auch nicht! z. B. „der Arbeitslose ist der gütermässige Ausdruck für den Grund der Entfaltung, den die menschheitliche Entwicklung in der Geschichte jeweils erreicht hat." Wer's nicht glaubt, der sehe Seite 51 selbst nach.

Digitized by Google

sekretär macht, dann dürfte in der That — die soziale Frage insoweit gelöst sein.

Sincerus.

NEUE LYRIK.*)

Ernst wie die Zeit, sind auch die Herzensoffenbarungen der meisten ihrer Söhne. In den Stunden der Liebe allein klingen noch helle, jubelnde Töne auf und aus Sprüchen und Parabeln lugt oft der alte, sonnige Schelm hervor, aber die Ensemble-Stimmung ist tiefernst, resigniert. „Pessimistische Gedichte" nennt der eine sein Buch, „Flugsand" ein anderer und ein dritter „Nichts!" Und noch etwas fühlt man ergriffen heraus: Je drückender und zweifelhafter die Aussenwelt sich gestaltet, desto heiliger wird manchem seine Muse, desto inniger spricht er mit sich und den wenigen, die ihm lauschen, von dem, was er erlebt und geschaut. Gleichviel, wie er es sagt: man spürt jene schöne Redlichkeit dahinter, die wir an den formgewandten Trobadouren glücklicherer Dezennien häufig vermissen.

„Flugsand" von Hans v. Unruh (Maximilian Böttcher) sind ebenso wie Sigmar Mehrings „Nichts" Äusserungen reifer Männer, das Erste durch eine an M. v. Strachwitz gemahnende Gradheit und strömende Empfindung sich auszeichnend, das Zweite einen geist- und kraftvollen Denker in vornehmen Versen verratend. Bei diesem ist alles knapp, pointiert und manchmal fast zu sehr Form, bei Hans v. Unruh hat man mehr den Eindruck von Tagebuchblättern, die im Lauf der Jahre sich angesammelt haben, und in denen oft eine gewisse Breite sehr begreiflich erscheint.

Unter seinen modernen Stoffen hat mich Perdita in Inhalt wie Form am stärksten berührt und (neben anderem Fesselnden) der Glückstanz mit dem Kehrreim:

Heissa, die Freude winkt,
Schwing' dich im Wirbeltanz,
Bis sich der Totenkranz
Dir um die Stirne schlingt.

ein Gedicht, dass ich von Sattler illustriert und von einem Musiker à la Franz komponiert haben möchte. Auch von Sentenzen und satirischen Episteln ist vieles sehr treffend, wenn er auch hierin die scharfe und witzige Polemik S. Mehrings nicht erreicht. In gepanzerten Strophen greift dieser die religiösen Heuchler und Ketzer, „die Rücksichtsvollen", die „Moralisten" die „liberalen Brüder" und ähnliche Lieblinge an, um darauf die Waffen fortzulegen und in der Schellenkappe den Kampf höchst gewandt und ergötzlich fortzusetzen. Tiefempfundene Sonnette auf den Tod seiner Mutter bilden den Schluss des Eigenen, woran noch eine Reihe ganz vorzüglicher Übertragungen ausländischer Lyrik sich anfügt.

Wir Deutsche setzen uns so gern über das Formelle hinweg, wenn uns der Inhalt dafür entschädigt. Ich bin im Grunde ein Gegner dieser saloppen Anschauung: ich meine, dass ein wahrer Künstler seinen Stoff auch stets edel gestalten wird. Und dennoch bin ich unter der Lyrik, die ich jüngst durchblätterte, am meisten über ein Werkchen erstaunt, dessen Poemen man wahrlich keine Formvollendung nachrühmen kann.

Als ich die „Pessimistischen Gedichte" von Peter Merwin zuerst aufschnitt, glaubte ich etwas in der Hand zu haben, womit man im Freundeskreis Lacherfolge erzielen könnte. Aber während ich einem Bekannten ein Stück daraus vorlas, überkam es mich eigen. Die nachlässige Form, die wunderlichen, vielfach unbeholfenen Verse und Bilder verloren immer mehr an Bedeutung, je mehr mich die Empfindung durchströmte, hier einen wirklichen Dichter vor mir zu haben. Das war ja in vielen Strophen ein Volkston, wie ich ihn sonst nur von Gottfried Bürger gehört hatte. Und das waren leibhaftige Balladen. Und je öfter ich in jenes Buch sehe, dem ich so bitter unrecht gethan, desto fester wird meine Überzeugung. In Peter Merwin steckt eine urwüchsige Begabung zur volkstümlichen Ballade, wie sie in unserer Zeit längst abhanden gekommen zu sein schien. Das Liedchen „Die Schalmeie" in seiner rührenden Einfachheit hätte die Fähigkeit, ein wirkliches Volkslied zu werden, wenn es in unserer Zeit überhaupt noch Volk im alten Sinne gäbe. Die tragischen Ausgänge der drei Fürsten Ludwig, Rudolf und Friedrich verwebt er in eine mitternächtge Totenfeier —

Da rauscht es, — wie Mann entsteigt es der Flut,
Breitschultrig, ein Juwel am Hut;
In triefendem Gewande
Treibt schwer die Gestalt zu Lande.
Und flattert zum Schwarme in vornehmer Scheu
Die machen ihm eine Gasse frei
Und beugen vor ihm sich und neigen
In ehrfurchtsvollem Schweigen.

Das ist des Leides König. Zu ihm gesellt sich des Leides Kaisersprosse und als dritter

In Übergrösse ein Mannsgebild
Mit ernstem Auge, blau und mild:
Durch Risse flimmert der lichte
Mondstrahl im Wolkengesichte.

*) Hans v. Unruh (Maximilian Böttcher) Flugsand. Gedichte. Berlin 1894. Autorenverlag. Sigmar Mehring. Nichts. Reimklänge. Rosenbaum & Heut. 1895. Peter Merwin. Pessimistische Gedichte, Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. Hugo Grothe-Harkanyi, Frauenprofile. Illusionen. Zürich 1895. Verlags-Magazin. Paul Grotowsky. Gedichte. Grossenhain und Leipzig. Verlag von Baumert & Konge, 1894.

Digitized by Google

Es wallt bis zur Brust der blonde Bart:
Ein Hell auf Dunkel nach Wolkenart;
Am Knauf die Hände legen
Sich um den mächtigen Degen.

Das war des Leides Kaiser. Auch der junge Autor — man sagt mir, er lebe in Magdeburg, von niemanden fast gekannt, ist ein heimlicher Kaiser im grossen Reich des Leides: wohin er schaut, sieht er den Tod, das Unglück, die Lüge in jeder Form und in tiefsinnigen Stimmungen und Fabeln windet er aus der schwermütigen Flora seiner Seele dunkle Kränze. Es ist ein „Spielen mit dem Grauenhaften", wie er es in einem seiner packendsten Stücke beschreibt; aber was mich, trotzdem ich ihm alles als wahrempfunden glaube, über diesen Pessimismus tröstet, ist, dass es eben noch künstlerisch und mit hoher Eigenart gewundene und verzierte Kränze sind, die uns so schmerzlich anmuten, dass es kein Verlorener ist, der in narkotischer Blütenfülle wühlend, mehr und mehr sich erschlafft und verliert. Es ist eine ebenso häufig beobachtete wie begreifliche Erscheinung, dass frühgereifte Jugend aus dem Trümmerfeld zerschlagener Ideale erst nach langer Verzweiflung wieder auf sonnige Wege findet, aber in wem die Katastrophe nicht den Mann gebrochen hat, der lernt vielleicht noch einmal — um mit Einem zu reden, den ich Peter Merwin gern verschreiben möchte — über seine Gräber hinwegtanzen.

Aus einem anderen Buche, das vor mir liegt, schlägt mir jener schwüle, gefährliche Hauch entgegen, von dem ich soeben sprach, jene mehr berückende als beglückende Schönheit, in der so viel Müdigkeit ist, so viel Sehnsucht —

„Nur einmal selig schlafen
Und erwachen
In verjüngter Kraft . ."

Denn von eigentümlichen Reiz sind die „Frauenprofile und Illusionen" Hugo Grothe-Hárkanyi's unzweifelhaft. Eine elegante, bleiche Aristokratenhand hat diese Rhythmen geschrieben, eine Chopinnatur die wunderbare Liebesapostrophe: „Chopin ist wie Dein Herz . .", „Es warf der Mond sein weiches Seidennetz . ." und noch viele andere eigenartige und zauberhafte Stimmungsbilder, worunter einige Naturphantasieen, die stellenweise an Peter Jakobsen erinnern, nur das, bei Grothe-Hárkanyi eine raffinierte Sinnlichkeit bis in die zarten Felsen des Strandes dringt, dass sie, der Zackige und seine schmiegsame Genossin, im Hochzeitsbett des Meeres einst ihre Umarmung erhoffen. Von dem interessanten Ungarn zuletzt noch zu Einem, dem „des Vaters feurig Polenblut" in seinen Pulsen schlägt, der jedoch vom „deutschen Mütterlein" die Gabe dazu ererbt hat, seine Leidenschaft in schöne Masse einzubändigen. Paul Grotowsky, wohl der jüngste der fünf hier genannten, ist auch der Frischeste, Reimfreudigste von ihnen, womit jedoch nicht gesagt ist, dass er auch die meiste Individualität besitzt. Seine Eigenart ist vorläufig noch zu sehr in sprudelnder Jugend versteckt, als dass man schon sagen könnte, ob hier ein Neutöner oder nur ein gefälliger Variant alter Weisen sich ankündet. Es sind indessen so liebenswürdige, ja tiefempfundene Stücke darunter, dass man der Entwicklung des Verfassers mit Interesse folgen wird.

Alt- oder Neu-Ton! Ja, that is the question. „Was heisst überhaupt Neu-Ton? Darf man nicht mehr in Reimen, in Strophen schreiben? Nicht mehr von keuscher Liebe, von weichen Mondnächten, von Nachtigallen singen?" Wer fragt da! Dürftige Leute: Solche, denen ein stetes „darf man?" in ängstlicher Seele lauert. Der echte Künstler setzt vor jegliches Zeitwort sein stolzes „Ich" und wird von allem reden, wovon ihm gerade das Herz voll ist, und in neuen Tönen, da es seine Töne sind.

CHRISTIAN MORGENSTERN.

FRIEDENSBESTREBUNGEN.

Der „Friedens-Katechismus" von Alfred Fried, Pierson) ist ein gutes Büchlein für die Freunde dieser eingreifenden Bewegung; klipp und klar beweist er seine Sache, die Vielen erst nicht bewiesen zu werden braucht. Lesen wir folgenden Abschnitt:

Was könnte man mit den Kriegskosten alles anfangen und neuschaffen?

Die Kriege der Jahre 1853/66, also innerhalb von 14 Jahren, kosteten die enorme Summe von 47,830,000,000 Francs. — Sage nahezu achtundvierzig Milliarden, was hätte man mit dieser Summe alles anfangen können? Die Londoner Friedensgesellschaft hat darüber ein Exempel aufgestellt:

Diese Summe würde genügen, um 1530 ebenso herrliche Institute, wie den Krystallpalast zu Sydenham bei London, jedes zu ca. 31 Millionen gerechnet, zu erbauen und mit Kunst- und Unterrichtsgegenständen vollzufüllen. —

Diese Summe würde genügen, um eine Eisenbahn rund um den Globus zu legen, und dieselbe bei einem Umfang von 23,000 englischen Meilen mit 2 Millionen pro Meile dotieren.

Diese Summe würde zur Herstellung des vollständigsten Telegraphennetzes zu Lande und zu Wasser genügen, sowie zur

Digitized by Google

vollständigsten permanenten Instandhaltung desselben.

Diese Summe würde genügen zum Lebensunterhalte, Kleidung, Wohnung etc. für die gesamten Bewohner Grossbritanniens (30 Millionen) zu 1575 Francs für jeden Mann, jedes Weib, jedes Kind, zu 1175 Francs für jeden Kopf der Bewohner Frankreichs, 1425 Francs für jeden Kopf der Bewohner Österreichs, 9625 Francs für jeden Kopf der Bewohner Belgiens und 15,000 Francs für jeden Kopf der Bewohner der Schweiz.

ZUM KAPITEL „EIGENTUM UND RECHT".

In Wels in Oberösterreich erhob unlängst der Staatsanwalt Anklage gegen die Wiener Arbeiterführerin Popp-Dworzack, weil sie das Privateigentum den „Fluch der Menschheit" nannte. Der Staatsanwalt klagte gegen sie auf Grund des § 305 des österreichischen Strafgesetzes, welcher denjenigen mit Strafe bedroht, der „den Rechtsbegriff des Eigentums herabwürdigt oder erschüttert." Letzteres nun glaubte der Staatsanwalt allerdings in obiger inkriminierter Äusserung finden zu müssen. Das Welser Gericht aber sprach die Arbeiterführerin frei. Fluch hin, Fluch her, das Gericht konnte sich in diesem Falle doch nicht entschliessen anzunehmen, dass die Frau Popp-Dworzak „den Rechtsbegriff des Eigentums herabgewürdigt" oder gar „erschüttert" hätte. Der biedere Staatsanwalt wird wohl eine schlechte Nacht gehabt haben. Ihm wird ähnlich zu Mute gewesen sein, wie dem Menageriebesitzer, dem ein Löwe ausgebrochen ist; ihn quälte gewiss der Gedanke, welches Unheil die durchgegangene Bestie in der volkreichen Stadt anrichten werde. Und doch könnte er sich beruhigen. Wenn die Frau Popp-Dworzak wirklich so eine geistige Athletin ist, dass sie die Kraft besitzt „den Rechtsbegriff des Eigentums zu erschüttern", dann sollte sie eine Tournée an deutschen Universitäten machen und in den staatswissenschaftlichen Seminarien sich für Geld sehen lassen und ihre Kunst daselbst produzieren. Es wäre doch sehr interessant zu sehen, wie sie das zu Stande bringt „den Rechtsbegriff des Eigentums zu erschüttern". Er mag ruhig schlafen, der Herr Staatsanwalt in Wels, auch wenn tausend Volksredner und wenn die Frau Popp noch tausendmal das Privateigentum den „Fluch der Menschheit" nennen werden, der „Rechtsbegriff des Eigentums" diese „Grundlage des Staates" wird dadurch nicht im mindesten erschüttert werden.

Würden aber die Welser Richter von der Angst des Staatsanwalts sich beeinflussen lassen und die „Erschütterin des Rechtsbegriffes des Eigentumes" zu so und so viel Monaten Arrests verurteilen, so wäre ganz etwas anderes erschüttert worden: nämlich das Ansehen der Richter, wie das wo anders schon vorgekommen sein soll. Auch in Wien lassen sich Richter nicht immer durch staatsanwaltschaftliche Angst in's Bockshorn jagen und zu „ungesetzlichen Handlungen verleiten". Dort klagte wieder der Staatsanwalt den praktischen Arzt und Arbeiterführer Ellenbogen wegen Anciferung zu ungesetzlichen Handlungen, Störung der öffentlichen Ruhe, Beleidigung des Parlaments und noch etlicher solcher grausenhaften Verbrechen an. Die Richter aber sprachen ihn frei: schliesslich hat die Mehrheit der österreichischen Richter doch noch ein Gefühl für das Ansehen ihres Standes und geben sich nicht zu Werkzeugen unvernünftiger Verfolgungssucht her, die nur einer ganz ungerechtfertigten Angst entspringt und dem Staate nur schaden kann! Ja! in Österreich giebt es noch Richter! L. G.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novelle verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Charlottenburg-Berlin. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler, in Berlin. Druck von Otto Noack & Co., Rottusch.

Digitized by Google

ZUR REFORM DES STRAFRECHTS.

Gar sonderbare Blüthen treibt die Gesetzgebung unserer Zeit Während man auf der einen Seite im Fahrwasser einer Augenblicksströmung dahinsegelnd in fieberhafter Rastlosigkeit an einzelne Vorfälle, ja an einzelne Personen tiefeingreifende Strafgesetze anlehnt, und mit den seichtesten Gelegenheits-Produkten einer sogenannten „allgemeinen Stimmung" versöhnende Opfer zu bringen unternimmt, die, wenn sie verraucht sind, nichts anderes hinterlassen, als eine unangenehme Atmosphäre: steht man auf der anderen Seite, und gerade dort, wo es sich um lebensvolle und durchgreifende Reformen handelt, unthätig allen drängenden Mahnungen gegenüber, oder man lässt die schon erhobenen Arme lässig wieder in den Schoss sinken.

Auf keinem Gebiete können wir diese Erscheinung deutlicher beobachten als auf dem der Strafrechtsreform.

Das auf den veralteten Prinzipien einer von rechtsphilosophischen und staatsabsolutistischen Gedanken durchtränkten Schule aufgebaute deutsche Strafrecht kann in dem sozialen Lichte der Gegenwart seine morschen Grundlagen kaum mehr verbergen. Die realen Verhältnisse weisen den Gesetzgeber gebieterisch darauf hin, sich seiner sozialen Mission bewusst zu werden. Mag auch das Prinzip des krassen, jedes Restchen eines vergangenen Absolutismus ängstlich festhaltenden Staatsorganismus noch mächtig in der modernen Staatsidee fortleben: hinter dem grünen Tisch steht der Mann im blauen Kittel, mit drohender Miene und schwieliger Faust, und er ist es, der mit führender Hand den Griffel des Gesetzgebers leitet. Wenn sich gerade auf dem Gebiete des Kriminalrechts die Consequenzen der zu Gunsten der besitzlosen Volksklassen verschobenen gesellschaftlichen Machtverhältnisse bisher am wenigsten gezeigt haben, so muss doch die ganze kriminalreformatorische Bewegung der Gegenwart immer augenfälliger auf die Beachtung des sozialen Momentes im Strafrecht, auf die Bekämpfung des Verbrechens als sozialer Erscheinung hindrängen. Es gehört eben die ganze ungeschickte Starrheit unseres inmitten einer Welt von Veränderungen unbeweglich bleibenden Conservativismus dazu, um vor diesem Zeichen der Zeit die Augen zu verschliessen und durch die Vernachlässigung aller derjenigen Reformbestrebungen, welche den sozialen Gedanken im modernen Strafrechtssystem zum Ausdruck bringen wollen, ein verderbliches Gift in den Volkskörper zu führen, das durch die heilsamsten Lehren der Volkswirthschaft nicht ausgetrieben werden kann.

Digitized by Google

Man hat mit einer gewissen Berechtigung die Kriminalsoziologie im Strafrecht mit der pathologischen Physiologie in der Medizin verglichen. Wie die Medizin die Organe und Funktionen des menschlichen Körpers, so muss eine rationelle Kriminalpolitik den Bau und die Funktionen des gesellschaftlichen Körpers erforschen, die Daten der Statistik in ihrer Anwendung auf die Sitten, auf Laster und Verbrechen in's Auge fassen und so durch die Strafe das Verbrechen in seinen biologischen Wurzeln, in der Person des Verbrechers, in den Triebfedern bekämpfen, die diesen zum Verbrechen geführt haben. Die Strafgesetzgebung der Zukunft wird nur dann den von Jahr zu Jahr sich bedrohlicher gestaltenden Zuzug zu dem grossen Verbrecherheere abzuschneiden vermögen, wenn sie sich dieses sozialen Moments im Strafrecht bewusst werden und von diesem Gesichtspunkte aus Verbrechen und Verbrecher zu behandeln beginnen wird.

Die deutsche Reichsregierung hat sich bisher, ohne auf das lebensvolle Eindringen dieser Probleme in die italienische und schweizerische Gesetzgebung zu achten, allen diesen Anregungen gegenüber kühl und zurückhaltend gezeigt. Auf keinem Gebiete hat sich diese Zurückhaltung schlimmer gerächt als bei der Behandlung der verwahrlosten und verbrecherischen Jugend. Ein Blick in die Reichskriminal-Statistik der letzten Jahre lehrt die erschreckende Thatsache, dass die Zahl der jugendlichen Verbrecher seit dem Jahre 1882 bis zum Jahre 1890 sich um rund 20 % erhöht hat. Die Zahl ist im Jahre 1891 um weitere 10 % gestiegen, und das Jahr 1892 ergiebt eine noch höhere Zunahme von 42240 auf 46488, also ein nochmaliges Wachsthum von über 10 %. Nimmt man hinzu, dass von dieser Vermehrung vorzugsweise die allerjüngsten Klassen, Kinder im Alter von 12—15 Jahren, betroffen sind, so offenbart sich uns hier ein trauriges Bild sittlicher Verkommenheit. Wenn jetzt, gebeugt unter der Wucht dieser Zahlen, durch welche unsere gesammten sozialen Zustände naturgemäss in arge Mitleidenschaft gezogen werden, die Reichsregierung daran geht, die Resultate zu erforschen, welche die Zwangserziehung in England bisher zu verzeichnen hat, so ist dies ein beredtes Zeichen dafür, dass man auch an zuständiger Stelle die Machtlosigkeit der geltenden Strafmittel erkannt hat und so mag dies immerhin als das erste schüchterne Zeichen eines Umschwungs in den Annalen der deutschen Strafrechtsreform verzeichnet werden können.

Es ist kein Zweifel, dass die staatliche Zwangserziehung eines der hervorragendsten Mittel ist, um die jugendlichen Delinquenten wieder für das bürgerliche Gemeinwesen zu retten. Mag auch ein gut Theil der anzustrebenden Reformarbeit privater Thätigkeit zufallen, mag insbesondere von einer Wiederbelebung des in der nervösen Hast unseres Zeitalters mehr und mehr schwindenden Sinnes für Familienleben und -Zusammengehörigkeit eine sittliche Besserung zu erhoffen sein, so ist es doch mit diesem moralischen Bemühen allein nicht abgethan. Es muss eine der ersten und vornehmsten Aufgaben des Staates sein, die elterliche Erziehung in gewissenhafter Weise zu überwachen und, wo es nothwendig erscheint, an Stelle der Eltern die erziehliche Ausbildung zu übernehmen. Ein rechtzeitiges staatliches Eingreifen, wo die Umstände es erheischen, wird es verhindern, dass Kinder, der elterlichen Obhut ledig, in einem unreifen Alter nur auf sich selbst angewiesen, in den Schlamm sittlicher Verkommenheit

Digitized by Google

gerathen. Sind aber hierzu die bestehenden Gesetze ausreichend? Gestatten sie ein staatliches Eingreifen in all den Fällen, in denen das Interesse für die jugendlichen Delinquenten und vor Allem das öffentliche Interesse, das Interesse für die übrige menschliche Gesellschaft es erheischt?

Wir müssen diese Frage angesichts der heutigen Gesetzeslage auf das Entschiedenste verneinen. Unser deutsches Reichsrecht bietet keine Handhabe zu einem Einschreiten gegen jugendliche Personen, die sittlich verwahrlost sind, ohne dass sie geradezu die Strafgesetze verletzt haben. Aber auch die einzelnen Landesgesetze wenden — mit geringen Ausnahmen — ihre Fürsorge nur dem verbrecherisch gewordenen, dem kriminellen Kinde zu. Das nur moralisch verkommene, das erst vor der lockenden Thür des Verbrecherthums steht, lässt es unbekümmert am Rande des Sumpfes dahinwandeln. „Liegt es nicht nahe", so ist mit Recht geklagt worden, „die Vorsehung anzuflehen, sie möge das sittlich verwahrloste Kind recht früh aus der Bahn des Lasters auf die des Verbrechens hinüberführen. und ihm so den einzigen Weg eröffnen, auf dem es gerettet werden kann?"

So bestimmt insbesondere das preussische Gesetz vom 13. März 1878, dass Kinder, welche im Alter von 8 bis 12 Jahren eine strafbare Handlung begangen haben, durch Beschluss des Vormundschaftsgerichts in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt untergebracht werden können, wenn die Unterbringung mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der strafbaren Handlung, die Persönlichkeit der Eltern oder sonstigen Erzieher des Kindes und auf dessen übrige Lebensverhältnisse zur Verhütung weiterer sittlicher Verwahrlosung erforderlich ist. Als erste Voraussetzung wird also auch hier, neben anderen gewichtigen Bedingungen, verlangt, dass bereits eine gesetzlich strafbare Handlung von dem Kinde begangen ist, dass also bereits die Scheidewand durchbrochen ist, welche der Staat erst errichten und festlegen soll. Sache des Staates sollte es doch sein, der aufkeimenden Verbrecherneigung entgegenzuarbeiten. Wie verträgt es sich damit, wenn für ein Einschreiten bereits das Vorliegen eines Verbrechens verlangt wird? Hier kommt die staatliche Oberaufsicht zu spät. Thatsache ist es denn auch — jeder Vormundschaftsrichter wird es bestätigen — dass eine grosse Anzahl von Anträgen auf Zwangserziehung in Familien oder Anstalten von den Vormundschaftsgerichten in Preussen lediglich deshalb zurückgewiesen werden müssen, weil der Nachweis einer bereits begangenen „strafbaren Handlung" nicht erbracht werden kann.

Die Reichsgesetzgebung kann sich nicht länger der Frage einer Reform auf diesem Gebiete entziehen. Der Grundgedanke einer solchen liegt in dem Satze enthalten, dass das staatliche Eingreifen in die elterlichen Erziehungsrechte überall da eintreten muss, wo sittliche Verwahrlosung vorliegt, gleichgültig, ob den Eltern an der Verwahrlosung eine Schuld beizumessen ist, gleichgültig, ob dieselbe bereits zu einer strafbaren Handlung des Kindes geführt hat.

Zunächst und vor allem gilt es also, die Jugend zu retten, bevor sie den Pfad des Verbrechens beschritten hat. Erst in zweiter Linie wird es sich fragen, was nach begangenem Verbrechen zu geschehen hat, um den jugendlichen Delinquenten wieder zu einem brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Hier wird eine rationelle Kriminalpolitik von dem Grundsatze ausgehen müssen, dass

Digitized by Google

jeder, auch noch so kurze Aufenthalt des jugendlichen Verbrechers im Gefängniss und das dadurch hervorgerufene Zusammenleben und Bekanntwerden mit verderbten Altersgenossen für das ganze spätere Leben des Betroffenen unverwischbare Folgen haben, dass jede Bekanntschaft mit dem Gefängnis die noch unentwickelten Verbrecheranlagen zur vollen Entfaltung bringen muss. Man wird daher dem neuerdings mit aller Entschiedenheit auftretenden Vorschlage, den Beginn der Strafmündigkeit auf das 14. Lebensjahr hinaufzurücken, unbedenklich zustimmen müssen. Mag immerhin die Medizin uns lehren, dass mit dem vollendeten zwölften Lebensjahre die Adoleszenz zu beginnen pflege, die sozialen Zustände beweisen ein Anderes. Mit dem 14. Jahre tritt der Minderjährige aus der Schulzucht und aus der Familie in das Erwerbsleben. Hier liegt die soziale Grenze für die strafrechtliche Verantwortlichkeit. Man wird aber auch den strafmündigen jugendlichen Verbrecher möglichst von einer kurzen Freiheitsstrafe fernhalten müssen. Während der kurzen Strafzeit kann der bessernde Einfluss der Strafzucht in keiner Weise zur Geltung kommen, während diese Zeit, wie gesagt, gerade ausreicht, um die beste Vorbereitung für eine künftige Verbrecherlaufbahn zu bilden. So verfehlt daher auch der Erlass des preussischen Justizministers vom 17. April 1887 war, in welchem unter Hinweis auf diese Gefahren die Staatsanwaltschaften angewiesen wurden, darauf hinzuwirken, dass gegen jugendliche Verbrecher auf höhere Strafen erkannt würde „welche allein zur Besserung derselben führen könnten“: so wenig ist auf der anderen Seite damit gethan, wenn man sich lediglich auf eine Erweiterung der Geldstrafe und des Strafmittels des „Verweises“ für diese Klassen der Verbrecher beschränkt. Zur Entrichtung der Geldstrafe wird es den Eltern in der Regel an den erforderlichen Mitteln oder an dem nothwendigen Willen fehlen, so dass die substituirte Freiheitsstrafe dann doch in ihre Rechte tritt. Der „Verweis“ aber pflegt in den weiten Schichten des Volkes doch nur als eine besonders umschriebene Form der Freisprechung angesehen zu werden, so dass ihm eine Strafwirkung nach keiner Richtung hin innewohnt.

Wie in mancher wirthschaftlichen Hinsicht wird sich auch hier unser Blick auf des verständigen Englands Einrichtungen lenken müssen. In England ist in den Jahren 1871—1891 trotz einer Vermehrung der Bevölkerungszahl um rund 7 Millionen die Zahl der mit Gefängnis Bestraften in diesem Zeitraum um 32 %, die Zahl der mit Zuchthaus Bestraften um 54 % gesunken. Das dort bereits vortrefflich erprobte System der Unterbringung in eine Erziehungsanstalt — industrial schools — oder Besserungsanstalt — reformatory schools — je nach dem Grade des begangenen Verbrechens, durch Strafurtheil, wird sich bei uns auch für solche Strafmündige eignen, welche gemäss § 57 des Reichsstrafgesetzbuches bei Begehung der Handlung „die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht besessen haben.“

So wäre für die jugendlichen Verbrecher durch die Errichtung von Erziehungs- und Besserungsanstalten ein Ersatzmittel für die kurzzeitigen Freiheitsstrafen gewonnen. Dass aber ein solches auch allgemein seinen Einzug in das moderne Strafensystem halten muss, das wird uns klar, wenn wir auf der einen Seite bedenken, dass seit einer Reihe von Jahren zwei Drittes aller von deutschen Gerichten verhängten Gefängnisstrafen die Dauer von einem Monat nicht über-

Digitized by Google

steigen, wenn wir auf der anderen Seite die betrübenden sittlichen und sozialen Nachtheile ins Auge fassen, welche der Vollzug der kurzen Freiheitsstrafe mit sich führt. Wer einmal — und sei es auch noch so kurze Zeit — das Gefängnis gekostet hat, der trägt zeitlebens das Brandmal der Ehrlosigkeit an der Stirn. Mit Misstrauen tritt man ihm auf Schritt und Tritt entgegen, und wie tief er auch seinen Fehltritt bereuen mag, täglich muss er von Neuem sein Vergehen büssen. Für die menschliche Gesellschaft ist ein solcher Mensch oft verloren. Was ist aber die Folge davon? Eine verminderte Selbstachtung des Bestraften. Gerade diese aber erstickt die wirksamsten Impulse, welche dem Bestraften von nochmaligem Conflict mit dem Strafgesetz abhalten. Sie vernichtet das Ehrgefühl und schwächt damit die Scheu vor dem Gefängnis, die zu verschärfen eine hohe und verständige Pflicht ist. Hierdurch aber läuft der aus dem Gefängnis Entlassene Gefahr, wieder auf die Bahn des Verbrechens zu gerathen, ja, er wird trotz aller guten Vorsätze auf diesen Weg förmlich hingedrängt, wenn er nach Verbüssung seines Vergehens auf allen Seiten, wo er sich auch um Arbeit und Beschäftigung bemüht, Beschämung und Erniedrigung erfährt.

Ein ganzer Berg von Literatur bezeugt, welche tiefen Wurzeln die Bewegung für die Beseitigung oder doch Veränderung oder Einschränkung der kurzen Freiheitsstrafen bereits in den weitesten Kreisen der Nation geschlagen hat. Als Ersatzmittel tauchen da u. a. auf: Strafarbeit ohne Einsperrung; erweiterte Zulässigkeit der Geldstrafen und Friedensbürgschaft. Die mechanische Erweiterung der Geldstrafe ist indessen eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die ärmeren Klassen. Von den Reichen wird sie niemals als Strafe empfunden. Dem Armen raubt sie auf Wochen den Unterhalt. Aber auch bei den übrigen Vorschlägen wird man sich der Befürchtung nicht verschliessen können, dass sie eine befriedigende Reform nur mit einer vollkommenen Aenderung unserer gesammten Strafgesetzgebung vermögen, dass damit ihrer Durchführung ein gewaltiger Hemmschuh gelegt ist. Um so bereitwilliger wird man da nach einem Ersatzmittel greifen, durch das die Gesetzgebung nur in äusserst geringem Masse berührt wird, da es nur den Strafvollzug betrifft, dessen Durchführung daher in jedem Augenblicke möglich ist: nach der bedingten Verurtheilung.

Die bedingte Verurtheilung soll bei geringen Vergehen zur Anwendung kommen. Ihr Wesen ist in kurzen Zügen ein doppeltes. Sie giebt dem Richter die Ermächtigung, unter gewissen Voraussetzungen auszusprechen, dass die von ihm erkannte Freiheitsstrafe vorläufig nicht zur Vollstreckung gelangen, vielmehr für verbüsst erachtet werden soll, wenn der Verurtheilte sich binnen einer bestimmten Frist keines weiteren Vergehens gegen das Strafgesetz schuldig macht. Erfüllt der Betreffende diese Verpflichtung nicht, verletzt er während der Erprobungsfrist wiederum ein Strafgesetz, so soll die ersterkannte Strafe an ihm ebenso vollstreckt werden, als wenn er niemals einen bedingten Straferlass bewilligt erhalten hätte.

Der Gedanke der bedingten Verurtheilung ist zuerst in England und Amerika zur practischen Durchführung gelangt und hat sich von dort aus einen grossen Theil des europäischen Continents, zunächst Belgien, dann Frankreich und endlich die Schweiz erobert. Am besten lassen sich bisher die fruchtbaren Erfolge der neuen Strafart in Bel-

Digitized by Google

gien übersehen. Nach dem geradezu meisterhaft ausgearbeiteten belgischen Gesetz vom 31. Mai 1888 ist der Richter ermächtigt, den Vollzug einer Freiheitsstrafe auszusetzen, wenn der Schuldige bisher wegen eines Verbrechens oder Vergehens nicht verurtheilt worden ist und die erkannte Freihheitsstrafe 6 Monate nicht übersteigt. Die Strafaussetzung wird für eine vom Gericht zu bestimmende Bewährungsfrist ausgesprochen, welche fünf Jahre nicht übersteigen darf. Erleidet der Verurtheilte während dieses Zeitraums keine neue Verurtheilung wegen eines Verbrechens oder Vergehens, so soll die Bestrafung als nicht erfolgt gelten; im andern Falle werden beide Strafen vollstreckt. Die Regierung ist verpflichtet, den Kammern alljährlich über die Wirkungen der eingeführten Massregel Bericht zu erstatten. Nach dem die ersten dreizehn Monate der Geltung des neuen Gesetzes umfassenden Berichte wurden insgesammt 13 195 bedingte Verurtheilungen ausgesprochen; hiervon kam in nur 246 Fällen Rückfall vor. Während der folgenden 12 Monate wurden 14 309 Personen bedingt verurtheilt, unter welchen sich nur 332 eines Rückfalls schuldig gemacht hatten. Mit vollstem Recht fordert daher der belgische Justizminister Le Jeune die Richter auf, noch ausgedehnteren Gebrauch als bisher von dieser Einrichtung zu machen, da schon die bis jetzt vorliegenden Resultate bewiesen hätten, dass das Misstrauen und die Furcht, welche man bei Einführung des neuen Prinzips gehabt habe, unbegründet gewesen seien. Auch die Resultate des englischen Gesetzes von 1887, welches allerdings wesentlich andere Voraussetzungen aufstellt, lauten übereinstimmend günstig. Ebenso werden von Amerika, namentlich aus Boston, durchaus befriedigende Nachrichten gemeldet. Ueber die Ergebnisse in Frankreich, wo die bedingte Verurtheilung erst durch Gesetz vom 26. März 1891 eingeführt worden ist, lässt sich natürlich ein abschliessendes Urtheil noch nicht gewinnen, indessen ist von Seiten der französischen Regierung der wohlbegründeteten Erwartung Ausdruck gegeben worden, dass das neue Institut sich als eine Massregel von hervorragendem socialen Nutzen bewähren wird.

Es liegt ja auch für jeden Verständigen auf der Hand, welche gewaltige Förderung der Humanität und Sittlichkeit eine solche Einrichtung mit sich bringen muss. Sie bewahrt den anständigen Mann, die ehrbare Frau, den jungen Burschen, das unschuldige Mädchen, welche ein leichteres Delict begangen haben, vor dem Aufenthalt im Gefängniss; sie hält damit all die sittlichen und sozialen Schädigungen von ihnen ab, welche mit einem solchen Aufenhalt verbunden sind. Sie bedeutet aber auch für den Verurtheilten einen psychischen Zwang, sich fortan eines anständigen Lebens zu befleissigen. Der bedingt Verurtheilte fühlt sich gehoben, wenn er sieht, dass man ihn noch nicht verloren giebt, dass man noch eine bessere Zukunft von ihm erwartet. Wenn ein Verbrecher für die menschliche Gesellschaft noch irgend zu retten ist, so ist dies der einzige Weg, um ihn auf den Pfad der Sittlichkeit zurückzuleiten.

Wenn allerdings ein Theil derjenigen Männer, welche mit Wort und Schrift für die Einführung der bedingten Verurtheilung eingetreten waren, jetzt für den neuerdings von reactionärster Seite wieder mit Entschiedenheit ins Feld geführten Gedanken einer Verschärfung der bestehenden Freiheitsstrafen sich zu erwärmen vermag, so ist diese Zweiseelentheorie kaum zu verstehen. Man beruft sich zur Recht-

Digitized by Google

fertigung der Verschärfung auf die wachsende Zahl der Brutalitätsdelicte. Doch hat bereits Streng auf Grund eingehender statistischer Forschung im Jahre 1886 nachgewiesen, dass die Criminalität vergangener Zeiten, die doch unter der Herrschaft verschärfter Strafgesetze standen, weit höher war als die heutige, dass die Zuchthäuser alten Schlages, in denen „die Rohheit die Bediensteten mit der Rohheit der Insassen wetteiferte", trotz Ketten und Prügel niemals leer standen und zu einer wahren Brutstätte verbrecherischer Gesinnung entarteten. Dass infolge des wachsenden Grossbetriebs, der Erleichterungen des Verkehrs und des damit verbundenen Zusammenflusses von Arbeitern, Passanten u. s. w. an einzelnen Verkehrs- und Fabrikcentren die Rohheitsvergehen eine Zunahme erfahren haben, mag zugegeben werden; aber von einzelnen lokalen Erscheinungen auf eine Krankheit des Gesammtkörpers zu schliessen, ist unverständig und gefährlich. Man darf auch nicht vergessen, dass, wenn heute mehr Fälle dieser Art zur öffentlichen Kenntniss gelangen als früher, dies zum grössten Theil in den grossartigen Fortschritten der modernen Statistik und in der Ausbreitung und Vermehrung der Tagespresse seinen Grund findet.

Auf noch schwächerer Grundlage aber steht die Behauptung von der guten Wirkung derartiger Strafschärfungen in unserem Nachbarlande Oesterreich. Von diesen in Oesterreich bestehenden Strafschärfungen lässt sich einfach nur feststellen, dass „die Ansichten über den praktischen Erfolg getheilt sind". Wenn man aber gar das Militairstrafverfahren ins Feld zu führen unternimmt und darauf hinweist, dass der „verschärfte Arrest" sich in Deutschland beim Militär „vorzüglich" bewährt habe, so stellt man sich hier, abgesehen von der ungerechtfertigten Gegenüberstellung zweier durchaus ungleichartiger Grössen, in Gegensatz zu dem Urtheil zahlreicher militairischer Autoritäten.

Die vorgeschlagenen Schärfungen sollen je nach der Schwere des Delicts bestehen in Schmälerung der Kost, Dunkelarrest, Lattenschlafen, Kettenschliessen und Prügelstrafe.

Ohne uns auf die feinsinnigen Unterscheidungen einzulassen, wie sie die Vertheidiger des Schärfungsprincips zwischen den einzelnen Strafarten machen, müssen wir uns doch fragen, ob die moderne Cultur sich nicht von vornherein dagegen sträuben muss, Strafmittel zu dulden, die dem Gesammtgeiste der Zeit und den aus anthropologischen und sociologischen Forschungen herausgewachsenen Criminalreform-Bestrebungen zuwider sind. Der bisherige historische Entwickelungsgang beweist, dass jeder neue Zeitabschnitt eine Minderung der Zahl und Milderung der Art der Strafschärfungen nach sich zog, bis sie in Deutschland gänzlich verschwunden waren. Ein Rückgriff auf die veralteten grausamen Massregeln des vorigen Jahrhunderts hiesse das Rad der Culturbewegung rückwärts drehen wollen.

Doch — wird man entgegnen — es giebt Verbrecher, deren sittliche Verrohung so weit geht, dass sie in dem Aufenthalt im Gefängniss keine Strafe, sondern eine bequeme Unterkunft sehen, die also nur durch verschärfte Strafmittel zu dem Bewusstsein der Strafahndung gebracht werden können. Ja, aber es giebt auch für die Gefängnisse fast aller deutschen Staaten Disciplinarordnungen, welche zum Theil noch schärfere Strafschärfungen als die hier vorgeschlagenen enthalten. Der grosse Unterschied zwischen dem jetzt bestehenden

Digitized by Google

und dem projectirten Zustande besteht nur darin, dass jetzt die als Strafschärfungen bestehenden Disciplinarmittel durch den Gefängnissvorsteher gegen solche Verurtheilte zur Anwendung kommen, die innerhalb der Gefängnisse nach der Verurtheilung sich vergangen haben, während künftighin diese Verschärfungen als Strafen im engeren Sinne durch Urtheil wegen des Characters des Vergehens in der Hauptverhandlung ausgesprochen werden sollen. Man bedenke, welche Gefahren hierin liegen. Abgesehen davon, dass der Richter auf Grund des flüchtigen, vielfach trügerischen Bildes der Hauptverhandlung niemals ein Urtheil über die Individualität des Thäters, über sein Vorleben, die Motive seiner That und die sonstigen vielen Einzelheiten, die zu einem gerechten Spruch durchaus erforderlich sind, fassen kann, dass daher bei der mangelhaften Würdigung der Eigenart des Abzuurtheilenden jede einzelne Abmessung von Strafverschärfungen zu einer einzigen Sammlung von Fehlsprüchen führen muss: so bleibt weiter die verhängnisvolle Folge, dass die harte Strafe, welche im Voraus hat festgesetzt werden müssen, wenn sie sich hinterher als für die Individualität des Verurtheilten unangemessen herausstellt, keine Abänderungen mehr zulässt; dass ferner die Schärfungen fortgesetzt werden müssen, mag der Gefangene auch einen noch so ernstlichen Besserungswillen oder ein noch so gutes Betragen innerhalb der Gefängnissräume an den Tag legen.

Dazu kommt, dass der Schärfungsgedanke unvereinbar ist mit der vornehmsten und edelsten Aufgabe der Zweckstrafe — der Besserung. Die verschärften Strafen müssen jedes Besserungsgefühl ersticken, trotzige Verbissenheit herausfordern und den Kampf gegen die Gesetze, die Erbitterung gegen die Gesellschaft verstärken. Der Reuige wird zum Verzweifelten. Der Dunkelarrest verscheucht jeden Lichtstrahl bessernder Erkenntniss, und mit der Zuerkennung der Kettenstrafe wird dem Verbrecher das Bewusstsein, noch ein Mensch zu sein, genommen. Doppelt verbitternd aber wirken die Schärfungen dadurch, dass sie nicht dauernd, sondern nur in regelmässigen Zwischenräumen vollzogen werden können, da Niemand auf die Dauer hartes Lager und Kostschmälerung aushalten kann. Gerade hierdurch erscheinen sie stets als eine neue Strafe für etwas, was bereits abgebüsst ist. Nehmen wir noch dazu, dass die Strafschärfung nothwendig die Arbeitskraft schwächen muss, so dass gerade das, was am erziehlichsten auf den Sträfling einwirkt, die Arbeit, durch diese Nebenstrafen beeinträchtigt wird, so sind damit die schlimmen Wirkungen dieser Neuerung annähernd erkannt. — —

Unter solcher Missachtung und Verkennung der vornehmsten socialen Forderungen hat aber nicht nur das materielle Strafrecht zu leiden. Auch das Strafverfahren zeigt denselben Stempel eines unfruchtbaren und antisocialen Geistes.

Der Kampf gegen die Deutsche Reichs-Strafprocessordnung beginnt mit dem Tage ihrer Geburt. Und das ist kein Wunder. Denn kaum hat ein modernes Gesetz in Deutschland so unter dem gewaltsamen Geiste des Rückschritts zu leiden gehabt, wie dieses. All die lebensvollen Probleme, welche am Ende der siebziger Jahre aus dem Ideenreichthum und der organischen Gestaltenfülle unserer vaterländischen Rechtsbildung zum ersten Male selbstbewusst ihr Haupt erhoben, sanken dahin vor dem eisigen Hauche der Reaction. Und

Digitized by Google

selbst die Kraftentfaltung, welche das alte preussische Verfahren noch an sich zu verspüren hatte, musste einer gelinden Ohnmacht von Reichswegen weichen. Bereits vor zwölf Jahren war der fruchtlose Versuch gemacht worden, eine organische und principielle Reform in die antisociale und widerspruchsvolle Gestaltung des zwitterhaften Instituts des deutschen Strafverfahrens zu bringen. Auch die jetzt vorliegende Novelle zur deutschen Strafprocessordnung und zum Gerichtsverfassungsgesetz erhebt nur insoweit den Anspruch auf den Namen eines „Reform"gesetzes, als man unter Reform nicht eine zielbewusste Umgestaltung, sondern eine mechanische Aenderung verstehen will. Sie stellt sich lediglich als ein Versuch dar, im Einzelnen Uebelstände abzustellen, die besonders fühlbar geworden sind.

Dass die durch den Entwurf eingeführte Entschädigung unschuldig Verurtheilter als ein socialer Fortschritt angesehen werden muss — wer wollte es leugnen? Aber selbst dieses hohe Postulat socialer Gerechtigkeit hat die Reichsregierung nicht unvermischt zu geben gewagt.

Längst hat man sich auf dem Gebiete des Privatrechts wie des öffentlichen Rechts daran gewöhnen müssen, den Lehrsatz, dass jede Schadenspflicht auf einem Verschulden beruhen müsse, in allen denjenigen Fällen, wo höhere sociale Interessen in Frage kommen, ausser Kraft zu setzen. Durch den bedeutsamsten Theil unserer neuen socialpolitischen Gesetzgebung zieht sich der Gedanke, dass, wo mit grossen Betrieben Gefahren für Leben, Gesundheit oder Vermögen Anderer verbunden sind, gegen die der Einzelne sich zu schützen ausser Stande ist, der Betriebsunternehmer haftpflichtig sein müsse, auch wenn der entstandene Schaden weder aus seinem eigenen, noch aus dem Verschulden seiner Untergebenen abgeleitet zu werden vermag. Wenn wir, von diesem Gedanken ausgehend, den Staat in seiner natürlichen Eigenschaft als öffentlichen Grossbetrieb betrachten und die Steuerleistung des Einzelnen ihrer Natur nach als die Gegenleistung für Schaffung des Rechtsschutzes und aller Bedingungen des socialen Lebens ansehen, so folgt daraus nothwendig der Schluss, dass dem Staate dort eine Rechtspflicht zur Entschädigung zufalle, wo durch seine Organe — wenn auch ohne jedes nachweisbare Verschulden — dem Einzelnen bei Ausübung der Rechtspflege schwerer und erweislich unverschuldeter Nachtheil an Leben und Gesundheit, Freiheit und Ehre, Vermögen und Erwerb für ihn selbst und seine Angehörigen zugefügt worden ist.

Obwohl wir es hier mit einem ethischen Postulat des modernen öffentlichen Bewusstseins, mit einer wahrhaft — nicht dem Parteinamen nach — conservativen Anschauung von dem Wesen des modernen Staates zu thun haben, einer Anschauung, die wie kaum eine andere geeignet und fähig wäre, die Staatstreue der Gesammtbevölkerung zu befestigen und ein gutes Stück zum Ausbau des socialen Friedens beizutragen: so hat doch die fortdauernde Abneigung eines Theils unserer bei der Gesetzgebung des Reichs betheiligten Factoren gegen die Anerkennung der staatlichen Haftung es bewirkt, dass, trotz der mannigfachsten und dringendsten Anregungen aus parlamentarischen wie juristischen Kreisen, trotz des aufmunterndem Beispiels unseres Nachbarlandes Oesterreich nichts Positives nach dieser Richtung hin geschaffen

Digitized by Google

worden ist, und man lediglich den Nothbehelf des Gnadenwegs benutzt hat, um das durch schwere Fehlgriffe der Strafjustiz zugefügte Unrecht einigermassen wieder gut zu machen. Erst jetzt, nach Jahrzehnten heissen Bemühens, dringt das erste Zeichen von einer erfreulichen Wandlung in den Anschauungen der Reichsregierung an die Oeffentlichkeit.

Der zur Zeit den parlamentarischen Körperschaften vorliegende Entwurf, betr. Abänderungen der Strafprocessordnung und des Gerichtsverfassungsgesetz versucht es, die Entschädigungspflicht des Staates gegenüber unschuldig Verurtheilten gesetzlich festzulegen. Bisher sehen wir allerdings nur einen halben Versuch, ein Musterbeispiel preussischer „Vorsicht". Die Entschädigungspflicht wird auf das Nothwendigste beschränkt, alles darüber Hinausgehende streng abgelehnt. So wird insbesondere die Frage der Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft nicht berührt. Allerdings haben noch vor kurzer Zeit — aus Anlass eines besonders eclatanten Falles, in dem eine schuldlose Untersuchungshaft 362 Tage dauerte — einige hervorragende Staatsrechtslehrer mit gelehrten Deductionen den Satz zu vertheidigen gesucht, der Staatsangehörige müsse eine ungerechtfertigte Einsperrung zum Zwecke der Untersuchung über sich ergehen lassen und als Schicksalsschlag hinnehmen, weil sich von fehlbaren Menschen ohne solche Missgriffe Justiz nicht pflegen lasse, und er dürfe nicht einmal die Anerkennung erlittenen Unrechtes durch Urtheil und Entschädigung beanspruchen, sondern der bravste Bürger müsse es dulden, dass man ihn heute einfange, morgen laufen lasse, wie jeden Vagabunden. Indessen können uns derartige Ausflüsse einer am Schreibtisch grossgezogenen Theorie nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Princip der Entschädigungspflicht für Schwächen und Irrthümer der Justizorgane das Gleiche ist, mag nun der Schaden durch ein irriges Urtheil oder durch einen irrigen Haftbefehl des Gerichtsorgans entstanden sein.

Ebenso ungerecht ist es, dass demjenigen kein Entschädigungsrecht zugesprochen werden soll, der im Wiederaufnahmeverfahren zwar keine Freisprechung, aber eine mildere Strafart erwirkt hat. Nehmen wir an, dass Jemand wegen wissentlichen Meineids zu mehreren Jahren Zuchthaus verurtheilt worden ist; die Wiederaufnahme des Verfahrens ergiebt, dass nur ein fahrlässiger Meineid vorliegt, und die Strafe wird in einige Tage Gefängniss umgewandelt: so soll, auch wenn der fälschlich Verurtheilte die Zuchthausstrafe bereits ganz oder theilweise verbüsst hat, ihm kein Entschädigungsanspruch zustehen! Auch den wiederholt angeregten Gedanken, dem Verletzten neben der Entschädigung für den Verlust an Erwerb und Vermögen noch eine besondere Genugthuung für die Schädigung an seinen immateriellen Gütern, wie Ehre, Freiheit, geistigem und körperlichem Wohlbefinden, zu gewähren, hat der neue Gesetzentwurf sich nicht zu eigen gemacht.

Wirkt so schon der Mangel jeder den Bannkreis dringendster Forderungen überschreitenden Absicht befremdend und ernüchternd, so wird dieses Gefühl noch dadurch verstärkt, dass selbst die Erfüllung der dringendsten Forderung, der Berufung in Strafkammersachen, nur durch schwere Opfer erkauft wird. Die deutsche Reichsregierung versteht es meisterhaft, in jeden Becher von Concessionen, den sie dem Bürger darreicht, ein bitteres Tröpfchen zu giessen, das hinreicht, um dem gesunden Gaumen, der seine Reformen rein, ohne fremde Ingredenzien,

Digitized by Google

zubereitet haben will, den Genuss des Ganzen zu verbittern und zu verleiden. —

Dass mit der Einführung der Berufung in Strafkammersachen ein hohes Postulat der Gerechtigkeit und des öffentlichen Rechtsbewusstseins erfüllt ist, muss vollauf anerkannt werden. Man merkt es nur allzu deutlich, wie das Misstrauen gegen die Rechtsprechung der Strafkammern in steigendem Maasse in weiten Kreisen des Volkes Platz greift. Welche harte Ungerechtigkeit muss es unter diesen Umständen bedeuten, wenn nach Lage unseres heutigen Strafverfahrens der Schutz der Rechtmittel um so geringer ist, je schwerwiegender die zur Anklage stehende That sich darstellt. Wer wegen „groben Unfugs" ein Strafmandat von 5 Mark erhalten hat, kann auf das Urtheil des Schöffengerichts provociren und gegen dieses Urtheil Berufung bei der Strafkammer einlegen, welche unter nochmaliger Würdigung des ganzen thatsächlichen Materials den Fall von Neuem von Grund auf zu prüfen hat. Wer aber wegen schweren Diebstahls, Betrugs, Urkundenfälschung zu mehreren Jahren Gefängniss oder Zuchthaus verurtheilt ist, der steht am Ende seiner thatsächlichen Rechtsmittel. Ihm steht allein das Rechtsmittel der Revision zu Gebote, die sich nur auf Rechtsverletzungen, nicht aber auf unrichtige thatsächliche Feststellungen stützen darf. Dass dieser Schutz, welcher die thatsächlichen Feststellungen der Strafkammern als unerschütterlich ansehen muss, in den meisten Fällen nur ein illusorischer ist, bedarf keiner Betonung. Mittelstädt, der lange Jahre Staatsanwalt gewesen und jetzt Mitglied des Reichsgerichts ist, muss selbst bezeugen, dass die Unzulänglichkeit der Revisionsbeschwerden gegen die berufungslosen Strafkammerurtheile in den Strafsenaten des Reichsgerichts auf das Schwerste empfunden werde, und dass ein Gefühl des Unwillens, des Unbehagens, der ernstlichsten Besorgnisse gegenüber der durch die Strafprocessordnung getragenen Rechtsordnung täglich an Boden gewinne. Bereits bei der Redaction der Strafprocessordnung hatte der Vorsitzende der Justizcommission, der jetzige Finanzminister Miquel, als die Reichsregierung, entgegen dem Antrage der Commission, auf Beseitigung der Berufung, vornehmlich wohl aus Kostenrücksichten, beharrte und der Reichstag dem Verlangen nachgab, auf's lebhafteste die Haltung der Reichsregierung beklagt und hinzugefügt, er stimme nur mit schwerem Herzen, mit Gewissensqualen für diese Beseitigung, um nicht das Ganze zu Falle zu bringen. Sein Aufruf an alle Parteien, diese Frage nicht ruhen zu lassen, bis die Berufung wieder hergestellt sein werde, fand einige Jahre später ein lebhaftes Echo in dem Ausspruch der Königsberger Anwaltskammer, welche den Fortfall der Berufung als ein „nationales Unglück" bezeichnete.

Das Hauptargument, welches von den Gegnern der Berufung heute immer wieder vorgebracht wird, besteht darin, dass der spätere Richter nicht der besser, sondern der schlechter informierte sein werde. Die Beweisaufnahme in zweiter Instanz müsse einen fragmentarischen Character annehmen und ein trüberes Bild gewähren, als in erster Instanz. Das Gedächtniss der Zeugen habe sich indessen geschwächt, die Zeit zwischen der ersten und zweiten Instanz das Ereigniss in der Erinnerung der Betheiligten verwischt. Aber mit Recht wird dementgegen auf die Thatsache hingewiesen, die jeder erfahrene Strafrichter bestätigen wird, das sehr häufig das Gedächtniss der Zeugen

Digitized by Google

sich gerade schärfe, wenn sie in der ersten Verhandlung erst verstehen gelernt haben, worauf es in der Sache besonders ankommt, oder was unerheblich ist. Wie oft erfährt auch der Angeklagte erst aus dem Urtheile, welche Bedeutung für sein Schicksal ein Punkt gehabt hat, bei dem er nicht glaubte, sich vertheidigen zu müssen, dessen Aufklärung zu seinen Gunsten ihm aber noch jederzeit möglich ist!

Wer allerdings die Instanzen, die ausschliesslich aus gelehrten Berufsrichtern bestehen, überhaupt beseitigt sehen möchte und in dem allgemeinen Schöffengerichtssystem die sicherste Gewähr für eine den Anschauungen des Gesetzes und des Lebens entsprechende Rechtspflege erblickt, der muss grundsätzlich dieser Neuerung widerstreben; denn durch das Berufungsgericht wird eine neue Instanz geschaffen, die ausschliesslich wiederum aus gelehrten Berufsrichteru zusammengesetzt ist, daher eine neue Erschwerung des Uebergangs zu dem Grundsatze der rein schöffengerichtlichen Rechtsprechung bedeutet. Da indessen für absehbare Zeiten die Zukunft der deutschen Praxis mit diesem Problem der allgemeinen Schöffengerichte kaum den Boden erreichbarer Wirklichkeit berühren dürfte, so würde die Preisgebung der Berufung lediglich aus dem Grunde, um die erhöhte Theilnahme des Laienelements an der Rechtspflege zu sichern, nichts anderes bedeuten, als einen sicheren Vortheil preisgeben für eine mehr als problematische Hoffnung.

Auch nach Einführung des neuen Rechtsmittels werden Irrthümer der Justizorgane nicht unmöglich sein. Pflicht des Staates aber bleibt es, diejenigen Einrichtungen zu treffen, welche den bestmöglichen Schutz gegen Irrthümer gewähren. Durch die Möglichkeit einer Ueberprüfung an einer durch Alter und Erfahrung ausgezeichneten Stelle wird die Gewähr der Gerechtigkeit gesteigert; und darum hat die Reichsregierung mit der Einführung der Berufung ein grundlegendes Gebot der öffentlichen Wohlfahrt erfüllt. Wenn aber der Entwurf, gleichsam als Ersatz für dieses ihm, nach den kühlen Worten seiner „Motive“ zu urtheilen, sehr schwer abgerungene Zugeständniss, alle die schützenden Dämme einreisst, welche als sogenannte „Garantieen des Verfahrens“ dazu bestimmt waren, dem Angeklagten nicht nur ein Aequivalent für die fehlende Berufung zu bieten, sondern ihm überhaupt diejenige Sicherheit zu gewähren, deren er gegen eine willkürliche Handhabung des Verfahrens und der Rechtsprechung dringend bedarf; wenn hierbei insbesondere eine der stärksten Säulen, auf denen das Vertrauen der Bevölkerung zur Rechtsprechung ruht, die Zusammensetzung der Senate und Kammern bei den Landes- und Oberlandesgerichten, durch ein neues, mit absolutistischen Ideen durchtränktes Präfektursystem in's Wanken gebracht wird, so muss man sich doch ernstlich überlegen, ob es im Interesse einer unparteiischen Rechtspflege nicht besser ist, auf das neue Rechtsmittel überhaupt zu verzichten, als es durch solche Opfer zu erkaufen.

Das Vertrauen, das der Bürger der Strafrechtspflege entgegenbringt, hat zur ersten und obersten Voraussetzung, dass die Auswahl der Richter nicht tendenziös erfolgt. Aus dieser Ueberzeugung heraus ist durch die bestehende Gesetzgebung dem Präsidenten des Gerichts im Verein mit den Directoren die Bestimmung des Vorsitzes in den einzelnen Kammern, und einer noch grösseren Körperschaft, dem

Digitized by Google

Präsidium, die Vertheilung der Mitglieder auf die Kammern, die Bestimmung über die Vertretung und die Geschäftsvertheilung übertragen. Diese Aufgabe wird nunmehr durch den Entwurf der Landesjustizverwaltung überwiesen, welche die betreffenden Anordnungen für die Dauer eines Jahres zu erlassen hat. Dass diese Neuerung einen flagranten, durch Nichts gerechtfertigten Eingriff in die Autonomie der Gerichte bedeutet, bedarf keiner Betonung. Aber auch darüber hinaus zieht sie Gefahren nach sich, die nicht unterschätzt werden dürfen. Indem der Landesjustizverwaltung ein derartiger Einfluss auf die Geschäftsvertheilung und Zusammensetzung der Gerichte eingeräumt wird, wird sie in die Lage gesetzt, bestimmte allgemeine oder spezielle Sachen nach Gutdünken einer bestimmten Kammer zu überweisen und diese bestimmte Kammer wiederum nach Gutdünken mit bestimmten Richtern zu besetzen. So wäre beispielsweise der Justizverwaltung die Möglichkeit gegeben, Press- und politische Prozesse an eine bestimmte Kammer zu weisen und in diese Kammer Richter zu entsenden, deren politische Gesinnung für den von ihr gewollten Ausgang bürgt. Die Geschichte bietet uns der warnenden Beispiele genug. Man erinnere sich nur, in welcher Weise während der Verfassungskämpfe in Preussen und in anderen Einzelstaaten das Recht vergewaltigt worden ist durch eine willkürliche und tendenziöse Zusammensetzung derjenigen Gerichtsabtheilungen, welche über politische und Pressvergehen zu entscheiden hatten. Was würde wohl die Oeffentlichkeit dazu sagen, wenn nach einem politischen Prozesse die Kammer im nächsten Jahre auf dem Verwaltungswege einen anderen Vorsitzenden erhält? Das hiesse Kabinetsjustiz treiben. In letzter Linie würde eine solche Bestimmung zu einer Förderung des sich leider auch in dem jüngeren Richterthum immer breiter machenden ekelhaften Streberthums, ja geradezu zu einer Züchtung liebedienerischer, streberhafter Gesinnung führen und so mit der Vergewaltigung von oben her zugleich ein Eindringen unlauterer Elemente von unten her zur nothwendigen Folge haben.

Es mag gerechtfertigt erscheinen, dass, nachdem nunmehr in der neugeschaffenen Berufungsinstanz ein neues Fünfmännergericht ersteht, der Entwurf in der Besetzung der Strafkammern zu dem altpreussischen Dreimännersystem zurückkehrt; anderenfalls würde unsere Volksmeinung sieben Richter in der Berufungsinstanz und neun in der Revisionsinstanz verlangen. Eine offene Frage bleibt indess — und auch die „Motive“ übergehen diesen Punkt mit Schweigen —, warum künftig im Schwurgerichtsverfahren nach den Plaidoyers von Staatsanwalt und Vertheidiger der Vorsitzende die Geschworenen nicht nur über die in Betracht kommenden rechtlichen Gesichtspunkte belehren, sondern ihnen auch eine „Uebersicht über die Ergebnisse der Verhandlung“ vorführen soll. Es giebt Vorsitzende, die staatsanwaltschaftlicher veranlagt sind, als der Staatsanwalt. Und man kann bereits heute voraussehen, dass zahlreiche Vorsitzende diese „Uebersicht“ dazu benutzen werden, um den Geschworenen die Autorität ihrer Meinung aufzudrängen. Der Missbrauch, welcher mit dem „Resümé“ des früheren preussischen Prozesses getrieben wurde, sollte doch eine beredte Warnung vor einer Wiederbelebung dieser Einrichtung sein.

Auch zwei kleine Gelegenheitsgesetze, die nur allzudeutlich die Namen derjenigen Personen, auf deren Rücken sie zugeschnitten sind,

Digitized by Google

an der Stirne tragen, dürfen in dem Entwurf nicht fehlen. Durch das eine soll es unmöglich gemacht werden, dass ein Angeklagter noch einmal in der Hauptverhandlung das unverfrorene Verlangen stellt, ihm diejenigen Gerichtspersonen zu bezeichnen, die jüdischen Glaubens oder mit Juden verwandt oder verschwägert sind, und, nachdem ihm hierauf nur eine ungenügende Auskunft gegeben, den ganzen Gerichtshof als parteiisch und befangen ablehnt. In Zukunft soll ein Ablehnungsgesuch, dass nicht unter Angabe und Glaubhaftmachung des Ablehnungsgrundes oder in der offenbaren Absicht der Verschleppung des Verfahrens vorgebracht wird, von dem Vorsitzenden selbständig, ohne vorherige dienstliche Aeusserung des abgelehnten Richters als unzulässig zurückgewiesen werden. Durch das andere soll verhütet werden, dass plötzlich im Laufe des Prozesses unauffindbare Personen in Peking oder Chicago als Entlastungszeugen benannt werden und eine Vertagung des Verfahrens bis zur Vernehmung dieser verlangt wird. Es soll daher anstatt des derzeitigen Grundsatzes, wonach das Gericht, bis auf die Schöffen- und kleinen Berufungssachen, die Beweisaufnahme auf sämmtliche vorgeladenen Zeugen und Sachverständigen, sowie die sonst herbeigeschafften Beweismittel erstrecken muss, in Zukunft das Gericht für alle Sachen, in denen Berufung stattfindet, ganz selbstständig den Umfang der Beweisaufnahme bestimmen können.

Der Werth solcher Gelegenheitsgesetze ist bekannt. So unzweifelhaft es ist, dass die Fälle, von denen der Gesetzgeber ausgeht, in der That einer bösartigen Verschleppung und tendenziösen Ausbeutung der Oeffentlichkeit dienen sollten, so sehr muss man sich doch auf der anderen Seite hüten, einzelne Vorfälle zu allgemeinen legislativen Experimenten zu benutzen. Jede zu Gunsten eines Angeklagten getroffene Massregel führt von selbst die Gefahr eines Missbrauchs durch den gewitzigten Delinquenten nach sich. Bevor aber der Staat daran geht, die Einrichtungen seiner Fürsorge wieder zu entfernen, muss er sich klar werden, dass dem Einen, der diese Einrichtung chikanös ausbeutet, hundert gegenüberstehen, die einen legitimen Gebrauch von ihr machen. Die „Motive“ suchen die Hauptrechtfertigung dieser Neuerungen darin, dass dieselben in hervorragendem Masse geeignet seien, eine möglichste Beschleunigung des Verfahrens herbeizuführen und die Kosten des Prozessbetriebs nicht ungebührlich anschwellen zu lassen. Gewiss! Die Promptheit der Justiz ist einer der Grundpfeiler eines geordneten Rechtsstaats. Aber wenn es der Reichsregierung wirklich ernst darum gewesen ist, diesen Grundpfeiler der deutschen Rechtsprechung zu erhalten, warum hat sie dann nicht einen prüfenden Blick auf denjenigen Theil des Verfahrens geworfen, der bisher am meisten die gesetzgeberische Vernachlässigung an sich hat erfahren müssen: das Vorverfahren? Das grelle Missverhältniss, in welchem dieser Theil des Prozessrechts zu den Cardinalsätzen eines geordneten Kulturstaates steht, hat ihm eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem mittelalterlichen Inquisitionsprozesse gegeben.

Das Vorverfahren im Deutschen Strafprozesse ist in seiner gegenwärtigen Gestalt ein geheimes, schriftliches und inquisitorisches. Vergleicht man mit diesen seinen Eigenschaften die wichtigen Functionen, die diesem Prozesstheile zufallen, nämlich zunächst eine sichere Grundlage zu schaffen für die Frage, ob überhaupt ein Hauptverfahren stattzufinden habe, und ferner dem erkennenden Gerichte das Material

Digitized by Google

zu schaffen, auf Grund dessen es die Hauptverhandlung und Entscheidung aufbauen kann: so wird man zu der Ueberzeugung gedrängt, dass dies Verfahren in seiner heutigen Verfassung unmöglich seinen grossen Aufgaben gerecht werden könne, dass Unsicherheit auf der einen, Willkür auf der anderen Seite nothwendig aus ihm erstehen müssen. Welche Missgriffe aber ein verfehltes Vorverfahren fortzeugend gebären muss, das sollte auch für Nichtjuristen keiner Erklärung bedürfen.

Mit der Beendigung der Vorermittelungen tritt der Staatsanwalt von seinem Posten ab und überlässt dem Untersuchungsrichter, meist einem jüngeren, eben in die Praxis eintretenden Assessor, das Feld. Dieser unerfahrene junge Mann ist nunmehr souveräner Herr des Prozesses und verkörpert den Ankläger, Vertheidiger und Richter in einer Person, die, wie sich Keller drastisch ausgedrückt hat, „Alles sein soll und deshalb nichts Rechtes, am allerwenigsten ein unparteiischer Richter ist". Es ist für einen Beamten kaum möglich, gleichzeitig die Interessen der Strafverfolgung und die des Angeklagten wahrzunehmen, und seine Stellung bringt es naturgemäss mit sich, dass er sich den ersteren mehr zuneigt und den letzteren weniger Beachtung schenkt. Als Uebernehmer der staatsanwaltschaftlichen oder polizeilichen Ermittelungen glaubt er seine Aufgabe damit zu erfüllen, dass er den Schuldigen ermittelt, und, da er auf Grund der Vorerhebungen in dem Angeschuldigten den Schuldigen vermuthet, so richtet sich sein ganzes Bestreben darauf, die Ueberführung zu vervollständigen und, in Ermangelung genügender Beweismittel den Angeschuldigten zu einem, vielleicht wahren, vielleicht unwahren Geständnisse zu vermögen. Man wird Köstlin beistimmen müssen, wenn er sagt, dass „in dem neuen deutschen Inquisitionsprozesse an Stelle der Daumschrauben die Gewissensschrauben getreten seien", und man wird nach Lage der heutigen Verhältnisse noch weiter gehen und den bereits von Altmeister Savigny vertretenen Satz aussprechen können, dass jüngere strebsame Assessoren es oftmals als eine Ehrensache und beste Empfehlung bei ihren Vorgesetzten betrachten, dass ihnen die Ueberführung gelingt. Dass unter der Herrschaft solcher Anschauungen auch die Würdigung der Beweise nicht mit dem erforderlichen ungetrübten Blicke geschehen kann, dass malhonneten Belastungszeugen unverdienter Glauben geschenkt, angebotene Entlastungsbeweise nicht gebührend berücksichtigt werden, dass ist nur eine natürliche Folge des fehlerhaften Systems. So verschwindet allmählich der an der Spitze des ganzen Untersuchungsverfahrens stehende Zweck der Wahrheitsermittelung, und an seine Stelle tritt eine künstliche Inquisition zur Durchführung dessen, was sich in dem Richter auf Grund der Vorerhebungen als wahr festgesetzt hat. In dem Angeschuldigten wird schon der Schuldige gesehen, dessen Schuld lediglich formell zu erweisen ist. Die Vertheidiger dürfen bei der Vernehmung des Beschuldigten niemals zugegen sein; zu der Vernehmung von Zeugen werden Vertheidiger und Beschuldigter nur in einzelnen Ausnahmefällen zugelassen.

Diese Ausschliessung des Vertheidigers von der Vernehmung des Angeschuldigten in der Voruntersuchung ist einer der erheblichsten Fehler, die sich in der Deutschen Strafprozessordnung finden. Sie bedeutet eine unverzeihliche Benachtheiligung des Unschuldigen und

Digitized by Google

Ungewandten gegenüber dem Schuldigen und Gewitzigten. Während Ersterer, durch gekünstelte Fragestellungen verwirrt, ohne einen rechtskundigen Beistand neben sich zu haben, oftmals sich zu belastenden Aussagen hinreissen lässt, die den wirklichen Thatsachen durchaus nicht entsprechen, steht Letzterer, durch die Erfahrung routinirt, mit kühlem Blut und frecher Stirn dem Untersuchungsrichter gegenüber und imponirt dem Neuling durch die Sicherheit, mit der er seine Unschuld aufrecht zu erhalten weiss. So seltsam es auch klingen mag, aber fast jeder erfahrene Kriminalist wird in seinen Annalen Fälle zu verzeichnen haben, in denen Unschuldige in gutem Glauben Geständnisse einer vermeintlichen Schuld ablegten, die erst in der Hauptverhandlung auf ihren wahren Werth zurückgeführt wurden. Noch häufiger geschieht es, dass Beschuldigte, die sich nicht schuldig fühlen, denen aber die Gewandtheit fehlt, die für ihre Unschuld sprechenden Momente darzulegen, Geständnisse zu Protokoll geben, die sie in Wirklichkeit niemals abgeben wollten und konnten. Wenn so durch den Mangel eines Beistandes, der die zu Gunsten des Angeklagten sprechenden Thatsachen geltend zu machen, ihn vor Missverständnissen zu bewahren verstände, oft schon die eigene Aussage des Angeschuldigten in einer seinem wahren Willen widersprechenden Weise wiedergegeben, und dadurch ein nicht geringer Einfluss auf die Hauptverhandlung ausgeübt wird, so tritt dies Moment noch in verstärktem Maasse bei den Zeugenvernehmungen hervor, denen regelmässig weder der Beschuldigte noch der Vertheidiger beiwohnen darf. Welche Irrthümer und Missverständnisse dadurch Platz greifen können, dass der Untersuchungsrichter ohne Unterstützung des Beschuldigten oder des Vertheidigers eigenmächtig die Zeugenvernehmungen leiten darf, wie in Folge der Weglassung gerade der wichtigsten Thatsachen die ganze Voruntersuchung in der mündlichen Verhandlung noch einmal vorgenommen werden muss, dafür hat mancher neuere „Sensationsprozess" die klarsten Beweise geliefert.

Zu diesen Mängeln kommt die ungebührliche Verschleppung, welche das Verfahren durch das Prinzip der Schriftlichkeit erleiden muss. Welche Zeit wird durch den Kreislauf, den die Akten mit der Eröffnung der Ermittelungen beginnen, vergeudet, welche Zeit durch die langwierige Abfertigung auf den Gerichtsschreibereien und das umständliche Zustellungswesen! So darf es nicht Wunder nehmen, wenn bei Haftsachen, in denen der Beschuldigte von Anfang an geständig ist, selten weniger als vier Wochen, bei den einfachsten Nichthaftsachen selten weniger als 8 Wochen bis zur Hauptverhandlung vergehen.

Allen diesen Uebelständen würde durch Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in das Vorverfahren mit einem Schlage der Boden entzogen sein. Wir müssen es tief bedauern, dass die Reichsregierung die Gelegenheit hat vorübergehen lassen, ohne sich an diese ihre grosse Aufgabe heranzuwagen.

Wohin soll ein Strafverfahren führen, das in Folge seiner Grundrichtung von vornherein der gesunden und unverkümmerten Zeugungskraft entbehrt? Nur das Lebendige kann Lebendiges schaffen. Wo soll aber das Leben herkommen, wenn der Gesetzgeber sich abschliesst von dem Geiste wahrhaften Fortschritts, und unempfindlich gegen den frischen Pulsschlag der Zeit ängstlich an dem Alten festhält,

Digitized by Google

weil er das Neue noch nicht zu durchdringen vermag. Wer die weltgeschichtliche Aufgabe des Gesetzgebers zu einem Problem juristischer Technik herabwürdigt, der hat seinen socialen Beruf für ewig verfehlt.

JULIE'S TAGEBUCH.

ROMAN VON

PETER NANSEN.

(Schluss.)

Den 2. Mai.

Heute Vormittag brachte mir Christiane folgenden an sie adressierten Brief:

Meine liebe, süsse Kleine!

Hast Du Dich so erschrocken, als Du in der Zeitung gelesen, dass ich erkrankt sei? Aber was sollte ich nur machen? Ich konnte Dir ja nicht direkt schreiben, und die Adresse Deiner Freundin habe ich ja soeben erst aus Deinem Brief erfahren. Du liebes Kind, dass Du so betrübt würdest bei dem Gedanken, dass ich Dir genommen werden könnte! Du hast wirklich gar keinen Grund, bange zu sein, — erstens, weil Unkraut nicht so leicht vergeht; zweitens, weil ich durchaus noch nicht die Absicht habe, das Leben zu verlassen.

Es ist gar zu lieb von Dir, dass Du trotz Ansteckung, Familien-Unannehmlichkeiten etc. zu mir kommen willst. Aber so dumm hat mich das Fieber denn doch noch nicht gemacht, dass ich Dein Anerbieten annehmen sollte. Ich biete nämlich einen durchaus nicht angenehmen Anblick dar. Dazu kommt noch, dass ich der mürrischste, unliebenswürdigste Patient bin, den man sich nur denken kann. Wenn Du mich in diesen Tagen sähest, würde ich das bisschen guten Eindruck, den ich bisher auf Dich gemacht habe, gänzlich verscherzen! Überhaupt bin ich der Ansicht, dass kranke Menschen die gesunden nicht belästigen dürfen. Sie müssen sich mit all ihrer Hässlichkeit und Unappetitlichkeit verbergen, so gut sie können.

Sobald ich mich der guten Gesellschaft wieder würdig fühle, sende ich Dir einen Eilboten. Dann wollen wir uns für die lange Trennung entschädigen.

Ich verspreche Dir, dass das Verlangen, Dich wiederzusehen, mich schnell wieder gesund machen soll, und dass ich, selbst in den etwas zügellosen Fieberträumen, die mich heimsuchen, Dir nicht untreu werden will. Ich verscheuche alle Widerwärtigkeiten des Fiebers, indem ich an Dich denke, und ich fühle Dich des Nachts an meinem Bett stehen und Deine liebe, kühle Hand auf meine Stirn legen. So bist Du, — obwohl abwesend — meine Pflegerin, meine Retterin.

Nimm für heute mit diesen Zeilen fürlieb. Jegliche Anstrengung macht meinen armen, geschwächten Kopf schmerzen.

Ich sende Dir keinen Kuss, denn mein Hauch darf nicht, selbst nicht in Gedanken, Deine junge Schönheit und Gesundheit berühren. Ich verstehe den Aussätzigen, der mit Bewunderung eine schöne Frau vorüberschreiten sah und in demutsvoller Anbetung die Spuren küsste, die ihre Füsse hinterlassen hatten! Dein A."

* * *

Digitized by Google

Er liebt Blumen. Leider gestattet mein ökonomischer Status mir keine grossen Extravaganzen. Aber wenn ich auch die Steine aus dem Pflaster herausgraben müsste, so soll er doch jeden Tag, bis wir uns wiedersehen, einige ausgewählte Blumen von mir erhalten.

* * *

Heute eine schwarzrote Rose zwischen weissen Krokus. Was zu bedeuten hat: Siehe, alle meine Gedanken umkreisen — wie ein Brausen weisser Tauben — Dich, Du mein strahlender, schwarzäugiger Scheik!

Den 3. Mai.

Eine handvoll Riesen-Resedas und einige Vergissmeinnicht:

Ich komme zu Dir ohne Prunk. Aber ich gebe Dir, gleich dem Duft der Reseda, meine starke, heisse Liebe; ich schenke Dir, gleich der Kinderaugenblüte des Vergissmeinnicht, meine unwandelbare Treue.

Den 4. Mai.

Veilchen und weisse Moosrosen:

Mein Liebe blüht im Verborgenen. Doch ist sie tiefblau wie der Sommerhimmel, weiss wie der Schnee des Winters.

Den 5. Mai.

Orchideen und junge Buchenblätter:

In der Schattenluft meines Heims, fern von der Wirklichkeit und der Sonne entfaltete sich meine Seele zu einer eigenartig phantastischen, farbenreichen Blüte. Da kamst Du, und über alle andern Kräuter und Bäume des Waldes erhob sich meine wonnevolle Seele mit der sonniggrünen Verkündigung des Lenzes.

Den 6. Mai.

Eine rauchgelbe Rose, Goldlack und gelbe Anemonen:

Machst Du mir Vorwürfe, weil ich eifersüchtig bin? Siehst Du denn nicht, dass die Eifersucht die heisse Flamme ist, die meine Liebe gleich einem strahlenden Glorienschein umkränzt?

Den 7. Mai.

Zwei blassrote Rosen und (eine grosse Seltenheit zu dieser Zeit des Jahres) zwei rosa Nelken:

Gleich schön, einander ebenbürtig an Farbe und Duft und doch so verschieden, fliesst ihr zusammen in einem unvergleichlichen Liebesrausch. Geliebter! Wie die Rosen und die Nelken sich hier in einem berauschenden Kuss vereinen, — so — der Gedanke allein macht mich erschauern — so werde ich morgen wieder in Deinen Armen ruhen.

Den 8. Mai.

Ich bin schlecht und hässlich gewesen; ich verdiene, dass er bitterböse auf mich ist. Ach, wäre er es doch nur gewesen! Lieber hätte er mich schlagen sollen, als dass er mich mit seinem müden, nachsichtigen Lächeln ansah.

Ich weiss nicht recht, — aber es wurde gleich ein verkehrter Ton angeschlagen und dann gerieten wir immer tiefer und tiefer in das falsche Spiel hinein. Es war gewiss, weil ich mich im voraus zu sehr auf das Zusammensein gefreut hatte, ich hatte es mir in der Phantasie als etwas ganz wunderbar Schönes ausgemalt. Und dann gleich, als ich kam und — damit die Krankenpflegerin mich nicht sehen sollte — die Hintertreppe hinaufgelootst und in sein Schlafzimmer geführt wurde und seinen Blick sah, der freundlich aber matt und gar nicht glückstrahlend war, wie ich es mir vorgestellt hatte, — ja, da fühlte ich mich so kindisch enttäuscht, dass ich kein Wort sagen konnte von alledem, was mein Herz erfüllte, sondern mühsam Worte hervorbrachte, die so fremd und unecht waren, dass sie mir selber wie ein Missklang erschienen. Es kam zu keiner „Scene“ zwischen uns. Er sah mich nur ein wenig verwundert an, und während wir uns unterhielten und die

Digitized by Google

Stimmung mehr und mehr entfloh, nahmen seine Züge einen nervösen, qualvollen, angestrengten Ausdruck an. Schliesslich lag er mit halbgeschlossenen Augen da und fuhr sich von Zeit zu Zeit mit dem Taschentuch über die Stirn. —

Dass ich da nicht neben seinem Bett auf die Kniee gefallen bin und ihn um Verzeihung gebeten habe!

Statt dessen fragte ich mit gekränkter Stimme: „Du sehnst Dich wohl nach dem Augenblick, wo ich gehe. Ich will Dich auch nicht länger ermüden."

Er lag eine Weile da, ohne zu antworten. Dann sagte er in seinem höflichen, korrekten Ton, der mich gleichsam hunderte von Meilen zurückstösst: „Ja, Du verzeihst wohl, wenn ich heute nicht galant bin, — ich bin ja auch noch durchaus nicht salonfähig. Und jetzt bedarf ich wirklich der Ruhe."

— Zum ersten Male schieden wir, ohne ein neues Zusammensein zu verabreden. Ich hasste ihn förmlich in dem Augenblick, wo er mir lächelnd die Hand zum Abschied reichte — und mich gehen liess, ohne mir zu sagen, dass ich das dümmste, unartigste, verhätschelste Mädchen auf der Welt sei, und dass ich Schläge verdiene wie ein ungezogenes Kind.

Nun sitze ich da, mit Schmerzen im Herzen. Dieser Tag, auf den ich mich so unendlich gefreut hatte, ist mir verdorben. Und was muss er nur von mir denken? Er muss mich für ein unausstehliches Mädchen halten, das sich gekränkt fühlt und ungezogen wird, weil er noch nicht so gesund ist, wie sie es erwartet hatte!

Den 9. Mai.

Wie gut er ist und wie klug!

Ein Brief von ihm hat sich mit dem Brief gekreuzt, den ich ihm sofort sandte.

Er schreibt: „Mir war gar nicht gut, als Du zu mir kamst. Deswegen, mein Herz, ward Dir nicht der Empfang zu teil, den Du verdient hattest, und deswegen war ich auch nicht im stande, Dir für Deine Liebe in dieser Zeit und stets zu danken. Ich bin, wie ich Dir im voraus gesagt hatte, ein ganz unausstehlicher Patient. Ob Du mich trotzdem besuchen magst? Dann komme, falls es Dir möglich ist, morgen, und sei nachsichtig mit mir, selbst wenn ich bis dahin meine Reizbarkeit noch nicht ganz überwunden haben sollte."

Den 14. Mai.

Jetzt ist er ungefähr ganz wieder genesen. Er ist die letzten Tage ausser Bett gewesen, und gestern war er zum ersten Mal wieder in der Luft.

Ich bin jeden Tag bei ihm, entweder des Vormittags oder am Abend. Um dies zu ermöglichen, habe ich eine Geschichte von einem jungen Mädchen erfunden, das ich bei Christiane kennen gelernt habe, und das Unterricht in der Porzellanmalerei bei mir nehmen will. Ich wundere mich jeden Tag, dass man meine Lüge nicht entdeckt, aber ich fürchte mich nicht mehr davor. Ich gehe nun auch ohne Bedenken am hellen, lichten Tage zu ihm.

Ich weiss nur, dass an dem Tage, wo es entdeckt wird und man es mir verbieten will, ich mein Elternhaus verlassen werde. Das ist eine Sache, die ich fest bei mir beschlossen habe, und die nicht anders sein kann. Mag dann kommen, was da will!

Ihm habe ich hiervon nichts gesagt. Und doch hat er mir den Mut eingeflösst, einen solchen bestimmten Entsschluss zu fassen. Ich habe nämlich in diesen Tagen gefühlt, dass ich ihm mehr bin als nur ein flüchtiger Zeitvertreib. Ich versuche, mich ihm nützlich zu machen, und ich glaube, das ist mir gelungen; er fängt schon an, sich nach mir zu sehnen, wenn ich nicht um ihn bin. Ich mache Besorgungen für ihn, lese ihm vor und habe nach seinem Diktat Briefe für ihn geschrieben. Er nennt mich seinen Privatsekretair und bespricht alle seine Angelegenheiten mit mir.

Digitized by Google

Im Grunde leben wir ganz wie Mann und Frau mit einander. Ich gehe bei ihm aus und ein, als sei sein Haus mein Heim; ich pflege seine Blumen, wenn ich ihm nicht vorlese oder keine andere Arbeit für ihn habe, sticke ich seinen Namen in seine Tischwäsche, und selbst sein altes Mädchen hat sich daran gewöhnt, mich um Rat zu fragen, was sie ihm zu Mittag geben soll, — denn der Herr ist in dieser Beziehung sehr schwierig.

Er ist wohl überhaupt eigentlich das, was man einen Egoisten nennt. Als Junggeselle ist er daran gewöhnt, dass sich Alles im Hause nach ihm richtet und er hält es für meine ganz natürliche Pflicht, dass jetzt auch ich, ebenso wie sein Mädchen, nur daran denke, ihn zu bedienen und ihm Alles zu Gefallen zu machen. Aber es steht ihm Pascha zu spielen, er ist der liebenswürdigste Tyrann. Wenn ich meinem wohlbehaglich auf der Chaiselongue liegenden Rekonvalescenten dies oder jenes bringe, und er mir in dankbarem Wohlsein zunickt und mir die Hand küsst, könnte er von mir verlangen, was er wollte, — ich würde es ohne Zögern ausführen. —

Den 20. Mai.

Ich bin mit ihm auf Reisen gewesen, in's Märchenland, das zwei Meilen vom Mittelpunkte der Stadt liegt. Wie der Ort im täglichen Leben heisst, weiss ich nicht, und über seine Lage weiss ich nichts weiter anzugeben, als dass man die Stadt in westlicher Richtung verlässt und nach ein paar Stunden da ist. Dahingegen weiss ich sehr genau, wie es im Märchenlande aussieht. Ein kleines weisses Haus mit einem Strohdach liegt am Rande eines Waldes und am Ufer eines Sees. Der Eingang zu dem Hause ist vom Waldwege aus durch eine mit wildem Wein berankte Veranda, und im Giebel der nach dem See hinausgeht, befindet sich ein Fenster und ein grüngestrichener, hölzerner Balkon. Auf der Veranda steht eine alte Bäuerin und verneigt sich. Am Tage strahlt die Sonne von einem wolkenlosen Himmel herab, und des Nachts leuchtet der Vollmond. Und draussen auf dem See gleitet im Mondenschein ein weisses Boot, von dem ein gedämpfter Gesang jugendlicher Stimmen zu uns herüberklingt.

Ich bin mit ihm im Märchenlande gewesen und habe die Sonne untergehen und den Mond aufgehen sehen; ich bin dort mit ihm gewesen, seit die Sonne wieder aufging, bis sie in den Wald hinabsank und die kleinen Fensterscheiben des Hauses in Feuerschein tauchte. Aber es ist mir, als seien diese vierundzwanzig Stunden ein ganzes Leben, ich habe mit ihm in einer Welt gelebt, die für uns Beide allein mit allen den entzückendsten Gaben der Natur ausgestattet war, während eine freundliche alte Bäuerin — Fee unsere Aufwartung besorgte.

Ich kneife mich in den Arm, um sicher zu sein, dass ich nicht träume. Nein, es ist kein Traum. Vor mir auf dem Tische duftet ein Strauss von Waldblumen, den die alte Frau mir zum Abschied gab, und neben meinem Bett stehen meine Stiefel, mit den unverkennbaren Spuren von Land und Moos.

— — — Es ging folgendermassen zu. Vater und Mutter reisten vorgestern Morgen nach Sorö, um eine alte Tante zu besuchen, die gestern achtzig Jahre alt wurde. Morgen kommen sie zurück. Als er das erfuhr, sagte er: „Nun reisen wir auch!“ Und obwohl es mir anfangs unmöglich erschien, und ich es auch nur für einen Scherz hielt, so ward doch Ernst daraus. Von dem philosophischen Standpunkte aus, dass die Sache im schlimmsten Falle schief gehen könnte, machte ich schnell meinen Schlachtplan. Ich liess mich auf heute von Christiane zu einem Ausflug mit vorhergehendem Nachtlogis bei ihr einladen, angeblich, damit wir beiden Jungfrauen mit der Sonne ausrücken könnten. Zu diesem Arrangement gaben die Eltern gern ihre Einwilligung und reisten unbesorgt zum Geburtstag der Tante nach Sorö.

Gestern Nachmittag um 6 Uhr aber wanderten zwei junge Damen den Königsweg entlang. Nach Verlauf einiger Zeit wurden sie von einem Landauer

Digitized by Google

eingeholt. Der Landauer hielt, die Thür wurde aufgerissen, und die eine der jungen Damen verschwand hinein, worauf der Wagen hastig weiterrollte.

Während Christiane heimging, um ihren Stubenarrest anzutreten, — denn ich hatte ihr streng verboten, ihr holdes Antlitz in Kopenhagen sehen zu lassen — fuhren er und ich in's Märchenland.

Er hatte auf meine Fragen, wie und wo, geantwortet: Kümmere Du Dich um garnichts. Finde Dich nur so wie Du gehst und stehst auf dem Königsweg ein. Ich komme dann mit einem Wagen und Allem was sonst erforderlich ist und führe Dich an einen entlegenen, wenig besuchten Ort, wo eine alte Frau den Waldgästen kochendes Wasser für ihren Kaffee verabreicht und, wenn es verlangt wird, für Geld und gute Worte ein ländliches Mahl und ein reinliches Nachtlogis zu bieten vermag.

Als ich nun glücklich in den Wagen geschlüpft war und mich ein wenig besonnen hatte, musste ich über die Unmenge von Gepäck lachen, die wir mit uns führten. Er erklärte, das ist nicht mehr, als wir notwendig gebrauchen. In dem einen Handkoffer sind Deine Sachen, in dem andern die meinen. Im Korb befindet sich Wein und in dem Riemen ausser einem Kopfkissen für Dich, Betttücher, für den Fall, dass die vorhandenen feucht sein sollten. — Ich will nur hoffen, dass Dein Koffer Alles enthält, was Du gebrauchst." — Es war in Wirklichkeit weit mehr.

Der Sicherheit halber zogen wir die Gardinen vor die Fenster. Ich fand, es war herrlich, so da zu sitzen, ohne zu ahnen, wohin wir fuhren, träumend, dass er und ich jetzt in die weite Welt hinausreisten.

Und dann waren wir im Märchenlande.

— — Die alte Frau stand auf der Veranda und knixte zum Willkommen. Sie trug eine goldgestickte Mütze und einen grünen, eigengemachten Rock. Sie war so ein recht gemütliches, altes Mütterchen und titulierte mich „Frau".

Unser Gepäck wurde hineingetragen und der Kutscher mit dem Bescheid entlassen, sich am nächsten Abend um acht Uhr wieder einzufinden. Und wir gingen, während das Abendessen bereitet wurde, an den See hinab.

Die Sonne war gerade im Begriff unterzugehen. Wir sahen die Feuerkugel zwischen den Bäumen herabsinken unter bengalischer Beleuchtung des halben Himmels. Die Blätter der Buchen schimmerten wie frischgeprägte Dukaten und das Sonnenuntergangslicht zitterte in glitzernden Perlmutterfarben über dem See. Wir standen da und schauten abwechselnd in den glühenden Wald und auf den glitzernden See. Von dem jenseitigen, gleichfalls waldbekränzten Ufer des Sees klangen wunderbar nahe und doch feierlich fern die abgemessenen Glockenschläge der Dorfkirche. Sonst kein Laut. Wir standen, einander umschlungen haltend, Wange an Wange, schweigend, hingerissen, glücklich.

Die Sonnenkugel verschwand. Der Brand des Himmels erstarb, eine bleiche Dämmerung löschte die Farben des Sees aus.

Da erklang eine rufende Stimme vom Häuschen her, und wir gingen hinein, — gingen hinein, um das Märchen in der Waldbütte der alten Fee fortzusetzen.

Ich entsinne mich, dass die Stube blau tapeziert und der Fussboden mit Sand bestreut war; dass mitten im Zimmer ein Tisch mit einem groben, aber blendend weissen Tischtuch stand, und auf dem Tische zwei dreiarmige silberne Leuchter, die dem einfachen Zimmer ein Gepräge von geheimnisvollem Reichtum und von Vornehmheit gaben.

Und das Essen. Wie schön es duftete und wie kräftig es schmeckte, und wie tapfer wir es uns munden liessen! Alles war gleichsam direkt aus der Küche der Natur geholt, — der rosige Schinken und das Kücken und das gelbe Omelet mit der zuckerbestreuten, braunen Kruste.

Wir waren so heiter und so sorglos wie zwei Kinder, und die alte Frau ging geschäftig hin und her und schwatzte mit uns und sagte, es sei ihr eine solche Freude, zwei so junge glückliche Menschenkinder bei sich zu haben.

Digitized by Google

Als wir den Kaffee bestellten, bat die Alte, ob die „junge Frau" ihn nicht selber machen wolle. Ich ging mit ihr in die Küche, musste ihn aber auch gleich herausrufen, damit er all' das alte schöne Kupfergeschirr bewundern könne. Auf einem Bort stand ein ganzes Regiment schimmernder rötlicher Kaffeekessel, einige dickbauchig und klein, andere schlank und elegant.

— — Und dann war die Uhr zehn geworden, und nach ländlicher Sitte war es nun Zeit, sich zur Ruhe zu begeben.

Während er noch unten sitzen blieb, um seine Cigarre zu rauchen, führte die Alte mich die knarrende Treppe hinauf in's „Fremdenzimmer". Es war niedrig aber geräumig und duftete nach Reinlichkeit und nach Veilchen. Das ganze Mobiliar bestand aus einem Waschtisch, einigen Stühlen, einem kleinen Tisch und einem Bett. Aber dies Bett war ein Prachtstück. Dickes, dunkles Mahagoniholz mit Messingkugeln und dito Verzierungen, — schwer, gross, monumental. Ein Baldachin mit verschossenen, geblümten, seidenen Vorhängen hing darüber herab. Mit grossem Stolz erzählte die Alte, ihr verstorbener Mann habe das Bett seiner Zeit auf einer Auktion aus dem Nachlass einer längst verstorbenen Prinzessin gekauft.

Die Frau zündete die Lichter an, wünschte mir eine gute Nacht und ging.

Ich fing an, mich zu entkleiden. Ich sass in dem von ihm für mich mitgebrachten Peignoir vor dem Spiegel. Da fiel durch die Balkonthür ein Mondstreif zu mir herein. Ich erhob mich, öffnete die Thür — der Abend war warm wie im Hochsommer — und trat hinaus. Niemals habe ich etwas so wunderbar Schönes gesehen! Gleich einem glitzernden, silbernen Spiegel lag der See in einem Rahmen von wogenden, weissen Nebeln da, die sich hin und wieder zerstreuten und auf einen Augenblick phantastische Landschaftsbilder mit scharfbeleuchteten Bäumen, umwogt von losgerissenen Nebelfetzen, entschleierten. Dann ballten sich die Nebel wieder über das Bild zusammen, um bald darauf ein neues auftauchen zu lassen.

Ich hörte, wie eine Thür geöffnet wurde, wandte mich aber nicht um. Ich fühlte, dass er dicht hinter mir war; ich stand in seliger Erwartung da, die balsamische Luft in hastigen Zügen einsaugend.

Da schlang er den Arm um meine Taille, sein Mund berührte mein Ohr, und so leise wie der Hauch der Sommernacht — flüsterte er mir zu:

„Mein kleines Frauchen!"

Im selben Augenblick klang ein gedämpfter Gesang vom See herauf: „Friede ruhet auf Land und Stadt" — — und aus dem Nebel tauchte ein Boot auf, einen goldenen Streif hinter sich her ziehend.

— — — — Ich erwachte mit dem Gefühl, dass mir etwas Erfreuliches bevorstehe und hatte die Augen voller Sonnenschein.

„Was ist das? Wo bist du nur?" fragte ich mich und zwinkerte mit den Augen, um ganz wach zu werden. Da sah ich ihn in Hemdsärmeln an dem kleinen Tisch vor der Balkonthür sitzen, ganz vertieft in die Beschäftigung des Rasierens. Ich lag einen Augenblick regungslos da und genoss den köstlichen Anblick. Er schnitt die jämmerlichsten Grimassen und hantierte das Messer auf die lebensgefährlichste Weise. Ich dachte: „Er sollte nur wissen, dass ich hier liege und ihn belausche. Nun hat der arme Mensch sich aus lauter Eitelkeit die Qual angethan, so früh zu erwachen, damit ich ihn nicht unrasiert sehen soll, und dann überrasche ich ihn mitten in diesen sehr wenig kleidsamen Vorbereitungen."

Ah, da schnitt er sich! Ich lachte, so dass ich mich im Bett kugelte. Er wandte sich um, steckte mir wie ein Gassenbube die Zunge heraus und sagte: „Ja, wart' Du nur, bis ich fertig bin, dann will ich Dir etwas zu lachen geben, Du böses Mädchen!"

Gleich darauf war er bei meinem Bett, zupfte mich an der Nase, bedrohte mich mit einem nassen Schwamm und war ganz ausgelassen, aber dabei ganz entzückend und mit glatten Wangen, obwohl nicht ohne einige Schmisse.

Digitized by Google

Der zweite Tag unserer Reise war angebrochen. Ach, und nur zu bald verstrichen!

Wie wir ihn verbrachten? Wie das Prinzenpaar im Märchen, das wir ja waren: wir spielten wie die Königskinder in einem Reich, das uns gehörte, und das schöner war als alle andern Reiche, wir assen Speisen und tranken Wein, und das war Alles feiner und erquickender als gewöhnliches, irdisches Essen und Trinken; wir waren so verliebt in einander, dass wir meinten, unsere Liebe bisher sei gar nicht mitzurechnen.

Es ist Alles heute erst geschehen, und doch liegt schon der unbestimmte Glanz alter Erinnerungen darüber.

Ich entsinne mich, wie wir unten am See sassen und frühstückten: frisch gelegte Eier, frischen, säuerlichen Bauernkäse und Milch mit einer dicken Rahmschicht, — wie wir dann mit der alten Frau in ihrem kleinen Hof standen, die gierig gackernden Hühner und den galant und selbstbewusst schreitenden Hahn fütternd, — wie wir im Waldesdickicht umherschweiften und ich mich erschreckt an ihn festklammerte, als ich oben im Baum eine Eule erblickte, die einer alten Hexe glich und uns mit lichtscheuen Augen anstarrte.

Ich entsinne mich endlich unseres Abschiedes aus dem Märchenland, — als der Wagen vor der Veranda hielt und die Alte mir den hübschen Strauss reichte und zu mir sagte: „Behüt Sie Gott, liebe junge Frau, und kommen Sie bald einmal wieder!"

— — — Und dann fuhren wir wieder in die Wirklichkeit zurück und in die grosse Stadt, wo es Eltern giebt und Sünde und Sorgen und ein schlechtes Gewissen.

Als die ersten hohen Häuser auftauchten, befiel mich eine namenlose Angst, und als uns der erste Möbelwagen begegnete, musste ich daran denken, dass nun bald die Zeit kam, in der die Sommerferien ihn und mich trennen würden.

Als er aber sah, dass ich traurig war, und als er mich fragte: „Was bedrückt Dich denn?" — da lächelte ich, schlang ihm beide Arme um den Hals, schaute ihm in die Augen und erwiderte: „Lass mich Dir heute sagen, dass es mir schwerer denn je wird, mich von Dir zu trennen, — lass mich Dir heute sagen, dass ich wohl mancherlei in meinem Leben bereuen werde, nie aber, — höre mich — nie werde ich bereuen, dass ich die Deine gewesen bin.

Den 21. Mai.

Als ich heute Morgen erwachte, klangen mir die Ohren voll Schlittengeklingel, ich suchte vergebens nach dem Traum, zu dem dies Schellengeläute gehörte.

Der Traum war ganz aus meiner Erinnerung entschwunden und hatte nur dies lustige Geklingel hinterlassen, das mich den ganzen Tag unausgesetzt verfolgte und sich auf eine neckische, schliesslich irritierende Weise in alle meine Gedanken hineinmischte.

Dann, heute Nachmittag, als ich da sass, in Gedanken an meine Reise ins Märchenland, vertieft, – und träumte, ich führe wieder mit ihm hinaus zu der Waldhütte der alten Bäuerin, — fingen die Schellen plötzlich wieder lustig an zu klingeln, sie läuteten im Takt mit dem Hufschlag der Pferde, und siehe! Das Bild in meiner Phantasie veränderte sich, — Alles wurde weiss und winterlich, der Landauer verwandelte sich in einen Schlitten, und in dem Schlitten sassen er und ich, Pelzwerk über unserm Hochzeitsstaat, und flohen von dem grossen Hochzeitsdiner hinaus zu dem entlegenen Waldhäuschen, um dort unser Fest zu zweien allein zu feiern.

Vom hohen Winterhimmel aber blitzten Grossmutters schöne Augen milde und heiter auf mich herab, während die Schlittenglocken sangen: „Jetzt bist Du's! Jetzt bist Du's!"

Digitized by Google

Den 22. Mai.

Heute in vierzehn Tagen geht er an die See. Er wird in Vedbaek mit einem Freund zusammen wohnen.

Ich finde es so begreiflich, dass er der ländlichen Ruhe bedarf. Es könnte mir keinen Augenblick einfallen, zu verlangen, dass er um meinetwillen in der Stadt bleiben sollte. Das weiss er natürlich; er weiss, dass er es nicht nötig hat, mir eine Erklärung zu geben.

Und doch würde ich mich gefreut haben, wenn er die Angelegenheit mit mir beredet hätte, so dass ich ihm hätte sagen können, dass ich es selber wünsche, dass er ein wenig hinauskommt, um wieder frisch und kräftig zu werden.

Den 26. Mai.*)

Zum ersten Mal sind wir zusammen über die Strasse gegangen. Ich hatte ihm gesagt, dass ich heute Abend zusammen mit ihm die Stadt im Festschmuck sehen wolle. Er zog die Stirn in Falten und fragte, ob das auch wohl vernünftig sei. Ich antwortete, das wäre mir vollkommen einerlei. Ich wollte mit ihm zusammen sein, wenn wir nachher auch in die Zeitung kämen.

Übrigens glaube ich nicht, dass eine Menschenseele uns beachtet hat. Im Gedränge und in der loyalen Feststimmung verschmolzen die Menschen so eng mit einander, dass sie die alltägliche Klatscherei vergassen. Es nützte ja doch nicht, Vorstellung und Visitenkarten von allen den Armen und Beinen zu verlangen, mit denen man an jenem Abend in gesellschaftliche Verbindung kam.

Anfangs war er nicht recht in Laune und wollte absolut mit mir in die nicht illuminierten Winkelgässchen verschwinden, sobald er ein bekanntes Gesicht sah. Allmählich aber ward auch er von der familiären Arche-Noah-Stimmung ergriffen, und wir endeten ganz dummdreist Arm in Arm beim Feuerwerk im Tivoli.

Den 30. Mai.

Es hat Tage gegeben, wo er mir vorkam, als sei er ein wenig müde und nicht aufgelegt. Da habe ich zu ihm gesagt, er sei meiner häufigen Besuche wohl überdrüssig. Er antwortete stets, dass sei eine thörichte Einbildung; wohl habe er Tage, an denen er mutlos, melancholisch und nervös sei, und es wäre „ungalant" (ein Wort, das ich hasse) von ihm, mich das merken zu lassen, mein Kommen aber sei ihm nur eine Ermunterung und eine Annehmlichkeit. Ich müsste ihm nicht zürnen, wenn er seine üble Laune nicht stets zu beherrschen vermöge. Es sei das teils eine Folge seines „unliebenswürdigen Charakters" (Koketterie!), teils Unannehmlichkeiten, an denen ich jedoch keinen Anteil habe.

Da habe ich ihn denn gebeten, mir sein Vertrauen zu schenken. Ich würde so glücklich sein, wenn ich seine Sorgen teilen dürfte, und er müsste doch nachgerade wissen, dass es nichts in der Welt gäbe, was ich nicht zu thun imstande wäre, wenn ich ihm damit in irgend einer Weise behülflich sein könnte.

Aber wenn ich so etwas sagte, nahm er mich auf den Schooss, koste mit mir und sagte, ich solle mir seine Verstimmung nicht zu Herzen nehmen. Das habe nichts zu sagen, ich solle nur thun, als merke ich es nicht.

Jetzt weiss ich, was ihn bedrückt! Es sind Geldsorgen.

Gestern und auch heute konnte ich merken, dass er sehr bedrückt und unruhig war. Als ich gestern kam, sagte er: „Sei nicht böse, wenn ich Dich bitte, bald wieder zu gehen. Aber binnen Kurzem kommt ein Herr zu mir, mit dem ich notwendig reden muss." Ich wusste ja damals noch nicht, was es war und habe mich gewiss sehr unverständig benommen. Es war mir noch niemals passiert, dass er mich gebeten hatte zu gehen. Ich fand es schlecht von ihm, mich fortzujagen und ich dachte mir allerlei Hässliches.

*) Der goldene Hochzeitstag des dänischen Königspaares.

Digitized by Google

Als ich heute wieder kam, war ich gerade nicht in rosiger Laune und wurde noch finsterer, als ich merkte, dass seine Stimmung sich noch nicht gebessert hatte.

Wir hatten eine wirklich reizende halbe Stunde, in der das Gewitter bei uns beiden aufzog, so dass er immer verstimmter und ich immer weinerlicher wurde. Endlich kam der Ausbruch, als er nach einer langen Pause in seinem kühlsten Ton sagte: „Das kann ja ganz gemütlich werden!"

Sobald er diese Worte ausgesprochen hatte, brach ich in ein heftiges Schluchzen aus, und im selben Augenblick war er an meiner Seite und bat mich in den zärtlichsten Ausdrücken um Verzeihung.

„Ja, aber weshalb bist Du denn so schlecht gegen mich? Was habe ich Dir gethan? Bist Du meiner überdrüssig?"

„Nein, Julie, ich bin Deiner nicht überdrüssig. Aber ich bin so gequält und gehetzt!"

„Und Du willst mir den Grund nicht sagen? Weshalb darf ich nicht wissen, was Dich quält, wenn es nicht meine Schuld ist?"

Und dann erzählte er mir das Ganze. Er müsse, ehe er an die See ginge, eine Menge Geld schaffen, das er zum Termin schulde, und er wisse noch nicht, woher er es nehmen solle. Und als ich ganz erstaunt sagte, ich habe geglaubt, dass er reich sei, da erwiderte er, das glaubten alle Menschen, es sei aber ein Irrtum. Er besässe allerdings ein kleines Kapital, aber das stehe augenblicklich noch fest, er könne nur die Zinsen davon erheben, und er habe in den letzten Jahren in hohem Grade leichtsinnig gelebt.

„Aber wenn Du nun das Geld nicht schaffen kannst, das Du haben musst?"

„Ja, dann ist es sehr schlimm. Aber mach Du Dir deswegen keine Sorge. Das Geld bekomme ich schliesslich wohl, — es ist nur so langweilig, so lange dergleichen nicht im Klaren ist.

Wir setzten uns nun auf das Sopha und sprachen vernünftig miteinander, und ich war wieder ganz heiter. Es war mir, als gehöre er mir mehr denn je, jetzt, wo er mich einen Einblick in seine alltäglichen Sorgen thun liess.

Als ich aber zu ihm sagte: „Willst Du mir einen Gefallen thun? Willst Du mir versprechen, in Zukunft nicht so viel Geld für mich auszugeben? Ich mache mir weder etwas aus Geschenken, noch aus feinen Diners." — Da lächelte er, küsste mich und antwortete: „Das, was Du da sagst, ist sehr lieb von Dir! Glaube aber nur nicht, dass Du mich ruinierst. Nein, meine liebe, süsse Kleine, das Bischen, was wir zusammen verausgabt haben, ist nur ein Tropfen im Meere."

Und nach einer Weile, als er mir ein Glas Wein anbot, sagte er: „Wenn Du meinst, dass ich mir eine so wahnsinnige Verschwendung gestatten darf?"

Er hätte meiner Ansicht nach das Necken immer lassen können!

Den 4. Juni.

Ich habe ihn in diesen Tagen nur wenig gesehen. Er ist durch seine Geschäfte so in Anspruch genommen, und dann hat er auch eine Menge Visiten machen müssen.

Ich bin sehr vernünftig gewesen und habe mich geduldig in mein Schicksal gefunden. Selbst als ich gestern vergebens bei ihm war und statt seiner ein paar entschuldigende Zeilen vorfand, hielt ich mich tapfer.

Wenn ich aber daran denke, dass jetzt die lange Zeit kommt, wo ich ihn nur ganz ausnahmsweise einmal sehen werde, — nein, dann mag ich gar nicht weiter denken, da wende ich nur den Kopf weg, schliesse meine Augen und weiss, dass es ganz hoffnungslos ist.

Über seine Geldangelegenheiten hat er nicht wieder mit mir gesprochen. Ich fragte ihn neulich, wie es damit stände, er aber ging nicht darauf ein und sagte mir, das würde sich schon fügen.

Digitized by Google

Den 5. Juni.

Er ist fort.

Ich war die letzten Stunden bei ihm. Ich habe mit ihm zusammen gefrühstückt und ich half ihm beim Einpacken.

Ehe ich zu ihm ging, hielt ich mir eine kleine Vernunftpredigt: „Sei nun klug, Julie! Zeige ihm ein fröhliches, freundliches Gesicht, so dass er eine schöne Erinnerung an Dich mit sich nimmt. Lass ihn vor allen Dingen nicht den Eindruck bekommen, als hättest Du erwartet, dass er um Deinetwillen in der Stadt bleiben solle.

Ich traf ihn in grosser Geschäftigkeit, munter und in bester Laune. Er redete in einem fort, während er Briefe schrieb und durch die Stuben ging, um alle möglichen Gegenstände zu sammeln, die er seiner Ansicht nach unmöglich entbehren konnte.

Er war ganz wie umgetauscht. Es war eine fieberhafte Unruhe über ihn gekommen; jeden Augenblick sah er nach der Uhr, als fürchte er, zu spät zu kommen.

Das Frühstück wurde hinuntergeschlungen. Ich hatte keinen Appetit, er ass ein Paar Bissen, trank in einem Zuge drei, vier Gläser Madeira und sagte: „Wollen wir jetzt packen?“

Im Schlafzimmer lag Alles kunterbunt durcheinander. Auf dem Bett und auf den Stühlen: Anzüge, Schuhzeug, Cigarrenkasten, Bücher, Schlipse, Wäsche; auf dem Fussboden standen Koffer, Kommodenschubfächer waren ausgezogen, und die Thür des Kleiderschrankes weit geöffnet.

Ich fing an zu packen. Dann fiel ihm plötzlich ein, dass er vergessen hatte, Schreibpapier zu kaufen. Er bat mich, ihn einen Augenblick zu entschuldigen und lief fort.

Ich stand in dem mit Reisevorbereitungen angefüllten Zimmer und ein erdrückendes Gefühl der Mutlosigkeit überkam mich. Mechanisch nahm ich ein Stück nach dem andern, legte es zusammen und brachte es in dem grossen Koffer unter; ich bückte mich und richtete mich auf, auf und nieder, Stück für Stück, nun dies, nun jenes, und in wenigen Stunden ist alles weg, und ich bin allein, — — allein! Ich sprang entsetzt auf. Nein, nein, ich will nicht, ich kann nicht allein sein! Er darf nicht von mir gehen, ich will ihn bitten, will ihn anflehen, dass er bei mir bleibt, und er wird thun, um was ich ihn bitte, er kann es nicht über's Herz bringen, mich zu verlassen. Das würde schlecht von ihm sein, und er hat kein Recht, schlecht gegen mich zu handeln!

Da hörte ich die Entréethür in's Schloss fallen. Er kam summend durch das Wohnzimmer, und als er zu mir eintrat, war ich wieder ganz vertieft in meine Arbeit.

„Wie geschickt Du bist!“ sagte er und strich mir mit der Hand über das Haar. „Einen so ordentlich gepackten Koffer habe ich noch nie gehabt.“

Er stand neben mir, reichte mir Alles, Stück für Stück, nickte und lächelte mir zu.

Plötzlich sagte ich: „Wenn ich Dich nun darum bäte, — würdest Du dann hier bleiben?“

Er sah mich verwundert an, besann sich und sagte: „Ist es Dein Ernst?“

„Wenn es nun mein Ernst wäre?“

Ein neuer, prüfender Blick und eine neue überlegende Pause. Darauf: „Ja, dann würde ich natürlich bleiben!“

Ich hatte die Antwort erhalten, die ich haben wollte, und doch machte sie mich nicht froh. Wir sahen einander einen Augenblick an, dann kam er zu mir, umarmte mich und sagte weich und herzlich, er würde gern bei mir bleiben, es würde gar kein Opfer für ihn sein, seinen Badeaufenthalt aufzugeben. Worauf ich — selbstverständlich — erklärte, dass ich nur aus Unsinn gefragt hätte.

— — Im letzten Augenblick wurden wir mit dem Packen fertig. Die Droschke hatte schon eine zeitlang gewartet. Er war nervös und fürchtete, zu spät zu kommen. In grösster Eile nahmen wir Abschied.

Digitized by Google

Ich stand hinter einer Gardine und sah auf die Strasse hinab. Er entdeckte mich, winkte mit der Hand und schwang den Hut. Wie schön und strahlend er aussah! Als zöge er zu Sieg und Glück aus.

Jetzt bog die Droschke um die Ecke und ich trat vom Fenster zurück. Ich ging durch die Stuben, konnte mich garnicht davon losreissen. Ich setzte mich auf's Sopha, wo ich mit ihm zu sitzen pflegte. Auf dem Tische vor mir lag sein Album. Ich öffnete es und fand darin ein Bild von ihm, als er sechs Jahre alt war. Damit spielte ich, wie ein kleines Mädchen mit seiner Puppe spielt. Ich legte es an meine Brust und wiegte es, ich gab ihm tausend Küsse und Schmeichelnamen und sagte ihm, während mir die Thränen aus den dummen Augen liefen und das Bild befleckten, jetzt müssten wir beide zusammenhalten, jetzt, wo er von uns fortgereist sei!

— Bis das Mädchen mit einem entsetzten Gesicht herein kam und ausrief: „Aber mein Gott, Fräulein! sitzen Sie noch hier!"

Auch ich erschrak über ihr plötzliches Erscheinen. Schnell stand ich auf und ging, das Bild aber hatte ich in die Tasche gesteckt.

Den 7. Juni.

Heute Vormittag war ich auf der Post und holte folgenden postlagernden Brief ab:

Vedbaeck, den 6. Juni Abends.

Du liebe Kleine! Weisst Du, dass Du mich verhätschelst und dass ich das garnicht verdiene? Als ich bei meiner Ankunft durch Deinen lieben, viel zu lieben Brief begrüsst wurde, fühlte ich mich glücklich und zugleich beschämt. Ich bin — und das ist keine Phrase — ausser stande, es Dir so zu vergelten, wie Du es verdienst. Vor Allem bin ich ein sehr mittelmässiger Briefschreiber, während Du — wie so viele Damen — eine Meisterin darin bist, Dich selber in einem Briefumschlag zu versenden. Ich versichre Dich, als ich Deinen Brief öffnete, war es mir, als hüpfe Julie leibhaftig in's Zimmer, als erzähle sie mir, beide Arme um meinen Hals geschlungen, eine ganze Menge allerlei liebreizender Dinge.

Ich werde Dir häufig schreiben, aber Du musst Dich mit kurzen Briefen begnügen. Die Ferien-Trägheit hat mein Gehirn schon derart ergriffen, dass ich mich buchstäblich mit Scheltworten dazu treiben muss, einen orthographisch richtigen Satz zusammen zu stellen. Das Einzige, was mein Gehirn in aller Eile auszudrücken vermag, ist, dass ich sehr verliebt in Dich bin, und dass ich mich nach dem 15. sehne, wo ich wegen eines Termins die Hauptstadt besuchen werde. Wir wohnen in einem Haus, das kaum so hoch ist wie wir selber, das aber ganz entzückend am Saume des Waldes liegt und eine Bildersammlung besitzt — Darstellungen himmlischer und irdischer Celebritäten —, die im Verein mit dem Genuss von Milch, mit dem Schweinekoben- und Seetang-Duft und mit dem Schlafengehen um 10 Uhr meine Seele zu einer wahren Kindlichkeit läutert.

Ohne zu erröten, schliesse ich deswegen mit der reizenden Schlussformel aller Liebesbriefe:

„Tausend Küsse und Grüsse sendet Dir, meine geliebte Julie, Dein Dich innigliebender

A. . . ."

Den 9. Juni.

Es ist doch schon früher vorgekommen, dass ich ihn eine ganze Woche nicht gesehen habe. Weshalb wird mir denn diese Trennungsstunde so schwer?

In anderthalb Stunden kann ich zu ihm hinauskommen. Wenn ich ihm heute schreibe, dass ich nicht länger auf ihn warten kann, weiss ich, dass er morgen kommt.

Und doch. Es ist nicht dasselbe.

Wenn ich sonst auf der Strasse ging, wusste ich, dass ich ihm jeden Augenblick begegnen konnte; ich las seinen Namen auf den Theaterzetteln, ich ging an seinen Fenstern vorüber und stellte mir vor, dass er da drinnen

Digitized by Google

sässe. Mit jedem Schritt, den ich machte, fühlte ich ihn in meiner Nähe, selbst wenn ich ihm nicht begegnete, so atmeten wir doch dieselbe Luft.

Jetzt wandere ich gleich einer Verirrten in einer fremden Stadt. Ich gehe auf's Geratewohl, und ich weiss, dass ich das, was ich suche, nicht finden werde.

Ich ertappe mich dabei, dass ich vor dem Theater stehe und die alten, zerfetzten Theaterzettel studiere, und ich mag eine Richtung einschlagen, welche ich will, — ich ende stets vor seinem Hause, wo die Rouleaux in seiner Wohnung herabgelassen sind wie nach einem Todesfall.

Mein Tag hat nur zwei Lichtpunkte. Wenn ich seinen Brief hole und wenn ich den meinen schreibe. Am wohlsten fühle ich mich, wenn ich ihm schreibe, denn seine Briefe sind nicht er selber: es ist nur seine Oberfläche; sie tragen das Gepräge seiner Unlust, sich hinzugeben, seiner Angst gefühlvoll zu werden und wohl auch, wie er ja selber sagt — seiner Ferien-Trägheit.

Aber wenn ich, nachdem sich die Andern zur Ruhe begeben haben, in meinem kleinen Zimmer sitze und Bogen auf Bogen an ihn beschreibe, da kann ich mich ihm so nahe fühlen, dass mir ist, als läge ich in seinen Armen und spräche mit ihm. Die Luft um mich her wird heiss von seinem Atem, ich fühle, während ich mit gesenktem Kopf dasitze, seinen Kuss auf meinem Nacken und meine Feder tanzt über das Papier im Takt mit den hastigen Schlägen meines Herzens.

Den 14. Juni.

Neulich ging ich zu ihm hinauf und seither bin ich jeden Tag dagewesen. Ich habe über mich selber gelacht und geweint, aber ich musste dahin. Ich sitze in seinem Zimmer und phantasiere, dass er eben bei mir gewesen ist, dass er nur hinausgegangen ist, um dies oder jenes zu besorgen, und dass er gleich wieder bei mir sein wird.

Ich sitze jeden Tag eine Stunde dort, und sticke ihm Namen in sein Gedeck und schwatze mit seinem Mädchen. Heute haben wir viel zu thun gehabt, um ihm einen festlichen Empfang zu bereiten. Wir haben abgestäubt und geputzt, so dass Alles in voller Pracht strahlt. Wir haben Buchenzweige und Blumen in die Vasen gestellt, und ich habe sein Frühstück angeordnet.

Das Letzte, was ich that, ehe ich ging, war, dass ich ihm einen Empfangsbrief schrieb, den er auf seinem Schreibtisch vorfinden soll. — —

So komm denn, mein Geliebter, siehe, das Brauthaus ist geschmückt, und die Braut harret Dein. Deine Braut, die keinen anderen Wunsch in ihrem Herzen trägt, als Dir zu gehören und Dir zu Gefallen zu sein! — —

Den 15. Juni.

Er freute sich gewiss, mich wiederzusehen, er war sehr lieb zu mir.

Nur Eins verstehe ich nicht: er war einen Augenblick ganz verstimmt, als ich ihm zeigte, wie fleissig ich an seinem Tischzeug gearbeitet habe.

Ich fragte ihn, ob er nicht möchte, dass ich in seiner Wohnung sässe, wenn er fort sei. Er antwortete: „Das ist es nicht. Aber — Du bist zu gut gegen mich; ich verdiene es nicht."

Das finde ich sinnlos. Er muss doch wissen, dass es für mich keine grössere Freude giebt, als für ihn zu arbeiten. Das ist ja ganz selbstverständlich. Wie konnte er da nur sagen: „Du bist zu gut gegen mich?" Als ob hier überhaupt die Rede von „Güte" wäre!

Als ich ihm dies auseinandergesetzt hatte, zog er mich an sich und sagte halb lächelnd, halb ernsthaft: „Könntest Du mich nicht ein klein bischen weniger lieb haben?"

„Eine sonderbare Bitte von einem Liebenden!" erwiderte ich.

„Es ist Bescheidenheit", sagte er. „Ich finde, Du giebst mir so viel, und ich gebe Dir nur so wenig."

Ich fasste ihn am Rockkragen und schüttelte ihn tüchtig und sagte:

„Du bist (Kuss) nicht recht gescheidt! Du bist (Kuss) ganz fürchterlich verzogen, zuweilen auch launenhaft und unangenehm. Und dabei bist Du

Digitized by Google

doch (Kuss) der prächtigste Mann auf der ganzen Welt, und (Kuss, Kuss, Kuss) ich liebe Dich."

Worauf er seine Bedenken über meine allzugrosse Liebe vergass.

Den 7. Juli.

Ich vernachlässige mein Tagebuch über meiner Korrespondenz. Ihm habe ich stets tausenderlei zu schreiben. Für mein Tagebuch ereignet sich nichts Nennenswertes. Die Tage gleiten einförmig an mir vorüber wie die Meilensteine auf der Landstrasse. Nur die Sonnabende ragen aus der Einförmigkeit auf. Die Sonnabende sind die Meilenzeiger meines langen Sommerweges; denn am Sonnabend kommt er regelmässig zur Stadt, um mit mir zusammen zu sein.

So rolle ich denn Woche auf Woche immer denselben Weg dahin. Der Sonntag hat noch Licht von der Sonnabendsonne, Montag und Dienstag aber sind finster und hoffnungslos; Mittwoch dämmert ein leiser Schimmer der Verheissung, in sich steigernder Sehnsucht und Hoffnung verbringe ich den Donnerstag und den Freitag — bis das Sonnabends-Glück sich in den unruhigen Träumen der Nacht ankündet, und ich mit hellem Jubel im Herzen erwache.

* * *

Aber wenn ich mich auf seiner Treppe befinde, befällt mich eine namenlose Angst. Wie wird er mich aufnehmen? Wird sein Gesicht von der Freude des Wiedersehens erstrahlen, wie ich es geträumt habe, oder wird er mir mit dem Gepräge der Müdigkeit, der Angestrengtheit begegnen, wie ich es mehrmals beobachtet zu haben glaube? Vielleicht ist es eine thörichte Einbildung von mir, aber zuweilen, wenn ich allein sitze, steigt dieser müde Ausdruck in meiner Erinnerung auf und erfüllt meine Seele mit schweren, blauschwarzen, schreckeinflössenden Wolken.

* * *

Und die Angst lähmt meine Freude, so dass ich nicht gleich so liebenswürdig und herzlich gegen ihn sein kann, wie ich gern wollte. Und er missversteht mich; ich sehe das nervöse Zucken seiner Augen, und bin überzeugt, dass er mich launenhaft und unausstehlich findet.

Aber er sagt nichts, trinkt nur hastig eine Menge Wein und zwingt mich, auch zu trinken.

Ja, freilich hilft es," — das Trinken. Ein warmes, weiches Wohlbehagen rieselt betäubend durch Körper und Seele. Alle finstern, schweren Gedanken zerstieben wie der Nebel vor der Sonne; die dumme Angst schwindet, die Zunge wird gelöst, man rückt näher an einander heran, und wenn man Hand in Hand und Auge in Auge dasitzt, da giebt es keine nervösen Blicke, keine Missverständnisse, keine Launenhaftigkeiten mehr, da vergisst man die sechs übrigen Tage der Woche über diese eine seligmachende Stunde des siebenten.

* * *

Hinterher nehme ich ihn in's Verhör. Er muss einen genauen Bericht über Alle und Alles in den voraufgegangenen Tagen abstatten.

Anfangs versicherte er, dass nichts zu berichten sei. Die Tage verstrichen mit Baden, Rauchen, Essen und Schlafen. Allmählich habe ich aber doch aus ihm herausgebracht, dass er ein ganz bewegtes Badeleben führt. Er hat in dem Hotel, wo er zu Mittag isst, verschiedene Bekanntschaften gemacht, er spielt Croquet und Lawn-Tennis mit jungen Damen und ist zu Mittagsgesellschaften und zu Picknicks eingeladen worden.

Namentlich ist da eine Witwe mit zwei Töchtern, der er sich mit Eifer widmet.

Wenn er anfänglich diese jungen Damen erwähnte, so geschah es mit grossem Vorbehalt; er suchte die Sache so darzustellen, als wenn er sich

Digitized by Google

ihrer mit dem besten Willen nicht erwehren könne. Sie plagten ihn mit Einladungen und mit Aufforderungen zur Teilnahme an allerlei ländlichen Zerstreuungen.

Da beging ich den Fehler, mich eifersüchtig zu stellen. Dies reizte ihn offenbar, und jetzt reibt er mir diese jungen Damen mit ihren entzückenden Eigenschaften unablässig unter die Nase. Ich weiss ja sehr wohl, dass es Scherz sein soll, aber es quält mich trotzdem, obwohl ich finde, dass ich es nicht gut eingestehen kann.

Im Gegenteil, ich frage ihn stets nach seinen beiden kleinen „Freundinnen". Da rächte er sich dann das letzte Mal in einer Weise, die mir garnicht gefiel. Er fing an, von Erik zu reden, auf den er, wie er behauptete, die ganze Zeit eifersüchtig gewesen sei.

Der arme Erik! Jedes Mal, wenn ich an ihn denke, werde ich traurig. Er hat mich doch wohl sehr geliebt, sonst würde er die Gewissheit, dass ich die Seine nicht werden könne, sicher nicht so still und fein aufgenommen haben.

Jetzt sitzt er in Berlin und ich höre niemals direkt von ihm. Aber an Mutter hat er hin und wieder einmal geschrieben, und sie hat ihm wohl geantwortet.

Als er nun neulich diese Anspielungen auf Erik machte, erzählte ich ihm, — denn ich wollte der Sache ein für alle Mal ein Ende machen — in welcher Weise Erik und ich damals auseinander gegangen waren. Ich sagte ihm, dass Erik mich gefragt hat, ob ich seine Frau werden wolle, und dass ich mit „nein" habe antworten müssen.

„Weshalb, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen," fügte ich hinzu.

Er sah mich ganz beschämt an und sagte mir: „Bitte verzeih mir, Julie!"

Aber noch eine ganze Weile hinterdrein waren wir beide ernsthaft gestimmt.

Den 13. Juli.

Ja, das war ein wahnsinniger Einfall von mir, aber ich bin auch hart genug dafür gestraft worden.

Das Wetter war heute Morgen so entzückend, ich sehnte mich so unbeschreiblich nach ihm, und ich glaubte, es müsse amüsant sein, ihn unvorbereitet mit meinem Besuch zu überraschen.

Ich gabelte Christiane auf, und wir fuhren mit dem Vormittagsdampfer nach Skodsborg. Dort blieb Christiane zurück, während ich am Strandwege entlang nach Vedbaek pilgerte.

Ich ging an dem Hause vorüber, wo er wohnt, wagte aber aus Rücksicht auf seinen Freund nicht hineinzugehen. Einen Knaben, der mir begegnete, schickte ich mit dem Bescheid zu ihm, dass eine Dame, die gern mit ihm zu sprechen wünsche, ihn am Eingange des Waldes erwarte.

Ich wartete ungefähr eine halbe Stunde, endlich sah ich ihn eilig den Weg daher kommen. Ich stand zwischen den Bäumen, der Sonnenschirm entzog mich seinen Blicken, so dass er mich nicht gleich erkennen konnte. Erst als ich seine Schritte ganz in meiner Nähe vernahm, trat ich vor und liess den Sonnenschirm sinken.

„Wie! Du bist es?" rief er aus, und im selben Augenblick begriff ich, dass ich eine Dummheit begangen hatte.

„Wer sollte es sonst wohl sein?"

„Nein, Du hast Recht! Ich dachte nur, es sei ein lustiger Streich, den einige von den Badegästen ausgeheckt hätten. Verzeih, dass es so lange währte, aber ich spielte gerade Croquet beim Hotel. Es ist ja amüsant, Dich hier zu sehen! Bist Du mit Deinen Eltern hier?"

„Nein, ich bin ganz allein. Ich bin gekommen, um Dich zu besuchen."

„Um mich zu besuchen? Aber es geht nicht an, dass wir uns hier zusammen sehen lassen."

„Ich hatte auch gedacht, dass wir einen kleinen Ausflug zusammen machen könnten."

Digitized by Google

Wir standen uns einen Augenblick gegenüber und sahen uns an. Dann sagte er: „Ich will Dir nur lieber gleich sagen, wie die Sachen liegen. Du musst mir deswegen nicht zürnen, Du kannst mir glauben, dass es mir selber auch sehr fatal ist: ich stehe heute nicht zu Deiner Verfügung. Eine Reihe von Badegästen hat nämlich heute einen grösseren Ausflug arrangiert, und ich habe versprochen, mit dabei zu sein. Ich konnte ja auch nicht wissen —"

„Nein" unterbrach ich ihn. „Du konntest es ja natürlich nicht wissen, dass ich Dich stören würde."

Sein Gesicht nahm seinen nervösen Ausdruck an.

„Du fasst die Sache nicht ganz gerecht auf", sagte er.

„Das mag sein," erwiderte ich. Verzeih es mir, und verzeih auch, dass ich zu ungelegener Zeit gekommen bin. Jetzt gehe ich gleich. Adieu und viel Vergnügen!"

„Du brauchst nicht gleich zu gehen. Wir brechen erst in einer Stunde auf."

„Ja, es wird wohl das Beste sein. Wohin sollten wir in der kurzen Zeit wohl gehen? Und Du könntest Dich ja so leicht kompromittieren, wenn man Dich mit mir zusammensähe."

Er behielt meine Hand lange in der seinen und sah mich ernsthaft und kopfschüttelnd an.

„Du bist sehr ungerecht gegen mich," sagte er endlich. „Glaubst Du, dass ich mich meinetwegen nicht mit Dir sehen lassen will?"

„Nein, Du hast Recht. Es geschieht natürlich nur, weil Du um meinen guten Ruf besorgt bist. Darauf hast Du ja stets in so zarter Weise Rücksicht genommen."

Er antwortete nicht, liess meine Hand sinken, murmelte ein Lebewohl und entfernte sich schnell, ohne sich umzusehen.

Ich hätte ihn morden können. Als ich ihn aber verschwinden sah, ohne dass er sich umwandte, da musste ich mir Gewalt anthun, um ihn nicht zurückzurufen.

Und als er ganz verschwunden war, brach ich verzweifelt zusammen.

Ich lag zusammengekauert zwischen den Bäumen und schluchzte, als ob mir das Herz brechen sollte, ich bat ihn um Verzeihung und sagte, dass er mich totschlagen und mich misshandeln könne, er solle nur nicht von mir gehen, mich nur nicht allein lassen.

— — — Als ich aber wieder nach dem Strandweg hinabgehen wollte, sah ich zwei Char à bancs mir entgegenkommen, auf dem ersten glaubte ich ihn zwischen zwei jungen Damen zu entdecken, und ich eilte schnell in's Gebüsch hinein, damit er mich nicht sehen sollte.

Den 16. Juli.

Der Kummer ist überwunden, die Freude hat wieder ihren Einzug in meinem Herzen gehalten. Wir haben uns ausgesprochen und uns gegenseitig verteidigt. Wir haben schliesslich ewigen Frieden geschlossen und den Frieden mit einer herzhaften Umarmung und mit Küssen besiegelt, die weder Bruder- noch Judasküsse waren, sondern echte, ursprüngliche Küsse, solche, auf die Adam und Eva ihrer Zeit Patent genommen haben.

Es wurde einer unserer schönsten Festtage. Der dunkle Hintergrund und der ernste Anfang verliehen ihm gerade einen ganz besonderen Reiz. Wir empfanden beide gleichsam das Bedürfnis, das Vorgefallene dadurch wieder gut zu machen, dass wir extra liebenswürdig gegen einander waren. Er war ganz so wie an dem ersten Tage, als ich ihn besuchte, ebenso ritterlich und zart, ebenso fürsorglich Alles zu meinem Wohlbehagen anordnend, mich in eine Atmosphäre der zartesten Rücksichten hüllend Auch lag eine mild-wehmütige Stimmung, — eine Sonnenuntergangsstimmung über dem Tage, weil es unser letztes Zusammensein vor meiner Abreise nach Sorö war, wo ich drei Wochen mit Mutter zusammen verbringen soll.

Es ist schwer, sich von ihm zu trennen. Wäre dieser Tag nicht so ausgefallen, wie er ausfiel, so hätte mich keine menschliche Macht aus seiner

Digitized by Google

Nähe vertreiben können. Jetzt kann ich reisen. Die Erinnerung an diesen Tag wird meine Einsamkeit erhellen. Ich weiss, dass seine Liebe unverändert ist.

Und über meine verunglückte Fahrt nach Vedbaek lache ich jetzt nur. Du lieber Gott! welch ein Märtyrer war ich nicht an jenem Tage in meinen Augen! Und noch obendrein, weil ich, ohne Geld in der Tasche, hungrig umherwanken musste, während er — natürlich! — in den leckersten Gerichten schwelgte!

Soró, den 20. Juli.

Tausend Kindheitserinnerungen stürmen hier überall auf mich ein. Hier schweiften Erik und ich in den Ferien zusammen umher, machten Ruderfahrten auf dem See und gingen auf Vogeljagd in den Wald.

Dort steht der alte Eichbaum noch, der meine Kinderphantasie mit dem schwärzesten Entsetzen erfüllte und mich doch unwiderstehlich anzog. Der alte, sonderbar verwachsene Baum, dessen Zweige sich wie verrenkte Riesenglieder ausstreckten, und ganze Heerscharen der gierigen Proletarier der Luft, der ärmlich gekleideten, stets unzufriedenen, stets schreienden Krähen beherbergte.

Hier war es, dass Erik eine kühne That ausführte, die sowohl Schrecken, als auch Bewunderung in mir wach rief.

Eines Tages, als wir dahin kamen, trafen wir das Krähenheer in der wildesten Raserei an. Unter rohem, gehässigen Geschrei jagten die Vögel über die Krone des Baumes hin und her. Ich schmiegte mich ängstlich an Eriks Arm und fragte, was das zu bedeuten habe. Er zeigte in die Höhe und sagte: „Sieh, die Eule dort! Die wollen sie morden!"

Nun sah ich ihn, den schwerfälligen, scheuen Vogel, der in blinder Angst — von Zeit zu Zeit einen verzweiflungsvollen, gellen Kampfschrei ausstossend, — zwischen seinen Todfeinden hin und her flatterte. Er trug schon die Spuren ihres Angriffs, und seine Federn flogen in der Luft umher.

„Rette die Eule!" rief ich Erik zu.

Da beugte er sich herab, nahm einen scharfen Stein, zielte und schleuderte ihn. Die Eule machte ein Paar Schläge mit den Flügeln, dann falteten sie sich zusammen, und der Vogel sank tot zu Boden, wenige Ellen von uns entfernt. Einen Augenblick verstummten die Krähen, dann fingen sie von Neuem an, erst einzeln, gleichsam verwundert fragend, dann in drohendem, verbittertem, gegen uns gerichtetem Chor. Und als Erik die tote Eule aufnahm und wir uns mit ihr entfernten, verfolgte uns das hässliche Krähenheer, dem wir seine Beute entrissen hatten, mit heiserem Rachegeschrei. Durch Steinwürfe, Händeklatschen und Rufe scheuchte Erik die wütenden Vögel hin und wieder auf Augenblicke zurück. Gleich darauf aber gingen sie mit erneuter Kraft vor: näher und näher, niedriger und niedriger kamen sie, und schliesslich war ich so ausser mir vor Angst, dass ich davon eilte, so schnell meine Füsse mich tragen wollten, und Erik auch ansteckte, sodass auch er in eiligem Lauf vor den Vögeln floh.

Seit jenem Tage aber wagte ich mich niemals ohne Herzklopfen in die Nähe des alten Eichbaums.

Und noch heute, als ich dort war, wollte es mir scheinen, als vernähme ich in dem Geschrei der Vögel Drohungen und Racherufe, und ich wünschte Erik an meine Seite, um mich zu beschützen.

Den 26. Juli.

Er entschuldigt sich stets, dass seine Briefe so spärlich und so kurz sind. Ich leugne nicht, dass sie mir zuweilen ein wenig armselig vorkommen. Aber ich begreife, dass er, dem es überhaupt schwer wird, seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, sich nicht zum Briefschreiben eignet.

Jetzt, wo ich ihn so gut kenne, verursachen seine Briefe mir keinen ernsten Kummer, nur vielleicht eine augenblickliche Enttäuschung.

Aber ich tröste mich damit, dass ich ihm doppelt so lang und doppelt so häufig schreibe. Zweimal täglich schreibe ich ihm. Mit jeder Post erhält

Digitized by Google

er einen Brief. Wenn ich meinen Abendbrief schreibe, weiss ich, dass er im Begriff ist, meinen Morgenbrief zu lesen, und wenn ich bei meinem Morgenbrief sitze, hat er den Brief, den ich am vorhergehenden Abend geschrieben habe. So baue ich eine Brücke, die niemals abgebrochen wird, zwischen ihn und mich. Er hat mich stets in seiner Nähe. Die kleinen Vedbaeker Damen sollen ihn mir nicht wegschnappen. Ich bin des Morgens und des Abends bei ihm und halte Wache.

Ich bin vernünftig, und ich sage: Lass ihn nur seine Ferien geniessen und alle die kleinen Zerstreuungen mitnehmen, die der Landaufenthalt ihm gewähren kann. Was schadet es, wenn er ein wenig Sommer-Kur macht und fetiert wird? Er ist ja doch der Meine! Er hat es mir versichert, und ich glaube ihm. Ich will ihm blindlings glauben und will meinen Sinn nicht durch niedriges Misstrauen verbittern.

Sollte er sich aber einen Augenblick schwach fühlen, da bin ich mit meinen Briefen bei ihm und führe ihn auf den Pfad der Tugend zurück. Wie eine treue Schildwache stelle ich mich jeden Morgen und jeden Abend ein und bewache sein Zelt gegen alle hinterlistigen Angriffe.

Den 31. Juli.

Er schreibt, dass er sich am 8. August zur Probe in der Hauptstadt einstellen muss. Das ist der Tag vor unserer Abreise aus Sorö. Da habe ich einen brillanten Einfall gehabt: Er soll am 7. hierher kommen und seinen letzten Ferientag zusammen mit mir verleben. Das lässt sich brillant machen. Hier kennt ihn niemand, und wir können uns im Walde treffen, wo ich oft stundenlang allein umherschweife, und wo man keiner Menschenseele begegnet. Dann packe ich mir heimlich einen kleinen Korb mit allerlei Gutem, kaufe eine Flasche Wein, und dann soll er der Abwechslung halber einmal mein Gast sein.

Die Idee lasse ich nicht wieder fallen. Sie soll realisiert werden. Die Schwierigkeiten, die sich mir in den Weg stellen, will ich schon überwinden.

Den 3. August.

Natürlich hegt er Bedenken. Er schreibt: „Ist es auch wohl vernünftig? Es könnte ja sehr amüsant sein, bedenke aber, dass wir uns ja bald in Kopenhagen wiedersehen werden. Ist es unter diesen Umständen wert, dass Du Dich den Gefahren aussetzt, die doch stets mit einem Zusammensein im Soröer Walde verbunden sind? Und er führt eine Menge: „Den Fall gesetzt" an, die ohne Zweifel sehr vernünftig sind, auf die ich aber pfeife.

Nun soll er derartig mit Briefen bombardiert werden, dass er sich schliesslich ergiebt. Grosser Gott, er riskiert ja nichts, und wenn ich es nun doch einmal will.

Nein, mein kluger Herr Ritter, setzt Ihr nur Euer allerhöchstes „den Fall gesetzt - Gesicht" auf! Ich antworte wie das verliebte Mädchen, das ich nun ja doch einmal bin: „Und sollte der Soröer Wald auch voll von Vätern, Müttern, Onkeln, Tanten und andern wilden Tieren sein, so will ich doch am Sonntag mit meinem Ritter dort zusammentreffen."

Und dann lass uns einmal sehen, ob der Herr Ritter sich nicht schämt, weniger Mut zu zeigen als seine Braut.

Den 5. August.

Viktoria! Er kommt.

„Trotz mancherlei Bedenken," schreibt er. Nun, meinetwegen! Hege Du nur so viele Bedenken, wie Du willst, wenn Du nur kommen willst. Ich sehe das bedenkliche Gesicht, mit dem er seine Kapitulation verfasst hat. Ich sehe ihn den Kopf schütteln, halb verstimmt, halb lächelnd über die eigene Schwäche. „Dies verteufelte Mädchen!" sagt er zu sich selber. „Sie ist so sanft und so engelhaft, und doch wickelt sie mich um ihren kleinen Finger, — um ihren sehr kleinen Finger."

Digitized by Google

Nein, Du brauchst Dich wirklich nicht zu schämen, weil Du mir dies eine Mal nachgiebst. Ich verspreche Dir, es Dir hundertfach zu vergelten.

„Ich komme also aller Wahrscheinlichkeit nach," endet er. „Doch bitte ich Dich zu bedenken, dass Verhinderungen eintreten können. Ich sage es nicht, weil ich es glaube, dass ein Hindernis eintreten wird, sondern weil ich aus Erfahrung weiss, wie schwer es Dir wird, eine enttäuschte Hoffnung zu ertragen!"

Ich danke Dir pflichtschuldigst, Du Weiser!

Ich schreibe ihm nun wieder, und ich werde nicht vergessen, ihm mitzuteilen, dass ich z. B. ein Erdbeben für einen stichhaltigen Ausbleibe-Grund ansehe.

Den 7. August

(Ein in das Tagebuch eingelegter Brief.)

Vedbaek, den 6. August.

Liebe Julie!

Lass mich diesen Brief, der Dir grossen Schmerz bereiten wird, mit einer Versicherung beginnen, der Glauben zu schenken, ich Dich bitte.

Als ich in meinem letzten Brief von etwaigen Hindernissen sprach, die sich meinem Besuch in Sorö entgegenstellen könnten, ahnte ich nicht, dass ich heute schreiben würde, was jetzt folgt.

Ich möchte gern, dass Du glaubtest — selbst wenn Du es nicht verstündest — dass dies etwas ist, das ohne klare und bewusste Vorbereitung gekommen ist, als etwas Notwendiges, etwas Unvermeidliches, etwas Starkes und Zwingendes, etwas, das nun einmal so sein soll. Aber natürlich hat es lange in mir geglommen, hat sich still und langsam weiter gearbeitet. Es gab Augenblicke, wo ich es fühlte, aber ich zwang mich, zu glauben, dass es nichts bedeute, und dann kamen wieder Zeiten, wo ich mir ganz ruhig sagte: Es war nur eine thörichte Einbildung, eine vorübergehende, nichtssagende Missstimmung, — Alles ist noch so wie sonst.

Bis plötzlich die Wahrheit gleich einer unabweisbaren Flamme in meiner Seele aufflackerte. Es ist vorbei, es muss vorbei sein!

Ja, Julie, das sehr Schlimme, sehr Schwere, was ich Dir zu melden habe, ist — dass es zwischen Dir und mir aus sein muss.

Ich kann und will Dir nichts vorlügen, ich sage es Dir so, wie es ist: Ich bin so müde, so hülflos müde, dass ich nicht mehr kann.

Dies kam heute morgen, als ich Deinen letzten Brief erhielt, zu einem klaren Ausbruch. Ich war noch nicht aufgestanden, als er mir gebracht wurde. Ich erwartete den Brief, ich wusste ja, dass er kommen würde. Hör' mich jetzt ruhig an, verurteile mich nicht sofort: Ich lag da und wünschte, dass ausnahmsweise kein Brief kommen möge; ich hatte eine wahre Angst davor, meine Wirtin mit dem dicken Brief eintreten zu sehen, dessen Aufschrift, Überschrift und Unterschrift ich auswendig wusste, und dessen Inhalt ich — ach! — ebenfalls im Voraus zu kennen meinte. Dann lag der Brief auf meiner Bettdecke, gleich einem Alpdruck belastete er meine Brust mit tausend unbestimmten Ängsten. Ein unsagbarer Druck lähmte mein Gehirn, erfüllte meine Seele mit dem Lebensüberdruss der Verzweiflung. Ich konnte mich nicht überwinden, den Brief zu erbrechen und ihn zu lesen.

Wie lange ich so gelegen, weiss ich nicht. Es waren keine klaren Gedanken in meinem Kopf, nur dieser schwere, unbestimmte Druck, der mich so müde machte und mich zuweilen in einen kurzen, ängstlichen Schlummer fallen liess.

Endlich riss ich mich mit einem Ruck aus diesem Zustand der Lethargie. Ich sprang auf, zog die Gardinen zur Seite, so dass das volle Tageslicht ins Zimmer fiel und wie eine Art Befreiung, fast wie ein Glück stieg das sichere Bewusstsein in mir auf: Es ist vorbei, es muss vorbei sein.

Ich will Dir nichts vorlügen, ich will meine Gedanken und Gefühle nicht beschönigen. Es war ein Gefühl des Glücks, das ich im ersten Augenblick empfand.

Digitized by Google

Ich fühlte mich so leicht und so frei. Gleichsam wiedergeboren, mit neuen Kräften und neuen Hoffnungen.

Als ich dann aber vorhin zu Feder und Papier griff, um Dir zu schreiben, ward es mir klar, dass mir das Schwerste noch bevorstand.

Denn die Sache ist ja die: Ich habe Dir nicht das geringste vorzuwerfen, im Gegenteil, ich habe Dir nur zu danken und wieder zu danken für all' das Schöne, was Du mir geschenkt hast, für Deine süsse Liebe!

Und trotzdem komme ich jetzt zu Dir und sage: Es ist aus. Ich bin müde. Du musst mich frei geben, wie hart, wie ungerecht es auch ist.

Aber das Verzweifelndste bei der Sache ist, dass Du wahrscheinlich das Ganze garnicht verstehen wirst. Du wirst nur verstehen, dass ich Dich treulos verlasse, trotz Deiner grossen Liebe, und Du wirst entweder glauben, dass ich im Wahnsinn handle, oder Du wirst glauben, dass ich Dir bisher etwas vorgelogen habe.

Und dabei bin ich doch weder wahnsinnig, noch habe ich gelogen, sondern ich bin ein Mensch, der nach Freiheit lechzt, dessen Fähigkeiten, dessen Stimmung erlahmt, sobald die Verhältnisse anfangen ihn einzuengen.

Siehst Du, damals, als wir beide uns kennen lernten, da glaubte ja weder ich noch Du, dass das Ganze etwas Anderes werden würde als die unverpflichtende Freude eines flüchtigen Augenblicks. Es war eine Laune, eine Stimmung bei uns Beiden, keiner von uns dachte auch nur mit einem Gedanken an ein festes, dauerndes Verhältnis, geschweige denn an eine ewige Liebe.

Da geschah es, dass wir uns wirklich in einander verliebten. Dass ich Dich liebte, bedarf wohl keiner Versicherung. Selbst wenn ich es Dir auch nicht oft — wie Du mir im Scherz vorwarfst — sagte, so wusstest Du es doch aus dem Klang meiner Stimme, aus meinem Blick, aus meinem ganzen Wesen, das kein Hehl daraus machte, wie teuer Du mir warst. Du kamst wie etwas Neues, Wunderbares zu mir, so unberührt und vertrauensvoll, dass Du zartere, zärtlichere Gefühle bei mir erwecktest, als ich sie bisher gekannt hatte. Ich fühlte mich in der Morgenröte unserer Liebe wie ein glücklicher Entdecker und Eroberer, frei, stark, übersprudelnd von Willen und Fähigkeit zu neuen Thaten.

Wir liebten einander; aber unsere Liebe war verschieden geartet. Ich war verliebt wie ein unerfahrener Mann und wie ein Mann mit künstlerischem Freiheitsdrang. Dir war die Liebe das Ein und All Deines Lebens, und Du hattest keinen andern Wunsch, als Dich hinzugeben und mich ganz ohne jegliche Beschränkung zu lieben.

Ich wollte unser Verhältnis geniessen gleich Oasen in der Wüste des Alltagslebens. Du wolltest, dass es unser ganzes Leben ausfüllen sollte.

Und so kam es ganz natürlich, dass Deine junge, heftige und starke Liebe meine weniger ausdauernden Gefühle müde lief.

Unser Verhältnis bildete sich zu etwas Grösserem, Ernsterem aus, als ich gewillt und imstande war durchzuführen. Und das machte mich allmählich bange. Ich sah, wie Deine Liebe von Tag zu Tag wuchs, ich fühlte, wie Du Dich fester und fester an mich klammertest, und, Egoist der ich war, ging ich unserm stetig inniger werdenden Zusammenleben aus dem Wege. Ich fing an, Unbehagen zu empfinden bei dem Gedanken, für das Leben eines andern Menschen verantwortlich zu sein, ich fühlte mich in meinen Bewegungen gehemmt, gefesselt, unfrei. Und der Augenblick kam, wo ich mich losreissen musste, wo mich das unwiderstehliche Verlangen überkam, Platz nach allen Seiten hin zu haben, wieder allein, wieder frei zu sein.

Auch peinigte und verstimmte mich das Gewohnheitsmässige, das allmählich in unser Verhältnis gekommen war. Menschen wie ich und meinesgleichen fürchten gerade die Ehe, weil es die regulierte und in ein System gebrachte Liebe ist. Aber unser Zusammensein, das im Anfang den Reiz des Unerwarteten, des Zufälligen, des Abenteuerlichen hatte, gestaltete sich bald zu einem mehr und mehr geordneten, musterhaften Pflichtverhältnis.

Digitized by Google

Wir sahen uns an den und den Tagen zu bestimmten Zeiten, allmählich sahen wir uns jeden Tag so und so viele Stunden. Da war keine Überraschung, nichts Unerwartetes, nichts Zufälliges mehr, — nur eine tägliche Wiederholung desselben. Früher, wenn Du zu mir kommen solltest, war es mir ein Fest, Alles zu Deinem Empfang vorzubereiten. Und wenn wir uns trennten, fragte ich mit erwartungsvollem Beben:

„Sehen wir uns bald wieder?"

Und dann kamen Tage, wo ich mich zwingen musste, die stehende Abschiedsphrase zu sagen: „Wir sehen uns wohl morgen wieder? und Dich, wenn Du kamst, zu fragen: „Was willst Du trinken? Ziehst Du eine Cigarette mit oder ohne Mundstück vor?"

Ich hatte gehofft, dass es helfen würde, wenn ich auf's Land zöge und wir uns eine zeitlang nicht so oft sähen. Aber leider giebt es etwas, was Briefe heisst. Bei einem persönlichen Verkehr ist doch die Möglichkeit einer Variation nicht ausgeschlossen. Briefe dagegen sind die geradlinigste Einförmigkeit. Sie beginnen und enden mit Phrasen, die höchstens in der Wortstellung wechseln können, sie werden mit dem regelmässigen Glockenschlag versandt und ausgetragen; sie stellen sich ein wie Soldaten, in der stets gleichen Uniform ihrer Umschläge und mit den reglementsmässigen Freimarken-Epaulettes.

Das Alles hatte für Dich nichts zu bedeuten. Mir ward es der Flugsand, der meine müde Liebe langsam zu Boden drückte.

Denn dies ist der Anfang und das Ende dessen, was ich Dir zu gestehen habe: Ich bin müde. Ich kann nicht mehr. Ich muss meine Freiheit wieder haben. Ich fühle, während ich dies schreibe, meine Müdigkeit in dem Maasse, dass ich Dir nicht einmal all das Gute und Warme sagen kann, was mein Herz doch für Dich hegt.

Auch erscheint es mir unwürdig, diesen Brief, der Dir eine Botschaft bringt, die Du mit Recht brutal und ungerecht finden wirst, noch mit schönen Worten auszuschmücken. Ich fühle es ja selber. Ich sehe das Empörende, was in dem Bruch unseres Verhältnisses liegt, der nur geschieht, weil Du mich zu sehr geliebt hast.

Und doch muss es sein. Alle Einwände werden getötet durch mein müdes: Ich kann nicht mehr.

Und das ist nichts, was morgen oder übermorgen vorüber sein wird. Glaube das nicht. Nein, es ist vorbei, und wir beide, Du wie ich, thun am besten daran, den Versuch, es wieder in's Leben zurückzurufen, garnicht zu machen. Was dann folgen würde, könnte nur etwas hässliches sein.

Du hast mir gar manches Mal gesagt: „Versprich mir, stets ehrlich gegen mich zu sein. An dem Tage, wo Du unseres Verhältnisses überdrüssig bist, sollst Du es mir gleich sagen. Ich kann es ertragen, dass Du mit mir brichst. Ich könnte es Dir niemals verzeihen, wenn ich entdeckte, dass ich bei Dir auf Gnade und Barmherzigkeit lebte."

Der Tag, den Du so vorhergesehen, ist jetzt gekommen. Und ich sage es Dir ehrlich, wie Du es von mir verlangt hast.

Du wirst vielleicht einwenden: Du hast mich doch betrogen, Du bist schon lange müde gewesen. — Darauf antwortete ich: Ich bin mir bis dahin meiner Müdigkeit nicht bewusst gewesen; ich habe Dir nichts zu gestehen gehabt, denn ich hatte mir selber nichts zu gestehen.

Wenn wir nun scheiden, werden wir uns doch beide unserer Liebe wie eines schönen, herrlichen Erlebnisses erinnern; keine Bitterkeit wird sich in die Erinnerung mischen.

Die Stunde des Abschieds an und für sich ist stets bitter. Ich mag garnicht daran denken, welchen Kummer, welche Schmerzen ich Dir bereite. Aber wenn eine Weile vergangen sein wird, und wir uns wiedersehen, — ruhiger, als wie jetzt, einander gegenüber stehen würden – da glaube ich, Du wirst sagen wie ich, dass wir uns gerade im rechten Augenblick getrennt

Digitized by Google

haben, und dass wir den Schild unserer Liebe unbefleckt aus dem Treffen getragen haben.

Lebewohl, und versuche, mich nicht allzustrenge zu beurteilen.

A.

* * *

Den 8. August.

Der Tag verging und die Nacht verging. Ein neuer Tag ist angebrochen; gestern ist es geschehen und ich lebe heute noch! Also tötet der Kummer nicht, und ich töte mich selber nicht aus Kummer.

Als ich seinen Brief erhalten und ihn zweimal gelesen hatte, ehe ich begriff, dass es weder ein Scherz noch ein Missverständnis war, da weinte ich nicht, und ich sank auch nicht bewusstlos um. Ich war ganz ruhig, so wunderlich klar und kalt reflektierend.

„Es ist also vorbei!" sagte ich laut vor mich hin. Meine Stimme klang trocken, beinahe gleichgültig. Ich dachte: „Das hättest Du wohl mit einem etwas gefühlvolleren Ausdruck sagen müssen." Aber es war kein Gefühl in mir. Alles war wie erstarrt: mein Herz pochte nicht, meine Nerven zitterten nicht. Selbst mein Gesicht schien mir starr geworden zu sein, die Haut strammte sich, ich strich darüber hin und verzog es zu einem Lächeln, um wieder Bewegung hinein zu bringen.

Ich ging aus. Wohin, das wusste ich nicht und unterhielt mich lange mit einem alten Fräulein. Sie erzählte mir eine endlose Geschichte von einer Krankheit, die sie soeben überstanden hatte. Als wir uns trennten, sagte sie: „Sie sehen heute ganz allerliebst aus! Ja wenn man jung und glücklich ist," fügte sie seufzend hinzu.

Und dann war ich aus dem Walde hinaus, befand mich auf einer Lichtung am See. Ich stand auf der kleinen Badebrücke, starrte ins Wasser hinab und dachte: „Wenn Du nun wirklich so recht traurig wärest, so würdest Du Dich hier hinab gleiten lassen und in wenigen Minuten würde Dir wohl sein."

Von der Stadt her ertönten Kirchenglocken. Sie läuteten zum Nachmittagsgottesdienst. Ich schaute um mich, und es war mir, als habe ich nie bisher verstanden, wie schön es hier ist. Mein Blick war gleichsam geschärft, ich sah Dinge, die ich früher niemals beachtet hatte. Einen kleinen Werder zum Beispiel, wo die Bäume ihre Kronen gleich schönheits-lechzenden Narzissen tief auf das Wasser hinabbeugten, um sich zu spiegeln. Ich vernahm unzählige feine Laute im Schilf am See, vom Walde her und aus dem Gras, — von Insekten, die summten, von Vögeln, die zwischen den Blättern hin und her huschten, von Fischen, die Luftblasen an die Oberfläche des Sees hinaufsandten. Ich versank in Bewunderung über die ewig wechselnden Formen der Wolken; sie sahen so ruhig und unveränderlich aus an diesem stillen Sommertage, verfolgte man aber ihr langsames Dahingleiten durch den Himmelsraum genau, so entdeckte man, dass sie bald lächelnden, goldverbrämten Inseln glichen, bald grossen schwebenden Vögeln, und dass sie sich schliesslich in spielende Schaaren winzig kleiner Wolkenkinder auflösten.

Ich umfasste das ganze Bild mit einem grossen Blick und dachte: „Wenn Du nie wieder hierher kommen solltest, würdest Du doch niemals vergessen, wie es hier aussieht."

Ich wanderte in das Waldesdickicht hinein. Dieselbe feierliche Klarheit, dieselbe reflektierende Empfänglichkeit war über mir. Bis mir plötzlich einfiel, dass ich seinen Brief in der Tasche trug. Das gab mir einen Stich durch's Herz, ein kalter Schauer machte mich erbeben. Meine Kniee zitterten, ich musste mich gegen einen Baum stützen, um nicht zu fallen. Ich zerknitterte den Brief in meiner Hand, und, ohne ihn zu lesen, sah ich jedes Wort vor mir.

Es ist also wahr! Er hat mich verlassen! Es ist vorbei!

Ich hatte mir ja dasselbe schon vorher gesagt, ich hatte die Worte die ganze Zeit hindurch mit mir umhergetragen, aber erst jetzt drangen sie bis an mein Herz, machten, dass es sich vor Schmerz krümmte.

Digitized by Google

Vorbei! Ihn nicht mehr sehen! Wie sah er doch noch aus? Ich suchte mir sein Bild zurückzurufen, es floh vor mir, zerteilte sich in kleine Stücke und Fetzen, ich sah nur ein Paar grosse schwarze Augen vor mir, die mich ruhig und müde und spöttisch-lächelnd anstarrten.

Da schrie ich zum Himmel in Verzweiflung und Angst. Ich flehte und bat, dass es nicht mehr wahr sein möge: „Ich verstehe so gut, dass es eine Strafe ist, aber, mein Gott, hast du mich denn noch nicht lange genug gemartert? Jetzt schliesse ich die Augen, und wenn ich sie nach einer Weile wieder öffne, dann lass es einen Traum gewesen sein, aus dem ich erwacht bin."

— — — Und ich stand wieder unten am See, und es war mir, als gäbe es keine andere Rettung für mich, als mich dahinein zu stürzen. Ich raste nicht mehr, ich war nur bis zum Tode betrübt. Ich weinte still und sanft, ich sah die herrliche Sommerlandschaft vor mir ausgebreitet liegen, und ich, die ich noch so jung war, hatte nichts mehr vom Leben zu hoffen.

Da sagte die Stimme in mir: „Es giebt noch Hoffnung. Vielleicht liegt schon ein Telegramm für Dich da, oder ein neuer Brief ist unterwegs."

Ja, ja, fuhr ich fort, so ist es, so muss es sein. Und während ich nach Hause eilte, erbaute die Hoffnung die schönsten Luftschlösser.

Aber da war kein Telegramm, und es kam kein Brief heute früh.

* * *

Aber ich will die Hoffnung nicht aufgeben, ehe ich mit ihm gesprochen habe.

Er muss schon in Kopenhagen sein, und morgen reisen wir. Ich habe ihm jetzt geschrieben. Er wird sich über meinen Brief wundern, und ich glaube, er wird ihm gefallen. Er ist ganz frei von Allem, was er „hysterisch" nennt. Er ist ruhig und verständig. Ich schrieb, dass er vielleicht Recht haben mag, wenn er meint, dass etwas Unfrisches in unser Verhältnis gekommen sei. Vielleicht, schrieb ich, giebt es keinen andern Ausweg, als den von Dir eingeschlagenen. Du wünschest, dass wir uns, jedenfalls eine zeitlang, nicht sehen. Aber es wäre ja doch auch möglich, dass wir bei gemeinsamem Bestreben die Sache auf eine Weise ordnen könnten, die nicht so schmerzhaft sein würde. Lass mich deswegen wissen, wann ich in den nächsten Tagen einmal zu Dir kommen darf. Fürchte nicht, dass ich Dir mit einem Jammergesicht begegnen werde. Du sollst im Gegenteil sehen, dass ich ein sehr tapferes Mädchen bin, das nicht so ganz verständnislos für Deine Müdigkeits-Stimmungen ist, und das bereit ist, genau so zu sein, wie Du mich haben willst.

Den 9. August.

Diese Nacht sass ich sehr spät noch vor dem Toilettenspiegel und ordnete mein Haar. Ich war totmüde, dabei aber garnicht zum Schlafen aufgelegt, versank in Gedanken vor meinem eigenen Spiegelbild, wurde plötzlich ganz bange vor dem bleichen Gesicht mit den weitgeöffneten, gespensterhaft glänzenden Augen, fing an zu zittern und wandte nervös den Kopf ab, um nichts zu sehen.

Mein Blick fiel dabei auf die Wand hinter der Kommode. Die Wand ist mit einer gestreiften, gelben Tapete bezogen, die von Feuchtigkeit fleckig und hier und da zerfetzt ist. Auf dieser alten, stockfleckigen Tapete krabbelte ein Tier, ein langes, schmales, flaches Insekt, gelblichbraun und mit unzähligen, geschwinden Beinen. Es kam sicher aus dem Riss dort in der Ecke rechts. Mit Ekel verfolgte ich seine Bewegungen auf der Tapete, es strebte dem Licht und der Wärme auf der Kommode zu. Schon hatte ich mich erhoben, um es mit meiner Kleiderbürste zu töten, da sah ich ein zweites Insekt den Kopf aus dem Riss in der Tapete stecken und über die Wand dahinhuschen. Ich blieb stehen, von Schrecken und Unbehagen gelähmt, die grossen, starren Augen unverwandt auf diese abscheulichen Tiere gerichtet. Und siehe, — es war, als ob die ganze Wand zu wimmeln begann, eins nach dem andern schlichen die Tiere aus dem Tapetenriss heraus und bildeten eine lange Karawane bis zur Kommode. Und nun machte ich eine Entdeckung:

Digitized by Google

Sie kamen nicht allein aus dem einen Riss zur Rechten: überall, wo eine Öffnung in der Tapete war, krabbelten sie hervor, und scharenweise kamen sie aus einer Spalte im Fussboden.

Ich wagte nicht, mich zu rühren, wagte nicht, diese Tiere zu töten, die gleichsam aus einem Grabe mit Leichen und Moder hervorquollen.

Ich wartete nur noch auf den entsetzlichen Moment, wo sie von der Kommode aus über mich herfallen würden. Schon streckten sie ihre behenden Beine aus, um die Gardine des Toilettenspiegels zu erklimmen. Mit gespannten Nerven beobachtete ich diesen Versuch. Da zuckte ich zusammen bei einem kalten Kitzeln auf meiner Hand, die auf der Kommode ruhte. Mit einem lauten Schrei stiess ich das Gewürm fort, und gewahrte nun, dass die Tiere vom Boden aus die Kommode schon erstürmt hatten.

Ich war in diesem Augenblick ganz wahnsinnig. „Jetzt kommen die Leichentiere, um Dich als Beute zu holen!" — und ich stürzte aus dem Zimmer, den Korridor hinab, zu Mutter hinein, die entsetzt erwachte, und der ich keine andere Erklärung zu geben vermochte, als: „Ich fürchte mich so, ich fürchte mich so!"

Mutter nahm mich zu sich in's Bett, liebkoste mich wie ein kleines Kind, und als ich ruhiger geworden war und still da lag und weinte, sagte sie: „Erzähle mir jetzt Alles, was Dich bedrückt, Julie. Erzähle mir, weshalb Du Erik damals fortschicktest, und weshalb Du jetzt so betrübt bist."

Aber ich bat sie, jetzt keine Erklärung zu verlangen. Sie sollte späterhin schon Alles erfahren.

Da nahm Mutter meinen Kopf zwischen ihre beiden Hände, drehte mein Gesicht zu sich herum und schaute mir fest in die Augen, indem sie sagte: „Da ist nur Eins, Julie, was Du mir sagen sollst und musst. Du bist doch wohl nicht in —?" Ich unterbrach sie, indem ich meine Hand auf ihren Mund legte. „Nein, Mutter," — ich lächelte betrübt — „das, woran Du denkst, brauchst Du nicht zu befürchten."

„Dann Gott sei Dank! Denn Du ahnst nicht, wie ich mich die letzten Tage um Dich gesorgt habe. Dass Du ein Geheimnis vor uns hattest, habe ich ja längst gemerkt. Aber ich dachte, Du träfest bei Christiane mit jemand zusammen, den Du gern hättest, und eines Tages würdest Du kommen und uns mitteilen, dass Du Dich verlobt hättest."

„Nein, Mutter, auch darin bist Du im Irrtum. Ich habe Dir keine Verlobung zu melden."

Den 9. August, abends. Kopenhagen.

Wieder bin ich in meinem alten Neste. Hier ist es hässlich und dunkel. Aber was thut das? Ich bin ja doch in derselben Luft, die er einatmet. Ich kann ihm auf der Strasse begegnen, und wenn ich morgen seinen Brief geholt habe, kann ich in zehn Minuten bei ihm sein.

Ich freue mich, dass Mutter und ich vorläufig allein sind, so dass ich mir nicht ewig Zwang aufzuerlegen brauche. Erst in acht Tagen kommen Vater und Franz aus Jütland heim.

Den 11. August.

Er will nicht, dass ich zu ihm kommen soll, wenigstens vorläufig nicht. Er kann mich noch nicht sehen, schreibt er; er muss ein wenig Ruhe haben. Aber er verspricht, mir bald Bescheid zu schicken.

Den 20. August.

Jeden Morgen, wenn ich erwache, denke ich: „Heute muss der Brief kommen." Aber die Tage verrinnen, schwerfällig, lang und grau, und sie bringen mir nichts von ihm: keinen Gruss, keine Nachricht, nicht ein einziges armseliges Wörtchen.

Dass er es über's Herz bringt, so grausam zu sein. Er ist schlechter gegen mich als er verantworten kann.

Den 22. August.

Ist er von der Erdoberfläche verschwunden? Wo verbirgt er sich, was fängt er an?

Digitized by Google

Ich suche ihn vergebens auf der Strasse zu den Zeiten und an den Orten, wo ich ihn zu treffen pflegte. Ich habe stundenlang vor seinem Hause gewartet und habe keinen Schimmer von ihm entdecken können.

Den 25. August.

Jetzt weis ich es: er will mich nie wiedersehen.

Ein Mal über das andere bin ich auf seiner Treppe gewesen, und ich wagte nicht zu schellen. Endlich heute fasste ich mir ein Herz, und sein altes Mädchen kam heraus und sagte, er sei nicht zu Hause. Aber das war eine Unwahrheit. Ich konnte es ihr ansehen, dass sie den Auftrag hatte, mich abzuweisen. Sie war verlegen und sah mich so mitleidig an.

Dass er mir eine solche Demütigung bieten kann!

* * *

Aber ich will ihn sehen. Ich will mit ihm reden. Er hat kein Recht mich so zu behandeln, wie er es thut.

Obwohl, das ist's ja gerade: er kann mich behandeln, wie er will. Er kann mich demütigen, kann mich misshandeln, — es wird mir stets eine Wonne sein, von ihm gemartert zu werden. Wie ein Hund will ich vor ihm kriechen, mag er mich mit Füssen stossen, — ich kehre zu ihm zurück und ich lasse ihm keinen Frieden, bis ich bei ihm bleiben darf.

Ich habe darüber nachgedacht, ob er wohl eine Andere liebt, und ob die wohl zu ihm kommt, ob er mich vielleicht deshalb nicht mehr haben will?

Ich will ihm schreiben:

„Nimm jede Andere, die Du willst. Wenn ich Dir nicht genug bin, wenn Du der Veränderung bedarfst, — nun, in Gottes Namen! Ich kann das begreifen. Du bist Künstler. Du musst neue Eindrücke, neue Einflüsse haben. Ich bin ein dummes, unbedeutendes, kleines Mädchen, — mein einziger Vorzug ist, dass ich Dich liebe. Aber Du sollst auch wissen, dass ich Dich ohne Zorn ein Kebsweib nehmen sehe.

Das Einzige, was ich verlange, ist, dass Du mich deswegen nicht aufgiebst. Ich will Dich, — Allem und Allen zum Trotz — auch fernerhin besitzen. Und ich will diejenige sein, die bei Dir ist, wenn alle Andern Dich verlassen haben.

Den 1. September.

Er antwortet mir:

„Nein, Julie. Solche Briefe musst Du mir nicht senden. Wie ich Dich kennen lernte, wie ich mich Deiner erinnere und wie ich an Dich denke, stehst Du vor mir in einem Glorienschein unbewussten Seelenadels: eine feine, auserwählte Natur, die nicht nach den Formen und Vorurteilen der Gesellschaft fragte; ein feines, kleines Wesen, das nicht gemein wurde, selbst wo es den Sitten der guten Gesellschaft in's Gesicht schlug, sondern sich dadurch im Gegenteil zu einer eigentümlichen Überlegenheit entfaltete.

Nein, Julie, unmöglich bist Du es gewesen, die mir diesen Putzmacherinnen-Brief sandte, der Deinen Namen missbrauchte. Wo hättest Du, stolzes, reines, liebes Mädchen, diese hektisch herausfordernden Worte lernen sollen?

Ich habe — das weiss ich — sehr schlecht und grausam gegen Dich gehandelt. Aber das, was Du Dir selber anthust, ist tausendmal schlimmer.

Meine teure Freundin, Du liebreizendste Erinnerung meiner Seele, ich traure über Deinen Brief, wie über einen Vandalismus, wie über ein von rohen Händen geschändetes Kunstwerk. Mehr als das: ich empfinde Scham in Deiner Seele. Und ich fühle es: dies ist das Traurigste, was ich erlebt habe."

* * *

Ich habe zum letzten Mal an ihn geschrieben:

„Hab' Dank für Deinen Brief. Es schmerzte, sodass ich zusammenzuckte, aber ich verdiente den Schlag, und er hat seine Wirkung nicht verfehlt. Glaube

Digitized by Google

nicht, dass ich es wie eine Erniedrigung empfinde, dass ich mich vor Dir in den Staub gelegt habe. Aber es war unfein von mir, mich Dir aufdrängen zu wollen, da ich doch hätte einsehen müssen, dass Du mich um keinen Preis mehr haben wolltest.

Ich bitte Dich von ganzem Herzen um Verzeihung. Ich habe es ja immer gewusst: ich hatte nichts von Dir zu fordern. Ich kam aus eigenem Antrieb zu Dir, Du bandest Dich nicht durch Verpflichtungen und Versprechungen. Aber Du warst unsagbar gut gegen mich, Du warst nur zu gut und lieb. Dies ist die einzige Entschuldigung für mich, dass ich nicht von Dir lassen konnte.

Aber ehe wir scheiden, sollst Du voll und ganz wissen, wie thöricht und wie unfein ich in meinem Verhältnis zu Dir gewesen bin. Vom ersten Tage an bin ich in dem Glauben befangen gewesen, dass unser Verhältnis mit einer Ehe enden würde. Wenn ich Dir sagte, ich dächte garnicht an eine Verheiratung mit Dir, wenn ich obendrein versicherte, dass ich das für Wahnsinn halten würde, — so log ich ganz einfach. All mein Sehnen und Trachten war nur auf dies e i n e Ziel gerichtet: mich so innig mit Dir zu verbinden, dass Du mich eines schönen Tages bitten würdest, Deine Gattin zu werden.

Ich bin nicht das vornehme, überlegene Mädchen, zu dem Du mich in Gedanken gemacht hast. Hinter meinem kühnen Handeln hat, anfänglich unbewusst, später bewusster, die feige, bürgerliche Absicht gelegen, eine legitime, kirchliche Weihe unserer Verbindung zu erlangen.

Meine Berechnung ist kläglich zu Schanden geworden. Ich habe mich in diesen Tagen selber gefragt, ob ich nicht gerade den allerverkehrtesten Weg gewählt habe, ob ich nicht durch eine mehr zurückhaltende Liebe mein Ziel erreicht haben würde.

Aber ich glaube, dass ich den einzigen Weg wählte, der für mich in Frage kommen konnte, weil ich Dich so heiss liebte, dass ich mich Dir nicht in kleinen Stücken für das höchste Gebot hätte verschachern können.

Ich habe mein Spiel verloren, aber ich bereue es nicht. Wie armselig mein Leben sich auch in Zukunft gestalten mag, der Einsatz, den ich Dir gegeben habe, ist nicht verloren. Wenn auch arm, werde ich doch reicher sein an Erinnerungen, als sonst jemand auf der ganzen Welt, und stets, wie es auch kommen mag, werde ich den Tag segnen, an dem ich die Deine wurde.

In Leichtsinn kam ich zu Dir. Schwermutsvoll bin ich jetzt, wo Du mich zurücklässt. Viel nahmst Du, aber viel gabst Du, Du mein mächtiger, geliebter Herr, Du mein weisser Scheik, meiner Jugend Traum und schmerzensreiches Glück.

Für Alles danke ich Dir, für Deine reiche Gnade und für Deine strenge Strafe. Hoch hinaus geht Dein Streben und kühn ist Dein Ritt. Nicht achtest Du es, ob Du auf Deinem Wege Sand oder Blumen zertrittst. Gott mache Dir Deinen Siegeszug leicht und licht.

Julie."

Den 12. September.

Mich friert. Die Tage werden kurz und der Abend senkt sich schwer und finster auf mich herab. Ich sitze am Fenster, während das Licht schwindet und starre leer vor mich hin, starre hinüber zu dem Hause, wohin ehemals meine Gedanken auf Märchenreisen gingen. Und das Haus ist jetzt langweilig und alltäglich, wie unser eigenes, und dort, wo früher mein Märchenprinz schaltete und waltete, sitzt jetzt eine fette, träge Matrone und füllt ein Stück Stramin mit schläfrigen Stichen in den bunten Farben des Lebens.

* * *

Es heisst, Erik sei wieder zurückgekehrt. Emmy erzählte neulich, sie habe ihn gesehen.

Ich freue mich, dass er nicht bei uns gewesen ist. Ich möchte nicht, dass er merkt, wie übel es mir ergangen ist.

* * *

Digitized by Google

Mich friert, und es ist mir, als friere das ganze Haus. Nie zuvor ist es hier so kalt und öde und traurig und bedrückend gewesen. Wir schleichen umher wie die Schatten. Niemand spricht laut, und wir kommen zu den Mahlzeiten zusammen wie zu einem Begräbnis.

Und wenn Mutter und ich des Abends allein beieinander sitzen, sprechen wir nicht. Wir sitzen beide in Gedanken versunken da, aber ich weiss, dass ihre Gedanken mich umkreisen.

Ende September.

Am wohlsten fühle ich mich bei Grossmutter. So oft ich kann, gehe ich des Vormittags zu ihr.

Durch die lärmenden Strassen, wo die Menschen sich drängen und schieben und um die Wette laufen, um zuerst an's Ziel zu gelangen, — durch dies fieberhaft pulsierende Leben, das mir roh und hässlich erscheint, und dessen Summen mir wie ein ohrenbetäubender Kampf mit gehässigem Geschrei und verzweifeltem Stöhnen in die Seele dringt, flüchte ich mich in die kleine Seitenstrasse, in der Grossmutter wohnt. Schon vernehme ich den Lärm wie ein gedämpftes Schwirren, wenn ich aber in Grossmutters Wohnstube sitze, ist mir zu Mute, als sei ich einer grossen Gefahr entronnen, die nun nur noch wie ein fernes Brausen zu mir dringt.

Hier ist es warm und still, hier ist Friede für allen Schmerz, Linderung für alle Qual. Hier legt sich jeder rebellische Gedanke zur Ruhe, hier wird jede hitzige Begier, jedes krankhafte Sehnen abgekühlt, betäubt.

Hier sitzt Grossmutter, alt und lebenssatt, wie die grosse Lebensweisheit, die nicht fragt und nicht tadelt, sondern Alles versteht, Alles verzeiht, die Trost für Alles weiss.

Und ich werde in Grossmutters Stube wieder zum Kinde. Ich sitze wie damals, als ich ein kleines Mädchen war, auf dem Schemel zu ihren Füssen und blättere in den alten Wappen mit den vergilbten Kupferstichen: Struensee und seine schöne königliche Sünderin, Friedrich VI. als armer, dünnbeiniger Junge in martialischer Generalsuniform, die Truppen inspizierend; der Brand des Christiansborger Schlosses i. J. 1794; „Robespierre", der auf demselben Bilde aus dem Rathausfenster stürzend und mit „zerbrochenen Armen und Beinen" zur Guillotine geschleppt, dargestellt wird; Frau Heiberg, zuerst als kokette, unbewusste Jungfrau, und dann als schwärmerische Berühmtheit im Longshawl mit ätherischen Blicken.

Oder ich bekomme eine Arbeit in die Hand und mache mich für das Haus nützlich, oder ich lese Grossmutter die Zeitung vor, voller Interesse verfolgt sie die Begebenheiten im Auslande und nickt jedesmal feierlich, wenn ich von neuen Arbeiterunruhen lese.

Ja, bei Grossmutter fühle ich mich wohl. Und sie und die alte Marie wetteifern, mich zu verziehen. Sobald sie mich weich und bequem placiert haben, wendet sich Grossmutter mit einem pfiffigen Kopfschütteln an das alte Mädchen: „Ach, Marie, heute haben wir wohl garnichts für unser kleines Fräulein? —" Worauf Marie ebenso verschmitzt antwortet: „Ich weiss es wirklich nicht, aber ich kann ja einmal nachsehen." Zur allgemeinen Überraschung kommt sie dann nach einer Weile mit einer Apfelsine, einem selbstgebackenen Kuchen, einem Stück Pudding oder einem Schälchen mit Eingemachtem zurück. Stets ist da ein kleines Traktement für mich, und stets schmeckt es kindlich gut, weil die beiden alten Menschen so glücklich sind, es mir bieten zu können, und weil sie fühlen, dass ich wie ein betrübtes Kind behandelt werden muss.

Oktober.

Wer doch reisen könnte! Weit fort von Allem! Mir graut vor dem langen Winter, dem ich in Umgebungen entgegengehe, die mich mit jeder Minute des Tages an all das erinnern, was tot ist und begraben und vergessen sein sollte, was mich aber noch brennt, wie eine frische Wunde.

Aber wohin und wie?

Digitized by Google

Was mir nötig thäte, wäre auf eigene Hand hinauszukommen, hart zu arbeiten, mir selber mein Brot zu verdienen, mir einen Weg zu bahnen. Aber ich kann ja nichts, als das bischen Porzellanmalerei, wovon man weder leben noch sterben kann.

Ich habe mir selber gesagt: Der einzige Ausweg ist, dass Du nach Amerika gehst und eine Stelle als Bonne, Verkäuferin oder dergleichen annimmst, — gleichviel als was.

Aber dazu bin ich zu feige. Ich besitze nicht jenen rücksichtslosen Mut, der erforderlich ist, um mit jeglichem fürlieb zu nehmen. Mein Körper ist verwöhnt, mag sich nicht auf grobe Arbeit einlassen; und ich weiss, ich würde darunter leiden, wenn man mich als Dienstmädchen behandeln wollte.

Ich würde nicht einmal die Energie haben, die erforderlich ist, um mir die Erlaubnis zur Reise zu erzwingen. Ich fühlte das neulich, als ich versuchsweise zu Mutter sagte, dass ich mich mit dem Gedanken trüge, von Hause zu gehen. Sie sah mich nur ganz entsetzt an und sagte: „Und das brächtest Du fertig, ohne dabei an mich zu denken!" Im selben Augenblick war mein Wille gebrochen und ich sank in Erkenntnis meiner Ohnmacht zusammen.

Nein, ich habe keine Kraft und keinen Mut, mich aufzuraffen. Aber wenn ich zu Hause bleibe, so gehe ich zu Grunde. Ich glaube, so muss einem Vogel zu Mute sein, der gefangen in einem Bauer gesessen hat, der dann ein paar schöne Sommertage frei gewesen ist, und der nun wieder eingefangen wurde.

Irgend etwas in mir ist gebrochen. Ich habe das Bedürfnis, fortzufliegen, aber, obwohl ich mit den Flügeln schlage, kann ich mich nicht zu neuem Fluge erheben.

Den 13. Oktober.

Endlich ist das eingetroffen, was ich gehofft und gefürchtet habe, wovor ich zitterte, wie vor etwas Verhängnisvollem: Ich bin ihm begegnet.

Ich ging in die Stadt, um Grossmutter zu besuchen. Er kam mir mit einem andern Herrn entgegen. Schon von weitem sahen wir uns. Hin und wieder waren Menschen zwischen uns, sodass wir uns nicht sehen konnten; dann begegneten sich unsere Blicke wieder. Mein erster Gedanke war, umzuwenden. Aber ich zwang mich vorwärts. Ich fühlte, dass da etwas war, was jetzt zur Entscheidung gelangen musste. Und fest und ruhig — mit der grössten Willensanstrengung — hielt ich meinen Blick auf ihn gerichtet. Wir waren einander nun bis auf wenige Schritte nahe gekommen. Ich sah ein nervöses Flackern in seinen Augen, — ich wandte mich nicht ab, — und indem wir aneinander vorübergingen, griff er hastig an den Hut und grüsste.

Es war das erste Mal, dass er mich auf offener Strasse gegrüsst hatte.

Ich fühlte, dass ich in diesem Augenblick die Starke gewesen war. Aber im selben Moment, als er vorbei war, brach ich zusammen. Meine Beine schlotterten, ich musste in den nächsten Thorweg gehen, um mich zu stützen.

Wenn er umgekehrt und mir gefolgt wäre, — bei diesem Gedanken schwindelte es mir.

Aber er kam nicht. Und während ich weiter ging, und nach und nach die Ueberzeugung gewann, dass er nicht käme, war es mir, als sei es eine bittere Enttäuschung, aber zugleich hatte ich ein Gefühl, dass nicht jeder Hoffnungsstrahl erloschen sei, — dass ich mich einst wieder frei fühlen könne.

Ende Oktober.

Ich bin in der letzten Zeit viel im Frederiksborger Schlossgarten gewesen. Dort ist es so schön in diesen Tagen, während die Blätter in den schönsten Farben ersterben und von sinkenden Sonnenstrahlen goldig zur Erde getragen werden.

Ich verstehe es, dass alte Menschen und einsame Seelen diesen Garten gern besuchen. Vor seinem Gitter bleibt der Lärm der Stadt zurück; er

Digitized by Google

öffnet sich wie ein Asyl stillen Gedanken und stillem Leid. Er gleicht einem Friedhof für verborgene Erinnerungen und gescheiterte Hoffnungen.

Jeden Tag begegne ich denselben Menschen; es ist mir, als kenne ich sie alle, und ich glaube, ich kenne die Lebensgeschichte, die einen jeden von ihnen hierherführt. Da ist der alte, zierlich gekleidete Herr, in dessen weissem Gesicht der Mund unaufhörlich zuckt und der fortwährend mit seinem Stock um sich schlägt. Was kann er wohl anders sein, als ein ehemaliger Beamter, der sich fortdauernd um seinen vermeintlich ungerechten Abschied grämt? Und braucht man zu fragen, woran diese grosse, schlanke, schwarzgekleidete Dame denkt, die mit ihrer gleichfalls trauernden, halberwachsenen Tochter geht, und die müde und geistesabwesend lächelt, wenn das muntere Mädchen sie anredet? Oder dies junge, verkrüppelte Wesen, das von einem alten abgezehrten Mütterchen durch die Gänge des Schlossgartens gerollt wird?

Oder ich selber? Ob wohl nicht alle die Andern das Schicksal ahnen, das mich zum Mitglied ihrer kleinen Gesellschaft gemacht hat?

* * *

Erik besuchte uns vor einigen Tagen. Aber ich habe ihn nicht gesehen Als ich seine Stimme im Entrée hörte, eilte ich auf mein Zimmer, und als Mutter nach einer Weile kam und fragte, ob ich ihm nicht guten Tag sagen wollte, bat ich sie, ihm zu sagen, ich sei nicht wohl.

Den 1. November.

War es Einbildung oder Wirklichkeit? Als ich heute im Frederiksborger Schlossgarten ging, war es mir, als sähe ich zwischen den Wagen vor dem Gitter eine Gestalt verschwinden, die Erik glich.

Sollte er mir gefolgt sein? Aber wenn er es gewesen, weshalb kam er da nicht zu mir heran? Er hat doch keinen Grund, ein Wiedersehen zu scheuen.

* * *

Den 30. Dezember.

Zwei Monate sind vergangen, seit ich zuletzt in mein Tagebuch geschrieben habe. Ich fand, dass ich nichts erlebte, was sich des Aufzeichnens verlohnt hätte. Ich meinte, mein Leben sei zu Ende und glaubte, das was nun noch käme, würde nur welkes Laub über dem entschwundenen toten Glück sein.

Aber als ich so meinte und glaubte, log ich mir selber etwas vor. Während die trüben, bitteren Tage über mich hereinbrachen, sprosste im Stillen und ohne dass ich es selber ahnen durfte, eine neue, zarte Pflanze unter dem welken Laub.

Ich fühlte, — und ich schämte mich dessen, — dass ich zu jung sei, um mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Ich ertappte mich dabei, dass ich von einer Zukunft phantasierte, die nicht nur aus Erinnerungen bestand. Ich suchte diese Anfechtungen zurückzudrängen, — sie waren ja eine Entweihung meines Schmerzes. Ich klammerte mich an mein Leid, ich suchte Schutz und Zuflucht unter seinen grossen, schweren Flügeln, wie eine Nonne in der Klosterzelle; aber gerade, als ich mich am allersichersten glaubte, fühlte ich eines Tages, wie sich in meiner Seele tausend neue Ahnungen, Hoffnungen und Verheissungen regten, und ich wusste, dass ich überwunden hatte.

Aber ich bin kein anspruchsvolles Kind mehr. Ich erwarte keinen Märchenprinzen, ich glaube nicht, dass mich das Leben zu einem ewigen Festmahl ladet. Ich weiss, dass mir Gutes wie Böses beschieden sein wird, grösstenteils Alltage und nur hin und wieder einmal ein Fest; ich weiss, dass das, was kommt, weder etwas Grosses noch Wunderbares sein wird, aber ich weiss auch, dass ich trotzdem zufrieden sein muss, und dass es doch wenigstens ein Leben sein wird. Und leben muss ich, muss hinaus in Licht und Luft, da ich nicht mit den Toten tot sein kann, und da ich zu jung bin, um Frieden im Kloster der Sorge zu finden.

Digitized by Google

Und da Erik — mein treuer Freund — mich so nehmen will, wie ich bin, ohne Anstoss daran zu nehmen, ohne mir Vorwürfe zu machen, fein und ritterlich, ohne eine Demütigung von mir zu verlangen.

Er war es wirklich, den ich an jenem Tage vor dem Frederiksborger Garten sah. Wenige Tage später begegnete ich ihm im Garten, er kehrte mit mir um und erzählte mir, dass er mich oft da draussen gesehen, dass er sich aber versteckt gehalten habe, weil er glaubte, dass ich am liebsten allein sein wolle. Ich antwortete, ich habe keinen Grund, die Einsamkeit zu suchen, und er schwieg, ohne mir zu glauben.

In der darauffolgenden Zeit begegnete ich ihm hin und wieder, und zuweilen sprachen wir miteinander. Da fing er auch an, uns wieder häufiger zu besuchen, aber jedesmal, wenn er dagewesen war, kam die Anfechtung über mich.

Endlich, eines Abends, vor einer Woche, traf er mich allein zu Hause, und da liess er mich verstehen, dass er Alles wisse. Er sagte es mir nicht geradezu, sondern erzählte mir eine Geschichte. Sie lautete:

Einer seiner Freunde in Deutschland liebte ein junge Dame. Er war ein tüchtiger Kaufmann, brav und gut, aber weder geistreich noch interessant, — ein einfacher Alltagsmensch, ungefähr vom selben Kaliber wie ich, sagte er lächelnd. Sie war, — nun folgte eine lange Beschreibung in überschwänglichen Tönen. Ausser all diesem Anziehenden war sie ein romantisches, kleines Wesen mit hochfliegenden Ansprüchen an das Leben. Kein Wunder daher, wenn sie ihren Vetter, den Kaufmann verstehen liess, dass seine Liebe hoffnungslos sei. Sie flog fort von ihm, und ihr Flug ging hoch. Aber eines schönen Tages fand er sie traurig und mit geknickten Flügeln wieder. Ihr hoher Flug hatte ihr ein vergängliches Glück geschenkt. Ihr Schmerz betrübte ihn mehr, als wenn es sein eigener gewesen wäre, denn er liebte sie noch immer und hatte niemals eine Andere geliebt. Er bat sie nicht, die Seine zu werden, er wagte es nicht, das kranke Herz zu berühren: aber er versuchte, ihr zu zeigen, dass sie keinen bessern Freund in der Welt habe, als ihn, und dass er kein grösseres Glück kenne, als gut gegen sie zu sein. Sie verstand ihn auch, und als einige Zeit verstrichen war, kam sie eines Tages zu ihm und sagte, dass sie ihm gut sei. Und nun sind sie ein glückliches Ehepaar in dem kleinen deutschen Städtchen.

— — Als Erik diese Geschichte erzählt hatte, waren wir beide gleich verlegen, und keiner von uns sprach ein Wort. Wir sassen da und sahen einander an, und ich dachte, dass er doch wohl am Ende nicht Alles weiss. — Deswegen fragte ich schliesslich: „Die deutsche junge Dame war also mit einem Andern verlobt gewesen?“ — „Nein“, erwiderte Erik und sah mich mit einem festen Blick an: „Sie war die Geliebte eines Andern gewesen.“

„Und trotzdem —?“

„In seinen Augen hatte sie kein Verbrechen begangen. Sie hatte den Andern geliebt. Und er empfand Freude, weil er ihr jetzt eine Stütze sein konnte, und weil er wusste, dass sie nicht seine Gattin wurde, um ihn zu betrügen.“

Dann sprachen wir über gleichgültige Dinge; aber als Erik ging, sagte ich zu ihm: „Mach mir eine Freude, Erik. Komm am Sylvesterabend zu uns und lass wieder Alles so sein wie in alten Zeiten.“

Seine Augen waren feucht und seine Stimme bebte, als er erwiderte: „Ich danke Dir, Julie!“

Als aber dann die Eltern nach Hause kamen und ich Mutter erzählte, dass ich Erik eingeladen hätte, den Sylvesterabend bei uns zu verleben, sah das liebe Mütterchen so glückstrahlend aus, wie ich sie seit Ewigkeit nicht gesehen habe. Und wir blieben lange miteinander auf, wie wir es früher zu thun pflegten, und wir sprachen vertraulich zusammen und wir weinten zusammen, aber wir lachten auch, und Mutters Güte gegen mich kannte keine Grenzen.

So ist es denn beschlossen: Morgen kommt Erik, und wenn die alte Uhr die Mitternachtsstunde verkündet, wird kein knallender Champagnerkorken

Digitized by Google

das festliche Glockenspiel begleiten, aber ich werde Eriks Hand still drücken und ihn bitten, mir behülflich zu sein, das neue Jahr zu einem glücklichen zu machen.

Vorhin habe ich mein Haus bestellt. Ich habe heute Abend Abschied von allen meinen kleinen Erinnerungen an ihn genommen. Ich habe seine Briefe verbrannt, zum letzten Mal haben meine Thränen sie genetzt. Ich habe auch seine Bilder verbrannt. Am schwersten wurde es mir, mich von dem zu trennen, das ihn als kleinen Jungen darstellt. Jetzt ist Alles weg. Nur den Schleier, der bei all dem Andern im Schubfach lag, konnte ich nicht verbrennen. Mutters und meinen Schleier. Ich begrub mein Antlitz darin und es war mir, als sei er ein lebendes Wesen, eine treue Freundin, gegen alle Andern verschwiegen, mir aber einen berauschenden Duft schöner Erinnerungen zuflüsternd. Ich konnte ihn nicht vernichten. Er liebkoste mir bebend die Wange, ich küsste und streichelte ihn; ich weinte in seinem weichen Schoss, und ich versprach ihm, dass ich mein Leben lang mit ihm zusammen bleiben wollte. Ich wickle ihn um mein Tagebuch und verwahre beides, sodass niemand es finden kann. Kommen aber einstmals einsame Stunden, wo das Leben mir zu grau und armselig und nichtig erscheint, da nehme ich Zuflucht zu meinen beiden alten Vertrauten und rufe mir gemeinsam mit ihnen die flüchtige Zeit zurück, wo die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens gleich einer wunderbaren Offenbarung meine arme Jugend begnadigte.

Mein Tagebuch ist zu Ende. Und das Jahr, in das ich so unsicher eintrat, ist zu Ende. Es ward mein Schicksalsjahr. Reich an Glück und reich an Schmerzen. War das Glück am grössten oder war es der Schmerz? Ich kann und will es nicht gegen einander abwiegen. Ich weiss nur, dass ich nichts ungeschehen wünsche.

Schönes und entsetzliches Jahr! Voller Dank scheide ich von Dir. Du hast mir das unvergessliche Märchen meines Lebens geschrieben.

Ende.

BRIEFE DES GENERALS CHARLES GORDON.*)

(Schluss.)

Wir übergehen die Zeit da Gordon nach England zurückkehrt und treffen ihn 1877 wieder in Kartum.

Kartum den 18. Mai 1877.

„Meinen Weg über Kassala und Sennar nehmend, bin ich am 3. Mai hier eingetroffen, und reise am 21. nach Darfur ab; das heisst, dass ich 99 Tage auf dem Kameelrücken zuzubringen haben werde, ehe ich hier wieder zurückkomme; die körperliche Bewegung wird jedoch gut für mich sein und die einsame Wüste schreckt mich nicht; . . . . . mein Plan ist vollständig entworfen.

*) Vgl. Heft I.

Digitized by Google

Ich glaube, die Leute haben mich gern, und ich geniesse jetzt das unbeschreiblich wohlthuende Gefühl Niemanden peitschen lassen zu müssen, während ich früher diese Strafe täglich zehn bis fünfzehn zuzuerteilen mich gezwungen sah. Es scheint eine bessere, glücklichere Rasse zu sein. Den ganzen Tag werden die Palastthore von einer ungeheuren Menge belagert, von der jedoch nur wenige zu einer Audienz zugelassen werden; ich habe aber einen Kasten mit einer Spalte angebracht und da hinein kann ein Jeder seine Bittschrift werfen. Bis jetzt haben sich die Leute nur durch reichliche Bestechung der Schreiber dem Gouverneur nähern können; um eine Audienz bei mir auszuwirken, sind meinem ersten Schreiber schon 80, 100, 300, 600 £s., und zehn Unzen Gold gegeben worden. Er hat mir jede Summe abgeliefert und ich habe sie in die Reichskasse gethan; bestrafen thue ich die Leute hierfür nicht, denn sie kennen es nicht anders und sind in diesen Grundsätzen erzogen worden. Wenn ich am Leben bleibe, und Gott mein Werk weiter mit seinem Segen begleitet, hoffe ich im Stande zu sein, die Wohlfahrt und das Glück dieser Leute wesentlich zu fördern."

Im Juni 1877 schreibt er:

„Mein Tag verläuft folgendermassen: Um sieben oder acht Uhr Morgens, je nachdem das Licht der Sonne mich aus dem Bett treibt, stehe ich auf, erledige meine Briefe, und verbringe den Tag so gut ich kann. Zuweilen kommen Leute mit Beschwerden zu mir, die ich nach Kräften zu beseitigen suche. Hier besteht meine schwere Aufgabe eben darin, auf alles Leben zu verzichten und vegetiren zu müssen; besuche ich die Städte, so habe ich mehr zu thun und zu ordnen. Ein angenehmes Dasein ist es keineswegs, denn nicht einmal die Umgebung ist schön, sodass sie Einen zum Spazierengehen verlocken könnte; — dass ich also gern hier bin, könnte ich nicht behaupten, aber der Gedanke, dass ich am Ende hier noch mehr nützen kann, als wo anders, macht mich zufrieden."

Oomchanga, Darfur den 22. Juni 1877.

Vielen Dank für die vierundzwanzig Briefe, die Sie mir hätten schreiben sollen. Ich bin in einem wilden Lande, und Bequemlichkeiten für den Körper existiren hier nicht! — Ich warte auf Truppen. Wissen Sie, was solch' ein Warten heisst? Es bringt mich beinah um. Es ist wahrscheinlich ein Teil des Schmerzenskelches, der uns Menschen bestimmt ist und uns fördern soll. — Das Land wird augenblicklich wieder mehr oder weniger durch die Bashi Bazouks beunruhigt; wie in der Türkei, so sind sie auch hier ein wahrer Fluch für die Eingeborenen und meine persönlichen Todfeinde. — Ich habe bereits zwei Tausend zerstreut und werde versuchen sie ganz loszuwerden, sobald ich Geld genug habe, um sie durch eine bestimmte Summe ein für alle Mal abfinden zu können."

Dann schreibt er am 3. October 1877.

„Obeid, Kordofan.

Mit Ihrem Brief zugleich, traf einer von Johannes ein, in welchem er die neue Grenze anerkennt und damit den Frieden bestätigt; er bedient sich nicht gerade der höflichsten Ausdrücke in Bezug auf mein staatliches Oberhaupt, und deshalb werde ich den Brief vorerst ruhig bei Seite legen. Als Ihr Schreiben eintraf, war ich gerade von einem 370 Meilen weiten Ritt nach Shika angekommen. Seitdem ich Sie ge-

Digitized by Google

sehen, habe ich bereits 2300 Meilen auf dem Kameelrücken zurückgelegt, und erst wenn ich noch einmal einen solchen Weg hinter mir habe, wird die Aufgabe dieses Jahres erfüllt sein. Es ist ausserordentlich ermüdend Tag für Tag auf erschöpften Kameelen weiterzureiten, aber ich bin Gott sei Dank bei bestem Wohlsein und Gott segnet meine Arbeit in diesem Lande. Der Krieg in Darfur ist beendet. Der sogenannte Sultan muss jetzt entweder zum Gefangenen gemacht, oder flüchtig geworden sein, denn er befand sich in der grössten Bedrängniss als ich Fascher verliess. . . . .

Es ist meine feste Ueberzeugung, dass die Frauen den heftigsten Anstössen im Kampf mit dem Leben ausgesetzt sind, um so mehr, als sie meist Alles im Verborgenen auszufechten haben und keine Lorbeeren dafür ernten. Die Idee, eine unglückliche Frau an mein Schicksal zu ketten, wo ich mir sehr wohl der Schwierigkeit meines Temperaments bewusst bin, hat mich daher stets zurückgeschreckt. Ich sollte heute noch viele Briefe schreiben und bin dabei in der übelsten Laune. Ihr Schreiben, sowie zwei von meiner Schwester, vom 21. und 22. November, sind, wie durch ein Wunder, vom Untergang gerettet worden. Noch ehe ich sie gelesen, oder geöffnet hatte, wurden sie mit altem Papier davongeweht, aber glücklich aus dem Brennvorrat für die Küche wieder herausgeholt. Ich hatte unter den Adressen Ihre, sowie meiner Schwester Handschrift bemerkt, und wusste, dass ich die Briefe noch nicht gelesen hatte."

16. Jan. 1878. Auf dem Wege v. Suakim nach Berbe.

. . . Sie fragen mich, was ich für Ansichten in Betreff eines zukünftigen Lebens hege? Ich glaube, dass unser Leben hier auf der Erde nur eine Fortsetzung von einer Reihe von Dasein ist, die unsere Fleisch gewordenen Geister bereits geführt haben; ich zweifle nicht daran, dass wir schon existirt haben, und in diesem vorherigen Leben uns thätig zu erweisen hatten; aus diesem Gedanken folgere ich weiter, dass unser auch in Zukunft eine Existenz wartet, die eine Anwendung unserer Krätte bedingt, und dieser Gedanke beglückt mich. — Ich glaube, dass wir in dem zukünftigen Leben einen viel höheren Grad von Vollkommenheit erreichen und uns immer mehr der Vollendung nähern werden, obgleich sie selbst nie von uns erreicht werden kann. — Auch über Gott und alles Göttliche muss uns eine ganz andere Erkenntniss zu Teil werden, da uns gerade durch dieselbe ewiges Leben verheissen wird. Ich bin soeben von einem langen Ritt hereingekommen, der mich seit Tages Anbruch im Sattel festgehalten hat. Ich füge deshalb nur noch die herzlichsten Empfehlungen für Ihren lieben Mann bei.

Kartum, den 9. Februar 1879.

Nein, verlassen kann ich dieses Land nicht, obwohl meine Thätigkeit hier nichts Ermutigendes hat. Die Empörung der Sclavenhändler in Bahr Gazette hat einen schweren Schlag erlitten. Gessi hat die Aufwiegler geschlagen und sie haben einen Verlust von 2500 Mann zu beklagen; ich bin jedoch noch in Sorge um Gessi's wegen und fürchte, dass man ihn ermorden könnte."

Der nächste Brief ist in Sokota, am Jocazzefluss in Abyssinien geschrieben und trägt das Datum des 5. Oktober 1879.

Digitized by Google

„Ende August hatte ich mich mit der Absicht nach Cairo begeben, heimzukehren; fünf Tage später befand ich mich jedoch auf dem Wege nach Abyssinien, um endlich mit dem König, der zahlreiche Truppen nach der Grenze schickte, Frieden zu schliessen. Ich fand nämlich, dass der neue Khedive ein Mann von ausgezeichnetem Charakter und vor allen Dingen ehrlich ist, und so blieb ich gern in seinen Diensten. Seit dem 11. September wandre ich über Schaftriften und, kein Ende nehmen wollende Berge nach Debra Tabor zu, das am Tsarna See liegt, aus dem der blaue Nil entspringt. Es ist eine sehr langweilige Expedition und noch haben wir zehn Tage unterwegs zu sein, ehe wir den Palast des Königs in Debra Tabor erreichen. Ausserdem weiss ich nicht, was diese Reise für Folgen haben wird. Die Abyssinier sind ein primitives Volk und leben so weiter, wie sie bereits Jahrhunderte lang gelebt haben. Der König besitzt sonderbare Festungen, die Ambas heissen; sie bestehen aus Bergen oder Hügeln, die mit tiefen Abgründen umgeben, bepflanzt nnd mit Wasser versehen sind. — Niemals erlaubt der König den Grossen seines Landes sie zum Besitz zu erwerben; sie sind mit Soldaten besetzt und reich an Vorräten aller Art. Nur an einer einzigen Stelle ist ein Eindringen in dieselben möglich und selbst dies kann nur dadurch geschehen, dass man sich an Stricken heraufziehen lässt. Eine dieser Amba's, Mus Kalos, ist hier ganz in der Nähe, und die sie umgebenden Abgründe besitzen eine senkrechte Tiefe von 100 bis 200 Fuss. Zum grössten Teil dienen diese Festungen zur Aufnahme der Staatsgefangenen, und sind deshalb reich an Geschichten aller Art. — Wenn Alles sich günstig gestaltet, hoffe ich im November Cairo zu erreichen, um dann im Januar nach England kommen zu können. — Gelingt es mir, diese abyssinische Angelegenheit zu einem glücklichen Ende zu führen, so habe ich im ganzen Sudan Frieden geschaffen und alle Schwierigkeiten beseitigt, die mir von meinen Vorgängern hinterlassen worden sind . . . . .“

Sein Eintreffen verzögerte sich jedoch noch geraume Zeit und erst im Februar langte er in England an. Der von ihm heiss ersehnte Abschied aus dem Staatsdienste wurde ihm jedoch nicht bewilligt, und er musste sich mit einem langen Urlaub begnügen, den er zu seiner Erholung zum grössten Teil in der Schweiz verbrachte; im April 1880 finden wir ihn bereits wieder in London, von wo er schreibt:

„Beim Vorüberreisen sah ich Ihr Haus und Rauch aus dem Kamin aufsteigen, — es wurde gewiss für all' die kleinen Münder gekocht und gebraten. Ich bin des Daseins auf dieser Erde so müde und sehne mich nach einer anderen Welt. — Ich glaube, dass uns völlige Vollendung nicht mit einem Male, sondern erst nach und nach zu Teil werden wird. Ich wünsche mir gar keine gute Stelle, sondern eine gefahrbringende und möchte mir eine solche in den Hospitälern suchen, wenn ich sie nicht wo anders finden kann.“

Was nun diesen Wunsch betrifft, das jetzige Leben verlassen zu können; so sehnte sich auch unser Herr die Erfüllung seiner Aufgabe beschleunigen zu können; St. Paulus spricht ebenfalls den Wunsch aus, abscheiden und bei dem Herrn sein zu können. — Es ist in meinen Augen ein ganz natürliches Gefühl sich nach dem Hafen der Ruhe und seinem himmlischen Erbteil zu sehnen. — Das grosse Ziel unseres irdischen Daseins ist, unser i c h zu töten und dies sollten wir erreicht haben, ehe wir sterben, und obwohl noch im Fleisch, doch bereits das Leben

Digitized by Google

eines Auferstandenen leben; ein solcher Mensch macht sich nichts mehr aus dem Lob oder Tadel seiner Nächsten und die Welt mit ihrer Lust existirt nicht in seinen Augen. Er ist tot für all Dergleichen. Ich bin noch so ruhelos, weil meine Selbstsucht noch nicht gekreuzigt worden ist und Gott den Glauben in meine Seele gesenkt hat, dass das Jenseits eine bessere Welt ist als diese . . . . . .

Ueber meine Zukunft ist noch nichts bestimmt. Ich werde Sie besuchen, wenn Sie wieder zurück in Chislehurst sind.

Am 4. Mai schreibt er:

„In acht Tagen werde ich Lord Ripon als Privatsecretär nach Indien begleiten. — Bitte gratuliren Sie mir nicht dazu, denn dies ist bereits bestimmt, ehe die Welt erschaffen wurde; beten Sie aber für mich."

Seit Empfang seines vorigen Briefes im Mai, war er mit Lord Ripon in Indien gewesen und hatte dann seine Stelle wieder aufgegeben; hierauf war er nach China gereist, wo er der Regierung gute Dienste leistete und sie dazu bewog sich nicht in einen Krieg mit Russland einzulassen. Er erneuerte seine Freundschaft mit Li Footai (?) und kam dann schliesslich am 22. October 1880 nach Southampton zurück.

Kurze Zeit darauf, am 14. November 1881, schrieb er aus Mauritius, wo er eine verhältnissmässig stille Zeit verlebte, und viele Briefe über seine religiösen Ansichten schrieb, die hier aber nicht am Platze sein würden. Ein Satz am Ende eines langen Briefes ist jedoch so characteristisch, dass ich ihn erwähnen muss. Er lautet folgendermassen:

„So lange wir die Zeitung der Bibel vorziehen, stehen die Dinge nicht mit uns, wie sie sollten, und dennoch heisse ich die erstere mit grösserer Freude willkommen als die heilige Schrift."

„Port Louis den 3. Februar 1882.

Ich werde wahrscheinlich am 14. April von hier abreisen. Augenblicklich habe ich hier noch den Oberbefehl, da der alte Commissär sich im März nach England begeben hat. Ich fühle mich sehr wohl und führe ein äusserst angenehmes Leben, sodass augenblicklich alle innere Unzufriedenheit und ehrgeizigen Wünsche zum Schweigen gebracht sind. — Die Welt erscheint mir nicht mehr so trostlos, wie dies lange Jahre der Fall war und ich habe ganz aufgehört mich noch über Dinge und Verhältnisse in Staunen versetzen zu lassen. Gutes und Böses haben ihre Entwickelungsperiode naturgemäss zu durchlaufen . . . . Von hier beabsichtige ich nach Palästina zu reisen, und mich dort niederzulassen; denn mich wieder in englisches Leben hineinzufinden, widerstrebt mir; die steifen Gesellschaften und starren Umgangsformen behagen mir weniger denn je und lassen mich ein einfacheres, natürliches Leben vorziehen.

Das Wort Diabolus bedeutet wörtlich übersetzt: „Der, welcher durch böse Reden Zwietracht stiftet." Die in Titus dem 2. Kapitel, Vers 3, erwähnten Frauen, werden mit demselben Namen genannt, obwohl derselbe durch „alte Weiber" übersetzt worden ist. Bedenken Sie nur, wie oft wir somit die Bezeichnung, „Diabolus", durch unsere Reden verdienen; wir tadeln und verurteilen diese oder jene öffentliche oder private Angelegenheit, ohne uns das geringste Gewissen daraus zu

Digitized by Google

machen..... Neulich ist ein Brief von mir in der Times erschienen, den, wenn man mich um die Erlaubniss dazu gebeten hätte, ich niemals würde haben einrücken lassen, jetzt bin ich jedoch froh, dass es geschehen ist, denn es ist ein guter Brief: trotz alledem hätte er nie von mir geschrieben werden dürfen, weil er gegen die Obrigkeit gerichtet ist. . . . . .

Was wahre Wunder in mir bewirkt hat, ist das heilige Abendmahl, und ich könnte viele Seiten über die Wohlthaten schreiben, die der Genuss desselben meinem Herzen und Gemüt hat zu Teil werden lassen. — Als das Zusichnehmen von leiblicher Speise zum ersten Mal in der Geschichte der Welt erwähnt wird, hat es das plötzliche Erscheinen der Sünde, des Bösen zur Folge. Warum sollte man dem zweiten Genuss von Speise eine ebenso mächtige Wirkung absprechen? Denken Sie einmal hierüber nach und forschen Sie in der Schrift. — Lassen Sie die Thatsache, dass das Sacrament von dieser oder jener Secte anders aufgefasst oder falsch hingestellt wird, ganz bei Seite; es ist und bedeutet nichts anderes als Gemeinschaft; die Gemeinschaft zwischen der Gottheit Christi in all' seiner Macht mit unserem sterblichen Leibe. Woher kommt es, dass die Christen so wenig geistige Regsamkeit besitzen? Wenn wir Fortschritte in der Heiligung machen, so müssen wir uns dessen auch bewusst sein; das sollten wir uns klar machen. Ich hege die feste Ueberzeugung, dass der Mangel an geistigem Leben in uns von der Vernachlässigung der heiligen Sacramente herrührt. Würde ich in so starken Ausdrücken die Abhülfe eines kleinen Uebels empfehlen, so würde man dieselbe einem Versuch unterwerfen und meinen Worten eifriges Gehör schenken; warum geschieht dies nicht, wo es sich um die Heilung eines so gewaltigen Uebels handelt? Erinnern Sie sich, dass ich an Sie, nicht als an Jemand schreibe, der nicht zum heiligen Abendmahl geht, sondern ich thue es, weil ich die Communion als den Brennpunkt der christlichen Lehre ansehe; sie umfasst Alles und steht über Allem.

Port Louis den 3. Februar 1882.

Ich hoffe, am 14. April von hier abreisen zu können, und nun, nach soeben erlangter Generalswürde, nicht weiter im Dienste bleiben zu brauchen. Der hiesige Ort gefällt mir und ich habe Gott sei Dank wieder meine Forschungen in der Schrift aufnehmen können. Ich hoffe, dass mich nichts wieder von dieser alten Gewohnheit abbringen wird; sie ersetzt in reichlichstem Masse den Verlust, den man durch das Aufgeben aller ehrgeizigen Zukunftspläne erleidet, und zieht tausendfachen Segen nach sich.

Die Insel ist sehr hübsch, und durch Einwohner indischer Abstammung dicht bevölkert. — Ich halte nur den notwendigsten Verkehr aufrecht, habe aber trotzdem viele Besuche zu machen und zu empfangen.

Diese Post wird meine im April stattfindende Rangerhöhung bestätigen, und noch in demselben Monat reise ich von hier ab. Am liebsten möchte ich mich nach Syrien begeben, weiss jedoch noch nicht, ob man mir hierzu die Erlaubniss bewilligen wird."

Der nächste Brief vom 5. Mai 1882 aus Ain Kharin bei Jerusalem beweist, dass ihm seine Bitte nach Palästina reisen zu dürfen, bewilligt worden ist. Er schreibt:

Digitized by Google

„Hängen Sie Ihr Herz nicht an ein baldiges Wiedersehen hier auf Erden; bald werden wir auf ewig vereint sein. Ich bin seit dem 17. Januar hier und habe ein Haus, drei Meilen westlich von Jerusalem gemietet; wie ich mir gedacht, hat sich seit dem Walten unseres Herrn hier auf Erden sehr wenig verändert".

Hierauf folgten dann lange Briefe mit Beschreibungen über die Typen und Symbole der Bibel, den Felsen, auf dem die Moschee erbaut ist, die nur wenige Leser interessiren würden, insofern aber bemerkenswert sind, als sie das Forschen und Arbeiten seines eigenen Geistes zur damaligen Zeit offenbaren. Seine Briefe waren mit Skizzen der verschiedenen Orte angefüllt, die seine Aufmerksamkeit erregten, und strömen von mystischen Ideen und sonderbaren Vermutungen über. In einem derselben tritt uns jedoch wieder seine ganze Persönlichkeit entgegen, als er schreibt:

Den 29. September 1882.

„Ich bin der festen Ueberzeugung, dass ein beständiger Genuss des heiligen Abendmahls grosse innere Kraft verleiht, denn wenn ich durch meine langen Reisen davon ferngehalten werde, kehren die alten fleischlichen Gesinnungen in mein Herz zurück. Die immer wiederkehrende Versuchung für mich ist der Hang zum schroffen Verurteilen Anderer, zum Uebelreden und Verleumden, — Dinge, die mir im höchsten Grade widerwärtig und verächtlich sind. —

Entschuldigen Sie all' dies Gerede über mein eigenes Selbst, aber ich konnte nicht anders. Trotzdem meine Augen auf den Herrn aller Herren gerichtet sind, fallen sie doch immer wieder auf einen Ameisenhaufen zurück und erregen in mir den Wunsch, darunter begraben zu sein . . . ."

Diesen letzten Brief hatte er in der englischen Colonie am Cap der guten Hoffnung geschrieben, wohin er sich begeben hatte, um die Empörung der Basutos zu ersticken; und es fehlte nicht viel, so hätte er bei dieser Gelegenheit das Leben verloren. Am 9. November schrieb er wieder aus Southampton, wo er sich zu kurzem Besuch aufhielt und dann vom Charnig Cross Hôtel in London.

Den 27. Dezember 1882.

„Morgen reise ich nach Port Said ab, um mich von dort an den Berg Karmel zu begeben, und hoffe in Haifa einen passenden Ort zu finden, wo ich mich aufhalten kann. Seit meiner Rückkehr vom Kap bin ich nirgends hingekommen; es scheint mir als habe meine Thätigkeit jetzt ihr Ende erreicht, und damit die Zeit für mich begonnen, mich wieder mehr wissenschaftlichen Studien widmen zu können, als dies in den letzten Jahren geschehen ist. Sie und die Ihrigen werden nie von mir vergessen, und ich weiss, dass auch Sie in Ihren Gebeten stets meiner gedenken werden. Die herzlichsten Empfehlungen an Sie Alle.

Ihr ergebener

C. G. Gordon.

Den nächsten Brief erhielten wir aus Jerusalem, und zwei Wochen später, am 4. April 1883, traf ein anderer mit einer ausführlichen Beschreibung der dortigen Juden ein, — für die er sich lebhaft interessirte. Dann schickte er bereits den Tag darauf eine Menge Skizzen von der Stiftshütte und der grossen Moschee und eine ausführliche Auseinander-

Digitized by Google

setzung seiner Ideen und Ansichten über alles Gesehene. Am 3. August 1883 war er in Jaffa und wohnte (der Tradition zur Folge) im Hause von Simon, dem Gerber. Er schreibt:

„Ich habe mir Jerusalem aufs Gründlichste angesehen; es hat aber auch nicht einen Augenblick ein Gefühl der Ehrfurcht in mir erwecken können. — Alle Typen der Bibel sind mir jedoch dadurch viel klarer geworden. Abgesehen von seinem historischen Interesse, erscheint mir dieses Land wie jedes andere; sls der Schauplatz so grosser Begebenheiten kann es natürlich nie anders, als im höchsten Grade bemerkenswert bleiben. Ich hatte Schwierigkeiten mit Frankreich befürchtet; sie haben sich jedoch allem Anschein nach wieder verteilt, da es die Convention des Suez-Canals zurückgezogen hat. Ich verkehre hier nur mit einer einzigen Familie; die beiden Kinder derselben sehen sehr kränklich aus, eine Folge der grossen Hitze; wie leid thun mir die armen Mütter, die in diesem sengenden Klima leben müssen." Der nächste Brief, vom 11. September 1883 war aus Jaffa; er enthielt nur lange mystische Abhandlungen, und dann hörten wir wieder von ihm aus Brüssel, am 5. Januar 1884. Somit hatte sein Todesjahr begonnen und die Erlösung nach der er sich so sehr gesehnt, sollte ihm in Kürze zu Teil werden.

Augenblicklich hatte er jedoch die Absicht in die Dienste des Königs von Belgien zu treten und sich in seinem Interesse nach dem Congostaat zu begeben. Er schreibt:

„Nur ein paar Worte, die Ihnen melden sollen, dass ich mich am 5. Februar nach dem Congostaat begeben, und vorher auf fünf Tage nach Sonthampton kommen werde."

Wenige Stunden nach seiner Abreise nach dem Congostaat wurde Gordon jedoch plötzlich vom englischen Kriegsministerium nach London zurückberufen, um mit ihm die ernste Lage der Dinge in Kartum zu besprechen; er sah sich genötigt die Verpflichtungen gegen den König von Belgien zu lösen, und wurde von England nach dem Soudan geschickt. Seine Reise vollzog sich in fliegender Eile und bereits am Tage nach seiner Ankunft in Kartum, den 18. Februar 1884 schrieb er:

„Auf's herzlichste bedaure ich, Sie nicht noch einmal gesehen zu haben, und hoffe, dass Sie sich wohl befinden. Nachdem ich London am 18. Januar verlassen habe, bin ich gestern Abend hier eingetroffen. Meine Reise ging überall gut von Statten und ich hatte die Freude viele meiner lieben, alten Freunde wieder zu sehen. Möge Gott sein Angesicht bald wieder freundlich über diesem Volk leuchten lassen, und die Lage der Dinge sich bessern. — Ich setze mein Vertrauen in Gott allein, der die Herzen der Menschen lenken kann wie Wasserbäche. — Sie können sich denken, dass mir zum Briefe schreiben nicht viel Zeit übrig bleibt. Ob der alte Carter wohl schon diese Erde verlassen hat? Leben Sie recht wohl

Ihr ergebener
C. G. Gordon."

Dies war der letzte Brief, den Mrs. Freese vom ihm erhielt. Er hat sicherlich noch öfter geschrieben, aber es wird seinen Boten nicht mehr gelungen sein, durch die feindlichen Reihen hindurchzudringen, denn sehr bald nach seiner Ankunft wurde er umzingelt und die Zeit seiner Leiden nahm ihren Anfang.

Digitized by Google

Durch seine, in Kartum geschriebenen Tagebuchblätter geht ein unverkennbarer Ton der Bitterkeit, dass er immer vergebens auf die so sehnsüchtig verlangte Hülfe zu warten hatte. Kaum wagt man es, sich die Qualen auszumalen, unter denen diese Blätter geschrieben worden sind, und ein Gefühl tiefster Erfurcht, wie auch leider der bittersten Scham muss einen jeden Engländer beim Anblick derselben erfüllen.

Haben sich aber auch die Thore Kartums nie wieder zu seiner Befreiung geöffnet, so ist ihm doch eine weit kostbarere Erlösung zu Teil geworden; und am Morgen seines Todes haben sich die Pforten des Paradieses sicherlich weit geöffnet zum Empfange eines der grössten, reinsten, edelsten Söhne Englands.

DER BAUER UND DAS PRINZESSCHEN.

EIN MÄRCHEN

VON

ERNST ROSMER.

Auf der einsamen Köthe nahe am Buchenwald wohnte der Bauer mit seiner Mutter. Der Bauer war ein grosser schwarzer Mann mit haarigen Fäusten, hart von der Ackerarbeit. Denn er war ein armer Bauer und hatte keinen Knecht und keine Magd.

Morgen ist Markttag, sagte die Mutter, geh in die Stadt und hol dir eine Frau. Seit dem letzten Winter, der so streng war, dass wir das Eis vom Brunnen hacken mussten, ist mir die linke Hüfte steif gefroren und ich kann nicht mehr durch die Hecken kriechen, wenn die Henne ein Ei vertragen hat. Ich habe alte Armknochen, und es wird mir schwer, den Tränkeimer in die Kuhkrippe zu leeren. Geh in die Stadt und hol dir eine Frau.

Der Bauer stiess einen neuen Stiel in die blanke Holzaxt. Ich will keine Frau, sagte er, mein Bett ist zu eng.

Die Morgensonne stand über dem krummen Schornstein, da machte er sich auf den Weg zum Markt. Den langen Knorrstecken in der rechten Hand, um die linke den Strick gewunden, an dem er das rotbraune Kalb führte. Auf dem Rücken trug er die Strohkiepe mit weissen Eiern und die gelbe Butter lag zwischen frisch geschnittenen feuchten Kohlblättern. Der Wind wehte ihm die langen Schösse des väterlichen Leinenrockes auf, der mit rotem Tuch gefüttert und mit silbernen Groschenknöpfen besetzt war.

Durch die baumlosen Äcker wanden sich die ausgewaschenen Fahrgeleise des holprigen Weges und die Steinbrocken krachten dem Bauer zwischen die Schuhnägel. Das Kalb frass von den verstaubten Randblumen und war störrig. Er musste es ziehen und weiter stossen und sich oft den Tropfenschweiss unter dem schwarzen Dreispitz abwischen. Als er einen Atemzug stehen blieb, und nach der Köthe zurückschaute, sah er ferne hinter dem Buchenwalde das

Digitized by Google

luftblaue Gebirge und es blitzte etwas wie die goldenen Kronzinnen eines Schlosses. Er wollte genauer hinblicken, aber die Sonne blendete so scharf in die Augen, dass ihm das Salzwasser aufstieg. Und er setzte den Stecken weiter.

Durch die engen grauen Stadtstrassen lärmte und drängte die bunte Marktmenge. Hin nach dem grossen Brunnenplatz, der mit buckligen Steineiern gepflastert war. Sassen da die Weiber mit den runden Schalkörben voll Gemüse und allerhand Federvieh in den grüngestrichenen Flachkäfigen, weiter hinauf die Kerle mit ihren Stalltieren. In die Mitte stellte sich der Bauer, die Kiepe nach der Weiberseite, das Kalb nach den Kerlen hin. Und Weiber und Kerle scheelblickten und hohnstichelten auf ihn. Er besah und behörte es nicht, stand da mit breiten Beinen, ohne auf die vorüberprüfenden Käufer einzuschreien. Er steckte die Daumen in den ledernen Bauchgürtel und glaste mit den runden Angen hinüber auf das siebenstöckige Rathaus. Hoch baute es sich über alle andern Giebel, das Helmdach mit gedunkelten Ziegelpfannen gedeckt. In die Lücken hatten schwätzige Stadtkrähen ihre zerrauften Strohnester gebaut, während über dem Hauptthor ein finsterer Adler seine Erzflügel breitete. Die eine Klaue umkrallte den Knauf eines Schwertes, die andere das Griffkreuz einer Wage. Denn in der Erdhalle des Rathauses wurde Richt und Urteil verkündet und das Volk reckte die Hälse hinein, um den armen Schelm auf dem hölzernen Sünderbänkchen zu begaffen und seine Kettenringe klirren zu hören. Die Dirnen kreischten wohl einmal auf, duckten die Gesichter in die Hände und blinzelten mit furchtsamer Neugier gleich wieder hin. Manch eine war hübsch, drall, eben mannbar, und wanderte die keckfröhlichen Blicke unter die lauten Bursche hin und her. Mochte ihr die Mutter zu Hause wohl gesagt haben: Geh in die Stadt und hol dir einen Mann.

Der Bauer beschaute eine, die zweite und dritte. Standen ihm die gerade bequem, dass er den Kopf nicht einen Finger breit nach ihnen zu drehen brauchte.

Die Brotbraune? hat einen gelben Hals und ein Feuermal auf der Backe. Die Herdschwarze? hat ein Nasenbärtchen und Fettkinn. Und der Hanfblonden sind die Augen wässrig unter den haarlosen Brauen auf der rötlich geschwollenen Haut. Nein, dachte der Bauer, und schob auch die Zeigefinger in den Gürtel.

Eine Händlerin vom Untermarkt erhob ein grosses Geschrei. Ein Täubchen war ihr ausgekommen und hatte sich verflattert. Die Gassenjungen jagten um die Getreidesäcke, weil es wohl zwischen den Körnern sitzen und picken mochte. Der Bauer allein sah, wie das schneeweisse Tierchen sich tief in die eine Wagschale des Adlers geduckt hatte. Und weil es ihn ein wenig dauerte, er auch nicht gerne den Mund aufthat, schwieg er still. Flieg du immer davon, wird ein Bratspiess weniger gedreht werden.

Um die frühe Mittagszeit hatte er ohne viel Red' und Feilschen Waare und Kalb losgeschlagen, denn er forderte nicht mehr als billig. Er zählte die Kaufgroschen in den grünen Zugbeutel und ging mit häbigen Hackenschritten den Markt hinunter. Bei dem Wunderdoktor erstand er ein achteckiges Fläschchen aus blauem Glas mit Bibertropfen drin, Mittel gegen erfroren oder gebranntes Fleisch, und in der Nebenbude beim zugereisten Waarenkrämer aus Ölper ein buntes Weiberkopftuch, weit wie ein Dach vor die Stirne zu ziehen, wenn beim Garbenbinden die Sonne heruntersengte. Er trottete heimwärts, unterwegs sein mitgenommenes Doppelbrod essend, das die Speckscheiben saftig durchgefettet hatten.

Die Mutter sass unter der Hausthüre auf dem Schemel und hob oft von der Bohnenschüssel die Augen in die Höhe, um ihn schon von weitem auszuspähen. Als sie sah, dass kein Weiberrock neben ihm blähte, machte sie eine böse Stirne. Unwirsch schüttelte sie das Gemüse zusammen und setzte die Schüssel klirrend auf den Ziegelboden der Hausflur. Der Bauer hakte bedächtig die Hanfgurten der Kiepe los, ging an den Brunnen, that an der Röhre einen durstigen Schluck und wischte sich mit dem Handrücken den nassen Mund.

Digitized by Google

Dann zog er das eingefaltete Tuch und das blaue Glas aus der Tasche und legte beides der Mutter auf die grobe Sackschürze in den Schoss. Die Alte roch an dem Biberöl und wehte das Tuch auf, um das Fadengewebe gegen die Sonne zu prüfen. Sagte mürrisch: Der Braunkohl steht in der Röhre, aber wirf mir den Sauerteig nicht um, den ich daneben im Backtrog angerührt habe.

In der Abendhelle ruhte sich der Bauer auf der Thürbank. Im Kartoffelacker hatte er sich müde gegraben, hatte noch auf der Wiese saftiges Gras für die Kuh gemäht und im schweren Kopfbündel heimgetragen. Nun stummte er vor sich hin wie immer. Aber die Mutter hätte gerne Marktgeschichten gehört, auch, ob der Wunderdoktor empfohlen habe, die Tropfen vor oder nach dem ersten Hahnenschrei einzureiben. Sie klapperte verdriesslich mit den hölzernen Stricknadeln und zog die Maschen so fest in die Wollweste, dass sie brettsteif wurde. — Hätt' er eine Frau mitgebracht, könnt' ich sie fragen. Könnt' sie mir sagen, ob die dicke Trine immer noch neben dem Gossenstein sitzt und die Kätter von der Brandmühle den Rock aus Handzwehl angehabt hat oder den mit der Safranborte. Denn in Wahrheit lag der Mutter mehr am flinken Reden als am Arbeitsweniger.

Und weil es schon ein krummer Tag gewesen war, wurde es auch kein gerader Abend. Sitze du, bis du Spinnweb in den Naslöchern hast, Stockjunge. Ich geh in den Wald und such' Täubling. Bitterbös trabte sie mit dem runden Armkörbchen davon. So war der Bauer allein mit dem Abend, der über die weite Ackerebene hernebelte. War dies Jahr viel Unkraut unter den Weizen geraten, weil die Mutter das Samensieb schlecht geflickt hatte. Der Mohn und die Wicken und gar das Zeug von Muttergottesgläschen, das an den guten Ähren emporrankte und sie saftlos und taub machte. Er hätte wohl eine Frau gebrauchen können zum Siebflicken. Wenn die was versah, konnte man sie doch auf den Buckel schlagen wie eine Kuh. Eine Frau oder eine Kuh, das war so ähnlich wie Butter und Schmalz. Und da wusste er auch, warum ihm die Dirnen nicht gefallen hatten. Waren lauter Kühe. Eine brotbraune, eine herdschwarze und eine hanfgelbe. Jede breit um die Hüften wie eine Kuh um den Bauch. Nein, er wollte keine Kuh im Bett. Und kam ihm was Sonderbarliches ein. Das verflatterte Täubchen. Milchweiss mit schwarzfeuchten Angstäuglein. Eine weisse Frau, eine Taubenfrau, ein Täubchen. Einen Augenblick däuchte es ihm gar schön. Dann kam ihm ein grosser Zornärger über den Narreneinfall. Gab es doch kein unnützlicheres Tier als eine Taube. Zu nichts gut, als ihr auf dem Hackblock den Kopf abzuschlagen. Er gewahrte, dass es dunkel geworden und die Nacht alle ihre Sterne in den schwarzen Himmelsacker gesät hatte. Die Mutter war noch nicht heim. Hätte ihr doch ein gelbes Alraunfäustchen den Korb mit den Täublingen umgeleert, dass sie aufkreischte — da hörte er sie schreien und sah sie von ferne winken. Und neben ihr im Dämmerzwielicht etwas Weisses, Zitterndes, Hilfloses, kam näher heran, glitt auf die Bank — eine Menschentaube.

O du Bärenhüter, schalt die atemlose Mutter, steh' auf! Rühr' dich! Bring eine Schüssel Süssmilch und hol' den Melissengeist aus dem Wandschrank über meinem Bett. Doch der Bauer hörte nicht, regte nicht, schaute nur wie versteinert. Er merkte nicht einmal, dass ihm die Mutter, ehe sie wütend selbst ins Haus rannte, ihr Körblein an den Kopf warf, aus dem die bunten Schwämmlinge über ihn herunterprasselten.

Was da leibhaftig neben ihm sass, war ein holdselig schmales Mägdlein, das ihn mit nass verweinten Schwarzaugen anglitzerte, als wollte es um sein Leid gefragt sein. Doch der Bauer war in die Gewohnheit seines Schweigens eingeklemmt wie in einen Schraubstock. Bestarrte nur das zerrissene Silberweiss des Seidenkleides und den goldenen Kopfreif, in dem die letzten zarten Schleierfetzen hingen.

Sie ist eine Prinzessin, sagte die Mutter, die in ihrer verwirrten Eile fast mit der Milchschüssel über die Schwelle hingestolpert wäre. Sie hat sich

Digitized by Google

im Walde verirrt und ich habe sie bei der alten Blutbuche gefunden. Die gute Alte strahlte über und über vor Stolz, dass sie eine wirkliche Prinzessin gefunden hatte und redete immer fort.

Iss Prinzesschen, der Rahm hat schon angesetzt, die blaue Milch lass stehen. Aber mach keine zu grossen Weckbrocken, damit es dich nicht im Magen drückt. Willst du hier sitzen bleiben? oder hineingehen? Sitzen bleiben? Die Füsse thun dir weh? Ach die armen kleinen Füsse! Ich will sie dir waschen und verbinden. Sie kniete nieder und zog dem Prinzesschen die durchlöcherten Schuhe aus. Ganz durchlöcherte Schuhe und Strümpfe, sah vorn der Zeh und rückwärts die Ferse hervor. Das Prinzesschen liess alles gar geduldig mit sich geschehen, nickte wenn es gefragt wurde, löffelte hungrig den süssen Rahm und brockte die weichen Krumen aus dem Brode. Die Rinde liess es stehen. Während die Mutter um Linnen und Bindetücher wieder zur Stube sprang, baumelte das Prinzesschen die nackten Füsse von der Bank.

Da hab ich mir weh gethan, sagte es kläglich, und tippte mit dem Finger auf das linke Fussknöchelchen, von dem die Haut abgeschürft war.

Der Bauer besann sich, dass ihm vor einem Monde die Grassichel tief in's Daumenfleisch geschnitten hatte. Er hatte weiter gesichelt. Der Ritz!

Er stand auf. Das Prinzesschen war bitter geärgert, kein Bedauern zu finden, und schmollte ihm mit aufgeworfenen Lippen nach.

Er hielt die Mutter unter der Thüre an und mit halbem Aug' nach der Bank fragte er: Bleibt?

Willst sie vielleicht wieder in den Wald schicken, dass sie der Bär frisst mit Haut und Haar? Sie schläft in meinem Bett, ich mache mir den Strohsack auf der Diele zurecht.

Der Bauer dröhnte ohne gute Nacht die Thüre seiner Kammer zu.

Eine Weile später hörte er das Prinzesschen mit der Mutter über den Flur humpeln und die beiden schwatzten noch lange in der Nebenkammer. Die helle junge Stimme konnte er manchmal verstehen. Ich kann mir das Kleid nicht aufschnüren, das macht meine erste Kammerfrau. Denk' nur, die trägt einen wächsernen Zahn im Mund, weil sie sich ihren beim Nüssebeissen ausgeknackt hat, sie knackt so gerne Nüsse . . . Du auch? Ist der grosse Mann dein Sohn? O du hast den Schnürsenkel verbogen . . . ah, Honig habt ihr? den bekomme ich gleich morgen früh, eine grosse Schüssel an's Bett, ganz allein zum Aufessen . . . . meinst du? Er kann mich aber nicht leiden.

Klotze doch nicht so mit den Holzschuhen, jammerte am nächsten Morgen die Mutter, das Prinzesschen schläft noch.

Der Bauer schlich in Strümpfen nach der Küche und setzte sich an die Herdecke zu seinem gewohnten Hirsebrei im braunen Topf. Der Brei war angebrannt und hatte Bäzchen, man merkte, dass er in Eile schlecht gerührt worden war. Drüben auf der weissen Platte des Ahorntisches stand die gelbgeringelte Schüssel voll Honig, der grüne Glasteller vom vorigen Jahrmarkt mit einer Butterkugel und daneben ein Stück Brod, mitten aus dem Laib geschnitten, damit es recht frisch sein sollte. So bekam es der Bauer nicht am ersten Erntesonntag. Er sagte: Gieb mir auch Honig Mutter. Die Mutter riss die Augen tellerweit auf vor Erstaunen. Du brauchst keinen Honig in dein grosses Bauernmaul. Scheer dich ins Roggenfeld und hör' auf die Zwölfuhrglocke.

Mittags duftete das ganze Haus von gebackenen Küchlein und Pflaumenmuss.

Das Prinzesschen sass auf dem Fensterbrett zwischen den Nelkentöpfen und sang:

Deck dich zu mein Schwesterlein,
Dass Wind dich nicht bestäubt,
Dass Regen dich nicht nässt,
Das du fein schön zum König kommst.

Digitized by Google

Der Bauer sah das Prinzesschen und ging nicht in die Stube. Ging in die Küche wo die Mutter am Herde stand und den Pfannenstiel hielt. Das Ding muss wieder hin wo es hergekommen ist, sagte er, und legte den Schleifstein in frisches Wasser. Die Mutter erschrak übel, denn das lustige Vöglein gefiel ihr über die Maassen, dass sie es gar zu gern im Käfig behalten hätte. Heimbringen, sagte sie, und merkte gar nicht, dass ihr ein heisser Schmalztropfen auf die Hand sprang. Heimbringen! Ach du lieber Gott! Da stand das Prinzesschen in der Thüre, lachte mit allen Zähnen gegen den Bauer und sang:

Deck mich zu, mein Brüderlein,
Dass Wind mich nicht bestäubt,
Dass Regen mich nicht nässt,
Dass ich fein schön zum König komm.

Ich mag nicht heim, sagte es, wischte mit dem kleinen Finger in das Pflaumenmus und schleckte ihn ab. Daheim darf ich nicht lachen und soll den ganzen Tag dicke schweinslederne Bücher lesen, wo mit grossen schwarzen und roten Buchstaben darin steht wie viel Leibhemden die Grossmutter im Brautschatz gehabt hat und wie die Ahnen von der dritten Frau des Urgrossvaters alle geheissen haben. Und meinen goldenen Ball hab ich doch verloren, der ist mir über die Gartenmauer den Berg hinunter gesprungen, da bin ich ihm nachgelaufen, immer weiter, weil ich ihn nicht finden konnte, und hab' mich verirrt. Ich mag nicht heim, ich mag nicht heim.

Das Prinzesschen blieb im Bauernhaus. Weil seine Kleider schmutzig und zerrissen waren, musste der Bauer in die Stadt, fünf Ellen roten Kattuns zu kaufen, mit weissen Punkten darin, so befahl es ausdrücklich, und ein Paar leichte Schuhe mit Schleifen darauf, ganz gewiss mit Schleifen darauf. Der Schuhmacher drehte das seidene Muster gar verwundert in der Hand, schimpfte über die Lotterarbeit, und kehrte den ganzen Laden um, bis er ein Paar Kinderschuhe fand, wenigstens nur eine Spanne grösser als der seidene. Während er suchte, stützte sich der Bauer zum Vorladen hinaus, sah nach dem schwarzen Rathaus und gewahrte, das Täubchen hatte sich in der Wagschale eingenistet und brütete.

Das Prinzesschen sass hoch oben auf einem Heuhaufen, schrie und jubelte dem Bauer entgegen: Mein Kleid! Meine Schuhe! Meine Schuhe! Mein Kleid! Rutschte vom Heuhaufen herunter ihm in die Arme und wollte in die Stube getragen sein, weil es nackte Füsse hatte. In der Stube machte es sich im Grossvaterstuhl breit und bequem und hiess das Mitgebrachte auf der Tischplatte ausbreiten. Dann zog es ein schmales Näschen, weil der Kattun nicht Punkte, sondern weisse Sprenkelchen hatte und über die Schuhe wollte es sich bucklich lachen. Schlenkerte sie ein über das andermal von den Füssen: Sind ja Riesenmannsstiefel! Hui der fliegt! Hui und noch einer! Der Bauer sagte rauh: Bedankst du dich nicht? Ganz betroffen schaute es zu ihm hinauf. Es hatte sich noch nie bedankt. Es klemmte die Hände zwischen die Kniee und stotterte: Ich bin doch eine Prinzessin.

Die Mutter schnitt und nähte ihm aus dem Kattun ein kurzes Röckchen und ein Miederleibchen ohne Ärmel mit Achselträgern. Darin sah es aus wie eine Mohnblume, die vom Wind abgerissen davon fliegt. Still sitzen war nicht seine Sache, wenn es nicht die weisse Katze im Schoss streichelte. Die hatte ein grünes und ein blaues Auge, darüber konnte es lachen. Im Garten musste die Katze an den dicken Rosenköpfen riechen und Hazi miauen, oder erzählen, dass die Gevatterin Maus Bröseldieb heisse. Alles machte es zum Spielwerk; singen, und sich wie ein Tanzkreisel herumdrehen, weiter that das Prinzesschen nichts. Es konnte nicht arbeiten. Konnte nicht spinnen, denn der garstige Flachsfaden schnitt ihm die weichen Finger blutig. Konnte nicht kochen, denn von der Herdhitze wurde ihm kopfweh, konnte auch nicht melken, weil es sich vor der Kuh fürchtete und vom Stallgeruch übel wurde. Nur durch die Hecken konnte es kriechen, um die Henneneier zu suchen. Die

Digitized by Google

brachte es dann wichtig im aufgenommenen Röckchen, legte sie in die Spreukiste und sagte vor dem Schlafengehen stolz: Heute hab ich gearbeitet.

Der Bauer ging dem Prinzesschen aus allen Wegen. Das war schwer. Überall war es, wie das Sommerlicht. Im Gartenbeete kleine Fusstappen, da hätte es Raupen von den Blättern suchen sollen, hatte aber die weissen Kohlschmetterlinge gejagt. In der Vorratskammer neben dem offenen Honigtopf duftete ein vergessenes Büschelchen Basilienkraut, und oft wenn der Bauer weit draussen im Felde war, wehte ihm plötzlich der Wind einen Gesang zu:

Deck mich zu mein Brüderlein
— — — — — — — — — —
— — — — Regen mich nicht nässt,
Dass ich fein schön zum König komm.

Er legte die Hand hinter's Ohr, lauschte eine Weile, um nachher gewaltig mit der Sense loszufahren, dass das Korn in breiten Mahden um ihn niedersank. Weil Erntezeit war, blieb er oft über Mittag im Felde und liess sich den Imbiss von der Mutter hinausbringen.

Das Prinzesschen merkte wohl, dass ihm der Bauer lieber den Rücken als die Stirne kehrte. Es machte grosse Augen, schaute in den Himmel, zerkaute einen langen Grashalm und besann sich. Und sagte eines Vormittags, während es mit den Zähnen sein Schürzenband aufknüpfte: Mütterchen, heute will ich das Essen hinaustragen. Es packte Alles fein säuberlich in den Deckelkorb, band sich ein dreieckiges Kopftüchlein unter dem Kinn fest und zog aus.

Die Hitze flammte einen Feuerglanz über das reifeschwere Getreide, selbst die Grillen schwiegen. Der Korb war schwer und der Weinkrug noch schwerer. Das Prinzesschen fing an zu weinen, eine von den Thränen lief ihm gerade in den Mund und schmeckte gar bitter. Aber es tapferte seine Verzagtheit hinunter und ging sogar schneller, damit es nicht zu spät käme.

Unter einem einzigen wilden Apfelbaume wartete der Bauer. Er hatte schon böse Scheltworte auf den Lippen für die säumige Mutter. Da bot ihm jemand ein schüchternes Gott grüss'. War das Prinzesschen! Stellte Krug und Korb auf den Stoppelboden und mit steifem Arm, auf dem sich das Henkelgeflecht feuerrot eingedrückt hatte, lüpfte es das heisse Kopftuch, bevor es auskramte. Ein Töpfchen voll Brockensuppe, Rauchfleisch und Roggenbrot, und in die Augenlöcher der dicken Käsescheibe hatte es braunen Goldlack gesteckt, dem die Sammetblättchen von der Hitze verwelkt und gerunzelt waren. Aber er duftete noch.

Iss nur zu, sagte das Prinzesschen, und verspürte selbst ein wenig Magenknurren von dem weiten und beschwerlichen Weg. Doch es überlegte heimlich zu warten, ob auch etwas übrig bliebe. Sah also dem grossen Hunger und Durst des Bauern geduldig zu, der nur eine halbe Schmalznudel und ein Fingerhütchen Weins im Kruggrunde stehen liess. Die Nudel zupfte es sich in sparsame Stückchen auseinander, hatte überdies einen grünen Fallapfel im Schooss aufgefangen. Putzte ihn blank an der Schürze und biss hinein, dass ihm die Zähne krachten und lang wurden von dem sauren Saft. Der Bauer war schon wieder zwischen den Garben, schnürte sie fest mit dem Strohseil zusammen, immer drei stellte er aufrecht gegeneinander. Soll ich dir helfen, fragte das Prinzesschen und verfolgte mit den Augen wie er an einem neuen Strohseil drehte. Er schüttelte nur. Aber Ährenlesen kann ich, bestand es, und fing an sich eifrig und ungeschickt umherzubücken. Und wie es so über den Acker aufsammelte, fand es im grauen geborstenen Erdgrunde ein Nest mit nackten jungen Feldlerchen, die sperrten die breiten Gelbschnäbel auf und piepten. Ach die Vöglein! schrie das Prinzesschen und kniete zu ihnen nieder und hatte ein Erstaunen und eine Freude. Der Bauer konnte die Augen von dem Kinde nicht abthun, wie es da im Sonnenschein auf der Erde lag und zählte: Eins, zwei, drei — haltet doch still — vier, fünf — fünf Lerchenkinder! Buben und Mädeln! Welches sind die Lerchenbuben und welches sind die Lerchenmädeln?

Digitized by Google

Der Muttervogel flatterte ängstlich um sein Nest und wagte sich nicht heran. Der Bauer sah es. Steh auf, sagte er hart, verlierst deine Ähren. Still getroffen kniete sich das Prinzesschen wieder empor, raffte die entfallenen Halme zusammen und suchte weiter. Wie eine arme Bettelmagd ging es demütig und gebückt über das heisse Feld. Dem Bauer wollte es schier das Herz abdrücken. Aber er sagte nichts.

Am Spättage machte er eine Rast und setzte sich wieder unter den Apfelbaum, der jetzt nach der anderen Seite hin Schatten warf. Hochrot kam das Prinzesschen daher. Mit einem dicken Ährenbündel und einer aufgeschwollenen Backe. Eine Hitzmücke hatte es ganz erbärmlich gestochen. Es legte die Garbe vor dem Bauer nieder und wartete, ob er es nicht loben würde. Aber er sagte nichts. Da schaute es ihn gerade an und fragte: Bauer — warum kannst du mich nicht leiden? Nun wusste er es auch: Weil du eine Prinzessin bist.

Eben vor dem Schlafengehen hatte er die Jacke auf den Schemel geworfen, als ein leises Knöchelchen an seine Thür pochte. Er drückte auf. Im Mondgrün stand das Prinzesschen und hielt ihm ein Bündel hin.

Das schenk ich dir. Nun bin ich keine Prinzessin mehr. Gute Ruh.

Und verschwand.

Der Bauer nestelte das Bündel auf. In das weisse Seidenkleidchen eingerollt war die kleine Goldkrone. Wie er die in Händen hielt, fiel er mit beiden Knieen auf die Diele nieder und schluchzte tief in sich hinein.

Nun ging er dem Prinzesschen nicht mehr aus dem Weg. Er duldete sie. Die sachte Liebe schwebte um ihn herum, wie die weissen Herbstfäden. Beim Obstbrechen durfte es ihm den Korb halten, und von der Tenne leeres Stroh wegtragen, das er mit dem schweren Dreschflegel ausgekörnt hatte. Abends auf der Hausbank rückte es dicht zu ihm, zupfte ihm den behaarten Handrücken und erzählte allerlei neues Tagwerk. Ein Gericht Mohrrüben hatte es allein aus dem Gartenbeete gezogen und drei Hemden und ein wollenes Brusttüchlein am Brunnen ausgewaschen. Nicht wahr Mutter, ich werde eine tüchtige Bäuerin, sagte es und klatschte in die Hände, an denen Lauge und Seifenwasser die Haut weiss und runzlig gemacht hatten. Und durch den Bauer schmerzte es: Doch eine Prinzessin.

Um die stillste Mitternacht holte er aus der Küche das Talglicht in seine Kammer und hob den schweren Eichendeckel der alten rosenbemalten Truhe. Suchte erst ein blechernes Magdspiegelchen hervor, das er von einem langbärtigen Judenkrämer gekauft hatte, weil auf dem Deckel eine bunte Papiertürkin mit grossem Pfauenfächer aufgeklebt war. Ganz unterst aus der Truhe nahm er die Krone. Zitterte ein wenig, als er sich zu dem Spiegelchen neigte und versuchte sie aufzusetzen. So — oder so — oder so. Es ging nicht. Der Reif war zu eng für den breiten Schädel, glitt immer wieder herunter. Der Bauer warf ihn zu Boden und zertrat ihn mit den Nagelschuhen zu einem armseligen schwarzen Klumpen.

Am nächsten Mittag hatte das Prinzesschen die Mohrrüben allein gekocht, auch ein wenig versalzen. Aber das schadete nichts, es war sehr glücklich und schielte jedem Löffel voll nach, den der Bauer in den Mund führte. Die Mutter ging zum Topfspülen nach der Küche, sie waren in der sonnigen Stube allein.

Mittagsmüde gähnte der Bauer in den verblühten Herbstgarten hinaus. Nur die weissen, roten und blauen Astern standen dicht an dicht. Das Prinzesschen räumte den hölzernen Salznapf und den Brotlaib in die Schublade. Fegte die Krumen von der Tischplatte in die hohle Hand und streute sie zum Fenster hinaus für die Rotkehlchen. Es kam leise vor den Bauer gegangen und schlang die Finger in einander als ob es etwas bitten wollte.

Bauer, sagte es, nicht wahr, ich kann Stroh von der Tenne tragen und den Korb halten beim Birnenbrechen?

Ja, sagte der Bauer.

Nicht wahr, ich kann Hemden waschen und Brusttüchlein?

Digitized by Google

Ja, sagte der Bauer.

Nicht wahr, ich kann Mohrrüben kochen und sie schmecken dir gut?

Ja, sagte der Bauer.

Da glänzten dem Prinzesschen die Augen, als ob zwei wächserne Kirchenkerzen darin angezündet wären.

Bauer, sagte es, willst du mich nicht heiraten?

Ja, sagte der Bauer, setzte sich auf die Bank, wurde schneeweiss in den verbrannten Wangen und wusste nichts mehr. Als er die Stube wieder sah, hing das Prinzesschen um seinen Hals und war ganz still in Glückseligkeit. Rührte sich nicht, atmete nur tief und ruhte sich aus an seiner Brust, wie nach einer grossen grossen Arbeit. Bis die Mutter kam, und schier einen Luftsprung that vor Erstaunen und Freude, und gleich überlegte ob das feine Linnen auch für neue Hauptkissen ins Himmelbett reichen möchte.

Draussen im Garten hatte sich das Prinzesschen einen dicken Sternkranz aus weissen Astern geflochten. Kam damit herein, feierlich und lieblich zugleich, schön zum Weinen. Die Mutter erschrak und riss ihm den Kranz aus den Locken. Töchterchen, rief sie, die schicken sich nicht zum Brautkranz, die Totenblumen.

In der Hochzeitsnacht wuchsen die Nebel wie eine Mauer vor's Fenster der Brautkammer. Das Öllämpchen flackerte in seinem eisernen Wandringe, aus den Dielenspalten duftete Thymian und aus den Bettlinnen Lavendel. Das Prinzesschen lag im weissen Brauthemde unter dem schweren bunten Federbett, drehte an seinem Ringlein und war müde wie ein kleines Kind, das zu früh geweckt worden ist.

Willst du nicht schlafen? fragte es den Bauer, der mit heissen Fäusten am Fenstersims stemmte. Und so gewohnt war es sein Schweigen, dass es nach einer Weile geduldigen Wartens, schon mit halbgeschlossenen Lidern, sagte: Aber, du nimmst mich gewiss in den Arm, wenn ich schlafe, damit ich bei dir bin. Bald hörte der Bauer den gleichen Schlummeratem, wendete sich und schlich vor das Bett. Er duckte wie ein schwarzes Tier vor dem Sprung, bereit zum Losstürzen . . . Da lag es, fein, weiss und kühl, und wusste nichts von ihm. Und weil der Schlaf das Taglächeln von seinen Lippen gewischt hatte, herrschten Reine und Hoheit von seiner Stirn, sein eigenst Wesen.

Das Prinzesschen wusste nichts von dem Bauer. Von seiner Bauernkraft, seinem Bauernblut, seiner Bauernmannheit. Einem Nadelstich in die Herzbrust wäre kein Blutstropfen gekommen. Das war kein Bauernweib für den Bauernmann. Ein Eiswinter gefror ihm unter die Schultern, immer tiefer herab, in die Kniee, in die Sohlen. Er legte sich in die Hochzeitskissen wie in einen Sarg mit Hobelspähnen und verzehrte mit den Augen die schleichende Nacht.

Und noch viele Nächte, die länger und länger wurden mit der scheidenden Sonne. Er wartete, ob das Prinzesschen ihn nicht erraten wollte. Aber es erriet ihn nicht. Da wurde er ihm gram.

Das Prinzesschen hatte gar kein Arg. Betrübte sich nur, dass der Bauer so kreideblass umherging nnd ihm die Knochen aus den Schläfen wuchsen. Er ist krank, sagte es kummervoll zur Mutter, setzte sich auf den Brunnenrand und weinte. Die Alte besann sich aller Mittel gegen Manneskrankheit.

Geh in den Wald, suche Teufelsfinger und Rabenlattich, davon will ich ihm einen heilsamen Thee kochen. Aber darfst dich bei Leibe nicht umschauen und früh aufstehen musst du ehe die Sterne blass werden.

Der Bauer hatte es mit misstrauischen Ohren erhorcht. Er schlich dem Prinzesschen nach als es nachtheimlich forthuschte.

Im Walde war es nass und frühkalt und bitter unheimlich. Das Prinzesschen zitterte und bebte ein übers anderemal. O, wie ich mich fürchte! O, wie ich mich fürchte! Wenn nur der Fuchs mit neun Schwänzen nicht hinter mir her ist. O, wie ich mich fürchte! Doch es sah nicht um, und brockte sein Körbchen bis oben voll mit den schwarzen Kräutern, obwohl ihm

Digitized by Google

die scharfe Giftmilch grosse brennende Blasen an den Fingern zog. So lieb hatte es ihn. Wenn es ihn nur erraten hätte. Aber es erriet ihn nicht.

Brachte ihm den grossen Becher mit gelbrötlichem Thee in die Schlafkammer. Trink, sagte es, damit du wieder gesund wirst. Er nahm den Becher und schüttete ihn zum Fenster hinaus: ich bin nicht krank. Er sah, wie das Prinzesschen die Hände vors Gesicht deckte, sah es schluchzen, sah, wie die Thränen zwischen den Fingern herabrannen. Er sah es und traf ihm mit der geballten Faust auf die schwache Stirn.

Nun würde es aufkreischen und ihm mit den Nägeln ins Gesicht fahren. Aber es that nichts. Setzte langsam und ein wenig schwindlig auf den Schemel und machte fremde Augen in die Nacht hinaus, als sähe es die zum ersten Mal.

Die Mutter schlug die Hände über den Kopf als sie die bunte Beule erblickte. Ich bin gegen den Thürpfosten ausgeglitten, sagte das Prinzesschen, und schaute den Bauer an, als wollte es ihn um Verzeihung bitten.

Und da hasste er es.

Er beschloss es fortzujagen. Hinaus in den Winterwald, dass es nimmer wiederkehren könnte.

Er sagte zu ihm: Wir haben keine Klötze mehr für den Kachelofen. Morgen in aller Frühe muss ich Holz schlagen im Walde. Magst du, so trag mir das Beil nach.

O ja, lächelte es dankbar.

Beim Mondlicht, nur halb aus dem Schlaf gemuntert, glitt es sich die Kleider über. Aber Strümpfe und Schuhe konnte es nicht anbringen. Es zwängte und drückte und wunderte sich. Sind doch so gross und ich kann mit den Hacken nicht hineinfahren. Gerade als sollte ich nicht fortgehen. Der Bauer stampfte unwirsch auf der Schwelle: So geh barfuss. Ich warte nicht. Da lief es mit nackten Füssen hinter ihm drein, die grosse blanke Holzaxt im Arm.

Der Bauer führte es tief in den Wald. Die Nachtkälte spann dicken Reif zwischen den kahlen Ästen, das Mondlicht malte weisse Totenflecke auf den laubbedeckten Boden. An den Birken hingen die feinen langen Zweige wie schwarzes Haupthaar herunter.

Immerzu ging der Bauer, geduldig immerzu das Prinzesschen. Einmal wird er mich lieb haben, wenn ich still halte für Alles.

Sie kamen an die alte Blutbuche. Die rauschte noch in ihren dunkeln Blättern. Da hat die Mutter mich gefunden, sagte es.

Der Bauer stand still. Da . . . er kehrte sich um. Geh hin, wo du hergekommen bist, geh wieder heim in dein Schloss, ich will dich nicht mehr.

Dem Prinzesschen fiel die Axt aus den Händen. Ach, sagte es, ach! Im Sommer hast du mich aufgenommen und im Winter schickst du mich fort. Ich werde sterben im Wald und erfrieren und die Wölfe werden mich auffressen.

Geh heim, sagte der Bauer, geh heim.

Das Prinzesschen faltete die Hände und sah den Bauer gar herzlich und beweglich an. Heim bin ich auf der Köthe und sonst nirgends mehr auf der ganzen Welt. Ich habe jeden Morgen deine Kammer reingefegt und keinen Staub gelassen im Winkel zwischen dem Leinenschrank und der Truhe. Ich habe die Bettlaken geglättet und die Kissen aufgeschüttelt. In der Nacht rühr' ich mich nicht und nehme dir gewiss keinen Platz weg und nur ein Stückchen von der Decke. Heim bin ich bei dir.

Geh, sagte der Bauer, geh.

Da bat das Prinzesschen weiter: Ich will im Stalle bei der Kuh liegen, ich will in der Küche am Herd essen aus dem zersprungenen Hühnertöpfchen, ich will mich in der Aschenkiste vor dir verstecken, nur jag mich nicht fort. Und weil es sich weiter keine Hilfe wusste, meinte es, ihn zu erbetteln mit seiner tiefsten Demut und kniete zu seinen Füssen.

Er knirschte zwischen den Zähnen: O du Stolze! Du Stolze! Er fasste mit zwei Händen das Beil von der Erde. Geh oder du musst sterben. Dem

Digitized by Google

Prinzesschen erstarrten die Thränen. Sterben — du willst mich mit dem Beil da erschlagen. O wenn das deine Mutter wüsste, das Herz im Leib thät' ihr zerspringen. Was hab ich dir nur zu Leid gethan, dass ich sterben soll!

Geh fort, sagte der Bauer, dass ich dich nimmer wieder seh, so will ich dich am Leben lassen. Dass ich dich nimmer wieder seh, sagte das Prinzesschen, breitete die Arme aus und schloss sie über der Brust, als wollte es ihn fest an's Herz drücken. Nein. Lieber will ich sterben.

Es legte seinen Kopf seitwärts auf den Baumstumpf, neben dem es gerade kniete. Ich fürchte mich nicht, sagte es, aber warte nur noch ein kleines Weilchen, bis mir das Herz nicht mehr so klopft.

Er stand mit dem Beil auf der Schulter und wartete.

Bauer, sagte das Prinzesschen, unsere Katze wird wohl bald junge Kätzchen kriegen. Gebt ihr dann nur genug Milch, und nicht die blaue. Und wenn ein ganz weisses unter den Kätzchen ist, so verkauft es nicht, sondern nennt es Prinzesschen, damit ihr mich nicht ganz vergesst.

Er nickte.

Bauer, sagte es, und rutschte mit dem Köpfchen ein wenig hin und her, wo wirst du mich denn begraben? Wirst du mich hier im Walde lassen? Allein? Ich werd' mich so fürchten. Grab' mich nicht zu tief ein, deck mich lieber mit Blättern zu, damit ich wieder heraus kann und nach der Köthe schauen.

Er hob das Beil.

Es streckte den Arm aus und flehte: Schlag noch nicht zu, Bauer, schlag noch nicht zu. Sag mir nur Eines noch: Warum tötest du mich denn?

Und es brach ihm der lang verhaltene Schrei aus der Brust: Weil du eine Prinzessin bist.

Da hatte es ihn verstanden und richtete sich zum Letztenmale auf mit grossen erleuchteten Augen: So musst du eben ein König werden. Neigte das Gesicht auf den Block, kreuzte die Arme auf dem Rücken: Schlag zu.

Mit dem Beil hackte er eine längliche Grube in den harten Boden und legte das tote Prinzesschen hinein. Deckte es mit welken Blättern und ein paar schwere Zweige darüber, damit der Wind die Blätter nicht fortwehen möchte. Er hieb noch eine Hucke Holz zusammen, packte die auf den Rücken und ging rüstig den Heimweg. Nun war er zufrieden. Nun war das Prinzesschen fort und konnte nimmer wiederkommen. Und er war der Herr in seinem Haus und Bett, er, der Bauer. Der Mutter wollte er sagen, es sei ihm davon gelaufen, es habe wohl den Weg zum Königsschloss gefunden. Ja, so war es gut. Er streckte sich mächtig und als er aus dem Wald kam, trat er den Fuss in die Moorwiesen, dass hinter ihm tiefe Spuren blieben, in denen schwarzes Wasser stieg.

Im trüben Morgenschein stand die Mutter grau vor der Thüre, ein graues Tuch über dem grauen Altweiberscheitel und winkte mit grauen Händen: Die Stube ist warm und die Brennsuppe hat schon dreimal aufgekocht. Wird euch beiden wohl thun in den kalten Magen.

Ei, dachte der Bauer, was hat die Alte schon für blöde Augen, und wollte seine Lüge anbringen. Da sah er, wie die Mutter die Hände ausstreckte, zu Jemandem, der neben ihm stand, und einsprach auf den. Bist du blass von der Morgenkälte! Und ohne Schuhe!

Er stürzte die Holzhucke vom Rücken und packte die Alte über den Schultern: Mutter, zu wem sprichst du?

Au, du Tölpel, kreischte sie und stiess mit dem Ellenbogen nach ihm. Zu wem soll ich denn reden? Komm an den Ofen, Prinzesschen. — — Und hätte der Bauer am liebsten sein Haus aus dem Erdgrunde gerissen und zertrümmert. Das Prinzesschen war wieder da.

Es sass am Tisch und die Mutter goss ihm Suppe in das Schüsselchen. Die weisse Katze strich um seinen Stuhl und das Schüsselchen wurde leer. Nur er war wie ein Tauber und Blinder, konnte es nicht hören, nicht sehen, er hatte es im Walde mit dem Beile tot geschlagen und es war wieder da!

Digitized by Google

Er rannte vom Keller nach dem Speicher, von der Scheune nach dem Stall. Bleib doch bei mir Prinzesschen, rief die Mutter, sei nicht immer hinter dem dummen Bauern her.

Das Prinzesschen war wieder da. Zu Nacht wagte er sich nicht in seine Kammer. Die Mutter kam heraus und zog vorsichtig die Thür an. Das Prinzesschen ist schon zu Bette. Ist sehr müde heute und will morgen früh am Tage aufstehen, um mit dir über Land zu gehen und sich ein schwarzes Seidentüchlein zu kaufen.

Der Bauer musste hinein in die Totenkammer. Das Bett war leer, aber das Kissen rund eingedrückt wie von einem liegenden Köpfchen. Er fasste sich einen schrecklichen Mut und griff mit den Fäusten in die Decke. Nichts. Es ist nicht da, sagte er sich ganz laut, es ist nicht da. Es liegt im Wald unter den Blättern und schweren Zweigen. Ich will hinausgehen und es ansehen, ansehen im Gesicht, das tote Prinzesschen, das erschlagene Prinzesschen, einmal noch muss ich es sehen.

Kein Mond war mehr und kein kleinster Stern. Der Wind hatte den Himmel schwarz zugefegt und trug auf seinem Rücken ein wildes Wintergewitter her. Der Bauer konnte im Finstern nicht Weg oder Zeichen finden, der Sturm warf ihn zu Boden. Er klammerte sich an einem Baumstamme auf, lag auf den Knieen und reckte die Arme in den Himmel: Komm doch, o komm nur noch einmal zu mir, Prinzesschen!

Es kam nicht. Er wartete in die Nacht hinaus. Es kam nicht. Und er schrie empor: Was soll ich thun, dass du mir kommst, was soll ich thun! Und der erste Donner rollte ihm furchtbar übers Haupt: Musst ein König werden!

Bis zum Tag lag der Bauer mit Brust und Stirne auf der Erde. Eisgrau war sein Haar geworden. Und er wusste, was er zu thun hatte. Richtete sich eichenhoch und schritt heim. Nicht den krummen Seitenpfad, gerade durch Äcker und welke Wiesen. Zog seinen Leinenrock an mit den silbernen Groschenknöpfen und nahm den Knorrstecken aus der Ecke. An der Mutterkammer horchte er. Die Mutter schlief noch. Er machte drei Kreidekreuze an die Thüre zum Zeichen, dass er weit über Land sei, griff noch einmal an das schwarze Wandgebälke und ging. Und wie er ging mit grossen, ruhigen, gleichmässigen Schritten, wuchs er immer höher empor, als hätte er nie seinen Rücken unter schwerer Last gebeugt, als wollte er hineinragen in den goldblassen Himmel des Tages. Die Leute sahen sich um nach dem riesigen Manne in Bauernkleidern, der doch kein Bauer schien. Über den Marktplatz ging er und die Weiber und Kerle kannten ihn nicht mehr. Alles wich ihm den Weg. Vor dem Rathausthor hielt er einen Schritt inne und sah hinauf zu dem Taubennest, aus dem viele weisse Köpfchen und schwarze Aeuglein hervornickten. Dann trat er in die Halle, mitten hinein, vor den Richtertisch. Der mittelste von den drei Richtern, der höher sass als die anderen, fragte: Wer seid Ihr? Was wollt Ihr? Und er antwortete mit kräftigen, durch die ganze Halle hindröhnenden Worten: Ich bin der Köthbauer, aber ich will ein König werden. Im Wald hinter der Köthe habe ich vergangene Nacht mein Weib erschlagen. Ich habe mein Weib erschlagen!

Drei Tage sass er im lichtlosen Turmkerker und wartete. Unter der Blutbuche hatten sie die Leiche gefunden und der Stab war über ihn gebrochen worden. Mit dem Hinrichtungsmorgen kam der erste Schnee und breitete weiss über Markt und Dächer hinüber. Im Sünderhemd ging der Verurteilte zwischen den schwarzen Stadtknechten. Das Volk wollte nicht glauben, dass er der Mörder sei. Er schreckte nicht vor dem roten Henker, der auf dem Gerüste hinter dem Block stand. Er schaute weit und weit über die lautlose Menge hinweg. Aber er sah nicht, was er suchte, auf was er wartete. Sie wollten ihm die Augen mit dichtem Hanftuch verbinden. Das wehrte er. Sehend wollte er sterben, und sie entblössten ihm den Nacken. Blendeten ihm Schnee und Sonne einen fernher schwebenden Goldschein vor? Er horchte — er lauschte — er hörte. Ein zartes nahendes Kindersingen:

Digitized by Google

Deckt mich zu ihr Blätterlein –
Er kniete nieder.
Dass Wind mich nicht bestäubt –
Er jauchzte auf zu dem funkelnden Richtbeil.
Dass Regen mich nicht nässt –
Er legte den Kopf auf den Block.
Dass ich fein schön zu meinem König komm.
Da hielt er das Prinzesschen am Herzen und sein Haupt rollte zu Boden.
Eine Schaar weisser Tauben flog über dem Gerichteten zum Himmel auf.

RETTUNGSVORRICHTUNGEN UNSERER SEESCHIFFE.

VON

PROF. OSWALD FLAMM.

(Berlin. Technische Hochschule.)

Wenn ein so grosses Unglück, wie der Untergang des Schnelldampfers „Elbe“ sich ereignet, so strömen nicht nur von allen Seiten die oft sich sehr widersprechenden Nachrichten über den Unfall zusammen, sondern es werden auch an diese oft unrichtigen Angaben vor der Zeit Betrachtungen, Urtheile, und Vorschläge geknüpft, welche, besonders wenn sie von Laien und Nichtsachverständigen abgegeben werden, durchaus geeignet sind, dem grossen Publikum irrige Anschauungen sowohl bezüglich des Thatbestandes selbst, wie auch der einschlägigen technischen Fragen beizubringen. Es sei daher die Aufgabe des Vorliegenden im Anschluss an eine kurze und möglichst objektive Darstellung der bis jetzt bekannten Thatsachen, zugleich die dabei in Frage kommenden schiffbautechnischen Seiten, in einfacher Weise zu besprechen. Die Elbe selbst war ein Schiff von einer Länge von 440,0′ engl., einer Breite von 45,0′ und einer Tiefe von 36,5′. Der Register-Tonnengehalt (1 Reg.-Tonne = 100 cbfs) betrug 4510 Reg.-Tons, sie hatte eine Maschine von 5600 indic. Pferdestärken und erreichte bei der Probefahrt eine Geschwindigkeit von rund 16 Kn. in der Stunde. Durch 7 wasserdichte Schotte war sie in 8 Abtheilungen getheilt. Gebaut war das Schiff 1881 bei Joh. Elder & Co.

Dienstag, den 29. Januar, Nachmittags 3 Uhr trat die Elbe die Fahrt von Bremerhaven nach New-York an. Es befanden sich an Bord 149 Mann Besatzung, 50 Kajütspassagiere, 125 Zwischendecker und einige Kinder. Die Fahrt verlief bis zum 30. Morgens ohne Zwischenfall, obgleich stürmisches, aber klares Wettes herrschte. Gegen 6 Uhr Morgens fand dann die Collision mit der „Crathie“ statt und sank die Elbe, nach der Aussage der Ueberlebenden, in der kurzen Zeit von ca. 20 Minuten. Dass der englische Dampfer an dem Unglück die alleinige Schuld trägt, scheint bis jetzt fest zu stehen, doch ist über alle diese Punkte immer noch erst die Entscheidung des zuständigen Gerichtshofes abzuwarten. Die „Elbe“ steuerte Südwest-Curs und lief ca. 15 Meilen die Stunde; der englische Dampfer, auf der Fahrt von Rotterdam nach Aberdeen, steuerte Nordnordwest, d. h. 22° westlich von Nord mit etwa 8 Knoten Fahrt. Sehr richtig bemerkt nur die „H. B. H.“: Der englische Dampfer musste den deutschen etwa in Nord-Nordost oder Norden zu Ost in Sicht bekommen haben und zwar schon auf eine Entfernung von mindestens

Digitized by Google

4 Seemeilen, denn nach dem internationalen Strassenrecht auf See haben alle Dampfer an dem Fockmast (vorderster Mast) ein Topplicht zu führen, welches 5 Seemeilen weit zu sehen ist. Die Prüfung dieser Lichter, wie auch der Positionslaternen — Steuerbord, rechts, grün, Backbord, links, roth — geschieht von der Hamburger Seewarte und sind gerade in dieser Hinsicht die Dampfer unserer grossen Rhedereien auf das Beste ausgerüstet. Wäre nun der Wachthabende auf der „Crathie" wirklich ein „Wachthabender" gewesen, so hätte er, wie gesagt, die „Elbe" an seiner Steuerbordseite etwa 3 Strich von vorn in Sicht bekommen, er hätte auf seinem Compass sehen müssen, dass das Topplicht des deutschen Dampfers in derselben Richtung von ihm blieb, und er hätte dann denselben aufmerksam im Auge behalten müssen, bis dessen Seitenlicht, bei dem SW.-Curs der „Elbe" das rothe Licht, welches nach dem internationalen Strassenrecht auf See 2 Seemeilen weit sichtbar sein soll, in Sicht kam. Hätte der Steuermann des englischen Dampfers die rothe Laterne der „Elbe" auch nur auf die halbe Entfernung gesichtet, so hätte er, das weiss selbst jeder Matrose, sein Ruder so drehen müssen, dass er dem Gegendampfer ebenfalls sein rothes Licht zeigte, das heisst, er hätte mit Backbord Ruder hinter ihm herumgehen müssen und alles wäre klar gegangen. Dass hierzu noch reichlich Zeit war, ergiebt sich daraus, dass die Entfernung zwischen beiden Schiffen noch eine Seemeile betragen hätte, zu deren Zurücklegen mindestens noch vier Minuten nöthig waren, Zeit genug, um den englischen Dampfer genügend herumzudrehen. Aber der Steuermann hat selbst erklärt, dass er von dem anderen Dampfer plötzlich d r e i Lichter vor sich gesehen habe, was nicht möglich sein konnte, wenn man nicht annimmt, dass neben dem Topp- und Seitenlicht auf der „Elbe" noch ein anderes Licht, etwa aus einer der Kammern zu sehen gewesen ist. Das ändert aber nichts an der Sache und es bleibt nur die Cardinalfrage übrig: Wie konnte es geschehen, dass der englische Steuermann den deutschen Dampfer nicht mindestens 12 Minuten früher sah, sondern erst als derselbe „plötzlich vor ihm" und es zu spät war. Den Schnelldampfer dagegen trifft wie wir schon hervorgehoben haben, keine Schuld an dem Unglück, denn er hatte den englischen Dampfer, als er denselben in Sicht bekam, etwa drei Strich an seiner Backbordseite und war daher nach dem internationalen Strassenrecht auf See verpflichtet, seinen Curs zu halten, wenn er nicht von dem § 24 des Strassenrechts Gebrauch machen wollte oder konnte, welcher jedem Schiff gestattet, um Unglück zu vermeiden, noch den letzten Augenblick von dem Strassenrecht abzuweichen."

Die „Crathie" traf nun den deutschen Dampfer auf Backbordseite und zwar an der Stelle, welche wohl für die „Elbe" die allerungünstigste war. Der Stoss traf das hintere Maschinenschott und der Bug des Engländers drang in den unmittelbar hinter dem Maschinenschott liegenden Postraum ein, woher auch das Ausschwimmen der bisher gefundenen Postsäcke sich erklärt. Durch diesen unglücklichen Stoss wurden der zweite Raum von hinten, welcher den Speisesalon und die Cabinon 1. Cajüte enthält, leck, sowie der Maschinenraum und der mit diesem in Verbindung stehende Kesselraum nebst den Bunkern, und dadurch erklärt sich denn auch erstlich das Ueberneigen des Dampfers nach Backbord und sein rasches Sinken.

Es ist nun in letzter Zeit auch im Reichstage so manches über den Werth der Schotte gesagt worden, dass es zweckdienlich erscheint, diesen Punkt etwas eingehender zu betrachten. Für alle unsere grossen Passagierdampfer wird seit einer Reihe von Jahren eine genaue Rechnung darüber angestellt, ob sie beim Leckwerden zweier nebeneinander liegender Räume, also im Falle einer Collision, wenn ein Schott getroffen wird, noch schwimmfähig sind, d. h. ob sie sich nicht nur über Wasser halten können, sondern auch ob ihre Stabilität noch einen gewissen Umfang besitzt. Diese Rechnung wird in der Weise ausgeführt, dass man nach einander, von vorn anfangend, stets je zwei aufeinander folgende Räume als leck annimmt und nun sieht, dass jedesmal die geforderten Schwimmbedingungen erfüllt werden. Auf Grund dieser

Digitized by Google

vor dem Bau des Schiffes angestellten Rechnung bestimmt man dann Anzahl und Lage der Schotten. Jedes derartige Schott, welches von unten bis oben quer durch das Schiff hindurchgeht, hat nun Oeffnungen an verschiedenen Stellen, welche durch wasserdichte Thüren verschliessbar sind und welche im Falle der Noth geschlossen werden können. Diese Durchgänge durch die Schotten sind erforderlich, weil sonst stets der ganze Verkehr aus dem einen Raum in den andern oben über Deck gehen müsste und dies ist unzulässig. Diese wasserdichten Thüren befinden sich nun auch unten in den Maschinen- und Kesselräumen, sowie in den Wänden der Kohlenbunker. Bei dem Norddeutschen Lloyd ist es nun Vorschrift, dass nach Beendigung und vor Antritt jeder Fahrt, wenn das ausgehende Schiff von dem eigens dazu angestellten Beamten auf seine Seetüchtigkeit geprüft wird, diese sämmtlichen Schottthüren bewegt, d. h. geschlossen werden, damit man sieht, ob sie tadellos funktioniren während der Fahrt werden diese Thüren, welche in den unteren Räumen meist aus sehr schweren, in Führungen laufenden gusseisernen Fallthüren bestehen, wöchentlich zweimal bewegt. Ueberall funktioniren diese Thüren auch sehr gut, nur für den Heizraum ist es bis jetzt noch nicht gelungen eine Thür zu construiren, welche bei dem unendlichen Kohlen- und Aschenstaub der hier herrscht, zu jeder Zeit in wenig Sekunden sich absolut dicht schliessen lässt. Damit diese Thüren dicht schliessen, legen sich zwei genau bearbeitete und aufeinander passende Flächen aufeinander. Wenn nun auch die Thür bei der Abfahrtsprobe gut und schnell sich geschlossen hat, so ist doch nach sehr kurzer Zeit soviel Staub und Asche in die Nuten eingedrungen, dass man diesen erst sauber entfernen muss, ehe ein dichtes Schliessen der Thür möglich ist und hierzu ist stets einige Zeit erforderlich. Ich selbst bin noch vergangenen Herbst auf der Elbe gefahren und habe gerade über diesen Punkt eingehend bei der Besichtigung des Schiffes mit den jetzt verunglückten Officieren und Maschinisten gesprochen. Da die Elbe kurz nach ihrer Ausfahrt von dem Unglück betroffen wurde, so ist, ganz abgesehen davon ob bei der grossen Schnelligkeit, mit welcher der Dampfer sank, die Schottthüren geschlossen wurden oder nicht, durchaus anzunehmen, dass Alles auf diesen Punkt bezügliche in bester Ordnung gewesen ist, auch ist der Capitän v. Goessel nicht der Mann gewesen, der nicht genau auf alle derartigen Punkte geachtet hätte. Trifft man nun Nebel auf See, so ist ebenfalls beim Lloyd Vorschrift, dass alle Schotte, soweit dies nur eben bezüglich des Betriebes möglich ist, ganz oder halb geschlossen werden, dass ferner alle Kohlen aus einer oder höchstens zwei Schottthüren genommen werden und dass alle andern Bunkerthüren geschlossen zu halten sind. Wenn nun leider im Reichstage eine Depesche verlesen wurde, nach welcher auf allen Lloyddampfern Versuche im Schliessen der Schottthüren ausser der vorgeschriebenen Zeit vorgenommen wurden, so ist das ganz erklärlich, und wird in einem Falle, wo ein solches Unglück, wie der Untergang der Elbe, vorkommt, wohl eine jede Firma, mag sie nun sein, welche sie wolle, sofort noch einmal alle Schiffe auf diejenigen Einrichtungen hin prüfen, welche getroffen sind, eine etwaige Gefahr zu beseitigen. Hat man doch auch nach dem Wellenbruch auf der Spree sofort das Schwesterschiff, die Havel auf ihre Sicherheit an derselben Stelle untersucht und sofort, da man der Welle nicht traute (die Wellen in beiden Schiffen waren geliefert von der englischen Firma Vickers) eine neue Kruppwelle eingesetzt. Gerade wenn keine Schottmanöver gemacht worden wären, könnte man einen Vorwurf erheben, dafür, dass sie sogar ausser der Zeit gemacht sind, kann man der Direktion nur Anerkennung zollen. Dass nun vielleicht bei einem Schiffe eine Schottthür an jener bösen Stelle im Heizraum mehr Zeit zum Schliessen erforderte als eigentlich statthaft ist, muss man aus obigen Auseinandersetzungen erklären, oder aber auch daraus, dass das Schiff vielleicht längere Zeit aufgelegen hat, und dass desshalb die einzelnen Maschinerien noch nicht wieder in Dienst gestellt sind. Jedenfalls ist es durchaus falsch, einen einzelnen Fall herauszugreifen und sofort zu verallgemeinern.

Digitized by Google

Die Vorrichtungen ferner, welche sich stets an Bord befinden, um selbst im Falle der Noth das etwa eindringende Wasser zu bewältigen sind die Pumpen. Die Elbe hatte zunächst zwei grosse Centrifugen, welche im gewöhnlichen Betrieb das Kühlwasser durch den Condensator treiben. Diese Centrifugen besassen auf der Elbe eine Leistungsfähigkeit von rund 450 bis 500 cbm in der Stunde, sie waren also im Stande, in einer Stunde 450000 bis 500000 Liter Wasser aus dem Schiffe auszupumpen. Ausser diesen grossen Centrifugen hängen aber am Balancier einer jeden Maschine stets zwei und mehr Lenzpumpen, welche continuirlich während der Fahrt das Wasser aus der Bilge (unterster Schiffsraum) aufsaugen und über Bord befördern und schliesslich besass die „Elbe“ noch 2 Dampfpumpen, welche ganz unabhängig arbeiteten und im Falle des Bedarfs angestellt werden konnten. Dass diese Hülfsmittel nicht in Aktion treten konnten, erklärt sich aus der colossalen Verletzung, welche das Schiff getroffen und aus dem sehr erschwerenden Umstande, dass ein stürmisches Wetter und hoher Seegang herrschte. Wenn das Unglück es will, so kann man auch mit den besten Constructionen und Einrichtungen nicht das Verderben abwenden, wie ja der Untergang des englischen Panzerschiffs Victoria bewiesen. Dass sich ja stets Stimmen erheben, welche verlangen, man solle Vorsichtsmaassregeln treffen, um der Wiederkehr ähnlicher Vorkommnisse vorzubeugen, ist sehr verständlich, allein höchst bedauerlich ist es, wenn in solchem Falle, besonders von Nichtsachverständigen gleich Verdächtigungen und Tadel ausgesprochen werden, welche jeder Grundlage entbehren. Gerade bei unsern deutschen Rhedereien ist der Procentsatz der verlorenen Schiffe der kleinste, gerade auf den Flotten unserer grossen Rhedereien herrscht eine musterhafte Ordnung und Gewissenhaftigkeit und wird trotz noch so grosser Kosten stets den Fortschritten der Zeit Rechnung getragen. Dasjenige aber, worauf wohl am zweckmässigsten das Augenmerk zu richten wäre, sind die Dienstverhältnisse auf den kleineren, regelmässige und sehr anstrengende Touren fahrenden Dampfern, speciell den Kohlendampfern zwischen England und dem Continente. Solch ein mit Kohlen beladener Dampfer ist noch nicht im Hafen vor Anker gegangen, und schon ist ihm ein Boot mit den Kohlenjumpers (Arbeitern, welche die Kohlen aus dem Schiffe löschen) entgegen gefahren und hat die Arbeit im Akkord genommen. Schon während der Dampfer vor Anker geht, haben die Leute mit dem Löschen begonnen und hören nicht eher auf, bis der Dampfer leer ist. Das dauert je nach der Grösse des Dampfers oft 12, oft mehr Stunden und sofort geht der Dampfer dann in Ballast wieder in See, um in England mit gleicher Schnelligkeit wieder beladen zu werden und wieder zum Continente zu fahren. Dass dieser Dienst ein ungemein anstrengender ist, liegt auf der Hand; Ruhe hat daher der Capitain wie die Mannschaft eigentlich blos während der Fahrt und doch sollte man hier gerade wegen der Möglichkeit einer Collision am wachsamsten sein. Es ist dies ein Punkt, der wohl einer eingehenden Untersuchung unterworfen werden sollte und der, wenn er richtig gelöst würde, fraglos zur Sicherheit der Canalfahrt beitragen würde, zumal wenn man den Bericht der Donau vom 16. dieses in Betracht zieht, der folgendermassen lautet: Der in Hamburg eingetroffene Dampfer „Donau“ theilt mit, dass er im Kanal beinahe mit einem englischen Kohlendampfer, der leider unbekannt geblieben ist, in gleicher Weise angerannt worden wäre, wie die verunglückte „Elbe“. Der Engländer sei entschieden mit einer schlechten und unaufmerksamen Wache versehen gewesen und entging die Donau einem Unglück nur durch die Wachsamkeit der Mannschaft, welche Contredampf und ein ausweichendes Steuerkommando gab. Dennoch wurde der deutsche Dampfer von dem Engländer seitwärts gestreift.“

Was nun schliesslich die Bootsfrage betrifft, so ist jeder Dampfer nach den Vorschriften der Seeberufsgenossenschaft mit einer seiner Passagier- und Mannschaftszahl entsprechenden Anzahl von Booten (Rettungsbooten) ausgerüstet. Diese Boote sind stets von vorzüglicher Bauart und Ausrüstung und ungemein seetüchtig. In jedem Boote befinden sich die nöthigen Aus-

Digitized by Google

rüstungsgegenstände (Mast, Segel, Riemen, Steuer, Compass, Proviant etc. etc.) und haben die Boote ausserdem Luftkästen, meist vorn und hinten und unter den Duchten (Bänken), welche sie gegen Versinken schützen. Sie fassen ca. 80 bis 100 Personen und ist die Mannschaft genau auf die Boote vertheilt. Vor Antritt einer jeden Reise fertigt der 1. Offizier die Bootsrolle aus, nach welcher für jedes Boot die Besatzung mit Namen und Rang bestimmt ist. Das gerettete Boot der „Elbe" war nun keins von den grossen Rettungsbooten, sondern eine kleine Gig, welche ca. 15 Personen fassen konnte. Vielleicht kann man sagen, dass es unter den schwierigen Verhältnissen noch ein Glück für dieses Boot war, dass so viele Seeleute sich in demselben befanden; wäre das Verhältniss der Passagierzahl zur Mannschaftszahl ein umgekehrtes gewesen, so ist es fraglich, ob auch dieses Boot sich so lange gegen die See hätte halten können, bis Hülfe kam; denn als der Wildflower die Leute aufnahm, waren selbst die abgehärteten Seeleute kaum noch im Stande, das Boot zu steuern; Passagiere würden wohl schon lange vorher versagt haben.

Ich habe versucht, die technischen Fragen, welche bei dem Untergang der „Elbe" in Betracht kommen, zu streifen; möge es mir gelungen sein, den Lesern, welche durch manche irrige, vielleicht auch tendenziöse Berichte über den Vorfall an manchen Einrichtungen unserer grossen, schönen Schiffe irre geworden sind, das Vertrauen zu unseren grossen Rhedereien und zur Tüchtigkeit unserer Schiffbauer und unserer Seeleute wiederzugeben!

GABRIELE D'ANNUNZIO.*)

VON

Dr. ROBERT SAITSCHICK.

I.

Das Hauptmerkmal des modernen Denkens und Fühlens oder, besser zu sagen, der modernen Seele besteht in der Abwesenheit der Naivetät, in der tiefen Kenntniss der innersten Triebe des menschlichen Herzens, in einem eigentümlichen Dualismus, der die Ursachen seines Entstehens genau kennt, in einem mächtigen Verlangen nach Einheit der Seelenkräfte. Wir ringen jetzt nach Einheit, aber mit der naiven Einheit und unschuldigen Glückseligkeit können wir uns keinesfalls zufrieden geben. Es wäre zwar falsch, anzunehmen, die früheren Geschlechter hätten von der Natur unserer Geisteskämpfe gar nichts gewusst, aber unbedingt wahr ist, dass wir jetzt, ich will nicht sagen tiefer (tiefe Menschen hat es immer gegeben), sondern vielseitiger in der Tiefe geworden sind. Unsere Tiefe ist eine complicirte Tiefe. Diejenigen,

*) Terra vergine (Novellen), Roma, Sommaruga 1882; Intermezzo di rime (Roma 1883), edizione definitiva Napoli, Bideri, 1894; Il libro delle Vergini (Novellen), Roma, Sommaruga, 1884; San Pantaleone (Novellen), Firenze, Barbera, 1886; Il Piacere, romanzo, 1889, sesta edizione, Milano, Treves, 1894; Giovanni Episcopo, romanzo, Napoli, Luigi Pierro, 1892; L'Innocente, Napoli, Bideri, 1892; Elegie romane (1887–1891), Bologna, Zanichelli, 1892; Poesie (1885—1888), Milano, Treves, 1890. Poesie (1891 bis 1893), Milano, Treves, 1893; Trionfo de la Morte, romanzo, Milano, Treves, 1894.

Digitized by Google

die behaupten, das Heil der Seele liege in der Einfachheit, und sich desshalb von den Werken unsrer complicirten modernen Kunst und Denkens eher abgestossen als angezogen fühlen, scheinen jedenfalls geneigt zu sein, die Tiefe als eine überflüssige und nicht ganz angenehme Erscheinung zu betrachten. Wer hingegen die Seele des Menschen mit dem Maasstab der Tiefe zu messen gewohnt ist, wird zugeben müssen, dass das moderne Fühlen jedenfalls nicht oberflächlich ist und eine ganze Anzahl Erscheinungen in sich trägt, die eine tiefere Lösung erfordern als die, welche den früheren Geschlechtern genügte. Woran die Schuld liege, dass die früheren Lösungen uns nicht mehr befriedigen, ist überflüssig zu erörtern. In Geistessachen handelt es sich für den Einzelnen wie für ganze Geschlechter hauptsächlich darum, das Leben aufs neue und zwar auf selbständige Weise anzufangen.

Einer der bedeutendsten Künstler, die aus dem modernen Leben hervorgingen und im modernen Leben ganz aufgehen, ist Gabriele d'Annunzio. Er kann auch als der ausgeprägteste Typus der modernen Seele gelten.

Tief bis zur Grausamkeit, mit einer gewissen Wollust seine Seele zergliedernd, immer aufs neue die Beziehungen zur Aussenwelt herstellend, bald sich in der Natur und bald die Natur in sich verlierend, bald die Welt aus lauter Tiefe verneinend und bald das Leben ebenso tief auf Grund einer angehäuften Energie des Denkens bejahend, nicht naiv, sondern bewusst, aus einem zum Durchbruch gelangenden Ueberschuss von Lebenskräften bejahend — mit diesen Eigenschaften seines Naturells vereinigt d'Annunzio ein grosses künstlerisches Talent. Die tiefsten Gedanken vermag d'Annunzio in eine Form zu hüllen, die durchsichtig, klar und plastisch im sprachlichen und künstlerischen Ausdruck ist. Für die complicirtesten Vorgänge der Seele findet er den schöpferischen und erschöpfenden Ausdruck. Er fixirt den Augenblick einer Seelenerscheinung mit dem klaren Selbstbewusstsein eines bezwingenden Geistes, der mit dem subtilsten Fluidum aufs richtigste und genaueste umzugehen versteht.

Ein schöpferischer Geist, ist er ein Künstler in seiner Weltbetrachtung und ein Weltbeobachter in seiner Kunst. Die verschiedensten Zustände der Seele genau kennend, ist er weit davon entfernt, seine innere Welt in eine dogmatische Formel einzuschliessen. Nichts ist ihm so fremd als der enge abstrakte Begriff. Was er in der Welt sucht, ist das Schauen des grossen Mysteriums. Nicht lösen will er es, sondern schauen. Er sagt sogar, er habe es einmal in der nächsten Nähe gesehen, er erinnere sich jedoch nicht mehr, wo und wie. Man trachte aber nicht ihn zu überzeugen, es sei vielleicht im Traum gewesen, man suche nur nicht ihm beizubringen, das Leben sei gar nicht so geheimnissvoll, wie er es glaube.

Für d'Annunzio bleibt das Leben ein grosses Geheimniss wie für jeden, der mit den Nachtgeistern der menschlichen Seele zu verkehren pflegt. Wer im Leben nichts als einen ganz vernünftigen Zusammenhang klarer Thatsachen erblickt, der kennt nur die Oberfläche der Lebenserscheinungen. Wer sich aber mit der Oberfläche nicht zufrieden giebt, weiss, dass sich hinter der bunten Hülle eine furchtbare Tiefe verbirgt, die zuweilen wie das Echo einer unterirdischen Welt in die logische Harmonie unserer Gedanken hineintönt. D'Annunzio hat die Geisterwelt durchwandert und genau durchforscht. Er entwirft von dieser Welt nicht so grausame Bilder wie sein Vorgänger Dostojewski, aber er kennt sie fast ebenso tief.

Das Verlangen, in die Unterwelt der Geister herunterzusteigen, scheint in ihm wach geworden zu sein, als er mit der Heftigkeit einer leidenschaftlichen Natur seine unersättlichen Sinne in die Welt hinausschickte und später, etwas ermüdet und unbefriedigt, das ungelöschte Feuer der Sinne in sein Denken eindringen sah. Nicht umsonst hat er schon als blutjunger Mensch von der sinnlichen Leidenschaft („Lussuria Onnipotente", er nennt sie auch einmal „ardore carnale") als von „der Mutter aller Geheimnisse und aller Träume" gesprochen. Wie jede leidenschaftliche Natur, deren Unersättlichkeit auch in Dingen des Geistes bestehen bleibt, war er durch die innere

Digitized by Google

Spaltung zu einer tieferen Auffassung der Seelenkräfte geführt. Wie jeder fein veranlagte Mensch, deren Tiefe aus der Intensität der durchlebten Gegensätze kommt, scheint d'Annunzio mit einer grossen Schnelligkeit gelebt zu haben.

Wem die Natur des beschleunigten Innenlebens nicht ganz fremd ist, der wird wohl begreifen, warum d'Annunzio diesen Beschleunigungsprocess, aus dem man mit der Frage hervorgeht, ob man vor einigen Tagen wirklich derselbe Mensch war, der man heute zu sein scheint, und nicht vielmehr ein ganz andrer, „das wundervollste und schrecklichste Phänomen im Weltall" nennt. Denn wirklich, wo ist der Hafen, in welchem unser im Ocean des Lebens herumgeworfenes Ich landen kann, wenn unser Ich von vornherein weiss, dass es keine feste Erde giebt? Wer mit sich vergangene und scheinbar untergegangene Menschen führt, ist nur allzu geneigt, in die Einheit unserer Seelenkräfte kein festes Vertrauen zu haben, der sieht manches, was zwar den anderen nicht klar, aber ihm selbst desto klarer ist, der sucht hinter der Welt der Thatsachen eine andere, tiefere, complicirtere Welt von Ursachen. Und je klarer man das Mysterium zu sehen beginnt, desto oberflächlicher erscheinen uns die mechanischen Formeln, in denen die allzuvernünftige Weisheit der Alltagsweisen ihre trockenen Beobachtungen niederzulegen pflegt. Man fühlt sich angeekelt von dieser unschöpferischen Menschlichkeit und sehnt sich dann nach einer tieferen, bezwingenderen Erklärung des Wichtigsten.

Während aber ein so tiefer Mensch wie Dostojewski, dessen Tiefe nur ausreichte, um eine Welt zu durchdringen und zu zerstören, ohne die klaren Höhen der selbstfrohen aufbauenden Lebenskraft zu erreichen, zu einem unklaren und dogmatischen Mysticismus gelangte, ist d'Annunzio zu sehr Künstler, als dass er sich im Dunkel wohlfühlen könnte.*) Ihm ist vielmehr die Kunst Alles, denn die Kunst ist das Schöpferische, das Lichtgebärende, während das Denken, das unkünstlerische Denken in Wehen ringt und zuweilen auch in Wehen untergeht.

Was Dostojewski, an den d'Annunzio durch die Tiefe der psychologischen Analyse erinnert, fehlte, war eben die künstlerische Form. Dostojewski erblickte in der Kunst eher alles andere als eine Religion und eine Weltanschauung; vielleicht war er eben deshalb vom Mysticismus angefressen, weil ihm das künstlerische Können, das Gefallen und das Vermögen der plastischen Form abging. Auch für d'Annunzio scheint die Gefahr nicht allzuweit gelegen zu sein, denn er kennt zu gut die geheimsten Regungen der mystisch veranlagten Menschen, um sie nicht in gewissen Augenblicken an sich selbst gespürt und durchgemacht zu haben. Allein die plastische Klarheit, man möchte fast sagen der künstlerische Erhaltungstrieb seines Naturells hielt ihn von allem mystischen Dunkel fern.

Es ist eine seltene Gabe und eine nicht hoch genug anzuschlagende Kraft, die Tiefe der Seelenanalyse mit einem wunderbaren plastischen Können zu vereinigen. D'Annunzio handhabt die italienische Sprache mit einer Virtuosität, die die geringsten Nüancen der complicirtesten Gedanken- und Gefühlsreihen wiederzugeben vermag. Er hat aus der Sprache eines der vollkommensten musikalischen Instrumente gemacht. Besonders bewundernswerth ist seine Prosa. Selbst wo er, wie an einigen Stellen in „Trionfo de la Morte", durch das zu ausgedehnte Entwickeln von Einzelheiten zu ermüden anfängt, fesselt er noch durch das prächtige Farbenspiel der sprachlichen Melodie. Die Vergleiche und Metaphern seiner Sprache sind höchst ausdrucksvoll und malerisch. Mit den verschiedensten Künsten genau vertraut, schöpft er aus

*) Es wird vielleicht von Interesse sein, hier anzuführen, dass Fr. Nietzsche den Verfasser der „Memoiren aus dem Todtenhaus" und der „Gebrüder Karamasow" den einzigen Psychologen nennt, von dem er etwas zu lernen hatte. „Er gehört zu den schönsten Glückfällen meines Lebens, mehr noch als die Entdeckung Stendhal's. Dieser tiefe Mensch, der zehn Mal Recht hatte, die oberflächlichen Deutschen gering zu schätzen . . . ." (Friedrich Nietzsche, Götzendämmerung.)

Digitized by Google

ihnen Vergleiche, die, wenn sie sich nur nicht allzuoft wiederholen würden, als Bereicherung der Mittel der modernen Metapher angesehen werden könnten. Seine Beschreibungen der Empfindungen und Bilder, welche die Musik in unserer Seele hervorruft, sind echte Musikmalerei, die nur entzücken kann. Nur ein echter und tiefer Künstler vermag die inneren Vorgänge der feinsten Regungen unserer Seele so klar und so schön dem Auge und dem Ohre zugleich zu veranschaulichen. Merkwürdig ist die Art, wie er die Erscheinungen der äusseren Natur in die psychologisch gehaltene Erzählung seiner Romane hineinspielen lässt. Die flüchtig entworfene Landschaft hat bei ihm ein äusserst tiefes Colorit, das mit der psychologischen Stimmung wunderbar übereinstimmt. Die Beschreibung des Gesanges der Nachtigall in „L'Innocente" ist ein Meisterstück einer eigenthümlichen Malerei. Durch alle sechs Bücher von „Trionfo de la Morte" geht eine landschaftliche Stimmung, die von der packendsten Wirkung ist.

Von ganz origineller Wirkung sind auch alle Stimmungslieder d'Annunzios (man lese z. B. die Gedichte: Donna Francesca in „La Chimera" oder solche Gedichte wie Autunno und Un sogno in „Poema Paradisiaco"). Wie verschieden sind die lyrischen Gedichte d'Annunzios von den abgedroschenen Natur- und Stimmungsbildern, was für tiefe und klare Töne werden hier angeschlagen, um den Widerhall der Natur in einer fein und tief empfindenden Seele wiederzugeben! Und dabei drängt sich diese feinfühlende Seele keineswegs auf, es sind Stimmungen, keine Reflexionen, es sind Töne und Farben, keine gesuchten Gedanken. Ein ewig Neugieriger und Weiterschreitender, will d'Annunzio alle Kunstformen erproben und alle Gefühlsweisen durchkosten. Nicht umsonst hatte er schon in einem seiner ersten Gedichte, die er als frühreifer Jüngling dichtete, den glühenden Wunsch ausgesprochen, einen ganz neuen Sinn zu besitzen (Chi potrà darmi un qualche nuovo senso?), denn schon damals widerstrebten ihm alle ausgetretenen Wege. Mann kann schon in „Intermezzo di rimi" alle Anzeichen einer selbständigen und sehr originellen künstlerischen Persönlichkeit wahrnehmen. Der junge Dichter schliesst sein „Intermezzo":

„In ogni cerchio genera la Vita
Novelle forme, e chiude ogni conchiglia
Perle che il Sol non mai vide, o Poeti."

II.

Der Jüngling hat schnell gelebt und ist ein gereifter und vielerfahrener Mann geworden. Die Kunst war ihm der Ausweg aus dem Dunkel und der Triumphzug in eine Welt des Lichtes. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass d'Annunzio in dem Helden seines Romans „Il Piacere" sich selbst geschildert hat. Die Kunstansichten Andrea Sperellis sind die d'Annunzio's, wie sie ihm in einer gewissen Epoche seines Lebens geläufig waren und, inwiefern man von einer so beweglichen und entwicklungsfähigen Natur Bestimmtes voraussagen kann, auch weiter ein Bestandtheil seiner Kunstauffassung oder, was bei ihm fast dasselbe ist, seiner Lebensauffassung bleiben werden. Die Kunst ist Alles -- sagt Sperelli. „Sie kann die geringsten Regungen des Gefühles und der Empfindung wiedergeben, das Undefinirbare definiren, das Unaussprechliche aussprechen, das Unbegrenzbare umfassen, alle Abgründe durchdringen, sie kann die Dimensionen der Ewigkeit sich zu eigen machen, das Uebermenschliche, Uebernatürliche, Wundervollste darstellen, sie kann wie ein Wein berauschen und wie eine Extase entzücken, sie kann unsere Vernunft, unseren Geist, unseren Körper besitzen, kurz das Absolute erreichen. Ein vollendeter Vers ist absolut, unveränderlich, unsterblich; er enthält in sich die Worte fest wie ein Diamant, er schliesst den Gedanken wie in einen eng umspannenden Kreis ein, den keine Kraft je zu brechen vermag, er wird unabhängig von allen Banden und von aller Gewalt, er gehört nicht mehr dem Künstler, sondern Allen und Niemand, wie der Raum, wie das Licht, wie die immanenten und ewigen Dinge."

Digitized by Google

Diese Apotheose des künstlerischen Schaffens in „Il Piacere" konnte nur von einem Dichter ausgehen, der in der Kunst die einzige Rettung vor den untergrabenden Gegensätzen seiner Sinne und seines Geistes zu finden hoffte. Man kann sich nichts lebendigeres und anschaulicheres denken als die tiefe und so plastische Schilderung der Gegensätze einer Künstlerseele in „Il Piacere". In der Kunst fand der Dichter Sperelli Heilung für alle seine wirklichen und eingebildeten Wunden, die er aus dem zweifachen, sinnlichen und geistigen, Liebestraum davontrug. Auch der Dichter d'Annunzio hat in der Kunst Rettung vor dem drohenden Zusammenbruch seiner Seelenkräfte gefunden.

O poeta, divina è la Parola,
Ne la pura Bellezza il ciel ripose
Ogni nostra letizia; e il Verso è tutto —

schreibt d'Annunzio fast zur selben Zeit, in welche das Entstehen des Romanes „Il Piacere" gehört. Die reine künstlerische Schönheit wurde ihm das einzige Lebensideal, denn seine künstlerische Natur hatte kein anderes Ideal und konnte kaum ein anderes Ideal besitzen. Alle seine Seelenkräfte waren auf die verzehrende Liebe verbraucht worden. (Don Juans Zauber liegt mehr in seinem Ruf als in seiner Person — bemerkt einmal d'Annunzio, vielleicht weiss er es aus eigener Erfahrung.) Aber weil er in der Liebe die Befriedigung, die Lösung der Gegensätze seiner Seele suchte, konnte ihm die Liebe diese Befriedigung nicht gewähren. Solche Naturen werden durch die Liebe bloss trauriger in der innersten Trauer, die auf dem Grunde ihrer Seele wohnt. D'Annunzio hat in „Trionfo de la Morte" mit seltener plastischer Kraft die geheimsten Regungen solcher Naturen geschildert. Die Seelentiefe von Giorgio Aurispa ist die Tiefe der modernen Seele mit allen ihren Abgründen, mit ihren sich widersprechenden und sich ausschliessenden Wünschen, mit ihrem unwiderstehlichen Streben nach unbegrenzter Unabhängigkeit, mit ihrem verzweifelten Ringen nach innerer und absoluter Erkenntniss.

„Trionfo de la Morte" ist vielleicht das bedeutendste Werk nicht nur der neueren italienischen Litteratur. Es ist ein künstlerisches Werk, in welchem das ganze moderne Denken und Fühlen ihren typischen, poetischen und plastischen Ausdruck gefunden haben. Der Widerhall fast aller Ideen, von denen die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts beherrscht wird, in der Seele eines empfänglichen, nach dem Endzweck des Lebens, nach individueller Erkenntniss ringenden Menschen ist hier von d'Annunzio mit seltener Tiefe und Sicherheit dargestellt. Nicht in todten Symbolen, sondern in lebendigen Gestalten kommt hier der Geisteskampf der vielleicht überreifen, aber jedenfalls nicht unreifen modernen Seele zum Ausdruck.

Dass die Geisteskämpfe des heutigen Menschen von ganz besonderer Intensität sind, das kann nur derjenige in Abrede stellen, der sich niemals die Mühe genommen hat, mit sich zu kämpfen, d. h. selbständig zu denken und selbständig zu leben. Ob wir endlich an die genügende Lösung der verschiedenen Widersprüche, die wir in uns tragen, gelangen, ob wir wirklich die nötige Energie in uns finden werden, eine neue Welt aufzubauen, ob wir nicht vielmehr in den Kämpfen, die doch nicht zufällig, sondern mit Naturnothwendigkeit in unserer Seele entstanden sind, gleich Giorgio Aurispa in „Trionfo de la Morte", erliegen werden, das vermag man, wie alles bedeutende im Leben, eher zu fragen, als zu beantworten. Ob der Mensch überhaupt dazu da sei, um individuelle Freiheit und Selbständigkeit zu erlangen, das ist ein sehr alter Zweifel, der die Eigenthümlichkeit hat, jeden Herbst auf die Welt zu kommen, — aber jeder Frühling zeitigt auch neue Kämpfe und neue Wünsche.

D'Annunzio kennt die Kämpfe und Wünsche der neueren Generation als Einer, der sie an sich selbst erfahren und durchgemacht hat. Eine ganze Last schwerer Kulturschichten liegt auf seinen Schultern. Der Neugierige liess sich die bittere Wollust nicht nehmen, Alles zu sehen, Alles zu denken, Alles zu lieben und Allem gleichgültig zu werden. Er wollte wissen, wie es die früheren Geschlechter mit dem Leben gemeint hatten, er ging zu den Religionsstiftern

Digitized by Google

und Philosophen, nach Indien und Griechenland, ins Mittelalter und zu seinen italienischen Altvordern, den grausamen Lebenskünstlern der Renaissance, sein wollüstiges Verlangen nach Allgegenwart hatte keine Grenzen, Musik und Malerei, Wissenschaft und Litteratur — nichts war genug, um den brennenden Durst seiner wollüstigen Neugier zu stillen. Er hat zu viel gesehen und zu viel gelebt. Er wurde bald unwillkürlich traurig wie Jeder, der sich auf einmal gezwungen sieht, Vieles zu vergessen und Vieles zu verlernen.

Die russischen Romanschreiber mit ihrem seltsamen Gemisch von realistischer Kunst und tiefer Lebensweisheit, Schopenhauer, Wagner und Nietzsche — bei allen hatte er seinen Aufenthalt gemacht. Die künstlerische Frucht dieser langjährigen Reise war „Trionfo de la Morte". Es war aber die Reise eines neugierigen Künstlers, der die Wahrheit nur deshalb suchte, um sie in Kunst zu verwandeln. Wie gegen die Liebe, hat er auch gegen die Wahrheit in der Kunst Rettung gesucht und gefunden. Es ist wirklich keine geringe Kunst, der Wahrheit zu entgehen, wenn man sich so lange in ihrer Nähe befand. Ein so grosser Künstler wie Tolstoi hat die verzehrenden Blicke der nahe geschauten Wahrheit nicht zu ertragen vermocht. D'Annunzio ist zu der Wahrheit als Künstler gekommen und hat sie als Künstler verlassen.

Vielseitig in seiner Begabung, ist d'Annunzio nicht nur ein tiefer Seelenschilderer, sondern auch ein getreuer Beobachter der Wirklichkeit. Die Volksscenen in „Trionfo de la Morte", die Scene im Restaurant mit den leichtfertigen Weibern, die typische Schilderung des römischen high-life, die Beschreibung des Wettrennens und besonders die Charakteristik Lord Heathfields und seiner obscönen Antiquitätenliebe in „Il Piacere" sind Meisterstücke realistischer Kunst, die nur etwa mit ähnlichen in Tolstois „Anna Karenina" verglichen werden können. Auch d'Annunzios psychologische Tiefe und plastische Anschaulichkeit in der Wiedergabe seiner Frauengestalten können wieder etwa bloss in den grossen Romanen Tolstois einen passenden Vergleich finden. Ippolita in „Trionfo de la Morte" ist die personifizirte Frauenseele überhaupt, mit all ihrer sphinxartigen Tiefe, Oberflächlichkeit und Anziehungskraft.

Als besonders grosser Künstler erscheint d'Annunzio in der Schilderung der psychologischen Motive der Liebe, hier übertrifft er die grossen russischen Psychologen, denn, wo diese aus realistischem Instinkt zu sprechen aufhören, dort lässt sich d'Annunzio nicht unterbrechen und findet die künstlerischen Mittel, selbst das Unsagbare in unübertroffener Weise zu sagen. Das grosse plastische Talent, das seine Gedichte „Elegie romane", „La Chimera" und „Poema Paradisiaco" auszeichnet, steht ihm auch beim Ausmalen dieser nichts verschweigenden und dabei doch unnahbaren Liebesscenen in seinen Romanen zu Gebote.

Der weitgehende Individualist in d'Annunzio betrachtet die Liebe als einen hartnäckigen Kampf der Geschlechter, er findet sein Genügen daran, die anziehenden und abstossenden Kräfte der Liebe bis in ihre subtilsten Wirkungen zu verfolgen. Er fürchtet nicht, der Sphinx des Lebens ganz nahe zu treten, das Weib und die Liebe betrachtet er als einen bedeutenden Teil des grossen Rätsels, das er durch die tiefe künstlerische Erfassung löst, während er es darstellt. Das Rätsel des Weibes und der Kampf der Sinne mit dem Geiste — ich wüsste keinen zu nennen, der sie mit so bezwingender, intuitiv-schöpferischer und plastischer Kraft schildert wie d'Annunzio.

Wer jedoch den Verfasser von „Trionfo de la Morte" nur durch seine Romane kennt, dem entgeht eine ganze Seite seiner vielgestaltigen Begabung. Fast nicht weniger als seine Romane gehören seine kleinen lyrischen und epischen Werke zu den wirkungsvollsten Erscheinungen des modernen Geistes und der modernen Dichtung.*)

*) Gabriele d'Annunzio's Roman l'Innocente bieten wir unsern Lesern nächstens in erstmaliger deutscher Übersetzung. D. R.

Digitized by Google

DIE MODERNE SCHAUSPIELKUNST.

VON

EDMUND W. RELLS.

Wie immer gegen Schluss der Spielzeit befinden sich jetzt wieder einige berühmte Schauspieler auf ihrer Wanderschaft und zwar Schauspieler, an denen man gewisse Bedingungen und Richtungen der Bühnenkunst wie an Musterbeispielen studieren kann. Ihretwegen nimmt das Publikum die ältesten und schlechtesten Stücke willig in den Kauf; ja es bildet sich wohl gar in Uebereinstimmung mit den Mimen ein, dass die elende Fabrikwaare, die geflissentlich auf dichterischen Wert verzichtet, die beste Gelegenheit zur Kunstentfaltung biete. Die Poesie eines Theaterstückes könne man auch mit Hülfe der gefälligen Leihbibliothek kennen lernen; wer aber zehn Mark für einen Parquetplatz zahlt, der dürfe verlangen, dass er den betreffenden Tragöden in einer mit Pointen gespickten „Glanzrolle" sieht. Jedesmal, wenn ich dergleichen Argumentationen höre, gerate ich in haarzerraufende, giftzuckende, fusstrampelnde Wut. Denn in diesen landläufigen Gedankengängen steckt ein solcher Rattenkönig von Missverständnissen, dass nur mit einem ziemlichen Aufwand von Ueberlegungen aus ihm heraus zu kommen ist. Hätte jene Ansicht wenigstens das Gute, dass sie die richtige Beurteilung der rein schauspielerischen Leistung förderte! Aber selbst das ist nicht der Fall und so lohnt es wohl der Mühe, die Dinge einmal näher ins Auge zu fassen.

Die Schauspieler sind nichts anderes als die bevollmächtigten Minister des Dichters bei S. M. dem Publikum, d. h. sie nehmen eine Mittelstellung ein zwischen Produzent und Konsument und wirken lediglich im Verein mit einander. Das Drama ist nämlich seinem Wesen nach so beschaffen, dass es erst in der Aufführung sich vollendet, vor der Darstellung und ohne sie unfertig ist; es müssen demnach im Auftrage des Dichters mehrere Schauspieler sich zusammenfinden, die seinem Werk den Lebensodem einhauchen. In einer solchen zwar ehrenvollen und notwendigen, aber doch dienenden und niemals isolierten Stellung befindet sich jeder Schauspieler. Der Schauspieler hat, nach Eckhofs Wort, dem Dichter, wenn er sich in das Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften versenkt, so lange nachzutauchen, bis er ihn findet. Handelt er so, dann wird man ihn neben der dargestellten Persönlichkeit beinahe vergessen. Je mehr der Schauspieler einfältiglich bescheiden den Charakter seiner Rolle abspiegelt, desto grösser ist er, und am grössten ist er, wenn man garnicht an ihn denkt. Wir Anderen sollen dementsprechend in das Theater gehen, um ein Stück zu sehen, nicht jedoch, um Herrn Müller und Fräulein Schulze zu bewundern. Nur insofern kann nach beiden Seiten hin eine Ausnahme zugestanden werden, als den wahrhaft grossen Aufgaben der Schauspielkunst gegenüber eine mehrfache Darstellungsweise möglich und diese Darstellungsweise den Hörern von besonderem Interesse ist. Charaktere wie Hamlet und Faust sind niemals völlig auszuschöpfen. Sie können immer

Digitized by Google

wieder neu und eigenartig aufgefasst werden, weil jeder bedeutende Künstler sich bewusst oder unbewusst einen seiner Natur gemässen Grundzug der Rolle am innigsten zu eigen macht. Das nun darf gelegentlich unsere Aufmerksamkeit auf den Schauspieler lenken.

Prüfen wir von diesem Gesichtspunkte aus z. B. eine beliebige Darstellung des Hamlet und vergleichen wir die moderne Auffassung mit Berichten aus älterer Zeit, so tritt uns ein sehr merkwürdiger Umstand entgegen. Nicht nur individuelle Unterschiede sind zwischen Garrick, Kean, Devrient, Dessoir, Rossi vorhanden — davon haben wir soeben gesprochen und das wäre uns leicht verständlich —, sondern auch sozusagen geschichtliche Verschiedenheiten liegen vor. Zur Zeit Garricks hat man überhaupt den Hamlet anders gespielt als heute. Bereits die Bühne sah anders aus. Shakespeares einfache Szene ohne Wechsel des Schauplatzes war freilich verlassen, indessen Ausstattung und Inszenierung liessen doch, an unseren Begriffen gemessen, so ziemlich Alles zu wünschen übrig. Garrick hatte auch schon die Zuschauer von der Bühne entfernt, denn es war einmal geschehen, als er zu Dublin den Lear spielte und im vierten Akt, das Haupt auf Cordelias Schoss, entschlummert war, dass ein junger Gentleman aus den Kulissen trat und ganz unbefangen Mrs. Woffington-Cordelia umarmte. Also der Anblick der damaligen Szene würde für uns seltsam, immerhin erträglich sein. Nun aber trug Garrick als Hamlet den schwarzen Gesellschaftsanzug seiner Tage, den habit habillé, und Ophelia bewegte sich in einem ungeheuren Reifrock. Das wäre bereits schmerzlicher. Vor allen Dingen jedoch dürfte uns die Art der Darstellung höchst wunderlich und verkünstelt vorkommen, soweit nach Kritiken und Berichten geurteilt werden kann. Damals dagegen bewunderte man gerade die Natürlichkeit Garricks. Lichtenberg berichtete aus England: „Das Aeussere Garricks zeigt sich vollendet in Ebenmass, Bewegung, Sicherheit, Anstand; überall eine unbeschreiblich gefällige Leichtigkeit, und doch die Gabe zu individualisieren im höchsten Masse, niemals ein ängstliches Bestreben zu gefallen — so erscheint er unter den Uebrigen wie ein Mensch unter Marionetten."

Menschen, vollendete Menschen sollten ferner, etwa fünfzig Jahre später, die Weimarer Schauspieler darstellen. Die dort massgebenden Grundsätze hat Goethe 1802 in einem Aufsatz „Weimarisches Hoftheater" auseinandergesetzt. Dass der Schauspieler den geforderten fremden Charakter spiele und eine rhythmische Dichtung mit richtiger musikalischer Empfindung wiedergebe, das sind dort die Hauptforderungen. In den von Eckermann niedergeschriebenen „Regeln für Schauspieler" wird die beständige Rücksicht auf den Zuschauer und Hörer in den Vordergrund gestellt. Goethe verlangt vom Schauspieler ein strenges Masshalten in allen Aeusserungen der Lebendigkeit, anmutige Bewegungen der Gliedmassen, krystallhelle Verständlichkeit der Rede und harmonische Deklamation der Verse. „Der Vortrag wurde von ihm in den Proben ganz in der Art geleitet, wie eine Oper eingeübt wird: die Tempi, die Fortes und Pianos, das Crescendo und Diminuendo u. s. w. werden von ihm bestimmt und mit der sorgfältigsten Strenge bewacht." Ein solcher Singsang war den Höchstgebildeten beim Beginne dieses Jahrhunderts erträglich, einfach deshalb, weil die Vorstellungen von der Aufgabe der Schauspielkunst damals ihr besonderes Gepräge hatten. Dies nun ist überhaupt das Entscheidende: in der geschichtlichen Entwickelung der Kultur verschieben sich allmählich die Ansichten von Welt und Menschen; was einst „natürlich" war, gilt heute als unnatürlich, da wir die Dinge anders ansehen als unsere Vorfahren. Neben den bleibenden ästhetischen Anforderungen an den Schauspieler giebt es also geschichtlich begrenzte, dem jeweiligen Zeitbewusstsein entspringende Ansprüche. Eine allgemeine Norm war die oben gegebene Bestimmung über das Verhältnis des darstellenden Künstlers zum dramatischen Dichter; eine vergängliche Regel ist es, wenn wir Modernen verlangen, dass der Vers möglichst prosaähnlich und mit freier Betonung gesprochen werde.

Dadurch, dass zwischen dem Allgemeingültigen und dem geschichtlich Wechselnden nicht hinreichend unterschieden wird, erklären sich manche Fehler

Digitized by Google

der üblichen Theaterkritik. Indessen ist zuzugeben, dass wir uns gerade jetzt in einer ziemlich verworrenen Lage befinden. Denn wir leben in der Dämmerung zweier Welten: das Alte entschwindet soeben unseren Augen und undeutlich erkennen wir das Lenzpanier einer neuen Zeit. Der Künstler ist wegen dieses Uebergangscharakters der Gegenwart auf unstätes Tasten und Experimentieren angewiesen. Friedrich Haase und Adolf Sonnenthal sind ihm nicht mehr, Josef Kainz und Emanuel Reicher noch nicht vorbildlich. Dazu kommt, dass die zunehmende Freizügigkeit des Standes feste Linien von Schulen nicht mehr bestehen lässt. Man hat gesagt, wir sollten uns nach den Italienern bilden. Aber die Italiener haben keineswegs ein bestimmtes Prinzip entwickelt, sondern blos bedeutende Persönlickkeiten gebracht. Rossi ist äusserst „realistisch", sei es dass er das letzte Zucken eines Sterbenden vorführt oder mit wollustzitternder Stimme und unzweideutiger Geberde das Wort „Andiamo" hervorstösst, mit dem er Desdemona gehen heisst. Salvini dagegen ist masslos in der Mässigung und in manchen Beziehungen Rossis Widerspiel. Frau Eleonora Duse endlich transponiert alle Rollen in die Tonart des instinktiv Weiblichen, spielt stets die innerlich gebrochene, ihrer Qual halbbewusste moderne Frau. Wo ist da ein Prinzip, nach dem wir uns richten könnten?

Ein solches Prinzip muss indessen gefunden werden. Vielleicht werden gerade heute derartige Gedanken uns besonders nahe gelegt. Kainz macht den glücklichen Versuch, den Hamlet als moderne Fin-de-Siècle-Natur zu geben, wird aber von seinen Mitspielenden verlassen. „Kabale und Liebe" soll aus modernem Zeitbewusstsein gegeben werden, aber der Versuch scheitert an der historisch gebundenen Sprache Schillers. Ein Prinzip wird sich so finden lassen: Wenn der Schauspieler mehr als blosser Virtuose, wenn er der getreue Dolmetscher des Dichters sein soll, so hat er den allgemein-menschlichen Kern der poetischen Gestalt in einer dem Zeitbewusstsein angemessenen Weise herauszuschälen. Er soll den Hamlet so spielen, dass den Jetzigen das innere Wesen dieses Menschen erschlossen wird — ohne Rücksicht darauf, wie in Shakespeares oder Goethes Tagen der Charakter dargestellt wurde. Dazu gehört, wie mir scheint, vornehmlich zweierlei. Erstens die sorgsamste Rücksicht auf die Mitspielenden, die unablässige Betonung dessen, dass die eigene Rolle nur ein Glied in einem organischen Ganzen ist. Wir wissen gegenwärtig allzu gut, dass jedes Individuum von seiner Umgebung abhängig ist, und da wir gewöhnt sind, die Persönlichkeit an das Milieu zu binden und die sozialen Interessen den einzelnen voranzustellen, so wollen wir auch auf der Bühne die gegenseitige Beeinflussung besonders hervorgehoben sehen. Die früher erlaubte Loslösung der Hauptrolle von den Mitspielenden ist für das Zeitalter des sozialen Gedankens schlechthin unerträglich. Aus dem ganzen Drama soll eine bestimmte geistige Atmosphäre uns entgegenschlagen und innerhalb dieser Luftströmung ein Faktor wichtiger als der andere, jeder aber an den anderen geknüpft sein. Darnach hat erstens der moderne Schauspieler sich zu richten. Zweitens verlangen wir, dem darwinistischen Zuge unserer Zeit folgend, dass der Künstler uns die Entwickelung eines Charakters in ihrer völligen Breite vorführe. Die biologische Betrachtungsweise ist uns ja in Fleisch und Blut eingedrungen: nicht bloss die Naturprozesse, sondern auch die Vorgänge des gesellschaftlichen und individuellen Lebens betrachten wir unter Gesichtspunkten der Entwickelungslehre. Daher verstösst es gegen moderne Denkgewohnheiten, wenn ein Künstler mit starrer Maske und mit feststehender Charakterisierung zu spielen beginnt. Wir wollen nicht gleich zu Anfang ein nachträgliches Résumé des Charakters bekommen, nicht in der ersten Szene schon den letzten Akt herauswittern. Vielmehr wünschen wir eine langsame und folgerichtige Entfaltung der Persönlichkeit, mit allen den Wendungen und Feinheiten, die der Dichter hineingelegt hat. Anfänglich durften wir garnicht wissen, was für ein Mensch hinter der Rampe steht, erst ganz allmählich muss uns das Bewusstsein von der Eigenart dieses Wesens kommen. (H. Bahr.)

Digitized by Google

Das sind Postulate, über die die Mehrzahl der Schauspieler und der Hörer die Achseln zucken werden. Ihr Ehrgeiz steht auf anderem Felde. Der Schauspieler will Geld verdienen und der Hörer sich amüsieren. Man weiss, dass ein hervorragend veranlagter Künstler eine ganz elende Rolle hundert Mal hinter einander abgeklappert hat, und man erzählt sich, dass ein gewisser Zuschauer ein gewisses Stück, worin eine gewisse Dame in einem gewissen Kostüme spielte, einige fünfzig Male gesehen habe. Ich will nicht lamentieren. Aber schade um das schöne Geld, das zu wirklich künstlerischen Zwecken hätte verwendet werden können. Ueberhaupt scheint mir: die Bühne herunterzubringen hat viel mehr gekostet als sie emporzubringen. Vielleicht schafft das kommende Jahrhundert auch hierin erfreulichen Wandel.

**

DIE DEUTSCH-FRANZÖSISCHE ANNÄHERUNG.

EINE UMFRAGE BEI DEUTSCHEN UND FRANZOSEN.

Dass die Deutschen allezeit ein aufrichtiges Interesse für den fransösischen Geist hatten, wissen hüben und drüben Alle. Dass diese Beziehungen in neuerer Zeit auch durch verschiedene politische Höflichkeiten auf ein nicht so neutrales Gebiet hinübergespielt worden sind, haben wir mit Freuden erfahren. Nur diejenigen aber, welche mit Eifer die Kundgebungen einer jüngeren Generation verfolgten, wissen, dass seit einiger Zeit in Frankreich ein Interesse für das deutsche Wesen sich bemerkbar macht, welches eine herrschende Strömung zu werden und den Gang der Litteratur und Kunst zu beeinflussen beginnt. Im Zusammenhang mit einer Art neuromantischer Anschauungsweise treten die Ideale des deutschen Mittelalters, die ossianischen Stimmungen der nordischen Welt, die metaphysischen Gebäude unserer Philosophen dieses Jahrhunderts, die Ideenkreise Wagners und auch Nietzsches drüben derart bestimmend auf, dass man sich nicht mehr scheuen wird, von einem germanistischen Zuge der jüngeren französischen Kunst zu sprechen. Die Künstler waren dem Nachbar so weit über die Grenze gekommen, wie es die Politiker niemals hatten wagen dürfen. Und hier war einzusetzen. Es war zu versuchen, von diesem gemeinsamen Gebiete aus, womöglich über die politischen Beziehungen hinweg, in Verfolgung der geistigen und wirtschaftlichen Interessen die beiden grossen Culturen nunmehr in eine ernsthaftere und wirksamere Annäherung zu bringen. Wir haben in Gemeinschaft mit der pariser Zeitschrift Mercure de France eine Reihe von Persönlichkeiten in diesem Sinne um ihre Meinung befragt.

Die Schwierigkeiten waren uns wohl bewusst.

„Ich kann auf Ihre Frage keine Antwort geben", schrieb uns beispielsweise Gerhart Hauptmann, „ich weiss keine. Was man über sie aus dem Stegreif sprechen kann, muss schlechterdings wertlos ausfallen. Ich finde ausserdem keinen Geschmack an Aphorismen. Besieht man sie genauer, so langen sie für ihren Gegenstand so wenig aus, wie eine Badehose für den Körper des Herkules. Soll ich hohe Politik machen? Ich bin ja weder Reichskanzler, noch habe ich auch nur den Einfluss eines Schiffsjungen auf

Digitized by Google

den Kurs des Staatsschiffs. Was ist zu thun, um die beiden Culturen von Frankreich und Deutschland einander fürder anzunähern? — — vielleicht nützt es etwas, wenn wir fortfahren es recht lebhaft zu wünschen!?"

In dieser Äusserung Hauptmanns liegen die Schwierigkeiten richtig bezeichnet. Einmal der problematische Wert der heut so vielfach missbrauchten Umfragen. Diese Einspannung der verschiedensten Eigennaturen in ein fertiggestelltes Joch ist in der That eine unangenehme Erfindung, aber sie erweist sich für einen positiven Zweck als ungemein praktisch — und der Erfolg bestätigt ihren Gedanken. Dann der Nutzen? Wir meinen, die Aussprache an sich ist schon ein bemerkenswerter Schritt vorwärts, sie ist eine Art Demonstration, die als Culturthat betrachtet werden will. Aber noch mehr ist das Bild der Meinungen, welches sich so darbietet, eine erste Voraussetzung für die richtige Abwägung weiterer Unternehmungen, ein Mustern der Kräfte, welche für und wider arbeiten.

Wir haben von einigen Persönlichkeiten, unter denen wir L. von Bar und H. von Sybel nennen wollen, unumwundene Sympathiebezeugungen zu unserm Unternehmen erhalten. Im Folgenden sollen aber nur diejenigen Äusserungen zum Abdruck gelangen, die ihr Thema positiver behandeln. Hüben wie drüben haben sich die Parlamentarier zum grossen Teil zurückgehalten. Antworten, wie die von Dr. Lieber, werden darum um so mehr überraschen und berechtiges Aufsehen erregen. Die grösste Resonanz fand, in Bestätigung unserer Voraussetzung, der Versuch auf volkswirtschschaftlichem und literarischem Boden. Hier ist beiderseitig ein Erfolg erzielt, der alle Erwartung übertraf. Es war das erste Mal, dass eine französische und eine deutsche Zeitschrift sich zu einem solchen gemeinsamen Schritte entschloss. Die Beiträge werden auch gemeinsam, gleichzeitig im Mercure de France und in der Neuen Deutschen Rundschau, veröffentlicht. Wir hegen die stille Hoffnung, dass dieser Schritt nur einen Anfang bedeutet. Denn es ist klar, wohin die Majorität strebt und welche Aufgabe die Jugend zu lösen hat.

FRANKREICH.

Der Ideenreichthum der deutschen Philosophie, Goethe's Genie, das unsere Romantik erzeugte, und dasjenige Wagner's, welches unsere Kunstbegriffe durch Zufluss symbolisirter Metaphysik umänderte, die herrliche Organisation des deutschen Socialismus, dies und tausend ökonomische Gründe müssen natürlich in uns den Wunsch erwecken, die engsten geistigen und socialen Beziehungen zwischen den beiden Völkern zu pflegen. Wir sind trotz und alledem die geistigen Söhne Goethe's und Hegel's, trotz der Erbschaft klugen Pyrrhonismus, die uns Montaigne hinterlassen.

Doch es scheint nicht, dass heutzutage diese Beziehungen geringer seien, als diejenigen, welche uns z. B. mit England verbinden. Englands Einfluss leitet unseren plastischen Geschmack, wie Deutschland unseren philosophischen und musikalischen Geschmack leitet.

Man kann sogar sagen, dass zur Neige dieses neunzehnten Jahrhunderts Deutschland das Land ist, aus welchem wir das Meiste für den Geist ziehen. Aus der blutigen Umarmung der Rassen entsteht immer Befruchtung. Das Elend der siebziger Jahre gleicht sich durch die geistigen Gaben, welche uns der Sieger brachte, aus.

Theater, Concerte, Buchhandel, socialistische Congresse, wo sich deutsche und französische Leader verabreden, die Aufnahme, welche bei uns Wagner, Nietzsche, Herr Hauptmann und sogar Herr Nordau fanden, die Reisen unserer Dilettanten nach Bayreuth, dies alles beweist eine Tendenz, deren sich alle Geister freuen, welche die Verminderung barbarischer Kundgebungen wünschen, die keinen ernsten Schlüssen dieser Zeit mehr entsprechen.

Digitized by Google

Künstler, Socialisten, Kaufleute sogar, bemühen sich, dem Nachbarlande die Hand zu reichen. Man erinnert sich, dass die Franken nur ein germanischer Volksstamm waren, und unsere lateinischen Anhänglichkeiten berühren uns vielleicht weniger, seitdem die römische Renaissance durch die Revolution, im übermässigen Südländerthum unserer Parlamentarier scheiterte.

Andererseits hasst der Bauer den Krieg. Der Misserfolg des Boulangismus auf dem Lande kam einzig und allein durch das Gerücht, das die Gegner verbreiteten, die Partei des Generals wünsche eine Revanche. Die Entlastung der militärischen Steuern würde die Landbevölkerung der beiden Staaten auf's Höchste erfreuen. Man kann aber hoffen, dass in kürzester Zeit die Elite und die groben Bauern sich verständigen werden, um die abgeschmackte Mimik der Vereinsturner, der Berufssoldaten, und der Rhetoren einzuschränken.

Der Civilist braucht sich nur weiter zu bemühen. Zeitschriften, Journale, Reisen, dramatische Aufführungen, alles trägt zum Bündniss der Seelen bei. Ausdauer und Vervielfältigung derselben Mittel genügen.

Es ist zu bedauern, dass die Staaten hinter dieser Bewegung der öffentlichen Meinung zurückbleiben. Die geringste politische Thatsache, welche diese Bewegung bestätigen würde, entspräche dem einmüthigen Wunsche. Heissköpfige und chauvinistische Jünglinge würden sich vielleicht in Bewegung setzen, aber überall würde man in Zufriedenheit aufathmen. Entgegen dem Glauben, welchen der „Mercure de France“ durch seine Rundfrage an den Tag legte, meine ich, dass zwischen Deutschland und Frankreich die Beziehungen schon sehr glücklich durch die geistige Elite wieder hergestellt sind und dass, durch die Vereinigung dieser Energien, jetzt ein Druck auf die Politik der Regierungen ausgeübt werden könnte. Künstler, Socialisten, Kaufleute beider Länder sollten eine germanisch-fränkische Liga gründen, mit dem klaren Zwecke, die militärischen Hoffnungen einer lächerlichen, geräuschvollen und niedrigen Minorität zu Nichte zu machen.

Die Interessen der beiden Staaten sind in Afrika dieselben. Warum verlangt der vereinte Handel von Deutschland und Frankreich nicht, dass man einen wichtigen Theil der Ausrüstungen zur Gründung einer internationalen Colonie auf einem gesunden Punkte des schwarzen Erdtheils benutze?

Ein coloniales Bündniss könnte sich jetzt schon verwirklichen, und würde ökonomisch nur Vortheile bringen. Und es wäre die Gewissheit eines europäischen Waffenstillstandes. Der offizielle Hochmuth des einen oder anderen Landes hätte nicht einmal Gelegenheit, gekränkt zu werden.

Gründen wir also, wenn es möglich ist, diese deutsch-französische Liga; geben wir ihr Leben durch unsere Bemühungen, unsere Zusammenkünfte, unsere Congresse, durch das Studium socialer, ökonomischer und geistiger Fragen. Wenn unser Wille so stark ist, als unsere Worte, so wird sich die neue Elite vor der Geschichte rühmen können, den endgültigen Frieden in Europa begründet zu haben, statt dass wir fortfahren, uns wie dumme Schuljungen zu verhalten, welche sich in einer Pause blutig schlagen, um nicht die letzten Hiebe zu bekommen.

PAUL ADAM.

* * *

Als erklärter Feind von Allem, was die Völker von einander entfernt, gebe ich von ganzem Herzen dem Gedanken, die Mittel zu suchen, um sie zu nähern, meinen Beifall. Es handelt sich in diesem Falle um zwei Gegner, welche sich wahnsinnig erschöpfen, ihren Reichtum und den edelsten Theil ihrer Lebenskraft vergeuden in Kriegsrüstungen und Soldatenaushebungen, welche eine ständige Gefahr für die Kultur sind.

Aber kommen wir auf Ihre Frage zurück.

Nach meiner bescheidenen Meinung könnten die geistigen Beziehungen durch Vervolksthümlichung der bemerkenswerthesten Werke der Philosophen, Gelehrten und Künstler der beiden Länder einen glücklichen Antrieb bekommen.

Digitized by Google

Kleine zweispaltige Brochüren mit gegenüberstehenden Texten in zwei Sprachen gedruckt wären für diese Arbeit eine mächtige Hülfe. Selbstverständlich müssten alle Stellen, welche das eine oder andere Land unangenehm berühren könnten, erbarmungslos gestrichen werden. Der Druck müsste methodisch geschehen und in gleicher Vertheilung für deutsche und französische Autoren. Dies für den geistigen Theil.

Was die sociale Seite der Sache betrifft, so müsste man sich bestreben, durch Berufung der verschiedenen in Deutschland und Frankreich schon bestehenden Organisationen, die Rivalitäten, welche durch die Concurrenz der Production der beiden Länder auf den Arbeitsmärkten entstehen, zu besänftigen.

Die genaue Kenntniss im Werthe der Arbeit und im Preise der Lebensmittel in den verschiedenen Centren der beiden Länder würde sicher in diesem Falle von grösster Nützlichkeit sein.

Im Interesse Deutschlands und Frankreichs gäbe es noch manche andere Frage zu untersuchen, deren Lösung sicher die Spannung in den Beziehungen verringern würde. Dies würde mich aber hier zu weit führen.

Das Gesagte giebt Ihnen an, was mittelst kleiner Schriften, Brochüren, Kalender etc. zu thun wäre. Vor allem müsste aber mit einem Congress begonnen werden, wo der gute Wille und die freimüthige Initiative sich vereinigen würden, um dies Lebenswerk zu vollenden und Europa, die Menschheit vor dem blutigen Zusammenstoss, den man grausam vorbereitet, zu beschützen.

J. ALLEMANE,
Herausgeber des „Parti Ouvrier".

* * *

Der Ideenaustausch zwischen Frankreich und Deutschland ist nie unterbrochen worden und beide haben aus dieser Mitarbeit einen wunderbaren Nutzen gezogen.

Unser achtzehntes Jahrhundert hat einen Theil der Substanz Goethe's geliefert, der selbst einer der von Frankreich gepriesenen Meister ist, weil er uns seinerseits dieses weite naturalistische Verständniss wieder hergestellt hat, diese einheitliche Idee des Moralischen und Physischen, von der Taine, zum Beispiel, später, bei uns, ein so herrlicher Deuter wurde.

Es giebt eine ununterbrochene Durchdringung der Gedanken. Sie gehen von einem Volk zum anderen, um wieder verändert zum ersten zurückzukommen, sodass, nachdem es sich diese umgestalteten Gedanken angeeignet hat, es sie dem Nachbar nochmals in anderer Form zurückgiebt, und so in's Unendliche. Aber, wenn man den Antheil eines jeden Volkes an dieser Ausarbeitung des europäischen Gedankens näher bestimmen sollte, könnte man nicht sagen, dass Deutschland das grosse Vaterland der Idee des Göttlichen war? Im heiligen Flusse, welcher sich von Kant über Hegel in Fülle und unerschöpflicher Vielseitigkeit ausbreitet und verzweigt, haben unser Historiker des religiösen Gefühls und unsere sämmtlichen Metaphysiker die vorbereitende Taufe erhalten, diese Läuterung, welche Johannes der Täufer wahrscheinlich nur gab, um die Spuren der alten schlechten Lehren zu verwischen, ohne dass es ihm jedoch gegeben war, jedem seinen Weg zu bezeichnen.

Und fand nicht bei uns das deutsche Genie neue Berührung mit der Wirklichkeit? Heinrich Heine ist ein Beispiel der Klarheit, der Ordnung und des Sinnes für das Leben — Nothwendigkeiten, welche das französische Genie sich aufzulegen weiss. Schopenhauer und, wie man mir sagt, auch Nietzsche haben bei uns ihre Ausdrucksquelle gefunden. Und verband nicht gerade Taine und Renan, diese Gäste des germanischen Genies, ein europäischer Faden mit jenen inspirirten Geisteshelden, welche die deutschen Metaphysiker waren?

Besser in der Lage, dasjenige zu kennen, was uns Deutschland giebt, als unsere Geistesausfuhr zu bezeichnen, stelle ich nur fest, dass jetzt eine ohne weitere Beweise erklärliche Sympathie der Jugend beider Völker

Digitized by Google

sich bemerkbar macht, und ich lobe diese um so mehr, da es nur durch eine hohe geistige Verständigung und die Ausarbeitung eines gemeinsamen Ideals möglich sein wird, den nöthigen Geisteszustand zu schaffen für die Genugthuung, auf welche das Land ein Recht hat, das am Anfang des Jahrhunderts so viel für die Emancipation der verschiedenen deutschen Vaterlande gethan hat.

MAURICE BARRÈS.

* * *

Ich bin entschieden der Meinung, dass die Kulturvölker zwischen einander die engsten Beziehungen pflegen sollen, und speciell Frankreich und Deutschland. In diesen Beziehungen wird jede Nation Originalität und eigenen Charakter behalten müssen, indem sie sich, durch Assimilation der guten Eigenschaften seiner Nachbarn, bemüht immer besser zu werden.

Diesem Geiste entsprechend habe ich stets die deutschen Entdeckungen und Ideen verfolgt und es versucht, die besten Beziehungen zu den deutschen Gelehrten zu behalten. Ihre Sympathie hat uns im Allgemeinen nie gefehlt.

Aber die Beziehungen können nur unter zwei Bedingungen ganz intime werden: Jede Nation muss auf alle Ansprüche, auf geistige oder andere Uebermacht seinen Nachbarn gegenüber verzichten. Deutschland muss aufhören, in der Welt das antike Recht der Gewalt und der Eroberung zu verkünden und der gewaltthätig annectirten Bevölkerung das moderne Recht, sein Schicksal zu wählen, zurückgeben. Der Missbrauch, den es von seinen Siegen gemacht hat, unterhält den Zwiespalt der Völker und bedroht die Zukunft mit neuen Katastrophen.

M. BERTHELOT, Sénateur.
Secrétaire perpétuel de l'Academie des Sciences.

* * *

Der erste Theil der Frage wundert mich, so müssig erscheint er mir. Ist es möglich, dass es jemand gäbe, der nicht für die wirksameren geistigen und wirthschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich stimmen würde? Ich glaube kaum, oder warte wenigstens auf die Resultate der Umfrage, um daran zu glauben.

Was den zweiten Theil der Frage betrifft, „die beste Art sie zu erreichen", so ist er viel verwickelter.

Auf jeden Fall müsste man auf französischer Seite zuerst beginnen. Es giebt in der That zehn mal mehr Deutsche, die französisch sprechen, als Franzosen, die deutsch sprechen; zehn mal mehr französische Bücher, die in Deutschland gelesen werden, als deutsche Bücher, die man in Frankreich liest; zehn mal mehr Deutsche reisen und halten sich diesseits des Rheines auf, als umgekehrt. Und aus all diesen Gründen ist man veranlasst zu denken, dass Deutschland Frankreich viel besser kennt, als Frankreich Deutschland. Und die Geschichte — sei es auch nur die des Krieges von 1870 — beweist, dass es in Wirklichkeit so ist.

Das beste Mittel wäre aber, wie es scheint, in Frankreich den Unterricht der deutschen Sprache auszubreiten. Man hat es seit dem Kriege in den Lyceen versucht und in den Examen-Programmen hat man ein grosses Wesen davon gemacht. Jedoch das Resultat ist elend gewesen: unsere jungen Leute können nicht besser deutsch oder irgend eine andere Sprache, als es ihre Väter konnten, und von tausend geht kaum einer unserer Studenten für ein Semester auf eine deutsche oder fremde Hochschule.

Ich habe jedoch ein oder zwei französische Familien gekannt, welche ihre Kinder mit deutschen Familien vertauschten. Der junge Franzose brachte ein Jahr in der deutschen Familie zu und umgekehrt. Wenn sich dieser internationale Tausch der Kinder verallgemeinern könnte, so wäre das eine treffliche Lösung des Problems: das Mittel ist nicht kostspielig und schafft

Digitized by Google

feste und dauernde Verbindungen, eine wahre geistige und sociale Verwandtschaft. Wäre es unmöglich, dieses System zwischen einer öffentlichen Unterrichtsanstalt und einem ähnlichen deutschen Pädagogium zu versuchen? Warum nicht?

CHARLES GIDE.
Professor der Nationalökonomie in Montpellier.

* * *

„Dadurch dass er aufhörte Bürger zu sein, wurde der Römer Mensch." Ich sage nicht, von wem dieser Ausspruch ist, denn wir leben in einer Zeit, wo man auf der Hut sein muss — wenigstens für seine Freunde. Aber dieser einstweilen anonyme Satz, den ich liebe und den ich oft wiederhole, drückt meinen ganzen Gedanken aus — was sollte ich beifügen? Bestimmter sein? Diejenigen, welche verstehen sollen, verstehen bei der ersten und feinsten Anspielung; die anderen, die politischen Anthropoïden (fast aristotelische Definition) werden nie verstehen. Sie haben gegen das Recht einen Namen in eine Urne zu werfen, gegen das Recht eine lächerliche Kleidung zu tragen (eine Kleidung, die einen Künstler zum Weinen bringt), gegen das Recht dreifarbigen Tüchern zuzujauchzen, ein anderes Recht verloren, dasjenige sich frei und thätig, in dem stolzen, wilden und übermüthigen Bewusstsein ihrer Persönlichkeit zu erheben. Dabei ist nichts zu machen, man darf sie nicht einmal beklagen: sie haben sich selbst auf die andere Seite der Religion der Liebe geworfen.

Aber seien wir doch genauer:

Deutsche, Engländer, Finnen, Italiener, Chinesen, Berbern, Walliser, Bretonen — was liegt uns daran? Sich überall mit der Intelligenz und dem guten Willen verbrüdern, — eigentlich warum nicht? Es ist ein Deutscher? Ich verlange ihn zu kennen. Meine Meinung ist nie voreingenommen. — Aber doch? — Ich will nichts hören; mit Willen ignorire ich die Geschichte von gestern, da ich in der Gegenwart und nicht in der Vergangenheit lebe. — Rassenhass! Wie so? Hass der Nationen? Ich schaue um mich, und, wie Joseph de Maistre, sehe ich nur Individuen. Ich bin Eins, und verständige mich mit Einem; ich bin keine Menge; die politische Metaphysik ist mir unbekannt.

REMY DE GOURMONT.

* * *

Wenn die Rassen nicht dieselben Eigenschaften und dieselben Anlagen haben, so haben sie doch entsprechende, und ich bin überzeugt, dass die verschiedenen Grade der Entwicklung, auf welchen sie sich befinden, nur von verschiedenen Evolutionsgründen, von Milieu, Stellung in Raum und Zeit abhängen, aber dass die Verspätungen in der Fortschrittsleiter keineswegs erlauben ihre virtuelle Evolutionskraft zu verneinen.

Für mich sind die Nationen nur geographische Bezeichnungen, welche nur topographische Bedeutung haben. Die Menschheit besteht nur aus einer einzigen Art, der menschlichen Rasse. Alle Individuen, welche sie bilden, haben dieselben Rechte, dieselben Interessen. Die Erde ist gross genug, um ihnen zu erlauben sich nach Belieben zu entwickeln, ohne dass sie für den Besitz eines Stück Landes zu kämpfen hätten.

Der Krieg ist toll, er verschwendet in inneren Kämpfen die besten menschlichen Kräfte, indem er nur einer Gruppe von Concurrenten augenblickliche Vortheile giebt, und das nicht nur auf Kosten des Besiegten, sondern auch eines Theils der Sieger. Die Kräfte, welche die Völker in ihren Rüstungen verbrauchen, würden auf unserem Planet bessere Lebensbedingungen herstellen, welche allen nützen würden. Franzosen, Deutsche, Italiener, Russen, Spanier etc. würden, wenn sie wahrhaft gebildet wären. sich über die Grenzen hinweg, die Hände reichen, und nur noch eine grosse Association bilden, wo alle Bemühungen zu Gunsten Aller verbürgt wären.

Digitized by Google

Was die Mittel betrifft, eine vollkommene Verständigung zwischen den Völkern herzustellen, so ist es sehr schwierig, diesen Punkt zu behandeln ohne die politische Frage zu berühren, denn durch ihre politischen Herren sind die Völker gespalten. Diejenigen, welche sich als Hirten der Völker verkündet haben, betrachten die Nationen, welche sie beherrschen, als Erbtheil, deren Herren sie sind. Sie reizten von Zeit zu Zeit die Völker gegeneinander auf, sei es um die Unverletzbarkeit dieses Erbtheils zu vertheidigen, sei es um zu versuchen, es auf Kosten eines Nachbarn abzurunden. Um die Interessen einer Minorität von Besitzern zu vertheidigen, zerreissen sich die Völker gegenseitig, während diejenigen, welche in diesen sinnlosen Kämpfen getötet werden, nicht einmal die Freiheit besitzen, über ihre eigene Person zu verfügen.

Die Völker werden nur dann auf den nationalen Hass verzichten, wenn sie in ihrem eigenen Schoosse die Klassenunterschiede, auf welchen ihre sociale Ordnung beruht, zerstört haben werden. Wenn das Individuum seine vollkommene Autonomie wird gewonnen haben, wenn er zu der freien Ausübung seiner Eigenschaften zurückgekehrt sein wird, dann nur wird der künstliche Hass der Nationalitäten verschwinden, denn der Mensch wird verstanden haben, dass es besser ist, sich mit seinem Nächsten zu solidarisiren, um natürliche Hindernisse zu überwinden, als die Kraft, welche er vorstellt, zu zerstören. Er wird gelernt haben, dass er die Rechte seiner Nachbaren schonen muss, wenn er will, dass die seinen gewahrt werden, dass er die Befriedigung der Bedürfnisse seiner Mitmenschen nicht hemmen soll, wenn er nicht um dasjenige gebracht sein will, was die seinen erfüllen könnte. Wenn die Menschen im Stande sein würden, Herren zu vermissen, wird der sinnlose Hass von Volk zu Volk verschwinden.

JEAN GRAVE.
Früherer Herausgeber der „Révolte".

* * *

Der Hass zwischen den Völkern scheint mir, von anderen Standpunkten abgesehen, von Grund aus unnöthig, selbst in Kriegeszeiten, folglich in Friedenszeiten noch viel unnöthiger.

Bis auf Weiteres haben sich Eroberungen und Wiedervergeltungen (revanches) ohne Mitwirken des Gemüthes gelöst, sie werden sich noch so lösen, zu Gunsten des Stärkeren, zum Nachtheil des Schwächeren. Der einzige Punkt also, auf welchem die Empfindlichkeiten des Patriotismus das Recht haben unlenksam zu sein, ist die Pflicht eines jeden Bürgers, sich zu bemühen, sein Land kaltblütig zum stärksten zu machen.

Hassen, setze ich hinzu, wenn man sich zurückhält zu handeln, ist nichts anderes als Schwachheit. In dem Zustande vernünftiger Erwartung, in dem sich Europa befindet, würde eine Nation, welche ihren Hass aufhäufen wollte, um ihre Stellung in's Gleichgewicht zu bringen, gezwungen sein, in gleichem Maasse, als unumgängliches Gegengewicht, auch Angst anzusammeln.

Dies genügt um Ihnen zu sagen, wie anständig und lobenswerth ich einen Fortschritt in den geistigen und socialen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland fände.

Was nun die praktischen Mittel betrifft, um gerade jetzt diesem Wunsche entgegen zu kommen, so sehe ich kein sinnreicheres als dasjenige, welches Sie in Ihren Zeitschriften angebahnt haben. Es wäre zu wünschen, dass man, um Ihrem Beispiele zu folgen, sehr weit die Bahnen der Verständigung eröffnete, und, auf verschiedenen Gebieten, gleiche Absichten zu Tage brächte. Auf diese Weise würde ein Meinungsaustausch plötzlich möglich werden und ziemlich häufig zwischen denjenigen, welche dort denken, und denjenigen welche hier denken, hin und her gehen.

Das stärkste Missverständniss ist, sich gegenseitig zu ignoriren. Und, wenn die Leute gewöhnlich wenig gewinnen sich viel zu kennen, würden sie

Digitized by Google

wenigstens, bei diesem Distanz-Dialog, ohne sich zu sehn, viel gewinnen sich ein wenig zu kennen.

PAUL HERVIEU.

* * *

„Wenn in Deutschland Talent ist, so mag man mit den Deutschen verkehren, wenn nicht, so lasse man es lieber. Giebt es denn überhaupt noch patriotische Fragen? Vor einigen Jahren sagte ich, ein Mensch aus Leipzig sei mir lieber als ein Mensch aus Marseille. — Jetzt ist mir aber der moderne Mensch in allen Ländern ein gleicher Ekel."

J. K. HUYSMANS (mündlich mitgeteilt).

* * *

Sicher müssen wir diese Beziehungen erweitern. Das Land kann nur daran gewinnen.

Der wissenschaftliche Verkehr hat übrigens nie aufgehört; eine tägliche Nothwendigkeit vermehrt diese Verwickelung. Litterarische und artistische Beziehungen wären sehr nützlich, aber unter der Bedingung, dass es jüngere Gruppen der beiden Nationen wären, welche sich gegenseitig lesen und kennen; die beste Art dieser Verbindungen scheint mir das gegenseitige Zuschicken von Büchern und Zeitschriften, gewissenhafte Uebersetzungen, gut verstandene Ausstellungen. Diese Verbindungen müssen frei sein und man muss verhüten, dass wir, dank officieller Räderwerke, den Deutschen Bilder von Bouguereau und Gervex senden, während sie uns ihre entsprechenden Schrecklichkeiten enthüllen. Wir Franzosen fahren fort, Boecklin zu ignorieren, und die Deutschen haben unsere grossen Impressionisten nicht gekannt. Aehnlich in der Litteratur, sie mögen ihre Mittelmässigkeiten gut verborgen aufbewahren, aber überfluthen wir sie nicht mit unserer Mittelwaare. Es wäre auch nöthig, dass kritische Werke, welche die neuen Generationen beider Litteraturen gegenseitig vorführten, keine Sammlung erdichteter Anecdoten und alberner Urtheile seien, wie das dicke Pamphlet des Herrn Nordau.

Es giebt übrigens, nicht wahr, zwei sehr verschiedene Standpunkte. Sehr leicht ist es uns das denkende und singende Deutschland zu lieben, dasjenige der Museen, der Litteratur, und der Musik. Es ist uns aber ganz unmöglich, ein zur preussischen Armee verdichtetes Deutschland anders als einen barbarischen und gefährlichen Anachronismus anzunehmen. Dieser zweite Standpunkt ist vergänglich, aber wir müssen ihm, zeitweise, seine ganze Wichtigkeit geben, bis ein besserer socialer Zustand die Völker von ihren Parasiten befreit. Obwohl wir wissen, dass wir jetzt die Summe von Gedanken, Traditionen und selbst von Interessen, welche das französische Vaterland bilden, gegen jeden militärischen Angriff verteidigen müssen, können wir hoffen, dass eine friedliche Umgestaltung uns dieses Verteidigungszustandes entledigen werde und allen Völkern erlauben werde, nur eine glorreiche Concurrenz zur Besserung der Menschheit zu unterhalten.

Im jetzigen Falle liegt es an den Denkern und Dichtern Frankreichs und Deutschlands diesen Augenblick zu beschleunigen, und bis die Morgenröthe kommt, die Stimme der Vernunft gegen die Gewalt vorzustellen.

GUSTAVE KAHN,
Chef-Redacteur der Société Nouvelle.

* * *

Sie fragen mich, ob ich der Meinung bin, dass geistige und wirthschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich unterhalten werden können. Geistige Beziehungen? Sicher, und haben dieselben je aufgehört, ist der internationale Ideen-Austausch zwischen Deutschland und Frankreich je unterbrochen worden; hat der gegenseitige Einfluss der beiden

Digitized by Google

Völker auf einander nicht immer bestanden? Es gab im achtzehnten Jahrhundert eine Epoche, wo sich die deutsche Litteratur von der französischen inspirirte; die deutsche Philosophie hat ihrerseits den französischen Gedanken beherrscht. Zu unserer Zeit ist die Auswechslung gegenseitig, der Naturalismus, der Realismus, die Romanpsychologie der französischen Schriftsteller hat die germanischen Autoren beeinflusst, es giebt sogar deutsche Symbolisten. Dagegen sind Nietzsche, Stirner, Hegel und die grossen Philosophen immer noch die Erzieher vieler französischen Seelen. Nichts wird diese Seelenverwandtschaft, diese geistige Verbrüderung davon abhalten, sich zu offenbaren, weder die Kriege, welche die Führer wünschten, noch die Streitigkeiten der Politiker; denn trotz der wichtigen Hauptunterschiede, welche ihre Persönlichkeit ausmachen, haben doch die beiden Nationen, Frankreich und Deutschland, einen gemeinsamen Grund von Gefühlen und Gedanken. Ein Brief genügte aber nicht, um diese Frage zu behandeln. Denke man sich einen geistigen und moralischen Dreibund zwischen Frankreich, Deutschland und England, welcher ungeheure Fortschritt für das Denken, die menschliche Verbrüderung, und das allgemeine Wohlbefinden!

Was verstehen Sie nun unter socialen Beziehungen? Wollen Sie damit sagen, dass wir mit Deutschland in Sympathie leben sollen? Dann würde ich j a antworten, tausendmal j a, Sympathie und Herzlichkeit für Deutschland, wie für alle anderen Länder. Unter den Mitteln, um diese geistigen und socialen Beziehungen näher zu knüpfen, seh ich eines: Es bilde sich eine grosse Vereinigung von deutschen und französischen Sociologen, Philosophen, Künstlern, Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten und diese Vereinigung spreche ihren allgemeinen Wunsch aus, für den Frieden und die Freundschaft zu arbeiten und erlaube ihren Mitgliedern nebeneinander in einer grossen Revue oder einem in beiden Sprachen gedruckten internationalen Journale thätig zu sein.

Das ist ein Mittel, eigentlich das einzige, weil es erlauben würde, d a s zu zerstören, was sich den mehr regelmässigen, freimüthigen und offenen Beziehungen, welche ich wünsche, widersetzt. Es würde erlauben, das niedere Gefühl zu zerstören, das man Chauvinismus nennt, ein Gefühl von wahrem Egoïsmus, enger Ausschliesslichkeit, blödsinnigem Hochmuth und unberechtigten Particularismus. Der Sekten-Nationalismus wäre abgeschafft, dieser Nationalismus, der die Völker tötet und die Tartaren Asiens zum letzten socialen Ideale einiger Franzosen und einiger Deutschen macht, welche in der Dummheit einig sind, obwohl sie Feinde bleiben.

Das wahre Mittel ist dieses! Franzosen und Deutsche mögen sich, jeder in seinem Lande, bemühen diesen tötlichen Nationalismus zu zerstören und so werden sie das Bündniss der Geister, das wahre Bündniss, vorbereiten.

Und dies ist kein Traum! Der Internationalismus, der ein Verbrechen ist, wird einst eine Tugend sein, und wenn man einmal keine Grenzen mehr kennen wird, werden sich die Menschen wundern, dass es je Grenzen habe geben können.

BERNARD LAZARE.

* * *

Ich kann Ihnen nur für Ihre Absicht Glück wünschen. Die durch die beiden Zeitschriften gestellte Frage verdient eine ernste Studie. Ich selbst habe mich dazu hinreissen lassen, während ich darauf antwortete, zu lange Seiten zu schreiben, um sie Ihnen schicken zu können. Sie werden sie in der Revue Bleue den 1. März finden.

Meiner Ansicht nach herrscht kein Zweifel: Frankreich und Deutschland werden nur daran gewinnen, sich geistig näher zu treten. Die Erinnerungen an den Krieg können uns nicht zurückhalten. Um geistige Beziehungen mit Deutschland anzuknüpfen, Beziehungen der Kunst, der Wissenschaft, der Philosophie, brauchen wir nicht auf unsere Erinnerungen und unsere Hoffnungen zu verzichten. Wir wollen keinen Krieg mit Deutschland, das genügt, um in

Digitized by Google

Frieden mit dem Lande zu leben, und da wir mit ihm in Frieden sind, wollen wir den geistigen Nutzen des Friedens haben. Wenn dieses Deutschland uns besser kennen würde, würde es besser verstehn, dass es 1871, indem es die Versöhnung so sehr erschwerte, einen Fehler begangen hat. Wenn es uns behandelt hätte wie es 1866 Oesterreich behandelt hat, wie leicht wäre uns die Freundschaft gewesen; und Russland allein hätte daran verlieren können!

Doch, wenn ein Volk das Recht hat, lange Hoffnungen zu hegen, so ist es kein Grund sich von seinen Rivalen abzutrennen. Für uns ist es wichtig, Deutschland, welches ein grosses Volk geblieben ist und bleiben wird, in jeder Beziehung zu kennen. Zeigen wir nicht die Kleinlichkeit einer trotzigen Miene. Da wir nicht mit Waffen Krieg führen wollen, geben wir uns nicht den Anschein, in der Presse oder auf der Bühne einen Nadelstichkrieg zu führen.

Vielleicht wäre es nützlich, eine „Société d'études allemandes" zu gründen, wie wir schon eine „Société d'études italiennes" haben Ich bin meinerseits überzeugt, dass Alles, was uns Deutschland annähern würde, uns geistig und sogar politisch dienen könnte.

Die „Jungen" mögen sich also nicht fürchten, nach Deutschland zu gehn. Sie mögen sich nur davor hüten, das Land nachzuahmen und zwei für uns gleich gefährliche Sachen von dort mit zu bringen, den Cäsarismus und den Socialismus.

ANATOLE LEROY-BEAULIEU.

* * *

Glauben Sie, dass die sozialen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland geringer sind, als sie hier mit andern fremden Ländern gepflegt werden? Ich zweifle daran, bin aber nicht competent. Was den geistigen Austausch betrifft, so scheint er mir in meinem Vaterlande seit einigen Jahren ein sehr eifriger — weil Paris sich für Wagner begeistert, und Berlin kürzlich in den „Blättern für die Kunst" Baudelaire übersetzte. Ich klatsche in die Hände.

STÉPHANE MALLARMÉ.

* * *

Natürlich bin ich der Meinung, dass sich Frankreich und Deutschland wirthschaftlich und geistig näher treten müssen. Auf dem geistigen Gebiete schafft der Austausch immer unsichtbare Reichtümer, und am Ende des Jahres oder des Jahrhunderts staunt jeder der beiden Theile, tausendmal mehr erhalten zu haben, als er gegeben hat, ohne genau sagen zu können, wo ihm dieser geheimnissvolle Ueberschuss herkommt. Was wäre die französische Litteratur von heute, wenn die romantische Bewegung von 1830 (falsch in sich, aber nützlich in ihren Konzequenzen) nicht statt gefunden hätte? Und ist diese romantische Bewegung nicht deutsch ebenso viel als englisch, und war es nicht Deutschland, das, im Grunde, durch Goethe und die Schlegel, England Shakespeare geoffenbart hat?

Aber glauben Sie andererseits, dass Goethe z. B. die tiefe Gabe Maass zu halten erworben hätte, dass er der vollkommene und reine Dichter der „Iphigenie" und der „Helena" geworden wäre, wenn Frankreich ihm nicht den stets dort lebendigen Ausblick auf die grosse griechische Schönheit gestattet hätte? Hätte er, wenn er Racine nicht gekannt hätte, diese seit Jahrhunderten tote Stimme vernommen und begriffen? Das sind gewichtige und gefahrvolle Fragen, und man müsste noch von der deutschen Metaphysik sprechen, welche eine der bis jetzt tiefsten Umwälzungen im menschlichen Geiste bewirkt hat. Doch wo hielt ich inne auf diesem Pfade . . .

Was die Mittel betrifft, wie könnte ich sie kennen? Das Praktischste wäre, dass die Franzosen deutsch lernten, wie die meisten Deutschen französisch gelernt haben.

MAURICE MAETERLINCK.

* * *

Digitized by Google

Ich habe soeben „Hänsel und Gretel“; das reizende Märchen von Frau Adelheit Wette, welches Engelbert Humperdinck so schön in Musik gesetzt hat, aus dem Deutschen in's Französische übersetzt; und in einigen Tagen wird in Berlin, mit meiner Genehmigung „La femme de Tabarin“ deutsch aufgeführt. Das will sagen, dass ich den geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich meine volle Zustimmung gebe; und ich glaube dass, von jeder Politik abgesehen - über Politik bin ich nicht befugt zu sprechen — Jeder, der Kleinste wie der Höchste, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, zum litterarischen und künstlerischen Ruhm unserer Jahrhundertwende, daran arbeiten soll, diese Beziehungen zu den häufigsten und intimsten zu machen.

CATULLE MENDÈS.

* * *

Ich bin nicht nur Anhänger von guten Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland, sondern bedauere auch innig, dass sie nicht ständiger sind. Es ist klar, dass wir, Franzosen und Deutsche, den grössten Nutzen hätten uns anders als durch Spionen-Berichte zu kennen. Aber wie könnte es uns gelingen? Ich gestehe, dass ich es nicht weiss.

Wir müssten, denke ich, etwas weniger dumm sein, als wir es sind. Und mit dieser wunderbaren Presse, welche jeden Morgen öffentliche Meinungen hervorruft, die, obwohl so verschieden in der Farbe, doch so gleich an patriotischer Tugend und cornelischer Unerbittlichkeit sind, können wir nicht hoffen diesen nationalen Geisteszustand sich verändern zu sehen — ein Zustand, der im Grunde sehr künstlich ist, aber unser Bedürfniss befriedigt, immer gegen jemanden oder etwas zu schreien.

Daher kann ich nur einen Wunsch aussprechen und bin ganz unvermögend ein Mittel anzupreisen.

OCTAVE MIRBEAU.

* * *

Was die Menschen unterscheidet, ist ihre Cultur. Ich habe die innigsten Freundschaftsgefühle für einen Brahmanen und einen Tsenïsten gehegt; ich zweifle sehr daran, dass ein Gespräch zwischen dem Erzbischof von Paris und mir herzlich sein könnte.

Ich habe Rabbiner aus Amsterdam und griechische Mönche aus Venedig gesehn, welche mir als Brüder erschienen, und die Herren Sarcey und Sardou sind mir fremd, sogar feind.

Es giebt nur zwei Rassen, diejenige welche denkt, und die andere: die Grenze, welche sie trennt, heisst die Unwissenheit.

Die Civilisation der Gegenwart geschieht durch drei Serien: die lateinische, die germanische und die bretonische. Trotz Ibsen und Grieg, trotz Tolstoi und Balakirew hat die hohe Kultur heute nur drei Träger: den Franzosen, den Deutschen und den Engländer. Doch es giebt eine Kunst, welche so sehr nationalisirt ist, dass sie genügt um die Menschheit zum Vasall eines Volkes zu machen: die Musik gehört Deutschland, wie die wahre Malerei Italien gehört.

Ihre heutige Frage hat ihren Ursprung in Bayreuth; die geistigen Beziehungen Frankreichs und Deutschlands sind durch Richard Wagner, den erhabenen Wiederbeleber der priesterlichen Kunst Griechenlands, geknüpft worden. Die heiligen Partituren dieses wunderbaren Mannes haben den Realismus beschworen und gebannt.

Und Deutschland war uns wohl diesen musikalischen Siegfried schuldig nach den drei Jahrhunderten thörichter Philosophie, in denen es sich gefiel.

Die Strassen-Anarchie hat Kant und Hegel als Grosseltern, die falschesten Geister der Christenheit, welche in Stirner und Bakunin mündeten.

Gegen ihre unvergleichliche Musik, geben wir ihnen Descartes; wir schulden ihnen die strahlendste Kultur unserer Empfindungsfähigkeit, sie mögen uns die Rückkehr zur Logik verdanken; sie lehren uns fühlen, lehren wir sie das

Digitized by Google

Denken: dies scheint mir das beste Mittel, das eine Land durch das andere, Frankreich und Deutschland zu humanisiren, d. h. zu entnationalisiren.

SAR PÉLADAN.

* * *

Die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland scheinen mir vortrefflich. Es genügt zwei Ländern, durch ihre Genies in Gemeinschaft zu sein: die individuellen oder socialen Intimitäten interessiren mich weniger; sie sind eine Art niederer und zufälliger Verständigung, welche die politischen und persönlichen Sperren unterbrechen: die wahre Solidarität liegt höher und besteht aus einem erhabenen Austausch. Es genügt, dass Goethe Diderot übersetzt hat, und Nerval Heine, um die deutschen und französischen Gedanken zu verbinden, und sie gegenseitig sich durchdringen zu lassen.

Was würde uns eine innigere Verbindung nützen, als im Concert Lamoureux den „Gesang an Aegir" zu hören, im Salon des Champs des Mars ein Bild des deutschen Kaisers zu sehn, oder in der Bodinière auf eine Conference von ihm zu lauschen? Es wäre an sich merkwürdig, aber nichts weiter.

Es scheint mir, dass es zwischen zwei Völkern eher angeht, sich durch jenen hohen Austausch zu kennen, als durch gegenseitige und vergängliche Neugierde.

HENRI DE RÉGNIER.

* * *

Ich stimme eher als jeder andere intimeren Beziehungen mit Deutschland auf geistigem und wirthschaftlichem Gebiete bei. Ich benutze oft Arbeiten dieses Landes und, was mich betrifft, so kann ich seine Hingabe zur Wissenschaft, die Aufopferung und die Geduld für undankbare oder entlegene Untersuchungen nur bewundern.

Uebersetzungen und kritische Erörterungen scheinen mir der einfachste und beste Weg, um das Band inniger zu verknüpfen.

Trotz der unaufhörlichen Kriege, welche Sie kennen, liess das siebzehnte Jahrhundert über ihnen das Ideal seiner geistigen Cultur — diese „Republique des Lettres" schweben. Sollte es zweihundert Jahre später weniger möglich sein?

Th. RIBOT.
Professor am „Collége de France".
Herausgeber der „Revue Philosophique".

* * *

Nach unserer Meinung ist es von der höchsten Wichtigkeit, unsere geistigen Beziehungen zu Deutschland zu vermehren. Was die Form dieser Beziehungen betrifft, so glauben wir nicht, dass sie in der gegenwärtigen Zeit anders als sehr indirect sein könnten. Die Mittel können nur Mittel des guten Willens und der Propaganda sein: Studium des Deutschen, vermehrte Uebersetzungen litterarischer und wissenschaftlicher Werke, zahlreiche kritische Studien über die geistige Entwicklung Deutschlands etc. Wir würden noch individuelle Verbindungen zwischen deutschen und französischen Gelehrten und Schriftstellern empfehlen. Was die Beziehungen in Form von Gruppen betrifft, so ist es unsere Meinung, dass sie mehr Schwierigkeiten machen, als Dienste leisten würden.

J. H. ROSNY.

* * *

Sociale Beziehungen? Aha, durch Spione sind wir, glaube ich, in sehr „wirksamen" Beziehungen.

Geistige Beziehungen? Aber Herr Hauptmann lässt ja seine Stücke in Paris spielen, und das Theater Libre giebt Vorstellungen in Berlin.

Digitized by Google

Ich verlange nicht mehr. Das Deutsche ist übrigens eine europäische Sprache, welche die Franzosen lesen können, wie die Deutschen französisch lesen. Es scheint mir unnöthig, „Mittel" anzugeben. Wenn es sich um China handelte, könnte man sehn.

MARCEL SCHWOB.

* * *

Der Hass der Nationalisten wird immer Gründe des Chauvinismus, der Moral und der Nützlichkeit finden, um das Eindringen der Meisterwerke, von welcher Grenze dieselben auch herkommen, zu unterbinden. Der Tyrtäus der Kostverderber, Herr Paul Déroulède mit seiner Küchenjungenheerde wird, wie ein Phönix des herrlichsten Cretinismus stets von Neuem auferstehen, wenn es sich darum handeln wird, das Emporsteigen des Genies mit Füssen zu treten. Denn der Geschmack der Plattfüsse und der Instinkt der Mengen stachelt sie ohne Unterlass zum Morde des Schönen auf.

Dagegen scheint Ihre Frage für die Menschen, die allein diesen Namen verdienen — für die Menschen, deren Gefühle sich nicht in den öffentlichen Officinen zubereiten, im Voraus gelöst. Gewiss ist es sehr wünschenswerth, die geistigen und sozialen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich zu vergrössern, auf immer die patriotischen Vorurtheile in den Fragen der Wissenschaft und der Schönheit zurückzuwerfen.

Ohne hier an die stolzen Sentenzen des göttlichen Lamartine zu erinnern:

„Nation! mot pompeux pour dire barbarie! . . .
Les bornes des esprits sont les seules barrières,
Le monde en s'éclairant s'élève à l'unité . . ."

kann man nicht ohne Scham an die Einmischung des politischen Grolls und der militärischen Roheit denken in das, was unsere alte Rethorik mit Anmuth „le Sanctuaire des Arts" nannte.

Die Niederlage von 1870 war übrigens nur eine Behauptung früherer Eroberungen und eines ganz anders wichtigen Sieges der germanischen Rasse über die lateinischen Völker.

Seit achtzig Jahren ist Deutschland unser Erzieher geworden. Weder die Greuel der „Armée terrible", noch die vergangenen napoleonischen Schlächtereien haben das geistige Band zerreissen können, das uns an die germanischen Völker knüpft. Geschichte, Philosophie, Musik, alle Künste, alle Wissenschaften lernten wir vom deutschen Genie, dessen starkes Blut seine Kraft den alternden Völkern des französischen Conglomerats mittheilte.

Kant, Hegel, Schopenhauer lehrten uns das Denken; durch Niebuhr, Mommsen, Kreutzer erfuhren wir die Geschichte, während der ungeheure Goethe in seinen Gesprächen und Dichtungen den Geist der neuen Zeit synthetisirte. Um nur vom jetzigen Augenblicke und der zugänglichsten der Künste zu sprechen, so hat Deutschland das Drama neu erfunden und auf seinen Theatern den wieder geborenen Aischylos gezeigt. Belehrendes Schauspiel: Während Deutschland Genies wie Ibsen und Wagner zujubelt, besitzt die Bühne des edeln Racine, um ihre Abgelebtheit zu zieren, nur elegant bestrichene Schulfatzken, besitzt den jüngeren Alexander und die jugendlich alten Herren, durch welche das Odeon nach Ponsard'scher Art die Tiraden der Verstragödie weiter schwatzt.

Was die Mittel betrifft, so scheint ein Kaiser Wilhelm selbst, welchem unsere Minister so unterthänigst huldigen, am besten gestellt, um sie anzugeben. Was mich betrifft, so hüte mich der Himmel davor, wie Malherbe sagte, „eine Meinung über ein Schiff zu haben, wo ich nur Mitreisender bin." Erinnern wir uns jedoch, dass Hermes, der Gott des Friedens, über die Worte regiert, und dass sein Name zugleich Harmonie und Rede bedeutet. Die Sprache, das erste Band, vereinigt untereinander die Glieder der menschlichen Familie. Das Idiom eines Volkes zu sprechen, heisst mit ihm in Be-

Digitized by Google

rührung treten und ihm die Hand reichen. Aber in den französischen Gymnasien wird überhaupt nie irgend etwas gelernt. Die Oelgötzen-Lehrlinge, welche „ihre Klassen machen", vergrössern durch ihre erste Berührung mit den Menschen den Instinkt der Niedrigkeit und Feigheit, welchen sie in sich tragen. Wenn sie je studieren, so ist es nicht, um zu wissen, sondern weil es nöthig ist, dieses oder jenes Examen zu bestehen, oder sich in irgend einem Orte einzuregimentiren. Auch sind die lobenswerthen Versuche, die zukünftigen Bacheliers in die Nachbarsprachen einzuweihen, ohne oder fast ohne Resultate geblieben.

Einige Lehrer reicher Schulen haben daran gedacht, während der schönen Jahreszeit eine kleine Anzahl verdienstvoller Schüler durch die Hauptstädte Deutschlands, Berlin, Dresden, München, zu führen und ihnen, nach dem Beispiele ausländischer Studenten an Ort und Stelle alles, was der pädagogische Unterricht, selbst den fleissigsten nicht bieten könnte, einzuimpfen.

Könnten diese gelehrten Spaziergänge durch Europa nicht ein allgemeiner Gebrauch werden? Dies wäre für die Schüler viel vortheilhafter als der Besuch von Weiberkneipen, Bicyclereiten und sogar die sorgsamste Pflege des Fuss-Ballspieles.

LAURENT TAILHADE.

* * *

Es ist schwierig, in solchem Falle die „Elsass-Lothringische Frage" zu umgehen, welche eigentlich der einzige Grund des Nachlassens in den geistigen und anderen Beziehungen ist, welche Sie „wirksamer" wünschten. Löse man diese Frage, wenn nicht durch die Rückgabe, so doch durch die Autonomie und Neutralisation der dies-rheinischen Länder, und die Entwaffnung findet statt. Dann wird man von gegenseitiger Durchdringung sprechen können, denn heutzutage greifen die socialen, politischen, militärischen und geistigen Fragen ineinander über, sodass sie sich manchmal ganz decken.

Aber scheiden wir, wenn es möglich ist, „jede politische Frage" aus, selbst die zu verwickelten Betrachtungen der vergleichenden Philosophie und Ethnographie:

Aus meiner eigenen Kindeserfahrung — ich habe ein unvergessliches Jahr im Progymnasium zu Baden zugebracht — glaube ich schliessen zu können, dass sich dieses geistige Durchdringen durch kleine Schüler-Colonien vollziehen sollte. Diese Colonie, aus den hervorragendsten Jungen aller Provinzen zwischen Garonne und Weichsel gebildet und gewählt, würde, durch gegenseitiges Austauschen, im ganzen Bereich beider Länder verstreut sein.

So würden die intelligentesten Kinder in den jüngeren Generationen Frankreichs und Deutschlands frühzeitig vor den Schäden eines erniedrigenden Particularismus bewahrt werden. Im Alter der dauernden Eindrücke würden sie sich eine fremde Sprache angeeignet haben und der für die Entwicklung der Charaktere so kostbare Einfluss eines fremden Milieu würde ihrem Patriotismus nur zu Nutzen gereichen. Ein kritischer Geist, aus der Gewohnheit des Vergleichens geboren, ist allein im Stande, das Wesen des eigenen kleinen Vaterlandes und sein Wesen innerhalb der menschlichen Oeconomie zu verstehen.

Die Organisation solcher Schüler-Tausche ist ohne wirkliche Schwierigkeit. Die Credite für öffentlichen Unterricht in Deutschland und Frankreich sind gross genug, obwohl sie nicht immer vernünftig eingetheilt sind. Die materiellen und geistigen Vortheile, welche die so bevorzugte Jugend aus diesem Tausche erzielen würde, genügen, um denselben ohne weiteres zu rechtfertigen. Damit würden commercielle, moralische und geistige Beziehungen entstehn und sich immer mehren, und langsam und dauerhaft, in die Seele eines Jeden das Urdogma der menschlichen Solidarität prägen.

FRANCIS VIELÉ-GRIFFIN.

* * *

Digitized by Google

Wenn ich Ihren Wunsch theilen soll, geistige und sociale Beziehungen mit Deutschland in normalere Bahnen treten zu lassen, so müssen Sie sich zuerst bemühen, den alten „militärischen Geist" wieder herzustellen; diesen Geist, den man in Aufsätzen und Reden, wo man von modernem Fortschritte spricht, eine Erbschaft aus der Zeit der Barbaren nennt. Früher führte man Krieg, aber sobald die Waffen niedergelegt waren, und bis zum Augenblicke, wo man sie wieder aufnahm, wurden die Beziehungen unter Gegnern wieder leicht, höflich und natürlich, weil der Krieg als eine natürliche Function des nationalen Lebens erschien. Heute werden alle Ihre Bemühungen nichts gegen den ständigen Hass von Volk zu Volk thun können, diesen Hass, welcher uns zu dem Zustande wilder Stämme zurückführt. Das sind die wunderbaren Fortschritte der Bildung. Heute erscheint Ihre so einfache Idee vielen eine Schwachheit: einen gehässigen Frieden aufrecht zu halten, ist eine bewunderungswürdige Gewissensberuhigung für den Pantoffel-Patriotismus. Ihre Absicht wird nur durch unser Officiers-Corps vollkommen verstanden werden: sie ist dem deutschen Kaiser vertraut, weil er vor Allem ein Soldat ist. Was die Anderen betrifft, diejenigen welche das Cliché No. 31 „Männer des friedlichen Fortschritts" nennt, so befürchte ich, dass sie Ihre Rundfrage einen anti-patriotischen Scandal nennen.

E. Melchior de Vogüé.
Mitglied der französischen Academie.

* * *

Nein, ich glaube nicht, dass es für Frankreich irgend einen Vortheil bedeuten würde mit Deutschland nähere geistige Beziehungen zu pflegen. Ich sehe absolut nicht was Frankreich daran gewinnen würde, da doch jetzt Herr Sudermann bei uns so berühmt ist als in Berlin, da unsere Opern-Theater sich um das Hänsel und Gretel des Herrn Humperdinck streiten, da Wagner, Nietzsche und Herr Theodor Fontane uns vertraut geworden sind und der Ruhm des Herrn Hauptmann in Paris gerechtfertigt wurde. Es giebt wohl noch die Romane des Herrn Holländer und die Novellen des Herrn Hermann Bahr, die wagner'schen Opern des Herrn Richard Strauss, die satanischen Gedichte des Herrn Fuchs, die Allegorien des Herrn Stuck und die Vaudevilles des Herrn Blumenthal: aber das alles, ich versichere Sie, ist schon unterwegs zu uns herüber zu kommen, ohne dass wir uns um die besten Mittel zu bekümmern hätten, es zu holen.

Dagegen sehe ich sehr klar, wieviel Schaden der deutsche Einfluss dem französischen Geiste schon zugefügt hat, seit den zwanzig Jahren, in welchen er frei, beständig und unermesslich über uns herrscht. Dieser Einfluss hat ihm beinahe seine kostbarsten Tugenden, das Bedürfniss nach Ordnung und Klarheit geraubt, seinen Instinkt discreter Eleganz und diesen Geschmack der Formvollkommenheit, welcher sich täglich bei uns abschwächt. Ich möchte damit nicht die Originalität und die Grösse des germanischen Genies leugnen, besonders in seinem früheren Zustande, vor dem 1870 plötzlich durch die Einigung und die berliner Centralisation geschaffenen neuen Deutschland: ich behaupte aber, dass dieses Genie das entgegengesetzte des französischen ist, dass es ihm schwierig wäre sich mit ihm auszugleichen, und dass unsere Künstler, und unsere Schriftsteller, weil sie es mehr als nöthig bewundert haben, schon zu sehr aus ihrer natürlichen Bahn abgelenkt sind. Sogar der Einfluss meines ruhmreichen Meisters Richard Wagner war auf unsere Musiker ein abscheulicher. Unsere Maler haben die Farbe verlernt: in der Provence, in Corsica, malen sie grau, wie wenn sie in ihren Augen den Nebel von Bremen hätten. Und was die französische Sprache betrifft, sehn Sie, welches vernebelte und entfärbte Kauderwelsch man daraus zu machen auf dem Wege ist. Der deutsche Einfluss braucht wirklich unsere Ermuthigung nicht. Unsere Boulevards sind nunmehr nur noch eine Reihe von Wirthschaften, unsere Tabakhändler zieren ihre Schaufenster mit anzüglichen Bildern, wie ihre rechtsrhei-

Digitized by Google

nischen Collegen; und die Mädchen selbst fangen im Moulin Rouge an, sich mit einer berliner Plumpheit und Geschmacklosigkeit zu kleiden; wenigstens war es vor drei Jahren so, als ich zuletzt die Gelegenheit hatte, sie zu sehn.

Uebrigens bin ich überhaupt der Meinung, dass nie eine Nation daran gewonnen hat, mit einer anderen zu emsige Beziehungen zu pflegen. Wenn man zu Hause bleibt, kann man das Glück haben, sein Haus gut zu kennen und sich darin zu gefallen. Es war oft meine Aufgabe, dem französischen Publikum Menschen und Werke aus fremden Ländern vorzuführen: aber ich erinnere mich nicht, sie je anders denn als Merkwürdigkeiten vorgeführt zu haben, indem ich immer sorgfältig darauf aufmerksam machte, dass sie nicht bei uns zu Hause seien, und dass wir besseres zu thun hätten als sie nachzuahmen. Ich glaube, dass, wenn wir uns einige Wochen hindurch mit Herrn Strindberg und Herrn Sudermann unterhalten konnten, wir im Stande sind, in Frankreich ebenso willkommene Meister zu entdecken, welche noch dazu unsere Sprache sprechen; und wenn diese unserem Drang nach Neuheit nicht genügen, werden wir immer den Ausweg haben, ohne Frankreich zu verlassen, die Dichter der Provence Aubanel, Roumonille und Herrn Mistral zu entdecken. Ihre Werke werden uns eher an das erinnern, was der deutsche Einfluss im Begriffe ist, uns vergessen zu lassen: die Wichtigkeit des Lichtes, den Reiz der Farbe, und die Vollendung eines schönen Styls.

T. DE WYZEWA.

DEUTSCHLAND.

Meine Anwort ist die gleiche, die ich seit 24 Jahren habe.

Als Napoleon III. im Juli 1870 an Preussen den Krieg erklärte, musste der Norddeutsche Reichstag zu einer ausserordentlichen Session einberufen werden, um die Mittel für die Kriegführung zu bewilligen. Die Thronrede, mit welcher der damalige König von Preussen — der spätere Kaiser Wilhelm I. — den Reichstag eröffnete, enthielt folgenden charakteristischen Satz:

„Das deutsche, wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmässig geniessend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen, als zu dem blutigen der Waffen."

Der Ausgang des Krieges hat leider nicht den in diesen Worten enthaltenen Grundanschauungen entsprochen; aber setze ich in diesem Satze an Stelle der Worte „christlicher Gesittung", die Worte moderner Gesittung, so ist es ein Satz, den ich noch heute vollinhaltlich unterschreibe.

Der deutsch-französische Krieg ist der verhängnissvollste Krieg gewesen, der in moderner Zeit geschlagen wurde. Er ist die Grundursache, dass ganz Europa bis heute in zwei ungeheure, aufs furchtbarste bewaffnete und sich aufs feindlichste gegenüberstehende Heerlager geschieden ist. Dieser Zustand lastet als ein schwerer Druck auf der Culturentwickelung Europas; er lässt die Völker nicht zur Ruhe und nicht zur Besinnung kommen. Er nimmt die grössten materiellen, die zahlreichsten und besten physischen Kräfte für kulturfeindliche Zwecke in Anspruch. Tritt aber eines Tages dieser so geschaffene Apparat in Funktion, um seinen Zweck zu erfüllen, so wird ein Meer von Blut und eine nie dagewesene Zerstörung von Menschenleben und Menschenglück die Folge sein, zum Verderben beider Theile.

Es ist daher ein Gebot der Vernunft und der Menschlichkeit alle friedlichen Mittel, die zur Verständigung und zum Ziele führen können, anzuwenden, um die Kluft zwischen zwei der ersten Culturvölker Europa's zu schliessen, um sie aus Feinden zu Freunden zu machen, die keinen anderen Wetteifer kennen, als den, sich in der Vollbringung grosser, Menschheit befreiender und Menschenwohl fördernder Thaten, voraus zu sein.

Digitized by Google

Diese Gedanken in beiden Nationen zu hegen und zu pflegen, ist eine der vornehmsten Aufgaben, welche hüben und drüben Männer und Frauen erfüllen müssen, die den Anspruch erheben, auf der Höhe ihrer Zeit zu stehen.

A. Bebel (Berlin).

* * *

Im heroischen Altertume schickten (eine sehr empfehlenswerthe Art des Kriegführens) die Völker ihre Herrn Könige vor die Front und liessen sie sich nach den Regeln der Kunst verhauen und verspiessen. Wir sind, zu unserm ziemlichen Unheile, von dieser heroischen und probaten Methode abgekommen, wir haben den Krieg entheroisiert, d. h. demokratisiert und erwürgen uns nun von Zeit zu Zeit en masse und fabrikmässig. Das ist roh und dumm und hässlich.

Ich schlage vor, wir wenden nun endlich dieser demokratischen, unprobaten und unpraktischen Manier den Rücken und aristokratisieren den Krieg wieder. Denn dabei bleibt's, der Kampf ist der Vater aller guten Dinge, und irgend einen Krieg müssen wir haben.

Also auf's Neue denn: die Könige vor die Front! Aber die Könige im Geiste und in der Kunst.

Ich wette, sie werden sich nicht nur zu messen, sondern auch zu lieben wissen, und, da sie Meister im Überreden sind (denn alle Kunst ist nichts als Überreden) so werden sie, zurückgekehrt von der unblutig lustigen Wahlstatt, auch Die in ihrem Rücken zur Liebe bekehren.

Diese „Art, die beiden grossen Kulturen Frankreichs und Deutschlands nunmehr in eine ernsthaftere und wirksamere Annäherung treten zu lassen", wird übrigens bereits mit Erfolg versucht. Die gemeinsame Umfrage des Mercure de France und der Neuen Deutschen Rundschau (wie hübsch sich das neben einander ausnimmt) ist kein vereinzeltes und unerhörtes Phänomen, sondern ein weiteres Anzeichen für die nun schon mehrfach zu Tage getretene Neigung speziell der jüngeren Künstlergeneration diesseits und jenseits des Rheines, mit einander in die kameradschaftlichen Beziehungen eines brüderlichen Wettkampfes zu treten, bei dem man es gegenseitig an herzlichem Beifall und Zuruf nicht fehlen lässt, gleichviel, was Herr Chauvin und Michel Rasselspiess dazu brummen.

Kunst und Geist allewege der Masse voran. So ist's auch hier. Noch rührt sich das Gros kaum. Aber bald werden die Massen nicht mehr widerwillig oder gleichgültig zuschauen, sondern mit freudigem Interesse teilnehmen an diesem Kampfe, dessen gesegnete Wahlstatt die palaestra musarum ist, und der auch dem natürlichen Eifersuchtstriebe der beiden Völker Raum genug zu lebhaftester und leidenschaftlicher Entfaltung bietet.

Tegel bei Berlin. Otto Julius Bierbaum.

* * *

Den westeuropäischen Nationen ist heute eine Aufgabe gestellt, welche die zwischen ihnen bestehenden Rivalitäten an Wichtigkeit weit übertrifft: die arbeitenden Classen drängen nach grösserer Theilnahme an den Segnungen der Cultur und es gilt ihr Aufsteigen mit dem Fortbestand und weiteren Fortschreiten der Cultur zu vereinen. Dieses Problem macht sich auf allen Gebieten des Lebens geltend, auf dem wirthschaftlichen, dem politischen, dem geistigen, dem sittlichen. Es besteht ebenso für Deutschland wie für Frankreich. Die Widerstände und die Lösungen, die es in dem einen Lande findet, wirken auf die Widerstände und Lösungsversuche in dem anderen zurück. Es bestehen in beiden Ländern bezüglich dieser Frage dieselben Parteien.

Hierin offenbart sich die trotz aller nationalen Besonderheiten in beiden Ländern bestehende Einheit der Gesittung.

Diese Einheit hat bereits dazu geführt, dass diejenigen, welche in beiden Ländern die gleichen Anschauungen hegen, sich geistig zusammengefunden

Digitized by Google

haben. Die literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Erzeugnisse beider Länder werden in jedem der beiden mit Aufmerksamkeit verfolgt. Wir haben französische Autoren, die in deutschen, und deutsche, die in französischen Zeitschriften sich als Mitarbeiter bethätigen. Wir finden, dass Franzosen in zunehmendem Masse nach Deutschland kommen, die ihnen Gleichgesinnten aufsuchen, an ihren Arbeiten und Versammlungen theilnehmen; deutscherseits stehen wir in dieser Beziehung hinter den Franzosen zurück — zum Theil wohl aus Besorgniss, es könnte unser Erscheinen in Frankreich sowohl dort wie auch zu Haus unliebsame Missdeutungen finden.

Meines Ermessens zeigt uns in allen diesen Bestrebungen die Natur der Dinge den Weg, auf dem allein eine ernsthaftere und wirksamere Annäherung zwischen beiden Nationen stattfinden kann. Man muss nur die Beziehungen, die sich von selbst bereits angebahnt haben, weiter ausbilden und die ihnen im Weg stehenden Hindernisse und Vorurtheile beseitigen. Das Einzige, was eine jede Nation thun kann, ist, dass sie bei sich selbst anfange.

PROF. LUJO BRENTANO (MÜNCHEN).

* * *

Ist es nicht Entartung, wenn der Besiegte den Sieger verachtet, der Sieger den Besiegten bewundert?

Der Franzose soll seinen Chauvinismus, der Deutsche seinen Servilismus ablegen, um einander sympathischer zu werden. Sie sind in der Wissenschaft längst aufs engste verbunden. Aber es ist wie ein geheimer Verkehr. Mögen die Franzosen sich dazu bekennen, ritterlich, und vor aller Welt den wissenschaftlichen und künstlerischen Austausch pflegen wie Leute, die sich auf der gleichen Höhe des Geistes und der Empfindung begegnen. Der Deutsche wird dadurch an Vertrauen, der Franzose an Haltung gewinnen. Und dann kann man ruhig miteinander reden.

An Anknüpfungspunkten im Handel und Wandel, in der Presse u. s. w., fehlt es wahrlich nicht. Wenn Frankreich bei seiner nächsten Weltausstellung der deutschen Kunst Thür und Thor öffnet, dann werden auch die Herzen der Völker sich öffnen. Deutschland wird dann auch mit einer entsprechenden Weltausstellung, als Pfand seiner guten friedlichen Gesinnung, nicht länger zurückbleiben. Darauf müssen wir hinarbeiten, Franzosen und Deutsche, loyal und systematisch, bei jeder Gelegenheit! Hoch Deutschland, hoch Frankreich!

MICHAEL GEORG CONRAD (MÜNCHEN).

* * *

Gewiss ist die Feindschaft zwischen den beiden grossen Bildungs-Völkern, deren Vorzüge sich trefflich ergänzen würden, zu beklagen: man sollte meinen, den romanisirten Franken und Burgunden da drüben sollten die deutschen Franken und Alamannen näher stehen als die Baschkiren und Tschetschenzen des weisen Zaren. Allein nicht wir sind die Angreifer von 1870 gewesen und nicht wir haben diese Feindschaft verschuldet, sondern die kindische Eitelkeit des Volkes, das schon im VIII. Jahrhundert vor allen Völlern sogar bei'm lieben Gott ein prestige in Anspruch nahm (ganz wörtlich: Dahn, Urgeschichte III S. 945) und allein unter allen Völkern nicht verzeihen kann, dass es, frevelhaft angreifend, besiegt und minder gefährlich gemacht wird. Thöriges Gerede ist es, nur die Einverleibung der Reichslande habe jenes Rachegeschrei herbei geführt. 1815 hat man ihnen diesen Raub gelassen und sie schrieen ganz ebenso „Revanche pour Waterloo!" Haben sie doch sogar Revanche pour Sadowa geschrieen, wo sie gar nicht die Leidtragenden waren. Brüten und schreien sie nun also doch Rache, so ist es für uns besser, sie brüten und schreien zu Rheims und Paris als in Strassburg und Metz. Uebrigens

Digitized by Google

hat erst Monsieur Paul Déroulède durch seine „Patriotenliga“ diese Siedhitze herbeigeführt: zweimal vorher weilte ich Monate lang in Frankreich und wurde, sehr entschieden als Deutscher auftretend, mit all der Liebenswürdigkeit behandelt, die unsern geistreichen Nachbarn — ungleich mehr als uns — eignet.

Unter solchen Umständen muss also jedes weitere Entgegenkommen von Deutscher Seite auf das Geflissentlichste vermieden werden. Man ist hierin viel, viel zu weit gegangen in Deutschland. Die Hoffnung, dadurch die Franzosen versöhnlicher zu stimmen, ist ganz eitel: ein Hauptgrund des Sturzes eines ihrer tüchtigsten Staatsmänner, Ferry, war der Argwohn, dass er auf Bismarcks weise Anbahnung besserer Beziehungen eingehe. Darauf gab es Bismarck auf. Und welche Folgen haben die Schritte des „neuen Curses“ gehabt? Die Begnadigung der beiden französischen Späher (nach wenigen Monaten: die deutschen Offiziere sagten vor dem Reichsgericht aus, drei Jahre seien erforderlich, die Aenderungen der höchst wichtigen Einrichtungen vorzunehmen, die sie dem französischen Kriegsminister verrathen konnten) hatte die Wirkung, dass Einen Tag einzelne Zeitungen sauer-süsse Dankesworte hervorpressten. Am folgenden Tage hiess es: ein so gesinnter Kaiser werde bald Elsass- und Lothringen heraus geben. Ganz allgemein aber ward und wird jedes Entgegenkommen von unserer Seite als Zeichen der Furcht vor der so gewaltig hergestellten französischen Waffenmacht, zumal im Bunde mit Russland, gedeutet und verwerthet.

Kurze Zeit nach jener Freilassung und anderen Höflichkeiten Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. schrieb am 11. August 1894 eine Pariser Zeitung „die Deutschen bleiben so lange unsere Feinde, bis wir ihnen nicht nur Elsass und Lothringen wieder abgenommen, bis wir durch Einverleibung des ganzen linken Rheinufers Frankreichs natürliche Grenze — den Rhein — gewonnen haben.“ Das also sind die „Annäherungs“-Gesinnungen der Franzosen. Wir sollten nicht zu unserer Vertheidigung deutsche gestohlene Gebiete wieder nehmen dürfen, sie aber wollen seit 14 Jahrhunderten deutsche Lande von uns abreissen.

Haben wir nöthig, uns das gefallen zu lassen und den Franzosen nach wiederholter Zurückstossung nach zu laufen? Ich dächte: nein. Alle grossen Völker und Staaten der Gegenwart zeigen ein stolzes Selbstgefühl ihrer nationalen Würde: England, Italien, am lebhaftesten grade Frankreich. Und sollen wir grade Frankreich gegenüber immer wieder verrathen, dass dies Selbstgefühl — leider — in Deutschland schwächer entwickelt ist?

Versöhnung? Gewiss. Aber die Angreifer und Racheschreier müssen darum werben, nicht wir.

Prof. Felix Dahn (Breslau).

* * *

„Über die politischen Beziehungen hinweg“ können die beiden grossen Kulturen Frankreichs und Deutschlands überhaupt nicht und nie in eine ernsthafte und wirksame Annäherung treten. Vorerst muss die politische Frage gelöst, deren Lösung wenigstens in gesicherten Bahnen sein; der Kriegsgedanke — in naher oder ferner Sicht — muss endgültig überwunden, die daraus folgenden Wandlungen müssten im Gange sein. — Dem deutschen Kaiser fällt die erhabene und in ihrer Bedeutung für die Menschheits-Entwicklung gar nicht zu ermessende Aufgabe zu, durch Entschliessungen, Vorschläge und Massnahmen diesen Frieden einzuleiten. —

Weitere Vorbedingung für eine wirksame Annäherung der beiden grossen Kulturen ist die Herstellung einer besseren Ordnung im eigenen Lande. Ehe sich die Völker so nähern, wie es die Zukunft erheischt, muss der innere Riss, der bei beiden Völkern besteht, ausgefüllt sein: Lösung der sozialen Frage; Anerkennung des Grundsatzes von der Zusammengehörigkeit der — aller — Volksgenossen; rückhaltlose und beherzte Durchführung der Folgerungen, die sich aus diesem Grundsatz ergeben. —

Digitized by Google

Nur in der Gefolgschaft dieser beiden Voraussetzungen: 1. Frieden, 2. Lösung der sozialen Frage, allenfalls nebenher, darf an eine wirksame Annäherung der beiden grossen Kulturen gedacht werden; um so wirksamer, je mehr die Veranstaltungen hierzu dem beiderseitigen Volksbewusstsein als „natürliches Bedürfniss" entkeimen: Wechselseitiger Besuch der Hochschulen; inniges Zusammenwirken der Wissenschaftler auf allen Gebieten; Eifersuchts-freie Antheilnahme am künstlerischen Leben des anderen Volkes; uneingeschränkter Freihandel (den Getreideankauf zwecks Sicherung der Volksernährung vorläufig vorbehalten); reger und erleichterter Reiseverkehr; Wettbewerbe, gymnastische (Sport) Kämpfe auf allen Gebieten. — Dies Alles ohne jede „Forcirung"; nichts Erkünsteltes, nichts Übereiltes, nichts Unnatürliches; Alles muss aus dem Bedürfniss herauswachsen. Wichtiger als alle Massnahmen und Veranstaltungen sind die Gesichtspunkte, auf die es ankommt: wir müssen einander kennen, werthen, würdigen lernen (connaissons nous), und zwar müssen wir uns in unserer nationalen Eigenart würdigen lernen; wir müssen das andere Volk aus dessen Empfinden heraus verstehen lernen. Nicht darauf kommt es an, dass wir einander „abfärben", oder die Eigenarten vermengen, oder gar uns unserer Andersart in Gegenwart der Anderen schämen. Der Deutsche soll Deutscher inmitten der Franzosen, der Franzose soll Franzose inmitten der Deutschen bleiben, wie der Bayer bei einem Besuch in Königsberg Bayer, und der Friese auf der Schneekoppe Friese bleibt. —

Ich weiss, dass ich die eigentliche Frage nur unvollkommen beantwortet habe; für mich bedeuten die Vorfragen die eigentliche Frage. —

M. von Egidy (Berlin).

* * *

Eine grössere Annäherung des deutschen und französischen Culturlebens könnte nur von Frankreich ausgehen. Wir in Deutschland verfolgen alle bedeutenden und auch manche unbedeutenden Aeusserungen des französischen Geistes mit einem Interesse, dessen Wärme und Aufrichtigkeit einer Steigerung kaum fähig ist. Auf französischer Seite steht aber einem fortdauernden Austausch geistiger, insbesondere künstlerischer Anregungen ein viel nachhaltigeres Hinderniss im Wege, als die tief beklagenswerthe politische Stimmung der lebenden Generation. Es lag von jeher im Charakter des grossen Nachbarvolkes, die Grenzen seiner nationalen Cultur nach aussen ängstlicher abzuschliessen, als wir dies thun, die wir im edlen Streben nach universeller Bildung zu Zeiten fast in Gefahr geriethen, unsere Eigenart zu vergessen und dem Fremden vor dem Einheimischen den Vorzug zu geben. Ich sehe nur ein Mittel, die anderen Nationen, auch die französische, zur dauernden Beachtung unserer Geistesarbeit zu nöthigen: es beruht darin, dass wir möglichst Werthvolles leisten. Wagner ist in Frankreich heimisch geworden, und unsere jung aufblühende Literatur, die man im Auslande beklatscht und im Inlande durch Polizeigesetze knebeln will, verspricht ein neues Band der Gemeinschaft und Verständigung zu werden.

Ludwig Fulda (München).

* * *

Die Frage ist zu eng gestellt und kann nur aus einem weiteren Gesichtspunkte beantwortet werden.

1. Zwischen den Staaten Westeuropas, die heute schon einen gemeinsamen Kulturkreis bilden und zu denen Deutschland und Oesterreich gehört, vollzieht sich ein allmählicher Assimilationsprocess, der seinem Wesen nach nichts anderes ist, als die Wiederholung auf höherer Stufe derjenigen Amalgamirungsprocesse, die sich in den einzelnen Staaten zwischen ihren heterogenen Bestandtheilen seit ihrem Eintritt in die Geschichte vollzogen haben. Denn Naturprozesse sind ewig, hören nie auf, stehen nie still, und wenn sie auf beschränkterem Gebiete sich ausgelebt, sozusagen ausgewirkt haben, setzen

Digitized by Google

sie ihre Thätigkeit auf weiterem Gebiete fort. Dieser auf so erweitertem Gebiete sich fortsetzende Amalgamirungs- und Assimilationsprocess muss nothwendigerweise einst zu einer vollkommenen Gemeinsamkeit der geistigen und wirthschaftlichen Interessen des europäischen Occidents im Gegensatze zum europäischen Orient (Russland) führen. Die Anfangstadien dieses Prozesses sind auf den verschiedensten Gebieten des wissenschaftlichen und geistigen Verkehrs schon jetzt nur allzu sichtbar. Der Fortgang desselben wird nur scheinbar durch politische Intermezzos gestört: thatsächlich aber durch dieselben nur um so wirksamer gefördert. Er wird unzweifelhaft in der Herstellung einer „Föderation der Vereinigten Staaten des europäischen Occidents" seinen seinerzeitigen Abschluss finden. Die wirthschaftliche und geistige Annäherung Frankreichs und Deutschlands ist nur ein Moment in diesem grossen Entwicklungsprozesse.

2. Aus obigem geht hervor, dass es im Grunde überflüssig ist sich den Kopf der Klio zu zerbrechen. Sie weiss es schon, auf welche Art sie ihre festgesetzten Pläne durchführt und sie wählt dazu oft Mittel, die nach menschlicher Aussicht zum entgegengesetzten Ziele zu führen scheinen, so wählt sie z. B. oft Kriege als Mittel von Staatsvereinigungen, und innere Kämpfe, um höhere sociale Integrationen herzustellen. Doch kann es keinem Zweifel unterliegen, dass eines der besten Mittel die geistige und wirthschaftliche Annäherung zwischen den Nationen eines Kulturkreises, also auch zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern die Verbreitung der wissenschaftlichen Erkenntniss ist, dass eine solche Annäherung in dem Wesen des geschichtlichen Processes begründet ist, dass dieselbe sozusagen im Zukunfts-Plane der europäischen Geschichte liege und dass sie, ob wir es wollen oder nicht, ob wir uns sträuben oder sie begünstigen, naturnotwendig erfolgen müsse. Daher ist das Studium der Sociologie, welche die Erkenntniss der Richtung und der Tendenz geschichtlicher Prozesse fördert, auch für die Förderung der geistigen und wirtschaftlichen Annäherung Frankreichs und Deutschlands von grossem Nutzen; da man doch erkannten Nothwendigkeiten, die sich unerbittlich vollziehen müssen, weniger Widerstand entgegensetzt und daher dem, ohnehin trotz allen Widerstandes sich vollziehenden Prozess weniger Hindernisse und Störungen bereitet.

PROFESSOR L. GUMPLOWICZ - GRAZ.

* * *

Auf Ihre Anfrage beehre ich mich zu erwidern, dass ich eine „ernsthaftere und wirksamere Annäherung der beiden grossen Culturen Frankreichs und Deutschlands" im beiderseitigen Interesse für höchst wünschenswerth halte. Practische Vorschläge zur erfolgreichen Förderung dieser vortrefflichen Absicht vermag ich aber nach reiflicher Ueberlegung derselben Ihnen leider nicht zu unterbreiten. Zunächst würde auch wohl abzuwarten sein, ob das schwebende „Umsturz-Gesetz" zu Stande kommt. Sollte dies der Fall sein, so würde überhaupt jede freie und ehrliche Meinungs-Aeusserung in Deutschland für längere Zeit unmöglich sein. Unsere strebsamen Juristen würden dann auch den Import von „Gedankenfreiheit" aus Frankreich wirksam zu verhindern wissen.

ERNST HAECKEL (JENA).

* * *

Ist eine Lösung der Frage in dieser Form überhaupt möglich? Läuft es nicht auf die Quadratur des Zirkels hinaus, zu verlangen: Annäherung der beiden Kulturen auf geistigem und wirthschaftlichem Gebiet, Stehenbleiben, feindliche Zurückhaltung auf politischem? Lässt sich auf so eng verbundenen Lebensgebieten getrennt operiren? Sind nicht Geistiges wie Materielles, Politik ebensogut wie Kunst, nur wechselnde Ausdrucksformen ein und der-

Digitized by Google

selben Urkraft Volk? Also eine Kraft, die sich in unserm Fall mit ihren entgegengesetzten Aeusserungen aufheben würde, die in ihrer Trägheit einfach beharren würde. So diesseit des Rheins. So jenseit.

Also keine Annäherung der beiden Völker als Gesammtheiten, ehe nicht die politische Frage irgendwie gelöst ist. Auch würde eine solche Annäherung im Grossen immer nur sehr einseitig bleiben, die Annäherung der jüngeren Kultur an die ältere, der unentwickelten an die reife Kultur, der mitteleuropäisch deutschen an die westeuropäisch französische.

Wohl aber eine Verständigung der Einzelnen, der Besten, Geistigsten aus beiden Lagern über die Köpfe der trägen, beharrenden Massen weg. Verständigung, Anregung, Befruchtung in Litteratur, Kunst, allen ernsthaften Kulturfragen.

Und hier ist Gegenseitigkeit des Nutzens möglich. Hier drückt nicht die Masse der ältern auf die der jüngern Kultur. In manchen Dingen wird hier sogar der Frühe gegen den Späten, der „Barbar" gegen den „Hellenen", der Deutsche gegen den Franzosen in der Ueberhand sein.

Die Keime eines solchen Austauschs beobachten wir ja schon heute. Vergl. die französische bildende Kunst in Deutschland, die deutsche Philosophie (Nietzsche) und die Ahnung einer jungen deutschen Litteratur in Frankreich.

Vielleicht, wenn die Zahl jener Einzelnen, Besten, Geistigsten einmal recht gross geworden, die über das Trennende in Staat und Gesellschaft weg sich gegenseitig die Hände reichen, vielleicht sehen wir dann auch die Völker es ihnen nachthun.

MAX HALBE.

* * *

Das Verhältniss zwischen den beiden grossen Völkern hängt m. E. in erster Linie von der Gestaltung der Dinge in Elsass-Lothringen ab. Solange diesem Lande eine volkstümliche Regierung fehlt, werden sich zwischen seiner Bevölkerung und Altdeutschland diejenigen aufrichtigen und herzlichen Beziehungen nicht entwickeln können, die allein im Stande wären, in Frankreich den Gedanken der Revanche vollkommen zu überwinden.

In zweiter Linie glaube ich, dass Franzosen und Deutsche sich von selbst nähern werden, sobald die sozialen Fragen in den Vordergrund aller Politik treten, und die Interessen der durchaus friedfertigen grossen Massen beider Nationen wirklich den Gang der Ereignisse bestimmen. Dazu ist in Deutschland eine Demokratisirung der Gemeinde-, Kreis- und Landesvertretungen, in Frankreich ein entschiedener Bruch mit dem durch und durch undemokratischen Systeme des bureaukratischen Centralismus erforderlich. Es ist klar, dass wir erst dann festes Vertrauen zu den Franzosen fassen können, wenn die Pariser Boulevard-Stimmungen aufgehört haben werden, auf die Politik Frankreichs einen so entscheidenden Einfluss zu äussern.

Solange für die Erfüllung dieser allgemeinen Voraussetzungen die Wege nicht wenigstens einigermassen geebnet sind, scheint mir der Erfolg bestimmter Unternehmungen zur gegenseitigen Annäherung ziemlich problematisch zu sein.

PROF. H. HERKNER (KARLSRUHE).

* * *

Die von der Bestimmung der Menschheit geforderte Annäherung der Völker ist nur durch ein Kartellverhältnis grosser, von politischen Parteien und vom Kapitalismus unabhängiger Tageszeitungen zu erreichen, in deren Dienst sich der Geistesadel der Nationen stellt.

PROFESSOR LEHMANN-HOHENBERG (KIEL).

* * *

Digitized by Google

Ich gebe mich der sehr bestimmten Hoffnung hin, dass die Entwicklung der Weltwirthschaft alte politische Zerklüftungen schliessen und „die vereinigten Staaten von Europa", auf die ich längst im Reichstag hingewiesen, zusammenschweissen wird, ob die Allweisen und Hochmögenden des Augenblicks es wollen oder nicht.

Dr. Lieber
Mitglied des Reichstags.

* * *

Ich für meine Person habe gleiche Sympathie für alle gleich guten Menschen aller Nationen, die Buschmänner mit eingeschlossen, und gleiche Antipathie gegen jeden Schurken, ohne Bevorzugung der Deutschen. Chauvinismus ist nichts anderes als bornirter Egoismus eines Menschen, der sich einbildet, eine Nation, der er angehöre, müsse selbstverständlich die beste sein und womöglich andere beherrschen. Die Demokratisirung und Proletarisirung der modernen Völker wirken diesem Unheil entgegen, indem sie gemeinsame, nur im Frieden und nur mit vereinten Kräften zu erreichende Ziele geben. Im übrigen muss Erziehung und Beispiel helfen, die jeder Vernünftige und Gerechte, der das Gebrüll der Thoren und Gewaltmenschen nicht fürchtet sondern verachtet, an seiner Stelle spenden mag, vor allem durch tapferes Bekennen seiner Ueberzeugung. Man wird ja dann sehen, wie viel solche es giebt. Besondere Veranstaltungen halte ich vorläufig für überflüssig und sogar bedenklich.

Prof. J. Platter (Zürich).

* * *

Wenn die Presse es sein lässt, Völker zu hetzen,
Wenn die Reiche aufhören, Säbel zu wetzen,
Dann wird sich der Hass in Vertrauen umsetzen.

Peter Rosegger (Graz).

* * *

Nach meinen aus Büchern und Zeitschriften, sowie aus brieflichem und persönlichem Verkehr mit Litteraturfreunden und Fachgenossen genommenen Eindrücken sind die Franzosen eifrig bemüht, Kunst und Wissenschaft als ein gemeinsames Friedensreich zu behandeln. Das Beste ist, diese guten Beziehungen unbefangen fort zu pflegen, wie etwas Selbstverständliches, ohne durch fruchtloses Umfragen und akademische Orakel doch nur immer wieder auf den Einen Punkt zu deuten, über den vor der Hand wenigstens kein Franzose hinwegsehen kann.

Prof. Erich Schmidt (Berlin).

* * *

Für jeden, dem die „Erziehung des Menschengeschlechts" im Lessing'schen Sinne kein leerer Wahn ist, muss die Annäherung, sagen wir: Freundschaft der beiden grössten Culturnationen des Continents ein Ziel sein, „auf's innigste zu wünschen." Darüber braucht man kein Wort zu verlieren. Und ebensowenig über die traurige Thatsache, dass bis zu dieser Freundschaft, zu diesem innigen Verständniss, dieser aufrichtigen gegenseitigen Hochschätzung noch ein weiter, sehr weiter Weg ist.

Wird die Umfrage, die Sie im Verein mit dem Mercure de France anstellen, uns auf diesem Wege einen Schritt weiter bringen? Ich weiss es nicht, aber zweifle daran, trotzdem ich überzeugt bin, dass auch nicht eine Stimme unter den um ihre Meinung Befragten sein wird, welche dem jetzigen beklagenswerten Zustande das Wort redet.

Denn wie federleicht wiegt die Vernunft der Wenigen im Vergleich zu der Unvernunft der Vielen! Wie bequem haben es die, welchen es — so

Digitized by Google

oder so — in ihre egoistischen Interessen passt, auf diese Unvernunft zu speculiren! Das lehrt die Geschichte aller Zeiten; die des Jahres 70 nicht zum wenigsten.

Dem sei nun, wie ihm wolle: man soll das Gute thun, und sehe es nur der liebe Gott; und die Vernunft predigen, und wäre es in der Wüste. So vereinige ich denn gern meine Stimme mit denen der andern Friedensfreunde diesseits und jenseits der Vogesen.

Ich fürchte freilich sehr: es werden sich drüben schaarenweis Leute finden, welche in unsern Freundschaftsversicherungen eitel Heuchelei sehen, wo möglich eine servile captatio benevolentiae.

Aber auch darauf hin wollen wir es wagen, in der Ueberzeugung, dass kein normal denkendes Gehirn einen Grund entdecken kann, wesshalb Deutschland wünschen sollte, mit Frankreich anders zu leben, als in Frieden und Freundschaft.

FRIEDRICH SPIELHAGEN (BERLIN).

* * *

Es ist schwer, mit Beiseitelassung des „politischen Standpunktes" eine Frage zu beantworten, die ausserhalb des politisch-national-chauvinistischen Gebietes doch nur eine vernünftige Beantwortung zulässt, nämlich die bejahende. Nur auf Grundlage der „gewehrten nationalen Eigenart", der „Erbfeindschaft", des „vaterländischen Stolzes" und was dergleichen Inventarstücke völkertrennenden Geistes mehr sind, lassen sich folgerichtige Argumente für einen verneinenden Bescheid anbringen.

Im anderen Falle — und das ist mein Fall — denn ich kenne kein höheres Culturideal als die gegenseitige Bereicherung, Erhebung und Hilfeleistung der Nationen untereinander, ist jede Begründung so selbstverständlich, so flach, so sehr „verité de M. La Palisse", dass man zögert, sie vorzubringen. Und warum, wer den Frieden wünscht, gerade das freundliche Zusammenwirken Deutschlands mit Frankreich am meisten wünscht, das ist auch nicht nur deshalb, weil diese beiden grossen Länder einander so viele Schätze zu bieten haben, sondern weil gerade ihre Trennung die meiste Kriegsgefahr birgt und ihre Versöhnung die beste Friedensgewähr böte — aber damit betritt man wieder das verbotene politische Terrain.

Und die Frage: wie sind regere Beziehungen herzustellen? Je nun, ganz einfach: durch rege Beziehungen. Um sich kennen zu lernen, was muss man thun? Sich kennen lernen können, d. h. zusammenkommen. Dieses Hin- und Herüberreden des Mercure de France und der neuen Deutschen Rundschau z. B. — giebt es nur Auskunft über ein Mittel zu näherer Beziehung? nein: es ist ein solches Mittel.

(SCHLOSS HARMANNSDORF.) BERTHA v. SUTTNER.

* * *

Ich bin durchaus der Ansicht, dass Deutschland und Frankreich, Franzosen und Deutsche das höchste Interesse hätten, sich auf geistigem und wirthschaftlichem Gebiete so viel als nur möglich zu nähern. Kaum zwei andere Nationen der heutigen Culturwelt — nur etwa ebenso Deutsche und Italiener — könnten sich so ergänzen nach den eigenthümlichen Seiten ihrer Cultur und ihrer ganzen nationalen Ausstattung als Deutsche und Franzosen, haben so verschiedenartige Vorzüge und Fehler. Und keine zwei anderen Staaten haben im Grunde genommen so grosses Interesse, mit einander gut zu stehen, vor Allem auch in Hinsicht auf die Zukunft der weltwirthschaftlichen Entwicklung als Deutschland und Frankreich. Sie würden den Kern einer grossen west- und mitteleuropäischen Wirthschaftsgemeinschaft bilden, an die sich Oesterreich-Ungarn, Italien, die kleineren Staaten, auch Spanien anschlössen, um ein Gegengewicht gegen die sicher im nächsten Jahrhundert

Digitized by Google

sonst unerträglich werdende wirthschaftliche Uebermacht einmal des britischen, zweitens des russischen Weltreichs und drittens der nordamerikanischen Union zu schaffen Meines Erachtens eine wirthschaftliche und damit eine politische und Culturfrage, ja eine Lebensfrage ersten Ranges für West- und Mitteleuropa. Denn alle diese „Grossstaaten", jeder allein für sich, das Deutsche Reich, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Italien, von den kleineren gar nicht zu reden, sind in ein bis zwei Menschenaltern schwerlich mehr wirthschaftlich mächtig genug, um mit jenen drei grossen wirthschaftlichen Weltmächten den weltwirthschaftlichen Concurrenzkampf aufzunehmen.

In West- und Mitteleuropa, d. h. dem ausserrussischen und, wenn es bei seinem nationalen Wirthschaftsegoismus bleibt, auch dem ausserbritischen Europa, liegt doch der eigentliche Schwerpunkt der modernen Culturgemeinschaft.

Wie in wirthschaftlicher Hinsicht würden aber auch in geistiger sich Franzosen und Deutsche trefflich ergänzen und, bei friedlicher gemeinsamer Culturarbeit, sich gegenseitig geistig stärken. Der französische Esprit, die Meisterschaft der Form, der scharfe Verstand, die Klarheit des Denkens auf der einen, die deutsche speculative Kraft und Tiefe, die Vielseitigkeit des Geisteslebens und der Bildung, die selbst wieder zu einer eigenen Wissenschaft werdenden Lehren von den Methoden der Erkenntniss, die objective Auffassung der Dinge auf der anderen Seite — das sind so ausgeprägte nationale Eigenthümlichkeiten, wie sie kaum bei zwei andern Kulturnationen sich ebenso finden.

Also: Vermehrung, Vertiefung, Verallgemeinerung der Beziehungen beider Nationen wäre für beide und damit für die ganze Welt ein Segen ohne Gleichen.

Aber die erste Bedingung dafür, dass solche Beziehungen inniger werden können, ist eine — politische: die unbedingte Anerkennung hüben und drüben, dass die politischen Beziehungen beider Völker friedlich sein sollen und müssen, jetzt und ferner. Kein Deutscher, der den Namen eines solchen verdient, kann einem revanchelustigen Frankreich anders als mit Misstrauen und scharfem Protest begegnen. Eine elsass-lothringische „Frage" giebt es für uns nicht: die ist definitiv beantwortet durch 1870/71 und den Frankfurter Frieden. Und in dem Worte, dass eher alle deutschen Armeecorps „auf der Strecke bleiben" müssten, bevor Deutschland am Frankfurter Frieden rütteln liesse, hat Kaiser Wilhelm II. sein ganzes Volk hinter sich, alle Parteiunterschiede verschwinden da.

Daher ist auch eine weitere Voraussetzung der Annäherung, dass endlich in Frankreich man den Muth gewinnt, offen und ehrlich den Frankfurter Frieden als Definitivum anzuerkennen und das zu äussern. Man darf nicht länger im Kriege von 1870/71, der Deutschland aufgenöthigt worden ist, etwas für Frankreich schmachvolles sehen; nicht länger sich so gerieren, als ob dem im ehrlichen Kampf besiegten tapfern Frankreich Unrecht geschehen sei, als wir unsere in der Zeit unserer Schwäche uns genommenen Länder wieder gewannen, reannectirten, nicht annectirten! Länder, die zudem zu mehr als $^4/_5$ deutschen Stamms und Sprache sind.

Sobald man in Frankreich den moralischen Muth gewinnt, so die Dinge aufzufassen, wird durch Presse, Litteratur, Wissenschaft, Verbindung der Gelehrten, gegenseitigen Besuch der höheren Lehranstalten, namentlich der Universitäten, durch sorgfältiges und vorurtheilsloses Verfolgen der beachtenswerthen Erscheinungen des geistigen, wissenschaftlichen, künstlerischen Lebens von selbst der weiteren geistigen, damit der socialen und schliesslich auch der wirthschaftlichen Annäherung beider grossen Nationen vorgearbeitet werden: die Vorbereitung für eine innigere wirthschaftliche und politische Gemeinschaft.

DR. ADOLPH WAGNER,
Professor des politischen Ökonomie an der Berliner Universität.

* * *

Digitized by Google

Auf die gefl. Zuschrift kann ich nur antworten: Abwarten! Ich weiss auf unserer Seite kein anderes Mittel, zu einer ernsthaften und wirksamen Annäherung zu gelangen. Was wenigstens die schöne Literatur anbetrifft, so glauben die Franzosen sich in der glücklichen Lage zu befinden, dass sie uns nicht brauchen, und wir dagegen haben nie aufgehört ihnen durch die That zu beweisen, dass wir ohne sie nicht leben können. Sie haben sich auch vor dem politischen Zerwürfniss selbst zu dem Besten, was die deutsche Nation hervorgebracht, stets sehr kühl verhalten, während wir auch nach demselben fortgefahren haben, selbst ihre bedenklichsten Erzeugnisse einzuführen und zu bevorzugen. Auch ein Ausgleich auf der dort erwünschten Basis würde in diesem sehr ungleichen Verhältniss nichts Wesentliches ändern. Die Politik spielt insoweit gar keine Rolle. Ich meine daher, das Bedürfniss, den Nachbar in seiner Eigenart kennen zu lernen, muss abgewartet werden; jeder Versuch einer Beeinflussung unsererseits müsste missglücken. Ich wollte, wir könnten uns den Stolz angewöhnen, uns von denen, die uns nicht mögen, weil sie uns nicht kennen, aufsuchen zu lassen, dann würde ganz von selbst auch drüben manches anders werden.

ERNST WICHERT (BERLIN).

* * *

Zunächst werde ich zum Widerspruche gestimmt durch Ihre anscheinende Voraussetzung, die modernen Kulturen in Deutschland und Frankreich seien geschieden durch eine Kluft, welche grössere Bedeutung habe als die gewöhnlichen nationalen Trennungen. Ich freue mich, das nicht zugeben zu können. Mag Chauvinismus auf beiden Seiten verhetzend wirken, — die wahren Träger und Förderer der Kultur lassen sich schwerlich dadurch abhalten, jene höhere geistige und sittliche Gemeinschaft zu empfinden und zu pflegen, welche diese beiden grossen Nationen wie alle besseren Völker bereits herrlich, wenn auch noch lange nicht vollkommen genug, verbindet. Die Gesittung — bedarf es noch eines Wortes? — ist international. Das wissenschaftliche Denken kennt keine nationale Logik und keine spezifisch deutsche oder französische Empirie.

Die höhere Menschlichkeit, die sich triumphierend erhebt über nationale Differenzen, schliesst auch auf künstlerischem, auf volkswirtschaftlichem und sozialpolitischem Gebiete die beiden grossen Nachbarvölker immer enger aneinander zu einer organischen Gemeinschaft, die bereits spottet der Schranken, welche Sprache und Autorität allerdings noch geraume Zeit aufrecht erhalten dürften.

Um diesen Prozess erfolgreicher fortzuführen, bedarf es keiner litterarischen Enquête; die Entwickelung des gemeinsamen sozialen Lebens führt naturgemäss zu einem Internationalismus, in welchem alle nationalen Kulturen aufgehen, ohne deshalb ihre schätzbare Eigenart verlieren zu müssen. Freilich schafft dieser Entwickelungsprozess sich konkrete Organe. Wenn ich auf diese eingehen soll, so muss ich empfehlen, dass die Franzosen deutsch, wie die Deutschen französisch lernen, dass in den Schulen hier und dort an Stelle des leider noch vielfach üblichen Chauvinismus eine gerechte und freundschaftliche Würdigung der beiderseitigen Tüchtigkeiten und Leistungen trete, dass nicht bloss von Zeit zu Zeit, sondern ständig internationale Ausstellungen aller möglichen Kulturwerke stattfinden, sowie internationale litterarische Revuen weite Verbreitung finden mögen. Wenn wir die gemeinschaftlichen Interessen der beiden Nationen pflegen und sie also zunächst feststellen wollen, so vergessen wir auch ja nicht, dass in Frankreich und Deutschland derselbe Weg es ist, der zur Befreiung der Individuen von Knechtschaft, Not und Finsternis führt. Hier wie dort haben wir die gleiche wirtschaftliche Ausbeutung der Volksmehrheit durch eine Minderheit, deren Privilegien hier wie dort Gesetz, Autorität, Bureaukratie und bewaffnete Macht aufrecht erhält. Zur Überwindung des gemeinsamen sozialen Grundübels müssen also die Freunde der Freiheit bei uns mit den französischen sich intim zusammenthun, einander aufklären, und im Befreiungsringen solidarisch unterstützen. Die Richtung, in welcher zu

Digitized by Google

arbeiten ist und die dorthin führenden rechten Wege und reinen Mittel habe ich zu weisen versucht in meiner „Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel", einem Buche, dem ich im Interesse der hier behandelten guten Sache in Frankreich wie in Deutschland Verbreitung und Verständnis wünsche. An dieser Stelle nur die Andeutung: Es gilt, das Gewaltstaatliche und Ausbeuterische in Gesetz, politischer und wirtschaftlicher Organisation, im Denken und Fühlen des Volkes immer flotter auf Abbruch preiszugeben, um Raum zu schaffen für Gruppen und Genossenschaften der freien Vereinbarung auf allen Lebensgebieten, für eine Gesellschaft, welche einen herrschaftslosen „contrat social" darstellt.

Dr. Bruno Wille (Friedrichshagen).

* * *

In diesem „Winkel" ist die Allianz eben keine Frage mehr, sondern längst zur schönsten Thatsache geworden, und damit sich hieraus fruchtbare Folgen auch für andere geistige Gebiete entwickeln könnten, bedürfte es nur einer gleichen Erkenntnis von der Bedeutung Bayreuth's — und weiterhin der Kunst für die Cultur —, bei den Deutschen, wie wir sie bei den Franzosen bereits anzutreffen pflegen. Ein anderes, tief wurzelndes Bindeglied — für solche, die etwa noch so thöricht wären, sich für allzu „unmusikalisch" gegenüber unserer Kunst zu erklären — bezeichne ich mit dem Namen: Gobineau. Die wiederum von „Bayreuthern" ausgegangene „Gobineau-Vereinigung" ist gleichfalls solch ein schon gegebenes Gebiet gemeinsamer Verehrung, gemeinsamer Gesinnung, gemeinsamer Arbeit beider Nationen. Man braucht sich nur darum zu bekümmern! —

H. P. Frhr. v. Wolzogen (Bayreuth).

Der verspätet eingetroffene Beitrag von Prof. Wilh. Förster (Ethische Gesellschaft) folgt in der nächsten Nummer.

VOM ALTEN MONTESQUIEU.

von

PROF. LUDW. GUMPLOWICZ.

„Von Zeit zu Zeit les' ich den Alten gern." Er bleibt doch immer neu Denn wie herrlich weit wir es auch gebracht haben, Menschen bleiben wir immer. Da aber der Staat schliesslich doch aus Menschen besteht, so bleibt ihm trotz aller Entwicklung das Ewig-Menschliche immer eigen. Was also von wahrer Kunst gilt, dass sie nie altert: das gilt auch von der Staatswissenschaft. Die Astronomie des Altertums hat nur mehr historisches Interesse; ebenso ihre Heilwissenschaft. Wo immer aber einmal ein echter Staatsforscher mit nüchternem Blicke das Treiben der Menschen im Staate beobachtete: da liegen für uns Schätze von unvergänglichem Werth. Denn das „staatliche Thier" bleibt sich trotz aller Cultur immer gleich, von der untersten bis zur obersten Staffel der Gesellschaft. Darum lernen wir noch heute aus Aristoteles, darum bleibt ewig wahr Macchiavelli und ewig wahr der grosse und geniale Bekämpfer des absoluten Regimes: Montesquieu.

Digitized by Google

Nur mit dem letzten Selbstherrscher auf Erden kann seine Actualität schwinden. —

Genau hundert Jahre vor dem Ausbruch der grossen französischen Revolution, im Jahre 1689 erblickte Montesquieu das Licht der Welt. Da sich aber grosse sociale Ereignisse langsam und allmählig vorbereiten, so musste offenbar während seines Lebens die französische Revolution schon keimen und wachsen und, wenn wir seine Werke lesen, so können wir kaum daran zweifeln, dass er, der 1755, also etwas mehr als drei Decennien vor ihrem Ausbruch starb, den heranziehenden grossen Sturm witterte. Denn alles was er schrieb, waren Warnungen, die offenbar von denen, an die sie gerichtet waren, nicht gehört wurden.

Das ewigmenschliche Element aber im Staate macht es, dass, wenn wir den Alten heute zur Hand nehmen, ein sonderbares Gefühl uns beschleicht. Träumen oder wachen wir? Hat uns ein Krafft-Ebing in hypnotischem Schlafe in die Mitte des 18. Jahrhunderts nach Frankreich versetzt? Es muss wohl so sein, denn wie könnte uns der alte Montesquieu heute so modern, so ganz *fin de siècle* erscheinen? Dem sei nun wie ihm wolle, sei's Wahrheit oder hypnotische Rückversetzung in's vorige Jahrhundert: wir wollen uns den ganz sonderbar erneuten Genuss an Montesquieu's Betrachtungen nicht rauben lassen.

Ludwig des XV. und seiner Günstlinge Willkür und Launen beherrschten Frankreich. Warum finden wir dieses Treiben des Hofes und der Camarilla nicht offen gegeisselt in Montesquieu's „Geist der Gesetze", da doch das Buch 1748 erschien? Mit keinem Worte finden wir darin Ludwig XV. und seine Minister erwähnt. Wie kommt es denn aber, dass das Buch in anderthalb Jahren 22 Auflagen erlebte? Das musste wohl ein breiterer Leserkreis sein als die Staatsphilosophen von Fach, welcher diese Auflagen nöthig machte. Das Buch scheint also doch sehr actuell gewesen zu sein. Ja, Montesquieu war eben klug und Frankreich verstand ihn. Dem absoluten Regime trat er nicht offen entgegen, denn ihn gelüstete nicht nach der Bastille und doch sprach er deutlich und klar, das beweist das Verständniss, das ihm die Nation entgegenbrachte. Ungehört verhallten seine Worte nur dort, wo sie zur Warnung hätten dienen können.

Allerdings schrieb er etwas verschnörkelt und verschleiert: sonst hätten sie ihn eingesperrt. Aber gar so schwer war es doch nicht ihn zu verstehen. Hören wir nur, was er in seiner feinen behutsamen Manier von dem absoluten Regime sagt: „Damit eine monarchische oder despotische Regierung sich aufrecht erhalte, braucht es nicht viel Rechtschaffenheit (il ne faut pas beaucoup de probité L. III c. 3); nur der Strenge des Gesetzes in der ersteren und des stets erhobenen Armes des Fürsten in der letzteren. In dem Volksstaate aber bedarf es noch etwas mehr, es bedarf auch noch der Tugend (il faut un ressort de plus, qui est la vertu)".

Wie schlau der Alte es hier dem absoluten Regime, unter dem er lebte heraussagt, dass es jeder Tugend bar ist! „Es braucht ihrer ja nicht!" Nun, das hundertjährige Jubiläum seiner Geburt, das Jahr 1789 zeigte, dass es ihrer wohl bedurft hätte. Das Haupt eines Unschuldigen fiel vom Schaffot, weil seine schlecht beratenen Vorfahren „der Tugend nicht bedurften", wie das Montesquieu ausdrückte.

Schön können wir es aber doch nicht finden von diesem Herrn Charles de Secondas Baron de la Brède et de Montesquieu, dass er gar so fein schrieb, dass die dort oben sich stellen konnten als gelte es gar nicht ihnen. Und doch galt es keinem „Türken" und keinem „Perser", mit denen Montesquieu so viel flunkert, es galt Louis XV., dem Grossvater Louis XVI. Der Herr Baron Montesquieu aber schrieb so fein, um ja nur bequem auf seinem väterlichen Schlosse de la Brède bei Bordeaux sitzen zu können. Wäre er ein Sohn des Volkes gewesen, er hätte vielleicht weniger diplomatisch geschrieben; allerdings wäre er dann in die Bastille gewandert, aber wir würden heut nicht nur seinem glänzenden Geiste, wir würden auch seinem Charakter unsere Huldigung darbringen können.

Digitized by Google

Doch, begnügen wir uns mit seinem Geiste!

„In einer Monarchie," sagt er, „setzt die Politik die grössten Dinge in's Werk mit dem möglichst geringen Aufwand von Tugend" und um ja nicht als vorlauter Tadler zu erscheinen, fügt er quasi besänftigend hinzu: „so wie mittelst einer vollkommenen Maschine eine fortgeschrittene Mechanik mit möglichst geringstem Kraftaufwande die grösstmöglichste Bewegung erzeugt" (III. 5). Wie fein das gesagt ist! Am Ende klingt seine Betrachtung wie ein Lob der „schönen Maschine" des Absolutismus, weil sie so wenig jener kostbaren „Kraft" als da ist die Tugend verbraucht! Nun, die Scheu vor der Bastille erklärt seinen Styl und seinen grossen Aufwand von — Geist. Was man aber so „Bürgermuth" nennt, ist nicht gerade seine Schwäche; alle die verschnörkelten Phrasen scheinen ihm noch immer zu gefährlich und er „beeilt sich" Missverständnissen vorzubeugen.

„Ich habe Eile mich zu berichtigen, damit man nicht glaube, dass ich eine Satire schreibe auf die Monarchie." *) Gott bewahre! wer wird denn einen Reichsbaron wegen so etwas verdächtigen. Nein, er schreibt keine Satire; glauben wir es ihm auf sein Cavalierswort!

„Denn fehlt auch die Tugend, so lautet seine Selbstberichtigung, so haben die Monarchieen doch eine andere Triebfeder zu ihrer Verfügung: das ist die Ehre! das heisst das Vorurtheil jeder Person und jedes Standes welches die Stelle der Tugend vertritt." **)

Ist das nicht sonderbar mit diesem alten Franzosen? Schreibt er doch so, als ob ihn der Staatsanwalt schon am Kragen festhielte. Kaum „berichtigt" er sich, dass die Monarchieen statt der Tugend die Ehre als Triebfeder besitzen und gleich fügt er der Correctur die Erläuterung hinzu, dass diese „Ehre" eigentlich („das heisst") „ein Vorurteil" sei.

Doch wollen wir darüber mit ihm nicht rechten; es ist nicht Jedermanns Sache, das Kind beim rechten Namen zu nennen und sich einsperren zu lassen. Endlich und schliesslich hat er ja doch genug gesagt und wenn Ludwig XV. nicht von einer elenden Schmeichlerrotte umgeben wäre, in deren Interesse es lag, ihn über die wahre Stimmung des Volkes im Unklaren zu erhalten, er hätte, was Montesquieu schrieb, vielleicht gelesen und beherzigt. Aber das ist ja der Fluch, der auf jeder absoluten Herrschaft lastet, dass sie nur von Leuten sich leiten lässt, die ihr eigenes momentanes Interesse für das Interesse „des Staates" ausgeben. Ludwig XV. ist es daher nicht zum Verständniss gekommen, was in Montesquieu's Buch eigentlich steckte und diese grosse Unterlassungssünde hat sein unschuldiger Enkel am Schaffot gebüsst. Die gebildeten Schichten aber des französischen Volkes, die Leute des Tiers-État, welche die 22 Auflagen des Buches verschlangen, sie wussten genau, was drin steckte und merkten es sich wohl und prägten es ihren Kindern ein, und diese Kinder waren 1789 zu Männern herangereift. Ihnen allen aber brannte in der Seele der Schimpf, den Montesquieu den Knechten des absoluten Regimes ins Antlitz schleuderte; denn wohlweislich hütet er sich, den Despoten zu tadeln; er zieht es vor, den „Menschen" zu beschimpfen, der despotischer Willkür sich beugt. „L'homme est une créature qui obéit à une créature qui veut" (L. IV c. 10). Dieser Hieb hat wohl tief getroffen. „Eine Creatur, die da gehorcht einer Creatur, die will". Das mag manchem Franzosen unter Ludwig XV. das Blut wallen gemacht haben, diese Aufwallung kam aber erst später zum Ausbruch, erst 1789! Man wäre beinahe versucht, dabei an die Darwin'sche Vererbungs-Theorie zu denken, wonach eine von Individuen acquirirte Neigung, ein erworbener Trieb im Wege der Vererbung in den folgenden Geschlechtern erst, kräftiger sich geltend mache.

*) Je me hâte et je marche à grands pas afin qu'on ne croie pas que je fasse une satire du gouvernement monarchique. L. III. c. 6.

**) S'il manque d'un ressort, il en a un autre. L'honneur, c'est à dire le prejugé de chaque personne et de chaque condition prend la place de la vertu politique . . . (loc. cit.)

Digitized by Google

Die Kinder und Enkel derjenigen, denen Montesquieu den bitteren Schimpf anthat, sie „Gehorsams-Creaturen“ zu nennen, und deren Menschenwürde sich in tiefster Brust darob aufgebäumt haben mag — ihre Kinder und Enkel umstanden das Schaffot Ludwig XVI. Wahrhaftig, was sich uns als geschichtliche „Gerechtigkeit“ offenbart, das verdient vom menschlichen Standpunkt vielmehr die Bezeichnung „Schicksals-Tücke“. Denn nach menschlichen Begriffen ist es doch keine Gerechtigkeit, dass Ludwig XVI. für die Sünden seiner, von gewissenlosen Ministern zu Missbräuchen der absoluten Gewalt verleiteten Vorfahren, büsste. Doch so ist es und so steht's geschrieben: „Eure Sünden werde ich strafen an späten Geschlechtern.“

Dass aber so schwer gesündigt werden konnte, dazu trug die „Gehorsams-Creatur das ihrige bei. Denn wie schildert doch Montesquieu ihr Benehmen? „On abandonnera son père, on le tuera même, si le prince l'ordonne“ (L. IV c. 10). „Sie verlässt den Vater, ja sie tötet ihn, wenn der Fürst es befiehlt!“ So schrieb Montesquieu unter Ludwig XV. mit Anspielung auf die von den Schergen des Absolutismus allüberall verübten Greuel. Wo war sie aber, diese „Gehorsams-Creatur“, als man Louis XVI. zum Schaffot schleppte? Warum schossen sie da nicht auf ihre Väter und Brüder, um ihren Fürsten zu retten? Weshalb hat aber Montesquieu diese nothwendige Folge des absoluten Regimes nicht klar und deutlich verkündet, trotzdem er dieselbe doch gewiss voraussah? Weshalb begnügte er sich mit dem Vordersatz und unterdrückte den sich daraus ergebenden Nachsatz? Warum schrie er es nicht laut hinaus auf den Markt, warum schleuderte er nicht laut seine Anklage den verlogenen Höflingen ins Antlitz? Warum rief er ihnen nicht zu: haltet ein! Ihr dienet schlecht eurem Fürsten, den Ihr mit einem Lügengewebe umspinnt! habt Erbarmen mit seinen Kindern und Enkeln, die Eure Willkür büssen werden, welche Ihr schlau Eurem Herrn als seine voluntas regis unterschiebt! —

Warum finden wir bei Montesquieu nicht diese offenen Worte? Nun, die Bastille war's, deren nähere Bekanntschaft zu machen, der kluge Baron keine Lust verspürte. So schrieb er denn nur die Vordersätze und überliess es der Geschichte, den Nachsatz zu sprechen; — er fiel blutig aus!

Und doch war Montesquieu kein Republikaner; er war ein ehrlicher Monarchist; nur wollte er eine gemässigte Monarchie und meinte, nur eine solche sei von Dauer; in der „Mässigung“ sah er die Garantie ihres Bestandes. Dazu rechnet er aber in erster Linie die Vermeidung aller strengen und barbarischen Strafen.

Angesichts der Verschärfung der Strafen lässt Montesquieu vergebens die Mahnung ergehen, dass Verschärfungen das Uebel noch verschlimmern. „Die Erfahrung lehre es, dass in Ländern, wo die Strafen mild sind, ihre Wirkung dieselbe sei wie dort, wo sie strenge sind.“ „Gewaltsame Regierungen,“ meint er, „wollen jede Störung mit einem Schlage beseitigen und statt die bestehenden Gesetze auszuführen, *schaffen sie neue grausame Strafen*, um das Uebel augenblicklich auszurotten.“ *) Das führe aber nur zur gefährlichsten Entartung des Staates; denn minder gefährlich sei die Entartung (corruption), wenn das Volk die Gesetze nicht beobachte; dagegen viel gefährlicher jene, wenn das Volk durch die Gesetze corrumpirt werde; Letzteres sei ein unheilbares Uebel, da es durch das angebliche Heilmittel selbst herbeigeführt werde.“ **)

Dabei werde in Despotieen nicht amnestirt. Das kostbarste Recht der Mächtigen dieser Erde, das Recht der Gnade, welches in gemässigten Monarchieen eine ergiebige Hilfsquelle (un grand ressort) bildet und welches mit Weisheit geübt, bewundernswerthe Erfolge hat (exercé avec sagesse peut

*) „Quelques inconvénient se fait il sentir, un gouvernement violent veut soudain le corriger et au lieu de songer a faire executer les anciennes lois, on établit une peine cruelle qui arrête le mal sur-le-champ.“ (L. VI. cap. 12).

**) ... mal incurable parce qu'il est dans le remède même. L. VI. c. 12.

Digitized by Google

avoir d'admirables effets), dieses Recht verschmähe der absolute Monarch, der nicht verzeiht und dem auch nicht verziehen wird (qui ne pardonne pas et à qui on ne pardonne jamais L. VI. c. 16). Nicht nur die Verschärfung der Strafen und die Nichtausübung des Rechtes der Gnade sah Montesquieu als die verhängnissvollen Merkmale der Willkürherrschaft an, sondern auch noch die Einfachheit des Strafprozesses, in welchem es keinen gesetzlich geregelten Instanzenzug also keine Berufungsinstanz giebt. Ein aus wenigen Personen bestehendes einziges Tribunale fällt Urteile nach den Eingebungen momentaner Leidenschaft: da giebt's keine Berufung.

Und obwohl er bei allen diesen Ausführungen offenbar an die Lakaienjustiz des bourbonischen Frankreichs denkt, exemplifizirt er doch nur an der — Türkei! „wo mit allen Delinquenten kurzer Prozess gemacht wird.“ *) Warum apostrophirte aber der Baron Montesquieu nicht direkt und offen die Regierung seines Landes, warum wendete er sich nicht freimüthig an den Thron? Ja, die Barone sind meist stumm, wo sie vor dem Throne ungeschminkt die Wahrheit reden sollten, allerdings bewahren sie sich dadurch die Gunst der absoluten Monarchen die auf diese Weise nie die Wahrheit zn hören bekommen. Strenge der Strafen also, Einfachheit des Prozesses ohne Berufungen und keine Gnade: „das seien,“ sagt Montesquieu, „die Merkmale der Despotie, jener Regierungsform, die durch das Gebrechen ihrer eigenen Natur zu Grunde geht“ (qui périt par son vice intérieur) (L. VIII. c. 10).

Auf diese Weise, wenn auch verhüllt und verschleiert, warnte Montesquieu das absolute Regime seines Vaterlandes. Doch was half das alles! Die Massen hörten's, aber diejenigen, die er warnen wollte, die hörten's nicht. Und ihr Geschick erfüllte sich.

Genau hundert Jahre nach der Geburt dessen, der immer so verschleiert sprach aus Furcht vor der Bastille, stürmte das Volk die Zwingburg des Absolutismus, als ersten Act des Drama's, das 1793 seinen blutigen Abschluss fand; und genau hundert Jahre nach dem Erscheinen seines „Esprit des lois“ (1748—1848) vertrieb es aus Frankreich auf Nimmerwiederkehr den letzten König aus dem Hause der Bourbonen. Das waren sonderbare Jubiläen! — Bei all der Gesetzmässigkeit und Unerbittlichkeit, die wir in der Geschichte bewundern, treibt sie doch auch ihre wilden Spässe voll bitterer Ironie!

*) En Turquie on termine promptement d'une façon ou d'autre toutes les disputes. L. VI. c. 2.

Digitized by Google

RUNDSCHAU.

AMERIKANISCHER REALISMUS!

Newyork, im Januar 1895.

Die „Freie Bühne“ wünscht zu wissen, was zur Zeit die Theater Amerikas beherrscht, was es Neues giebt auf den Brettern, die hier nicht die Welt bedeuten. Das lässt sich rasch und kurz beantworten. Newyork oder — was bei den hiesigen Wandertruppen-Verhältnissen dasselbe bedeutet — die Vereinigten Staaten werden vom Realismus beherrscht. Nicht vom Realismus der Ibsen, Sudermann, Hauptmann, Voss u. s. w. Der hat auch hier schüchterne Gehversuche gemacht, ist aber im zartesten Kindesalter an puritanischer Prüderie selig entschlafen. Nein, der moderne amerikanische Realismus der Bühne ist ganz anderer Art, ist — wie alles hier — so echt amerikanisch, das er drüben unmöglich, unglaublich erscheinen wird, aber eben deshalb umsomehr verdient, geschildert zu werden.

Das, was man hier mit dem Titel Bühnenrealistik beehrt, hat vor etwa einem Jahrzehnt die Rampen erblickt, als die Regisseure — angeregt vielleicht durch die peinlich genaue Bühnenausstattung der „Meininger“ — begannen den Möbeln, Kostümen, Bühnenrequisiten u. dgl. ein möglichst umstandsgetreues Gepräge zu geben. Als nächste Consequenz traten Produktionen wie „A dark secret“ auf, ein blödsinnges Melodrama, dessen Höhepunkt darin bestand, dass der Bösewicht die Heroine in einen mit wirklichem Wasser gefüllten See (d. i. aus Stahlblech hergestelltes riesiges Bassin) stürzte, der Heldenliebhaber in einem wirklichem Boote wirklich herbeiruderte und sie, nach einem kühnen Sprunge wirklich ans Land schwimmend, glücklich rettete. Bei seiner Verpflanzung nach London und Berlin fiel ja dieses „dunkle Geheimnis“ gar schrecklich durch; in Newyork und den Vereinigten Staaten jedoch hat es jahrelang das Johlen, Stampfen und Pfeifen (landesübliche Beifallsbezeigungen der niedern Klassen) vollgepfropfter grosser Theater erregt, deren Publikum sich an den realistisch von Wasser triefenden Kleidern der sich an der Rampe verbeugenden Träger der Hauptrollen nicht satt sehen konnte.

Aus Kontrastsucht folgte dem Wasserdrama bald ein Feuerschauspiel, dessen Hauptrolle von einer wirklichen, geheizten, rauchenden und pustenden Dampfspritze gespielt wurde, die ein Paar wirklicher, lebendiger Pferde im Galopp auf die Bühne brachte. Nicht minder realistisch und ebenso nerven-prickelnd wie beifallsgekrönt war das zur selben Zeit entstandene Melodrama, das in einer Sägemühle des Westens spielt und dessen Held im fünften Akt vom Bösewicht auf ein Gestell gebunden wird, das sich automatisch einer mit rasender Schnelligkeit circulirenden Kreissäge nähert und von dem ihn seine Geliebte im letzten Augenblick und noch zeitig genug abschneidet, damit sie sich vor Fallen des Vorhanges „als Verlobte“ empfehlen können. Einem ähnlichen Genre gehörten die zahlreichen „Indianerstücke“ und „Grenzdramen“ an, welche nebst vielen Vollblut- und Halbblut-Indianern, Mocassins, Mustangs, Ponnis und Tomahawks und sehr vieler Schiesserei auch den berühmten „Texas-Jack“, sowie den in Europa gleich hier beliebten „Buffallo Bill“ auf die Bühne brachten. Mit selbstverständlicher Konsequenz machten diverse Theaterunternehmer bald auch aus den Heroen amerikanischen Sportes Helden von Bühnenproduktionen und seit Jahren nun schon mimen der berüchtigte Klopffechter John L. Sullivan und sein Besieger der Champion-Preisboxer Jim Corbet, zwar ohne jeden künstlerischen, jedoch mit desto grösserem pekuniären Erfolg.

Digitized by Google

Und damit war die amerikanische Bühnenrealistik erst eigentlich in die Bahn gelangt, deren zielbewusste Verfolgung sie auf jene einzige und unerreichbare Höhe bringen sollte, die sie jetzt unbestritten einnimmt. Endlich — endlich! — war das wahre und erlösende Kunstprinzip des Realismus entdeckt und der „smarte", der Civilisation in allem (!) voranschreitende Amerikaner hat auch hier das Richtige erfunden. Bei der hiesigen modernen Bühne kommt es weniger auf „Handlung" an, als auf die Besetzung und den Schauplatz. Das Wesentliche des allermodernsten amerikanischen Realismus besteht in dem Grundsatze, dass die Bühne die Nachtseiten, den Schmutz und das Verbrechen des täglichen Lebens getreu photographiren müsse und — absolut unerlässlich! — dass der Träger der Hauptrolle im wirklichen Leben vorher eine ähnliche Rolle gespielt habe. Wie richtig und einfach! Und wie viel einfacher noch die Ausführung! Ein Impresario engagirt irgend einen sogenannten interessanten und möglichst berüchtigten Verbrecher, lässt um dessen Lebensgeschichte oder um irgend ein haarsträubendes Vorkommnis herum ein recht nervenerregendes, gepfeffertes und an packenden Aktschlüssen reiches Drama (?) schreiben und führt es mit den nötigen Tamtam-Schlägen der Reklame und vielfarbigen, riesigen, Aufsehn erregenden Anschlagzetteln dem kunstsinnigen, d. h. nach amerikanischem Realismus süchtigen Publikum vor. Ob der Träger der Hauptrolle und in diesem Falle auch des Ganzen, schauspielerische Befähigung habe, darauf kommt es gar nicht an. Eine Vergangenheit muss er haben, das ist die Hauptsache. Je bewegter, dunkler und sensationeller die Vergangenheit, desto wahrscheinlicher, grösser und dauernder ist der Erfolg.

Nach diesem Rezepte arbeiten eine ganze Reihe von Impresarii, welche die Mehrzahl der billigen Theater Newyorks mit Novitäten versehen, die nach mehrwöchentlichen Erfolgen in der Metropole auf die übrige Union losgelassen werden. Aufs Geradewohl greife ich aus den Ankündigungen der letzten Sonntagsblätter einige heraus, um meine Behauptungen zu illustriren. „Tom Gould", ehemaliger Besitzer einer Verbrecherspelunke und entlassener Sträfling, wird in der neuen Tragödie „Ein Drama der Slums" (slums ist übersetzbar und heisst etwa Armen- und Verbrecher-Massenquartiere) die Hauptrolle spielen und dabei von dem Mörder „Tom Holland" und dem Falschgeldschwindler „George Appo" unterstützt werden. „Steve Brodie", ein Schnapsbudenbesitzer, der seine Berühmtheit einem Sprunge von der Brooklyner Brücke verdankt, „start" in einem Drama „das Leben auf der Bowery" (bowery ist eine verrufene Strasse Newyorks) und reisst allabendlich das vollgepfropfte Theater durch Wiedergabe seines Sprunges zu tosendem Beifall hin, nachdem er es zuvor durch Schnapsverkaufszenen mit „Bowery-Jargon" entzückt hatte. „Der kalifornische Bandit und Eisenbahnräuber „Hurst", eben erst aus dem Zuchthause entlassen" führt in einer Reihe „fesselnder" Bilder Episoden aus seiner „Laufbahn" vor. „Martin Lowry", einer der abgefeimtesten Gauner, dessen Spezialität das Herausschwindeln von Geld durch Verkauf von Messingklumpen als Gold war, hat jüngst das Armenhaus mit der Bühne vertauscht. Und ein Theaterunternehmer zeigt eben an, dass er „zwei der berühmtesten Bankräuber" im Gefängnisse engagirt habe, um sie gleich nach ihrer bevorstehenden Freilassung in einem „eigens für sie geschriebenen Stücke" zu zeigen, wie sie „einen diebs- und feuer-sicheren, eisernen Kassenschrank mit ihren neuesten Werkzeugen aufbrechen."

Unter den zahlreichen weiblichen „Stars" dieses modernen Realismus ragen besonders Frauen hervor, die einen sensationellen Ehescheidungsprozess oder noch besser einen pikanten Ehebruchsprozess hinter sich haben und auch Mädchen, die sehr viel Gründe haben sollten, die büssende Magdalena nicht bloss zu spielen. So wurde dem an chronischer Fallsucht leidenden Engel „Angeline Allen" — berühmt geworden durch Erscheinen auf der Düne eines fashionablen Seebades in einem Costüme, das nicht viel mehr als ein Feigenblatt war — ein äusserst paprizirtes Drama auf den ebenso sündigen als junonischen Leib geschrieben; und „Madeline Pollard", das unschuldige Täubchen, das im Vorjahre den Congressabgeordneten Breckinridge wegen Verführung verklagte, nachdem sie schon Mutter mehrerer Kinder gewesen, wird von zahlreichen Unternehmern bestimmt, ihre „Talente" der Bühne zu widmen.

Das also ist das wahrheitsgetreue Bild des allermodernsten Realismus der amerikanischen Bühne. Der sicherste Weg zum Erfolg auf dem Theater führt durch das Zuchthaus oder die Cloake, die Bühne ist zum Schauplatz des Niedrigsten und Gemeinsten geworden, das man nur mit sentimentalen melodramatischen Mäntelchen umkleidet, das Publikum ist durch Sensationshunger für Alles abgestumpft, was schon dagewesen ist, und die Kunst — ?!

Dr. E. B. MONI.

Digitized by Google

KUNST UND THEATER.

Das alte Thema, wie sich die Kunst mit dem „Volke“ auseinanderzusetzen habe, erfuhr in diesem Monat eine reiche Illustration. In allen Künsten. Im Theater zunächst sind einige Siege zu melden. Robert Misch hatte mit seiner „Liebe von heut“ einen guten Erfolg, der wohl verdient ist, wenn man die Unterschrift „Volksstück“ genügend beachten will, was einige Kritiker nicht thaten, und wenn man daher einem Volksstück Vorwürfe erspart, die es nicht treffen. Ein Volksstück wird nämlich, wenn es zu fein gesponnen ist, stets seine Wirkung und darum seinen ganzen Zweck verfehlen. Es ist aus alten Erlebnissen und typischen Gestalten zusammengebaut, wie es das „Volk“ eben nur will und versteht. Aber es ist gut gebaut, straff und fugenlos, und das ist sein Sieg. Man achte solche Stücke wohl. Sie sind das Vehikel, auf dem manche Errungenschaften moderner Kunst in die breiteren Massen getragen worden. Eine Natur, wie Carlot Reuling, hat es freilich schwerer. Er ist kein so guter Zimmermeister, dass die Gestrengen sagen: ja, das Zeug ist solide und dauerhaft gebaut, das kaufen wir. Aber er hat ein feines Holz, und er wird dereinst, wenn er statt Schwänke Lustspiele schreibt, aus diesem Holz so treffliche Werke schnitzen, dass sie vielleicht die meistbegehrten sein werden. Er ist eine Findernatur und auf dem besten Wege, seine Welt lachend zu überwinden als echter Humorist — einen echten Humoristen aber umarmt man heute wie den verlorenen Sohn. Der „Mann im Schatten“ ist ein Stück unseres Lebens. Wie er allezeit seine Kräfte in den Dienst eines Andern stellt, dass dieser mit denselben Mitteln ins Licht kommt, die jenen in den Schatten brachten — das ist eine satirische Umschreibung ernstester Wahrheiten. Hier ist das Goldkorn des Dramas, das man ganz allmählich erst gegen Ende entdeckt und dann um so freudiger aufnimmt. Denn es werden viele Querstrassen begangen, ehe man auf den Hauptweg kommt, der die grosse Perspektive hat. Die Perspektive ist die Moral des Lichtes und des Schattens. Der Mann im Lichte erreicht durch seine unfreiwillig sozialistische Rede, dass er „links“ noch einige Stufen höher steigt, als er „rechts“ gewollt hatte — aber er steigt eben höher. Der Mann im Schatten erreicht, dass jener, mit derselben Rede, die ihn einst zu Falle brachte, sozialistische Mandate erringt, er wollte ihn stürzen, er hat ihn selbst, gegen seinen Willen erhöht — und wieder bleibt er unten. Ein modernes, gar zu wahres Schicksalslied. Aber wenn man dem Publikum unter der Blume die Wahrheit sagt, freut es sich. Denn es ist stolz darauf, die Blume verstanden zu haben. Darum drückte es Herrn Reuling herzlich die Hand und sagte: auf Wiedersehn, so etwas brauchen wir. Und nun arbeitet er wahrscheinlich emsig in technischen Dingen, dass er den Ernst seines Humors weiterhin fester „fundiere“.

In Dingen der Malerei war das Publikum doppelt auf die Probe gestellt. Bei Schulte kamen die „Elf“ heraus, bei Gurlitt die trotzige Münchener Freie Vereinigung. Die Elf fielen so zahm aus, dass selbst Ludwig Pietsch bei dem wundersamen Decorativ-Dichter L. von Hofmann einen deutlichen Fortschritt constatiren konnte. In der That schwingt sich Hofmann immer mehr zum Beherrscher jenes bunten und reizvollen Grenzgebietes auf, welches zwischen Ornamentik und Poesie liegt und von der modernen Welt über die Massen geliebt wird. Hofmann erfocht den ersten Platz unter den Elf, denn Liebermann steht eben fest und Klinger ging bei der „Kassandra“büste gegen seine einzige Salome in der Charakteristik zurück. Aber die Münchener haben es eilig. Sie leben bereits im nächsten Jahrhundert und treiben freche, freie Dinge, die entweder an der Trivialität oder der Bizarrerie scheitern. Sie haben sich eine gemischte Gesellschaft aus dem Auslande mit auf den Weg genommen. Den vernarrten Willumsen konnte man da endlich mal auslachen, aber man lernte einen Belgier kennen, Namens Delville, welcher einen märchenhaft schönen schwimmenden Orpheuskopf gemalt hat. Eine so ultramoderne Ausstellung hatten die Leute hier nicht bald gesehen, sie bekreuzten sich und lenkten ihr Wohlwollen um so inniger auf die Elf, welche diesmal, wenn ich nicht irre, einen gewissen populären Erfolgt erzielt haben.

Nun giebt es auch musikalische Kämpfe ums Dasein. Die Philharmonischen Concerte unter Richard Strauss scheuen sich nicht, dem Publikum Novitäten zu bringen, die selbst Zischlaute erregen können. Gewiss ist das ein erfreuliches Zeichen des zunehmenden musikalischen Interesses. Denn mit dem Tage, da hier in den Theatern die ersten Zisch- und Klatschkämpfe ausgefochten wurden, war Berlin eine literarische Stadt geworden. Jetzt scheint sich das hiesige, ebenso gute wie träge, Publikum endlich mit der Musik, auch als einer lebenden Kunst, beschäftigen zu wollen. Beethoven ist nun Gemeingut geworden. Beethovenabende in der Oper und Beethovenabende bei d'Albert sind ausverkauft. Da geht man nun einen Schritt weiter und zischt zunächst die Schlachtreihe der Symphonischen Dichtungen an. Die Philharmo-

Digitized by Google

nischen Concerte verfechten tapfer dieses Ideal der modernen Musik gegen Vorurteile und Nüchternheiten. Aber langsam erst wird die Kluft überbrückt werden. Erst erkennen sie, das Liszts Arbeiten nicht etwa, wie man früher sagte, confuse, sondern im Gegenteil mit einer überraschenden Klarheit und in einfachsten Entwicklungen gebaut sind. Und dann werden sie auch wohl ein Werk, wie die schmerzensreiche Mahler'sche Symphonie, noch schneller begreifen können. Schon ahnen sie etwas von der dämonischen michelangelesken Kraft, die sich im ersten Mahler'schen Satz in unerhörter Wahrheit ausspricht; schon verstehen sie die naturalistischen Ausblicke, welche sich in diesen neuen Mischfarben der Tonarten, in dieser berstenden, knorrigen Instrumentation offenbaren. Eine Individualität will nur nach ihrer eignen Wahrheit, nicht nach den bequemen Forderungen einer abstrakten Schönheit behandelt sein, das werden sie sich ganz allmählich auch in der Musik sagen.

Februar 1895. O. B.

Fortsetzung der Rundschau (Zeitschriften etc.) im nächsten Heft.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novelle verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Charlottenburg-Berlin. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler, in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

STANDPUNKTE.

VON

PROF. J. PLATTER (ZÜRICH).*)

Im März des Jahres 1857 richtete der bekannte englische Geschichtschreiber Macaulay an einen Amerikaner einen sehr merkwürdigen Brief, in welchem er einen ganz besonders prägnanten Beweis liefert von der auch sonst schon genügend bekannten spezifischen Unfähigkeit der Historiker, die Zeitumstände und Verhältnisse, in denen sie selbst leben, zu begreifen.

„Euer Verhängniss ist besiegelt, obwohl es im Augenblick durch rein physische Ursachen aufgehalten wird. So lange ihr eine ungeheure Fläche fruchtbaren und freien Landes habt, werden sich Eure Arbeiter ungemein viel besser befinden, als die der alten Welt, und so lange wird die Politik Jefferson's vielleicht kein Unglück herbeiführen. Doch die Zeit wird kommen, wo Neu-England ebenso dicht bevölkert ist wie Alt-England. Bei Euch wird der Lohn sinken und fluktuiren, wie bei uns. Ihr werdet Euer Manchester und Birmingham haben, wo für die Arbeiter zu Tausenden Tage der Arbeitslosigkeit kommen. Das Elend macht den Arbeiter überall unzufrieden und aufrührerisch, zur natürlichen Beute des Agitators, der ihm vorsagt, wie ungerecht eine Vertheilung der Güter sei, in welcher der Eine Millionen besitzt, während der Andere nicht weiss, wo er eine Mahlzeit hernehmen soll.

Auch bei uns giebt es in schlechten Jahren viel Murren, selbst hie und da einigen Aufruhr. Doch das hat nicht viel zu bedeuten, denn die leidende Klasse ist nicht die regierende. Die höchste Macht ist in den Händen einer zahlreichen, aber auserlesenen und gebildeten Klasse, die das eindringlichste Interesse hat, die Ordnung aufrecht zu erhalten und das Eigenthum zu schützen. Daher werden die Missvergnügten zwar mit Mässigung, aber doch mit Festigkeit in Schranken gehalten und man kommt über die schlimmen Zeiten weg, ohne den Reichen zu Gunsten der Armen zu berauben. Die Quellen der nationalen Prosperität fangen wieder an zu fliessen, es giebt Arbeit in Ueberfluss und Alles ist wieder ruhig und fröhlich. Drei- oder viermal

*) Der Artikel Platter's entstand auf Veranlassung einer von uns an den Züricher Forscher gerichteten Aufforderung, seine Meinung zu der „Umsturz"-Bewegung zu äussern. D. R.

Digitized by Google

bereits sah ich England solche Probezeiten durchmachen und die Vereinigten Staaten werden ganz ebensolche erleben im Lauf des nächsten Jahrhunderts, vielleicht noch in diesem.

Was werdet Ihr da anfangen? Ich wünsche Euch von ganzem Herzen einen glücklichen Erfolg. Doch meine Vernunft und meine Wünsche wollen nicht zusammenstimmen und ich sehe leider das Schlimmste voraus.

Es ist klar wie der Tag, dass Eure Regierung nicht im Stande sein wird, eine leidende und aufgeregte Majorität in Schranken zu halten. Denn bei Euch ist die Regierung in den Händen der Masse, und die Minorität, die Reichen, sind der Masse vollkommen preisgegeben.

Es wird ein Tag kommen im Staate New-York, wo die Menge zwischen einem halben Frühstück und der Aussicht auf ein halbes Mittagessen die Gesetzgeber wählt. Kann man zweifeln, von welcher Art die Gewählten sein werden? Ihr werdet auf der einen Seite einen Staatsmann haben, der Geduld, Achtung vor erworbenen Rechten, Erhaltung des öffentlichen Vertrauens predigt; auf der andern einen Demagogen, der gegen die Tyrannei der Kapitalisten und Wucherer eifert und frägt, warum die Einen Champagner trinken und spazieren fahren, während so viele ordentliche Leute das Nothwendige entbehren. Welchen von den beiden Kandidaten, denkt Ihr, wird der Arbeiter, den seine Kinder um Brod bitten, vorziehen? Ich fürchte sehr, Ihr werdet dann Dinge thun, die alles Wohlergehen in Zukunft unmöglich machen.

Entweder wird dann ein Cäsar oder ein Napoleon die Zügel der Regierung in seine starke Hand nehmen, oder Eure Republik wird im 20. Jahrhundert so furchtbar geplündert und verwüstet, wie das römische Reich durch die Barbaren des fünften Jahrhunderts, nur mit dem Unterschied, dass die Zerstörer des Römerreichs, die Hunnen und Vandalen, von aussen kamen, während die neuen Barbaren die Kinder Eures Landes und das Werk Eurer Einrichtungen sein werden." (Entnommen aus Laveleye, Le socialisme contemporain, p. XXVII.)

Der berühmte liberale Historiker Englands steht streng genommen, trotz aller abgelaufenen christlichen Jahrhunderte, auf demselben Standpunkt, wie die heidnischen Philosophen des Altertums, welche die Sklaverei als eine selbstverständliche und ewige, in der Natur der Dinge begründete Einrichtung betrachteten, ja im Grunde auf einem noch viel unmenschlicheren, da die modernen, weissen Sklaven Englands, von denen er spricht, seine Mitbürger und Abkömmlinge seiner eigenen Vorfahren sind, während die griechischen und römischen Schriftsteller ihr eigenes Volk von den „Barbaren" unterschieden und nur diese als geborene Knechte betrachteten. Aber heute noch stehen fast die gesamten oberen Klassen des europäischen Kontinents, besonders Deutschlands und Österreichs, auf demselben Standpunkt und glauben, wie Macaulay, dass der Staat nur da sei zur Vertheidigung ihrer Interessen, dass es sich nur um ihr Wohl, nicht im Geringsten um das der grossen Masse handle, dass die Unzufriedenheit und der Aufruhr dieser nicht viel zu bedeuten habe, so lange man ihn mit Kartätschen dämpfen könne, dass alles in Ordnung sei, so lange man die „leidende" Majorität in Schranken zu halten vermöge, dass diese auch dann noch zur Achtung der „erworbenen Rechte" verpflichtet sei, wenn sie be-

Digitized by Google

reits mit dem Hungertode kämpfe und dass auch da noch Niemand gegen Wucherer und hochmüthige Verschwender eifern dürfe, dass endlich die Herrschaft der „auserlesenen und gebildeten Klasse“ zwar das Elend der Menge mit sich bringe, dass aber nicht dies Elend, sondern nur die politische Freiheit oder Macht der Elenden den Bürgerkrieg entfessle oder die Zerstörung der Kultur herbeiführe. Darnach besteht also die wahre Politik lediglich darin, die unteren Klassen von der Theilnahme an der Staatsgewalt fern zu halten und sich im Uebrigen auf die Kanonen und Bajonette zu verlassen. Man wird dabei unwillkürlich an Thomas Morus erinnert, der schon im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts den merkwürdigen Satz aufstellte: die Staaten seien nichts als eine Verschwörung der Reichsten, die unter dem stolzen Namen und Aushängeschild des Gemeinwohls nur ihre eigenen Interessen fördern.

Macaulay's politischer Grundgedanke lässt sich etwa in folgendem Schlusse zusammenfassen:

Demokratie ist unvereinbar mit Nabobismus und Pauperismus;
Nabobismus und Pauperismus müssen erhalten werden:
Also muss man die Demokratie vermeiden.

Der erste Satz wird von vielen Schriftstellern der verschiedensten Richtungen in mancherlei Wendungen ausgesprochen. Es möge uns gestattet sein, eine kleine Blumenlese vorzulegen.

Marat war gewiss ein Scheusal, aber doch sicher einer der konsequentesten Vertreter der Demokratie im Konvent und in seinem Ami du Peuple. Und so plauderte er auch das Herzensgeheimniss und Ideal der Demokratie der Sanskulotten aus, als er sagte: Die Gleichheit der Rechte führt zur Forderung der Gleichheit der Genüsse. — Ideale sind immer Uebertreibungen, aber sie bezeichnen den Kern und die Tendenz einer Bewegung.

„Welch ein thörichter, unbeschreiblicher Widerspruch,“ ruft Rodbertus aus (Zur Beleuchtung der sozialen Frage, Seite 47), „in der Auffassung derjenigen Nationalökonomen, welche die Arbeiter in ihrer rechtlichen Stellung über die Geschicke der Gesellschaft mitentscheiden und zugleich sie nationalökonomisch nur immer als Waare behandeln lassen wollen.“

„Wo eine einigermassen gleiche Reichthumsvertheilung besteht“, sagt Henry George (Fortschritt und Armuth, Seite 471), „d. h. wo allgemeine Vaterlandsliebe, Tugend und Bildung herrschen, da wird die Regierung je demokratischer desto besser sein; umgekehrt, wo die Reichthumsvertheilung eine sehr ungleiche ist, je demokratischer desto schlimmer.“

„Die Gleichheit der politischen Rechte führt“ nach Laveleye (a. a. O. Seite XI.) „unvermeidlich zur Forderung der Gleichheit der Lage, d. h. zur Forderung, dass der Wohlstand sich abstufe nach Massgabe der geleisteten Arbeit.“

Albert Schäffle, der in der „Quintessenz des Sozialismus“ die Durchführbarkeit seiner Postulate bewies, um hernach in der „Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie“, die eine „Ergänzung“ der Quintessenz sein soll, deren Unmöglichkeit zu beweisen, hat offenbar in seiner „Bekämpfung der Sozialdemokratie“ sich zu denselben Grundgedanken zurückgedreht, die wir bei Macaulay fanden, nur dass sie bei Schäffle in einer eigenthümlichen, höchst sorgfältigen Verhüllung

Digitized by Google

auftreten. Er will den deutschen Arbeitern das allgemeine Stimmrecht nicht nehmen, beileibe nicht! Ganz im Gegentheil: „Man müsste es schaffen, wenn es nicht schon da wäre.“ Sogar die „Verkümmerung“ desselben wäre ein „Rückschrittsfehler, wie er verhängnissvoller gar nicht gedacht werden könnte“ (Seite 49). Schäffle ist kein Rückschrittsmann! er will das allgemeine Stimmrecht keineswegs beseitigen, sondern bloss kastriren, damit es den Arbeitern in keinem Fall etwas Wesentliches nützen könne. „Nicht im allgemeinen Stimmrecht an sich, sondern darin, dass neben der Kopfzahlvertretung das Volk nicht auch in seiner Gliederung zeitgemäss vertreten ist, liegt die Gefahr der Sozialdemokratie, wurzelt die unversiegliche Hoffnung der Massen und ihrer Führer auf den Sieg ihrer Sache“ (Seite 52 — vergleiche Aristoteles' Ansicht über die Sklaverei). „Der extreme, einseitige (!) Demokratismus“ bei den Wahlen im Deutschen Reiche „ist die eigentliche Wurzel der ‚geistigen Macht‘ des Sozialdemokratismus über die Massen, der tiefste Grund seiner Gefahr“ (ebenda). Diese kann nur beseitigt werden, „wenn ohne jede Tendenz gegen das Proletariat (aufrichtiger kann man schon nicht sein!) — das kommunalkörperschaftlich und berufskörperschaftlich gegliederte Volk, — wenn die öffentlichen Organe, die an sich schon grosse Gesammtinteressen vertreten und zusammen alle Volksgliederungen und Volkstheile umschliessen — zum Aufbau der Volksvertretung — herangezogen werden“ (Seite 55). „Mag also auch (!) das Proletariat wählen, selbst auf die Gefahr (!) hin, dass es ein Viertel und mehr aller Sitze erobert. Aber man gebe ihm nicht den ganzen Staat, welcher nicht der Kopfzahlmehrheit sondern dem ganzen (!) Volke in seiner lebendigen Gliederung gehört“ (ebenda). Ich weiss nicht, wie man so etwas heute nennt, früher nannte man es Heuchelei! Und dabei hat Schäffle den Muth, sogar auf die Schweiz hinzuweisen in einer Art, dass der unwissende Leser glauben möchte, diese sei weniger demokratisch eingerichtet als das streng monarchisch-militärische Deutsche Reich! (Seite 56). Wenn einmal Deutschland die Republik ohne Präsidentschaft und mit dem Referendum besitzt, dann können wir über diesen Punkt mit Schäffle weiter verhandeln. Er denkt wohl an den Ständerath, den man, wenn ein Vergleich überhaupt möglich wäre, mit dem deutschen Bundesrath in Parallele setzen müsste, und lässt den Leser vermuthen, dieser werde principiell ganz anders gewählt als der Nationalrath, das Analogon des deutschen Reichstags, um den es sich bei der Frage des Stimmrechts ausschliesslich handelt. Aber die Wahlart der Ständeräthe ist dem Belieben der Kantone anheimgestellt. „In den reinen Demokratien und in den Referendumskantonen werden die Ständeräthe vom Volke selbst gewählt; damit fällt ein Merkmal weg, welches geeignet wäre, die Ständeräthe zu Vertretern der Kantone zu machen; denn ihre Wahl unterscheidet sich ja nicht von derjenigen der Nationalräthe“ (siehe Alois von Orelli „Staatsrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft“ in Marquardsen's Handbuch des öffentlichen Rechts, Seite 30).

Welchen Begriff von historischer Entwicklung Schäffle hat, zeigt er unter Anderem in der „Aussichtslosigkeit“ (Seite 103): „Das äusserste Mittel des Staates gegen Umsturz ist die Armee. Diese bleibt unbedingt zuverlässig, wenn der Bauernstand und eine die Offiziere liefernde königstreue Gentry erhalten bleiben. An diesen Säulen darf

Digitized by Google

nicht gerüttelt werden und braucht nicht gerüttelt zu werden." Also Bauern und Junker sind das letzte Wort der Geschichte im Kopf dieses „berühmten" deutschen Nationalökonomen. Seltsam, dass heute schon manche Völker ohne das eine oder andere dieser Requisite ganz erträglich durchkommen, fast besser als Deutschland. Oder meint Schäffle vielleicht mit dem „Staat" nur eine bestimmte Dynastie?

„Die wirkliche Gefahr in einem demokratischen Staatswesen besteht darin, dass die Klassen, welche die Macht besitzen, alle Rechte an sich reissen und alle Pflichten verwerfen, d. h. dass sie ihre politische Gewalt benutzen, um die Besitzenden auszuplündern" klagt der arme W. Graham Summer (Soziale Pflichten, deutsch von M. Jacobi 1887, Seite 19), was übrigens heutzutage zum Panamaskandal, zu den hübschen italienischen Bank- und Ministergeschichten, zu den Getreidezöllen, Eisenbahnsubventionen, indirecten Steuern u. s. w. u. s. w. ausserordentlich gut passt, aber immerhin sagen will, dass die Armen auch einmal die Staatsgewalt für ihre Interessen verwenden könnten, wie es bisher die Reichen und Reichsten in notorisch bescheidenster Weise gethan haben.

Köstlich ist wie Yves Guyot, der ehemalige französische Minister und wüthendste Gegner des Sozialismus, sich selbst auf den Mund schlägt, indem er den Satz ausspricht: „Das Eigenthum ist ein Korollar der Freiheit, und mit Recht stellt es die Erklärung der Menschenrechte unmittelbar hinter diese" (Les principes de 89 et le socialisme, Paris 1894, p. 161). Dass Guyot damit ein Argument gegen den Sozialismus ausgesprochen zu haben glaubt, ist nur ein Beweis für die seltsame Inkonsequenz und Seichtigkeit, welche dem Liberalismus überall, wo seine an sich grosse und edle Befreiungslehre nur im Interesse des Geldsackes verwendet werden soll, nothwendig anhaftet. Wenn wir frei sein sollen, und das Eigenthum ein Korollar der Freiheit ist, so wäre doch die nächste Aufgabe, alle zu Eigenthümern zu machen. So lautet die natürliche Konsequenz jenes Satzes, und wer sie leugnet, treibt eben mit der Freiheit Schwindel, indem er sie zum Prinzip einer Gesellschaft macht, in welcher sie aber nur wenigen zu theil werden soll, während die grosse Masse besitzlos, also unfrei zu bleiben hat. Dann hat jener Satz nur den traurigen Sinn, den ihm in der That bis heute der liberale Bürger ausschliesslich beilegt, dass der Staat den Besitz gegen die Angriffe der Besitzlosen schützen müsse, damit jener sich der Freiheit erfreuen könne, — ganz wie zur Zeit der Sklavenhalter. Die leidenden und allmälig auch denkenden Massen aber gehen von der einfachen Idee aus, dass, wer frei sein soll, vor Allem eine gesicherte, von der Willkühr anderer Menschen unabhängige Existenz haben müsse und dass eine solche nur möglich sei, wenn seiner Arbeitskraft die Arbeitsbedingungen stets zugänglich sind. Dies aber ist rationeller Weise, wenn nämlich die Arbeit ihre Produktivität behalten und vermehren und also die Vortheile des grossen, gesellschaftlichen Betriebes allen zu gute kommen sollen, nur ausführbar auf Grundlage eines genossenschaftlichen oder gesellschaftlichen Eigenthums an den Produktionsmitteln, welches mithin die einzige Form des Eigenthums ist, in welcher sich die Emancipation der Arbeit endlich vollziehen kann und hoffentlich ohne allen Raub, wie ihn die protestantischen Fürsten an der Kirche, der französische Bürgerstand an Adel und Kirche verübten, also auf einem

Digitized by Google

anderen Wege als dem der Gewalt, die Gewalt des Staates und seines Gesetzes mit eingeschlossen, nach und nach im Verlauf langer Zeit unter mühsamer, schwieriger, aber Geist und Moral gewaltig fördernder Arbeit vollziehen wird. Wer die Emancipation der Arbeiterklasse und mithin der Menschheit will oder als Ziel der gesellschaftlichen Entwicklung erkennt, der kann mithin nicht die ewige Dauer des Privateigenthums an den Produktionsmitteln wollen oder annehmen. Und in einem solchen Wunsche oder Gedanken oder Schluss liegt, wenn wir wirklich Alle (auch die Arbeiter) Menschen oder gar Kinder desselben Gottes sind, doch gewiss nichts Bedenkliches oder Verbrecherisches. Auch der „konservative" preussische Grossgrundbesitzer und Staatsminister Rodbertus proklamirte das reine Arbeitseinkommen, die Beseitigung von Rente, Profit und Zins, also des Privateigenthums an den Produktionsmitteln als Ziel der gesellschaftlichen Entwicklung, auf das wir nach seiner Ansicht mit klarem Bewusstsein und voller Absicht lossteuern sollten — von staatswegen. Und leben nicht unzählige der besten Männer aller Kulturnationen, Geistliche, Gelehrte, Künstler, Beamte, Offiziere (sogar mitunter Reichskanzler „ohne Halm und Ar", die darum nicht schlechter waren als ihre schnapsbrennenden hektarenreichen Vorgänger oder Nachfolger) ohne Vermögen und Rente, bloss von ihrem Arbeitslohn? Ja ich kann mir sogar einen ausgezeichneten, mächtigen und weisen König oder Kaiser, der, ganz ohne eigenes Vermögen, blos von seiner Civilliste lebt, sehr gut vorstellen. Warum sollten nicht ganze Nationen ebenso recht gut und sicher und gerecht bestehen können? Und schon in der — seit uralten Zeiten immer wieder geführten — Diskussion einer solchen Möglichkeit will man eine Gefahr für Ordnung und Kultur, eine Art Umsturz sehen? Was müsste das für eine traurige Ordnung und Kultur sein, die nicht einmal eine Untersuchung und Kritik ihrer Institutionen ertrüge, ohne gleich umzustürzen!

Wer aber die ewige Dauer des Privateigenthums will und etwa gar zu erzwingen gedenkt, der steht, mag er sich auch noch so human und modern geberden und die schönsten moralischen Phrasen in den Mund nehmen, doch auf dem Sklavenhalterstandpunkt, denn er betrachtet einen erheblichen Theil seiner Mitmenschen als Wesen niedrigerer Gattung, dazu bestimmt, den Uebrigen nur als Mittel zu dienen, als Menschen minderen Rechts, die für fremde Zwecke verbraucht werden dürfen, deren Existenz und Zustand nur Bedeutung hat durch die unerwiderten Dienste, die sie den eigentlichen Menschen, den Besitzern, leisten.

Was Herr Prof. Gumplowicz in Heft II dieser Zeitschrift über das Eigenthum gesagt hat, steht einer solchen Entwicklung nicht im Mindesten im Wege. Er spricht ja nicht vom Privateigenthum, sondern vom Eigenthum überhaupt und findet dessen Wesen lediglich in der Ausschliessung dritter Personen vom Gebrauch des Gegenstands. Aber dieses Wesen findet sich doch auch im genossenschaftlichen oder gesellschattlichen Produktiv-Eigenthum und somit wäre die Beseitigung des Privateigenthums noch gar kein „Umsturz" des Eigenthums, um so weniger, da es sich ja nicht einmal um das Privateigenthum überhaupt, sondern nur um das Privateigenthum an Produktionsmitteln handelt.

Was aber die menschliche Gesellschaft noch alles umstürzen und

Digitized by Google

aufbauen kann, das können wir so wenig wissen, wie die Pfahlbauern es wissen konnten.

Wenn Prof. Gumplowicz glaubt, mit der Konstruktion einer „sozialen Thatsache" dem „Umsturz" einen unübersteiglichen Wall entgegengestellt zu haben, so dürfte er sich vielleicht doch ein wenig irren. „Eine soziale Thatsache ist eine solche, die nicht von Individuen, sondern von Gruppen als solchen geschaffen wird und zwar gehören zur Schaffung einer sozialen Thatsache mindestens zwei heterogene Gruppen." Wenn wir nicht irren, so gehört nach dieser Definition auch die Sklaverei zu den sozialen Thatsachen. Und ist sie nicht dennoch „umgestürzt" worden? und sind wir dadurch in eine vorsklavische Zeit, wo die Sklaverei noch nicht existirte, zurückgeworfen worden, wie Gumplowicz denjenigen, die das Eigenthum umstürzen wollen, mutatis mutandis droht? Oder ist die Beseitigung der Sklaverei etwa ein blosser „Ausbau", eine „Entwicklung" dieses Instituts? Wir sind der unmassgeblichen Ansicht, dass es schwer sein dürfte, die Institutionen des Schaltjahres 10000 vorauszusagen.

Eine Demokratie von Millionären und Bettlern finden also alle von uns citirten Schriftsteller bedenklich, und — wenigstens vom Standpunkt der Millionäre aus mag dies begreiflich sein. Dass Plünderung und Zerstörung der Kultur die Folgen sein müssen, dafür dürfte schwerlich aus unserem Jahrhundert ein Beweis beizubringen sein. Diesem Gedanken liegen wohl nur die Erfahrungen des Alterthums zu Grunde und die sind für uns in dieser Frage nicht massgebend. Denn in jener Zeit waren die Arbeiter Sklaven, und die „Bürger", welche den Staat regierten, eine faule, verkommene, dem Müssiggang und allen seinen Lastern ergebene Masse. Aber dass die Idee der Gleichheit der Rechte soziale Aspirationen erzeugt, dass die grosse Masse der armen, arbeitenden Leute, wenn sie in politische Bewegung geräth, im politischen Leben aktiv auftritt, vor allem eine Verbesserung ihrer wirthschaftlichen Lage im Auge hat, ist bei der elenden Beschaffenheit derselben selbstverständlich. Und wenn der Hunger sehr verbreitet und intensiv ist, dann werden aller Wahrscheinlichkeit nach auch Macaulay's „Demagogen" nicht fehlen, die das Volk durch den Kontrast von Champagner und verdorbenem Wasser, vom Pracht-Karossen und zerfetzten Stiefeln und ähnliche den Thatsachen entnommene Vergleiche aufregen und — wenn es eine dumme, blinde, unorganisirte, durch das Elend brutalisirte Masse ist — vielleicht auch zu Unthaten hinreissen. Solche Demagogen sind so wahrscheinlich, wie der Schimmel an feuchten Wänden, wie der Skorbut in dumpfen Gefängnissen, wie die Maden im fauligen Fleisch.

Jedenfalls hatte schon die erste politische Arbeiterbewegung unseres Jahrhunderts einen entschieden sozialen Charakter. Der Chartismus verlangte formell eigentlich nichts, als „eine demokratische Basis für das Unterhaus" (Friedrich Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England, 1892, Seite 231). Dennoch sagte Stephens in einer Versammlung von 200000 Menschen auf Kersall-Moor: „Der Chartismus, meine Freunde, ist keine politische Frage, wobei es sich darum handelt, dass Ihr das Wahlrecht bekommt u. s. w.; sondern der Chartismus, das ist eine Messer- und Gabelfrage, die Charte, das heisst gute Wohnung, gutes Essen und Trinken, gutes Auskommen und kurze Arbeitszeit" (ebenda Seite 233). Der Chartis-

Digitized by Google

mus war wesentlich sozialer Natur. Die „sechs (politischen) Punkte (seines Programms) — sind dem Proletarier nur das Mittel. ‚Politische Macht unser Mittel, soziale Glückseligkeit unser Zweck', das ist jetzt der deutlich ausgesprochene Wahlspruch der Chartisten". (Seite 238.) Und in Uebereinstimmung mit der Natur der Sache und den meisten ernsthaften politischen Denkern hält Mrs. Sidney Webb (Britische Genossenschaftsbewegung, deutsch 1893, Seite 27) die Demokratie für die „wesentliche Bedingung und das unerlässliche Werkzeug für eine fortschreitende und bleibende genossenschaftliche Organisation der Gesellschaft."

Die Demokratie wurde schon vor Jahrhunderten geboren, als in den Städten des Mittelalters Menschen erstanden, die, unabhängig vom Grundbesitz, frei und selbständig von der eigenen Arbeit lebten und schliesslich, als Zünfte organisirt, die „Geschlechter" besiegten und das Gemeinwesen beherrschten. Sie waren alle Arbeiter und eine gesonderte Arbeiterklasse neben ihnen gab es nicht; denn der Geselle war ein Handwerker, der noch nicht Meister war, aber es voraussichtlich wurde. Doch ringsum herrschte noch der Feudalismus und durchseuchte nach und nach die städtische Freiheit mit seinem eigenen Lebensprinzip: Herrschaft und Vorrecht, bis der oberste Feudalherr, unterstützt und angetrieben durch das mit dem wachsenden Verkehr in Staat und Gesellschaft immer mächtiger auftretende Geldinteresse, alle Herrschaft an sich riss, den widerspänstigen Adel zerschmetterte, den willigen korrumpirte, indem er ihn zum Hof- und Staatsdiener herabdrückte und seinen Domestikenstolz mit Gehalten, Pensionen und Privilegien fütterte, und so den dritten Stand, d. h. alle, die nicht zu den Privilegirten gehörten und die Verschwendung und Unverschämtheiten derselben zahlen und ertragen mussten, derart bedrückte und zur Verzweiflung brachte, dass er schliesslich irgendwo den Befreiungskampf kämpfte und das ganze mittelalterliche Gebäude, das auf Autorität gegründet war, auf den Glauben an die göttliche Macht der Kirchen und Könige und an das bessere, blaue Blut der Unterdrücker, in die Luft sprengte und die neue Gesellschaft auf die Grundlage der natürlichen Menschenrechte, der natürlichen Freiheit und Gleichheit aller stellte.

Während früher jeder einen Herrn gehabt hatte, der Oberste wenigstens Gott, so sollte es nun soziale Herrschaftsverhältnisse überhaupt nicht mehr geben, sondern die Menschen sollten im ganzen gesellschaftlichen Verkehr und soweit es sich nicht um einen gewissen, grössere Macht voraussetzenden Schutz von Person und Eigenthum handelte, die man gesellschaftlichen Organen, der Staatsgewalt überliess, nur durch freie, nach beliebigem Uebereinkommen zu knüpfende und zu lösende Verträge unter einander in Verbindung erhalten werden. Dies war die Grundidee des modernen, liberalen, bürgerlichen Rechtsstaats, die allerdings in der Wirklichkeit mancherlei Modificationen erfuhr und in ihrer möglichst reinen typischen Ausführung nur bei den Völkern gesucht werden muss, welche in der wirthschaftlichen Entwicklung, aus der diese Idee hervorgegangen war, den übrigen, die noch eine Masse Reste der alten Zeit beibehielten, voraus waren.

Mit dem Prinzip der früheren gesellschaftlichen Organisation war aber nicht nur die frühere, sondern jede Organisation gefallen. Dieses Prinzip aber war im Alterthum und Mittelalter die rechtliche Herr-

Digitized by Google

schaft des Eigenthums über die Arbeit gewesen. Da der Arbeiter dem Herrn der Arbeitsmittel gehörte, so war es selbstverständlich, dass er auch von den Arbeitsmitteln nicht getrennt werden konnte oder mit anderen Worten, dass seine Existenz, soweit als überhaupt möglich, gesichert war. Dieser, aus der ganzen Sachlage der Oiken- und Feudalwirtschaft notwendig hervorgehenden Fürsorge des Herrn für seinen Diener konnte sich selbst das mittelalterliche Handwerk nicht entschlagen, obwohl in demselben die Produktionsmittel keine wichtige Rolle spielten und von rechtlicher Hörigkeit keine Rede sein konnte. Die Form der Fürsorge musste denn auch da eine andere werden.

Die neue, freie, bürgerliche Gesellschaft aber kannte rechtlich weder Herrn noch Diener, keine soziale Organisation, sondern nur selbständige, autonome Individuen, die für ihr eigenes Wohl, ja für ihre eigene Existenz ausschliesslich verantwortlich sein sollten, freies d. h. beliebig zu verwendendes Eigenthum, freien Lohnvertrag, freie Berufswahl, freie Bewegung von Ort zu Ort u. s. w. Nun stelle man sich vor, was ein Mensch unter solchen Umständen, auf sich selbst angewiesen und ohne Rückhalt an einer sozialen Gruppe, die ihn als ihren Angehörigen schützt und aufrecht erhält, in der Welt bedeutet, wenn er nichts besitzt als seine Freiheit! „Da, lieber Freund," sagt die Gesellschaft zu ihm, „hast du deine Arme und Beine und deinen Kopf und dein Herz und eine ganze Menge atmosphärischer Luft, und nun sieh zu, was du damit anfängst, denn alles Uebrige ist deine Sache."

Man stelle sich nur z. B. in diesem langen und schweren Winter die etlichen Millionen „freier" Menschen vor, die vor Kälte zitternd und vor Hunger vergehend matt und blutlos dastehen und denen die übrigen angeblichen Mitglieder einer angeblichen Gesellschaft einfach nach dem zu Recht bestehenden System sagen würden: „Das ist Eure Angelegenheit, nicht die unsere. Ihr müsst eben versuchen, Eure Arbeitskraft zu verkaufen. Wenn Ihr sie nicht anbringt, so können wir nichts dafür. Ihr erleidet eben Euer individuelles Schicksal." Aber wenn es diese Arbeiter nicht gäbe, so müssten die anderen, die „anständigen" Leute, die „Besseren", die „oberen" Klassen verhungern oder selbst Arbeiter im gemeinsten Sinn des Wortes werden. Eine Gesellschaft, in welcher die eine Klasse verhungern muss, wenn sie nicht arbeiten darf, und die andere nicht die mindeste Verpflichtung hat, sie zur Arbeit zuzulassen, ist im Grunde genommen viel schlimmer als jede frühere, die eine sichere und dauernde Verbindung zwischen Produktionsmitteln und Arbeitskräften herstellte, und im Grunde genommen gar keine Gesellschaft mehr. Und wenn nun hier die eine Klasse nicht blos den Besitz, sondern auch noch den Staat in Händen hat und dessen Gewalt etwa auch noch lediglich für die eigenen Zwecke ausbeutet, so ist der innere Zwiespalt, die Auflösung aller Bande zwischen den zwei Klassen auf das höchste getrieben und ein Zustand geschaffen, der entweder mit dem Tode des Ganzen enden oder eine Remedur finden muss. Die bürgerliche Klasse, welche die proletarische nicht zur vollen und gleichen Theilnahme am öffentlichen Recht zulassen will, setzt sich zudem in vollen Widerspruch zum Prinzip ihrer eigenen Emancipation. Durchaus nur im Namen der gesellschaftlich-nützlichen Arbeit, die er verrichtete, nahm der 3. Stand 1789 die Freiheit und die Gleichheit mit den andern — Zugänglichkeit

Digitized by Google

aller Besitzthümer und Funktionen — für sich in Anspruch (siehe Sieyès berühmte Staatsschrift). Die Arbeiter von heute thun dasselbe der Bourgeoisie gegenüber, die zu einem erheblichen und stets wachsenden Theile keine gesellschaftlich nützliche Arbeit mehr leistet, sondern nur von Schacher, Spekulation und müheloser Rente lebt. Wenn schon eine volle persönliche Scheidung von Besitz und Arbeit möglich sein soll, ohne gänzliche Zerstörung des Wesens der Gesellschaft, so muss der Arbeit wenigstens vollkommene Möglichkeit und Freiheit geboten sein, ihre Interessen auf jede nicht gewaltthätige Weise zu vertreten und zu schützen. Solange die Staatsgewalt in den Händen der besitzenden Klasse ist, hängt der Gang der gesellschaftlichen Entwicklung wesentlich von der Einsicht dieser Klasse ab. Die allergeringste Einsicht zeigt dieselbe, wenn sie beständig von Staatshülfe spricht, ohne wirklich zu helfen, und im Namen der angeblichen Staatshülfe die freien Bestrebungen der unteren Klassen, sich selbst durch Organisationen eigener Façon zu helfen, unterdrückt. Das ist nicht nur heuchlerisch, sondern geradezu empörend, um so mehr, wenn man zu Gunsten der unteren Klassen Einrichtungen trifft, die diese gar nicht wünschen, oder die Anstalten der Staatshülfe so organisirt, dass der Arbeiter sich dadurch in eine neue Art von Unterthänigkeit verstrickt fühlt.

Ein solches Gebahren kann nur in dem Irrthum der Machthaber begründet sein, der Autorität gehöre auch die Zukunft, wie ihr die Vergangenheit gehörte, die grossen Massen werden sich nach wie vor von kleinen Minoritäten beherrschen lassen, deren „Gewalt" genüge, jene im Fall des Widerstandes niederzuhalten, Kanonen und Säbel werden die Gesellschaft unter allen Umständen retten. Die Armee sei „die Erscheinung eines gewaltigen, unerschütterlichen geistigen Princips, jedem revolutionären Ansturm übermächtig gewachsen" (Nir-Fennden-Michanor: Kurze Antworten auf brennende Zeitfragen 1890, Seite 34). Heute und bei einzelnen kleinen Unruhen ohne Zweifel, aber wer garantirt für den morgigen Tag der Weltgeschichte und für die Zuverlässigkeit der proletarischen Soldaten in einer grossen allgemeinen Bewegung, in welcher sie einen Rückhalt für ihre eigenen Wünsche sähen? Und selbst abgesehen hiervon: ist das Niedermetzeln von Arbeiterhaufen wirklich die Lösung irgend einer gesellschaftlichen Frage im Sinn der Kultur und des Fortschritts? „Durch Gewalt die Verwirrungen von Unruhstiftern unterdrücken, ist keine Lösung: ganz im Gegentheil. Die Unterlegenen haben dann nur einen Gedanken: die Waffen wirksamer herzustellen, mit denen sie, wenn die Reihe an ihnen ist, den Sieg sichern" (E. Gilon, Der Kampf um die Wohlfahrt. Bearb. von Dr. E. Harmening, Leipzig 1891, Seite 29). Die Aufgabe einer Regierung, die heute noch diesen Namen verdienen und Bestand haben will, ist es jedenfalls, blutige Katastrophen zu verhindern, indem sie den Forderungen der Zeit sich fügt und den leidenden Massen entgegenkommt. Selbst ein Revolutionär wie Stepniak, der auf die russischen Terroristen einen förmlichen Hymnus singt, sagt (Das unterirdische Russland, deutsch 1884, Seite 30): „— sobald sie (die Regierung) die elementarsten politischen Rechte der Nation verleiht, geht alles seinen friedlichen und geregelten Verlauf." Die Terroristen würden dann ihre mörderischen Kampfmittel niederlegen. „Sie werden es thun und werden es thun müssen, weil sie nicht einmal einen Tag

Digitized by Google

in einem freien Lande, bei Beibehaltung ihrer bisherigen Kampfesweise bestehen könnten" (S. 212). Wenn überall zur rechten Zeit das Rechte geschieht, dann entwickelt sich die Gesellschaft ruhig und gleichmässig vorwärts, sonst in blutigen Revolutionen, aber dennoch in derselben Richtung.

Denn die Macht der Massen wächst überall, mag man sich da und dort auch gegen ihre Anerkennung sträuben, die Demokratie macht beständig Fortschritte, innere und äussere, moralische und politische, und den moralischen können sich selbst die aristokratischen Geister nicht ganz entziehen, es werden immer mehrere von ihren Ideen angesteckt, gerade wie im vorigen Jahrhundert eine zahlreiche und wachsende Schaar von Privilegirten sich den Gedanken und Forderungen des dritten Standes anschloss. Macaulay brüstete sich vor noch nicht 40 Jahren dem Amerikaner gegenüber mit dem aristokratischen Regime Englands, das nach seiner Ansicht für ewige Zeiten dem Ansturm der Massen durch Gewaltmittel Einhalt gebieten sollte. Und heute, nach einer im Rechnungssystem der Weltgeschichte so erbärmlich kurzen Zeit, ist England in der That und Wahrheit, wenn auch nicht der (nebensächlichen) Form nach, das demokratischeste Land der Welt, die Schweiz etwa ausgenommen (vielleicht auch nicht!), d. h. das Land, dessen innere und äussere Politik am meisten durch die Rücksicht auf die Bedürfnisse der unteren Klassen bestimmt ist, in welchem ihnen die grösste Freiheit in Geltendmachung ihrer Interessen gewährt ist, wo die oberen Klassen sich am meisten, am ernstesten und am verständnissvollsten mit den Angelegenheiten der unteren beschäftigen und wo ein friedlicher, sicherer, gerader Weg zu einer besseren und höheren Gesellschaftsordnung am meisten geebnet scheint und die Propheten, welche von der Demokratie das Verderben erwarteten, am schönsten blamirt sind. „Die Demokratie wird erfüllt werden, sie wird Volldampf nach dem Bodenlosen zu oder in dasselbe hineinfahren, keine jetzt bestehende Macht kann sie aufhalten oder auch nur beträchtlich verzögern — bis wir gesehen haben, wohin sie uns führen wird, und ob dann eine Rückkehr möglich sein wird oder nicht." sagt der finstere Aristokrat und Puritaner Th. Carlyle (Den Niagara hinunter — und dann? Deutsche Ausgabe 1894, I S. 151), der heute von gewissen Sozialpolitikern gepriesen wird, die damit offenbar der Welt beweisen wollen, dass sie die ganze Richtung der modernen gesellschaftlichen Entwicklung verkennen. Carlyle selbst verstand sie, meinte aber, sie müsse an irgend einem Punkt rückwärts oder aber in den Abgrund führen.

Hören wir nach den beiden Engländern einen der bedeutendsten amerikanischen Geschichtsforscher, dessen Blick nach meiner Ansicht ganz erheblich weiter reicht, als der jener Aristokraten, nämlich Lewis H. Morgan. Er bespricht die Verfassung des Servius Tullius, welche die Staatsgewalt wesentlich in die Hände der Höchstbesitzenden legte und sagt: „Im Lichte der Erfahrungen der dazwischen liegenden zweitausend Jahre ist wohl zu bemerken, dass die Ungleichheit der Privilegien und die Vorenthaltung des Rechts der Selbstregierung jene ungeheure Unwissenheit und Verderbtheit schuf und entwickelte, die schliesslich sowohl den Staat als auch das Volk vernichtete. Das Menschengeschlecht lernt nach und nach die einfache Lehre, dass das Volk als Ganzes es besser versteht, die öffentliche

Digitized by Google

Wohlfahrt zu wahren, als irgend eine privilegirte Klasse von Leuten, möge es auch die verfeinertste und gebildetste sein, die es je gegeben, oder je geben wird. Die Staatswesen der vorgeschrittensten Gesellschaften sind immer noch in der Fortentwicklung begriffen, und sie bewegen sich notwendiger und logischer Weise, wie Präsident Grant mit Recht in seiner letzten Inauguraladresse andeutete, in der Richtung der Demokratie, jener Form der Selbstregierung, welche den Durchschnitt der Intelligenz und Tüchtigkeit eines freien und unterrichteten Volkes repräsentirt und zum Ausdruck bringt." (Die Urgesellschaft. Deutsch von W. Eichhoff und K. Kautsky, 1891, S. 284).

Ob es hiernach möglich ist, eine sog. Sozialreform zu inauguriren, deren Hauptziel wäre, die Arbeiter zu „königstreuen Staatsangehörigen" zu machen, wie es z. B. Wasserrab (Soziale Politik im Deutschen Reich, 1889, Seite 105) und mit ihm so viele in Ehrfurcht und Unterthänigkeit ersterbende deutsche Schriftsteller wollen, ist zweifelhaft und dürfte in der nächsten Zeit vor allem vom König selbst abhängen. Wer den Ruhm und die Macht seines Volkes über alles stellt, der mag ein aristokratisches Regime vorziehen, ihm können aber Freiheit und Kultur nicht das Höchste gelten. „Menschenwürdige Freiheit, sagt Joh. Jakoby, ist das zu erstrebende Ziel wie des einzelnen Bürgers, so der ganzen Völker. Staat und Nationalität sind die Mittel zum Zweck, haben nur als solche Werth und Bedeutung. Geistige und bürgerliche Freiheit ist allein der richtige Massstab für die Beurtheilung nationaler Wünsche, Ansprüche und Bestrebungen." (S. Dr. M. Brasch, Philosophie u. Politik, 1889, Seite 150.)

Dass aber Freiheit und Demokratie die sozialen Kämpfe nicht verschärfen, sondern mildern, dafür ist England der beste Beweis. Man sehe sich zum Beleg das im Ganzen sehr tüchtige und wichtige Buch von Dr. Gerhart von Schulze-Gävernitz: „Zum sozialen Frieden" fast wo man will an. Auch was der ehemalige französische Gesandte bei der schweizerischen Eidgenossenschaft Arago in seinem offiziellen Berichte (siehe Recueil de rapports sur les conditions du travail dans les pays étrangers adressés au ministre des affaires étrangères. Suisse. Paris 1890) über die bezüglichen schweizerischen Verhältnisse sagt, ist lehrreich genug. Einfachere Sitten, geringerer oder minder auffälliger Luxus der Reichen, Mangel grosser Städte machen, dass der kleine Mann in der Schweiz, der Arbeiter, keine so grosse Kluft zwischen sich und den oberen Klassen fühlt, wie anderswo. Sehr verbreitete Volksbildung nähert die Klassen einander. Dazu die altgewohnte Freiheit, die Gewohnheit, auch des Andern Freiheit zu achten, die sehr freisinnigen politischen Einrichtungen des Landes, die Dezentralisation, die Ausübung des Associations- und Vereinsrechts, endlich der ruhige überlegte Sinn der Bewohner bewirken, dass die schweizerischen Arbeiter besser als die meisten anderen befähigt sind, ihre Interessen zu vertheidigen und erwünschte Reformen auf vernünftigem und friedlichem Wege mit Geschick anzustreben (Seite 7). Sie zeigen, wie die englischen, einen praktischen Sinn, der den rechten Zeitpunkt für Reformen abwartet und doch mit aller Hartnäckigkeit daran arbeitet (Seite 8). In politischer Beziehung geniesst der schweizerische Arbeiter eine vollständige Unabhängigkeit, eine absolute Freiheit (Seite 25).

Man wird vielleicht auf Frankreich hinweisen als einen Gegen-

Digitized by Google

beweis gegen unsere Anschauungen. Aber Frankreich ist — gerade umgekehrt wie England — nur formell eine Demokratie, in seinem Innern herrscht nach wie vor der Geist der Ruhmsucht, Herrschsucht, Gewaltthätigkeit und allregierenden Centralisation. Ob es ihn sobald los wird, wissen wir nicht, jedenfalls wäre es im Interesse der Kultur sehr wünschenswerth. Uebrigens sagte Caprivi, der beste Kanzler, den Deutschland bisher hatte und dessen es nicht werth war, am 11. Januar 1893 in der Abendsitzung der parlamentarischen Kommission zur Vorberatung der Heeresvorlage: „Für Deutschland (und die Welt, fügen wir bei) sei in Frankreich die republikanische Regierungsform am wünschenswerthesten, weil sie am friedlichsten sei. Ein Diktator würde zum Kriege drängen und der russische Kaiser (!) würde Frankreich selbst unter der Diktatur Constans für bündnisfähig erachten."

Frankreich hat bis in die neueste Zeit jeden politischen Fortschritt durch eine Revolution erkämpfen müssen, und diesen Weg der Gewalt wandelt keine Nation ungestraft. Der Geist der Gewaltthat verbreitet sich dadurch in der ganzen Nation und die wirklichen Errungenschaften der Revolution kommen vorwiegend den anderen Völkern zu, denen sie ohne blutige Kämpfe in den Schoss fallen. Dennoch hat Frankreich in den letzten 20 Jahren grössere Reformen und Fortschritte gemacht, als irgend ein anderes Land des Kontinents, und wenn früher Ströme von Bürgerblut fliessen mussten, um einen unmöglichen König oder eine Regierung los zu werden, so genügen jetzt ein paar Abstimmungen des Parlaments oder die Stimme der öffentlichen Meinung, um einen Präsidenten oder ein Ministerium zu entfernen — und Paris bleibt ruhig. Dass aber Präsidenten und Ministerien sich so leicht wechseln lassen, ohne dass im politischen und bürgerlichen Leben irgend eine wesentliche Unordnung oder Störung entsteht, ist ein glänzender Beweis dafür, wie wenig wichtig heute, selbst in dem noch immer ganz centralistischen Frankreich, die Regierung ist. Aber ein König würde bei seinem Antritt und Abtritt Revolutionen verursachen.

In einer vollkommene Demokratie, mit ganz gesichertem freien Stimmrecht Aller, mit Volksinitiative und Referendum und Wahl der Obrigkeiten durch das Volk wäre für Demokraten, also wohl auch für Sozialdemokraten, wenn sie nicht politische Heuchler sind, eine Revolution principiell und rechtlich, nach ihren eigenen Grundsätzen und ihrer eigenen staatsrechtlichen Ueberzeugung unmöglich und natürlich auch entweder zwecklos oder aber erfolglos. „Avec le principe de référendum, sagt Joseph Perrot (Nos Utopies, 1889, p. 40/41), seule véritable attribution du vote populaire, le parlementarisme et la législation sont transformés, ils ont, pour contre-poids de leurs délibérations, le vote des citoyens, et le Sénat devient inutile. Alors, et alors seulement, la liberté politique peut fonctionner sans danger. Les coups d'état et l'héroisme de l'insurrection n'ont plus de raison d'être pour fonder le droit. Nous pourrions donc exposer et discuter en public nos utopies, par exemple l'idée du mutuellisme que je creuse et que j'essaie de définir dans cet ouvrage, pour l'appliquer à l'économie sociale à l'aide du droit commutatif qui en est la conséquence. Il en serait ainsi pour le système communiste dont les partisans pourraient exposer et définir la méthode d'application. Ainsi le feraient avec

Digitized by Google

liberté les socialistes catholiques etc. On pourrait ainsi proclamer ses idées sans jamais pouvoir les imposer et l'opinion éclairée se formerait avec certitude, car sans elle aucune réforme durable ne saurait s'accomplir."

Man glaubt wohl, extreme, sogenannte revolutionäre Parteien würden in einer solchen waschechten und konsequenten Demokratie, wo jedes Ideal realisirt werden kann, sofern es die Mehrheit des Volks für sich hat und überhaupt durchführbar ist, den Sieg davon tragen? Eine herrschende Partei oder Regierung, die das meint, zeigt nur, dass sie entweder ein sehr schlechtes Gewissen oder nicht die mindeste Kenntniss des Volks oder beides hat. Gensdarmen oder Soldaten können wohl Tausende von Aufrührern zusammenschiessen und -hauen, aber in jedem überlebenden Gesinnungsgenossen der Massakrirten lebt ein Todfeind und Rächer. Aber eine Partei, die sich mit grossartigen Umsturz- und Neubauideen brüstet und mit ihren Vorschlägen beim Referendum gründlich geschlagen wird, die macht sich einfach lächerlich, und darf sich anstandshalber nicht einmal enttäuscht und geärgert zeigen, sondern muss geduldig auf eine ferne, ferne Zukunft warten und sich, wenigstens im Stillen eingestehen, dass sie sich kolossal geirrt hat.

Dämagogen, die ihre Anhänger mit blossen Schlagworten zusammenhalten und zur Zeit völlig aussichtslose Ideale in ihr Parteiprogramm aufnehmen, ohne durch positive, schon durchführbare und im Sinne ihres Volkes gelegene Reformen den Weg, der zum endlichen Ziele führen soll, deutlich zu weisen, kurz alle echten Utopisten und auch alle, die aus den sozialen Bewegungen ein Privatgeschäft für sich machen wollen, könnten durch nichts so rasch und gründlich aufs Eis geführt werden, wie durch Referendum und Initiative. Denn die grosse Masse ist überall konservativ und überlegt sich sehr wohl jede bedeutende Aenderung, die ihr vorgeschlagen wird und über die sie wirklich selbständig und unabhängig zu entscheiden hat, und will sicher nichts übereilen. Unter solchen Voraussetzungen kann nun freilich am leichtesten jede beliebige soziale Idee, ja jedes Hirngespinnst ohne Gefahr frei und offen discutirt werden, da nichts Schlimmes daraus erfolgen kann und man sicher darauf rechnen darf, dass auf einen Narren 10 ruhig denkende Leute kommen; das wird sich zwar überall und immer zeigen, wo man die Leute offen reden lässt, nur in der vollendeten Demokratie am deutlichsten. Neue Ideen aber deswegen verbieten und bestrafen, weil sie altherkömmlichen widersprechen, ist der Gipfel des Unsinns, weil es unmöglich ist und keine andere Wirkung haben kann, als dass selbst die allertollsten irgend welche begeisterte Anhänger finden, die von der Ueberzeugung ausgehen, dass in einem unfreien Staate der Verfolgte sicher Recht hat. Eine sehr hübsche Grundlage für den gesellschaftlichen Frieden! Was aber auch in der gesunden Luft voller Rede- und Pressfreiheit sich immer weiter ausbreitet und immer mehr Herzen und Köpfe gewinnt, das liegt sicher in der Richtung des Fortschritts.

Nach diesen Erwägungen wird man es begreiflich finden, wenn z. B. Kautsky das „Volk" geradezu in Gegensatz zum Proletariat stellt, freilich nicht ausdrücklich, aber doch thatsächlich (siehe „Neue Zeit" 1892/93, No. 44: Die direkte Gesetzgebung durch das Volk und der Klassenkampf). Denn in der Schweiz spricht in der That der

Digitized by Google

Volkswille die Gesetze aus, und wenn Kautsky sagt, das Referendum habe eine „für das revolutionäre Proletariat nachtheilige Wirkung", so ist doch wohl ein Gegensatz zwischen Volk und Proletariat konstatirt. Das Volk in der Schweiz, wo Referendum und Initiative besteht, sei konservativ (Seite 520), und das sei für das Proletariat nachtheilig (Seite 521). Und dabei ist die Landbevölkerung der Schweiz „die vorgeschrittenste Europa's" (Seite 520). Kautsky verlangt (Seite 518) für die Proletarier nur ein Schlachtfeld und „der demokratische Staat bietet dieses Schlachtfeld". Seite 523 aber findet er, dass die direkte Gesetzgebung durch das Volk die Tendenz habe, die Scheidung der Bevölkerung in Parteien zu hemmen, immer neue Brücken zu schlagen zwischen den Parteien. Die Sozialdemokratie werde aber nur zusammengehalten durch ihre letzten Ziele, nicht durch konkrete, praktische, aktuelle Fragen. In diesen gehen die Meinungen oft weit auseinander und das Referendum habe es gerade mit solchen Dingen zu thun, würde also die Partei lockern. „Wäre es möglich, das Repräsentativsystem durch die direkte Volksgesetzgebung zu ersetzen, so würde das zur völligen Auflösung der Parteien führen" (Seite 524). Das liege aber gar nicht im Interesse der Sozialdemokratie.

Damit solle jedoch nicht gesagt sein, dass die direkte Gesetzgebung durch das Volk unter allen Umständen in der heutigen Gesellschaft verwerflich sei (Seite 525). Referendum und Initiative können unter Umständen ganz nützlich sein, unter Umständen „auch grossen Schaden anrichten" (Seite 526, — ebenso wahr als simpel!). Sie sind daher nicht überall und unter allen Umständen zu erstreben, jedenfalls nicht in Deutschland. Hier und in Oesterreich habe die Sozialdemokratie gegen Militarismus und Absolutismus zu kämpfen (was wohl mit Referendum und Initiative nicht möglich wäre!?) und für den Parlamentarismus (Seite 527).

Die Sozialdemokratie fürchtet sich also nach Kautsky*) vor der wirklichen Demokratie, weil sie nur solange besteht, als ihre Führer die Blicke der hypnotisirten Massen lediglich auf Wolkenkukuksheim zu konzentriren vermögen. Wenn man sie zwingt oder veranlasst, konkret, praktisch, aktuell zu werden, dann löst sie sich auf. Die Herren sind nur Demokraten, soweit die Demokratie ihrer Partei nützlich ist. Was das „Volk" will, ist ihnen Nebensache. Und bei den Führern ist ja das begreiflich; ohne die Partei wären sie keine Führer. Wer da noch nicht begreift, dass das Regime der Freiheit das sicherste ist, dem ist überhaupt nicht zu helfen. In einem unfreien Lande kann eine unterdrückte Partei, auch wenn sie sehr wenig offene Anhänger hat, sich leicht einbilden, fast das ganze Volk stehe auf ihrer Seite und das werde sich sofort zeigen, wenn sie nur losschlage, und ihrer Revolution zum Siege verhelfen. In einem freien Lande weiss die bei der Stimmurne unterlegene Partei sehr genau, dass die Gewalt und der Sieg im Kampf nicht auf ihrer Seite wäre. Den Thatsachen fügt sich der Mensch bald; aber wenn man die Thatsachen polizeilich verhindert an's Licht zu treten, dann herrschen die

*) Der internationale Arbeiterkongress vom August 1893 in Zürich erklärte sich allerdings für „volle Verwirklichung der Volkssouveränität", für Referendum, Initiative und Proportionalsystem. Doch da in den meisten Ländern noch gar keine Aussicht darauf vorhanden ist, hat diese Erklärung keine praktische Bedeutung.

Digitized by Google

Illusionen, und je dumpfer und dunkler das politische Wetter, desto mächtiger. Mit Illusionen kämpft aber die Polizei vergeblich. Auf diesem Wege kann man nur das Gute, nicht das Böse in seiner Entwicklung hemmen. Die Arbeiterbewegung ist etwas Gutes, Grosses, Herrliches, Verheissungsvolles. Der edle Geist der Freiheit ist in die Massen gefahren, und sie streben nach Bildung, Sittlichkeit, Kultur, sie wollen die höchsten Güter der Menschheit, die bisher immer nur wenigen Bevorrechteten zu Theil wurden, zum Gemeingut machen und eine höhere Gesellschaftsordnung herbeiführen. Der Weg dazu ist noch nicht klar und viele Dezennien werden vergehen, bis man zu einem grossen vollen Erfolg gelangt. Aber wir sehen doch schon allenthalben Ansätze zu sozialen Neubildungen, wir sehen, wie da und dort im gesellschaftlichen Leben durch freie Vereinigung Organismen entstehen, deren Lebensprincip die Solidarität ist und nicht der Antagonismus der Interessen, der in der bürgerlichen Concurrenzwirthschaft herrscht. Da zeigen sich die Keime der Zukunft, die auf dem Boden der Freiheit mächtig emporwachsen werden und keine Geheimräthe und Excellenzen zu ihrer Pflege brauchen, aber freilich von solchen Herren, welche ein besonderes Talent, den Lauf der Welt geschichte misszuverstehen, zu besitzen scheinen, auch nicht durch unsinnige Massregeln in ihrem Wachsthum aufgehalten werden sollten, wie die deutschen Konsumvereine durch die Novelle zum Genossenschaftsgesetz — wenigstens nach Absicht der Regierung.

Die Sozialdemokratie besteht aber nicht bloss aus Führern, die herrschen und glänzen, sondern aus Hunderttausenden armer Leute, die ihre Lage verbessern und ein menschenwürdiges Dasein erringen wollen. Diese werden, wenn sie ihre Ansichten und Wünsche in voller Freiheit entfalten und mit friedlichen Mitteln verfechten können, den rechten Weg zum Ziele schon allmälich finden, zum Heil der menschlichen Gesellschaft. Dieses Ziel ist aber, das können wir heute doch wohl schon sagen, die gänzliche Beseitigung des Lohnverhältnisses und dessen Ersatz durch die Herrschaft der Arbeitenden selbst über den Produktionsprozess und wir müssen mit Th. Hertzka (siehe die „Zeitschrift für Staats- und Volkswirthschaft“ vom 23. Februar 1890) die Ueberzeugung aussprechen, dass der Widerstand gegen diese Emancipationsbestrebungen des vierten Standes auf die Dauer Jedermann, der sich ihnen in den Weg wirft, er sei wer immer, zum Verderben gereichen müsse. Man darf nicht glauben, dass mit irgend welchen kathedersozialistischen oder christlich-socialen, auf Autorität beruhenden und autoritär-bureaukratisch durchgeführten Reförmchen, selbst wenn sie wirklich kleine Verbesserungen in der Lage der unteren Klassen bewirkten, die heutige soziale Frage aus der Welt geschafft sei, oder dass derjenige, der etwa in der Lage dieser Klassen oder einzelner Schichten derselben eine kleine, in den letzten Dezennien angeblich oder wirklich eingetretene Verbesserung nachgewiesen zu haben glaubt, der sozialen Bewegung das Wasser abgräbt. Nicht einmal die internen Fragen und Schwierigkeiten der besitzenden Klassen kann die heutige Wirthschafts- und Finanzpolitik lösen und beseitigen, wie die Agrarfrage, d. h. die Frage, wie die europäischen Landwirthe vom ökonomischen Ruin zu retten seien, die Handwerker- und Kleingewerbefrage, die Währungsfrage, die Zollfragen, die Wohnungsfrage, die Judenfrage u. s. w. u. s. w. Und was noch mehr ist, sie sind innerhalb

Digitized by Google

des hergebrachten Ideenkreises der offiziellen Gesellschaft, im System der reinen Privatinteressen der Concurrenzwirthschaft, kurz des wirthschaftlichen Kampfes Aller gegen Alle überhaupt nicht zu lösen und werden nur immer akuter. Das Neue wuchs ja immer auf dem sozialen Boden, nicht auf dem politischen; von unten herauf regeneriren sich die Völker, von oben herab kommt eher die Erstarrung. Schon aus diesem Grunde ist die grösstmögliche Freiheit, ganz wie es der alte echte und vornehme Liberalismus meinte, das beste Regime, und ein Culturvolk kann durch Vielregiererei und Beschränkung der freien Bewegung der Gesellschaft nur zum Chinesenthum geführt werden. Glücklicher Weise scheint bei den arischen Culturvölkern dieser Prozess nie bis ans Ende durchgeführt werden zu können. Mit dem Druck wächst die Widerstandskraft von einem gewissen Punkte an nicht nur ebenmässig sondern progressiv und dann machen die Nationen Fortschritte. Bis vor Kurzem war auch Deutschland ganz entschieden auf dem Weg nach Mandarinenland, heute weht schon etwas schärfere Lebensluft über den Rhein herüber. Für breite Schichten der Bevölkerung, besonders der vornehmeren, dürfte aber auch heute noch jener Vergleich zwischen Deutschland und England nützlich und belehrend sein, den der Londoner „Sozialdemokrat" (vom 26. Oktober 1889) vor $5^1/_2$ Jahren anstellte, und der uns eine wichtige Wahrheit in nuce zu enthalten schien:

„In Berlin haben sich kürzlich drei Gymnasiasten wegen schlechter Zensuren und ähnlichen Dingen erschossen. Die Selbstmorde von Schülern häufen sich in geradezu erschreckender Weise. Es liegt das in dem ‚militärisch-schneidigen' Geist, der jetzt gepflegt wird — in der Nichtachtung des menschlichen Lebens, in dem falschen Ehrgefühle, das in Wirklichkeit Kultus des Ehrlosen ist, — kurz in dem herrschenden System der gefirnissten Barbarei. —

Einen bezeichnenden Gegensatz zu diesen Schülerselbstmorden in Deutschland bilden die Schülerstrikes in England. Es würde zu weit führen, im Einzelnen auf dieselben einzugehen, daher nur soviel, dass sie sich meist gegen wirkliche Missstände richteten und auch Anlass wurden, dass die Beseitigung derselben angebahnt wird. Der deutsche Knabe*) erschiesst sich, der englische wehrt sich — drückt dieser Gegensatz nicht in wahrhaft klassischer Weise den Unterschied zwischen dem öffentlichen Geist in beiden Ländern aus?"

Man erinnere sich hier an die Worte, die im Mai 1891 von allerhöchsten Lippen über das Korpsleben an den Universitäten, diese „gefirnisste Barbarei" par excellence, gesprochen wurden und daneben an das freimüthige unumwundene, öffentliche Peccavi des Prinzen von Wales nach der Baccarat-Affäre.

Man denke an die Bismarckbeleidigungen und ihre furchtbar schwere Bestrafung und halte ihnen die Thatsache gegenüber, dass in England Beleidigungen der Majestät oder der Mitglieder der königlichen Familie, wie jede andere Beleidigung, nur auf Antrag der Beleidigten verfolgt werden und dass kein Mitglied der königlichen Familie jemals Klage erheben lässt. In England rief ein schmutziger irischer Proletarier mitten im Gedränge des Königin-Jubiläum ungestraft

*) Auch der deutsche Soldat! Die chinesischen Offiziere machen es ihm gegenwärtig nach.

Digitized by Google

mit lauter Stimme, dass er „this grasping miserly old woman“ nicht ausstehen könne, während man in Oesterreich, das immer noch erheblich hinter Deutschland hermarschirt und wirklich von Tag zu Tag chinesischer wird, Leute von Amtswegen mit Kerker bis zu 5 Jahren bestraft, welche „die Ehrfurcht“ gegen längst verstorbene, der grossen Masse ganz unbekannte und vielleicht von der Geschichte längst notorisch gebrandmarkte Mitglieder des Kaiserhauses verletzen. Der Geist, der solche Gesetze diktirt und sogar ausführt, ist im Grunde derselbe, welcher gewisse Institutionen oder Zustände, die seinen Interessen dienen, gar nicht zur Discussion zulassen und die Kritiker derselben zerschmettern möchte. Aber die Geschichte hat einen anderen Geist, der alle möglichen Institutionen und Zustände nicht blos kritisirt, sondern wirklich zerschmettert, wenn sie unbrauchbar geworden sind.

AUFZEICHNUNGEN EINER DIAKONISSIN.

ROMAN

VON

A. GEMBERG.

I.

Einsegnung — Profess! Nein nicht Profess, ich habe ja kein Gelübde abgelegt, nur ein Versprechen. Ein Versprechen in Gottes Hand — ich kann davon dispensirt werden — es ist also kein Profess. Die Kirche hat die Macht zu lösen und zu binden, sie kann von einem Gelübde dispensiren — Gelübde, kirchliches Versprechen, wo liegt der Unterschied? Giebt es überhaupt einen Unterschied?

Ich habe Gehorsam gelobt. „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Ich fordere wenig, nur Deinen Willen.“ . . . .

Ich habe Ihm meinen Willen gegeben. Ist mein „Ich“ von meinem Willen zu trennen? Wenn ich aber mein „Ich“ gab, so habe ich ein Gelübde gethan, bin Nonne — — — Nonne — — — nein — — es war doch kein Profess. Ich bin keine Nonne, ich bin Diakonissin. Der Herr gab mir ein Amt, — aus den Händen seiner Diener hab' ich's empfangen. In Treue will ich's verwalten.

Will? Wie kommt mir das Wort in die Feder, ist denn mein Wille noch mein? Bin ich noch „Ich“ — ohne Willen — was bin ich noch? Diakonissin! ja, mein Gott ja, ich bin jetzt Diakonissin! —

* * *

Bisher, während der drei Jahre meiner Lehr- und Probezeit habe ich schwachsinnige Kinder unterrichtet und gepflegt. Die Langsamkeit ihres

Digitized by Google

Geistes hat mich niemals ermüdet. Wie kann ein kranker Geist sich z. B. den Begriff der Zahlen aneignen, oder sich klar darüber werden, dass aus gewissen Lauten Wörter gebildet werden, dass diese Wörter sich mit Begriffen decken, mit Begriffen, die den Schwachsinnigen unverständlich an sich sind?

Ich habe mich meistens darauf beschränkt, den Geistigarmen die Hände zu falten und sie beten zu lehren. Ob sie ahnen können, was für einen Begriff das Wort „beten" einschliessen mag? Sie haben mir niemals einen bestimmten Beweis eines bewussten Betens gegeben.

Aber sie empfinden den abstracten Einfluss der Musik.

Früher einmal hat mir ein Kapellmeister gesagt, dass Millionen in meiner Kehle steckten.

Die Kirchenorgel und meine Stimme schweben im Choral über unserem Gottesdienst. Was ich in Worten nicht sagen könnte, das schluchzt, das jubelt ein Ton aus meinem Herzen heraus. Worte können nur Begriffe darstellen. Für Begriffe ist kein Verständniss bei den Blödsinnigen gegeben. Aber Musik ist Gefühl.

Gefühle bewegen jede Seele, die überhaupt menschlich ist, selbst Seelen ohne Geist. Ganz Stumpfsinnige, denen das Leben nur aus Schlafen und Essen besteht, die nicht sprechen und nicht denken können, sie können fühlen, sie empfinden die Musik durch den Tastsinn der Seele.

Ich singe einfache, schlichte Lieder vor den schwachsinnigen Kindern, und dafür geben sie mir alles, was sie an Seele besitzen.

Ich lehre sie beten; für mich lernen sie das, nicht für Gott, den sie stammelnd nennen, ohne ihn mit irgend einem ihrer stumpfen Sinne ahnen zu können.

Ich bin ihr Gott — —

Grössenwahn! — wie darf ich das niederschreiben, wenn auch ausser mir niemand je diese Blätter liest oder sieht! — — — Gott — — ihr Gott — — — Es handelt sich ja nur um Kretins, um Thiere, kaum höhere Thiere zu nennen — — aber ihr Gott — — ich, wer bin ich?

Bin ich nicht Fleisch, und wenn ich singe, denke ich da an diese eklen, hässlichen, blödsinnigen Geschöpfe um mich her? Durchdringt mich nicht ein Gefühl von Wonne, von Stolz, von Lust und bebt durch meine Nerven und schauert durch meine Sinne?

Gott? Ein Gott ist in mir, und wenn ausser mir ein Gott wäre, der fühlte wie ich, und dessen Seele Musik wäre, wie meine Seele, würde ich dann etwas anderes begehren, als für ihn zu singen, für ihn zu beten, mit ihm, in ihm? — durch ihn — — — dieses Sehnen und Bangen, wie dunkel das ist! — wie fern von Ruhe, von wunschloser Seelenruhe — — —

Ruhe! — Ich bin jetzt Diakonissin, — Kirche hast Du Deinen Dienern nicht Frieden verheissen? Ich harre des Herrn — —

* * *

Diese Schwachsinnigen flössen den meisten Menschen Ekel ein. Sie sind so unsagbar hässlich, so hülflos, schmutzig, gefrässig, zudringlich-zärtlich, oder trotzig-scheu. Fast alle boshaft. Keins unter all diesen Kindern hat eine normale Kopfform.

Wie verbogen sind diese Köpfe! Eckig, oben abgeplattet, spitz, bohnenförmig — —

Die Meisten, als hätten sie einen Fusstritt ins Gesicht bekommen. Triefende Augen, feuchte Nasen, hängende Lippen. —

Fast Alle athmen durch den Mund rasselnd, schnaufend — — und ich lehre sie singen. Ich singe vor ihnen — für sie?

Nein, ich singe für mich selbst und für den Gott oder für den Menschen, dem meine Seele verwandt ist, und dessen Seele Musik athmet, dessen Leben Töne sind, Töne, die hoch über dem Irdischen schweben. Wie nun, wenn dieser Mensch mir in der Welt der Töne begegnen sollte, und wäre ein Mann?

Digitized by Google

Bin ich nicht wunschlos? resigniert — erdentot — — — und diesem Manne?

Mein Gott, was denn? Ich wäre ihm Schwester, fromme Schwester, wo bleibt da eine Frage?

* * *

Man bewundert meine Geduld. So viele Schwestern haben schon die Geduld verloren bei dem Unterrichten der schwachsinnigen Kinder. Sie strafen und schlagen, was ihnen natürlich nicht hilft, und werden dafür getadelt.

Wie kann man ein so ekelhaftes Geschöpf schlagen! Wie kann man es anrühren! Mein Widerwille dagegen ist ganz körperlich. Mit Schwester Clementine theile ich mich in ihre Pflege. Die Schwester wäscht sie, füttert sie, besorgt alle ihre körperlichen Bedürfnisse. Nur beaufsichtigen und lehren kann und mag sie nicht. Das habe ich übernommen. Man stellt meine Leistung viel höher, als die der Schwester Clementine. Die Oberin sagte neulich etwas von engelhafter Geduld.

Ich habe sehr wenig Macht über mein körperliches Empfinden. Alle meine Nerven sträuben sich gegen ein Berühren meiner Haut mit der Haut eines dieser Wesen.

Ich verabscheue sie. Und doch habe ich mit ihnen eine engelhafte Geduld — —

Eine ganze Woche habe ich gebraucht, um meiner Klasse das Schreiben eines einzigen Buchstabens zu lehren. Jetzt schreiben die Kinder den Buchstaben alle. Mir wurde ein besonderes Lob dafür ertheilt, dass ich dabei nicht einmal gestraft habe, nicht einmal ungeduldig geworden bin.

Worüber hätte ich ungeduldig werden sollen?

Ob die Klasse eine Woche oder ein Jahr braucht, um einen Buchstaben zu lernen, kann mir doch gleichgültig sein. Wenn die Kinder den Buchstaben „a“ begriffen haben, lehre ich sie eben den Buchstaben „b“. Es kann mir doch wirklich einerlei sein, mit welchem Buchstaben ich mich beschäftige.

Selig sind, die da geistig arm sind — — —

Selig — — also um das Höchste zu finden, genügt es, die Hände zu falten und gläubig zu stammeln! —

Weshalb sind wir denn aber nicht Alle schwachsinnig und geistig arm? Weshalb lebt in uns ein Zittern, ein Sehnen — ein Ahnen — — — und oft, gar zu oft ein wildes Kämpfen und Ringen?

Weshalb lebt in unserer Seele die Musik? In unserer Seele?

In meiner Seele! Seit drei Jahren bin ich nun Schwester, erst war ich Probeschwester und jetzt bin ich Diakonissin. Diese drei Jahre hat meine Seele in Tönen gelebt, aber allein, ganz allein. Ich habe auch nicht eine einzige andere Seele gefunden, die dieses Leben geahnt, geschweige denn getheilt hätte.

Ich darf mich ja auch nach einer solchen zweiten Seele nicht sehnen. Mein Wille ist nicht mehr mein, ich bin nicht mehr frei, nicht mehr Mensch — — — ich bin wunschlos — ich will wunschlos sein — — „Will“ — — „Ich“ — — vorbei, alles vorbei, nur das Leben nicht. Ich lebe und in der künftigen Woche werde ich meiner Klasse den Buchstaben „b“ lehren.

* * *

Man schickt Lehrschwestern hinaus in die Mission. Wie unsere Schwachsinnigen, so sollen die Heiden, die Negerkinder im Christenthum unterrichtet werden. In Anerkennung meiner stillen Geduld, meiner unerschütterlichen Sanftmuth und Seelenruhe haben die Oberen mich ausgewählt, um unter den Heiden zu lehren.

Digitized by Google

Wie eine grosse Ehre wurde mir das mitgetheilt. Gewissermassen nur zum Schein fragte man mich, ob ich mich stark genug fühle und bereit sei, dem Worte des Herrn Folge zu geben, das da lautet: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker u. s. w.

Ich lehnte diese Zumuthung ab. Es steht ja geschrieben: „Eure Rede sei ja oder nein, was darüber ist, das ist vom Uebel.“ Also antwortete ich, ein kurzes, festes ruhiges „Nein.“

„Warum, Schwester Minna?“

Ich zögerte und sann. Eine Begründung meiner Willensäusserung wurde von mir erwartet: von mir, die ihren Willen dahingegeben hatte.

„Ich möchte meine schwachsinnigen Zöglinge nicht verlassen, ich habe mich nun einmal an sie gewöhnt.“

O — diese Liebe — diese heilige erbarmende Liebe! Wie ehrlich, wie aufrichtig haben meine Mitschwestern mich angestaunt, mich bewundert!

Der Generalsuperintendent reichte mir vor Allen die Hand.

„Schwester Minna, Sie sind eine reine, fromme, treue Dienerin. Die Blöden um ihrer selbst willen zu lieben, vermag wohl der Mensch nicht. Aber Sie lieben sie um Gottes willen. Er wird Ihnen Ihre Liebe vergelten.“

Schwester Agathe geht zu den Missionären und ich bleibe hier. —

* * *

Von allen Seiten werde ich jetzt nach meiner Liebe gefragt, man bewundert mich, man verehrt mich. Es ist doch nicht meine Schuld.

Ich habe gesagt, dass ich mich an meine Thätigkeit gewöhnt hätte. Das Wort „Liebe“ ist nicht über meine Lippen gekommen. Man schiebt es mir unter, und ich muss es auf mich nehmen. Ich sehe keine Möglichkeit, dieser Lüge zu entrinnen.

Nein, ich liebe diese schwachsinnigen, unreinlichen, thierischen Wesen nicht — nicht um ihrer selbst willen und nicht um Gottes Willen. Ich ekle mich vor ihnen und wenn ich bleibe, wenn ich nicht in die äussere Mission eintreten will, so hat meine Lehrthätigkeit damit wohl nur wenig zu schaffen.

Was suche ich denn — Ruhe nur Ruhe?

* * *

Gestern ist Schwester Friederike gestorben. Sie war meine Probemeisterin während meiner Lehrzeit.

Vor ihrem Ende sprach sie den Wunsch aus, ihre ehemaligen Schülerinnen, so weit sie hier sind, noch einmal zu sehen. Wir wurden zu ihr geführt.

Jeder Einzelnen gab sie ein Mahnwort mit auf den Weg, ein Wort der Ermuthigung, der Belehrung. Bei Einigen war es sogar ein Wort mütterlicher Liebe. Die jungen Schwestern weinten und beteten.

Ich trat zuletzt an das Sterbebett. Die Kranke sah mit einer Art Ehrfurcht zu mir auf. „Schwester Minna“ sagte sie leise. „Die heilige Ruhe der Entsagung, die göttliche Liebe des Erbarmens haben Sie früh gefunden. Ich habe immer danach gestrebt und gerungen. Ach, ich war nicht so geduldig und ergeben, wie Sie. Jetzt bin ich müde — totmüde, — die Ruhe ist mir nun endlich gewiss.“

Ich beugte mich über sie. „Erst jetzt finden Sie Ruhe, Schwester?“

„Im Leben ist keine Ruhe“, hauchte sie — „aber Liebe kann man hineinlegen — Liebe“ — — —

* * *

Wir haben sie in den Sarg gebettet, und ich sitze neben ihr und sehe in das steinerne harte Antlitz.

Digitized by Google

„Im Leben ist keine Ruhe“ — — —

„Liebe kann man hineinlegen,“ hat sie gesagt. In meinem Leben ist aber auch keine Liebe.

Ich kann die Blödsinnigen nicht lieben, wenn man auch sagt, dass mein Thun an ihnen Liebe sei.

Mein Herz weiss nichts von dieser Liebe und sehnt sich auch gar nicht nach Liebe.

Ruhe — im Leben ist keine Ruhe.

Aber im Tode ist Ruhe.

Meine Blicke brennen auf diesem kalten gelben Gesicht, umsonst, ich stehe wie an einer verschlossenen Thür.

Im Sterben hat sie die Nähe des ewigen Geheimnisses gefühlt. Jetzt liegt ein eisiger strenger Bann darüber.

Ich kann nicht so neben der Leiche sitzen, es erfasst mich wie ein Schwindel, ein rasendes Verlangen, ich weiss nicht wonach.

Ich fasse die kalten wachsartigen Hände — ich löse die bläulichen, gefalteten Finger voneinander und dann reisse ich diesen harten, flachen, kalten Körper an mich fest, fest — — so nun halte ich dich, du ewige Ruhe du heilige stille Tote — nun enthülle mir dein strenges Geheimniss!

Nichts

Ein unangenehmes Gefühl schleicht sich durch meine Adern. Ich fühle den schweren, starren, kalten Körper, der den Formen meines Körpers widerstrebt. Es ist etwas feindliches in diesem passiven Widerstand des toten Leibes.

Wie schwer die alte Frau ist! Ich lasse sie zurück sinken und falte ihre starren kalten Hände von neuem.

Sollte all mein Sehnen dem Tode gelten? Da ist der Tod — ich habe oft Gelegenheit, ihn kennen zu lernen. Ich will ihm sein Geheimniss ablauschen. Die Ruhe des Todes im Leben — —

Ich werde aufpassen von jetzt ab — ich will nicht sterben, aber den Tod studiren, dann werde ich ruhig werden — — still ganz still — ganz frei von Sehnsucht.

* * *

Schwester Friederike ruht nun in der Erde. Bei der Totenfeier habe ich gesungen. Kein Auge in der ganzen Kapelle blieb trocken, nur meins — Die Sehnsucht brennt in mir und verzehrt meine Thränen.

* * *

Heute ist eins von den schwachsinnigen Kindern aus meiner Klasse gestorben.

Stumpf wie ein Thier war das Mädchen im Leben. Acht Jahre ist es über die Erde gekrochen, wie ein Hund. Es konnte nicht aufrecht gehen.

Im Tode wurde es ein Mensch. Mit klarem Blick sahen die einst so blöden Augen uns an. „Willst Du etwas, Mariechen?“ fragte ich.

Das Kind zog meine Hand an seine erkaltenden Lippen. „Ich danke Dir, Du bist gut.“

Der erste zusammenhängende Satz in seinem ganzen Leben war über seine Lippen gekommen. Dann ein leises Schluchzen, ein kurzer Kampf. — — Ja, der Tod ist interessant. —

* * *

Ich habe mich zur Krankenpflege gemeldet.

Alles wundert sich, dass ich — grade ich meine Schwachsinnigen verlasse. Ich glaube, man nimmt an, dass meine Anhänglichkeit an die Blöden nur ein Vorwand gewesen sei, mich den schweren Anforderungen des äusseren Missionsdienstes zu entziehen.

Digitized by Google

Also Furcht vor Afrika! —

Mag man doch glauben, was man will. Wenn ich nur nicht mehr nöthig habe, für eine zärtliche Freundin dieser entsetzlichen Wesen zu gelten.

Auch die Kranken in unserem Lazarett sind nichts weniger als anziehend. Aber so ekelhaft, wie die Blödsinnigen sind sie doch nicht. —

Man sieht mich übrigens mit Bedauern aus meiner bisherigen Thätigkeit scheiden. Ich soll eine vorzügliche Lehrerin sein.

Das wundert mich, denn als Kind war ich eine ungeduldige Schülerin.

Ich habe meine Nachfolgerin bereits in meine Klasse eingeführt. Schwester Klara ist Wittwe, ein müdes, verwittertes Geschöpf. Aber zur Arbeit ist sie frisch und willig.

Sie hörte meinem Unterricht zu mit stillem Lächeln:

„Wie konnten Sie das aushalten, Sie so jung, so lebensfrisch, so blühend, Schwester Minna?“

„Warum sollte ich es nicht aushalten, Schwester Klara? Ich habe nun drei Jahre hier unterrichtet, es gehört nur ein wenig Geduld dazu.“

„Ein wenig Geduld und sehr viel Liebe.“ — Sie seufzte. Als ich schwieg, fragte sie mich, wie alt ich sei.

„Einundzwanzig Jahre.“

Mein Gott, sie findet das jung. Jung? — — Bin ich denn eigentlich jung? Sehne ich mich nicht nach der Ruhe des Todes? — —

„Ich bin jung, Schwester Klara, aber müde, lebensmüde.“

Ein mildes Lächeln huschte wieder über das alte, welke Gesicht.

„Das ist kein Wunder, Kind — hier mussten Sie lebensmüde werden — bei diesem hoffnungslosen eintönigen Unterricht. Es ist gut, dass Sie fortkommen.“

„Und Sie, Schwester Klara?“

„O ich, ich bin alt. Mein Leben ist ausgelebt, der arme Rest ist gut genug für diese unglücklichen Kinder.“

Ihr Leben ist ausgelebt. — Und meines? Habe ich nicht mein „Ich“ aufgegeben und meinen Willen vor dem Altare geopfert! Kann vor mir noch Leben liegen?

„Mein Leben ist ausgelebt,“ hat Schwester Klara gesagt.

Wie das räthselhaft klingt, für jemanden, der das Leben nicht kennt, wie ich.

Aber es muss etwas Grauenhaftes sein dieses Leben, das die Menschen so müde macht und so oft in Verzweiflung stürzt.

Alle meine Zöglinge treten, von geistiger Dämmerung umnachtet, hinaus in dieses kalte lieblose Leben. Sie müssen arbeiten, um ihren Hunger zu stillen und um niemanden zur Last zu fallen.

Wenn der Körper verbraucht ist, haben sie das Ziel des Lebens erreicht.

Dann kommt der Tod und die Spanne Zeit, die ihm voranging war das Leben — ein Menschenleben.

* * *

Schwester Klara bringt mir Theilnahme entgegen. Sie übernimmt meine Arbeit, da ist es ja eigentlich natürlich, dass sie sich für meine Methode interessirt.

Sie besitzt aber Menschenkenntniss. Es berührte mich doch eigen, als sie heute ganz plötzlich zu mir sagte: „Es ist nichts gegen Ihren Unterricht einzuwenden, liebe Schwester, nur macht mir das alles den Eindruck, als ob Sie doch keine wahre, herzinnige Liebe für die armen blöden Kinder empfänden.“

Keine Liebe! Um dieser edlen hochherzigen Liebe willen werde ich bewundert und verehrt, und nun kommt diese alte schlichte Frau, sieht mit ihrem erfahrenen ruhigen Blick mein Wirken an und zieht ganz kühl und kurz daraus das Facit: Die Liebe fehlt. —

Digitized by Google

Und wenn ich mit Menschen — und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht —

Sie nahm mein Schweigen für eine Zustimmung zu ihrer Ansicht. „Es ist ganz natürlich, dass Sie sich innerlich abgestossen fühlen," begann sie wieder, „man muss schon anerkennen, dass Sie das äusserlich überwinden. Haben Sie selbst jüngere Geschwister?"

Die einfachste Pflicht der Höflichkeit zwang mich, Schwester Klara meine persönlichen Verhältnisse mitzutheilen. — Ich sagte ihr, dass mein Vater, ein höherer Beamter, bald nach meiner Geburt gestorben sei.

Nun erkundigte sich die alte Schwester eingehend nach meiner Mutter und zeigte warme Theilnahme für deren einsames Loos. Wie sonderbar mir das vorkommt!

Meine Mutter starb, als ich sieben Jahre alt war. Niemand hat mir je von ihr erzählt, niemand hat bei mir irgend ein Gefühl für sie vorausgesetzt oder erweckt. Schwester Klara bedauert mich um dieses Mangels willen, den ich nie empfunden habe.

„Wie arm und liebeleer muss Ihr Herz geblieben sein!" sagte sie zu mir.

Ich erzählte ihr von dem eintönigen Anstaltsleben, das ich seit meinem siebenten Jahre führe.

Mein Vormund, ein Geistlicher, hatte mich in eine Herrnhuterpension gebracht, wo ich blieb, bis ich erwachsen war. Darn nahm er mich so lange in sein Haus, bis ich mit 18 Jahren das erforderliche Lebensalter erreicht hatte, um Diakonissin werden zu können. In der Erziehungsanstalt hatte man mich schon auf diesen Beruf hingewiesen.

Wenn auch der Gedanke, mich der Kunst zu widmen, in mir zuweilen aufgetaucht war, so fand ich doch so wenig Verständniss dafür bei meiner Umgebung, besass selbst so gar keinen Begriff davon, was für äussere Lebensbedingungen ein solcher Entschluss mir bieten könne, dass dieser Plan niemals irgend welche feste Gestalt annahm.

„Als Diakonissin hast Du inneren Frieden und das Bewusstsein, ein nützlicher Mensch zu sein. Das Mutterhaus bietet Dir eine Heimath. Was willst Du eigentlich noch weiter?"

So hatte mir mein Vormund zugeredet. Ich wusste nicht, was ich „noch weiter wollte", und so ward ich Diakonissin.

„Und nun? Sind Sie nun glücklich?"

Was diese Schwester Klara für Fragen stellt! Ob ich glücklich bin! Ich konnte darauf keine Antwort geben. Es sind doch wohl nur sehr wenige Menschen glücklich. Wie sollt ich gerade dazu kommen?

Ich empfinde aber in meiner Seele irgend eine dunkle heisse Sehnsucht. Die äusseren Verhältnisse haben diesem Gefühle eine düstre hoffnungslose Richtung gegeben. Ich sehne mich nach der Ruhe des Todes. — Wenn meine äusseren Lebensbedingungen andere wären, ob ich mich da vielleicht danach sehnen würde, glücklich zu sein?

* * *

Die Frage, die mir Schwester Klara gestellt hat, lässt mir keine Ruhe. Die Schwester hat sich jetzt in meine bisherigen Pflichten eingearbeitet, so dass ich morgen abreisen kann.

In den letzten Tagen war ich selbstverständlich viel mit ihr zusammen, um ihr zu zeigen, wie sie die körperlichen und geistigen Gebrechen der einzelnen Zöglinge beim Unterricht zu behandeln hat. Sie erkannte alles sofort, bedurfte kaum meiner Anweisungen.

Die Kinder drängen sich an sie. Sie fühlen oder ahnen wenigstens die Nähe der Liebe.

„Lassen Sie sich doch nicht so viel anfassen!"

Ganz unwillkürlich entfuhr mir diese schroffe Aeusserung.

Digitized by Google

Das lächelnde alte Gesicht wurde plötzlich sehr ernst. „Wenn man nicht lieben kann, so kann man auch nicht glücklich sein. Liebe ist Glück", sagte sie. —

„Nun, wenn das Glück sein soll, diese Wesen zu lieben!" — Ich konnte es nicht ausdenken — diesen Schluss! Nein lieber tot sein, als Glück suchen in solcher Liebe.

„Es kommt nicht auf den Gegenstand an, sondern auf die That. Das Lieben an sich macht glücklich."

Das welke Gesicht da vor mir, diese in Thränen erloschenen Augen schienen mir trotz aller Liebe von Glück nicht viel zu wissen.

So sah ich sie forschend an nnd fragte ganz kurz:

„Sind Sie glücklich, Schwester Klara?"

„Ich war's."

Eine Welt von Sehnsucht, von verlorener Seligkeit zitterte in diesem Seufzer. Ein Licht aus einem andern Leben schimmerte eine Sekunde lang in diesem rückwärts schauenden Blick, der ein Paradies sah, in dem das Glück gewohnt hatte.

„Sie waren glücklich?" fragte ich beinahe scheu.

„Ja, mein armes Kind, ich war glücklich. Nur die Liebe des Herzens habe ich mir aus dem Schiffbruch gerettet und die muss mir nun helfen, den Lebensweg zu Ende zu pilgern, bis ich an die Pforte der Heimath gelange, hinter der jetzt mein Glück wohnt."

Sie erzählte mir dann eine einfache alltägliche Lebensgeschichte.

Jahre lang hatte sie als arme Elementarlehrerin gearbeitet und sich eine kleine Aussteuer zusammengespart, bis ihr Verlobter, ein mittelloser Kandidat, eine Pfarrstelle erhielt, die es ihm bei den bescheidensten Ansprüchen möglich machte, zu heirathen.

Rasch nacheinander wurden dem jungen Paare fünf Kinder geschenkt. Die Kosten des Haushalts zwangen den schwächlichen Mann, Privatunterricht zu geben. Die Frau sparte und entbehrte, aber sie war dabei glücklich und dankte Gott alle Tage für ihr gesegnetes Loos.

Drei von den Kindern starben. Der Schmerz darüber brachte die Herzen der Eltern einander nur noch näher. Auch in der Zeit der Prüfungen waren sie glücklich.

Der arme, fromme, zufriedene Mann wurde krank und starb.

„Nun waren Sie aber doch nicht mehr glücklich, Schwester Klara?" fragte ich, ergriffen von der tiefen Wehmuth, die aus dem kurzen, schlichten Bericht der Wittwe sprach.

„Ich hatte noch zwei Kinder zum lieben", antwortete sie einfach, „zwei muntere, gute, liebe Knaben von sechs und acht Jahren."

„Gesunde Kinder?"

„Ja, geistig und körperlich gesunde Kinder. In einem unbeaufsichtigten Augenblick betraten sie das dünne Eis einer kleinen Teichfläche, brachen ein und ertranken."

„O Gott, Schwester Klara!" —

„Ja — Kind, einen Augenblick habe ich da an Gottes Liebe gezweifelt," sagte sie trübe, „aber die Erinnerung an den heiligen, felsenfesten Glauben meines Mannes richtete mich wieder auf."

„Ich wäre mir nicht würdig erschienen, um ihn zu trauern, auf ein Wiedersehen mit ihm zu hoffen, wenn ich dem Gotte untreu geworden wäre, an den er geglaubt und der mir das reiche Glück gegeben und genommen hatte. Mit dem Rest von Liebe, den mein Herz noch besitzt, bin ich Diakonissin geworden", schloss sie ihre Erzählung.

Nach den Statuten darf man nicht älter als vierzig Jahre sein, wenn man als Schwester eintritt.

Schwester Klara war etwas älter, aber man hatte um der besonderen Verhältnisse willen mit ihr eine Ausnahme gemacht. —

Digitized by Google

Sie, die kinderlose Mutter widmet nun ihre Kräfte den hülfsbedürftigsten aller Kinder.

Mit keinem Worte hat sie bei der Erzählung ihrer Schicksale angedeutet, dass sie sich vielleicht danach sehnt, im Tode Ruhe zu finden. Sie glaubt sogar, dass sie ihr entschwundenes Glück nach diesem Leben wiederfinden wird. Und doch sprach sie den Wunsch nicht aus, dass sie sterben möchte.

Wie ein Pilger, der auf einer staubigen Landstrasse einem Ziele zustrebt, so betrachtet sie den Lebensweg, der sie zur Heimath führen soll.

Dass sie sich nach dem Ende des Weges sehnt, erscheint ihr so selbstverständlich, dass sie es überhaupt gar nicht erwähnt.

* * *

Heute war eine Art Abschiedsfeier von dieser Anstalt für mich. Der grösste Theil der Schwestern hatte sich dazu für einige Zeit frei zu machen gewusst. Mit den Zöglingen und den Vorständen waren Alle im Gebetsaal versammelt.

Man bat mich, ein Lied zu singen. Jede einzelne Schwester behauptete, meinen Gesang zu lieben und etwas mit meinem Weggange zu verlieren.

Ich sang: „Jerusalem, die du steinigest die Propheten und kreuzigest den ich zu dir gesandt" — — — —

Wie man mir dankte!

Was haben die Menschen davon —? Den Genuss des Singens habe ich doch allein! Das Hören ist viel weniger. Ob es mir wohl auch viel Vergnügen machen würde, zuzuhören, wenn jemand anders singt? —

* * *

Als ich nach der Abschiedsfeier in mein Stübchen zurückkehrte, folgte mir unser Anstaltsgeistlicher. Er bat mich um eine Unterredung von wenigen Minuten.

Ich begriff nicht, was der Pastor mir allein mitzutheilen haben könnte, aber da ich Schwester bin und er Pastor ist, so war ich natürlich bereit, ihn anzuhören.

Er machte mir eine sehr weitläufige Schilderung von seinem Leben und von seinen persönlichen Verhältnissen. Dann fügte er hinzu, dass er mich liebe und bat mich, seine Frau zu werden.

Ich — eines Mannes Frau! Wenn ich hätte heirathen wollen, oder Sängerin werden, so hätte ich nicht ins Schwesternhaus zu gehen und schwachsinnige Kinder zu unterrichten brauchen.

Nun habe ich das aber gethan, bin eingesegnet, bekleide das Amt einer Diakonissin, und dieser Mann denkt, weil er eine Frau zu nehmen wünscht, die gut singen kann, ich würde nichts eiligeres thun, als meine Schwesternhaube ablegen und seine Wünsche erfüllen.

Ich sah ihn sehr erstaunt an, vielleicht ein wenig entrüstet und sagte wie damals, als ich zu den Heiden sollte, ganz kurz und kühl: „Nein, Herr Pastor."

Er wurde leichenblass und fuhr zurück, als hätte man ihn ins Gesicht geschlagen.

„Aber ich liebe Sie, Schwester Minna, ich bete Sie an — fühlen Sie das denn nicht?"

„Nein, ich fühle es nicht."

„Aber sind Sie denn ganz kalt, ganz tot im Herzen?"

„Ja, ich bin kalt."

„Aber das ist unmöglich — Sie sind jung und gesund — Sie lieben einen Anderen?"

„Nein, Herr Pastor."

Digitized by Google

„So werden Sie einen Anderen lieben — — — — — oder — — oder — — Sie haben geliebt?“

„Ich habe niemals geliebt und ich werde nicht lieben. Ich bin tot im Herzen — erdentot —“

„Erdentot?“

Ja. —

* * *

Als er fort war, trat ich vor meinen kleinen Spiegel.

Weshalb begehrt dieser Mann mich zum Weibe?

Er kennt von mir nichts, als das äussere Aussehen und den Gesang.

Ja, wie sehe ich eigentlich aus? Lange, lange habe ich nicht mehr daran gedacht.

Ehe ich Schwester wurde, war ich ein klein wenig eitel, wie alle Mädchen. Nicht eitel genug, um mich für schön zu halten. Ich wusste, dass ich gut gewachsen war, ich wusste auch, dass mein Gesicht frisch und blühend sei. Rothe Lippen, weisse Zähne, glänzende Augen und volles Haar. Aber alles ganz einfach und alltäglich, durchaus nichts besonderes.

Wenn ich mich ein bischen herausputzte, konnte ich sehr nett aussehen. „Appetitlich“, sagte mein alter Onkel.

Dann kam der Diakonissenscheitel und die steife hässliche Haube.

Ich erschrak, als ich mich zum ersten Male darin sah. Ich fand mich hässlich.

Es wurde mir zuerst ziemlich schwer, mich von aller mädchenhaften Eitelkeit ganz loszusagen. Allen jungen Schwestern wird das schwer.

Als ich mich aber dran gewöhnt hatte, gab mir der Gedanke fortan hässlich auszusehen, eine gewisse ruhige Sicherheit.

Den meisten Schwestern wird ihre Hässlichkeit schliesslich bequem, obgleich es zuerst für viele Frauennaturen ein harter Kampf ist, von nun an hässlich sein zu müssen.

Sonderbar, dass die Diakonie das fordert! Das Kloster fordert es nicht.

Dem Pastor war das nun aber einerlei. Vielleicht würde das Problem dieser Liebe mich interessiren, wenn dieser Mann mich interessirte, aber er ist mir gleichgültig — gleichgültig wie das Leben, das ich nicht kenne. —

* * *

Es ist mir persönlich vollkommen unbegreiflich, wie ein Mensch das Bedürfniss empfinden kann, über seine Empfindungen fremden Leuten Mittheilungen zu machen. Thatsächlich aber haben viele Menschen diesen Drang. Der Pastor ist nach der Unterredung, die er gestern mit mir gehabt hat, zu Schwester Klara gegangen, um ihr sein Herz auszuschütten.

Ob er sich nun vielleicht einbildet, die Schwester, die ich erst seit einigen Tagen kenne, wäre im Stande, mich umzustimmen?

„Ach, liebes Kind — wer kann denn wissen, ob nicht in jener Stunde das Glück an Ihnen vorbeigegangen ist. Vielleicht lächelt es Ihnen nie wieder.“

Mit diesen Worten hat mich Schwester Klara gewissermassen wegen meiner kurzen Abweisung diesem Manne gegenüber zur Rede gestellt.

„Haben Sie mir nicht gesagt, das Glück bestehe darin, zu lieben?“

„Gewiss, zu lieben und geliebt zu werden,“ erklärte sie eifrig. „Ach, Sie glauben gar nicht, liebe Schwester, wie treu und innig dieser gute tüchtige Mann Sie liebt. Er ist ganz gebrochen durch Ihre Zurückweisung. An seiner Seite hätten Sie sicherlich gelernt, ihn zu lieben und dann wären Sie glücklich geworden.“

„Also erst heirathet man und dann lernt man lieben?“ — Der Gedankengang der guten Schwester erschien mir doch in hohem Grade unklar.“

Sie schien das auch bei meiner Antwort zu empfinden, denn sie machte darauf nur noch einige allgemeine Bemerkungen, dass ich doch noch zu

Digitized by Google

jung und zu unerfahren sei, um vollkommen klar über meine eigenen Gefühle sein zu können. Wunschlos und erdentot, wie ich zu sein glaubte, wäre ein Mädchen in meinem Alter nicht. Es käme eben in diesem Falle einzig und allein darauf an, dass der rechte Mann käme, der die Gefühle meines Herzens zu wecken verstände. —

Natürlich der Pastor Ehlers war nicht dieser richtige Mann gewesen, das sieht Schwester Klara selbst ein. Sie gab es deshalb auch ziemlich rasch auf, mir zuzureden, ich möchte das Glück festhalten, das an mir vorübergegangen sei. Aber sie glaubt unerschütterlich fest, dass ein anderes Lebensglück mich noch erwartet, wenn nur erst der „Rechte" kommt. — Sonderbar, dass ein Mann für mich das Glück verkörpern soll! —

II.

Gestern Abend habe ich meinen kleinen Schwesternkoffer gepackt und bin abgereist. Mein Mutterhaus und die Erziehungsanstalt für schwachsinnige Kinder, in der ich bisher lebte und wirkte, liegt hinter mir. Eine Station auf meinem Wege. —

Meine Stelle dort ist ausgefüllt. Das Anstaltsleben fliesst gleichmässig still und eintönig weiter, ob ich da bin, oder nicht da bin.

Eine müde dumpfe Resignation characterisirt im Allgemeinen alle Bewohner des Hauses, das ich verlassen habe.

Man wird schwermüthig und traurig, wenn man für Geschöpfe leben muss, deren ganze Existenz ein Missgriff der Natur ist. Man erzieht sie doch schliesslich nur, damit sie nicht im Elend verkommen. Einen ethischen Werth hat die ganze Ausbildung, die sie erhalten, nicht.

Jetzt trete ich in die Krankenpflege ein. Diese Thätigkeit muss ich erst lernen. Ich bin deshalb als Gehülfin für eine ältere Schwester vorläufig der chirurgischen Frauenstation eines städtischen Krankenhauses zugewiesen.

Im Allgemeinen werde ich also von jetzt ab mit normalen erwachsenen Menschen zu thun haben.

Vielleicht weht eine frischere Luft durch die geistige Atmosphäre der neuen Station meines Lebensweges. Vielleicht werde ich im Gegentheil mehr Jammer und Erdenleid sehen als bisher. Jedenfalls gehe ich der Zukunft ohne Aufregung entgegen.

* * *

„Willkommen in der neuen Heimath!" Mit den Worten ist mir meine jetzige Oberin, eine würdige alte Dame, gestern zum ersten Male begegnet.

„Möge der Herr Ihren Eingang und Ihren Ausgang segnen," fügte sie hinzu, als ich mich über ihre Hand beugte, um sie zu küssen.

Die Anstalt, der ich jetzt angehöre, ist kein Diakonissen-Mutterhaus. Es befinden sich hier keine Novizen, oder wie die evangelische Kirche sagt: „Lehr- oder Probeschwestern". Das städtische Krankenhaus hat auch keine eigentliche Oberin, das hat nur ein Mutterhaus, sondern nur eine leitende Schwester, die man „Schwester-Oberin" nennt. Die Oberin eines Mutterhauses führt den Titel „Frau Oberin", die Oberin einer anderen Anstalt nicht, sie heisst einfach Schwester Oberin.

Alle hier arbeitenden Schwestern sind bereits eingesegnete Diakonissinnen. Ausserdem haben wir vier Johanniterinnen im Hause. Unsere älteste Schwester wird „Oberschwester" genannt. Sie ist älter, wie die Schwester Oberin, kann aber keine leitende Stellung einnehmen, weil ihre Schulbildung sie nicht berechtigt, das Examen abzulegen, das die verantwortliche Leiterin des Pflegepersonals einer grossen Anstalt zu bestehen hat. Es giebt ja auch ziemlich ungebildete Diakonissinnen aus niederen Ständen. Zu diesen gehört die Oberschwester Hedwig.

Digitized by Google

Wir haben hier im Hause sechs Stationen. Jede Station besteht aus einem Saale und mehreren Krankenzimmern. Für je zwanzig bis dreissig Kranke, die zusammen eine Station bilden, sind ein oder zwei Diakonissinnen angestellt. Junge unerfahrene Schwestern werden gewöhnlich einer älteren Stationsschwester als Gehülfinnen beigegeben. In dieser Weise bin auch ich eingestellt, als ein kleines Rad in dem grossen Räderwerk einer sehr exact arbeitenden Maschine. Man verlangt nichts anderes von mir, als dass ich meine Pflicht thue.

* * *

Im Menschenherzen muss doch so etwas wie das Bedürfniss nach einer Heimath wohnen. In meinem bisherigen Wirkungskreise habe ich niemals das Gefühl gehabt, mich in einer Heimath zu befinden, trotzdem fast alle Schwestern das Mutterhaus als eine solche ansehen.

Und doch, hier — in dieser fremden, ganz fremden Umgebung berührt es mich heimathlich, wenn ich Abends diese Blätter aus meinem Koffer nehme und darin lese.

In stillen Stunden, wenn ich ganz allein mit mir selbst war, wenn die Wahrheit gegen mich selbst mir ein Bedürfniss wurde — dann hab ich diese losen Blätter beschrieben.

Andere verschwatzen solche Stunden in sogenannten Herzensergüssen mit Freundinnen. Mir ist das nicht gegeben. Ich kann nur, was ich fühle, singen, oder was ich denke niederschreiben. Zuweilen von Zeit zu Zeit. — Diese Blätter, die meine Gedanken enthalten, sind meiner Seele eine Heimath geworden.

* * *

Wenn zwei Schwestern eine Station versehen, so bewohnen sie ein gemeinsames Schlafzimmer. Sehr oft kommt es allerdings nicht vor, dass sie sich gleichzeitig darin aufhalten, denn jede hat einige Nächte in der Woche zu wachen. Ich theile mein Zimmer mit Schwester Luise. Sie ist nur wenig älter wie ich, ist aber von Anfang an Pflegerin gewesen und versteht daher, den Anforderungen dieses Berufes zu genügen.

Mir wird vorläufig unverhältnissmässig viel Hausarbeit aufgepackt. Auch die Schwester-Köchin betrachtet mich als eine willkommene Helferin und beschäftigt mich, so oft wie sie glaubt, dass ich freie Zeit habe.

Mir selbst ist es im Grunde genommen gleichgültig, ob ich Erbsen verlese oder Instrumente putze oder auch Schuhe wichse. Diakonissenarbeit ist das ja alles.

Ich bin schon zufrieden, wenn mir ein wenig freie Zeit bleibt, um zu singen. In den acht Tagen, die ich bis jetzt hier bin, habe ich aber dazu noch keine Zeit finden können. Das fehlt mir. Es ist das einzige Entbehren, das ich mir überhaupt denken kann.

Mittags haben wir eine Stunde freie Zeit. Ich mag aber nicht gern unmittelbar nach dem Essen singen, so benutze ich diese Stunde meistens zum lesen.

Schwester Luise, die körperlich nicht sehr kräftig ist, ist immer ermüdet um diese Zeit. Sobald sie Mittags in unsere Stube kommt, legt sie sich nieder und schläft ein, so dass ich sie wecken muss, wenn die freie Zeit zu Ende ist. So geht es übrigens sehr vielen Schwestern. — Auf diese Weise habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, meine unmittelbare Gefährtin, deren Umgang für mich am nächsten liegen würde, kennen zu lernen.

In der Weihnachtswoche, wenn sie am meisten freie Zeit hat, nimmt Schwester Luise jedes Jahr ihre Bibel, fährt mit einer langen Nadel zwischen die Blätter und sucht sich einen Spruch.

Den so gefundenen Vers schreibt sie auf einen schmalen Papierstreifen. Das wiederholt sie 365 mal, rollt darauf jeden einzelnen Papierstreifen zu-

Digitized by Google

sammen, dass er etwa die Form eines Bleistiftes hat und steckt alle diese Rollen in eine Vase.

Jeden Morgen zieht sie nun das ganze Jahr hindurch einen Papierstreifen aus dem Behälter heraus und betrachtet dann den darauf geschriebenen Spruch gewissermassen als Motto des Tages.

Fast alle Diakonissinnen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, treiben eine ähnliche Tombala mit biblischen Sentenzen. Manche kaufen die mit Sprüchen bedruckten Papierstreifen auch fertig.

Ich habe das immer als eine müssige Spielerei angesehen und mich niemals daran betheiligt.

Jetzt legt mir Schwester Luise jeden Morgen ihren Spruch vor. Ich nehme also nun indirekt an dieser Sitte theil. —

Es giebt sehr schöne Sprüche in der Schrift, aber doch auch Stellen, die mindestens einen gleichgültigen Inhalt haben.

Freilich, als fromme Schwester habe ich eigentlich kein Recht zu solcher Kritik. Es ist doch eine eigene Sache um die menschliche Freiheit! —

* * *

Das war ein stilles beschauliches Dahinleben, das ich in der letzten Zeit geführt habe. Programmmässig war jede Stunde des Tages besetzt. Ein echtes rechtes Diakonissenleben. Ein Klosterleben vielleicht — — —

Nun aber ist ein Dämon gekommen und hat hohnlachend mit einem einzigen Faustschlage das ganze Gebäude unserer friedlichen Krankenhausordnung zerschmettert.

Der Tod! Ein Gott — — nein, ich kann in diesen Gräueln den Gott nicht finden, zu dem ich die Blöden beten lehrte.

Zwei Eisenbahnzüge sind aufeinandergefahren. Man bringt uns Verwundete, Tote, Sterbende ins Haus. Wir haben die Särge hingeschickt, um Leichentheile aufzunehmen. Diese Särge kommen nun zu uns zurück — kein einziger leer.

„Man möchte an Gottes Liebe verzagen, wenn man sieht, wie er das zulässt," sagte eine unserer Jüngsten, Schwester Henriette zu mir.

„Empfinden Sie Mitleid mit den Verunglückten?" fragte ich dagegen.

„Aber selbstverständlich, Schwester Minna, meine ganze Seele geht auf im Mitleid."

Ich konnte ihr nicht antworten.

Wenn ich gesagt hätte, dass ich kein Mitleid empfinde, so würde sie mich ja für ein Ungeheuer halten.

Mitleid ist ein Ausfluss der Liebe — schon Schwester Klara hat mir gesagt, dass es mir an Liebe gebricht. — Sollte auf mich das Wort der Schrift anzuwenden sein von dem tönenden Erz? —

Ich bin mir selbst noch nicht klar über das, was ich jetzt empfinde, aber mir ist es, als ob sich der Schleier, der uns die Geheimnisse des Jenseits verhüllt, ein wenig höbe diesem Sterben, diesem massenhaften hülflosen elenden Sterben gegenüber.

Was für ein wilder Jammer, was für ein Sich-wehren und -sträuben gegen den Tod sehe ich um mich her! Aber in dieser rasenden Verzweiflung der Menschen sieht man doch Wahrheit. — Keiner heuchelt, jeder zeigt sich, wie er in Wirklichkeit ist. Die Seelen vor mir sind nackt — ich kann sie studiren. Ich sehe, was der Mensch ist, und was an ihm ist. Im Sterben heuchelt auch nicht Einer. Jede Maske fällt.

Weiches, weisses Fleisch und darüber strömt das heisse rothe Blut hin, Knochensplitter starren aus den Todeswunden. Die Gehirnmasse dringt schleimig und hell aus gebrochenen Schädelspalten in meine Hand.

Die Augen der Sterbenden bohren sich in das Gesicht der über sie gebeugten Pflegerinnen und auf dem Grund all dieser Augen das letzte Geheimniss — — —

* * *

Digitized by Google

(Später denselben Tag.)

Man bringt ein Mädchen. Vielleicht tot —, vielleicht nur bewusstlos. Ich schneide ihr die Kleider, die sie trägt vom Körper herunter. Dabei fühle ich wohl, dass meine Scheere durch feine parfümirte Seide reisst; kostbare Spitzen hängen in Fetzen um den toten Körper herum.

Das feine weisse Handgelenk umschliesst ein schmaler Goldreif, mit grossen klaren Brillanten besetzt. Eine Brosche von Brillanten ist in das Fleisch der Kehle hineingetrieben und bildet dort eine blutunterlaufene Geschwulst. Ich löse die Brosche und die Zeugfetzen ab. Nun liegt der Körper nackt vor mir da.

Ich sehe, dass das Mädchen tot ist. Sie war jung, vielleicht so alt wie ich. Eine abgebrochene Eisen-Stange hat ihr den Leib aufgerissen.

Was für ein grauenhafter Anblick ist dieses im wildesten Schmerze erstarrte Gesicht! Die Augen sind aufgerissen und so verdreht, dass man fast nur das Weisse sieht. Unmöglich, sie zu schliessen, die Lider sind starr.

Auch der Mund steht offen. Ich schiebe ihr eine Rolle unter das Kinn. Eigentlich habe ich jetzt keine Zeit für die Toten. — Einmal festgestellt, dass sie tot ist — habe ich nichts mehr zu thun, als ein Tuch über die Leiche zu decken und mich den Lebenden zuzuwenden.

Es fällt Allen auf, dass die Toten, die diese Katostrophe uns zugeführt hat, nicht so gelb und grünlich aussehen, wie andere Leichen. Sie haben Alle etwas milchartig Weisses, das durch die Haut scheint.

Das ist chemisch kaum zu erklären, kommt aber oft vor bei Menschen, die unter dem Eindrucke eines grossen Schreckens gestorben sind, — denen gewissermassen plötzlich das Blut erstarrte.

Die meisten Verletzungen sind Schädelbrüche und abgequetschte Glieder. Auch einige Verbrennungen liegen vor. Da ist ein halber Körper — wahrscheinlich jemand vom Zugpersonal, der ist vom Dampfkessel überbrüht und mit einer dicken rothen Kruste bedeckt — vollständig aufgequollen — — — — Menschen — — —

* * *

Wir haben die ganze Nacht durch gearbeitet. Vierzig Tote liegen in einem grossen Saale. Davon sind sechs unter unseren Händen gestorben. Die Zahl der Leicht- und Schwer-Verwundeten steht noch nicht fest, da Viele in Privathäusern verpflegt werden.

Das ist nun eine Eisenbahnkatastrophe. Man macht viel Aufhebens davon.

Schwester Hedwig, die den Krieg 70 mitgemacht hat, zuckt still die Achseln darüber.

Was wollt ihr? Noch nicht hundert Opfer und gleich Hülfe zur Hand — bei Mars la tour waren es Tausende, und Viele verkamen, weil die Hülfe nicht ausreichte. Wenn man dabei war, wenn man das mit angesehn hat, kann man sich hier nicht aufregen."

Damit hat sie nun die Parole ausgegeben, dass man sich nicht aufregen soll. Man bemüht sich, ihrem Rathe zu folgen.

Geräuschlos arbeiten die Schwestern.

Ich kann noch nicht pflegen. So wurde mir die Aufgabe, den Operationssaal mit Hülfe von zwei Hausdienern zu reinigen und die Instrumente zu desinficiren und zu putzen. Ich betrete den Saal — — — — —

Ströme von Blut — — ein betäubender Geruch von Aether und Chloroform.

Ich stecke meinen Rock auf, nehme einen Scheuerbesen in die Hand, — weise den mir zur Hülfe beigegebenen Manne seine Arbeit an und arbeite — arbeite — — —

Gut, dass ich nicht Zeit habe zu träumen. — —

Es liegt mir wie ein körperlicher Druck im Halse, — auf der Brust, — ich bin fast einen Monat hier und habe noch keinen einzigen Ton gesungen.

Digitized by Google

Ich muss jetzt singen. All diese Erregung, diese schauernden Räthsel, die meine Seele erfüllen uud beengen, ringen nach aussen.

Es giebt nichts, wovon ich in Tönen nicht meine Seele zu befreien vermöchte, und wenn ich das nicht darf, so ist mir's, als müsst ich ersticken.

Aber singen — hier — in dieser Umgebung, in dieser verpesteten Luft, bei dieser Arbeit — — — — ich kann doch nicht riskiren, dass man mich für wahnsinnig hält.

So beiss' ich die Zähne zusammen, kniee auf der Diele nieder und wasche die Blutflecke aus den weissen Brettern. — — —

(Nachts.)

Ich muss irgend etwas anfangen, um diese wahnsinnige Aufregung los zu werden. Die Bilder des Todes folgen mir bis in meine Träume nach. Ich höre das Wimmern und Schreien der Amputirten, das alle Gänge des ganzen Hauses erfüllt. Wenn man den Kranken doch mehr Narkotika gäbe, dass sie wenigstens ruhig wären!

Aber unser Chefarzt ist grundsätzlich dagegen. „An den Schmerzen selbst sterben die Menschen nicht," sagt er.

Ganz recht. Wenn das Blut nicht fliessen kann und die Wunden desinfizirt werden, so sterben die Menschen nicht, mögen die Qualen noch so gross sein.

Schmerzen können ertragen werden.

Ja — er hat recht, sie werden ertragen, und wenn man kein Mitleid empfindet, so hat man auch gar keinen Grund, sich irgendwie aufzuregen, wenn das Schreien derjenigen, die da glauben sie hielten's nicht aus — durch die Nacht dringt.

Mitleid? — —

Nein, ich weiss und fühle, dass es kein Mitleid ist, das mich quält. Meine musikalischen Nerven leiden unter diesem Heulen und Stöhnen, unter diesen gellenden Frauenstimmen, unter diesem heiseren Wimmern der Männer und dem Weinen der Kinder.

Nur Musik kann die gestörte Harmonie meiner Nerven retten. Ich muss Musik haben — ich halt' es einfach nicht länger aus.

* * *

(Am folgenden Morgen.)

Ah — das war gut! Ich bin leise durch die langen halbdunklen Korridore geglitten, nach dem Betsaal. Da lagen die Toten. Alle Alle, aber ich konnte nicht anders, ich ging zwischen ihnen durch, suchte und fand den Schlüssel des Harmoniums und dann — — — dann hab' ich alles um mich her vergessen.

Leise, ganz leise habe ich erst den Psalm gespielt, nach dem meine Seele hungerte: „An den Wassern Babylons". Dann sang ich die Worte — — leise, leise, um niemand zu wecken. —

Aber mit halber Stimme kann ich nicht singen. Es dauerte nicht lange mit meiner Selbstbeherrschung. Fast ein Monat Entbehrung — das war zu viel. Die Lieder in meinem Herzen, die mussten heraus. Unsere Gesangbuchverse genügten mir nur kurze, ganz kurze Zeit. — Nächtliche Stille — ein Harmonium unter meinen Händen — kein lebender Mensch um mich her, die Versuchung war zu gross. Ich konnte nicht widerstehen.

Laut und jubelnd wie Orgelton schlug meine Stimme von den Wänden des Betsaals zurück, in den süssen weichen Melodieen von Pergoleses Stabat mater.

Ich hörte, wie Schwester Hedwig, die den Krieg mitgemacht hat, hinter mir eintrat.

Sie mochte sich vielleicht wundern über mein nächtliches Singen — hier unter all den Toten, aber sie blieb mitten im Saal stehen und schwieg. Ich war ihr dankbar und sang ruhig und sicher das Oratorium zu Ende.

Digitized by Google

Der die Anstalt leitende Professor erschien jetzt mit einer Lampe in der Hand.

„Um Gottes Willen, Schwester Minna, weshalb singen Sie denn, mitten in der Nacht — hier unter all diesen Toten? — — Ist Ihnen denn das nicht unangenehm?“

„Ich muss singen — entschuldigen Sie bitte, ich kann sonst all dies Schreckliche nicht aushalten.“

„Aber warum singen Sie denn nicht am Tage?“ fragte Schwester Hedwig.

„Ich weiss nicht.“

Der herzlose alte Mann, den alle Schmerzen seiner Kranken kalt lassen, trat plötzlich auf mich zu. Er drückte mir die Hände — warm wie ein Vater. In seinen Augen standen Thränen.

„Sie haben eine Künstlerseele, Schwester Minna“, sagte er — „gehn Sie hin und singen Sie vor den Lebenden, nicht vor den Toten. Es ist so viel Elend in der Welt. Wem es aber gegeben ist, durch seine Kunst die Menschen zu erfreuen, der sollte Andern das Elend überlassen. Sie sind hier nicht am rechten Ort, Schwester — werden Sie Künstlerin. Das heisst Künstlerin sind Sie ja. Ich meine nur — leben Sie Ihrer Kunst.“

„Das ist eine durchaus unchristliche Ansicht, Herr Geheimrath“ bemerkte Schwester Hedwig.

„Die Kunst ist ein Werkzeug des Teufels und zieht den Menschen vom Heil seiner Seele ab. Nur als fromme Schwester ist ein Mädchen mit einem so gefährlichen Talente sicher vor den Fängen des Satans.

Er geht um und sieht, welchen er verschlinge.“

Der alte Geheimrath wurde ordentlich heftig.

„Ach was, Oberschwester, jede Gans kann unseren Operationssaal scheuern, was ich diese gottbegnadete Künstlerin heute thun sah. Eine Sängerin ist zum Singen auf der Welt und nicht, um ihre Jugend hier bei uns zu vertrauern.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, Herr Geheimrath“, sagte ich entschiedenen Tons. „Im Uebrigen habe ich den Schwesternberuf freiwillig erwählt und fühle seit drei Jahren keine Neigung, ihn wieder aufzugeben.“

„Askese — Romantik — wahrscheinlich steckt ein gebrochenes Herzchen dahinter. Den Bengel, der das verschuldet hat, sollte doch gleich der Teufel lothweise holen“, brummte der alte Mann und entfernte sich wüthend.

Ich blieb mit Schwester Hedwig allein.

Sie begann beinahe zaghaft: „Hat wirklich eine irdische Liebe — —“

Ich lachte laut auf.

„Nein, Schwester Hedwig, nichts dergleichen. Ich habe niemals geliebt und werde nicht lieben. Sie haben an mir eine fromme Schwester wie jede Andere. Nur das bischen Gesang — das kommt zuweilen so über mich, ich kanns nicht lassen.“

„Nun wohl — so singen Sie, so oft Sie wollen, zur Ehre Gottes.“

Ich bedankte mich für die Erlaubniss. —

* * *

Die edle Oberschwester Hedwig hat mir den Auftrag ertheilt, die Corridorfenster im ersten Stockwerk zu putzen. Es geht doch nichts über eine mütterliche Fürsorge.

Sie hasst in mir die Künstlerin, ich fühle das wohl. Warum nur soll die Kunst der Kirche nicht dienen können? Wo etwas von Kunst ist, wittert der Protestantismus Gefahr. Trotzdem hat diese unkünstlerische Confession nun schon Jahrhunderte überdauert. Wie unkünstlerisch müssen die Menschen beanlagt sein, die unter dieser Flagge leben konnten und können!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

APHORISMEN

UEBER DIE

RASSENFRAGEN IN DER VÖLKERGESCHICHTE.

MIT ERLÄUTERUNG AN DEM MODERNEN BEISPIELE HAWAIIS UND BESONDERER NUTZANWENDUNG AUF DIE COLONIALPOLITIK.

VON

Dr. BENEDICT FRIEDLAENDER.

Vorbemerkung.

Wie die Ueberschrift besagt, dient die Skizze der Hawaiischen Zustände und Begebenheiten wesentlich nur als Illustration der allgemeinen Gesichtspunkte. Aus diesem und andern Gründen sollte daher der auf die Hawaiischen Inseln bezügliche Theil den Schluss des Ganzen bilden und die allgemeinen Betrachtungen an der ersten Stelle stehen. Aus verschiedenen Ursachen, namentlich aber wegen der augenblicklich sehr kritischen Gestaltung der Hawaiischen Angelegenheiten, die ein schnelles Erscheinen gerade des auf sie bezüglichen Abschnittes wünschenswerth macht, habe ich mich nach Vollendung des gesammten Manuskripts zu einer Umstellung der beiden Theile veranlasst gesehen. Ich bitte den Leser, dies freundlichst berücksichtigen zu wollen, obgleich die Verständlichkeit des Ganzen durch die angegebene Aenderung nicht wesentlich leiden dürfte.

I. Theil.

ERLÄUTERUNG DER RASSENFRAGEN AN DEM BEISPIELE DES HAWAIISCHEN ARCHIPELS; NEBST NUTZANWENDUNG AUF DIE COLONIALPOLITIK.

Eine Umgestaltung der gesammten Lebensverhältnisse, die in ihren letzten Gründen auf Rassenverschiedenheiten zurückzuführen ist, und die sich in andern Ländern über lange Zeiten und weite räumliche Ausdehnung zu erstrecken pflegte, hat sich auf den Hawaiischen Inseln in wenig mehr als

Digitized by Google

100 Jahren und auf einem Gebiete von der Grösse des Königreichs Sachsen vollzogen. Dieser Umstand, in Verbindung mit der grossen Mannichfaltigkeit der gegenwärtig dort lebenden Rassen macht die Geschichte jenes Inselreichs, das ich gegen Ende 1893 besucht habe, zu einem besonders lehrreichen Beispiele für die Wichtigkeit der Rassenunterschiede für das Völkerschicksal.

Es ist in der Regel sehr schwer, eine anschauliche Vorstellung und ein wirklich lebendiges Interesse für Länder zu erwecken, die von unsrer Heimath so weit entfernt und deren Verhältnisse dem grossen Publikum so unbekannt und gleichgültig sind, wie die Inseln des stillen Oceans. Allein, man bedenke, das practisch Hawaii kaum weiter von uns gegenwärtig entfernt sein dürfte, wie etwa Sicilien zur Zeit Göthes und dass die europäische Colonialpolitik auch das ihrige dazu beitragen muss, jene ferne Inselwelt unsrem Interesse näher zu rücken. So sind ja die Samoainseln, die aus allbekannten Gründen für die deutsche Colonialpolitik von Wichtigkeit sind, in vielen Beziehungen mit Hawaii zu vergleichen. Bei richtiger Abpassung der schnellsten Verbindungen ist Honolulu von Berlin aus über New-York und San Francisco in 21 bis 23 Tagen zu erreichen.

Der Hawaiische Archipel liegt ungefähr unter 19—22° n. B. und 155—160° w. L., etwa 2100 Seemeilen (zu 1,855 km) südwestlich von San Francisco; die Dampfer legen diese Strecke in etwa 7 Tagen zurück. Der ganze eigentliche Hawaii-Archipel, der 5 grössere und mehrere kleinere Inseln umfasst, und an den sich dann in grösserer Entfernung noch einige andere Inseln anschliessen, liegt also noch innerhalb der Tropenzone, aber an ihrem äussersten Nord-Rande, fast unter dem Wendekreise des Krebses. Auch in pflanzengeographischer Hinsicht ist das Land zwar durchaus tropisch, aber auch in dieser Beziehung, wie auch dem Klima nach, einigermassen gemässigt; es stellt die Nordgrenze der Verbreitung der Cocospalme, übrigens auch der polynesischen Menschenrasse dar; die mittlere Temperatur Honolulus beträgt im Januar 20°, im Juli 24° C. In den Wintermonaten giebt es eine Art von Regenzeit, die aber nur wenig markirt ist. Die Niederschläge sind nach der Passatwindseite und der entgegengesetzten Ueberwind- oder „Lee"-Seite sehr viel stärker unterschieden als nach den Jahreszeiten.

Der Hawaiische Archipel, einer der grössten und gegenwärtig durch seine Lage und seinen Handel auch einer der wichtigsten des stillen Ozeans, ist merkwürdig spät, nämlich erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, von Capitän Cook „entdeckt" worden;*) wann Hawaii von der polynesischen Rasse besiedelt wurde, kann nicht ganz genau festgestellt werden; doch nimmt man an, dass dies im 6. Jahrhundert nach Beginn unserer Zeitrechnung der Fall gewesen sei. Es ist erstaunlich, wie alle die zahllosen kleinen Land-Oasen in der ungeheuren Meereswüste des grossen Oceans von Lebewesen erreicht worden sind; auf fast allen bewohnbaren Inseln fanden sich nicht nur eigenartige Thier- und Pflanzenarten, sondern auch Menschen vor, als die ersten Weissen dorthin gelangten. Es hatte sich dort stellenweise eine Cultur entwickelt, die zwar in allen Beziehungen primitiv geblieben war, die aber wegen ihrer viele Jahrhunderte währenden, vollständigen Abgeschlossenheit von allen fremden Einwirkungen ein besonderes Interesse darbietet; oder, was Hawaii betrifft, vielmehr darbot; denn in der kurzen Spanne Zeit, die seit der Entdeckung verflossen ist, hat sich das Aussehen der Bevölkerung und des Landes ausserordentlich geändert, nämlich europäisirt oder vielmehr amerikanisirt.

Cook schätzte die Zahl der Bewohner der Hawaii-Gruppe auf etwa 400000; eine Zahl, die möglicherweise etwas zu hoch gegriffen sein mag, aber jedenfalls nicht allzusehr von der Wirklichkeit abweicht; wenn man aber auch nur 300000 gelten liesse, so könnte das an dem Urtheile über die hawaiischen Bevölkerungsverhältnisse wenig ändern. Nach Sprache und Aussehen bilden die Hawaiier mit den Bewohnern der Samoa-Inseln und denen

*) Eine viel frühere, spanische Entdeckung ist einigermassen fraglich; jedenfalls blieb sie ohne Folgen.

Digitized by Google

Neu-Seelands, den Maori, eine engere Gruppe; die Sprachverwandtschaft geht sogar so weit, dass ein gegenseitiges Verstehen einigermassen möglich sein soll.

Um Anfang unseres Jahrhunderts wurde der Archipel durch Kamehameha I. nach blutigen Kriegen politisch geeinigt, und wie es scheint, wirklich sehr verständig regirt. Allein bald machte sich der Einfluss der Weissen mehr und mehr geltend; durch Mission, Handel und durch die Anlegung von Zuckerrohrpflanzungen, die auch jetzt noch den weitaus wichtigsten Erwerbszweig darstellen, gewannen die Weissen, besonders Amerikaner, sehr bedeutende Eigenthumsinteressen; sie gewannen aber auch bald einen steigenden Einfluss auf die Regierung des Landes. Die Nachfolger Kamehamehas I. scheinen jenem grossen polynesischen Herrscher keineswegs ebenbürtig gewesen zu sein. Man stelle sich nun vor, was für eine Anziehungskraft ein polynesischer Königsthron auf Abenteurer aller Art ausüben muss; man bedenke ferner das Interesse der Weissen an dem Einfluss auf die Regierung des Landes; man veranschlage endlich die Unerfahrenheit, Arglosigkeit und Gutmüthigkeit der Eingeborenen und man wird sich wundern, dass sich der Kanaka-Königsstaat, wenigstens der Form nach, bis zum Januar 1893 halten konnte. Freilich sind die späteren Könige, besonders nach dem Aussterben der directen Kamehameha-Dynastie, schon halb und halb Creaturen der Weissen gewesen, so namentlich auch der durch seine Auslandsreisen bekannter gewordene Kalakaua, der übrigens allem Anschein nach neben manchen Fehlern auch entschieden gute Eigenschaften gehabt haben muss. Allein, es ist hier nicht möglich, eine ganze Geschichte des Landes zu schreiben, und wir müssen uns begnügen, die Bevölkerungsstatistik der letzten Jahrzehnte nach zuverlässigen Quellen zu reproduciren und einen Blick auf die Ereignisse der letzten Jahre zu werfen.

Nach einer Zusammenstellung des Herrn Marques (in dessen lesenswerther Schrift: „The Population of the Hawaiian Islands. Is the Hawaiian a Doomed Race?“ Honolulu, Hawaii Holomua Print, 1894) gab es auf der Hawaii-Gruppe:

Im Jahre	1872.	1890.
Eingeborene	49,044	34,436
Halbbraune	2,487	6,186
In Hawaii geborene Ausländer	849	7,495
Japaner	0	12,360
Chinesen	1,938	15,301
Portugiesen	395	8,602
Andre Ausländer	2,184	5,610
Gesammtbevölkerung	56,897	89,990
Die als „andere Ausländer“ bezeichneten vertheilen sich wie folgt:		
Amerikaner	889	1,928
Engländer	619	1.344
Deutsche	224	1,034
Norweger	0	227
Franzosen	88	70
(Fremde) Polynesier	0	588
Andere Fremde	364	419

Die Thatsache, die am meisten auffällt, ist die ungeheure Abnahme der einheimischen Bevölkerung seit Cooks Zeiten; allerdings scheint sie gerade in den letzten Jahren schwächer geworden zu sein, namentlich in gewissen Districten, in denen der Einfluss der Weissen geringer ist, und, was von entscheidender Wichtigkeit sein dürfte, die Aneignung des Landes auf Schwierigkeiten stösst.

Ferner ist der Umstand von Wichtigkeit, dass die Anzahl der Mischlinge in stetem Steigen begriffen ist.

Hieran können wir am besten eine kurze Kennzeichnung der Eingeborenen, der Hawaii-Kanaka anknüpfen. Wie alle echten Polynesier sind

Digitized by Google

sie von brauner Hautfarbe, schlichtem oder doch nur gewelltem, aber niemals krausem, schwarzem Haare und dunklen Augen. Nach einer Durchschnittsschätzung sind die Männer, aber nicht die Frauen, eher grösser als der Durchschnitt der Europäer und auffallend kräftig und gut gebaut. Die physische Tüchtigkeit des einzelnen Hawaiiers ist so gross, wie die Widerstandskraft der ganzen Rasse gering zu sein scheint. Vortreffliche Schwimmer und Bootsleute sind sie geblieben und ausgezeichnete Reiter nach Einführung der Pferde geworden, während die verschiedenen Arten von nationalem Sport, wie sie in früheren Zeiten üblich waren, fast ganz abgekommen sind. Für unsern Geschmack sehen die Kanaka zwar im ersten Augenblick etwas fremd aus; die Gesichtsbildung weicht von der europäischen, besonders wegen der etwas platten Nase, ab, wenn auch lange nicht so stark, wie etwa die der Neger; ja, der Unterschied zwischen Europäern und Polynesiern ist entschieden weit geringer, wie der zwischen den Polynesiern und den Negern. Aber sehr bald gewöhnt man sich an die Eigenthümlichkeiten der Physionomie, wie an die braune Hautfarbe und findet dann eine grosse Anzahl von Menschen, die auch nach unsern Begriffen hübsch oder sogar schön zu nennen sind. In der That, man gewinnt bald den Eindruck, als ob sich die ganze Rasse nicht gar sehr von den Ariern unterscheide, und dass, wie manche annehmen, thatsächlich die Polynesier mit den Ariern blutsverwandt seien.

Doch kann und brauche ich auf diese Dinge hier nicht näher einzugehen; es genüge, auf die begeisterten Schilderungen mancher der früheren Besucher, wie beispielsweise Chamissos hinzuweisen. Aber wie würde Chamisso erstaunen, wenn er jetzt einen Blick auf jenes Land und seine Bewohner werfen könnte! Die Vorhersagung, dass das Christenthum niemals auf jene heiteren, lebensfrohen Naturkinder Einfluss gewinnen könnte, hat sich nicht nur nicht bestätigt, sondern man kann sagen, dass gerade das Christenthum, oder wenn nicht dieses, so doch seine Träger, mehr als alles andere dazu beigetragen haben, die Kraft der hawaiischen Rasse zu untergraben. Ich werde später zur Begründung dieses Urtheils Thatsachen reden lassen, deren Wucht sich auch der Widerstrebende nicht entziehen kann.

Ueber die Intelligenz einer Rasse zu urtheilen, ist ein missliches Beginnen; der Stand der Cultur, den die Kanaken während ihres isolirten Daseins thatsächlich erreicht haben, ist hierfür kein Maass; wie lange sind denn die Arier Barbaren in des Wortes verwegenster Bedeutung geblieben, ehe sie zu einer Art eigentlicher Cultur gelangten? Wer vermag zu sagen, ob nicht die Südseeinsulaner schliesslich auch etwas der Art hervorgebracht haben würden, wenn sie nicht in ihrer Völkerkindheit von einer gereifteren Rasse ausgerottet würden? Wird man aber ein Volk unintelligent nennen wollen, das ohne Sextanten und ohne Chronometer auf selbstgefertigten Fahrzeugen eine Art regelmässiger Verbindung zwischen Inselgruppen aufrecht erhalten hat, die auch jetzt noch 7—8 Dampfertagereisen von einander entfernt sind?*) Ueber Strecken, auf denen die geringste Abweichung vom richtigen Curse es verhindern musste, dass das erstrebte Land auch nur in Sichtweite kommen konnte?

Der letzte männliche nationale Herrscher Hawaiis, Kalakaua**), hat sich das Verdienst erworben, eine grosse Anzahl der nationalen Sagen in einem stattlichen Bande zu sammeln.

Wie ein Hauch homerischer Dichtung und homerischen Zeitalters muthen uns diese Nachklänge der primitiven Cultur und die Poesie eines Volkes an, das in der Concurrenz mit dem christlichen money-making Amerikaner zu Grunde

*) Vergl. z. B. Papers of the Hawaiian Historical Society, No. 5, the long Voyages of the ancient Hawaiians. (Vortrag von Mr. Emerson) Honolulu, Hawaiian Gazette Company.

**) The Legends and Myths of Hawaii. The Fables and Folk-Lore of a Strange People. By His Hawaiian Majesty Kalakaua. Edited and with an Introduction by Hon. R. M. Daggett. — New-York, Charles S. Webster & Co. 1888.

Digitized by Google

geht. — Irgend eine Schrift oder Schriftsurrogat hat es in dem alten Hawaii nicht gegeben; erst durch die Missionäre wurde das Hawaiische eine Schriftsprache, in der nicht nur die Bibel, sondern auch einiges andere, namentlich Zeitungen, gedruckt wurde und wird. Die Zahl der Analphabeten unter den Hawaii-Kanaka möchte sehr gering sein und viele können ausser ihrer Muttersprache auch etwas, oft sogar geläufig, englisch. Es giebt braune Lehrer und Advokaten. Besonderes Talent sollen sie auch als Parlamentsredner entwickelt haben; ebenso ist ihre Begabung für Musik hervorzuheben. Eine ganze Anzahl von Kanakenliedern, von dem Deutschen C. Berger angeblich nur arrangirt, ist nicht übel; doch habe ich trotz Nachfragens nicht erfahren können, wie viel davon wirklich rein kanakischen Ursprungs ist.

Nach allem glaube ich nicht, dass die natürliche Intelligenz im ganzen betrachtet, bei den Hawaiiern geringer sei als bei den Weissen; aber allerdings ist das mit gewissen und leider ausschlaggebenden einzelnen Geistesgaben besonderer Art sicherlich der Fall. Ich meine die geschäftliche Tüchtigkeit und die politische Regsamkeit.

Wenn sie nicht in ersterer Beziehung hinter den Weissen im allgemeinen und den Amerikanern im besonderen zurückständen, so hätten sie nicht die werthvollsten Theile ihres nationalen Grund und Bodens in das Eigenthum der Weissen übergehen lassen, und wenn sie in der letzteren Beziehung weiser gewesen wären, so hätten sie niemals den Weissen einen so weit gehenden Einfluss auf ihre Regierung verstattet, sondern diese mit berechtigtem Argwohn und Eifersucht als ihre allereigenste Angelegenheit angesehen und behandelt. Vor allen Dingen wäre es dann aber nicht so bald zu der letzten Katastrophe gekommen, die auch die äussere Form einer nationalen Regierung fortfegte, die Aneignung des Landes durch die Weissen in grossem Maassstabe zur Folge hatte (und noch haben wird) und an die Stelle des Hawaiischen Königsthrons eine sogenannte Republik einführte, deren Wesen in einer Art von Oligarchie der Reichen und sozusagen Adligen, im ganzen 2—3% der Gesammtbevölkerung, besteht.

Der Ursprung und die Naturgeschichte der weissen Familien, wie auch die allgemeinen gesellschaftlichen Zustände unter den Weissen auf Hawaii wären jedenfalls ein recht interessantes Kapitel; allein, hierüber könnte nur derjenige authentischen Aufschluss ertheilen, der seit Jahrzehnten dort ansässig wäre und einen ausgedehnten Bekanntenkreis hätte. Was sich aber auch bei kürzerem Aufenthalt als ganz unzweifelhaft herausstellt, ist das Zutreffen des schon bei Skizzirung der amerikanischen Bevölkerungszustände*) erwähnten Umstandes, dass nämlich die Gaunerdichtigkeit grösser als in Europa ist. Aber man wird hier wohl noch einen weiteren Gradunterschied machen müssen; hat doch eine sozusagen zweimalige Siebung stattgefunden, die erste bei Ueberschreitung des atlantischen und die zweite bei Ueberschreitung des stillen Oceans! Der stille Ocean und seine Inselwelt ist auch heute noch einer der Lieblingsjagdgründe von Abenteurern verschiedener Art. Viele von ihnen sind wohl im Grunde genommen ganz harmlose Leutchen, die eben in ihrer Weise dem Lebenserwerb und dem Geldmachen nachgehen. Ein „Ingenieur", der Eingeborenen die Tanzkünste der civilisirten Welt beibrachte, und gelegentlich auch Geld oder Geldeswerth borgte, ohne zwischen Geschenk und Darlehen eine scharfe Grenze zu ziehen, — möchte unter die Kategorie der harmlosen gehören. Ein gefährlicherer Mensch sollte nach den cursirenden Gerüchten ein Herr sein, der, aus Canada gebürtig, sich dadurch auf dem Dampfer bemerklich machte, dass er selbst an Bord eine Garderobe von collossalem Umfange aufgestapelt haben musste; er erschien, von dem immer martialischen Schnurrbart abgesehen, in den wechselndsten Kleidungen und ich vermuthe, dass er für jeden Breitengrad einen besonderen Anzug bereit hatte. Auf der Fahrt von Honolulu nach San Francisco verwandelte er sich stufenweise vom tropischen Weiss bis zum Schwarz der gemässigten Zone.

*) Vergl. die Vorbemerkung.

Digitized by Google

Das ist nun freilich eine Kleinigkeit und eine Aeusserlichkeit, die manchem vielleicht gar nicht erwähnenswerth vorkommen mag; allein sie ist denn doch charakteristisch, wie überhaupt die in Honolulu unter den Weissen vorherrschende Neigung zu äusserer Eleganz. Sie entspringt wohl dort, wie grossentheils auch anderswo, aus dem Bestreben, die innere Leere durch äusseren Plunder zu verdecken. Der bekannte Satz „Kleider machen Leute" gilt in solchen Gegenden in noch viel höherem Grade wie sonst wo, und ich würde jeden, der in der Südsee nach Abenteurer-Art sein Glück suchen will, sehr entschieden warnen, die angeführte Kleider-Regel zu missachten. Aber auch andere Reisende mögen sich durch ein „anständiges Aeussere" nicht täuschen lassen und nicht allzu überrascht sein, wenn sie gelegentlich sehen, wie sich aus der eleganten Hülle nicht etwa ein eleganter Lump, sondern mitunter auch ein ganz echter Rowdy entpuppt. Natürlich darf man mich hier nicht missverstehen; diese Elemente haben glücklicherweise selbst unter den Weissen des stillen Oceans die entschiedene Minorität; aber ihre Zahl ist eben verhältnissmässig doch merklich grösser, als bei uns; wie das ja auch aus inneren Gründen verständlich ist.

Endlich darf auch die Rolle des allgegenwärtigen Alkohols nicht ganz vergessen werden; sie ist gar nicht unbedeutend, wenn auch, (nach amerikanischer Manier) heimlich und verborgen. Ich will darüber aber keine Worte verlieren; kann man doch die ganze Erdoberfläche nach der herrschenden Ansicht in drei grosse Zonen eintheilen; in der einen muss man trinken, weil es zu kalt ist, in der zweiten bekanntlich wegen der Unbeständigkeit und Nässe des Klimas, in der dritten aber wegen der Hitze; zu letzteren Gegenden gehören natürlich die Hawaiischen Inseln; wenn man, was ich rathen würde, für diese nicht etwa lieber die allzugrosse Gleichmässigkeit als Grund für den Schnapsgebrauch heranziehen wollte; man könnte vielleicht sagen, dass dem ewigen Einerlei durch die angenehme Abwechslung zwischen den verschiedenen Graden der Nüchternheit und des entgegengesetzten Zustandes zweckmässig abgeholfen werden müsse.

Der Leser wird sich vielleicht schon gewundert haben, dass bisher nur von den Weissen und den Kanaka, aber nicht von den andern in unsrer Tabelle angeführten Rassen die Rede gewesen ist. Es hat das darin seinen Grund, dass von diesen wirklich bisher viel weniger namentlich in politischer Beziehung auszusagen ist, als von den ursprünglichen Herren des Landes und von dessen Aneignern. Doch muss die sociale Stellung der anderen Rassen wenigstens mit einigen Worten gekennzeichnet werden. Die Chinesen leben, wie überall wo sie hinkommen, von den übrigen Bevölkerungselementen fast vollkommen getrennt; nur mit den Kanaka lassen sie sich einigermassen ein, sie erlernen meistentheils sehr bald deren Sprache und haben auch eine immerhin erwähnenswerthe Zahl von sehr gut aussehenden Mischlingen mit ihnen erzeugt. Selbstverständlich giebt es in Honolulu eine chinesische Zeitung, wie auch ein chinesisches Theater, und ebenso selbstverständlich wohnt die Mehrzahl der Chinesen in einem besonderen Viertel, das, wie alle auswärtigen Chinesenviertel, ein Stückchen exportirtes China in fast jeder Beziehung ist; die Chinesen machen es nämlich ganz ähnlich, wie ja auch die Europäer; sie behalten ihre Sitten bei und denken gar nicht daran, diejenigen der europäischen oder andrer Barbaren anzunehmen; ja, ich glaube, dass eher ein Weisser, als ein Chinese in der Südsee sein Leben gänzlich nach Kanakensitte einrichten würde. Die Chinesen sind, wie überall, stark unter den Personen vertreten, die sich mit persönlichen und häuslichen Dienstleistungen abgeben, wie Kellnern, Köchen und Stewarts auf Dampfern. Ausschliesslich oder fast ausschliesslich haben sie das Hotelwesen oder dessen ganz erträgliches Surrogat in den kleineren und entlegeneren Orten der Inseln in Besitz, in denen es keine europäischen Etablissements der Art giebt. Die Chinesen üben ferner allerlei Handwerk aus, meist gut und billig. Sie stellen aber auch ein recht bedeutendes Contingent zu den Kaufleuten und manche von ihnen gelten für sehr vermögend.

Digitized by Google

Die Japaner sind sehr viel verachteter, als die Chinesen, im Gegensatz zu dem was man hier darüber vermuthen würde. Es liegt das wohl daran, dass die auf Hawaii lebenden Japaner fast sämmtlich aus den niedersten Ständen ihrer eigenen Heimath hervorgegangen sind, und auf den Inseln als „Contractarbeiter" Sklaven auf Zeit sind und als solche namentlich auch gesetzlich zur Arbeit gezwungen werden können, bis sie ihre „Schulden" abgearbeitet haben. Sie sollen mitunter nicht besonders gut behandelt werden und haben praktisch keinerlei politische Rechte. Vielleicht schafft Japan, dass sich ja auch militärisch zusehends zu einer europäisirten Grossmacht umwandelt, auch hier eine Aenderung. Japan hätte natürlich mindestens das gleiche Recht (oder Unrecht) wie die Amerikanische Union, die Inseln zu annektiren. Die Ankunft japanischer Kriegsschiffe im Hafen von Honolulu wurde auch immer mit einigem Misstrauen betrachtet.

Eine sehr wichtige Rolle werden vielleicht dereinst die erst kürzlich namentlich von den Azoren anfangs als Arbeiter eingeführten, meist stark rassengemischten*) Portugiesen spielen. Sie sind nicht nur arbeitsam, und vielfach schon kleine Grundbesitzer oder Pächter, sondern zeichnen sich auch besonders durch ihre offenkundige, grosse Fruchtbarkeit aus. Eigenartig ist ferner die Rolle, die ihnen von den amerikanischen Usurpatoren zugewiesen wurde; (besonders den ziemlich zahlreichen Portugiesen, die hinter der eigentlichen Stadt Honolulu, in der Richtung nach dem „Punschbowle" genannten alten Krater wohnen.) Während man sonst nämlich den Waffenbesitz registrirte oder sonstwie minder gefährlich zu machen suchte, ja sogar harmlosen Reisenden das Gepäck nach Schusswaffen, Revolver nicht ausgenommen (!) durchsucht, und diese in Anbetracht der eigenen Gewissensbeschaffenheit einstweilen beschlagnahmt, hat man die Portugiesen, als eine Art von Reserve, absichtlich mit geeigneten Gewehren bewaffnet; es scheint so, als ob diese Portugiesen überhaupt alles mögliche thun und sehr vielseitig brauchbar sind. Eine natürliche Zuneigung zu den Amerikanern werden sie aber kaum haben, und wenn es je dazu kommen sollte, dass ein gehörig organisirter Aufstand gegen die herrschende Oligarchie ausbricht, bevor die Annexion durchgesetzt und damit natürlich die Unabhängigkeit der Inseln für immer begraben und ihr Schicksal besiegelt wäre (— was leider der wahrscheinlichste Ausgang ist —), so würde ich mich an Stelle der Missionärsclique doch nicht so unbedingt auf die Zuverlässigkeit der Portugiesen verlassen.

Jedenfalls ist es eine ganz handgreifliche Thatsache, dass erstens die verschiedenen Rassen, von den angegebenen Ausnahmen (Weisse-Kanaka; Chinesen-Kanaka) abgesehen, fast nur unter sich verkehren, das ferner ihre sociale Stellung durchaus verschieden ist, und dass die Weissen, und unter ihnen wieder vorzugsweise die Amerikaner, die Herrschaft haben, trotz ihrer grossen Minderzahl; eine Herrschaft, die auch durch die „republikanischen" Verfassungsparagraphen gewährleistet ist.

Die vorher erwähnten Reichen und gewissermassen Adligen sind nun keine andern, als die Kinder und Enkel der — Missionäre. Der Import der Religion der entsagenden Menschenliebe hat sich gerade in Hawaii als ein ausserordentlich einträgliches Geschäft erwiesen. Man wird mich hier vielleicht nach Beweisen für diese Behauptung fragen; ich könnte ja auch einige Namen nennen; aber wie sollte denn ein denkbar möglicher Beweis für eine solche Thatsache aussehen? Die Namen thun ja nichts zur Sache; wer hätte auch an solchen namenlosen Namen hierzulande ein Interesse? Es genügt, zu sagen, dass ich hier nur ein Factum mittheile, dass in Hawaii so vollkommen notorisch ist, wie bei uns meinetwegen, dass der 70/71 er Krieg Deutschlands gegen Frankreich und nicht gegen Russland gerichtet war. Ist

*) Daher kommt es auch sicherlich, dass das Kanaka-Wort „haole" (sprich ähnlich wie haule), worunter Engländer, Deutsche u. s. w. verstanden werden, nicht auf die Portugiesen angewandt wird. Auch in unserer Bevölkerungsstatistik sind sie von den eigentlich „Weissen" getrennt.

Digitized by Google

doch jener Ausdruck „verfl . . . . . Missionär eine Redeweise, die jeder Besucher Hawaiis sicher in den ersten Tagen seines Aufenthalts hören wird. Schon Kalakaua äussert sich im Jahre 1887, also geraume Zeit vor der Schlusskatastrophe, zwar etwas diplomatisch, aber deutlich genug in der Einleitung (Seite 29) seines angeführten Sagen-Werkes: . . . „In Zwischenräumen kamen andere Missionär-Gesellschaften und fanden das Feld gleich einträglich (profitable) für ihre Sache wie für ihre Person. Sie erwarben Grundbesitz in ihrer neuen Heimath, controllirten in den folgenden 50 oder mehr Jahren die Regierung und ihre Kinder gehören gegenwärtig zu den wohlhabendsten Einwohnern der Inselgruppe. Ich sage das nicht mit der Absicht, die Verdienste der alten Missionäre in Hawaii zu verkleinern, sondern nur um zu zeigen, dass alle Gebiete der Missionsthätigkeit für eifrige und weitschauende Arbeiter auch finanziell nicht unergiebig waren."

Ich brauche mich nicht ausdrücklich dagegen zu verwahren, als ob ich etwa alle Missionsthätigkeit unter den sogenannten Wilden auf raubegoistische Motive zurückführen wollte; erstens sind die „d — missionaries" in Hawaii nicht eigentlich diese selbst, sondern vielmehr deren Söhne und Enkel; daher das hawaiische Schimpfwort: „son of a missionary". Zweitens aber wäre es überhaupt ungerecht, von den Vertretern irgend einer Berufsart unter den Nordamerikanern ohne weiteres auf die Vertreter desselben Berufes bei anderen Völkern zu schliessen; ist es doch sogar gerade in Hawaii selbst und in Bezug auf die hawaiischen Missionsapostel ausgesprochen worden, dass es um Land und Leute besser stehen würde, wenn sich nicht die amerikanischen, sondern andere Missionäre des Seelenheiles der Hawaiier angenommen hätten.

Schon am Schlusse der Einleitung des mehrfach erwähnten Sagenwerks des Königs Kalakaua heisst es (1887):

„Bei allen Anzeichen von Wohlstand und Fortschritt ist es nur zu augenscheinlich, dass die Eingeborenen fortwährend an Zahl abnehmen und schrittweise den Halt auf dem schönen Lande ihrer Väter verlieren. In einem Jahrhundert schmolzen sie von vierhunderttausend gesunden, glücklichen Naturkindern ohne Sorge und ohne Mangel zu wenig mehr als einem Zehntel dieser Zahl landloser und hoffnungsloser Opfer der Verführungen und Laster der Civilisation zusammen . . . . Von Jahr zu Jahr werden ihrer Spuren auf dem Sand ihrer riffumgürteten Gestade weniger werden, ihr Gesang unter den Cocospalmen schwächer erschallen, bis schliesslich ihre Stimmen für immer verstummen werden. Und dann, wenn nicht früher — keine Menschenmacht kann das hindern — werden die Hawaiischen Inseln mit dem Nachhall ihrer Gesänge und ihren lieblichen grünen Gefilden in das politische System der grossen Republik eingehen, dem sie durch ihre Handelsbeziehungen bereits angehören." — — —

Aber das hätte wohl damals noch Niemand geahnt, das schon 6 Jahre später der nationale Thron den Intriguen und der Unersättlichkeit der Amerikaner zum Opfer fallen und im Frühjahr 1894 zu San Francisco zur allgemeinen Begaffung ausgestellt werden würde; denn wirklich hat die hawaiische Yankee-Regierung es für geschmackvoll gehalten, den hawaiischen, frisch geplünderten Thron im eigentlichen Sinne des Worts, sammt den nationalen hawaiischen Insignien, als Curiosität nach San Francisco zu schicken, wo ich ihn mit eignen Augen zu sehen bekam. Ja, eines der Regierungsmitglieder, ich glaube ein „missionary", meinte scherzhaft, „die Königin müsse sich nach San Francisco bemühen, wenn sie wieder auf den Thron wolle." Das nennt man — Culturmission.

Die politische Endkatastrophe, deren wahre Beschaffenheit in Europa noch so gut wie unbekannt ist, bestand in dem Sturze der einheimischen Königin Liliuokalani am 17. Januar 1893, auf den Tag genau 115 Jahre, nachdem Cook zum ersten Male in der Kealakeakua-Bai Anker warf. Die Königin, die, abgesehen von den offenbaren Verläumdungen übel interessirter Personen allgemein für eine recht gebildete Dame gilt, hatte sich zu jener kritischen Zeit anscheinend infolge gut gemeinter aber voreiliger und unkluger

Digitized by Google

Agitationen national-hawaiischer Kreise dazu verstanden, leichtsinnig mit dem Gedanken eines Staatsstreiches, nämlich einer selbstherrlichen Aenderung der Constitution ohne die verfassungsmässige Mitwirkung des Parlaments an die Oeffentlichkeit zu wagen. Ganz öffentlich ist die Sache freilich nie gewesen; namentlich ist es unbekannt, in welcher Richtung sich eigentlich jene politische Aenderung bewegen sollte: jedenfalls muss man annehmen, dass die Absicht bestand, den Einfluss der Weissen zu Gunsten der Eingeborenen ein wenig einzudämmen. Es ist einigermassen wahrscheinlich, dass es sich um nicht mehr und nicht weniger handelte, als denjenigen weissen Einwohnern, die das Bürgerrecht ihres Mutterlandes behalten hatten, die politischen Rechte zu kürzen, besonders das Wahlrecht zu nehmen: man muss nämlich wissen, dass in dieser Beziehung ganz idyllische Zustände herrschten, indem man hawaiischer Bürger sein konnte, ohne so das amerikanische Bürgerrecht zu verlieren! Eine Naivität, die sich nur aus der politischen Unreife und Sorglosigkeit eines kindlichen Volkes begreifen lässt: sonst hätten sie den Weissen das Wahlrecht in grösserem Umfange überhaupt niemals einräumen können. Wie sich aber auch die Sache verhalten mag, und was auch die Pläne der Königin gewesen sein mögen, so viel steht fest, dass nach dem Ausbruch einer allgemeinen Beunruhigung namentlich der weissen Kreise die Königin feierlich erklärte, dass sie für jetzt und für immer auf die verfassungswidrige Aenderung des hawaiischen Staatsgesetzes verzichte, vielmehr alle Aenderungen nur auf gesetzlichem Wege einzuführen versuchen werde. Aber es war zu spät: nicht nur zu spät, den Eingeborenen in ihrem eigenen Lande zu erneutem Einflusse zu verhelfen, sondern auch zu spät, den Thron und damit die nationale Leitung der Politik des Landes zu retten. Auch war in der That der Zeitpunkt für einen Staatsstreich (dessen innere, wenn auch nicht gesetzliche Berechtigung sehr wohl zugestanden werden kann), herzlich schlecht gewählt. Das öffentliche „Sicherheitscomitee", das sich zur Zeit der höchsten Erregung der Weissen gebildet hatte, hatte sich nämlich mit dem Vertreter der amerikanischen Republik ins Einvernehmen gesetzt, der dann die Truppen eines amerikanischen Kriegsschiffes landen liess; und so erklärte sich besagtes, wesentlich aus „Missionärs-Söhnen" und derem Anhange bestehendes Comitee als „provisorische Regierung" und die Königin, sowie deren ergebene Minister für abgesetzt (17. Jan. 1893). Der Vorsicht wegen hatte man, wie gesagt, zu diesem „revolutionären" Acte doch lieber die Truppen des amerikanischen Kriegsschiffs gelandet, und die eigentliche Staatsaction, d. h. vor allem die Besitzergreifung des Regierungszubehörs etc., unter dem Schutze der amerikanischen Truppen vorgenommen. Die Königin wich der Gewalt ohne Versuch irgend welchen Widerstandes, unter einem sehr sachgemäss gehaltenen, feierlichen Proteste und Berufung auf die Gerechtigkeit (!) der grossen Republik und deren Präsidenten Cleveland, von dem sie, wie sie sagte, ihre Wiedereinsetzung deswegen erwartete, weil sie nur der Uebermacht amerikanischer Truppen gewichen sei.*) Der ganze Vor-

*) Die Erklärung der Königin lautet in wörtlicher Uebersetzung:

„Ich, **Liliuokalani**, Königin von Gottes Gnaden und nach der Verfassung des Hawaiischen Königreiches, protestire hiermit feierlich gegen alle Acte, die gegen mich und die verfassungsmässige Regierung von gewissen Personen ausgeführt worden sind, die behaupten, eine provisorische Regierung in und für dieses Königreich etablirt zu haben.

Dass ich der Uebermacht der Vereinigten Staaten von Amerika weiche, dessen bevollmächtigter Vertreter, Seine Excellenz John L. Stevens, Truppen der Vereinigten Staaten in Honolulu landen liess und die genannte provisorische Regierung stützen zu wollen erklärte.

Um nun einen Zusammenstoss der bewaffneten Mächte und den möglichen Verlust von Menschenleben zu vermeiden, übergebe ich meine gesetzliche Macht, unter diesem Proteste und dem angegebenen Zwange, bis zu der Zeit, wo die Regierung der Vereinigten Staaten nach Kenntnisnahme der Thatsachen die Handlung ihres Ver-

Digitized by Google

gang erscheint schier unglaublich; und er war auch wirklich nur bei jener ganz eigenartigen Sachlage möglich. Eine Monarchie, die sich von weniger als 3% der Bevölkerung gegen die entschiedene Neigung des ganzen Restes derselben vergewaltigen lässt! Eine Regierung, die auf die „Gerechtigkeit" Amerikas vertraut! — Allein man bedenke, dass sich in der Hauptstadt Honolulu nicht nur der Einfluss der Weissen und speciell der Yankees, sondern auch der ganze Regierungsapparat concentrirt; dass bis zur Insel Hawaii, die um vieles grösser ist, und auf der die Braunen noch die gewaltige Majorität haben, eine reichliche Tagesreise ist und keine telegraphische Verbindung zwischen den Inseln besteht; man bedenke auch, dass die an Land gebrachten amerikanischen Marinetruppen, nachdem die dreiste Verletzung des Völkerrechts einmal begonnen war, sie auch zweifellos durch wirkliche Anwendung von Gewalt anstatt der blossen Drohung nöthigenfalls gekrönt haben würden; und dass sich die Königin, in ihrem uns so kindlich erscheinenden Vertrauen auf die Gerechtigkeit der amerikanischen Regierung, nicht einmal in dem Grade getäuscht hatte, wie das im allgemeinen zu erwarten gewesen wäre. Wenigstens hat sich der gegenwärtige Präsident der Union, Cleveland, in der hawaiischen Angelegenheit anfangs ausserordentlich correct benommen; wofür er dann freilich einen Sturm von Entrüstung bei der Majorität der Presse einerntete und sich sagen lassen musste, dass sein Verhalten in jener Sache „unamerikanisch" gewesen sei. Wir constatiren hingegen, dass sich Cleveland hierbei wie ein edler und gerecht denkender Charakter benommen hat, und überlassen es billigerweise der Presse seines Landes, zu entscheiden, ob ein solches Verhalten den Gepflogenheiten amerikanischer Politik entspricht oder nicht. Cleveland, dem die Annexion der Inseln von dem sogenannten „Provisional Government" förmlich angeboten worden war, schickte nämlich einen ausserordentlichen Gesandten nach Honolulu, (Blount) liess sich von diesem als Unparteiischen über den Verlauf der Dinge berichten, lehnte die ihm von der hawaiischen, sogenannten provisorischen Regierung angebotene Annexion der Inseln nicht nur ab, sondern forderte vielmehr auch jene Herren auf, zurückzutreten und die legale Regierung, das heisst die Königin Liliuokalani wieder einzusetzen. Mehr zu thun, als eine solche selbstverständlich wirkungslose Aufforderung an die Usurpatoren zu richten, verbot ihm die amerikanische Verfassung. So kam zwar die Annexion bisher nicht zu Stande, die Wiedereinsetzung der Königin aber ebensowenig; vielmehr blieb die Missionärs-Oligarchie am Ruder, obgleich sie infolge des ablehnenden Verhaltens von Cleveland auch formell arg hineingerathen war; sie hatte sich nämlich ausdrücklich als nur „provisorisch" erklärt, „bis die Annexion der Inseln durch die amerikanische Republik vollzogen wäre". Nach der Ablehnung der Annexion hatte sie also sogar auf Grund ihrer selbst gewählten Bezeichnung die Existenzberechtigung eigentlich verloren und wirklich wäre wohl damals der geeignete Augenblick gewesen, die Herren mit gelinder Gewalt von den angemassten Posten zu beseitigen. Allein es kam nicht dazu, endlose Botschaften wurden von der Königspartei nach Washingten gesandt, endlose Zeitungsartikel geschrieben, während die provisorische Regierung allmählich denjenigen Zuwachs an Sicherheit, Zu-

treters rückgängig machen und mich in meine gesetzliche Stellung wieder einsetzen wird, welche ich als der verfassungsmässige Souverän der Hawaiischen Inseln beanspruche.

Gegeben zu Honolulu, am 17. Januar A. D. 1893.

(Gez.) **Liliuokalani, R.** Samuel Parker, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Wm. H. Cornwell, Minister der Finanzen. Ino. F. Colburn, Minister des Innern. A. P. Peterson, Justizminister („Attorney General").

Herrn S. B. Dole, Wohlgeboren („Esq.") und den andern Mitgliedern der Provisorischen Regierung der Hawaiischen Inseln.

[Indossirt.] Erhalten aus den Händen des letzten Kabinets am 17. Januar 1893.

(Gez.) **Sanford B. Dole,** Vorsitzender [Chairman] des Executivraths der Provisorischen Regierung.

Digitized by Google

versicht und Einfluss erlangte, den jede Regierung durch die blosse Thatsache einiger Dauer erreichen muss. Die endliche Frucht der „Revolution" vom Januar 1893 war schliesslich eine „Republik".

Bei beiden Worten pflegt sich eine gewisse Ideenassociation einzustellen, die in dem Falle Hawaiis nicht nur nicht zutrifft, sondern von der geradezu das conträre Gegentheil wahr ist. Die „Revolution" ist ein Wort, dessen blossen Klang viele ebenso lieben, wie ihn andre hassen: eine Verletzung des geschriebenen Rechts ist jedenfalls ein wesentlicher Bestandtheil des Begriffes einer Revolution; aber unwillkürlich denkt man dabei an solche Rechtsverletzungen, bei denen zwar das „geschriebene Recht" verletzt, aber dasjenige Recht, „das mit uns geboren ward," wenigstens in irgend einer Richtung zur Geltung kommt. Gerade das trifft nun aber für die letzte hawaiische „Revolution" keineswegs zu; im Gegentheil, der formelle Rechtsbruch ist dabei ganz unvergleichlich weniger schlimm, wie der Triumph der crassesten Ungerechtigkeit, der frech brutalen Vergewaltigung und der schnödesten Habsucht. Von einem sehr hohen Standpunkte aus, jedenfalls von einem Standpunkte aus, der unvergleichlich über dem Niveau der republikanischen Tyrannen Hawaiis liegt, wird man in den ganzen Vorgängen hauptsächlich die uns hier interessirende Rassenfrage sehen: es war eine wesentliche Etappe in der Verdrängung der Eingeborenen durch die Weissen. Allein, darum handelt es sich bei den agirenden Persönchen der politischen Mache keineswegs; hier ist das ausschlaggebende Moment lediglich das Geschäft, bei unschuldigeren, mehr vorgeschobenen Figuren, zu denen auch vielleicht der gegenwärtige „Präsident" der hawaiischen Republik selbst, Mr. Dole, gehören mag, wohl auch die liebe Eitelkeit, auch einmal ein bischen Staatsoberhaupt zu spielen, umsomehr, als das ja — nebenbei — auch ganz einträglich ist. Herr Dole hat sein Porträt mit seinem langen schönen Barte sogar auf den 25 Ct.-Briefmarken verewigen lassen.

Von allen zu jener sogenannten Revolution und ihrer republikanischen Verfassungsfrucht treibenden Motiven war die — sagen wir „Aneignung" des der hawaiischen Krone gehörigen Landes wohl mit die Hauptsache. Der Rest lässt sich in Zucker- und Bodenspekulation, Yankee-Chauvinismus, sowie in Ergatterung von Aemtern zerlegen. Dann hat man die Beweggründe der revolutionären Sprösslinge der frommen amerikanischen Missionäre beisammen.

Im Uebrigen ist die hawaiische Verfassung nach amerikanischer Schablone zugeschnitten. Die vollkommene Herrschaft der Weissen und speciell der Yankees wird durch den üblichen Census, durch die nach amerikanischen Freiheitsbegriffen selbstverständliche (practische) politische Rechtlosigkeit der Chinesen und Japaner, sowie durch einige weniger in die Augen fallende, nur für den Kenner verständliche Verfassungsparagräphchen gewährleistet. Besonders charakteristisch für die Yankeebeschaffenheit und die hawaiischen Zustände ist aber die famose Bestimmung, dass das aktive und passive Wahlrecht der „Republik" ausser an andere Bedingungen, vor allem an die geknüpft ist, dass man einen feierlichen Eid schwört, dass man die Regierung, Gesetze und Verfassung der Republik unterstützen, vor allem aber weder direkt, noch indirekt eine Wiederherstellung der Monarchie begünstigen wolle. Die Wegnahme des Kronlandes und seine Erklärung zum „Staatslande" (l'Etat c'est — nous) wird in einem besonderen Paragraphen der Verfassung (No. 95) ausgesprochen. Die gesetzliche Macht der von dem souveränen Volke (lies: einigen Prozent der Bevölkerung) erwählten Regierung ist ungleich grösser als die der Monarchie, in den späteren Zeiten wenigstens, jemals gewesen war.

Die Worte „Revolution" und „Republik" haben bei vielen freiheitlich Gesinnten an sich schon einen guten Klang; wer dächte nicht bei dem einen an so etwas wie Gerechtigkeit und bei dem andern an so etwas wie Freiheit? So sind denn auch wirklich bei uns einige bei der weiten Entfernung auf diese Worte hineingefallen und ein deutsches Blatt (Die Leipziger Illustrirte Ztg., wenn ich mich recht erinnere, vom Juli 1894) redete von dem Fortschritte der „freiheitlichen" Verfassungen; ja selbst ein Organ oder Blättchen, das sich

Digitized by Google

wenigstens immer befleissigt hat, ganz „radikal" zu sein und manchen förmliches Gruseln erregte, drückte seine kindliche Freude darüber aus, dass wenigstens in der fernen Südsee eine Monarchie zu Grabe getragen war; während es doch mit Händen zu greifen ist, dass, von der Rassenfrage abgesehen, gerade dort die Monarchie weit eher als die oligarchische und plutokratische Yankeeregierung der „Republik" als Vertretung des Volks und auch speciell der ärmeren Klassen angesehen werden konnte.

Charakteristisch und für unsere Gesammtbetrachtungen nicht unwichtig ist hierbei die Thatsache, die auch sonst gilt, nämlich, dass die unterlegene Partei, auch nachher und auch bei ganz Unparteiischen und Uninteressirten nicht leicht auch bloss zu Worte kommt. Die Notizen, die in den Zeitungen dem deutschen Publikum geboten wurden, in einer Sache, der weitaus der grösste Theil desselben äusserst gleichgültig und ohne einen Schimmer von Kenntniss der wahren Verhältnisse gegenüber steht, schienen oft den Stempel des Einflusses hawaiischer Regierungskreise (d. h. hier speciell Handelshäuser), zu tragen. Ich hatte zufällig Gelegenheit mit einem Herrn zu sprechen, der zwar den allerhöchsten Kreisen Hawaiis nicht angehört, aber durch Handelsbeziehungen und persönliche Bekanntschaft nahe steht. Diese Unterhaltung war für die Ansicht des Durchschnittsgeschäftsmanns, der eben dort wie in colonialen Ländern überhaupt den Ausschlag giebt, zu charakteristisch, als dass ich hier nicht eine kleine Probe davon ausstellen wollte. Vorweg bemerke ich (und zwar ernstlich, nicht ironisch), dass jener Herr, den ich zwar nicht näher kenne, allem Anschein nach ein sehr gewiegter Geschäftsmann und ausserdem ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle ist. Er begann die Unterhaltung mit dem Hinweise, dass die Inseln noch nie eine so gute Regierung gehabt hätten, wie gegenwärtig. — Für die Weissen mag sein, erwiderte ich.

„Auf die andern kommt es aber auch nicht an; — ach, Sie denken wohl an die Kanaken? Die sind Nichts. Sehen Sie denn nicht, dass die Weissen überall die Eingeborenen verdrängen? Was haben denn die Proteste der Königin genützt? Haben sie irgend einen Erfolg gehabt? — Mitleid mit den Kanaken?! Allgemeine Menschenliebe? häh?" — Erfolg haben sie freilich keinen gehabt, bestätigte ich, aber — geben Sie denn auch dem Einbrecher Recht, der einen Geldschrank erfolgreich plündert, ohne je gefasst zu werden?

Hier wurde die Unterhaltung jenem Herren sichtlich peinlich; ich gab ihr deswegen eine andere Wendung. Ach, sagte ich, haben Sie mir wirklich so sentimentale Regungen zugetraut, dass ich etwa Erbarmen mit den Braunen hätte? Da haben Sie mir denn doch Unrecht gethan; ich bedaure nur, — dass ich selbst zur „Revolution" zu spät gekommen bin, und nicht habe mitmachen können; ich ärgere mich, dass die Herren das ganze Geschäft gemacht, d. h. alles gestohlen haben.

„Ja, da verstehen wir uns!" sagte mein Partner mit lachendem Gesicht und förmlich aufathmend; „nur „gestohlen" — das ist ja Hochverrath — das dürfen Sie in Hawaii nicht sagen."

Dieses Gespräch ist nun, wie ich glaube, nicht nur für hawaiische, sondern für coloniale Verhältnisse, ja für acute Rassenfragen überhaupt bezeichnend. Deswegen habe ich es hier, so weit es sich auf die Hawaiische Yankee-Regierung bezog, sinngetreu und, so weit ich mich erinnere, auch vielfach wortgetreu, wiedergegeben.

Der Leser wird nun wohl nach den hier mitgetheilten Notizen wenig Mitleid mit den Kanaken haben; erstens kennt er sie nicht, sie sind ihm im besten Falle eine sehr weit abliegende, interessante Völkerschaft; ferner aber wird er mir wohl sagen, dass ein Volk, das sich trotz seiner grossen numerischen Uebermacht dergleichen bieten lässt, eben dadurch beweist, dass es zwar sein Schicksal, aber kein Mitleid verdiene.

Fingiren wir aber nun, dass — (es ist nichts weniger als wahrscheinlich, aber immerhin entfernt möglich) — es den Kanaka doch noch gelänge, das

Digitized by Google

Joch der amerikanischen Missionärssprösslinge abzuschütteln; nehmen wir ferner an, dass — (es wäre sehr unklug gehandelt, aber doch von einem rein menschlichen Standpunkt einigermassen begreiflich!) — dabei die gegenwärtige hohe Regierung noch ein wenig höher, nämlich bis zu den Wipfeln einiger Cocospalmen gestellt oder vielmehr gehängt würde, so — würde ein Entrüstungsschrei durch die civilisirte weisse Welt gehen; denn es würden Weisse durch Farbige, die sich die Unkundigen, also die Mehrheit, vielfach als Wilde vorstellt, gehängt worden sein. Der innere Zusammenhang der Sache würde dem grossen Publikum nie ordentlich bekannt werden. Die eine Rasse kommt bei der andern kaum zu Worte, noch schwerer zu Gehör und kann jemals zu unparteiischer Anerkennung ihres Rechts oder Würdigung ihres Standpunkts. Weisse von den „Wilden" gehängt! Und das auf den civilisirtesten der Südseeinseln! Nicht allein Amerika, nein, die ganze weisse Welt würde nach Rache schreien.*)

Keine politische Parteibestrebung ist so niederträchtig und überhaupt keine Sache so schlecht, als dass ihr nicht auch regelmässig einige und mitunter sogar viele ehrliche und anständige Elemente anhingen. Es sind das solche, die nicht bis auf den Grund der Dinge zu sehen vermögen, und die sich durch die glitzernden Gerechtigkeits-, Opportunitäts- oder patriotischen Mäntelchen, die jeder Schlechtigkeit umgehängt zu werden pflegen, düpiren lassen. Ja, man kann sagen, dass in der Regel die politischen Vertretungen in allen Ländern der Welt mehr oder minder anderen Interessen dienen, als den vorgeschützten, und dass die grosse Menge daher immer und überall mehr oder weniger betrogen wird. Man wird sich nicht wundern, dass diese Sätze auch für Hawaii zutreffen und man würde sich einer entschiedenen Ungerechtigkeit schuldig machen, wenn man alle Anhänger der gegenwärtigen Regierung und der amerikanischen Annexion einfach als Schurken ansehen wollte; davon ganz abgesehen, dass die Politik überall nach Macchiavellistischen Maximen geleitet wird und daher die politischen Räubereien gleichsam als Gewohnheitsrecht angesehen, also milder als wie private Einbruchsdiebstähle oder Unterschlagungen beurtheilt werden müssen. Auf der andern Seite wird sich der einsichtige Beurtheiler über den wahren Zusammenhang auch dann nicht täuschen lassen, wenn ihm von der Missionärsclique einige Vollblut-Kanaka paradirend als Anhänger vorgestellt werden; diese Bedauernswerthen wissen entweder ganz und gar nicht, was sie thun, und zu welcher Rolle sie sich hergeben, oder — sie wissen es nur allzu gut und sind nach amerikanischer politischer Praxis einfach mit klingender Münze gekauft worden.

Man würde übrigens die hawaiischen Bevölkerungszustände nicht vollkommen verstehen, wenn man nicht die verschiedenen Unterabtheilungen der weissen Bevölkerung gehörig würdigte. Es herrscht nämlich unter der weissen Bevölkerung selbst keine vollkommene Einhelligkeit, was natürlich noch ein Glück für die Eingeborenen ist, die sicherlich noch schlimmer daran wären, wenn ihre Concurrenten eine völlig geschlossene Masse bildeten. Auch wird hierdurch die Rassenfrage in ihrer Reinheit getrübt, wenn auch nicht in dem Grade, dass nicht der tiefer Blickende sie als die Hauptfrage der hawaiischen Politik sofort herausfinden müsste. Wie unsere Bevölkerungstabelle lehrt, ist nämlich das amerikanische Element zwar das stärkste unter den Weissen, aber die Engländer und die Deutschen sind als Einzelgruppen der Kopfzahl nach nicht allzuviel schwächer und zusammen sogar stärker als die Amerikaner. Nationale Eifersucht und abweichende Meinung über die Wirkung, die die Einführung der amerikanischen Verwaltung und Gesetzesgestaltung (Arbeitergesetze!) auf den Inseln hervorbringen würde, ist wohl die Hauptursache der Uneinigkeit der weissen Bevölkerung; dazu kommt dann aber eben noch der Umstand, dass die gegenwärtige Regierung, selbst bei blosser Inbetrachtziehung

*) Leider muss ich melden, dass auch ein Deutscher an dem Hawaiischen Regierungs-Geschäft betheiligt ist. Leider — ist es besser „Unrecht zu leiden" oder „Unrecht zu thun"? Ihr seid doch wohl Christen? Oder —?

Digitized by Google

der weissen Einwohner, eine Oligarchie oder besser, Cliquenwirthschaft darstellt. Endlich ist auch noch des Bindegliedes zwischen der weissen und der braunen Bevölkerung, d. h. der Halbweissen zu gedenken, die mehr als die politisch sehr wenig regsame ganz braune Bevölkerung, den nationalen Gedanken vertreten. Der Leser wird nun leicht errathen, dass es vorzugsweise die Engländer sind, die der gegenwärtigen Regierung die Hauptopposition machen; sie werden schon durch die nationale Eifersucht zu dieser Stellungnahme gedrängt, bei der sie diesmal allerdings unleugbar die gerechte Sache vertreten; es waren in der That einige Engländer, die bei der ganzen Hawaiischen Angelegenheit die ehrenvollste und anständigste Rolle spielten. Aber auch Deutsche finden sich unter den weissen Opponenten der Oligarchie. So ist denn vielleicht das letzte Wort in der Hawaiischen Frage nicht gesprochen; und erst dann wäre es an der Zeit, alle Hoffnung für immer aufzugeben, wenn die Annexion durch Amerika unvermeidlich geworden wäre. Eine solche Wendung wäre aber erst dann zu erwarten, nachdem Clevelands Präsidentschaft abgelaufen ist.

An dem Tage, an dem ich diese Zeilen schreibe (am 22. Januar 1895) bringt die Abendausgabe der Vossischen Zeitung einen Bericht über einen Aufstand der königlichen Partei, der Anfang des Monats ausgebrochen ist, aber wenig Erfolg gehabt zu haben scheint. Bezeichnend ist dabei der Hinweis auf das angeblich incorrecte Verhalten des englischen Bevollmächtigten, der, wie ein Gerücht meldet, gesagt haben soll, dass er die Regierung der Königlichen anerkennen würde, wenn sie nur den (im Januar 1893 erst von der amerikanischen Partei angeeigneten!) Palast 3 Stunden lang besetzt hielten. Es ist nun unmöglich, jenes „Gerücht“ hier auf seine Richtigkeit zu prüfen; allein es klingt doch sehr unwahrscheinlich. Der englische Bevollmächtigte hätte es nämlich wirklich nicht nöthig gehabt, privatim, officiös oder officiell eine solche Erklärung zu äussern und sich dadurch eine mehr oder minder grosse Blösse zu geben; denn, was er sagte, ist ja nicht mehr als selbstverständlich. Hat doch die gegenwärtige sogenannte Regierung erst im Januar vor 2 Jahren den Palast genommen und zwar in Gegenwart und unter der Deckung von amerikanischen Truppen! Ein Engländer (T. H. Davis) äusserte sich in der hawaiischen Presse oder einer Broschüre dahin, dass „es genau eben so unrecht sei, einen Königsthron zu stehlen, wie etwa eine Bibel.“ Man wird gegen diese Logik wenig einwenden, sondern sie sogar von dem Thron auf den ganzen Palast, ja auf das mitangeeignete Kronland und anderes ausdehnen können und dann auch nichts dagegen haben, wenn sich die Bestohlenen ihr rechtmässiges Eigenthum zurücknehmen. Herr Dole ist zwar als de facto Regent der Hawaiischen „Republik“ allgemein „anerkannt“ worden; was hätten auch die andern Mächte thun können oder sollen? Liegt aber irgend ein Grund vor, die Königin nicht anzuerkennen, wenn es ihr mit dem Willen der grossen Majorität gelänge, ihren Thron in Honolulu und nicht etwa in San Francisco wieder zu besteigen?*)

*) Seit der Abfassung dieses Aufsatzes sind einige erwähnenswerthe Dinge hinzugekommen, die ich nicht mehr einordnen kann und deswegen hier einfach aufzählen will. — Der Aufstand im Januar ist anscheinend gänzlich missglückt und seine Anstifter und Anhänger sind von dem hawaiischen „Kriegsgericht“ zu theilweise colossalen „Strafen“ „verurtheilt“ worden. Das „Urtheil“ gegen die Königin selbst lautete auf 5 Jahre Gefängniss! Da ihr Tod sehr gelegen käme und die hawaiische Oligarchie bisher vom Glück offenbar begünstigt war, so würde ich mich nicht wundern, wenn die Königin so recht unerwartet im Gefängniss stürbe. — In der Londoner „Mail“ vom 8. März ist eine Zuschrift abgedruckt, die den Nagel auf den Kopf trifft. Es heisst da z. B.: „Die sanfte, liebenswürdige Hawaiische Nation . . . ist plötzlich von einer Bande amerikanischer Händler und Abenteurer beschlagnahmt (seized), und die Königin . . . entthront und sogar ihres Privatbesitzes beraubt worden und alles das aus dem wichtigen und edeln Grunde, dass diese amerikanischen Abenteurer den Zuckerhandel so zu leiten wünschen, dass sie allein dabei gewinnen, während das Volk leidet.“ — Die „Hawaiian Gazette“ vom 22. Febr. d. J. bringt folgende hübsche Yankee-Betrachtung: „Saki ist der Name eines japanischen, alkoholischen Getränks, . . . dessen Wirkung um so viel verblüffender als diejenige des mexicanischen pulque

Digitized by Google

Ich erwähne die Tagesneuigkeit in diesem Zusammenhange nur aus dem Grunde, weil sie und die darin ausgedrückte Billigung der oligarchischen Regierung eine kleine, aber bezeichnende Bestätigung der Regel ist, dass, wer die Macht der Regierung an sich gerissen hat, auch die Macht der Fabrikation der öffentlichen Meinung besitzt, selbst bei so völlig unparteiischen und über Hawaiische Verhältnisse unorientirten Personen wie etwa $^{999}/_{1000}$ der Leser der Vossischen oder andrer deutscher Zeitungen. — Vae victis!

Ein gerechtes Verhalten, dass nicht lediglich auf einem leidlichen Gleichgewicht und daraus hervorgehenden Compromissen der Macht beruhte, giebt es schon im Verhalten der einzelnen Individuen oder Gesellschaftsklassen innerhalb der Nationen allerhöchstens einmal als seltenen Ausnahmsfall; zwischen den Völkerindividuen, oder gar sehr verschiedenen Rassen giebt es dergleichen so gut wie überhaupt nicht. Wir wollen dabei nur Thatsachen konstatiren und nicht etwa vorhersagen, dass dieser Sachverhalt in aller Zukunft bestehen bleiben müsse; noch viel weniger aber etwa eine Billigung aussprechen. Doch was kümmert es die Thatsachen, ob man sie verkündet oder leugnet oder ignorirt, billigt oder missbilligt!

Man wird nun vielleicht noch nach dem allgemeinen Urtheil der Weissen und der Kanaka übereinander — das der andern, speciell der „asiatics" (Chinesen und Japaner), entzieht sich fast jeder sichern Schätzung — fragen. So sehr die Eingeborenen auch die mit vollem Bewusstsein gepflegte Tugend eines ungemein friedfertigen Verhaltens und einer Art Gastfreundschaft selbst während der dazu gewiss nicht besonders angethanen Zeitumstände aufrecht erhielten,*) so schien es mir doch, als ob entschieden ein gewisses Bewusstsein der Thatsache dämmerte, dass der Niedergang der hawaiischen Rasse eine Folge des Ueberhandnehmens der „haole", d. h. der Weissen sei. Im übrigen ist ein mehr passives und resignirtes Verhalten die Regel; es ist jetzt fast unmöglich, sich vorzustellen, dass die Hawaiier einst,

---

sein soll, wie die Wirkung des pulque diejenige von Lagerbier übertrifft. Der stärkste Whiskey, der sogenannte Jersey lightning, ist im Vergleich zum japanischen Saki eine Art Milch. Der Saki erzeugt schwerere Trunkenheit, seine Wirkung dauert länger, ruft ein lebhafteres delirium tremens hervor und verursacht den vollständigen, alkoholischen Geistesverfall schneller, wie irgend ein anderes der Menschheit bekanntes Gebräu oder Destillationsproduct; d. h., es wirkt auf andere Menschen in dieser Weise; auf die Japaner, die es mässig geniessen, wirkt es nicht ernstlich. Man hat es kürzlich nach den Sandwich-Inseln importirt und die Eingeborenen sind wie toll (crazy) danach. Sachverständige drücken die Meinung aus, dass es die Hawaiische Frage binnen anderthalb bis zwei Jahren für immer ordnen wird. Chicago Herald. — In einer oder einigen der letzten Hawaiischen Zeitungen stehen auch die Namen von neu hinzugekommenen Hawaiischen Bürgern zu lesen, d. h. solchen, die den Treu-Eid geleistet haben; es waren mehrere Kanakennamen darunter; so sieht man, wie man sogar Bürger im eigenen Lande werden kann. — Am 17. März berichtete die „Voss. Ztg.", dass auch Deutsche unter den von dem Hawaiischen „Kriegsgericht" verurtheilten sind. Der englische und der amerikanische Vertreter sollen wenigstens gegen die „Hinrichtung" ihrer Staatsangehörigen protestirt haben. Man fragt sich angesichts aller dieser Vorkommnisse, ob es denn gar kein internationales Abwehrmittel giebt. War es denn unbedingt nothwendig, die Hawaiische Regierung „anzuerkennen"? Ihr dadurch noch eine moralische Stütze zu geben? — Was die politischen Zustände vor der völligen Veryankeeung betrifft, so herrscht bei den damaligen Besuchern Hawaiis nur ein Urtheil. Dr. Ernst Boehr z. B. bezeichnet in einem Aufsatze über Hawaii im Bande 20 (1879) der „Deutschen Rundschau" das Inselreich als „nach allen Seiten vorzüglich verwaltet, ein kleines politisches Utopien"; in Bezug auf die Missionäre sagt Boehr schon damals: „Hawaii wird gut thun, sich der herrschsüchtigen Kaste möglichst bald zu entledigen, die auf Verdienste um das Land pocht, die ihr nicht zukommen."

*) Man konnte auf allen Inseln des Archipels ohne die geringste Gefahr reisen und mit absoluter Sicherheit in einem jeden der sauberen Kanakahäuser auf gastliche Aufnahme rechnen. Ich habe oft Gebrauch davon gemacht. Die einzige Unannehmlichkeit, die ich hatte, war von einigen schnapsbetrunkenen amerikanischen Rowdies aus den bessern Klassen veranlasst.

Digitized by Google

nämlich vor noch nicht 100 Jahren, ein kriegerisches Volk waren. Ob sie vielleicht gar in ihrer Arglosigkeit die christliche Lehre von der Nächstenliebe, und sogar Feindesliebe, und das fünfte Gebot ernster nehmen als ihre Lehrer?

Die weissen Bewohner der hawaiischen Inseln haben die Kanaken im Grunde eigentlich ganz gern; eine physische Abneigung, wie etwa gegen die Neger, scheint nicht zu bestehen; oft hört man von Yankees das Urtheil, sie seien Kinder und müssten dementsprechend behandelt werden. Wir können hinzufügen, wie reiche Kinder, die von dem Werthe ihres Erbes keine rechte Vorstellung haben; wie reiche Kinder von einer gewissen Sorte von Vormündern, die wenigstens nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch, wenn ich mich recht erinnere, ins Zuchthaus gehören.

Hier aber höre ich den Einwand: Sollen denn die Weissen die Vormünder der farbigen Rassen sein; mag doch jede Rasse für sich sorgen und sehen, wo sie bleibt! Diesen Standpunkt kann man sehr wohl vertreten; dann aber — rede man nicht so viel von unsrer Culturmission bei den „Wilden". Gewiss, wir könnten — theoretisch betrachtet — eine wirkliche Culturmission ausüben. Aber dann müssten die Verhältnisse in den tropischen Colonien eben recht anders beschaffen sein, wie das nun einmal im Durchschnitt, also von Ausnahmen abgesehen, der Fall ist, und wie es voraussichtlich auch einstweilen bleiben wird. Allerdings liegen die Dinge wohl nicht überall gerade so wie auf Hawaii; ja, vielleicht nirgends ganz so crass, wenigstens jetzt nicht mehr, wenn man nämlich von der brutalen Ausrottung der Maoris auf Neu-Seeland, der Rothhäute in Amerika und andern Beispielen absieht.

Wer geht denn von Weissen vorzugsweise in die Colonien? Gewiss viele sehr achtbare Menschen; aber, es ist eine unabänderliche Regel, die nicht anders sein kann, dass nämlich der Prozentsatz der mehr oder minder schurkenhaft veranlagten, dabei aber in der Regel thatkräftigen Individuen unter den Auswanderern stärker ist, als im Gros der Bevölkerung.

Bleiben wir aber bei den ordentlichen Leuten unter den Auswanderern. Warum gehen diese in die Colonien? Oft genug, um sich eine neue Heimath zu gründen; vorzugsweise aber doch, um in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geld zu verdienen. Das gelingt aber nur durch rücksichtslose Anwendung aller erlaubten und aller unerlaubten, wenn nur vom Arm des Gesetzes nicht erreichbaren Mittel. Und der Arm des Gesetzes reicht in colonialen Ländern meist nicht weit! Was aber ist das sicherste Mittel zur Erwerbung von Reichthümern? Vorzugsweise doch die Erlangung von möglichst viel und möglichst werthvollem Lande und die Dienstbarmachung der Mitmenschen.*) Wie aber erwirbt man das Land? Durch List oder durch Gewalt, d. h. durch die Eroberung oder durch das heute, namentlich Unerfahrenen gegenüber, viel mächtigere „Geschäft". Auch die blosse politische Macht in Verbindung mit Handhabung der Steuerschraube kann einen nicht zu unterschätzenden, die Eingeborenen direct ökonomisch schädigenden Einfluss ausüben; ja, die politische Macht ist ja auch schon zur Sicherung und zur Ausbreitung der ökonomischen Macht nothwendig. Ein ungewöhnlicher Grad von Skrupel- und Rücksichtslosigkeit ist die fast unvermeidliche Signatur der Gesellschaftszustände in colonialen Ländern. —

Die Culturmission, die wir bei den farbigen Rassen ausüben könnten, ist theilweise wenigstens eine theoretische Möglichkeit, in Wahrheit aber meist eitel Trug und Heuchelei oder Selbsttäuschung; jedenfalls aber niemals das Motiv zur Auswanderung. Doch halt! Es giebt ja eine Zahl von Männern, die wirklich blos der Kulturmission unter den Wilden zuliebe ferne Länder aufsuchen! Das sind die Missionäre. Ich meine das nicht etwa ironisch und glaube, dass hier wirklich mehr Selbsttäuschung über den wahren Erfolg dieser

*) Von der die jetzt verpönte eigentliche Sklaverei nur eine einzelne Sonderart ist.

Digitized by Google

Mission als absichtliche Täuschung des Publikums vorliegt; freilich darf man dabei von den amerikanischen Missionären nicht auf alle andern schliessen.

Die Werthschätzung der Missionsthätigkeit hängt natürlich in erster Linie von dem Urtheil des einzelnen über diejenige Lehre ab, die zur Verbreitung gelangen soll. Ein Gegner des Christenthums wird daher auch dann noch die Propaganda dafür unter den „Wilden" nicht sehr günstig beurtheilen, wenn er selbst zugestehen muss, dass der christliche Glaube wenigstens im Verhältniss zu dem roheren Gottes-, Götter-, Götzen- oder anders beschaffenen Glauben der Naturvölker einen wirklichen Fortschritt darstellt; er wird die Sache kaum anders ansehen können, als wie den Ersatz eines Irrthums durch einen andern, wobei dann, da alle Irrthümer gemeinschädlich sind, nur die quantitative Frage zu beantworten bleibt, welcher der schädlichere sei. Hier wünsche ich aber nicht nur zu meinen näheren Meinungsgenossen zu reden, sondern ebenso eindringlich gerade auch zu gläubigen Christen. Diese sollten doch ernstlich die Thatsache betrachten, dass bisher der durch die weisse „Cultur" den Wilden gebrachte Nachtheil meist den Vortheil tausendfach aufwog. Sie sollten ferner die Ursachen dieser betrübenden Erscheinung zu ergründen und die praktischen Folgerungen zu ziehen suchen. Freilich werden mir vielleicht ganz Strenggläubige vorrechnen, dass in Hawaii z. B., die Bevölkerungsschätzung Cook's als einigermassen richtig vorausgesetzt, ohne die Missionsthätigkeit und ohne den Einfluss der Weissen überhaupt alljährlich eine sehr grosse Menschenzahl geboren, aber etwa ebenso viele gestorben und — zur Hölle gefahren sein würden; während, wie die Sache thatsächlich liegt, zwar die ganze Rasse einem unerhört schnellen Aussterben unter der Regierung der zu Millionären und Oligarchen avancirten Sprösslinge der alten Missionäre verurtheilt sei, dafür aber wenigstens ein Theil der letzten Kanaka-Generationen zum Himmel eingehen könne, was doch, bei Anrechnung der Ewigkeit der himmlischen Freuden und der höllischen Strafen, kein schlechtes Geschäft sei. Allein hier berührt sich bitterer Ernst mit Betrachtungen, die zwar die streng logische Consequenz der Anschauungen der christlichen Mehrheit und namentlich ihrer orthodoxen Richtung sind, die aber doch wirklich so wenig ernst genommen werden können, dass sie auf jeden Unbefangenen den Eindruck des blutigsten Hohnes machen müssen.*)

Wenn die Missionäre ernstlich das Wohl der Naturvölker erstrebten, um deren Seelenheil und Cultur sie sich vorgeblich oder wirklich bemühen, so müssten sie wesentlich anders vorgehen, als sie es durchschnittlich thun. Sie halten sich für die natürlichen Vormünder einer noch im Zustande unwissender Völkerkindheit befindlichen Menschenrasse. Mögen sie nun immerhin ihre Ansicht über metaphische Fragen und über alles das, was eben unter dem Namen Religion verstanden wird, nach Herzenslust verbreiten; vielleicht wird es dann wenigstens unter den farbigen Rassen Christen geben, wenn die christliche Aera unter den weissen Völkern endgiltig zum Abschluss gelangt sein wird. Aber sie sollten ihren selbst angemassten Vormundsberuf auch im Sinne eines europäischen Vormunds ernst und ehrlich nehmen. Wenn sie das thäten, so würden sie als allerwichtigste Thatsache die anerkennen müssen, dass ihre Schützlinge zwar in manchen Beziehungen wirklich unmündige Kinder sind, aber in keiner für sie verhängnissvolleren und weittragenderen Angelegenheit, als in der Fähigkeit, ihr Eigenthum und ihre Unabhängigkeit gegen die Begehrlichkeit und Herrschsucht der weissen Einwandrer zu vertheidigen. Die Naturvölker sind in dieser Hinsicht wirklich Kindern vergleichbar, denen ein reiches Erbe zugefallen ist. Was

*) Nachdem ich diesen Satz geschrieben hatte und mir überlegte, ob ich nicht besser thäte, ihn aus Gründen des guten Geschmacks lieber zu streichen, da fällt mir erst ein allerdings anonymes Buch (Sandwich-Island-Notes. By a haole [Kanakenbezeichnung für die Weissen], New-York, Mayer & Brothers, Beekman-Street. 1854, pg. 421 ff.) in die Hände, in dem das von mir spottweise erdachte Rechenexempel mit den armen Kanaka-Seelen ernstlich ausgeführt wird!

Digitized by Google

ist aber die vornehmste Pflicht des Vormundes, wenn nicht die, das Vermögen der Mündel nach bestem Wissen und Gewissen zu wahren, zu verwalten und zu vermehren, ferner Sorge zu tragen, dass diese, wenn die Zeit gekommen ist, im Stande seien, die Verwaltung selbst zu besorgen?

Alles das wird jedem nicht mit colonialen Verhältnissen vertrauten selbverständlich vorkommen; den Eingeweihten aber — — lächerlich. Oder er würde wenigstens einen sehr grossen Grad von, gelinde gesagt, Optimismus bei uns voraussetzen müssen, wenn wir irgend wie die Hoffnung durchblicken liessen, dass solche Moralpredigten von Nutzen sein könnten. Sie sind es in Wahrheit nicht, und können es kaum sein, wenn man die Dinge dieser Welt so ansieht, wie sie sind, anstatt der Wirklichkeit einen Wunsch unterzuschieben, wie sie sein sollten.

Wichtiger als alle Lehren des Christenthums wäre nach unserer Meinung für die Naturvölker wie gesagt die rechtzeitige Erkenntniss, dass die Erhaltung ihres Bodeneigenthums und der politischen Unabhängigkeit für sie eine Lebensfrage ist. Allein auch das hilft ihnen nicht immer; — — die Maoris auf Neuseeland beispielsweise hatten diese Erkenntniss aus eigener Erfahrung wirklich erworben und deswegen einen Verein gebildet, der den weitern Verkauf ihres Landes an Weisse verhindern sollte. Da — — überzog man sie mit „Krieg“ und „eroberte“ das Land, das man auf dem Wege des „friedlichen Geschäfts“ nicht mehr erhalten konnte! Die Ueberlegenheit an Kopfzahl und militärischer Technik machte den Sieg der Engländer trotz der muthigsten Vertheidigung unvermeidlich.

Ein Volk nun, dem sein Land durch Eroberung, politische Gaunerei, Kauf oder hypothekarische Verschuldung weggenommen wird, hat nur zwei Möglichkeiten vor sich, wie jeder mit den Lehren der Nationalökonomie vertraute sofort übersieht: Es muss für die neuen Bodeneigenthümer, sei es als eigentliche Sklaven, sei es als proletarische Lohnarbeiter, oder die in den Tropen so beliebten „Contractarbeiter“ heissenden Sklaven auf Zeit, Frohndienste in irgend einer Form leisten, oder es muss aussterben; ein drittes giebt es nicht; denn die Auswanderung, die allenfalls noch übrig bliebe, kommt wenigstens in den meisten Fällen nicht in Betracht. Welcher von den beiden Wegen nun aber thatsächlich eingeschlagen wird, das hängt in erster Linie von den Rasseneigenthümlichkeiten ab. Die Neger beispielsweise, die zum Theil eine recht zähe Rasse sind, (auch da, wo ihnen nicht das Klima einen Vortheil vor den Weissen giebt; also etwa in Nordamerika) werden in der Regel Arbeiter werden und so die Plantagenbesitzer mit den Früchten ihrer Arbeit bereichern; die braunen Polynesier hingegen haben offenbar eine starke Abneigung gegen das Arbeiten für andere, was wenigstens für die braunen, eigentlichen Polynesier gilt; sie verarmen und verkommen unter den angegebenen Umständen und sterben in kurzer Zeit aus.

Der Zweck dieses Aufsatzes ist es vor allem, aufklärend zu wirken; irgend eine praktische Wirkung zu erhoffen, wäre allzu sanguinisch, um nicht einen härteren Ausdruck anzuwenden. Trotzdem ergiebt sich aus dem, was ich für eine zwar vielleicht ungeschminkte, aber dem wahren Sachverhalt entsprechende Darstellung ansehe, ganz von selbst eine Art von Tendenz. Wenigstens glaube ich, dass alle diejenigen sie gutheissen werden, die einerseits die Tragweite der Colonialpolitik verstehen, und auf der andern Seite der Brutalität des blossen „Kampfes ums Dasein“ in seiner Anwendung auf unsre Species abgeneigt sind. Die Tendenz liesse sich dann als eine doppelte ansehen und etwa kurz folgendermassen ausdrücken: Schutz der Eingeborenen gegen die rücksichtslose Selbstsucht unsrer Rassengenossen in den Colonien; wirksame Vertretung unsres Volkes gegenüber den Expansionsbestrebungen andrer Mächte kaukasischer Rasse.

Digitized by Google

Bei einem jeden der angeführten Gesichtspunkte ist nun aber auf die besondre Beschaffenheit der in jedem einzelnen Falle in Betracht kommenden Rasse Rücksicht zu nehmen. Man wird so beispielsweise mit den hochstehenden, aber wenig widerstandsfähigen Polynesiern nicht ebenso umspringen dürfen, wie etwa mit den offenbar sehr viel zäheren Negern, wenn man ihre völlige Vernichtung verhindern will. Was aber die wirksame Concurrenz mit andern weissen Völkern in der Vertheilungsfrage der aussereuropäischen Gebiete anbelangt, so ist es klar, dass es dabei zwar am schwersten, aber auch am wichtigsten ist, in erster Linie gerade den stärksten Gegner oder doch Mitbewerber im Zaum zu halten; das kann aber kein andres Volk sein, wie die Angelsachsen, einschliesslich ihrer amerikanischen Abart.

Die weisesten Gesetze und die besten Bestimmungen bleiben bekanntlich vergeblich, wenn ihre Ausführung schlechten Händen anvertraut wird. Vor allem muss man sich vor dem Irrthum hüten, dass, wer für Europa nicht gut genug sei, für Afrika noch eben angehe. Das Gegentheil ist richtiger. Wo die Freiheit auch zum Uebelthun grösser, wo die Rücksichtslosigkeit im Kampfe ums Geld womöglich noch ausgeprägter als in Europa, wo die öffentliche Kritik erschwert oder ohnmächtig ist und wo die vorgesetzten Beamten Tausende von Meilen weit entfernt sind — — da müssen eben alle Beamte eine Elite im guten, aber nicht im üblen Sinne sein, wenn sie den mannichfachen Verführungen zu Ausschreitungen und Ungerechtigkeiten, namentlich auch gegen die Eingeborenen und zu Gunsten der eigenen Handel oder Plantagenbau treibenden Rassengenossen widerstehen sollen.

Von Einzelfragen der Colonialpolitik will ich hier nur der Samoa-Inseln gedenken, die sich nach Beschaffenheit der Lage, des Klimas und der eingeborenen Bevölkerung eng an die Hawaiische Gruppe anschliessen.

Wohl über wenige Verträge ist in den letzten Jahrzehnten mehr gescholten worden, wie über das Samoa-Abkommen vom 14. Juni 1889, das für ein Werk Herbert Bismarcks gilt, und demzufolge jene Gruppe für unabhängig und neutral erklärt wurde, während gewisse Funktionen den drei vertragschliessenden Mächten, Deutschland, England und den Vereinigten Staaten, bei Gleichheit der Rechte zufielen. Ob es bei grösserer diplomatischer Geschicklichkeit gelungen wäre, jene Inseln unter deutsche Oberhoheit zu bringen, und ob die Dreitheilung der Befugnisse an technischen Mängeln krankt, kann ich nicht entscheiden. Sicherlich aber enthält der viel geschmähte Vertrag eine Bestimmung, die viele üble Seiten, auch wenn sie wirklich in dem angeblichen Grade vorhanden sein sollten, reichlich aufwiegen würde. Diese Bestimmung lautet nämlich: (Vgl. Martens, Nouveau Recueil Général de Traités, Sér. II, Bd. 15, pg. 571 ff.)

„In der Absicht, den eingeborenen Samoanern ihre Ländereien zur Bearbeitung durch sich und ihre Kinder zu erhalten, wird bestimmt, dass jede zukünftige Veräusserung von Ländereien auf den Samoa-Inseln an die Bürger oder Unterthanen eines fremden Landes, sei es durch Verkauf, Verpfändung oder auf andere Weise verboten sein soll, mit folgenden Ausnahmen: . . . .“

Hier folgen nun einige Ausnahmen, unter denen ein Landverkauf oder Verpachtung unter gewissen Vorsichtsmassregeln allerdings zulässig sein soll; Ausnahmen, welche die Wirkung der allgemeinern Bestimmung im ganzen doch wohl nicht allzusehr zu schwächen geeignet sind.*)

Sollte es nicht vielleicht gerade diese Bestimmung sein, mit der Herbert

*) Streitige Landansprüche aus der Zeit vor dem Abkommen sollten durch eine besondere Land-Commission geprüft und entschieden werden Nach einer Mittheilung der Vossischen Zeitg. vom 7. Febr. 1895 sind deren Arbeiten kürzlich beendet worden; und zwar haben die Deutschen etwa 75%, die Engländer 4% und die Amerikaner gar nur 3% (!!) der erhobenen Ansprüche zugebilligt erhalten; in „acres“ (à 40,5 ar) bez. 75,000, 36,000, 21,000. Diese Zahlen sprechen Bände über kolonialen Landerwerb. Dass die Deutschen so viel besser fortgekommen sind, hat vermuthlich darin seinen Grund, dass die deutsche „Firma“ beim Landerwerb betreffs Grenzfeststellung vorsichtiger gewesen ist.

Digitized by Google

Bismarck angeblich seine „völlige Unfähigkeit" bewiesen haben soll? Eine wie schöne Gelegenheit zur bequemen Bereicherung ist auch nicht durch sie verschlossen!

Wem es mit unsrer „Culturmission" einigermassen Ernst ist, der muss vor allen Dingen darauf halten, dass jene nothwendige Massregel einer wohlthätigen Bevormundung bei allen später in Frage kommenden Aenderungen ungeschmälert und ohne Hinzufügung weiterer, ihre Wirksamkeit beeinträchtigender Klauseln erhalten bleibe. Natürlich ist auch nicht etwa eine unmässige Besteuerung einzuführen, durch die man die Eingeborenen fast ebenso ruiniren könnte, wie durch listige oder gewaltsame Wegnahme ihres Landes (durch das „Geschäft" oder durch „Eroberung").

Ganz kürzlich, bald nach dem Tode des in Samoa ansässig gewesenen berühmten englischen Romanschriftstellers R. L. Stevenson,*) ging auch eine Mittheilung des Reuterschen Büreaus durch die Presse, wonach Samoaner erst jüngst wieder beim Verschmausen einer menschlichen Leiche, oder sogar eines erst zu diesem Zwecke Ermordeten, betroffen worden wären. Nach absolut zuverlässigen Informationen über dortige Zustände und Einwohner ist diese Mittheilung, deren factische Wahrheit ja bei der Entfernung so gut wie uncontrollirbar ist, etwa ebenso glaublich, wie wenn sie sich auf unsere englischen Vettern oder deutschen Landsleute selbst bezogen hätte. Es ist sehr viel wahrscheinlicher, dass vielmehr umgekehrt einer der Samoa-Insulaner von einigen der nicht eingeborenen, sondern von den deutschen und andern Plantagenbesitzern „angeworbenen" und eingeführten „Contract-Arbeitern" aus sehr entlegenen Inseln der Südsee, von anderer Rasse und Hautfarbe, etwa Gilbert-Insulanern, selbst verspeist worden ist.**) Denn diese Leute, nicht aber die Samoa-Insulaner, sind von Hause aus der fraglichen Gewohnheit theilweise zugethan.

Die Connexionen der Handelshäuser reichen sehr weit und die Zeitungen schreiben fast immer anonym: („uns wird berichtet" etc.); man muss daher immer und grundsätzlich fragen: Cui pro? Wer ist der Interessirte und welches sind seine Interessen. Dasjenige der Eingeborenen ist offenbar, dass sie im Besitze ihres Landes und ihrer Unabhängigkeit bleiben, wozu angesichts der nun einmal in tropischen Colonien üblichen Verhaltungsart der Weissen und angesichts der Unerfahrenheit der Braunen schlechterdings kein anderes Mittel anwendbar ist, als die Aufrechterhaltung der angeführten Massregel einer wohlthätigen Bevormundung und strengen gesetzlichen Schutzes gegen Uebergriffe der Weissen.

Sogar in der „Vossischen Zeitung", die nichts weniger als ein Colonialblatt ist, und die mit Recht für eines der anständigsten Berliner Blätter gilt, stand Ende 1894 oder im Januar 1895, eine Nachricht aus Samoa zu lesen, in der von „dem englischen Intriguanten" R. L. Stevenson die Rede war, sogar ohne eine Andeutung, dass dieser „Intriguant" mit dem kürzlich verstorbenen allgemein beliebten belletristischen Schriftsteller identisch ist. Nun wird man mir eine Vertretung englischer Interessen doch wohl nicht nachsagen können; aber ich meine, dass man hier gerechter und wahrhaftiger sein und namentlich die so leichte und billige Speculation auf die fehlende Orientirung des deutschen Publikums unterlassen sollte. Es wäre wirklich besser, wenn die Zeitungen die Aufnahme anonymer Berichte als Regel einfach ablehnten; allein, dass ist natürlich nur ein frommer Wunsch, und er würde der Verbreitung falscher, namentlich der beliebten halb-verlogenen, gefährlichen Nachrichten doch schliesslich auch nur einen schwachen Damm entgegensetzen.

*) Stevenson hat auch ein interessantes Buch über die Samoa-Inseln verfasst (A Footnote to History. Eight Years of Trouble in Samoa. Cassel & Co., London, Paris und Melbourne. 1892.) Dass man es dem Briten nicht übel nimmt, wenn er eben als Engländer fühlt und nicht als Deutscher, ist billig; was aber anerkannt werden muss und den Werth seines Buches ausmacht, ist die aufrichtige und gerechte Gesinnung gegen die eingeborene Rasse.

**) Vgl. auch Anm. auf Seite 375.

Digitized by Google

R. L. Stevenson ist einer der bekanntesten modernen englischen Romanschriftsteller; er lebte seit Jahren wegen seiner schwächlichen Gesundheit auf den Samoainseln. Er ist also einer der äusserst wenigen, ja vielleicht der einzige der dauernd in Samoa ansässigen Europäer gewesen, der dort einen andern und zwar unschuldigeren Zweck verfolgte, als den blossen Gelderwerb. Ich habe vor soliden Kaufleuten allerhand Achtung; aber eine unbefangene und gerechtere Würdigung der Zustände und namentlich der Rassenfragen von einem höheren Standpunkte, wird man doch wohl eher dem uninteressirten Beobachter und begabten Künstler als dem Commis im eleganten Tropengewande oder auch dem Hanseatischen Handelsherren oder Aktionär zutrauen dürfen. In der That, Stevenson war ein aufrichtiger und treuer Freund der eingeborenen Rasse. Es ist rührend zu lesen (vgl. die Londoner Zeitung „The Mail" vom 19., 21., 24. Dez. 1894 und vom 4. und 7. Januar 1895), wie das von den Braunen verstanden und anerkannt wurde, als sie ihm die letzten Ehren erwiesen und einen Weg durch den Urwald hauen mussten, um ihren verehrten edeln Freund und Beschützer nach seinem letzten Willen auf hohem Bergesgipfel zu bestatten.

Stevenson hat weder für England, noch für sonst jemand „intriguirt". Er hat vielmehr seinen Einfluss lediglich zu gunsten der Eingeborenen geltend zu machen gesucht. Wir glauben, das die englische Regierung und die englische Nation das Andenken an ihren berühmten Sohn nicht besser und mehr in dessen Sinne ehren könne, als indem sie Stevensons gerechter Gesinnung gegen die Samoaner so viel wie möglich zum Siege verhülfe.

Hierzu aber ist sie in höherem Grade, wie irgend eine andere Macht, im Stande; sie ist es, ob nun das gegenwärtige gemischte Regiment auf den Samoainseln aufrecht erhalten wird, oder ob sie — was wir keineswegs wünschen — in Englands Besitz übergehen, oder ob sie endlich zu Deutschland gelangen. Im letzteren Falle wäre die englische Regierung sehr wohl vielleicht im Stande, die endgiltige Verzichtleistung auf ihre auf das Berliner Abkommen gegründeten Rechte an gewisse Bedingungen zu knüpfen: diese aber müssten darin bestehen, dass Deutschland sich verpflichtete, für die Eingeborenen zu sorgen. Angesichts der geringen Erfahrung unsrer Nation in Colonialangelegenheiten müssten dann freilich diese Bedingungen eine ganz bestimmte Gestalt haben. Namentlich müsste die Unverkäuflichkeit und Unverschuldbarkeit des im Besitze der Eingeborenen befindlichen Landes aufrecht erhalten werden und zwar uneingeschränkt, indem beispielsweise der Zweck sicherlich (in Anbetracht des Einflusses der einheimischen weissen Handelsleute) mit der Zeit vereitelt werden würde, wenn etwa der Landverkauf mit besonderer Einwilligung der Regierung zulässig wäre; eine solche Bestimmung wäre zwar besser als nichts der Art, aber nicht viel. Ferner müsste dafür gesorgt werden, dass die Eingeborenen nicht durch Steuern ruinirt würden; es ist genug, dass sie überhaupt Steuern zahlen an Weisse, von denen sie doch nur wenig mehr, als Bedrohung ihrer nationalen und physischen Existenz zu gewärtigen haben. Die politische Selbständigkeit der Eingeborenen ist so weit wie möglich aufrecht zu erhalten. Endlich sollten die Regierungsbeamten, wie schon gesagt, eine Elite im guten Sinne darstellen, die in der Freiheit des ungewohnten tropischen Lebens nicht dem neuerdings entdeckten sogenannten „Tropen-Koller" verfallen. Sehr bedenklich wäre es aber auch, wenn man einer Handelsgesellschaft Hoheitsrechte einräumen wollte. Das hiesse soviel, als die armen Eingeborenen mit gebundenen Händen ihren natürlichen Concurrenten im Streben nach Herrschaft und Landbesitz ausliefern; und den letzteren die Machtmittel des Reiches gratis zur Verfügung stellen. Wir haben wie gesagt, vor den Kaufleuten alle gebührende Hochachtung; aber jeder sieht ein, welche Missstände es nach sich ziehen müsste, wenn irgend ein höherer Commis („tusitusi") in einigen Jahren thatsächlicher, wenn auch nicht nomineller Souverän würde.

Selbst die am wenigsten geeigneten und am meisten bürokratisch, d. h. für Colonien unpassend gearteten Regierungs-Beamten könnten kaum grösseren

Digitized by Google

Schaden stiften, wie Handlungsbeflissene, die in kurzer Zeit zu förmlichen Herrschern avancirten. Die Deutschen, die auf ihre Gerechtigkeitsliebe stolz sind, sollten sich niemals eine Schmach der Art aufladen lassen, wie die, mit der sich beispielsweise Engländer durch die Ausrottung der Maori (um bei den polynesischen Rassen zu bleiben) und Amerikaner durch die Knechtung der armen Hawaiier befleckt haben! Ich glaube, dass ich, wenn ich auch sicherlich keine englischen Interessen begünstige, mich hier mit Stevenson berühre. Auf Samoa war übrigens Stevensons Gesinnung natürlich allgemein bekannt. Er ist ein Musterbeispiel für das, was der Amerikaner mit dem Worte: „crank" bezeichnet. Ein „crank" (wohl aus dem deutschen Worte „krank" abgeleitet) ist ein schwer zu übersetzendes Wort. Am ehesten könnte man es wohl als „nicht ganz gescheut" oder auch als „Sonderling" übersetzen: es hat aber einen verächtlichen Beigeschmack, der dem deutschen „Sonderling" nicht in dem Grade anhaftet. Das Wort ist oft bezeichnender für den, der es braucht, als für den, auf den es angewandt wird. Ein „crank" ist im Sinne der richtigen Yankees jeder, der in irgend welchen Anschauungen, Gewohnheiten, Sitten oder Bestrebungen von ihrem Durchschnitte erheblich abweicht; wer in Amerika öffentlich Alkoholika tränke, wäre ebenso ein „crank", wie der, welcher aus irgend welchen Gründen dem Temperenzlerthum wirklich und nicht nur scheinbar des „Anstandes" oder der religiösen Heuchelei wegen anhinge. Ein „crank" ist ferner auch jeder Social-Reformer, der in den officiellen amerikanischen Parteien und dem üblichen periodischen Wechsel von Freihandel und Schutzzoll kein Heil erblickt. Ein „crank" ist aber vor allem auch derjenige, der beispielsweise aus Gründen der Gerechtigkeit oder des Mitleids für die angeblich „niederen" Rassen eintritt. Man redet mitunter von dem „gesunden Egoismus", von dem die Colonialpolitik geleitet werden müsse; das ist auch ganz richtig; man sollte aber den Egoismus lieber gegen würdigere Gegner und unwürdigere Menschen richten, als gegen die so gut wie wehrlosen aber in sehr vielen Beziehungen achtungswerthen und liebenswürdigen braunen Südsee-Insulaner! Ein Uebermaass von Egoismus gegen diese wäre „gesund" nur für die wenigen Kaufleute, Pflanzer und Actionäre, die auf jener Kosten vielleicht Reichthümer sammeln könnten, im übrigen aber abscheulich und verächtlich. Kürzlich sollten ja die Samoaner, wie gesagt, sogar Menschenfresser*) geworden sein; was für Räubergeschichten würde man erst dann erfahren, wenn alle Nachrichten über Samoa mit noch strengerer Ausnahmslosigkeit und sozusagen officieller Weise, von den natürlichen Concurrenten der Eingeborenen ausgingen! Es giebt hiergegen keinen stichhaltigen Einwand; Henry George sagt oder citirt gelegentlich, dass sich sicherlich auch Menschen finden würden, welche die Widerlegung der Galileischen Fallgesetze fertig brächten, wenn dies eine Forderung von Geldinteressen wäre. Das ist vollkommen wahr. Nun sind es aber gerade reine Geschäftsinteressen, aus denen die Erfindung oder noch gefährlichere, weil schwerer widerlegbare Färbung der Berichte aus fernen colonialen Ländern in noch höherem Grage entspringt, als die Beschaffenheit der leichter controlirbaren Nachrichten über einheimische Vorkommnisse.

Die Kenntniss des Sachverhalts, dass die Anlegung von weissen Colonien meist weniger die Civilisirung, als vielmehr die Ausrottung der von diesem Unglück betroffenen Naturvölker bedeutet, dürfte übrigens vielen nüchternen und in Colonialangelegenheiten bewanderten Personen durchaus geläufig sein;

*) Diese Nachricht ist allerdings später, aber in einer Form widerrufen worden die vielleicht eine absichtliche, mindestens aber eine unabsichtliche, neue Irreführung des Publikums enthält. („Vossische Ztg." 13. Januar 1895). Es sind damals nämlich Samoaner durch Mitarbeiter von einem „andern Stamme" ermordet worden. Von einem andern Stamme? Der Unkundige wird dabei zuerst an einen andern Samoanischen Stamm denken. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber ist dieser „andere Stamm" einer von den Salomon- oder Gilbert-Inseln. Selbstverständlich ist der „Voss. Ztg." kein Vorwurf zu machen.

Digitized by Google

sie sehen diese Thatsache gleichsam als Ausdruck eines unvermeidlichen Naturgesetzes an, und zwar in den meisten Beziehungen mit vollem Rechte; viele werden es auch ganz in der Ordnung finden, dass die farbigen Wilden oder Nicht-Wilden den Weissen den Platz räumen. Und wirklich wankt. wie in dem allgemeinen Abschnitte dieses Absatzes nachgewiesen werden wird, das Naturrecht und mit ihm zusammenhängende Erwägungen noch mehr als sonst, sobald man sie auf Völker und Rassen anstatt auf Individuen eines und desselben Volkes anwendet. Was ich deswegen mit Rücksicht auf die angedeutete Anschauung nochmals betonen will, ist die Erwägung, dass man wenigstens einen Unterschied machen sollte je nach den in Frage kommenden Rassen. Man sehe sich die zu opfernden Völkerindividuen wenigstens vorher an, ehe man ihr Todesurtheil unterschreibt. Vielleicht würde man dann dazu gelangen, wenigstens gegen die braunen Polynesier gnädig zu verfahren; wenn man schon einmal die Fragestellung nach Recht und Unrecht grundsätzlich ablehnt.

Kann die rücksichtslose Brutalität des Kampfes ums Dasein nicht vielleicht in einzelnen Fällen gemildert oder ganz ausgemerzt werden?

Die Samoa-Insulaner sind noch nicht in dem Grade corrumpirt, europäisirt und ausgestorben, wie etwa die Hawaiier; ich meine, das angeblich mystische Aussterben der farbigen Rassen hat überhaupt mitunter recht triviale und für die Weissen beschämende Gründe. Lernen wir doch von den hawaiischen Zuständen! Wie steht es dort mit dem gerühmten Culturfortschritt? Ein Amerikaner fragte mich dort gelegentlich mit der ganzen Anmassung seiner Nation, ob nicht alle Culturerrungenschaften der Inseln von den Amerikanern zu Wege gebracht seien. Certainly, Sir, antwortete ich, die Inseln haben ein stattliches Telephonnetz, theilweise gute Strassen, viel Reichthum in Plantagenbesitz und Handelsfirmen; Honolulu hat elegante Häuser, elektrische Strassenbeleuchtung und seine Trambahn, wie europäische Städte; anstatt der 400000 Einwohner zu Zeiten Cooks giebt es kaum den vierten Theil davon; und das sind noch nicht zur Hälfte Eingeborene, wohl aber zu einem sehr ansehnlichen Prozentsatz japanische Plantagen-Sklaven auf Zeit, die man als „Contractarbeiter" bezeichnet, und denen z. B. auch die freie nach amerikanischem Muster eingerichtete hawaiische Republik, ebenso wie den Chinesen, alle politischen Rechte durch geschickte Clauseln vorenthält." Mein Amerikaner verstummte.

Wenn man sieht, wie die harmlosen Kanaken verdrängt werden, um den geldhungrigen Amerikanern Platz zu machen, so wird auch den sonst nicht „sentimental" veranlagten eine Art von Wehmuth beschleichen; es wird mit den Polynesiern eine Art liebenswürdiges Kunstwerk der Natur zerstört; eine Menschenrasse, die doch so nebenbei auch eine gewisse Daseins-Berechtigung und Daseins-Möglichkeit unter den verschiedenen Typen der Menschheit hätte. Und wer tritt an ihre Stelle? Die zweite, aber wohl nicht gerade verbesserte Auflage des Angelsachsenthums, von dem es auf unserem Planeten doch wahrlich genug und übergenug giebt.

Die verschiedenen Culturnationen pflegen sich gern gegenseitig ihre colonialen Sünden vorzuwerfen, und man muss leider sagen, dass jede von ihnen dabei nur allzu Recht zu haben pflegt. Ja, den Angelsachsen wäre kaum etwas stichhaltiges zu erwidern, wenn sie einwendeten, dass ein Deutscher gut reden habe, weil die deutsche Nation eben noch auf keine erheblichere Colonialgeschichte zurückblicke; und die Engländer würden darauf hinweisen können — leider! — dass die Anfänge der Colonialpolitik Deutschlands nicht eben sehr rühmlich ausgefallen sind, indem erstens die Bedeutung der Erwerbung von Colonien in Deutschland noch lange nicht richtig gewürdigt wird und zweitens, indem das gegen die Eingeborenen verübte Unrecht, sowie andre „Leistungen" deutscher Colonialbeamter nicht gerade sehr vielversprechend für die Zukunft aussehen. Seien wir deswegen gerecht und halten wir uns von pharisäischen Anwandlungen frei! Jede Nation hat einigermassen das Recht, die Verantwortung der von ihren Angehörigen in den Colonien verübten Schandthaten abzulehnen, mit dem Hinweise, dass sie eben keinen hin-

Digitized by Google

reichenden Einfluss auf das Thun und Lassen ihrer Auswanderer gehabt habe. Wird doch das an den Maori verübte Unrecht auch von englischer Seite ausdrücklich zugestanden, wenn auch vielleicht nicht im ganzen Umfange! Und wirklich, es ist eine ausserordentlich schwere Aufgabe, in den Colonien Zucht und Gerechtigkeit auch nur einigermassen aufrecht zu erhalten! Wir bedauern aufrichtig die Beamten, die vielleicht mit bestem Willen und edelster Absicht einen Posten übernehmen, dessen Schwierigkeiten und dornenvolle Beschaffenheit sie vorher nicht ahnen konnten! Ein guter Colonialgouverneur sollte offenbar zwar die Interessen der Angehörigen seiner Nation vertreten; aber er sollte zu gleicher Zeit auch die Gerechtigkeit und Menschlichkeit gegenüber den Eingeborenen hochhalten. Die Vereinigung dieser Grundsätze ist nun einfach deswegen so schwer, weil sie zum Theil einander direct entgegengesetzt sind. Die Gerechtigkeit gegen die Eingeborenen erheischt z. B. zweifellos namentlich die Verhinderung oder, so weit das möglich ist, die Rückgängigmachung der üblichen Räubereien und Uebervortheilungen im Landkauf; die Menschlichkeit verlangt eine Abschaffung der als Contractarbeit verkappten Sklaverei. Wie nun aber, wenn der Beamte fände, dass beide Institutionen ein seit lange gewohnheitsmässig begangenes Verfahren sind? Eine Verfahrungsart, ohne welche die Rentabilität ausserordentlich sinken würde? Nothgedrungen wird er zu Compromissen seine Zuflucht nehmen, wie man sagt auch wohl ein Auge zudrücken oder fünf eine gerade Zahl sein lassen müssen. Aber selbst dann, d. h. wenn er dem vorwiegenden Händler- und Pflanzer-Einfluss auch nur einen mässigen Widerstand entgegensetzte, so würde ihm das Leben durch endlose Intriguen, ins Mutterland lanzirte Lügen und die mancherlei Tücken, die gerade bei den jeweiligen Umständen practikabel erscheinen, verbittert werden. Wenn es den des möglichst ungestörten Gelderwerbs à tout prix wegen gegen ihn interessirten und durch ihre pekuniäre Macht einflussreichen Kreisen auch nicht immer gelingt, geradezu seine Abberufung durchzusetzen, so kann man es einem doch kaum übel nehmen, wenn er der endlosen, eklen Plackereien satt wird und freiwillig geht, um einem „geeigneteren", d. h. den Geldkreisen willfährigeren Manne Platz zu machen! Deswegen ist es so schwer, colonialen Niederträchtigkeiten zu steuern; deswegen kann man auch nicht „den" Engländern oder „den" Amerikanern u. s. w. alles das anrechnen, was ihre Landsleute in den Tropen begangen haben und begehen. Deswegen ist endlich die weisse Civilisation auch so verhängnissvoll für die Naturvölker.

Durch nichts macht man sich verhasster, als durch das Aussprechen unbequemer Wahrheiten, besonders wenn man dadurch auch nur im entferntesten Jemandem im ungestörten Geldmachen beunruhigt oder auch nur die Möglichkeit einer solchen Beunruhigung auch nur ganz von weitem zeigt. Deswegen ist es beispielsweise selbstverständlich, dass ich, wenn ich (gegen alle Wahrscheinlichkeit) mit diesen Ausführungen irgend eine, wenn auch nur schwache Einwirkung auf die öffentliche Meinung hervorrufen sollte, jedenfalls „widerlegt" werden würde; denn -- man denke an das, was vorher über die Widerlegung der Fallgesetze gesagt wurde, für den Fall, dass sie eine Forderung von Geldinteressen wäre. Allein, wie schon gesagt, es liegt kaum in meiner Absicht, etwa einen Schutz der „Wilden" gegen die Uebergriffe von Weissen das Wort zu reden; es wäre ja doch nutzlos. Wir mögen es bedauern, — ändern können wir es nicht.

Anders steht aber die Sache mit einer Frage, bei der es sich nicht um die Concurrenz der „Wilden" mit den Weissen, sondern die Conkurrenz der Weissen unter einander handelt.

Ich meine die Rassenherrschaft, die die Angelsachsen zwar nicht Europa, aber der ganzen Welt aufnöthigen wollen und zwar mit wachsendem Erfolge.

Während ich dies schreibe, erhalte ich eine Zeitung aus Honolulu, die „Hawaiian Gazette" vom 4. Januar 1895. Ich finde darin eine herrliche Ausführung, die ich wörtlich genau hier reproduciren will; hier, weil ich sie eben gerade erst jetzt erhalten habe; dem Inhalt nach hätte das betreffende Ge-

Digitized by Google

ständniss allerdings eher an eine frühere Stelle gepasst; allein, es ist auch hier gut aufgehoben. Es lautet:

„... Auf diesen Inseln haben die Angelsachsen ihre eigenen Ideen von „Recht" („right"; die Anführungszeichen stehen im Original, wie ich überhaupt ganz wörtlich übersetze) etablirt und halten sie mit dem Bajonett (with the bayonet) aufrecht. Wir alle stimmen dem bei. Wir haben einfach mit Erfolg (effectively) unsre eigenen Sitten, Gebräuche und Ideen etablirt und „der Herrschaft des Flaschenkürbisses" ein Ende bereitet (an ended „the empire of the calabash"), weil wir es nicht lieben (because we don't like it). Wir mögen alle miteinander Unrecht haben, wie manche Gemeinwesen auf dem unrechten Wege gehen (as many communities do go wrong), aber wir haben es einmal gethan. Hierüber giebt es keine tiefen metaphysischen Betrachtungen. Wir betrachten die Dinge auf unsere Weise (look at the things one way). Der Kanaka betrachtet sie auf eine andere Weise. Wir sind die stärkeren. Nach einiger Zeit mögen die Portugiesen und Japaner mit grösserer Zahl und wachsender Intelligenz sagen: „Wir wollen unsrer Denkweise zum Durchbruch verhelfen."

Dann werden eben ihre Sitten, Gebräuche und Gedanken vorherrschen. Unser Correspondent ... folgert aus ... dass wir meinten, dass Sitten und Gebräuche des „Calabash Empire" unter der Republik vorherrschen sollten. Nein, dass thun sie nicht, denn wir haben sie einstweilen ausgerottet; nicht mit ethischen Methoden, sondern mit dem Bajonett. Man gebe den Kanaken ein uneingeschränktes Wahlrecht, man entferne die Bajonette, und das „Calabash Reich" wird unter irgend einer Form wiedererscheinen. Wir versuchten es sechzig Jahre lang, den Eingeborenen unsre Gedanken beizubringen. Sie wollten nicht, und zur Selbsterhaltung*) haben wir ihrer Herrschaft ein Ende bereitet."

Irgend eine Bemerkung hierzu ist wohl überflüssig; nur mag hervorgehoben werden, dass eine solche Offenherzigkeit eben eine seltene Sache ist; ja, wenn man geahnt hätte, dass diese christlich-amerikanischen Ausführungen ihren Weg zu dem europäischen gesitteten Publikum finden würden, so hätte der Redacteur möglicherweise sein Veto eingelegt. Denn es ist ja die Verschweigung oder gar Leugnung der eigenen Grundsätze ein integrirender Bestandtheil des practischen Macchiavellismus.

Die Angelsachsen haben ihre „customs, usages and ideas" sowie ihre Rasse auf ein weiteres Gebiet verpflanzt, wie irgend ein anderes europäisches Volk.

Mit der Epoche der grossen Reisen und namentlich der Entdeckung Amerikas begann eine Verschiebung der Machtvertheilung der Rassen, die man beinahe einen ununterbrochenen Siegeszug der Angelsachsen nennen kann. Der Vorgang dauert noch gegenwärtig an, wenn er sich auch freilich nachgerade seinem Ende zuzuneigen scheint. Der grösste Theil aller aussereuropäischen weissen Civilisationen ist angelsächsich. Das Verständniss für die Bedeutung dieser Thatsache ist im allgemeinen bei uns sehr gering, während die angelsächsischen Völker die fragliche Erscheinung mit vollem Bewusstsein und grösstem Selbstgefühl zu betonen pflegen. Die Ausdehnung des englischen Sprachgebiets insbesondere ist ein Gegenstand, der wohl mindestens alle Woche einmal in irgend einer amerikanischen Zeitung beifällig und triumphirend besprochen wird. Natürlich denken die Angelsachsen dabei gern an das Princip Darwins vom Ueberleben des „fittest"; aber gerade das Beispiel der Sprache zeigt dem unbefangenen Beobachter, dass es gar nicht so sehr auf wirkliche oder eingebildete Vorzüge der Sprache ankommt, als vielmehr auf ganz andere Dinge. Das Englische trägt in der Concurrenz der Sprachen deswegen regelmässig den Sieg davon, weil die Angelsachsen sich fast niemals um die Kenntniss anderer Sprachen bemühen, sondern lieber die andern Nationen zwingen, ihre Sprache zu erlernen; wobei die meisten Nationen und ganz besonders die Deutschen den Angelsachsen mit nur allzu viel Gutmüthigkeit entgegen kommen. Es ist nicht der Sieg der aus irgend welchen inneren

*) Nein, sondern um Euch an fremdem Hab und Gut zu bereichern.

Digitized by Google

Gründen vortheilhafteren, weil etwa kürzeren, genaueren oder schöneren Sprache; sondern der Sieg des Unnachgiebigsten und Dreistesten.

Unternehmungslust, muthige Thatkraft und praktischer Sinn, wie überhaupt die vielen guten Eigenschaften der Angelsachsen sollen hier weder geläugnet, noch auch nur verkleinert werden; was uns missfällt, ist nur ihre zügellose Selbstsucht, ihre Anmaassung und die monopolmässige Ueberwucherung der andern Völker und die Anglisirung der Erde. Die Aufforderung an den Concurrenten, einige Selbstbeschränkung zu üben, wäre natürlich mehr als naiv; der richtige Weg besteht vielmehr offenbar darin, dass man ihm eine möglichst wirksame Vertretung des eigenen Volks entgegensetzt. Gewiss interessiren uns in erster Linie die europäischen Verhältnisse und das was man als das „europäische Gleichgewicht" bezeichnet. Aber das Gleichgewicht der Rassen auf dem Planeten ist denn doch eine Sache von fast der gleichen, ja, wenn man sehr lange Zeiträume ins Auge fasst, vielleicht sogar von übergeordneter Wichtigkeit.

Deswegen thut eine planmässige, nicht mit überschwänglichen patriotischen Phrasen operirende, sondern kühle „business-like", aber um so wirksamere Colonialpolitik noth, die ihre Spitze in erster Linie gegen das Angelsachsenthum zu richten hat.

DAS OSTEREI.

ERZÄHLUNG

VON

M. SCHWANN.

Ein heller sonniger Frühlingstag lag über München. Eben guckten die ersten grünen Grasspitzchen drüben auf dem unverkäuflichen Bauplatze aus der graubraunen Oberdecke hervor. Heller hatte das Fenster weit geöffnet und liess die laue lockende Luft herein, und es schien, als ob sie dem Träumer da an seinem Schreibtische plötzlich neue Gedanken erwecke. Es kam Leben in ihn. Er sprang auf und ging im Zimmer einigemal auf und ab. Dann blieb er vor seinem Bücherschranke stehen und durchkramte einige Mappen. Ein Manuscript legte er beiseite, und dabei murmelte er: „Ich will es versuchen! — Ich will! — — Ich muss!" —

Der entschlossene Mann schlüpfte in das anstossende Schlafzimmer und trat bald darauf in voller Toilette wieder in sein Arbeitszimmer zurück. Es war noch die glückliche Zeit, da er eine schwarze Sammetjacke trug. Ein Pfiff von einer kleinen Elfenbeinpfeife schrillte durch's Haus, und gleich darauf eilte es schon herbei. Durch die Thüre, welche rechts in's Klavierzimmer führte, trat eine junge Frau mit einem Buben von drei Jahren an der Hand. Sofort machte sich das Kind von der Mutter los und lief auf seinen Vater zu.

„Ausgehen, Männy!" rief Heller seinem blonden Sprössling entgegen, und der Bengel jauchzte bei der Botschaft hell auf.

„Du willst ausgehen?" frug die junge Frau erstaunt.

Digitized by Google

„Ja wohl! Zieh dem Kerlchen sein Mäntelchen an! Er kann mit."

Während die Frau den Knaben zum Ausgange herrichtete, begann sie wieder: „Wo willst Du denn hin?"

„Hinaus, in die Luft! Es ist so schön. Ihm und mir wird ein Spaziergang gut thun. — Es nützt ja doch nichts, dass ich hier hocke und simuliere. Vielleicht kommt mir draussen ein guter Gedanke."

„Armer Kerl!" flüsterte die Frau lieb. „Wenn ich Dir nur etwas helfen könnte!"

„Dummes Zeug! — Helfen! — Entweder geht's oder es geht nicht. Und wenn es nicht geht, geht's anders. Dann müssen wir eben die Sache auf einen andern Sparren laden. Steine klopfen, Droschkenkutscher werden, Lakai oder sonst was, das kann ich alleweil noch."

„Rede nicht so!" fiel ihm die Frau in's Wort. „Du hast nun einmal Deinen Beruf erwählt, und daran musst Du festhalten. Glaubst Du denn, Du würdest auf einem andern Wege glücklich werden können?"

„Ja, wenn von Glück die Rede wäre!" warf er auffahrend ein. „Handelt es sich denn um's Glück bei uns? Meines Wissens handelt es sich einstweilen und noch für lange Zeit, wie es scheint, um die Kartoffeln, die wir morgen gern essen möchten. Kartoffeln — Deine und meine Leibspeise!" fügte er ironisch hinzu. —

Das Kind war fertig, und die beiden gingen. Frau Elisabeth stand am Thore und schaute und winkte ihnen nach. Und als sie um die Ecke waren, trat sie langsam zurück und wischte sich die hervorquellenden Thränen aus den Augen.

Es war auch eine zu trübselige Geschichte. Vor drei Monaten hatte Heller sein philosophisches Doktorexamen gemacht. Das Geld dazu hatte er sich schon geliehen, da eine Verwandte seiner Frau kurz vorher von ihm zur Thüre hinausgewiesen worden war. Sie war es gewesen, welche diese frühe Heirat betrieben hatte; sie hatte sich erboten, dem jungen Ehepaare während der ersten Jahre die materielle Grundlage zur Existenz zu schaffen. Aber so uneigennützig der Gedanke schien, er war es nicht. Die Tante wollte sich selbst eine Heimstätte gründen, und die beiden jungen Leute sollten, sie gemütlich zu gestalten, ihre Jugend hergeben, sie sollten gehorsame Werkzeuge in der schöpferischen Meisterhand der Tante werden. Und bald war es so, dass die Tante im Hause dominierte. Sie hatte zur Miete dieser teuern Wohnung getrieben; nach ihr richtete sich alles. Heller hatte bei seiner Arbeit nichts davon gemerkt. Nur hie und da, wenn ihm zufällig einmal etwas aufstiess, räsonnierte er los, und dann war es die gute Tante, die ihm stets zustimmte: „Siehst Du, Elisabeth? Habe ich Dir nicht dasselbe gesagt? Da hörst Du es nun!" — Die arme Elisabeth war stets der Sündenbock. Sie schwieg, weil sie wusste, was von ihrem Reden abhing. Wenn sie ihrem Gatten gesagt hätte, dass die Sache sich umgekehrt verhielt, dass die Tante es gewesen, welche jene getadelten Anordnungen getroffen, so wäre es zwischen ihm und der Tante zu Auseinandersetzungen gekommen, deren Ausgang bei seinem erregten Temperament leicht hätte gefährlich werden können. Aber endlich kam die Auseinandersetzung doch. Das Regiment der Laune und des Portemonnais einer alten Dame lag auf diesem Hause mit erdrückender Schwüle, und da war es nicht Frau Elisabeth, welche sprach, sondern andere Leute. Von verschiedenen Seiten erhielt Heller plötzlich ganz seltsame Aufschlüsse über sein eigenes Hauswesen. Die Tante hatte gemeint, sich anderswo Bundesgenossen durch Klatsch gewinnen zu können. Sie wollte eine öffentliche Meinung schaffen, unter deren Druck sie Heller ganz klein zu machen gedachte. Aber die andern traten zu Heller hin und machten ihn aufmerksam auf die freundlichen Absichten der Tante. Dazu kam, dass sie ihm selbst in letzter Zeit einigemal Ratschläge betreffs seiner Zukunft zu geben wagte, Ratschläge, die er als anständiger Mensch niemals hätte befolgen können. Er legte der Tante die Folgen dar, und als sie sah, dass diese doch sehr bedenklich seien, sagte sie: „Du musst es ja besser wissen. Ich habe

Digitized by Google

mir das nur so gedacht. An solche Folgen dachte ich natürlich im Entferntesten nicht!" — Und da sie natürlich auch weiter nicht im Entferntesten an solche Folgen dachte, kam sie bald wieder von einer andern Seite her mit einem neuen Vorschlag, der dem ersten im Grunde auf's Haar gleich sah. Heller lachte und gab keine Antwort mehr. Die Tante lachte natürlich auch, aber kaum war er aus dem Zimmer, so meldete sich ihre verletzte Würde zum Wort, und in Schmähreden ging es nun über Heller und die hochmütige Naseweisheit des jungen Mannes her. Frau Elisabeth antwortete wohl hin und wieder, aber das machte die Sache nicht besser. Der Zustand wurde für die junge Frau unerträglich. Sie schwieg. Ihr Mann stand vor dem Examen, und da durfte man ihm nicht mit solchen Geschichten kommen. Andere aber sahen, was sich da vorbereitete, und die andern meldeten sich nun. Alles schoss zusammen. Ob er wollte oder nicht, musste Heller einsehen, dass die Tante eigentlich eine ganz traurige Person war, und als er es einsah, flog die Tante an einem schönen Sonntagvormittag mitsamt ihrer materiellen Grundlage zur Thüre hinaus.

Das war nun allerdings höchst notwendig geworden. Aber einen grossen Fehler hatte Heller doch gemacht. Er hatte den leichthin gegebenen, unbestimmten Zusagen dieser Frau rückhaltlos vertraut, statt von Anfang an auf eine ganz bestimmte Regulierung dieses delikaten Verhältnisses zu dringen. Denn wenn die Tante, wie sie sagte, nichts wollte, als das Glück der jungen Leute, so hätte er sie beim Wort nehmen müssen und einfach rund heraus fragen, wie sie dazu helfen wolle und was sie zu thun gedenke? Nach dem Ausfall der Antwort hätte sich alsdann erst sein Thun richten müssen. An diese einfache gerade Regelung hatte er nicht gedacht. Er war ein junger Mann, der vom Leben noch wenig verstand, vom Geschäft aber verstand er noch weniger, sondern er handelte nach Maximen und Prinzipien und glaubte an eine ewige Liebe, die ewige Liebe der Tante. Und doch, eine vorherige, ruhig geschäftsmässige Absprache wäre erst recht in diesem Verhältnis notwendig gewesen, um ihn vor einer schiefen Stellung zu bewahren. So hatte die Tante nun fast alle reellen Faktoren auf ihrer Seite, und sie schickte sich an, sie auch jetzt nach ihrer Verabschiedung noch im ausgedehntesten Maasse zu verwerten. Nichts leichter als das! Sie hatte den beiden geholfen, und nun war der jähzornigste Undank ihr Lohn. Fortgewiesen hatte man sie, die „nichts wollte, als das Glück der jungen Leute!" Und alle, für die nur reelle Faktoren Bedeutung hatten, glaubten natürlich ihr, nicht Heller, der ausserdem verschmähte, sich gegen Vorwürfe lang und breit zu verteidigen.

Was aber nun? Er hatte nichts, als eine Wohnung und zwar eine für seine Verhältnisse sehr teure Wohnung. Dazu die Möbel, welche keinen grossen Wert repräsentierten, und seine kleine Bibliothek, sein Handwerkszeug. Wovon nun leben? Was anfangen?

Zunächst hatte er daran gedacht, alles stehen und liegen zu lassen und sich nach irgend einer Stellung umzusehen. Da aber traten ihm seine Freunde in den Weg: „Das Examen muss gemacht werden! Dieser Titel ist nicht so unwichtig, wie Du glaubst. Arbeite weiter! Für die fünfhundert Mark sorgen wir!" — So wurde aus dem Studenten Ferdinand Heller ein „Herr Doktor."

Und dann hatte sich der Herr Doktor an den Schreibtisch gesetzt und einige kürzere Abhandlungen über „schwebende Zeitfragen" verfasst. Er hatte sie an verschiedene Redaktionen eingesendet. Aber alle schickten sie wieder zurück, da man nicht anerkennen könne, dass die Zeit, in der diese Fragen schwebten, schon oder noch da sei. „Das Papsttum der Zukunft," „Wozu? — Ein offener Brief an Herrn Friedrich von Hellwald" — das waren ja an sich ganz schöne Sachen. Auch war Heller keineswegs ein stilistischer Stümper, sondern er schrieb gerade und klare Sätze. Und an Ideenarmut litt er auch nicht. Aber die Zeitungen schickten ihm seine Sachen doch zurück. Das war nun sehr dumm von diesen Redakteuren, denn so waren allmählig Kartoffeln die Leibspeise der Familie Heller geworden, und alle die wenigen

Digitized by Google

Gelder, die noch im Hause waren, hatten nur eine Bestimmung erhalten: „Das Kind muss doch seine Milch haben!“

Das Kind! — Was die zwei da zusammendichteten und überlegten, das Kind war und blieb bei allem der Mittelpunkt. Bis zu seinem fünfzigsten Jahre dachten sie ihm sein Leben vor, und Dr. Heller erwärmte sich in der kalten Jahreszeit an der Idee, dass er der Sockel sei, auf den dereinst sein Sohn in strahlendem Glanze hinaufsteigen werde. Auch jetzt war es wieder das Kind, welches den Herrn Doktor auf die Beine trieb, denn alle die wenigen Milchgelder waren nun bis auf zwanzig bare Reichspfennige zusammengeschrumpft. Was wollte er nun? Er wusste es selbst noch nicht so recht. Nur heimlich hatte er ein neues Manuscript über eine weitere schwebende Zeitfrage in die Tasche geschoben: „Gedanken über dramatische Kunst mit besonderer Berücksichtigung der natürlichen Stellung, welche der Musik innerhalb derselben zusteht.“ Mit diesem Schatze auf dem Herzen wanderte er nun die Nymphenburger Strasse hinab der Stadt zu. „Diesmal hab' ich's in der Tasche, das Glück!“ — sagte er halblaut vor sich hin. „Diesmal ist die Sache recht. Kein Loch in der Deduktion! Alles schliesst fest und sicher in einander. Dann die Beleuchtung der psychophysischen Probleme! Sie wird Aufsehen machen, und die Leute von den „Neuesten“ werden in die Hände klatschen vor Vergnügen. Was — Junge?!“

„Ja, Papa!“ sagte das Kind, und die zwei schlenkerten mit den Armen, dass der Kleine laut aufjauchzte vor Vergnügen. Immer wieder fing er an, mit seinen Aermchen hin- und herzupendeln. „Noch einmal, Papa!“ lachte er dazu; „noch einmal!“ — Die vorübergehenden Leute freuten sich an der Lust des Kindes und dem jungen Vater, der so lieb an ihm that.

„Ein reicher Herr Doktor aus der Lingrunstrasse!“ sagte eine Frau zu ihrer Begleiterin, als Heller an ihnen kaum vorüber war.

Und Heller wurde rot bis hinter die Ohren, da er es hörte. „Reich! — du giltst für reich! — Das macht der verdammte Sammetrock! Das letzte Mal, dass ich den anziehe!“ brummte er vor sich hin. Aber der Bube rief wieder: „Noch einmal, Papa!“ — Und so pendelten sie wieder mit den Armen und lachten trotz des falschen Scheins, den sein Sammetrock erweckt hatte. Das Glück, die Freude an seinem Kinde, die waren ja nicht falsch, sondern echt, ganz echt, und die konnte er darum auch ruhig zeigen.

Da zerrte ihn das Kind plötzlich in der Dachauerstrasse an ein Schaufenster hin. „O, die schönen Häschen! — O, die schönen Lämmchen! — Schöne Eichen!“ Vor Vergnügen patschte der Bube in die Händchen. Und dann hastig: „Papa, bringt der Osterhas Männy auch ein Ei?“ Heller zuckte zusammen. Aber schnell fasste er sich und suchte das Kind zu beruhigen: „Komm', Männy, komm'! Wenn Du lieb bist, bekommst Du auch eins, gewiss!“

„Papa, Männy ist lieb,“ versetzte das Kind ernst und sah mit seinen grossen blauen Augen zum Vater auf.

„So, Männy ist lieb?“ frug dieser in Gedanken dagegen. Und die Antwort: „Ja, Papa!“ hörte er kaum, denn um seine Augen zogen sich die Falten, und die Frage liess ihn nicht mehr: „Wie kommt das Kind zu seinem Osterei?“

Morgen war Ostern, und heute hatte der Mann nur noch das Geld, um noch einmal dem Kinde seine Milch zu bezahlen. Er beschleunigte seine Schritte, so dass der Kleine fortwährend trippeln musste. Aber die Augen des Kindes lugten in alle Schaufenster und immer wieder hörte der Vater den Ruf: „Noch Ostereier! Noch Ostereier!“ Und dann gar am Ausgang der Dachauerstrasse wieder eine grosse Konditorei! Der Knabe wollte nicht weiter. Die schönen Sachen musste er sehen. Alle vier Fenster wurden sorgfältig abgegangen, und der Jubel des Kleinen wollte kein Ende nehmen. Erst als sie sich vom letzten Fenster abwendeten, schlug die Stimmung um. Männy wurde ganz ernst und sagte ein paar mal still vor sich hin: „Schöne Häschen! Schöne Eier!“

Digitized by Google

Dem Kleinen durfte die Freude nicht vergehen. Heller nahm sich zusammen, und sofort fiel ihm wieder etwas ein, was die Fröhlichkeit alsbald wiederherstellte.

„Noch Eier!“ rief Heller plötzlich, als sie über den Bahnhofsplatz hinüberschritten, wo absolut kein Ei zu sehen war.

„Wo?“

„Da!“ — Und der Vater zeigte in die Luft. Der Kleine sah ihn zuerst erstaunt an. Dann lachte er plötzlich hell auf. So ging die Spielerei wieder los. „Noch Eier!“ rief der Vater wieder.

„Wo?“

„Da!“ Und Männy lachte wieder. Dann fing er selbst an: „Noch Eier!“

„Wo?“ frug Heller ganz ernst.

„Da!“ sagte der Kleine und zeigte auf einen Laternenpfahl.

„Wart', Du frecher Strick! Ich will Dir!“ drohte der Vater. — Aber der Bube liess nicht nach. „Noch Eier! Noch Eier!“ ging es über den ganzen Weg hin. Jedesmal, wenn der Vater dann im Scherze zusammenfuhr und sein „Wo?“ frug, lachte der Nichtsnutz und rief jubelnd sein „da!“ — So kamen sie glücklich an allen weitern Eierstationen vorüber und endlich auch auf den Färbergraben vor die Redaktion der „Neuesten“. Und da — da war alle Freude zu Ende. Dr. Heller stand vor den grossen Fenstern mit ihrer Druckprobenauslage still und sah andächtig hinein. Er überlegte sich, was er denn da droben sagen sollte? Und je mehr er überlegte, um so zweifelhafter wurde er. Immer wieder kam er darauf zurück, dass er denen da drinnen zuerst ein Bekenntnis seiner Not und Armut ablegen müsse. Aber seine Sachen aus Mitleid angenommen zu sehen, widerstand seinem Ehrgefühl, und schwieg er von seiner Armut, so würde man ihm kein Geld geben, sondern ihm wahrscheinlich sehr höflich bedeuten, man werde die Sache prüfen und ihm alsdann Mitteilung machen. Was sollte er nun thun? Geld musste er doch haben, und nur hier konnte er vielleicht solches bekommen. Aber wenn er da von seiner Armut hätte anfangen wollen, würde man wahrscheinlich auf seinen Sammetrock einen erstaunten Blick geworfen und dann die Achseln gezuckt haben. Er sah ja gar nicht arm aus, sondern reich, wie die Frau in der Nymphenburgerstrasse gesagt hatte. „Der verdammte Sammetrock!“ rumorte es wieder in ihm, und dann fuhr es halblaut heraus: „Aber hinein muss ich!“

„Wo?“ frug da der Kleine plötzlich dazwischen.

„Männy, ich muss dahineingehen,“ sagte er dem Kinde ruhig.

Aber Männy machte ganz enttäuschte Augen. „Da giebt's doch keine Ostereier!“ versetzte er traurig.

Heller seufzte tief auf. — — „Nein, da giebt's keine Ostereier!“ wiederholte er mechanisch und dann mit einem plötzlichen Ruck machte er Kehrt und ging langsam die Strasse zurück, die er gekommen war. Sein Ernst teilte sich dem Kinde mit. Alle Fröhlichkeit war dahin. Der Knabe verstummte. Nur seine Augen wanderten umher und suchten wieder in allen Schauläden. Und wie leuchteten sie auf, wenn er die gesuchten Ostereier entdeckte. Wortlos ging der ernste Mann dahin. Wie eine fürchterliche innere Wut hatte es ihn plötzlich gepackt, so dass er am liebsten gleich hier auf der Strasse seine ganzen psychophysischen Probleme zerrissen und nach allen vier Winden zerstreut hätte. Und dann traf ihn wieder ein leuchtender Blick des Knaben und drang wie ein Stich in sein zitterndes Herz.

„Jetzt keine Eier mehr! Gar keine Ostereier mehr!“ sagte der Kleine in bedauerndem Ton, als sie an dem Schaufester vorüber waren, wo er vorhin die ersten entdeckt hatte. Ernst und traurig kamen sie beide zu Hause an, und Frau Elisabeth erfuhr von dem Kinde, Papa sei bös, aber Männy lieb, ganz lieb. Die Mutter küsste den Kleinen und drückte ihn an's Herz, und bald klang wieder von der Küche her der gedämpfte Spektakel des spielenden Kindes zu dem Träumer am Schreibtisch. Den Kopf hatte er schwer auf die

Digitized by Google

Hand gestützt, und allerlei böse Gedanken irrten in dem schweren Kopfe umher. — —

„Wie machen wir es nun mit der Milchfrau?“ frug Frau Elisabeth am Nachmittage ihren Mann. „Das Kind muss doch seine Milch haben, aber ich kann nur heute noch bezahlen!“

„Ich weiss, ich weiss!“ gab Heller abwehrend zur Antwort. — „Ruf' mich, wenn die Frau da ist; ich werde mit ihr reden.“

So geschah es. Nach fünf Uhr schellte es, und Heller wurde hinausgerufen.

„Liebe Frau,“ sagte er, „ich habe Unglück gehabt und bin nicht mehr imstande, Ihnen die Milch täglich zu bezahlen.“

„Das macht gar nichts, Herr Doktor!“ fiel die Frau sofort ein. „Ich bitt' Sie, das macht wirklich nichts!“

„Gute Frau, das sagen Sie so leicht. Aber es macht sehr viel. Darum hören Sie einmal zu! Ich weiss, dass Sie auch darauf angewiesen sind, und wenn ich Ihnen sage, dass ich, bevor ich nicht Stellung oder Arbeit gefunden, nicht mehr bezahlen kann, so müssen Sie sich ganz genau überlegen, ob Sie mir so lange in's Ungewisse hinein Ausstand geben können!“

„Da giebt's nichts zu überlegen,“ fiel die Frau wieder ein. „Das wär' ja noch schöner, wenn's Bubi wegen der paar lausigen Pfennig seine Milch nicht mehr bekäm'. Nein, nein, ich bring' Ihnen die Milch geradeso, wie bisher. Zahlen können Sie mir, wenn Sie mögen! In einem halben Jahr, in einem Jahr, wie's gerad' geht, wie's Ihnen passt. Das wär' ja noch schöner! Das wär' ja wirklich noch schöner!“

Dr. Heller machte abermals den Versuch, der Frau seine Lage klar zu machen, denn es war ihm, als hätte die gar nicht begriffen, worum es sich hier handelte. „Ich bin eben augenblicklich so gestellt, dass ich Ihnen gar nicht sagen kann, wann Sie zu Ihrem Gelde kommen werden. Ich kann Ihnen gar nichts Festes versprechen.“

„Ich hab' ja auch gar kein Versprechen verlangt,“ fuhr die Frau wieder heraus. „Ich bitt' Sie nochmals, Herr Doktor, machen Sie sich keine Gedanken der Kleinigkeit wegen. Ich bring' Ihnen die Milch, und Sie zahlen mich schon noch einmal. Also was weiter? — Oder — soll ich Ihnen etwa mehr bringen alle Tag'? — Gern! — Gewiss gern! Wollen Sie zwei Liter? — Ich bring's Ihnen schon.“

„Nein, nein!“ fiel Heller ganz bestürzt ein. „Ich meinte nur, wenn das Kind einstweilen seine Milch weiter bekommen könnte, wie bisher . . . .“

„Ei, das ist ja ganz selbstverständlich! Ich werd' doch nicht . . . Das wär' ja noch schöner! Ach, mein Bubi, mein Herzensbubi!“ Und sie nahm das Kind, das eben aus dem Zimmer herbeilief, auf den Arm und schaukelte damit herum. Die freie Bewegung aber benutzte sie zugleich, sich selbst eine dicke, dicke Thräne aus dem Auge zu wischen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Heller bewegt. „Besten, herzlichen Dank, Frau Schneider!“ — Und er drückte der guten Frau die Hand.

„Kein' Ursach', Herr Doktor! Kein' Ursach', ich bitt' Sie!“ versetzte die Frau wieder und wand sich zur Thür hinaus. — Und „ihr Herzensbubi“ bekam auch fürderhin seine Milch. Aber nicht nur das! Gleich am Abend noch kam sie wieder und liess für Ostern zwei Liter da. „Der Herr Doktor habe sie bestellt. Er ässe gern einmal Kartoffelpurée in der Milch, und dann brauchten sie als einmal mehr Milch für Pfannkuchen und Suppe, und der Bubi werde auch grösser, der müsse schon ein bisl mehr haben.“ Frau Elisabeth war ganz erstaunt. Sie eilte, nachdem die Frau fort war, hinein zu ihrem Manne, und frug, ob er denn zwei Liter Milch bestellt habe?

„Keine Spur!“

„Sie hat sie aber dagelassen und redete dabei von Suppe und Kartoffelpurée und Pfannkuchen und dass das Kind grösser würde.“

„So lass sie!“ sagte Heller ruhig. „Trink' Du auch hie und da ein bisl Milch, Schnuck! Es thut Dir gut. Die ewige trockene Kartoffelgeschichte ist

Digitized by Google

nichts für Dich. Also lass es bei den zwei Litern! Du kränkst die Frau, wenn Du sie ablehnst. Sie ist gut, herzensgut, wie selten ein Mensch!"

Dieser armen Frau gegenüber von seiner Armut zu sprechen, war Heller gar nicht so besonders schwer gefallen. Und am Morgen, wie hatte ihn da der Gedanke geschüttelt, dem Redakteur der „Neuesten" das gleiche Geständnis machen zu sollen! Die Frau hatte auch den Sammetrock gar nicht erstaunt angesehen, sondern als Heller eben erst den Mund geöffnet, hatte sie ihn auch schon vollkommen verstanden. Und dann hatte sie nicht mit den Achseln gezuckt, sondern sofort zugegriffen. Dass es ihm in der Redaktion der Neuesten ebenso ergangen sein würde, konnte er sich gar nicht vorstellen. Und warum denn eigentlich nicht? — „Aber was geht denn uns dieser fremde unbekannte Mensch an?" — „Was kümmert es denn mich, wie es dem geht?" Solche und ähnliche Äusserungen hatte Heller schon viel zu oft gehört, so dass er an ein lebendiges Gefühl von Mensch zu Mensch nur mehr theoretisch glaubte. „In Wirklichkeit verbindet nur das Interesse die Menschen," sagte er sich, „und so musst du halt mit deinen Manuscripten so lange wandern, bis du einmal den findest, der in deinem Geiste die gleiche Tonart entdeckt, die auch ihm selbst eigen." Und da kam nun diese arme Frau und machte auch durch diese Theorie wieder einen Strich. — „Was hat denn die von mir, wenn ich die Milch nicht mehr bezahlen kann? — Nichts! — Gar nichts! — Weniger als nichts! — Schaden! — Und trotzdem liess sie sich nicht abweisen. Der Bubi, sagte sie, müsse seine Milch haben. Aber für die Frau und den Mann gab sie ein Liter mehr her. — Die Frau hat eben selbst der Not in die Augen gesehen, darum, ja darum . . . ."

Und Heller setzte sich hin und entwarf den Plan zu einer neuen Abhandlung über eine eben schwebende Frage: „Not oder Vernunft?" — Da sollte als Thema behandelt werden, ob denn die Not die einzige und ewige Lehrmeisterin der Menschen sei und bleibe? Ob nicht vielmehr die Vernunft und die Einsicht auf einer gewissen Kulturstufe die Not als Lehrmeisterin abzulösen hätten? Die Einsicht, welche die Menschen so verbinde, dass jeder nur in dem Wohle des andern sein eigenes Wohl erkennen könne und müsse? Die Vernunft, welche der Not vorbeugend vorausdenkt, statt ihr stets folgernd nachzuhinken? Und diese Abhandlung sollte effektvoll mit einer Anekdote schliessen, die er dem preussischen Minister von Bodelschwingh und dem dichterischen Vertreter der Radikalen Georg Herwegh einfach „aus bisher unbekannten Aufzeichnungen" andichten wollte. Der Zufall sollte die beiden in Berlin oder Königsberg in einer Gesellschaft zusammenführen, und dann sollte sich die Unterhaltung etwa also gestalten:

Bodelschwingh, auf eine Polemik Herweghs gegen die Censur erwidernd: „Sobald die Radikalen aufhören, radikal zu sein, können wir die Censur wie einen verbrauchten Besen in die Ecke stellen."

Herwegh: „Das liegt ja in Ihrer Hand, Exellenz, den Radikalismus aus der Welt zu schaffen."

Bodelschwingh: „Wie so denn?"

Herwegh: „Ganz einfach! Denn kein Mensch ist radikal, dem es gut geht. Also sorgen Sie nur dafür, dass es allen gut geht!"

Bodelschwing: „Das ist leicht gesagt. Aber wie soll man das anfangen?"

Herwegh: „Wie das anzufangen ist, müssten Sie als Staatsmann eigentlich selbst wissen. Wenn Sie es nun nicht wissen, wie es scheint, so danken Sie als ehrlicher Mann entweder ab, oder aber stellen Sie zum mindesten die Censur ein, damit dem Gedrückten wenigstens das Recht unbekümmert bleibt, zu sagen, dass es ihm schlecht geht. Ihm dieses Recht auch noch nehmen heisst eine schreiende Ungerechtigkeit begehen, und Sie versicherten vorhin, dass Ihr Staat ein Rechtsstaat, kein Unrechtsstaat sei."

Bodelschwingh: „Wollten wir Ihrem Vorschlage folgen, so würden wir der tollsten Lästerkritik einfach Thür und Thor öffnen."

Digitized by Google

Herwegh: „Auch der zu entgehen, dürfte nicht schwer sein, wenn man sich nur redliche Mühe gäbe, die Kritik nicht fürchten zu müssen. So lange es aber so bleibt, wie es ist, müssen Sie die Kritik fürchten. Und weil Sie sie fürchten, handhaben Sie die Censur. Mit ihr wieder erziehen Sie sich die allgemeine Heuchelei und geraten also aus dem Reich des Rechts und der Wahrheit in die tollsten Widersprüche und Unwahrheiten. Das ist der Zustand, in dem wir uns thatsächlich befinden, und den zu erhalten Sie sich so angelegen sein lassen. Aber ehrlicher wäre es, wenn Sie offen eingeständen, dass nicht die Freiheit, sondern die Sklaverei und Unfreiheit das Ziel sind, auf welches Sie lossteuern. Die Versicherung, dass der neue Weg zur einzigen und allein möglichen Freiheit führe, ist eine Unwahrheit, die ihrerseits wieder einer unbewussten Feigheit entspringt."

„Und der Minister drehte sich auf dem Absatze herum und liess den Dichter stehen. Einigen Höflingen, die sich ihm rückenbeugend näherten, sagte er: „Ein unverschämter Phrasendrescher, dieser gefeierte Dichter da!" — Die Höflinge aber lächelten in zufriedenem Entzücken." —

Als Heller diesen effektvollen Entwurf des Schlusses fertig gestellt hatte, lachte er hell auf: „Das da werden die Neuesten niemals nehmen, aber ein andrer nimmt's vielleicht einmal, der etwas neuer ist, als die Neuesten!" — Und sehr zufrieden, äusserst zufrieden war der Autor mit dieser „wirklich feinen Dialektik" in den Antworten Herweghs.

So war der brave Herr Doktor am Abend vor dem heiligen Osterfeste nahe daran gewesen, ein ganz radikaler Mensch zu werden. — —

Am andern Morgen sass Heller wie gewöhnlich an seinem Schreibtisch, als der Kleine hereinpurzelte und daherstammelte: „Lieber Papa, ein glückliches Osterfest!" — Das hatte ihm die Mutter eingeprägt, aber selber sagte er sogleich hinzu: „Kommt der Osterhas heut zu Männy?"

„Ich weiss nicht, Kind," versetzte der Vater, „aber ich will ihm nachher einmal pfeifen. Vielleicht kommt er dann. Also lass mich erst noch ein bisl arbeiten; später rufe ich Dich dann, und wir pfeifen dem Osterhas."

Der Kleine trippelte mit einem Kusse hinaus, und Heller versuchte, an seiner schwebenden Frage weiter zu arbeiten. Aber es ging nicht recht. Ein buntes Osterei flunkerte fort und fort vor seinen Augen herum, und es nützte auch nicht viel, dass er mit dem Taschentuche einigemal seine Augen auswischte. Das bunte Ei blieb, und so rief Heller gegen elf Uhr den Kleinen. Der kam jubelnd an. Der Vater nahm ihn auf den Arm und trat mit ihm an's offene Fenster.

„Pass' auf, jetzt pfeif' ich!" — Und er pfiff hinaus. Aber kein Osterhas kam. Der Kleine guckte sich zuerst fast die Augen aus. Dann aber freute er sich auch so am Spiel. Er versuchte auch zu pfeifen und spitzte das Mäulchen.

„Jetzt hommt er! — Nein, immer noch nicht!" — Und Vater und Sohn pfiffen wieder, und Frau Elisabeth kam dazu und pfiff auch, und so pfiffen sie alle drei um die Wette fast eine Stunde lang. Der Sohn vergass den Osterhasen und lachte über die tolle Pfeiferei der Alten, und der Vater vergass seine seit gestern schwebende Frage und lachte über den kleinen tollen Kerl. Und wieder pfiffen sie. Da fiel draussen das Thor in's Schloss, und gleich darauf schellte es.

„Da!" — rief der Kleine halblaut. Und wirklich, der Osterhase war da. „Onkel" Hermann aus Schwabing und „Tante" Anna kamen, und jeder hatte für den Buben ein Ei; die Tante ein schönes rotes wirkliches Ei und der Onkel eins von Chokolade. — Hui, war das ein Jubel! Und wie von Herzen kam diesmal das „Danke, Danke!" von den Lippen der drei, die da dem Osterhasen so lange gepfiffen! — Und kaum waren die beiden Spender fort, so schellte es wieder. Und die Milchfrau kam und meinte, sie müsste ihrem Bubi doch auch ein Eili bringen. Aber statt des einen lagen in der Schürze drei Stück, ein rotes, ein blaues und ein gelbes. „Das rote und blaue sind hart gekocht," sagte sie vorsorglich, „das gelbe aber ist für's Bubi gerad' recht."

Digitized by Google

„Nein, das geht wirklich nicht!“ — meinte Frau Elisabet gerührt. Aber der Kleine hatte sie schon im Schürzchen und rannte in's Klavierzimmer zum Sopha. Da stand er nun, und: „Hu, die schönen Eichen! Hu, die schönen Eichen!“ — ging es in einem Jubeltone weiter.

„Ja, es geht!“ — sagte Heller ruhig. „Ich habe zwar jetzt nur ein Vergelt's Gott, Frau Schneider, aber hoffen darf ja jeder, dem es schlecht geht, dass es ihm auch noch einmal besser gehe, und dann will ich daran denken, was für eine treue, herzensgute Frau Sie sind.“

„Ach was, reden Sie von nix! Das wär' ja noch schöner, da noch lang daherzureden. Schaun's nur das Kind an, wie das eine Freud' hat! — Eine wahre Freud'. — Ade, Du herziges Bubi! Ade, Frau Doktor! Ade, Herr Doktor!“ — Und hinaus war sie wieder.

Nun ging's los. Jeder bekam zu Mittag ein Ei. Dazu Kartoffeln, und der Bubi seine Milch. Und ein Festmahl war's, ein wahres Festmahl. Die Sonne leuchtete, was sie nur konnte, vom Himmel herunter, als die drei da zusammensassen und kippten. Und wenn dann die Schale zersprang, dann warf das Kind sein „Oh!“ hinein, das so köstlich klang, dass wieder alle lachten.

Nach Tisch aber nahm der Vater das eine übrig gebliebene Ei und das Chokoladenei und versteckte sie beide. Der Kleine suchte und fand. Während er das eine immer wieder suchte, versteckte der Vater das andere immer wieder von neuem, und so fand der Männy nach und nach 150 Eier.

Einhundertundfünfzig Eier in Worten! — Das war ja ein ganzes Eiervermögen. Wer hätte das gestern noch gedacht, als die beiden da vor dem Fenster der Neuesten standen? Und dazu die Freude! Den ganzen Nachmittag hatte der Kleine Eier gesucht, und sein „Oh, schon wieder eins!“ hatte jedesmal ein frohes Lachen zur Folge. Und den ganzen Nachmittag hatte der Vater Eier versteckt und gelacht; natürlich hatte er dabei an seine schwebenden Fragen auch nicht ein einziges Mal gedacht, und seine Fortentwickelung zu einem ganz radikalen Menschen war wirklich ernstlich aufgehalten worden. Das schien ihm nun einzufallen, als der Kleine zu Bett war, und so sagte er seiner Frau Elisabeth mit sorgenvollem Ton: „Jetzt muss ich aber wirklich noch etwas arbeiten!“

„Heute? Am Ostersonntag?“ — war die erstaunte Gegenfrage. „Ich dachte, Du würdest Dich heute Abend mir etwas widmen?“ — setzte sie kleinlaut hinzu.

„Widmen?“ — frug er mit fröhlicher Ironie. „Heute am Ostersonntag? — O, Du heilige Elisabeth! — O, Du armes vergessenes Frauerl!“ — Und er nahm den Kopf der kleinen Frau zwischen seine Hände und küsste sie.

Langsam schwebten die schwebenden Fragen davon, und die Entwicklung zu einem ganz radikalen Menschen geriet für heute nun vollends in's Stocken. — — — —

Aber war das wohl ein Wunder bei Einhundertundfünfzig Ostereiern in Worten?! —

Digitized by Google

ÜBER DIE SCHÖPFERISCHE THÄTIGKEIT DES MUSIKERS.

VON

Dr. WILHELM KIENZL.

Von der Redaction dieser Blätter freundlichst eingeladen, über das oben genannte Thema mich zu äussern, war ich im Zweifel, ob ich es wagen könne, dieser ebenso ehrenvollen als schmeichelhaften Aufforderung Folge zu leisten, nachdem es mir als etwas Missliches erschien, mich über ein der Allgemeinheit so schwer zugängliches, vages Thema auszulassen und auch weil sich dem Missverständnisse nicht leicht ein grösserer Spielraum eröffnet als auf diesem Gebiete.

Dass ich mich endlich doch zur Ausführung dieser Idee entschloss, verdanke ich lediglich der Erwägung, dass es sich hier durchaus nicht um eine wissenschaftliche systematische Abhandlung oder Untersuchung, sondern in erster Linie um die subjektive Darstellung des von mir als schaffendem Künstler Erlebten und Beobachteten handeln könne, welche durch von aussen herangezogene Beispiele einigermaassen verallgemeinert werden und dadurch ein weitergehendes, also nicht rein persönliches Interesse erwecken könnte.

In geradezu hervorragender Weise hat Dr. Friedrich von Hausegger uns in seinem herrlichen Buche „Das Jenseits des Künstlers" das mystische Land entschleiert, in welchem die Phantasie des schaffenden Künstlers sich ergeht und aus dessen Quellen sie in traumhafter Bewusstlosigkeit schlürft.

Populär gesagt, besteht das Schaffen des Künstlers aus zwei Prozessen, dem Empfangen und dem Gestalten; in ersterem ist er passiv, in letzterem activ. Die beiden zur Zeugung nöthigen Gegensätze des weiblichen und männlichen Princips sind also bei ihm in einer Person vereinigt. Diese Praepotenz erhebt den künstlerischen Menschen über den alltäglichen, unkünstlerischen. Das höchste Ziel des schaffenden Künstlers muss es also sein, die nicht schaffensfähigen Mitmenschen der Errungenschaften des ihm von einer Gottheit verliehenen Genius theilhaftig werden zu lassen und sie dadurch zu beglücken.

Der Gedanke der sich bis zum Opfer steigernden Hingebung des schaffenden Künstlers, welcher sich seiner Mission voll bewusst ist, erinnert lebhaft an die Christus-Idee. Und in diesem Sinne ist für mich Christus stets das Ideal des künstlerischen Menschen gewesen. In keiner menschlichen Bethätigung kommt die Erlösungs-Idee zu bedeutsamerem Ausdrucke, als in der künstlerischen.

So erhaben wir uns also den Beruf des wahrhaft künstlerischen Menschen denken müssen, so heilig soll uns auch das Geheimniss seines Schaffens erscheinen. Dieses analysiren zu wollen, wäre ein nicht nur unzartes, sondern auch vielfach vergebliches Unternehmen, welches ungefähr dasselbe Resultat

Digitized by Google

ergeben würde, welches man etwa erzielte, wenn man eine leuchtende Seequalle aus ihrem Bereiche genommen hat und — eine verschrumpfte Masse in der Hand hält. Das dem Nichtkünstler Verständliche am Schaffen wird immer nur das rein Materielle, Profane daran sein. Und dies ist nur die mit der Welt in Berührung kommende Aussenseite des Tempels, in dessen Inneres kein Ungeweihter treten darf, also wieder nicht das dem Fürwitze so interessant dünkende Geheimniss des Künstlers selbst. Dem Laien fehlt der Causalnexus zwischen dem äusseren und inneren Wesen des Künstlers. Deshalb erscheint dieser ihm oft so wunderlich in seinem menschlichen Gebahren, dass er ihn „überspannt" zu nennen pflegt, während er nicht ahnt, dass der Fehler an ihm selbst liegt und dass er mit grösserem Rechte als „zu wenig gespannt" bezeichnet werden könnte. Wie Jung-Siegfried es anstellt, durch das Feuer unversengt zu Brünnhilden zu gelangen, das ist dem Unvermögenden unbegreiflich. Er sieht nur dessen That und muss sie glauben. Das ist auch genug — was will er noch mehr? Es ist ja schon viel, wenn er sie sieht und gar, wenn er sie fühlt.

Ich muss gestehen, dass mich, den Selbstschaffenden, der Anblick Beethoven'scher Skizzenblätter zwar im höchsten Grade interessirt, aber auch vielfach verstimmt hat. Das im Beethoven'schen Schaffensprozesse, wie er theilweise sich in den Skizzenblättern zeigt, deutlich hervortretende menschliche Princip im Gegensatze zu dem einer unmittelbaren göttlichen Eingebung entspringenden Produciren Mozart's nimmt der grossen Erscheinung Beethoven's etwas von ihrem überirdischen Glanze. Man möge mich hierin nur ja nicht missverstehen, denn ich spreche nicht von der Gestaltung des Werkes, sondern von der allmählichen Hervorbringung der Ideeen selbst. Man sehe sich in dem von Gustav Nottebohm herausgegebenen „Skizzenbuch von Beethoven aus dem Jahre 1803" (Leipzig, Breitkopf & Härtel) die unter tausend Schmerzen einer sehnsuchtsvoll nach dem schönsten und treffendsten Ausdrucke ringenden Phantasie geborenen Ansätze zum wundervollen Canon aus dem „Fidelio" an, welche — vierzehn an der Zahl — von einander grundverschieden sind und theilweise eine unbestreitbare Nüchternheit im Gegensatze zur herrlichen Schlussgestaltung der Melodie an sich tragen, und man wird begreifen, was ich oben sagen wollte. Wer weiss es nicht, wie ernüchternd ein Blick hinter die Coulissen wirken kann? —

Das Räthselhafteste wird dem Laien stets das Schaffen des Musikers, das sogenannte Componiren sein. Wie oft wurde ich schon gefragt: „Wie machen Sie denn das, dass Sie einen musikalischen Gedanken festhalten und zu Papier bringen können und zwar so genau, dass ein Anderer ihn gerade so spielen oder singen kann, wie Sie sich ihn gedacht haben?" „Wie, wo und wann kommt Ihnen ein musikalischer Einfall, eine Melodie?" „Wie ist es möglich, für so viele Instrumente und Stimmen, wie sie ein Orchester hat, gleichzeitig zu denken und dies Alles notiren zu können?" Auch naivere Fragen kommen vor; z. B.: „Fällt Ihnen zuerst eine musikalische Idee ein und suchen Sie nachher einen Text oder ein Gedicht dazu oder umgekehrt?" — Ja, jüngst war ich Zeuge, dass ein vornehmer Herr einen hochberühmten Dichter in einer Abendgesellschaft fragte: „Sagen Sie 'mal, Herr von X., was ist leichter, eine Dichtung zu ersinnen und zu entwerfen oder sie auszuführen?" Solchen Fragen gegenüber ist es unendlich schwer, eine richtige und taktvolle Antwort zu finden, zumal wenn sie den müssigen Frager auch nur einigermaassen befriedigen soll. — Weit seltener werden ähnliche Fragen an Maler, Bildhauer oder Architekten gerichtet. Obwohl das Schaffen dieser Künstler in seiner innersten Wesenheit sich nicht von dem des Dichters oder Musikers unterscheidet, glaubt der Laie doch, dass es im Grunde wohl nicht so schwer sein kann, ein Bild zu malen, als eine Symphonie oder Oper zu componiren. Diese kindliche Ansicht ist aber in so ferne wenigstens begreiflich, als der Musiker thatsächlich der einzige Künstler ist, der seine Gebilde nicht aus der ihn umgebenden Aussenwelt entlehnt, sondern aus seiner Innenwelt. Es ist allerdings weit gefehlt, anzunehmen, dass die Aussenwelt beim bildenden

Digitized by Google

Künstler oder Dichter direct in sein Kunstwerk übergeht. Dasselbe hat von der Natur selbst nur den kleinsten Theil in sich, meist aber nur die Anregung durch dieselbe. Immer ist es nur die Seele des Künstlers, seine Persönlichkeit, welche aus einem Kunstwerke, ja selbst aus einem Landschaftsbilde, spricht. In der Musik ist aber die Seele zugleich Subjekt und Objekt, und der reinste und höchste Kunstausdruck ist jener, welcher der dem Concreten völlig abgewandten, ganz aus sich selbst schöpfenden Kunst der laut werdenden Seele zugehört: der Ton als künstlerisches Material. So abstrakt empfinden unkünstlerische Menschen selten oder gar nicht — in Folge dessen auch das ihnen Unbegreifliche am Schaffen des Musikers.

In welcher Weise nun der Tondichter Anregungen empfängt, das ist so verschieden bei jedem Einzelnen, wie die Physiognomieen oder die Handschriften der Menschen untereinander. Ohne äussere Anregung giebt es kein Schaffen, wenn es auch oft anders zu sein scheint. Es ist ja möglich, dass eine solche Anregung dem Künstler gar nicht zum Bewusstsein kommt, wie dies im Traumzustande der Fall ist. Aber doch bilden stets äussere oder innere Erlebnisse den Anstoss zum Schaffen.

Der Eindruck, den ein glückliches oder schmerzliches Erlebniss, ein grosser Natur- oder Kunstgenuss auf die Seele des Künstlers macht, drängt in ihm nach künstlerischer — gleichviel ob malerischer, dichterischer oder musikalischer — Aeusserung. Beim Musiker ist diese das Componiren. Manche Componisten brauchen lange zur Verarbeitung solcher Eindrücke und zum Umsatze in ihre musikalische Sprache, andere wieder schaffen so unmittelbar, dass ihnen der musikalische Ausdruck so geläufig ist, wie etwa das Athmen. Zu letzteren gehörten vor Allem die zwei gottbegnadeten Meister Mozart und Schubert. Besonders bei Ersterem gesellte sich zu der Leichtigkeit der Erfindung eine gleichsam angeborene Kunsttechnik, welche die schwierigsten Probleme sozusagen spielend zu lösen im Stande war, eine Erscheinung, die uns wie ein Wunder anmuthet.

Es dürfte die geehrten Leser interessiren, Einiges über die verschiedene Art des Schaffens älterer und neuerer Tonmeister zu vernehmen, sowie auch über ihre Gewohnheiten beim Componiren und über die äusseren Anregungen, deren sie vorwiegend zum Schaffen bedurften.

Sarti brauchte zur Stimmung ein grosses, düsteres Zimmer, welches nur von einer Lampe schwach erhellt war; seine musikalischen Gedanken kamen ihm nur in der Stille der Nacht. Paër componirte, während er mit Fremden plauderte, mit seiner Frau stritt, seine Kinder strafte oder mit den Dienstboten zankte, an den grössten Werken („Sargino", „Achilleus"), womit wohl nicht gesagt sein soll, dass er dieser seltsamen Inspirationsmittel unter allen Umständen bedurfte. Salieri durchwanderte die belebtesten Stadttheile, stets Schreibtafel und Stift in der Hand haltend, um glückliche Einfälle sofort notiren zu können. Dabei hatte er stets Bonbons im Munde. Gluck musste, um sich nach Tauris oder in den Erebus zu versetzen, auf einer Wiese sich in frischer Luft den Sonnenstrahlen preisgeben, wo er am Clavier sass und Champagner schlürfte. Cimarosa arbeitete am liebsten in heiterer Gesellschaft und von Lärm umgeben; so z. B. entstand die „heimliche Ehe". Dies erinnert an Mozart, der sein entzückendes Esdur-Trio für Clavier, Clarinette und Bratsche während einer heiteren Kegelparthie in der Kegelstätte componirte, (weshalb es auch noch jetzt das „Kegelstatttrio" heisst) oder an Schubert, der viele seiner Tänze und Lieder im Wirthshause mitten in aufgeräumter Gesellschaft entwarf. Sachini konnte nur dann Melodieen erfinden, wenn er bei seiner Geliebten war und seine Katzen um sich hatte. Man behauptet, dass der schmeichelnde und leichte Charakter seiner Musik damit im Zusammenhang stehe. Paësiello componirte ausschliesslich im Bette, so seine beste Oper „la molinara". Dies erinnert mich an Robert Hamerling, der mich wiederholt Mittags im Bett empfing, mit der Motivirung, „da besuche ihn die Muse am liebsten." Dies mag wohl rein physiologische Gründe haben, indem die liegende Haltung des Körpers der Gehirnthätigkeit

Digitized by Google

nicht ungünstig sein dürfte. Hierher gehört die von Schindler übermittelte Thatsache, dass Beethoven die höchsten Inspirationen am frühen Morgen im Bade hatte. Zingarelli, der am Clavier componirte, las vorher stets einige Seiten aus einem römischen Kirchenvater oder lateinischen Dichter; dann ging aber auch die Arbeit mit Riesenschritten vorwärts. Anfossi hatte einen musikalisch hochbegabten Bruder, welcher starb, bevor er zu Ruhm gelangen konnte; derselbe hatte in seinem Arbeitszimmer an allen Ecken und Enden gebratene Hühner, dampfende Würste und Schinken (!) stehen, um sich durch deren Duft anzuregen — jedenfalls die originellste Methode, wenn auch nicht die idealste. Sie erinnert an Schiller's Gewohnheit, sich durch den Geruch von faulen Aepfeln anzuregen. Haydn sass ruhig in seinem Stuhle, wenn er Gedanken fasste, aber er musste den Ring am Finger haben, den er einst von Friedrich II. erhalten hatte, damit sich seine Ideeen schön und klar entfalten konnten. — Ueber ganz bestimmte Anregungen zu einzelnen Werken wird Verschiedenes erzählt. So berichtet Carl Czerny, dass Beethoven die musikalische Idee zum Scherzo der 9. Symphonie gekommen sei, als er einst im Garten das Gezwitscher der Spatzen gehört habe. Nach anderer Version soll Beethoven lange im Finstern im Freien gesessen sein, wobei ihm von allen Seiten aufglitzernde Lichter das Motiv zu jenem Scherzo eingegeben haben sollen (G. Nottebohm, II. „Beethoveniana", Leipzig 1887).

Von Weber wird erzählt, dass ihm der Anblick von übereinandergestellten Stühlen (!) in einem Gastgarten zum Marsch im „Oberon" inspirirt habe, sowie von Goldmark, dass er den harmonisch und melodisch so eigenthümlichen und berückenden Lockruf der Astaroth im zweiten Acte der „Königin von Saba" dem Gesange einer Lerche in Carlsbad abgelauscht habe.

Man lächle über diese Dinge nicht! So extravagant sie sich ausnehmen, so steckt in ihnen doch ein Kern von Bedeutsamkeit. Es liegen hier physiologische Geheimnisse vor, über die man nicht achtungslos hinweggehen darf. Fechner hat in seiner „Psychophysik" so manches Streiflicht auf jene eigenthümlichen Dinge geworfen, welche dem nüchternen Menschen Verrücktheiten oder mindestens unlösbare Räthsel dünken. Es muss doch nachdenklich machen, dass fast kein schaffender Künstler ganz frei von solchen Eigenheiten ist, ohne deren Befriedigung er an der Entfaltung seiner schöpferischen Potenz gehemmt ist. Jeder echte Raucher weiss, welchen Einfluss bei ihm die Cigarre oder Tabaks-Pfeife auf seine geistige Arbeitsfähigkeit beim Studiren oder Schriftstellern hat. Hier liegt allerdings eine directe Stimulation durch Narkose vor, wie bei Menschen, die es nöthig haben, sich durch alkoholische Getränke, Café oder Thee zur geistigen Arbeit anzuregen. Beim Künstler aber und ganz besonders beim Musiker ist das Nervensystem so empfindsam und fein organisirt, dass es auch auf indirecte Einflüsse reagirt, wie es Ideeenassociationen, Erinnerungen, wachgerufen durch an und für sich gleichgültige Gegenstände u. A. sind. Wer entscheidet, welche Combination von direkten und indirekten Empfindungen und Gedanken bei Richard Wagner's eigenthümlichen Neigungen ausschlaggebend war? Seine Vorliebe für Seide und Sammet, für Teppiche und Vorhänge und für ganz bestimmte Farben der letzteren gehört hierher. So musste sein Arbeitszimmer in seinem letzten Heim im Palazzo Vendramin zu Venedig ganz in Rosa schimmern.

Wehe aber Dem, welcher solche Anregungsmittel braucht, ohne die Entschuldigung dafür von der bösen und schaalen Welt durch hervorragende Leistungsausweise einigermaassen zu erlangen. Ich erinnere hier an den unglücklichen Baiernkönig Ludwig II. Auch er war eine reichbegabte Künstlernatur, der jedoch die Potenz zur schöpferischen Entfaltung seiner Phantasiekräfte mangelte. Eine solche Existenz darf ohne Bedenken mit dem Prädikate „tragisch" belegt werden. — Es würde zu weit führen, die vielen Anregungsmittel aller Art zu nennen, deren unsere grossen Musiker zum Arbeiten bedurft haben. So viel aber ist sicher, dass sie ihrer bedurften und dass die Art derselben der Individualität jedes Einzelnen entsprach. Auf den Einen wirkt das Brausen eines Wassers, das Rollen von Wagenrädern, ein maschinöses

Digitized by Google

Geräusch, das Ticken einer Uhr, überhaupt Lärm, anregend, der Andere kann nur in grösster Ungestörtheit und Ruhe schaffen; der Eine braucht die Sonne, den Anderen genirt sie (z. B. P. K. Rosegger), der Eine kann nur bei Tag, der Andere bei Nacht, Viele nur Morgens, Manche nur Abends künstlerisch arbeiten, den Einen regt das Leben der Natur zum Arbeiten im Freien an, den Anderen stört oder zerstreut es; es giebt Componisten, die nur im Négligé, Andere, welche nur in sorgsamer Toilette arbeiten können u. s. w.

Für die Vorliebe zur Nachtarbeit bei Componisten lassen sich leicht mehrere plausible Gründe finden, so die Ruhe, die Einsamkeit, das Geheimnissvolle der Nacht, vor Allem aber der Zustand der gesteigerten Empfindsamkeit und Erregbarkeit des Nervensystems, die der Tondichter im höheren Masse braucht, als jeder andere Künstler. Vom Walzerkönige Johann Strauss ist es bekannt, dass er oft die ganze Nacht durcharbeitet, bis die Sonne aufgeht und ihn mahnt — zu Bette zu gehen.

Was der Hygieniker zu solchen Dingen sagt, kann hier nicht maassgebend sein. Der echte Künstler, der von unwiderstehlichem Schaffensdrange belebt ist, zieht mit Achill ein kurzes thatenreiches Leben einem langen ruhmlosen vor. Mit inniger Rührung sehen wir Mozart noch in seiner Sterbestunde schaffen. Seine Schwägerin Sophie Weber berichtet an Nissen darüber: „Da war Süssmayr bei Mozart am Bette. Dann lag auf der Decke das bekannte Requiem, und Mozart explicirte ihm, wie seine Meinung sei, dass er es nach seinem Tode vollenden solle . . . . Sein Letztes war noch, wie er mit dem Munde die Pauken in seinem Requiem ausdrücken wollte; das höre ich noch jetzt.“ —

Um wieder zu den früher erörterten Eigenheiten der Komponisten, welche sie beim Schaffen an den Tag legen, zurückzukommen, so meine ich, dass Willenskraft und Selbsterziehung viel überwinden kann, besonders in Fällen, welche minder harmloser Art als viele der angeführten sind. Der übertriebene Hang zum Sichgehenlassen, zum Luxus, Spiel, physischen Genusse ist stets vom Uebel und bedeutet häufig die Decadence des Betreffenden. Bei den Grossen finden wir meist Schlichtheit und Anspruchslosigkeit, so bei J. S. Bach, Mozart, Schubert, und was noch mehr wiegt, eine Art „freiwillige Armuth“, wie sie sich in mancher Hinsicht bei Künstlern, die mit äusseren Glücksgütern reichlich versehen waren, zeigte; z. B. bei Haydn, Goethe, Liszt. Man sehe sich die selbstgeschaffene Einfachheit des Goethe'schen oder des Liszt'schen Schlafzimmers in Weimar an. Auch finde ich, dass grosser Luxus einer-, sowie überwältigende Naturpracht anderseits von der Concentration, deren der schaffende Künstler und ganz besonders der Musiker bedarf, abhält. Mir ist unter den verschiedensten äusseren Verhältnissen nie schaffensfreudiger zu Muthe gewesen, als in dem höchst einfachen Dachstübchen meines auf einer Anhöhe gelegenen ländlichen Sommerheims bei Graz. Die abfallenden Wände bieten keinerlei Zerstreuung. Der Blick zum Fenster hinaus fällt auf eine liebliche, aber keineswegs hervorragende oder durch irgend etwas Abnormes das Gemüth aufregende Durchschnittsgegend. Ich fühle mich dort zugleich gesammelt, angeregt und erfrischt. Ein Mehr wäre meinem Schaffen abträglich.

Wie Viele giebt es, welche stets, wenn sie zum Arbeiten zu bequem sind, die Launen der Muse vorschützen, die nur ab und zu sich einstelle und ohne welche die Möglichkeit zur schöpferischen Arbeit ausgeschlossen sei! Letzteres trifft nur theilweise zu. Immer bedarf es nicht der am meisten von mittelmässigen Componisten in den Mund genommenen Muse. Mit Beständigkeit und Regelmässigkeit der Arbeit sowie starkem Wollen haben Künstler sehr viel zu Stande gebracht, wenn auch nicht Alles. Welch' weiter Weg ist von dem Einfallen eines glücklichen Gedankens bis zur Vollendung eines umfangreichen Werkes! Hätten unsere Grossen stets so geduldig auf den Besuch der Muse gewartet, wie jene grosssprecherischen Componistchen, sie hätten nicht den zehnten Theil von dem Herrlichen fertig gebracht, was sie uns hinterlassen. Wie treffend sagt da Goethe in „Künstlers Apotheose“:

Digitized by Google

„Je mehr als sich ein Künstler plagt,
Je mehr er sich zum Fleisse zwingt,
Um desto mehr es ihm gelingt.
D'rum übe dich nur jeden Tag,
Und du wirst seh'n, was Das vermag!
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht,
Und nach und nach kommt der Verstand
Unmittelbar dir in die Hand."

Es giebt Componisten, die ihr ganzes Leben verpassen, weil sie stets auf die freigebige und willfährige Muse warten. —

Ueber den Moment der Inspiration selbst etwas zu sagen, ist wohl kaum möglich. Wehe dem, der die Mysterien des Lebens, den Gottesglauben, die Liebeswunder, Anfang und Ende des Seins zu begreifen im Stande wäre! Ihm käme das Glück abhanden, das ja fast nur in jenem holden Unbewusstsein liegt. Wir wollen und — können nicht hinter jenen Schleier blicken. Wenn es ein Künstler je vermochte, sich selbst zu objectiviren, so war es Richard Wagner. Man lese die herrlichen Worte nach, welche er in seinem Aufsatze „Ueber das Opern-Dichten und -Componiren im Besonderen" (Ges. Schriften und Dichtungen, Bd. X) über den Prozess sagt, welcher das Entstehen eines musikalischen Motivs begleitet. Diese treffende Schilderung des psychischen Zustandes eines Tondichters stellt deutlich die Entwickelung der musikalischen Erfindung aus der nach und nach zu immer hellerem Bewusstsein gelangenden Empfindung dar, welche im Momente höchster Intensität nicht zum Worte, sondern zu einem ganz präcisen Tongebilde wird. Wahre Künstler, die ihre Einfälle direct von jener „Geisterstimme" empfangen, von welcher Richard Wagner spricht, werden immer das Richtige im Ausdrucke treffen und damit — vorausgesetzt, dass ihnen die entsprechende Ausgestaltung derselben gelungen ist — den Eindruck hervorrufen, welchen sie erzielen wollen. Anders bei solchen, die sich entweder selbst oder Andere belügen, indem sie jener von ihnen angestrebten Wirkung von aussen beizukommen suchen und zwar durch Anwendung bereits erprobter Mittel. Die Strafe für dieses unehrliche Vorgehen ist empfindlich. Es zeigt sich, dass die mit Sicherheit erwartete Wirkung fast ganz ausbleibt. Was im Kunstwerke des nach innerstem Bedürfnisse schaffenden Künstlers intensiv wirkt, geht in dem construirten Machwerke des Ausbeuters spurlos am Hörer vorüber. Diese Beobachtung konnte man z. B. in jüngster Zeit wiederholt bei den deutschen Nachahmern der „Cavalleria rusticana" machen. Tragischer ist das Geschick jener Componisten, die nicht Potenz genug besitzen, um sich aus dem Bannkreise eines oder auch mehrerer Meister zu befreien, so dass sie jede ihnen im künstlerischen Traumwachen nahende Erscheinung gleichsam durch die Sinne Eines von Jenen, aber nicht mit ihren eigenen wahrnehmen. Diese Unglücklichen vermögen auch ihre eigenen Einfälle nur in Dialekte des von ihnen hingebungsvoll verehrten Meisters zu äussern. In ihren Werken erinnerte Alles an ihr Vorbild, obwohl keines derselben von diesem selbst herrühren könnte, da keines einem unmittelbaren Ausdrucksbedürfnisse entsprungen ist. Und das fühlt jeder feiner organisirte Hörer. Die Originalität eines Meisters liegt aber durchaus nicht in der Tonreihe oder auch Rhythmik seiner Einfälle, sie liegt im Persönlichen des ganzen Kunstwerkes, im richtigen Verhältnisse zwischen dem Einfalle und dessen Gestaltung. Also seid wahrhaftig, Künstler! Etwas Besseres könnt Ihr gar nicht anstreben! Besännen sich plötzlich Alle, welche heute componiren, darauf hin, so würden neunzig Prozent derselben die Notenfeder aus der Hand legen und es stünde besser um unsere Kunst.

Ich will nun noch Einiges über die Art sagen, in welcher berühmte Tondichter ihre Werke fixirten. Dieselbe ist sehr verschieden. Viele trifft ein musikalischer Einfall wie ein Blitz aus freiem Himmel. Die solch Glück zu gewärtigen haben, pflegen ein Skizzenbuch bei sich zu tragen, um den ihnen gleichsam vom Himmel gespendeten Gedanken rasch zu Papier bringen

Digitized by Google

zu können. Beethoven machte dies so. Hatte er ein Instrument zur Hand, so phantasirte er sich „des Gottes voll" auf demselben aus und begann erst zu schreiben, bis sich die grösste Ueberschwänglichkeit abgeklärt hatte. So war es mit der Cis-moll-Sonate Op. 27 und der „Missa solemnis". Meist aber schrieb Beethoven Alles auf, was nur irgend seine Phantasie beschäftigte. Es brauchte bei ihm — wie ich schon früher erwähnte — lange, bis er von der Gestalt des Motivs befriedigt war. Er änderte und versuchte so lange, bis die in ihm gährende Empfindung den zutreffendsten musikalischen Ausdruck gefunden hatte. In seinen Skizzenblättern besitzen wir also eine in der Geschichte der Composition ganz einzeln dastehende graphische Darstellung des im Innern des Componisten vor sich gegangenen stetigen Entwickelungsprozesses bei Abfassung eines bestimmten Werkes. Dass dieser einzige Fall gerade der Beethoven's ist, muss uns von ganz besonderem Werthe sein. Diese Art zu schaffen kann leicht die irrthümliche Anschauung erwecken, dass Beethoven's Production mehr reflexiver Natur war. Doch wäre diese Folgerung eine grundfalsche, denn gerade darin bestand ein gut Theil seiner Grösse, dass er sein heisses Fühlen und seine blühende Phantasie mit eminentem Kunstverstande zu zügeln wusste wie Keiner und durch diese seltene Vereinigung von Leidenschaft und Ruhe den subjectiven und objectiven Werth seiner Schöpfungen bis zum Gipfel des menschlich Erreichbaren erhob. In ihm erfüllte sich Winkelmann's herrliche Forderung: „Der Künstler muss mit Feuer entwerfen und mit Phlegma ausführen" in idealster Weise. Wie lange andere Meister zur Ausgestaltung ihrer Ideen brauchten, lässt sich darum nicht zuverlässig feststellen, weil Keiner von ihnen die Gewohnheit hatte, jeden kleinsten Einfall zu Papier zu bringen, wie es Beethoven that. Am raschesten arbeiteten bekanntlich die Melodiefürsten Mozart, Schubert und Rossini. Sonst wäre es auch nicht begreiflich, dass die beiden Erstgenannten eine so unerhörte Fülle von Schöpfungen aller Art in so kurzer Lebenszeit vollendet haben, erreichte doch Mozart nur das 36. und Schubert gar kaum das 31. Lebensjahr. Wie leibhaftige Wunder stehen diese Männer vor uns. —

Den ausgebildetsten Tonvorstellungssinn besassen J. S. Bach, Haendel, Haydn, Mozart, Mendelssohn, Rossini, welche stets ohne Beihülfe des Claviers componirten, während Beethoven sich vielfach desselben bediente, allerdings nur bis zur Zeit, in welcher ihm ein grausames Geschick sein Gehör raubte, was ihn nicht daran hindern konnte, seine monumentalsten Werke in völliger Taubheit zu schaffen, ein Fall, der sich in dem genialen böhmischen Componisten Friedrich Smetana erneuerte, welcher auch seine mächtigen symphonischen Dichtungen im Zustande völliger Taubheit schrieb. Die Meister Chopin, Schumann, Liszt, Jensen, Goldmark, Weber, Wagner arbeiteten vielfach am Clavier, am wenigsten von ihnen Rich. Wagner, welcher Claviertechnik nur im bescheidensten Maasse besass.

Dass Claviermusik mit Zuhülfenahme des Instrumentes componirt wird, ist schon aus rein technischen Gründen erklärlich und beruht auf ähnlichen Voraussetzungen, wie das Malen nach Modellen.

Von den Genannten arbeitete übrigens Jensen nicht am Clavier, sondern er erfand nur auf demselben und gestaltete seine Compositionen spielend aus. Er begann sie erst niederzuschreiben, wenn sie im Kopfe völlig fertig waren. Daher gehören auch seine Manuscripte zum Schönsten und Zierlichsten, was man sehen kann. Sein ästhetisches Gefühl verlangte offenbar auch ein kalligraphisches Ideal. Bei Liszt's und Goldmark's Orchesterwerken hat sich das Componiren am Clavier trotz der Meisterschaft, mit welchem Beide den Orchesterapparat handhaben, einigermaassen gerächt, denn viele Parthieen derselben tragen unverkennbar den Stempel ihrer Clavierabkunft auf der Stirne. —

Richard Wagner fertigte stets mehrere Orchesterskizzen an, von welchem schon die erste, welche meist in zwei bis drei Zeilen notirt ist und die wichtigsten Instrumentalangaben enthält, ein klares Bild der endgültigen Gestalt

Digitized by Google

bietet. Die Skizzen zur Trauermusik bei Siegfried's Tod aus der „Götterdämmerung" enthalten in facsimilirter Herstellung die „Bayreuther Festblätter" vom Jahre 1884.

Von einigen Componisten der Neuzeit erfuhr ich direct Folgendes:

Theodor Kirchner, der Clavierpoët, schrieb mir 1879: „. . . . Allerdings habe ich sehr Vieles, was ich für einen Gedanken hielt, skizzirt und thue das auch jetzt noch . . . . Nur so viel kann ich Ihnen sagen, dass ich alle meine kleinen Sachen wirklich empfunden und nicht ‚geschmiert' und oft mehr Zeit dazu gebraucht habe, ein kleines Stückchen fix und fertig hinzustellen — als es nachträglich erscheinen mag . . . ."

Robert Fuchs, der Serenaden-Componist, theilte mir brieflich Folgendes mit: „Was die Art und Weise meines Schaffens betrifft, so ist dieselbe verschieden; theils arbeite ich im Kopfe (am liebsten auf der Gasse am Wege von einer ‚Stunde' zur anderen), theils am Clavier, äusserst selten oder gar nicht am Papier. Skizzen mache ich nur dann, wenn ich Misstrauen in mein Gedächtniss habe, was sehr selten vorkommt, ausserdem nehme ich die Feder erst dann in die Hand, bis es sich der Mühe lohnt." —

Johann Strauss wird so häufig von Einfällen überrumpelt, dass er stets (so z. B. während des Kartenspiels) Notizen auf Papier kritzelt und wenn solches gerade mangelt, Notenlinien auf die Manchette zeichnet um seinen Einfall darauf zu fixiren. Die berühmte Walzermelodie „Nur für Natur" skizzirte er auf einer — Hundertguldennote, womit er ein doppelt werthvolles Autograph schuf. Eine Romanze notirte er, da sie ihm des Nachts einfiel und er seine Gattin nicht durch das Entzünden der Kerze wecken wollte, mit Bleistift auf dem Bettuntertuch, und zwar weil er in der Dunkelheit keine Notenlinien ziehen konnte, mit Buchstaben, wodurch ein dem Hucbald'schen „Organum" ähnliches Bild entstand.

Sehr interessant sind die Mittheilungen, welche mir Camille Saint-Saëns machte. Derselbe arbeitet stets ohne Clavier und hat mehrere Orchesterpartituren componirt, ohne dazu auch nur die geringste Skizze zu entwerfen („sans esquisses ni brouillon d'aucune sorte"). Für Sachen von grosser Wichtigkeit macht er gewöhnlich einen flüchtigen Entwurf, an welchem er fast nie etwas Bedeutenderes verändert. Die Partitur schreibt er nur einmal und unabänderlich. Er arbeitet ungemein rasch, denkt jedoch vorher äusserst lange an die Sachen, welche er zu componiren im Sinne hat. Mehr als zwanzig Jahre trägt er im Kopfe einige Pläne herum, die er vielleicht gar nie zur Ausführung bringt. —

Ich versuchte in den vorliegenden Ausführungen, sowohl theoretisch als auch durch Beispiele ein Bild vom Schaffen des Musikers zu geben, so weit es möglich war, die seltsamen Erscheinungen festzuhalten, welche dasselbe begleiten. Dass das Wesen der Sache zu jenen Unerklärlichkeiten gehört, an welchen diese wunderbare Welt glücklicher Weise noch so reich ist, dieser Erkenntniss wird sich wohl kaum Jemand entschlagen können. Stets wird der Vorgang des künstlerischen Producirens das unergründliche Geheimniss jedes einzelnen Künstlerherzens bleiben, dem mit der Sonde des Verstandes nicht beizukommen ist.

Digitized by Google

UNTERGANG UND WIEDERGEBURT DER PARTEIEN.

VON

Dr. ERNST HARMENING.

Das deutsche Reich ist nach der Verfassungsurkunde ein Fürstenbund, das Bundesgebiet ein Staatenland und das deutsche Volk untereinander durch eine Vielzahl von staatlichen Grenzen geschieden.

Weil man in den Jahren 1867 und 1871 eine Einigung um jeden Preis wollte, schuf man einen äusseren Verband der politisch zerfahrenen Nation, ohne die zwischen der Krone Preussen als Inhaberin der Reichsgewalt und dem deutschen Volke eingegliederten Staatskonstruktionen zu beseitigen.

Wohl proklamirte man durch Artikel 3 der Verfassung ein gemeinsames Indigenat und unterwarf in Artikel 3 l. c. der Beaufsichtigung Seitens des Reiches und der Gesetzgebung desselben eine Reihe von Angelegenheiten; allein zum eigentlichen Gemeinwesen erhob man das neuerstandene Reich nicht, und der seitherige „Ausbau" hat das deutsche Volk vorwiegend in eine Militär- und Steuergemeinschaft hinüber geleitet.

Die Hauptaufgabe des Reiches bildete mehr und mehr die Schaffung einer unüberwindlichen Land- und Seemacht und die Erschliessung neuer Steuerquellen; die Aufnahme von Anleihen ging damit Hand in Hand.

Wie die Schulden im Reich, so wuchsen die Schulden in den Einzelstaaten; mit den Bedürfnissen des Reiches für Heer und Marine steigerten sich die Verbindlichkeiten der Einzelstaaten zur Entrichtung von Matrikularbeiträgen, und am 22. Februar d. J. hörten die Abgeordneten des deutschen Volkes bei der Berathung des wiederholt eingebrachten Tabaksteuergesetzes aus dem Munde des sachsenmeiningischen Staatsministers von Heim zum ersten Male die Äusserung: „wir wollen nicht vom Reich finanziell mediatisirt sein!"

So weit ist es also gekommen, dass den kleineren Herzog- und Fürstenthümern die „finanzielle Mediatisirung" droht, und auch grössere Staaten — von Bayern und Sachsen wurde dies durch ihre Bevoll-

Digitized by Google

mächtigten direkt behauptet — höhere Einkommensteuern angeblich nicht mehr erheben können.

Unter welchen Bedingungen werden wir übers Jahr das fünfundzwanzigjährige Bestehen des deutschen Reiches feiern, des Reiches und seiner Parteien!?

Wie der Reichsaufbau bereits im Widerspruch steht zu dem Ergebniss der nationalen und ökonomischen Entwicklung, so sind die Parteien von heute in sich unwahre Gebilde; sie fristen ihr Dasein als *Anhängsel* des nach ausländischen Mustern bei uns eingeführten Parlamentarismus, dem das wahlfähige Volk nach der Ordre der erbeingesessenen Fraktionsführer die unbesoldeten Reichstagelöhner von Zeit zu Zeit in neuer Auswahl liefert.

Wäre nicht auch im Regierungs- oder Bundesrath die Mittelmässigkeit des Könnens und Wollens so ausnahmslos vorherrschend, so würde zu keiner Zeit so augenfällig wie jetzt der Mangel hervortreten, der sich aus dem Abstande zwischen den berechtigten Anforderungen an die geistige Leistungsfähigkeit eines Abgeordneten und den Leistungen selbst ergiebt.

So lange Bismarck das Regiment führte, sorgte er dafür, willfährige Parteien zu haben: im Jahre 1887 — bei der sogen. Septennatswahl — siegten die unter dem Namen „Kartell" vereinigten Opportunitätsparteien zum letzten Male über ihre Gegner.

Seitdem ist es mit der Wahlmache der Regierung und den Favoritparteien Bismarcks bergab gegangen, und mehr und mehr sind wirthschaftliche Auffassungen an Stelle der politischen die massgebenden Faktoren für die Unterstützung eines Reichstagskandidaten Seitens der Wähler geworden.

Dies gilt nicht zum Wenigsten, wo ein Antisemit sich um den Sitz im Reichstage bewirbt, dies gilt ganz besonders von der sogen. agrarischen Bewegung, die sich im Bunde der Landwirthe verkörpert und ihren geschärften Ausdruck im Antrage Kanitz auf Verstaatlichung des Getreidehandels findet.

Ritter „St. Georg", auf den sich die Agrarier als „Bauern" berufen, fahndet auf „St. Manchester", und gegen beide zieht das Proletariat unter dem rothen Banner des Sozialismus zu Felde.

Es ist kein Zweifel, dass die zur Zeit noch bestehenden Parteien dem Untergange geweiht sind: nur das gewohnheitsmässige Fortwählen unter einer hergebrachten Fraktionsbezeichnung schützt sie vor einem allzuplötzlichen Verschwinden. Die Regelmässigkeit, mit der sich bei Neuwahlen zum Reichstage die Stimmen zersplittern und eine Stichwahl nöthig machen, beweist am Besten die Unzulänglichkeit der einzelnen Parteien zur Kaptivirung der Wählermassen. Dem Wahlverlauf im Lande entspricht als Begleiterscheinung das „Wildenthum" im Reichstage.

Die weitaus grössere Zahl der sogen. Volksvertreter sind nicht Vertreter eigenen freien Denkens und eigenen freien Erkennens, sondern Votanten für die ihnen von den Fraktionsältesten anempfohlene Augenblicksstimmung.

Nicht Individualitäten werden mit dem verantwortungsvollen Mandat betraut, das die Wähler zu vergeben haben, sondern Parteiglieder.

Digitized by Google

Was bei Mönchskongregationen die Ordensregel, ist bei den Parteien das Programm: mehr oder minder wird Parteigehorsam verlangt, und die Mitglieder einer Fraktion ordnen sich nach Stufen, von der untersten der Novizen angefangen bis zum engeren Ring der Generäle und Diktatoren hinauf.

Wer es den letzteren recht zu machen versteht, ihre Aussprüche und Behauptungen wie eine höhere Offenbarung entgegen nimmt und in öffentlichen Versammlungen auslegt, wird in den Kreis der Koadjutoren berufen, der werkthätigen Kommissionsmitglieder; bewährt er sich in seiner Verbindlichkeit gegen den Geist des Programms und seiner Oberen, so vermehrt er die auserlesene Schaar der Professen, der „Unentwegten", denen dreissig Jahre Veränderung sind wie ein Tag Stillstand.

Nachdem im Jahre 1848 eine Volksbewegung den konstitutionellen Staat heraufgeführt, in den Jahren 1867 u. folg. der Liberalismus die Entschlüsse der Regierungen in seine Bahnen gelenkt und den Kampf gegen reaktionäre Anschauungen mit der Erringung der politischen Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetz abgeschlossen hatte, erlahmte das Interesse des Bürgerthums am Mehr oder Weniger von politischen Rechten; der Liberalismus, der sich schon bei der Berathung und Beschliessung der Verfassung des Norddeutschen Bundes wenig entschieden gezeigt hatte, wurde rückläufig und, ohne selbst es zugeben zu wollen, ohnmächtig.

In die Prinzipienkämpfe der Liberalen und Konservativen drängte sich eine neue Partei, die sozialdemokratische.

Anfänglich wollte es den Liberalen nicht in den Kopf, dass die Massen der Arbeiter ihr Heil in einer anderen Entwicklung suchen könnten als in einer politisch fortschrittlichen. Man unterschätzte das Begehren des Proletariats und machte die politische Rückständigkeit für das Auftauchen der sozialen Forderungen verantwortlich. Dass die Trennung der Politik von der Wirthschaft ein Fehler und ein wirklicher Fortschritt nur auf beiden Gebieten möglich sei, wollte man nicht einsehen. Die Störung des Freihandels durch Schutzzölle sollte die Schuld tragen an den wirthschaftlichen Missständen innerhalb der Nation, obgleich bei unseren heutigen Rechts- und Machtverhältnissen der Freihandel unter den Völkern nichts anderes besagt, als das „laisser faire, laisser aller" unter den Individuen.

Während das Bürgerthum von Wahl zu Wahl um Militärvorlagen, Steuergesetze, Kirche und Schule, koloniale Erwerbungen, Ausnahmemassregeln und sozialpolitische Entwürfe stritt, rückte das Proletariat mit immer grösserer Selbständigkeit in den Kampf der hergebrachten Parteien ein. Schon wiederholt und in immer zahlreicheren Fällen mussten sich die mehreren „Ordnungsparteien" vereinigen, um einen Arbeiterkandidaten vom Reichstage fern zu halten. Wo es galt, einen Sozialisten zu schlagen, fanden sich die Angehörigen der bürgerlichen Parteien vom Demokraten bis zum Ultramontanen und Konservativen brüderlich zusammen. Erst seit 1893 und auch da nur in ganz vereinzelten Fällen — zur Zeit wieder im Wahlkreise Schmalkalden-Eschwege — rief die freisinnige Volkspartei offen zur Unterstützung des sozialdemokratischen Kandidaten auf,

Digitized by Google

aber nicht etwa, weil sie die wirthschaftlichen Bestrebungen des Sozialismus billigen wollte, sondern nur, weil sie den anderen Gegner politisch nicht mochte.

In dem Mangel alles Verständnisses für die sozialen Verschiedenheiten als die Ursache der wirthschaftlichen Nothstände wurzelt die Kritik der gegenwärtigen Parteien im deutschen Reiche. Die soziale Verschiedenheit beherrscht auch die einzelnen Staaten und Stäätchen im Reiche, und unhaltbar wie die politischen Parteien sind auch die letzteren geworden. Das Unsichere der Kleinstaaten würde leichter eingesehen werden, wenn nicht das sogen. „Preussenthum" von jeher den Partikularismus in den nichtpreussischen Gebietstheilen Deutschlands genährt hätte; man will alles Andere eher als eine „Borussifizirung". Um ihr aus dem Wege zu gehen, erträgt man geduldig die Doppelverwaltung von Staat und Reich.

Deutsche Volkspartei und freisinnige Volkspartei sind zweifellos politisch fortschrittlich; die Nationalliberalen sind es längst nicht mehr, und die Konservativen aller Schattirungen darf man, ohne ein Unrecht zu begehen, reaktionär nennen. Das Centrum ist eine ausgesprochen konfessionelle Partei, in der jedoch gut demokratische Kräfte latent sind, die zum Ausbruch kommen müssen, sobald der Gewissenszwang der Unterordnung unter die konfessionellen Bestrebungen einmal wegfällt oder sonst versagt.

Das Trennende zwischen politischem Fortschritt und politischer Reaktion schwindet jedoch, wenn man die sogen. bürgerlichen Parteien in Bezug auf ihre ökonomische Auffassung sezirt.

Die nationalliberale Partei hat zwar ihren Mitgliedern die wirthschaftliche Überzeugung freigegeben, aber nicht eine sozialistische. Wer des Sozialismus in irgend einer Art verdächtig ist, bekommt von den bürgerlichen Parteien das Stigma „Sozialdemokrat" aufgebrannt, wie umgekehrt die Sozialdemokratie Jeden einen „Reaktionär" nennt, der nicht in dem von der Parteiobrigkeit ihm angewiesenen Fahrwasser schwimmt.

Das Eine ist so verfehlt wie das Andere.

Richtig aber ist, dass alle bürgerlichen Parteien, nach ihren Programmen beurtheilt, wirthschaftlich reaktionär sind, ohne es in ihren Bekennern zu bleiben.

In letzter Zeit haben grade aus den bürgerlichen Parteien heraus Männer in grösserer Zahl und mit mehr Erfolg für den Sozialismus gewirkt, als die auf den Zukunftsstaat eingeschworene Sozialdemokratie.

Jedesmal, wenn die Sozialdemokratie eine rhetorische Niederlage erlitt, sei es im Wahlkampfe, sei es im Parlament, so verdankte sie dies dem ideellen Missgebilde einer Staatstheorie, der sich Niemand anbequemen kann, der für angeborene Tüchtigkeit und dadurch bedingte Mehrleistung auf dem Arbeitsfelde auch den ihm gebührenden Mehrantheil an Erwerb, Einfluss und Macht beansprucht. Wo sie siegte, trug sie den Erfolg davon, weil sie die einzige Partei ist, die mit freimüthiger Kritik alle die Schäden, namentlich auch die sittlichen, offen legt, die mit der heutigen

Digitized by Google

Wirthschaftsordnung nothwendig verbunden sind und bleiben. Sie würde nicht so viele Parteigänger zählen, wie sie zählt, wenn nicht der heutige Staat für ca. 95 % der deutschen Bevölkerung unerträglicher erschiene, als es der sogen. Zukunftsstaat sein kann.

Die Sozialdemokratie ist — wenn sie überwunden werden soll — nur durch einen progressiven Sozialismus zu überwinden, und zu ihm müssen sich die politischen Fortschrittsparteien verstehen, wenn sie nicht als wirthschaftlich reaktionär aufgerieben werden wollen.

Mag man als Losung ausgeben: „Jedem Arbeiter seinen Lohn!" oder „das Recht auf den vollen Arbeitsertrag" proklamiren, in keinem Falle wird das Ziel erreicht, ohne das „freie Spiel der Geldkräfte" zu brechen, ohne den Erbkapitalismus zu beseitigen, ohne das von Dühring aufgedeckte „Gewalt"eigenthum — d. i. vornehmlich das Sondereigenthum an Grund und Boden — aufzuheben.

Zu rechter Zeit für die Aufklärung weiterer Volksmassen ist der Antrag Kanitz eingebracht. Vorausgesetzt, dass sich die berufenen Vertreter des Volkes eines tieferen Eindringens in seine prinzipielle Bedeutung befleissigen und nicht mit Phrasen und Majorisirung einfach abthun, was durch wissenschaftliche Zergliederung blosgelegt werden muss, wird der Antrag auf Verstaatlichung des Getreidehandels dazu dienen, den Unterschied zwischen landwirthschaftlichem Besitz und landwirthschaftlichem Gewerbe aufzudecken. So berechtigt der Anspruch des Bodenbebauers auf ergiebige Löhnung der landwirthschaftlichen Arbeit ist, so unberechtigt, ja frivol ist das Begehren des Bodenbesitzers nach einer staatlich garantirten Grundrente. Das letztere aber ist der wahre Kern des Kanitzschen Antrages, in dessen Konsequenz mit gleichem Rechte auch die städtischen Hausbesitzer die Intervention des Staates zu ihren Gunsten verlangen könnten.

Das Reich hat mit der Einführung der Getreidezölle schon einmal den verhängnissvollen Weg einer künstlichen Steigerung der landwirthschaftlichen Grundrente betreten; eine abermalige Privilegirung des agrarischen Besitzes würde die schärfste Provokation der gesammten arbeitsthätigen Bevölkerung bedeuten.

Vielleicht ist der Bund der Landwirthe mit seinem geflügelten Worte: „Ohne Kanitz keine Kähne!" dazu berufen, für eine Neubildung der Parteien treibende Kraft zu sein. Auch der Antisemitismus, den man, nach Ahlwardt bemessen, die Verpöbelung des Kapitalistenhasses nennen möchte, wird seine Sendung erfüllen.

Die alten Parteien sind in der Auflösung begriffen; die neuen Parteien werden sozialistisch oder nichtsozialistisch sein. Wer der Überzeugung eines Herrn von Stumm oder Gröber lebt, dass die sozialdemokratische Bewegung ein willkürliches Produkt von Arbeiterfrechheit und professoraler Jugendverführung sei, der mag unentwegt auf sein dreissigjähriges Programm schwören; wer von dem Glauben abgefallen ist, dass die heutige Art der Vertheilung der von der arbeitsthätigen Bevölkerung hervorgebrachten Güter als Zins, Rente, Gewinn und Lohn an die Kapitalisten, Bodenbesitzer,

Digitized by Google

Unternehmer und Arbeiter ein nothwendiges Gesetz jeder höheren Wirthschaftsordnung sei, der lese sich zu einer abgeklärten sozialistischen Auffassung durch und wähle nicht mehr blos nach dem Schema eines wirthschaftlich unfruchtbaren, wenn auch politisch idealen Parteiprogramms, sondern suche nach einem Manne, der die sozialen Aufgaben unserer Zeit erkennt.

Lieber einsam ein wirthschaftlicher Protestler, als in Masse ein unentwegt gedankenloser Parteigänger!

Der Mensch ist ein individuelles Lebewesen, aber zweifellos zum gemeinschaftlichen Wirken, zum kommunalen Zusammenschluss genöthigt; er ist ein staatliches Individuum. Er kann die jetzt so fühlbaren Fehler in der Vertheilung der durch Arbeit erzeugten Güter nicht beseitigen, ohne ein haltbares politisches Gemeinwesen zur Unterlage zu haben. Dies verkennen die Anarchisten.

Er kann eine neue Staatsordnung aber auch nicht einfach erschaffen, gewissermassen nach dem Umsturz der jetzigen willkürlich aus dem Chaos hervorrufen! Dies ist der Irrthum der Sozialdemokraten bei der Vortäuschung ihres Zukunftsstaates. Die staatliche Arbeitsgemeinschaft der Zukunft kann nur biogenetisch entstehen. Dies würden die Sozialdemokraten einsehen müssen, wenn sie sich noch mehr in die Wissenslehre eines Häckel vertieften.

Das durchweg brüchige Wirthschaftssystem der Gegenwart kann aber unter keinen Umständen erhalten bleiben oder gar noch durch Vervollkommnung des freien Spiels der Geldkräfte, durch weitere Ausdehnung des Gewalteigenthums verschärft werden. Hierin begehen die bürgerlichen Parteien die verhängnissvollsten Unterlassungssünden.

Wer sich den Unzuträglichkeiten unserer derzeitigen Wirthschaftsordnung fatalistisch anbequemt, der beschränkt als vermeintlich guter Hausvater seine irdischen Genüsse durch Sparen, ohne mit solchen Mitteln seinen Kindern und Enkeln irgendwie die Zukunft zu sichern.

Die organische Entwicklung weist als nächste Ziele die Aufhebung des Erbkapitalismus, die steuermässige Einhebung des gesammten arbeitslosen Einkommens.

Stehen der Verwirklichung dieser Ziele oder auch nur der Einführung einer progressiven Erbschafts- und Einkommensteuer die Einzelstaaten im Wege, so ist die Konsequenz nicht das Ablassen von diesen Forderungen, sondern die Beseitigung der Hindernisse.

Um dies herbeizuführen, müssen allerdings die Mittelmässigkeiten im Parlament verschwinden.

Bislang steht es noch so im Reiche, dass nicht die Mehrheiten des Volks, sondern wechselnde Machtkliquen das Ohr der Regierung haben.

Digitized by Google

Dieser Zustand und das Moratorium der inhaltleeren Vertröstungen muss aufhören und dazu bedarf es einer sozialen Wiedergeburt der Parteien!

DER STAMMBAUM.

NOVELLE

VON

GUSTAV GUGITZ (WIEN).

I.

Ob es nun im Stadtpark in wilden Stössen stürmt oder ob an den Zweigen der Bäume die weichen Blüten verstohlen zum lichten Himmel schauen, er ist immer da. Nur einmal im Jahre, da ist er überhaupt nicht in Wien und der Stadtpark hört seine gemächlichen starken Schritte nicht. Mir ist es, als ob ich etwas verloren hätte und es leidet mich auch nicht länger in der sonst so fröhlichen tänzerischen Stadt.

Aber wenn er wieder da ist, da werde ich ordentlich froh und ich huldige ihm mit freundlichen verehrenden Blicken. Wir kennen uns jetzt schon ganz gut und er giebt sich vor mir ganz offen. Nur gesprochen haben wir uns noch nicht. Er geht aber immer allein, das entspricht wohl seiner Würde. Er ist nämlich Domherr. Jedoch man soll sich jetzt keine schlechten Vorstellungen machen und etwa gleich mit Grützner kommen. So schauen die Domherren überhaupt nie aus. Eine hohe, starke Gestalt, die aber ein wenig Müdigkeit verräth, aber schon noch in sehr weiter Ferne weiss er die Augen so mancher ungläubigen Frau auf sich zu lenken. Sie weiss ja nicht, einmal kann sie noch immer Trost brauchen. Sein Gesicht beherrschen zwei kalte blaue Augen, gegen die verschwindet alles. Sie sind sein Ausdruck. Sie bleiben sich immer gleich, immer in Kälte, mit einem Anflug kluger Ueberlegenheit, anders hab' ich sie nie gesehen. Das übrige Gesicht könnte schon jemand anderem gehören, wenn es nur glatt rasirt ist, ein bischen gutmüthiger und lange nicht so abwehrend und anziehend wie seine Augen. Er trägt sich auch immer mit einer gewissen Eleganz, so viel gerade, dass es die Grenze hält zwischen dem gewöhnlichen und dem ausgesuchten Aeusseren. Das passt gerade für einen, der das Duldeundleide auf sich genommen hat. Auf dem Kopfe der unvermeidliche Cylinder und in der Hand Glacé! So kommt er immer und immer, unermüdlich.

Jeder Tag aber macht ihn frischer und kräftiger. Die Wiener Luft ist doch die gesündeste. Das sieht man deutlich an ihm. Wenn er zurück aus der Sommerfrische, da sieht er immer am schlechtesten aus, aber er erholt sich zusehends und wenn der Frühling wieder kommt, merkt man an ihm keine Spur mehr von den schädlichen Einflüssen des Landaufenthaltes. Er ist aber dort vielleicht ein leidenschaftlicher Tourist und strengt sich zu viel dabei an.

Er scheint sich überhaupt viel zu viel einer Sache hinzugeben, die ihn interessirt. Da nimmt er alles gründlich und tief. So wie ihn der Stadt-

Digitized by Google

park immer wieder fesselt und alles, was in ihm ist, so ist er auch bei anderen Sachen. Er liebt auch die Kunst. Ich habe ihm im Künstlerhause ernst und sinnend jedes Bild betrachten sehen, das kleinste unscheinbarste wie das aufdringlichste, an keinem ging er vorüber. Auch die Puffs sah er sich an und die Teppiche und wie er in den ersten Stock kam, wo die liebe kleine Loosverkäuferin bettelt, da blickte er lange und ernst urtheilend auf sie. Und weil mit ihr so manche in schmeichelnden Worten plaudern und in gütiger Grossmuth auch Loose kaufen, so plauderte er und kaufte er sich auch ein Loos. Und wieder, weil manche verstohlen mit ihr von einer Ecke des Puffs aus kokettiren, so macht er es auch würdevoll und gemessen in Geberde und Miene. Da ist etwa keine Frivolität, nein, es darf ihn nur keiner an Gründlichkeit übertreffen, an Fleiss und Eifer. Da könnte sich so mancher Laue in Kunst und Leben ein reiches Beispiel holen, wie er sich in Hingabe opfert und bis zum Aeussersten entschlossen ist. Was die andern machen, das macht er zum mindesten, aber er geht gewöhnlich noch weiter. Manchmal mag ihm das bös angeschrieben werden, seines Standes wegen, aber das krönt ihn zum Märtyrer. Keine falschen Hintergedanken sind da, und wenn auch die Philister gleich sagen werden, er giebt sich wenigstens zu frei, er weiss das, aber unbekümmert schreitet er die vorgezeichneten Wege weiter. Es muss so sein, er will sich auf keine Bedingungen einlassen, nicht bloss halb sein. Ganz und voll muss er die Sache nehmen. Da lässt er sich nicht hindern, darin ist er ein Charakter. An diesem Beispiele sieht man das auch schon und wie er muthig den Zischeleien der brutalen Menge trotzt.

So geht er denn stets den Ring hinunter in den Stadtpark, im dichtesten Gedränge, bei den frohen Lauten des Lebens, da ist er zu finden, da fühlt er sich am wohlsten. Natürlich weiss sich ihm da eine Schaar Nörgler und Spötter aufzudrängen, die ihm höhnische Blicke zuwerfen, die sich aber doch meistens in neidische wandeln. Auch sind es grösstentheils nur grüne Jungen, die ihre Jugend zu offenem Hohn benützen wollen, die glauben, sie könnten ihre Laster dadurch besser decken, dass sie seiner stillen Würde nahetreten. Meistens muss er freilich für den Religionsprofessor büssen. Doch viele bekehren sich auch, wenn sie ihn längere Zeit beobachten. Ihr feindlicher Trotz duckt sich vor dem strengen abweisenden Blick, der nur vom Ernste getragen, von dem heiligen Eifer für die Sache. Bald wirbt ihr Auge um freundliche Gnade, bald werden aus den leidenschaftlichen Verfolgern die leidenschaftlichsten Anhänger. So wirken nur hehre Vorbilder. Die Erfahrenen sehen gleich, dass er nicht so ist wie die andern, er heuchelt nicht unter Masken. Er kann nichts dafür, dass er ein Opfer seiner Opferwilligkeit, seiner Begeisterung. Daher achtet er auch gar nicht die Hartnäckigkeit seiner Feinde, ohne diese zu verachten. Er findet auch keine wohlmeinende Miene für die Freunde. Er ist ein Einsamer, der sich in seiner einsamen Höhe wohl befindet. Er hat keinen Sinn für Beifall und Abneigung gegen seine Person, das könnte ihn nur irrig machen in seinen Bestrebungen.

Nun ist es wieder Sommer. Die Hitze lastet schwer über allem. Die feinen zarten, grünen Gräser sind tiefgrün, scharf und staubig geworden, die Bäume lassen den Himmel stellenweise nur ahnen, so dicht und voll sind die Blätter, tiefe violette Schatten spielen auf dem Boden. Volle rothe und gelbe Rosen überall in den Beeten und schon viele Blätter duftig hingestreut, mit denen der Wind manchmal sein buhlerisches Spiel treibt. Die beweglichen Wienerinnen lassen jetzt von den Tischen aus, auf den Sesseln und Bänken umher, ihre sprühenden Zauber wirken. Die Reise ist nahe, das Land, und man hat sich noch nicht recht vorgesorgt, um behülfliche Erheiterung zu haben. Ein Regentag ist doch auch langweilig. Mancher winkt schon, ein zweiter, auch ein dritter ist vorgemerkt, am guten Willen fehlt es ja nicht. Das wissen auch die anderen und sind frisch und fröhlich.

Aber nur einer ist da, der macht ein schweres, trübseliges Gesicht. Mein Domherr. So habe ich ihn noch nie gesehen. Aber richtig, jetzt fällt es mir ein. Er muss wieder fort. Wahrscheinlich. Und es thut ihm nicht

Digitized by Google

gut. Aber ich ahne, ich ahne. Er geht nur fort, um sich einer Sache gründlich zu widmen. Er muss eine besondere Passion haben. Ich rechne ihn ganz gern zu den Wissbegierigen. Es kann auch ganz gut eine Wissenschaft sein, die ihn so aneifert. Er ist auch jetzt so nachdenklich und neulich treff ich ihn in der Stadt, mit einem gewichtigen Pack Bücher. Wenn ich nur schon wüsste, was es ist. Das macht mich wirklich neugierig. Und ich sinne und sinne.

Nun ist er das letzte mal dagewesen. Und da sah ich ihn zum ersten male mit einer Begleitung. Ein kleiner gebrechlicher und älterer Herr sprach überzeugend in ihn hinein und beschrieb lebhaft mit den weissen und schmalen Händen. Der Domherr ging etwas gebückt. Der Herr musste etwas bedeuten. Sein Gesicht deutete auf fünfzig Jahre etwa, etwas mehr schon eher, und konnte ganz gut einem aristokratischen Lebemann angehören. Er hatte Lackschuhe und der Schnitt seines Gewandes war eine Ahnung von 1900. Vorsichtig, wie schmerzlich, schlürfte er über den Kiesweg, als ob er gewohnt sei, nur auf weichen schmeichelnden Teppichen zu gehen. Es konnte schon ein Graf sein. Und wie man näher kam, war man in einer Wolke von fremden üppigen Wohlgerüchen. Aber man sprach von Wissenschaft, wahrscheinlich Geschichte, denn ich hörte von Stammbäumen, Geschlechtern und Wappen. Aber ich hatte nun einmal keine Zeit aufdringlich zu sein und nun war mein Freund auch schon fort.

II.

Nun weiss ich es. Nun kenne ich seine Leidenschaft und weiss sie zu würdigen. Ich kenne ihn ja. Er vergiebt sich nie. Es ist immer etwas Ernstes und Grosses, das ihn zur Gründlichkeit antreibt, so dass er ganz auf seine Erholung vergisst. Diesmal ist es Geschichte. Jawohl, es gehört wenigstens zur Geschichte. Er erforscht die Stammbäume alter Geschlechter. Da stöbert er in finsteren Archiven herum, wo die verschnörkelten braunen Kästen stehen mit dem Staub von Jahrhunderten. Und nur zu seinem Vergnügen reibt er sich auf. Und man ruft ihn gerne und ehrt ihn dadurch. Gewöhnlich ist es die Frau Gräfin, die gern einmal was von ihren Ahnen erfahren will. Er soll an ihrem Stammbaum arbeiten. Hilfreich unterstützt er solche Bestrebungen, denn da werden wieder grosse Anforderungen an ihn gestellt und er kann seine Ausdauer zeigen. Da verdriesst ihn keine Anstrengung.

Ja von wem ich eigentlich seine Ferienpassion erfahren habe. Das war so. Einmal, da waren wir drei recht missmuthig. Aber schon sehr. Wahrscheinlich war eine Vorstellung abgesagt worden, wo die Hohenfels oder die Sandrock mitspielt. Aber mein lieber dicker Heinrich, einer von den dreien, der sich hierin wenig um Plato kümmert, hat es immer eilig uns zu erheitern. Wir fielen richtig in die Bodega. Aber es wollte nichts nützen. Ed, der bleiche Ed, der sich so gern in der Geste des Bahr giebt und die grossen bedeutenden Zeichen, die aus Frankreich kommen, belauscht, nagt mürrisch am Chypre. Heute ist keine heitere Gnade über ihn gekommen, die ihn zu freien kühnen Reden über Kunst und Leben begeistert. Ich, als Dritter, hatte auch meinen bösen Tag und nur mit bissigen Worten setzte ich manchen Dorn in Eds offene Wunden. Nur Heinrich war lustig und blickte unternehmend umher. Er war in Stimmung. Das schummrige wohlige Zimmer, so niedrig, mit den vielen Fässern herum und an den Wänden vom Flüstern und leisem Lachen kusslicher Lippen belebt, die guten Weine, fern von den Besorgnissen des Lebens, wo niemand störte, das war für ihn einfach wonnig. Und wonnig ist sein Lieblingswort, das ist sein alles.

Aber da begann er: „Denkt euch, mit dem Domherrn war ich auf dem Lande zusammen. Na ja, vergessen hab' ich das, zu sagen, das weiss ich."

Wir kannten ihn alle, den Domherrn, und das weckte uns.

Digitized by Google

„Ich sah ihn schon im Hotel Habsburg, gerade den Tag bevor er abreiste mit einem netten Frauenzimmer zusammen.“

„Frauenzimmer!“ Wir starrten alle. „Na ja, Frauenzimmer! Noch keine fünfundzwanzig Jahre. Frisch und fröhlich war sie und schaute recht unerprobt darein. Eine kleine krause Denkerfalte an der Stirn stand ihr allerliebst. Mit der kräftigen Geberde der Jugend agierte sie, in immer lustigere tollere Wirbel brachte sie das Gespräch. Eine kleine, süsse Rococogestalt, Boucher, aber doch schon mehr ins Wienerische hinüber, mit kräftigerem Fleische und nur das Köpfchen, die Füsse und Hände zeigten die lachenden, zarten, schrankenlosen Lieblichkeiten der fêtes galantes. Es war eine Gräfin. Ich sag's gleich. Übrigens war ihr Gemahl da. Eine Jammergestalt von sechzig Jahren vielleicht, Lackschuhe natürlich, Zukunftsfaçon im Anzug. Der Domherr war ernst und streng wie immer. Er hatte es auch nöthig. Er musste doch der Ausgelassenheit die Stange halten. Wer denn, wenn schon niemand anderer. Der Graf schien garnichts zu vermögen. Daher sass auch neben ihr der Domherr, der sie zum begrenzten Correcten hinüberleitete. Er mahnte sie auch öfters mit dem Fuss. Ausserdem war noch ein hübscher Junge da, der war, wie ich später erfuhr, der Sohn des Grafen. Aus erster Ehe natürlich. Er sah ihm übrigens nicht ähnlich.“

Heinrich machte eine Pause, dann weiter.

„Wer sah damals der lustigen jungen Dame an, dass sie sich so ernsten Studien hingiebt und wer wusste das von unserem Domherrn!“

„Studien, wie?!“

„Jawohl die Geschichte. Der Domherr hilft ihr den Stammbaum des Hauses aufrichten, er merzt unrichtige Daten aus und vermehrt die Reihen der Geschlechter. Die Genealogie wurde schlecht geführt, aber mit seiner Gründlichkeit gelangte er zu vielen neuen Einsichten. Er gab sich redliche Mühe, die vielen dunklen Stellen zu lichten. Aber ich greife da vor. Die Laune des Zufalls hat mich nämlich heuer dorthin gebracht, wo der Domherr war. Wir beide reisten am selben Tage. Die Gräfin, mit der er bei Habsburg war, hatte dort ihre Sommerresidenz. Er war bei ihr. Ein lichtes, freundliches Schlösslein, eine Ahnung von Trianon, mit Taxushecken, Bosquets und Springbrunnen, verschwiegenen Grotten, wo der Epheu wuchert, sah mich mit romantischen Blicken an. Krause verschnörkelte Fenster, Sandsteinputten über dem Thore bei dem Wappen und überall an den Ecken, alles war da. Und da war auch der Domherr, der immer eifrig im Gespräch mit der Gräfin, die auf einmal viel mehr Ernst zeigte und Aufmerksamkeit. Wie sollte sie auch. Einmal ging ich an ihnen vorüber und fing ein paar Jahreszahlen auf und Namen, wie Friedrich von dem Jahr bis zu dem. Sie studierte mit ihm. Müde, gelangweilt kam manchmal der Graf mit dem Jungen hinterdrein. Sie durften wohl nicht stören.

Da beschloss ich, einmal den Jungen auszufragen. Ich sah ihn schon einigemale allein durch die Büsche streichen. Einer Cigarette, einiger Würdigung seinerseits und Herablassung meinerseits konnte kein Widerstand geleistet werden. So war's auch. Ich gewann sein ganzes Vertrauen. „Ja, das war so. Mama ist sehr wissbegierig. Jawohl. Sie ist nicht wie andere, die nur französische Romane lesen, Lawn-tennis spielen und Klavier klimpern. Sie thut das schon auch und ist lustig und fröhlich, aber sie muss vor allem eine nützlichere Beschäftigung haben. O darin ist sie streng. Schon voriges Jahr, da hat sie angefangen, moderne Litteratur zu betreiben. Und mein Hofmeister, der musste davon auch was verstehen. Er war oft bei Mama. Schade, jetzt ist er fort. Und er war ein so hübscher Kerl. Sogar der Mama that es leid. Aber jetzt der geistliche Herr. Wie vornehm und gut er ist zu mir. Und so klug. Aber das gute ist das beste an ihm. Papa ist oft fort und der ist hart gegen mich. Dann ist immer gleich der geistliche Herr mit Bitten an Mama da, sie solle mich loslassen. Und dann darf ich immer allein fort und kann erst recht spät nach Hause kommen. Die Cigaretten sind gut, Herr Doctor.“ Der Doctor schmeichelte mir. Ich bot ihm besorgt eine neue an.

Digitized by Google

„Ja sehen Sie, Herr Doctor, und heuer ist es wieder die Geschichte. Da ist Mama so unermüdlich. Aber der geistliche Herr auch. Papa ist zwar der Meinung, das tauge alles mitsammen nichts und es komme auch nichts dabei heraus, er ist ja immer gleich so ärgerlich. Ja, sie wollen einen neuen Stammbaum aufstellen, die Mama wills so, der alte taugt nichts mehr. Ich kann es nicht wissen, aber es wird schon so sein. Auch wenn Papa darüber ärgerlich ist. Ach ja, aber Papa hat auch immer so viel zu thun, er muss in der Oper sein, jetzt gehen gerade wieder die Ballette an, er ist überall und nirgends. Er kann diesem Studium zu wenig Interesse entgegenbringen, auch wenn es ihm wichtig erscheint. Mama plagt sich dagegen ab, das geht jetzt schon alle Tage so. Immer sind sie im Bibliothekzimmer, die zwei. Ja, man darf oft jetzt gar nicht hinein, es ist zugesperrt. Man ist in grossem Eifer. Ich klopfe oft. Aber man hört mich nicht. So genau sollten sie es nun doch nicht nehmen. Mama hat es übrigens sehr bequem, ihr Boudoir ist gleich neben der Bibliothek, da trifft sie der frühe Morgen schon bei den Studien. Sie hat Papa schon oft eingeladen, sich daran zu betheiligen, aber er ist zu wenig dabei. Er ist immer wo anders. Da kann man ihn natürlich nicht brauchen, weil dabei schon genau und gewissenhaft vorgegangen werden muss. Wenn es nur so weitergeht, ich bild' mir immer ein, es wird sie am Ende noch verdriessen. Gleich wenn der Papa oft in aller Frühe nach Wien fährt, kommt Mama, um nur keine Zeit bei der Toilette zu verlieren, im schnellen eiligen Überwurf und mein Gönner im Schlafrock in die Bibliothek. Dann gehen sie aber auch gleich an die Aufgabe, die ihnen zum lieben Bedürfnis geworden. Aber da bin ich niemals oder gewöhnlich nicht dabei. Das geht nicht. Ich würde sie nur belästigen. Das sehe ich schon ein. Natürlich wenn es wichtig — und interessant wird, da brauchen sie Ruhe. Da wollen sie allein sein. Wenn das so weiter geht, dann werden wir sie bald gar nicht mehr zu sehen bekommen. Oft sind sie bis tief in die Nacht beisammen. Das Licht brennt lange im Bibliothekzimmer. Oder vergessen sie es auszulöschen. Nur wenn der Papa wieder da ist, haben sie Nachsicht, weil er doch gar zu launenhaft ist. Er würde böse, wenn er diesen Übereifer sähe. Ich würde ihm da ganz beistimmen. Bloss einer Laune wegen, sich so anzustrengen. Und mehr als eine Laune kann doch diese Wissbegierde nicht sein. Aber Mama ist halt einmal so streng gegen sich. Mit dem Hofmeister hat sie auch so viel studiert. Das Werk wird halt auch danach. Es ist schon jetzt sehr weit gediehen, Dank der Bestrebungen des lieben Herrn. So weit und gründlich, dass der Stammbaum nicht nur bis in die fernste Vergangenheit zurückgeführt wurde, sondern dass Mama auch bezüglich der Zukunft ganz ausser Sorge sein kann. Und das ist doch etwas. Man wird das Resultat auch später nicht ändern können, meint der gute Domherr. Ob er damit etwas sagen will, verstehe ich nicht. Und nun auf Morgen, Herr Doctor!“ —

* * *

Wir kannten ihn ja alle, den Domherrn, ihn und seine Gründlichkeit. So und nicht anders konnte sein Werk ausfallen. Das musste schon ein richtiger Stammbaum werden.

Und darauf klangen die Gläser.

Und Ed mit Märtyrermiene: „Ja, ja, wenn nur nicht die Arbeit wär . .“

Und ich wieder auf die Hingabe und den Eifer.

Und Heinrich auf die Gründlichkeit.

Dann war wieder eine andächtige Stille, der Portwein hatte das Wort.

Digitized by Google

DIE VERSTÄNDIGUNG DER KULTURVÖLKER.

VON

PROF. WILHELM FOERSTER.

Die von der „Neuen Deutschen Rundschau“ gemeinsam mit dem „Mercure de France“ an eine Reihe von französischen und deutschen Vertretern der Litteratur, Kunst, Wissenschaft und sozialen Kulturarbeit gerichtete Umfrage,

> welche Schritte — mit Beiseitelassung des politischen Gebietes — in nächster Zukunft die geeignetsten sein würden, um eine Annäherung der Franzosen und Deutschen herbeizuführen,

ist an sich schon ein erfreuliches Zeichen dafür, dass man auf beiden Seiten immer deutlicher einzusehen beginnt, auf welchem Wege wir nicht vorwärts kommen.

Die politischen Faktoren sind in ihrer gegenwärtigen Geistesverfassung, obschon auch unter ihnen viele treffliche und bedeutende Männer am Wirken sind, im Allgemeinen den neuen Kulturaufgaben nicht gewachsen.

Dem neuen sozialen Geiste, der überall aus den politischen und wirthschaftlichen Spannungen und Nöthen mächtig emporwächst, stehen sie leider überwiegend mit einer autoritativen Ueberlegenheit gegenüber, welche die politische Routine mit staatsmännischer Weisheit verwechselt.

Durch verjährte Rechthabereien, die ihnen den weiten Horizont der neuen Auffassungen des Gemeinschaftslebens und des Völkerlebens verhüllen, verurtheilen sie sich allzu häufig selber, mitten in einer gewaltigen aufstrebenden Bewegung, zu einer zänkischen Sterilität.

Man darf sich also nicht länger durch das Achselzucken politischer und geschäftskundiger Männer abhalten lassen, auch auf dem Felde der internationalen Verhandlung und Organisation immer eifriger neue Wege zu suchen.

Dies kann nur dadurch geschehen, dass die in der Litteratur und Kunst, der Wissenschaft und Wirthschaft, der Rechtsprechung und Verwaltung leitenden Geister der verschiedenen Länder einander näher gebracht werden, und zwar natürlich einschliesslich der bedeutendsten Männer auf politischem und kirchlichem Gebiete, die in ihren Reihen einige sehr erleuchtete Kenner und Förderer der hier in Rede stehenden Entwickelung zählen, die indessen nur nach ihren persönlichen Eigenschaften, keineswegs nach ihren öffentlichen Stellungen in Betracht zu ziehen sein würden.

Die Probleme der politischen, der wirthschaftlichen und vor allem der ethischen Einigung der Menschenwelt sind jetzt so drängende und gewaltige, dass „alle Mann“ an diese Arbeit gerufen werden müssen. —

Bevor ich etwas näher auf die Art dieser persönlichen Annäherungen und Verständigungen eingehe, möchte ich erst ein Wort sagen in Betreff der

Digitized by Google

Urtheilszucht, welche sich jeder Einzelne von uns Allen bei der Stellungnahme zu den Berichten der Tages-Presse und zu den sonstigen Quellen der öffentlichen Meinung auferlegen sollte.

Man kann von der Tages-Presse, besonders unter ihren gegenwärtigen, durch die Konkurrenz so sehr geschärften Arbeitsbedingungen, keine strenge und systematische Kritik der ihr zugehenden Nachrichten, zumal der die andern Länder betreffenden, verlangen, aber jeder Einzelne kann dazu beitragen, dass diesen Nachrichten nicht eine grössere Bedeutung beigelegt wird, als sie der Natur der Dinge nach besitzen können.

Wir Alle wissen ja doch aus dem täglichen Leben, wie weit dasjenige, was über uns selber und über die uns naheliegenden und uns genau bekannten Verhältnisse Anderer erzählt wird, gar häufig von der thatsächlichen Richtigkeit entfernt ist, und wie sehr solche Berichte meistens nach der Seite der Uebertreibung nicht des Guten, sondern des Ungünstigen, Unglücklichen und Widerwärtigen abirren.

Wie oft kommt es auch vor, dass uns die unvermeidliche Unvollkommenheit der Mittheilungen der Tages-Presse in solchen Fällen, über die wir selber genau Bescheid wissen, deutlichst entgegentritt, und doch hören wir nicht auf, in anderen Fällen, in denen wir selber ohne genauere Kenntniss und auch nur Publikum sind, weittragende Urtheile auf ähnlichen Mittheilungen aufzubauen. An den daraus hervorgehenden Irrungen und Steigerungen ist also nicht blos die Tages-Presse schuld, auf die wir gern schelten, und die doch gewiss gern das vollständigste und genaueste Bild der Dinge liefern würde, wenn ihr dies ermöglicht würde. Nein, unsere Leichtgläubigkeit, unser Mangel an Sorgfalt und Vorsicht des Urtheils ist schuld daran. Wir Alle tragen aber an den daraus entstehenden Uebeln auch insofern noch eine Mitschuld, als überhaupt aus dem unvorsichtigen, ungenauen Reden und Urtheilen der Gesammtheit der grösste Theil der Einseitigkeiten und Uebertreibungen unmittelbar hervorgeht, welche sich in der Tages-Presse zu dem Material für das landläufige Urtheilen über die Zustände, besonders auch die Zustände und Stimmungen in anderen Ländern verdichten.

Das grosse soziale Uebel, auf welches ich hiermit hingedeutet habe, und für welches eine zutreffende Bezeichnung fehlt (Skandalsucht und Medisance sind doch nur Bezeichnungen für einzelne Seiten der Erscheinung), dieses Uebel ist von jeher vorhanden gewesen, in gesteigertem Grade in bewegten, leidenschaftlichen Zuständen, aber wohl noch nie so intensiv und so gefahrbringend, wie in den jetzigen Zeiten eines nach Ausdehnung und Schnelligkeit so enorm entwickelten Nachrichtenwesens und Verkehrs, durch welche zugleich die Reizbarkeit der Menschen, sowie die Schnelligkeit und Heftigkeit ihrer Bethätigung so sehr erhöht worden ist.

Ob die allmälige Entwickelung einer tieferen und feineren Kultur des Denkens jenes Uebels Meister werden und im Stande sein wird, zu einer wahrhaft soliden, vollständigen und treuen Organisation des öffentlichen Nachrichtenwesens, dieser Grundlage der Tagesgeschichte, zu gelangen, steht dahin.

Bei der jetzigen Leidenschaftlichkeit der Urtheilsbildungen könnte der Versuch einer Abhülfe in diesem Sinne schwerlich Aussicht auf baldigen Erfolg bieten. Es bleibt also nichts anderes übrig, als zunächst die oben geforderte Urtheilszucht bei uns Allen, diesseits und jenseits der Vogesen, recht ernstlich zu kultiviren.

Neben dieser Läuterung des individuellen Verhaltens bedarf es aber auch sozialer Veranstaltungen, um die unzureichende Beschaffenheit der Berichte über das, was hüben und drüben geschieht und gedacht wird, durch persönliche Annäherungen und Verständigungen einigermassen zu ergänzen.

Und dieselben Veranstaltungen könnten zugleich dazu dienen, auf beiden Seiten Entschlüsse zu reifen und Organisationen einzuleiten, durch welche die Ursachen von Entfremdungen und Missverständnissen dauernd vermindert würden. Solche Veranstaltungen dürften sicherlich nicht mit grossen Versammlungen anfangen. Dabei würde sich der politische Philister nur in's

Digitized by Google

Fäustchen lachen; denn es wäre von vornherein und auch nach vorhandenen Erfahrungen mit Sicherheit zu erwarten, dass in grossen Versammlungen so bunter und improvisirter Gemeinschaften fast nur Zerfahrenheiten zu Tage treten würden.

Vorbereitend für nähere Verständigungen konnten schon seit längerer Zeit die verschiedenen internationalen Fachkongresse wirken. Aber auch bei diesen geht es meistens zu geräuschvoll und zerstreuend her, um ernste Berathungen von grösserer allgemeiner Tragweite pflegen zu können. Auch war bisher das Bewusstsein grosser und dringender Verpflichtungen gegenüber den politischen und sozialen Problemen gerade in den bezüglichen fachmännischen Kreisen noch sehr unentwickelt geblieben, während jetzt auch in diesen die Ueberzeugung zu erwachen beginnt, dass die gesammte geistige und sittliche Kultur in Verfall geräth, wenn eine zu grosse Anzahl der bedeutendsten Köpfe sich allzu ausschliesslich fachmännischer Specialisirung zuwendet und die Fürsorge für die allerwichtigsten, zugleich zartesten und gewaltigsten Angelegenheiten des Gemeinschaftslebens auch allzu ausschliesslich der Theilung fachmännischer Arbeit und den mit solcher Theilung auf diesen Gebieten am meisten verbundenen Gefahren der Verkümmerung überlässt.

Unter der zunehmenden Wirkung solcher Ueberzeugungen könnte ich mir für die Annäherung und Verständigung der Kulturvölker solide Anfänge von Erfolgen versprechen, wenn es gelänge, zunächst ganz kleine Gruppen von Männern und Frauen, welche durch das Vertrauen gleichartiger französischer und deutscher Kreise dazu erwählt werden, etwa in einem dritten Lande zu mehrtägigen Besprechungen sowohl über Tagesfragen, als über die tiefen und allgemeinen Fragen der Neugestaltung des Gemeinschaftslebens, einschliesslich des Völkerlebens, zusammenzubringen.

Solche Zusammenkünfte denke ich mir im Anfange als ganz freie Veranstaltungen, ausgehend von bestehenden Verbänden oder Genossenschaften, z. B. litterarischen, künstlerischen, wissenschaftlichen, volkswirthschaftlichen u. s. w. Und zwar müsste zunächst jede solcher Gruppen für sich eine derartige Zusammenkunft von Vertrauenspersonen der beiden Seiten zu Stande zu bringen suchen. Bei der Beschränkung auf sehr wenige Personen könnte hier in der That nicht bloss eine edle gesellige Wirkung, ein Beginn von Befreundung erreicht, sondern auch solide Denk- und Gestaltungs-Arbeit gethan werden.

Ueber die Ergebnisse der Verhandlungen müsste alsdann den Auftraggebern jedes Landes von den Vertrauenspersonen berichtet und fernerhin zwischen den Delegirten der verschiedenen Gruppen jedes Landes Fühlung hergestellt werden, so dass man bei der nächstfolgenden Wiederholung der Zusammenkünfte schon einen Schritt weiter kommen und an die Vereinbarung gewisser Vorlagen für organisatorische Behandlung wichtiger Fragen des internationalen Gemeinschaftslebens, insbesondere der wirthschaftlichen, sozialethischen, pädagogischen Fragen u. s. w. denken könnte.

Von dieser Stufe an müssten natürlich die amtlichen Organe der Gesetzgebung und Verwaltung in den einzelnen Ländern mit den Ergebnissen der Vorberathungen befasst werden, natürlich ohne dass die frei organisirte Mitarbeit der Gesammtheit hiermit glauben dürfte, ihre Aufgabe schon erfüllt zu haben; denn in diesem Stadium beginnen erst die grössten Schwierigkeiten, welche nur durch die Fortführung und Erweiterung jener freien Verständigungen und die entsprechende eindringliche Wirksamkeit in jedem der einzelnen Länder überwunden werden können.

Je tiefer man sich aber in solches völkerverbindende Wirken hineindenkt, desto klarer wird es, dass dasselbe nur dann einen dauernden Erfolg haben kann, wenn man sich nicht auf Annäherungen zwischen Frankreich und Deutschland beschränkt, sondern auch die Beziehungen zu den andern Kulturvölkern in entsprechender Weise in's Auge fasst.

Es handelt sich darum, überhaupt den bisherigen Macht- und Eigensuchts-Konflikten ihren Stachel zu nehmen, und dies kann nur durch umfassendere Rechtsordnungen und Verwaltungseinrichtungen erreicht werden,

Digitized by Google

durch welche zunächst gewisse nach der geographischen Lage am unmittelbarsten auf einander angewiesene grössere Gruppen von Kulturländern in allseitig förderliche Verbindung mit einander gebracht werden. Beispielsweise wird es sich allmälig immer unweigerlicher um die Begründung einer europäischen Vereinigung hauptsächlich auf wirthschaftlichem Gebiete handeln, denn je mehr die staatlich-soziale Organisation nicht bloss im Verkehrswesen, sondern — innerhalb vernünftiger Grenzen — auch im Wirthschaftsleben fortschreitet, desto grösser wird die Gefahr feindseliger Erregungen zwischen den verschiedenen Staaten, sobald nicht die nothwendige Ergänzung jener sozialen Entwickelungen durch internationale Rechtsordnungen und Verwaltungsgemeinschaften eintritt, deren letztes, höchst realpolitisches Ziel ja die Begründung einer gemeinsamen Weltwirthschaft für die ganze Menschheit ist. —

Für die Durchführbarkeit solcher Staatenverbindungen unbeschadet der Erhaltung berechtigter Besonderheiten der Regierungsform und unbeschadet der Wahrung einer würdigen Souveränetät der einzelnen Staaten liefert ja das deutsche Reich selber und für die Durchführbarkeit einer gewissen Verwaltungseinigung trotz der Verschiedenheiten der Nationalitäten und der Sprache die Schweiz einleuchtende Beispiele.

Andererseits zeigen auch die bereits bestehenden und blühenden internationalen Verwaltungsgemeinschaften auf dem Gebiete des Verkehrs, der Technik, des Rechtslebens und der Wissenschaft, bei deren Begründung und Ausbau gerade deutsche Staatsmänner wesentlich geholfen haben, wie allseitig förderlich solche Vereinigungen sind, und wie sich in ihnen allmälig, sogar mitten in den gegenwärtigen Spannungen der politischen Verhältnisse, eine edle Liberalität des Zusammenwirkens entwickelt, welche eine administrative Schwierigkeit nach der andern fast spielend überwindet. Bekanntlich existiren jetzt bereits 9 solcher vertragsmässig organisirten internationalen Verwaltungen mit Jahres-Budgets zwischen 16000 und 100000 Mark und mit geschäftlichen oder wissenschaftlichen Central-Organen und ausgezeichneten lediglich im internationalen Dienst arbeitenden Beamtenschaften.

Es ist aber einleuchtend, dass weitere Fortschritte der europäischen Völkergemeinschaft in dieser Richtung geradezu verhindert und auch die schon bestehenden, in hochsinniger Weise geschaffenen Vereinigungen wieder in Frage gestellt werden würden, wenn man launischen Abneigungen gegen einzelne Völker- und Länder-Gruppen dabei fröhnen wollte.

Man soll sich doch ja nicht einbilden, dass überhaupt eine ernstliche, praktisch-fruchtbare Annäherung zwischen Franzosen und Deutschen zu Stande kommen könnte, wenn wir Deutsche dabei den Hintergedanken hätten, dadurch die Franzosen von den Slaven abzudrängen und dann leichter mit der Feindschaft der Slaven in der Manier der alten, vollständig überlebten Politik fertig werden zu können. Ein vernünftiges europäisches Gemeinschaftsleben kann nur mit vollständigster, loyalster Aufnahme auch der Slaven zu Stande kommen und gedeihen.

Wir Deutsche haben eine starke historische Abneigung gegen die Slaven, welche von diesen gebührend erwiedert wird. Die Franzosen stehen uns viel näher, man kann sogar behaupten, dass wir — abgesehen von dem furor teutonicus, der sich in den Kriegen und nach den Kriegen entwickelt hat — sogar eine besondere Vorliebe für die Franzosen und für alles „Französische" haben. Aber gerade desshalb ist es eine noch höhere sittliche Aufgabe für uns, den Slaven gerecht zu werden. Sie wird uns sehr erschwert durch das Zusammenwohnen der Deutschen und Slaven in unsern östlichen Ländern einschliesslich Oesterreichs und durch die zahllosen bittern Konflikte des täglichen Lebens, besonders im Gebiete der Kinder-Erziehung, die sich dabei ergeben, und die besonders unsern deutschen Brüdern in Oesterreich die Ruhe des sittlichen Urtheils über die Slaven fast gänzlich rauben, wie es natürlich auf slavischer Seite in entsprechendem Maasse geschieht.

Aber es bleibt doch nichts anderes übrig, als dass die Menschen sich mit einander vertragen, denn den sogenannten Kampf bis aufs Messer können

Digitized by Google

doch nur die kopflosesten Anhänger gänzlich verrotteter Anschauungen als eine „soziale Lösung" betrachten. Wie dieser Kampf auch ausfiele, er könnte die Schwierigkeiten doch nur steigern.

Wir haben es aber vielfach versäumt, von der grossen geistigen und sittlichen Entwickelung, die in der slavischen Welt im Gange ist, gehörige Kenntniss zu nehmen oder uns dieselbe gehörig zum Bewusstsein zu bringen. Es ist daher dringend nöthig, dass wir, in ganz ähnlicher Weise wie mit den Franzosen, auch mit den Slaven zu einer geistigen Annäherung und allmäligen sittlichen Verständigung zu gelangen suchen, und dass Alldeutschland dabei nicht zu sehr durch die Brille unserer an den Ostmarken wohnenden Landsleute sieht, für deren friedliche und gedeihliche nationale Lebensbedingungen wir dadurch erst recht wirken werden. —

Es ist übrigens mit Sicherheit anzunehmen, dass, nach einem kurzen Stadium vorübergehenden Unmuthes, auch die Regierungen und Parlamente für freie Vorarbeiten obigen Sinnes nur dankbar sein werden, denn vielfach kommen den Regierungen, wenigstens mit übertäubend lautem Getön, nur die Aeusserungen nationaler Erhitzung zu Ohren, welche die politischen Schwierigkeiten immer mehr steigern.

Wo bleibt denn schliesslich die ganze nationale Herrlichkeit mitten in allem diesem gegenseitigen Hassen und Verachten und in der erbärmlichen Noth und Enge des Lebens, welche uns Allen durch den allgemeinen, theils offenen, theils latenten Kriegszustand bereitet wird? Jenseits aber, in jener besseren Welt, die sich Jedem von uns wie durch ein Zauberwort aufthut, sobald wir die Dämonen der Leidenschaft in uns besiegen, winkt selige Fülle inneren und äusseren Wohlstandes, und auch das nationale Leben wird sich, in seiner berechtigten Eigenart, in einer geeinigten Menschheit reicher und beglückender entwickeln, als es jetzt möglich ist.

Digitized by Google

RUNDSCHAU.

NACHTRÄGE ZUR UMFRAGE ÜBER DIE DEUTSCH-FRANZÖSISCHE ANNÄHERUNG.

Die Zuschriften von Otto Erich Hartleben und John Henry Mackay, deren Abdruck hier beanstandet wurde, finden unsere Leser in deutscher und französischer Sprache in der betreffenden Nummer (1. April) des Mercure de France, der mit uns zusammen das Unternehmen ins Werk setzte.

Karl Emil Franzos schrieb uns:

Da ich nicht deutscher Staatsbürger bin, halte ich es für ein Gebot des Taktes, in die eingehende Erörterung einer Frage, die entschieden auch politischer Färbung ist, nicht einzutreten.

Dies darf mich jedoch nicht hindern, als Deutscher, wie als Freund der Civilisation zu wünschen, dass beide Nationen stets jener Wahrheit eingedenk bleiben mögen, für die ein deutscher Gelehrter — Hugo Schuchardt — den folgenden, ebenso knappen als erschöpfenden Ausdruck gefunden hat:

„Beide Welten, die romanische und die germanische, stehen gleichberechtigt neben einander; sie sind einander nothwendig, wie zwei Hälften, die sich ergänzen."

KARL EMIL FRANZOS.

Björnson schrieb uns:

Mit grosser Freude habe ich die Beweise einer besseren Stimmung zwischen den beiden grossen Völkern, den Deutschen und Franzosen, gesehen, welche Ihre Zeitschrift veröffentlicht hat.

Gestatten Sie mir einen Beitrag dazu zu liefern, der um so grösseren Werth hat, als er mehrere Jahre herdatiert, also lange, bevor die jetzige freundlichere Stimmung ihren Anfang nahm.

Mein Gewährsmann ist ein französischer Offizier, welcher den Krieg 1870 mitgemacht hat; er ist ebenso sehr durch Intelligenz wie durch Charakter ausgezeichnet.

Wir sprachen von der Zukunft Frankreichs und von seinen möglichen Alliancen. Ich will hier nicht wiederholen, was er von den andern Nachbarvölkern sagte; aber von den Deutschen sagte er, der Verlust von Elsass-Lothringen wäre um so trauriger, als die Deutschen faktisch das einzige Volk wären, welches die Franzosen schätzten, und noch jetzt das einzige seien, welches sie einmal würden schätzen können.*) Eine deutsch-französische Alliance sei natürlicher als eine andere; denn allein eine solche würde den Frieden sichern. Sie würde der starke Stamm werden, an welchen die andern sich schliessen könnten. Er dachte dabei besonders an Oesterreich und Italien; aber er meinte auch, sie könnte ein noch weiter wirkender Ausgangspunkt werden. Die Frage Elsass-Lothringen, nämlich wem diese Lande schliesslich gehören sollten, wäre nicht so wichtig, dass sie ein so kolossales Gut wie die Freiheit und den Weltfrieden gefährden dürfte. Denn das man diese beiden Güter dadurch allmälig auf dem möglichst sichern Wege erreichen würde, davon war er überzeugt.

Ich fragte ihn, ob er auch Andere so hätte reden hören und namentlich unter seinen Standesgenossen. Und dies bekräftigte er.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, privatim deutschen Männern und Frauen

*) Damals war die französische Flotte noch nicht in Kronstadt gewesen.

Digitized by Google

dies zu erzählen; es ist mir eine Freude, endlich einmal Gelegenheit gefunden zu haben, es auch öffentlich zu thun.

Rom, d. 17./3. 1895.

BJÖRNSTJERNE BJÖRNSON.

* * *

Mit ganz besonderem Vergnügen bringen wir schliesslich folgende kleine Herzensergiessung zum Abdruck, welche die unvermeidlichen Folgen der „Berühmtheit" in ergötzlicher Weise schildert. Wie gesagt, auch wir halten die Enquête für eine sehr unangenehme Erfindung. Und wir glauben von Herzen gern, dass die Flut der Anfragen, welche sich dabei gerade auf wenige „Spitzen der Nation" niederstürzt, für diese ebenso peinlich ist, wie der Erfolg einer Umfrage für die betreffenden Redaktionen — „geschäftsklugen", wie der Verfasser meint — im Interesse der Leser erfreulich ist.

WIE DENKEN SIE ÜBER RUSSLAND?

Ein Nothschrei von TORQUATO.

„Wie denken Sie über Russland?" — so lautete vor Jahren der Titel eines oft aufgeführten kleinen Lustspiels, das, neben andrem, auch darauf hinauslief, das Lächerliche solcher Frage zu veranschaulichen. Aber dies altkomische „wie denken Sie über Russland", ist neuerdings eine Frage voll tiefen Ernstes geworden, verglichen mit den auf Antwort abzielenden Prozeduren, denen die sogenannten „führenden Geister der Nation" jetzt tagtäglich unterworfen werden.

„Wie denken Sie über Russland?" Offen gestanden, ich weiss es nicht; aber inmitten meines Nichtwissens, kann ich doch allenfalls versichern: „ich finde es zu gross oder zu klein; es ist das Land der Knute, darum bin ich dagegen, es ist das Land des Caviar, darum bin ich dafür." Eine gewisse Möglichkeit der Beantwortung ist also in dieser Russlandsfrage immer noch gegeben, während das Wesen der jetzt so beliebten, von grossen Redaktionen ausgehenden brieflichen Anzapfungen darauf hinausläuft, dass Fragen gestellt werden, die gar nicht zu beantworten sind oder wenn sie beantwortet werden, eine meist schon vorhandene Confusion nur noch steigern. Seit etwa 4 Wochen sind elf derartige „Bitten um Aufschluss" an mich und sehr wahrscheinlich auch an die übrigen „führenden Geister deutscher Nation" ergangen, Fragen, die wenn ich in starker Ueberschätzung meines Könnens ihre Beantwortung versucht hätte, mir — unter Hinzurechnung der beinah täglich sich einstellenden Autographensammler und ganz besonders auch der immer mit „bitte, bitte" kommenden kleinen Albumfräuleins — die ganzen inzwischen vergangenen 4 Wochen wegstibitzt haben würden.

Eine dieser Anfragen, die, wie ich im Uebrigen gerne zugestehe, durchaus vernünftig und was ebenso wichtig ist, auch nicht compromittirenden Inhalts war, lautete dahin: „welche Berliner Bürger sollen in der Sieges-Allee aufgestellt werden?" Gut. Aber diese Frage, so vernünftig und gerechtfertigt sie ist, — ihre Beantwortung ist eine grosse Arbeit. Von Kurfürst Friedrich dem Ersten an, durch fast fünf Jahrhunderte hin festzustellen, welche Berliner Bürger jeweilig die „Eigentlichsten" gewesen sind, — so lohnend und dankenswerth dies ist, so schwierig ist es und repräsentirt alles in allem eine Frage, deren Lösung sich überhaupt nur sehr wenige Personen unterziehen können. Es ist eine Aufgabe, die wochenlange ernste Arbeit von besonders beanlagten Fachleuten (die ganz gewöhnliche, meist sehr prosaische „Stadtkunde" reicht dazu nicht aus) verlangt. Ist es nun nicht eine starke Zumuthung, solche Beisteuer — gleichviel ob es sich um eine vernünftige oder nicht-vernünftige Frage handelt — immer wieder und wieder zu verlangen? Ist die Stellung deutscher Schriftsteller eine solche, dass sie sich solcher Liebesthat zum Besten geschäftskluger Redaktionen und zur Neugiersbefriedigung eines verehrlichen Publikums immer wieder hingeben können, auch wenn sie möchten? Ich finde, dass in diesem Punkte durchaus Wandel geschafft und beispielsweis in der hier herangezogenen, unsre Sieges-Allee betreffenden Angelegenheit eine Vertrauensperson, oder auch mehrere, ausgewählt und jedem einzelnen Ausgewählten für seinen Rath ein ziemlich hohes Honorar gezahlt werden müsste, wie man einem Spezialarzt in einem schwierigen Falle, den nicht jeder entscheiden kann, ein hohes Honorar zahlt. Warum sind immer arme Schriftsteller zur Abonnenten- und Einnahmevermehrung Anderer da? Im Uebrigen verwahre ich mich dagegen, dass ich persönlich nach solcher Honorarernte begierig sei, bin vielmehr umgekehrt gern bereit, mich in einem alljährlich einmal (aber nicht öfter) wiederkehrenden Ernstfalle für die blosse Ehre des Ausgewähltwerdens eigens noch bedanken zu wollen. Aber elf Zeitungsanfragen in vier Wochen, das ist zu viel, das ist eine Epidemie, gegen die Billigkeitsgefühl und gesunder Menschenverstand als eine Art Gesundheitsamt einschreiten müssen.

Um zu zeigen, was einem alles zugemuthet wird, stehe hier zum Schluss noch die zuletzt an mich ergangene Frage. „Was ist Ihre Meinung über Professor Litzmanns Ausspruch: dass das Urtheil der

Digitized by Google

Nachwelt über jeden im politischen oder literarischen Leben eine Rolle spielenden Zeitgenossen wesentlich mitbestimmt wird durch das grössere oder geringere Verständniss, dass er Bismarck entgegengebracht hat.“ Das ist denn doch, neben manchem andrem, auch eine sehr kitzliche Frage. Goethe (so viel mag hier zur Sache stehn) ist Gott sei Dank Goethe gewesen und geblieben, auch ohne sich um politische Dinge gekümmert zu haben. Ich meinerseits bin durchaus dafür, dass man sich darum kümmert. Aber wenn es Einer nicht thut und im Uebrigen Goethe ist, so kann er sich das Nichtdrumkümmern leisten. Politik ist viel, aber nicht alles.

DIE ENTWICKLUNG DER MODERNEN TECHNIK.

In fast beispielloser Weise hat die Menschheit in den letzten Jahrzehnten ihre Herrschaft über die Natur erweitert. Während der Periode von 1860 bis heute hat sie in unaufhaltsamen Siegeslauf alle einst widerstrebenden und vernichtenden Kräfte mehr und mehr in ihren Dienst gezwungen; — mit demselben Arbeiteraufwand wie vor dreissig Jahren vermag sie eine ungeheuer gesteigerte Productenmasse in vordem ungeahnter Billigkeit hervorzuzaubern. — Dabei aber zeigt dieser Aufschwung niemals eine Spur von Erschlaffung, im Gegentheil, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt regt er immer machtvoller und gewaltiger seine Schwingen.

Und wir stehen erst am Anbeginn der Aera der Technik! Kein Jahr, keine Woche fast vergeht, wo nicht auf diesem oder jenem Gebiete der Technik Erfindungen auftauchten, die für sich betrachtet, im Stande gewesen wären, eine ähnliche revolutionäre Rolle zu spielen, wie die Spinnmaschine oder die Dampfmaschine, wenn sie im Zeitalter der Manufactur aufgetreten wären. Freilich geht es auch hier, wie auf anderen Gebieten des menschlichen Lebens. Haben wir es erst einmal bis zu einem gewissen Grade der Vollendung gebracht, so muss der weitere Fortschritt einem riesenhaften Sprunge gleichen, damit wir einen Contrast zu empfinden vermögen. Wird z. B. die Geschwindigkeit des Reisens von 75 km in der Stunde auf 150 km gesteigert, so empfinden wir den gewaltigen, dadurch begründeten Fortschritt bei weitem nicht so intensiv, als der Fortschritt von 10 auf 20 km empfunden worden ist. — Seinerzeit blickte die ganze Welt mit interessirter Spannung auf die Arbeiten am Suezkanal. Heut dagegen nimmt kaum jemand ausser den Nächstbetheiligten lebhaften Antheil an den Arbeiten am Nord-Ostsee-Canal, obwohl die Leistung an sich ebenso grossartig, die Fähigkeit der Technik, Erdmassen zu bewegen, aber um das Dreifache gestiegen ist.

In der rein psychologischen Thatsache, dass zur Hervorrufung von gleichmässig steigenden Unterschieden in den Empfindungen die Reize in einem weit stärkerem Masse wachsen müssen, ist es zum Theil begründet, dass eine ganze Reihe von Erfindungen und Entdeckungen über einen engen kleinen Kreis hinaus kaum gewürdigt wird. Durch die rapide Entwickelung von Wissenschaft und Technik ist das Publikum so sehr an Überraschungen gewöhnt worden, dass selbst gigantische Leistungen weder Verwunderung noch Ueberraschung hervorzurufen vermögen. —

Vergegenwärtigt man sich aber, dass gerade durch die gewaltige Entwickelung der Technik in den letzten 30—40 Jahren unserer Zeit eine culturelle Bedeutung zukommt, wie kaum einer ähnlich kurzen Zeit eines vergangenen Jahrhunderts, so wird man uns beipflichten, dass auch der Laie seine Aufmerksamkeit der technischen Entwickelung nicht versagen dürfte.

* * *

Wie intensiv auf dem Gebiete der Technik gearbeitet wird, das zeigt ein Blick auf die Listen des Patentamtes. Im Jahre 1894 wurden nicht weniger als 14964 Erfindungen zum Patent angemeldet; 6280 Patente wurden ertheilt. Die Zahl der in Kraft gebliebenen Patente belief sich auf 17921 am Schlusse des Jahres. Natürlich geben die Zahlen der Patentanmeldungen und Patentertheilungen noch keinen Massstab für den Werth der Erfindungen. Gar manches Patent wird angemeldet und ertheilt, dessen welterschütternde Bedeutung nur von dem „verkannten“ Erfinder gewürdigt wird, aber die angeführten Zahlen geben doch wenigstens einen Begriff von der rastlosen Arbeit in der Technik, die nach immer Neuerem, immer Vollkommnerem strebt.

* * *

Am glänzendsten manifestirte sich die moderne Technik in ihrer Thätigkeit, die gigantischen Naturkräfte in den Dienst der Menschheit zu zwingen. In der Bewegung des Wassers und der Luft auf der Erdoberfläche leistet die Wärme der Sonne eine mechanische Arbeit, die vielen Milliarden Pferdestärken gleichkommt.

Aber nur ein lächerlich kleiner Bruchtheil dieser mechanischen Arbeit wird für industrielle Zwecke nutzbar gemacht, denn die grössten Energiemassen, die Kraft der

Digitized by Google

rauschenden Bergströme und Wildbäche befindet sich an Stellen, die zur Anlage von Fabriken und Werkstätten gänzlich ungeeignet sind, und die Fernleitung der mechanischen Kraft auf grössere Entfernung scheiterte bis vor Kurzem an unüberwindlichen Schwierigkeiten.

Die Electrische Ausstellung in Frankfurt a. M. bahnte auf diesem Gebiete aber einen gewaltigen Umschwung an und in unseren Tagen reift ein Projekt der Vollendung entgegen, dessen Tragweite heut noch gar nicht vollständig zu übersehen ist. Die mechanische Kraft der Niagara-Fälle galt immer als das glänzendste Beispiel der unerschöpflichen Energievorräthe der Natur, wird doch ihre Gesammtenergie auf 15 Millionen Pferdestärken geschätzt. Von dieser ungeheuren Energiemenge sollen zunächst etwa 200000 Pferdestärken der Industrie nutzbar gemacht werden. Die Anlagen, die die Niagara-Gesellschaft mit einem Kostenaufwand von 12—16 Millionen Mark herstellen liess, sind nun so gut wie beendet. Nach den Berichten des berathenden Ingenieurs der Gesellschaft, Prof. Forbes, sind drei Turbinen, jede zu 5000 Pferdestärken, zur Inbetriebsetzung fertig. Das Wasser wird diesen Turbinen durch gewaltige Stahlrohre von 2 Meter Durchmesser mit einem Gefälle von 42 Meter unterirdisch zugeführt und durch einen unterirdischen Canal wieder abgeleitet. Die gewonnene mechanische Energie wird durch gewaltige Dynamomaschinen in Electricität verwandelt und zunächst, hauptsächlich nach Buffalo, 24 Kilometer von den Niagara-Fällen entfernt den Abonnenten zugeführt. Die Electricität treibt dort Electromotoren an und die von diesen geleistete Arbeit wird sich ungleich viel billiger als die mit Dampf erzeugte stellen. Ausser dieser Anlage wird die Niagara-Gesellschaft den Fällen auf der amerikanischen Seite noch weitere 200000 Pferdestärken und auf der canadischen Seite noch 250000 Pferdestärken entziehen.

Houston und Kennelly berechnen, dass bei stetiger Belastung und täglich 24stündigem Betriebe die Kraft in ca. 330 km Entfernung auf electrischem Wege vom Niagara nach der Stadt Albany für ca. 68 Mark per Pferdestärke und Jahr übertragen werden kann. Nach dortigen Verhältnissen würde sich also der industrielle Betrieb mit electrischer Energie ca. 10 pCt. billiger als mit Dampfmaschinen stellen. In New-York, also in einer Entfernung von 530 km von dem Sitz der primären Kraftquelle, würden etwa 150000 electrisch übertragene Pferdestärken grade noch mit der Dampfkraft in Concurrenz treten können. Da aber der electrische Betrieb gegenüber dem Betriebe mit Dampfmaschinen eine grosse Zahl sehr bedeutender Vorzüge aufweist: Die Sicherheit gegen Explosionsgefahr, die Aufstellbarkeit der Motoren in jedem Stockwerk bewohnter Häuser, ihre Betriebsbereitschaft in jedem Augenblicke, die Entbehrlichkeit technisch geschulten Maschinenpersonals etc. etc., so ist nach Erledigung der Kostenfrage der Sieg der Electricität über den Dampf für einen grossen Theil der nordamerikanischen Union definitiv entschieden

Durch den Electromotor bekommt die Productivität der Technik einen neuen und intensiveren Anstoss, als sie ihn durch die Dampfmaschine erhalten hatte.

* * *

Vielleicht noch von höherer wirthschaftlicher Bedeutung als die Ausnützung der Wasserkräfte wird die planmässige Ausnützung des Windes sein. Welche Unsummen von Energie hier zur Verfügung stehen, erhellt aus dem einen Beispiel, dass der Cuba-Orkan vom Februar 1844 nach Schätzung der Mathematikers Reye 473½ Millionen Pferdestärken während drei vollen Tagen aufgewendet hat, d. h. mindestens 15mal so viel als alle Windmühlen, Wasserräder, Dampfmaschinen und Lokomotiven, Menschen- und Thierkräfte der ganzen Erde in der gleichen Zeit leisteten.

Diese gewaltige Energiemenge ist aber doch nur ein verschwindender Bruchtheil der Tag ein Tag aus bei der Luftbewegung aufgewandten Energie; mehr als ein Dutzend eiserner Arbeitssclaven hätte jeder einzelne Mensch zur Verfügung, wenn die Technik im Stande wäre, auch nur den Wind vollständig auszunützen. Dass dies bisher nicht in umfangreicher Weise geschehen ist, liegt daran, dass der Wind nicht gleichmässig genug weht, um bei industriellen Unternehmungen, die auf eine stetige Kraftlieferung angewiesen sind, auf ihn rechnen zu könnnn. Aber die Electrotechnik giebt auch hier ein Mittel an die Hand, die Energievorräthe der bewegten Luft auszunützen. Durch geeignet construirte Windmotoren treibt man dynamoelectrische Maschinen an, speichert die Electricität in Accumulatoren auf und kann nun die Kraft des Windes auch noch zu einer Zeit verwerthen, wo er gar nicht mehr weht.

In der Praxis stellt sich die Umsetzung freilich wesentlich schwieriger dar als hier mit kurzen Worten angedeutet ist, wesshalb auch bisher verhältnissmässig wenig Windmotoren in der angedeuteten Richtung im Betriebe sind. Doch bereitet sich hier ein bedeutsamer Umschwung vor, und in wenigen Jahren werden wir wahrschein-

Digitized by Google

lich schon einen sehr erheblichen Bruchtheil des Energiebedarfes der Industrie von der Kraft des Windes gedeckt erhalten.

* * *

In der Zwischenzeit aber wird unablässig daran gearbeitet, die bisherigen, hauptsächlich in Anwendung befindlichen Motoren zu vervollkommnen.

In kleineren Anlagen macht seit Jahren bereits der Gasmotor der Dampfmaschine erfolgreiche Concurrenz; aber der Gasmotor war an die Gasleitung gefesselt und desshalb unbrauchbarer als Lokomotive. Aber ebenso wie unsere Eisenbahnzüge ein ausreichendes Quantum comprimirten Leuchtgases in schmiedeeisernen Ballons zur Beleuchtung der Coupées mit sich führen, kann das Leuchtgas auch in Ballons comprimirt werden, um dann im Gasmotor verbrannt zu werden. Mit grossem Erfolge ist kürzlich eine nach diesem Princip eingerichtete Gas-Strassenbahn in Dessau eröffnet und dem Betriebe übergeben worden. Weit bequemer als das Mitführen von comprimirtem Leuchtgas erscheint dagegen die Anwendung gewöhnlichen Petroleums. Durch eine Brausevorrichtung fein zerstäubt und mit der atmosphärischen Luft in einem bestimmten Verhältnisse gemischt, entsteht ein explosives Gemisch, das ebenso geeignet ist einen Cylinderkolben vorwärts zu bewegen wie das explosive Gemisch aus Leuchtgas und Luft in den Gasmotoren. Der Petroleummotor hat desshalb auch in den letzten Jahren eine stets steigende Bedeutung gewonnen. Vor allem dort, wo keine Gasanstalt zur Verfügung steht, dann aber besonders auch zu lokomotorischen Zwecken. Petroleumboote, Petroleum-Strassenbahnen, Petroleum-Velocipede, Petroleumdroschken erfreuen sich immer grösserer Beliebtheit und im letzten Jahre ist sogar ein grosses französisches Torpedoboot mit einem gewaltigen Petroleummotor ausgerüstet worden und die Erfolge haben die Erwartungen weit übertroffen. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, dass der Petroleummotor für gewisse Zwecke, besonders im Kleingewerbe, in weltabgeschiedenen Dörfern und Städten als das Ideal einer Kraftmaschine angesehen werden kann. Die Leichtigkeit, überall das Betriebsmaterial zu beschaffen und vor allem die absolute Gefahrlosigkeit des Betriebes sichern dem Petroleummotor noch eine grosse Zukunft.

In rein theoretischer Hinsicht sind jedenfalls die Petroleum- und Gasmotoren, vor allem aber die ersteren der Dampfmaschine überlegen. Während nämlich selbst in den besten Dreifach-Expansionsmaschinen nur 6—8 % der in der Kohle aufgespeicherten Wärmeenergie in mechanische Energie umgesetzt werden, können beim Petroleummotor doch 12—15 % der Wärmeenergie nutzbar gemacht werden.

Die gewaltige Vergeudung von Wärme bei der Dampfmaschine hat desshalb auch dazu geführt, Motoren zu construiren, bei denen unmittelbar die Wärmewirkung der verbrennenden Kohle zur Arbeitsleistung ausgenutzt wird. Vor allem erwähnenswerth sind hier die nach Analogie der Gasmotoren gebauten Kohlenstaubmotoren.

In den Steinkohlengruben macht sich der Kohlenstaub in fataler Weise dadurch bemerkbar, dass er zur Hauptursache der Grubenexplosionen wird. Ein Gemisch von feinem Kohlenstaub und Luft ist in der That ebenso explosiv wie Knallgas. — Während man nun in Steinkohlengruben die verheerenden Wirkungen der Kohlenstaubexplosionen dadurch zu verhindern sucht, dass man die Gänge möglichst feucht erhält, sucht andererseits die Technik die Kohlenstaubexplosionen für sich nutzbar zu machen, indem sie sie in geregelte Bahnen leitet. Man mischt in dem Cylinder des Gasmotors feinen Kohlenstaub mit atmosphärischer Luft und bringt das Gemisch zur Explosion. Die frei werdende Wärme wird ungleich vortheilhafter ausgenützt als bei der Verbrennung der Kohle unter dem Dampfkessel der Dampfmaschine.

Leider haben sich bisher die Kohlenstaubmotoren praktisch noch nicht bewährt, — dagegen findet das Princip der Kohlenstaubverbrennung wegen der dadurch bewirkten vortheilhaften Ausnützung der Verbrennungswärme immer ausgedehntere Verwendung in der Feuerungstechnik. Der Zeitpunkt dürfte nicht mehr fern sein, wo Kohlenstaubfeuerungen, wie z. B. die des Ingenieurs Friedberg die alte Verbrennungsweise der Kohle auf dem Rost vollständig verdrängen werden.

* * *

Vor allem für das Problem der Ortsbewegung haben die Versuche, einen Motor mit hohem Nutzeffect zu construiren, weittragende Bedeutung.

Bei der Schifffahrt ist das unmittelbar einleuchtend. Während noch 1870 ein Dampfschiff zur Oceanfahrt doppelt so viel Kohlen mit schleppen musste als es Waaren-güter aufnehmen konnte, ist das Verhältniss heut das umgekehrte. Die Transportkosten verminderten sich in Folge dessen ganz ausserordentlich und die Waaren haben eine Beweglichkeit erlangt, die mit dem alten Magazinwesen vollständig aufräumten. Ein Pfund Fleisch schafft man jetzt mit einem Kostenaufwand von 4 Pfennigen von New-York nach Liverpool herüber. Büchsenfleisch ist im regelmässigen Verkehr für 50 Cents per 100 Pfund, also

Digitized by Google

für 2 Pfennige das Pfund transportirt worden. Die Transportkosten machen also mit der Vervollkommnung der Transportmittel immer weniger einen integrirenden Bestandtheil des Waarenpreises aus, und je nach der Conjunctur kann heut spielend der Weltverkehr Welttheil mit Welttheil als Bezugsquelle oder als Absatzfeld vertauschen.

Nicht minder ist beim Landtransport die Ausnützung der Brennmaterialien von höchster Bedeutung.

Wo es sich jedoch um die Geschwindigkeit des Transportes handelt, spielen die Transportkosten naturgemäss eine untergeordnete Rolle. — Kein Wunder, dass desshalb in einer Wirthschaftsperiode, wo der Satz „Zeit ist Geld" zum unumstösslichen Glaubenssatz geworden ist, der jetzt noch übliche Eisenbahnverkehr mit Lokomotiven als ausserordentlich schwerfällig und lästig empfunden wird.

Mit Hülfe der gewöhnlichen Dampflokomotive lässt sich eine Geschwindigkeit von höchstens 100 km in der Stunde erreichen. Bei höheren Geschwindigkeiten leidet in Folge der hin- und herschwingenden Theile der Lokomotive der Eisenbahnunterbau so ausserordentlich, dass die Betriebskosten grösser werden als der durch die erhöhte Fahrgeschwindigkeit erzielte Vortheil. Ausserdem aber kann die Dampflokomotive lukrativ nur dann verwandt werden, wenn sie hinter sich einen ziemlich langen — notabene — vollbesetzten Eisenbahnzug schleppt. Dadurch ist es aber wieder bedingt, dass die Eisenbahnzüge, vor allem im Verkehr zwischen weit von einander entfernten Ortschaften sich nur in grösseren Zeitintervallen folgen können.

Das Ideal einer Personenbeförderung ist zweifelsohne die Aufeinanderfolge kurzer Eisenbahnzüge aus einem oder zwei Wagen bestehend, die sehr rasch, etwa in 10 bis 15 Minuten einander folgen, ähnlich wie bei unseren Strassenbahnen, nur mit dem Unterschiede, dass im interurbanen Verkehr die Fahrgeschwindigkeit ungleich viel grösser sein müsste.

Dieses Ideal ist jedoch nur dann zu erreichen, wenn jeder Wagen seinen eigenen Motor mit sich führt. Bei dem heutigen Stande der Technik ermöglicht es aber bereits die Electrotechnik, das Ideal zu verwirklichen und zwischen St. Louis und Chicago ist eine electrische Bahn im Bau, die unsere bisherige Art zu reisen als unsagbar schwerfällig erscheinen lässt.

Auf der 460 km langen Strecke werden vier Schienengleise angelegt, auf deren beiden inneren electrische Wagen verkehren werden, die an allen Stationen anhalten, während auf den beiden äusseren Gleisen die Wagen nur auf den Endstationen anhalten werden. Die Betriebskraft wird den Wagen durch eine oberirdische electrische Leitung zugeführt und jeder Wagen erhält seinen Electromotor. Da der Electromotor nur eine rotirende Bewegung ausführt, kann ohne Gefahr für den Eisenbahnkörper die Fahrgeschwindigkeit auf 160 km gesteigert werden und man wird von St. Louis nach Chicago in derselben Zeit gelangen können, in der man heut eine Fahrt auf dem Berliner Stadtbahn-Ring zurücklegt. Gleichzeitig aber wird es ermöglicht, dass sich die einzelnen Wagen in Intervallen von 10 oder 15 Minuten folgen, dass man also eine Reise auf eine Entfernung wie zwischen Berlin und Frankfurt etwa mit den gleichen geringen Vorbereitungen und demselben Minimum an Zeitverlust zurücklegen wird, wie man heut die Pferdebahn oder Stadtbahn benutzt.

Hier in Deutschland sind wir allerdings noch recht weit von der Verwirklichung solcher Riesenprojecte entfernt, hat ja doch selbst die Genehmigung der Berliner electrischen Hochbahn mit ausserordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Aber wir zweifeln nicht daran, dass in nicht allzulanger Zeit die Lokomotive ebenso im Raritäten-Cabinet gezeigt werden wird, wie die Postkutsche seligen Angedenkens.

* * *

Wie wir auf dem Gebiet des interurbanen Verkehrs bedeutenden Umwälzungen entgegengehen, so erscheinen unsere städtischen Verkehrsverhältnisse ebenfalls längst reformbedürftig.

In den Hauptverkehrsstrassen unserer grossen Städte drängen sich Personen, Droschken, Kinderwagen, Pferdebahnen wirr durcheinander und selbst bei den sehr mässigen Geschwindigkeiten, die von allen Vehikeln im Interesse der Strassensicherheit innegehalten werden müssen, ereignen sich doch häufig genug beklagenswerthe Unfälle. Es machen sich desshalb immer mehr Stimmen laut, die die Communikationsmittel am liebsten gänzlich vom Strassenniveau verdrängen möchten. Canäle unter dem Strassenniveau einerseits und der Luft andererseits blieben dann allein übrig.

Die Projekte von Untergrundbahnen — wie sie hauptsächlich in London beliebt sind — und von Schwebebahnen, verschwinden desshalb nicht mehr von der Tagesordnung.

Besonders die Schwebebahnen erscheinen uns als das vollkommenste Verkehrsmittel im Stadtverkehr. Die Idee ist nicht mehr ganz neu. Seit Jahrzehnten sind bereits in Bergwerken Schwebebahnen zum leichten Transport von Erzen, Kohlen, Steinen etc. im Gebrauch. Das Originelle

Digitized by Google

ist nur die Verwendung desselben Systems für den Personentransport. Da das Strassenplanum nur von leichten schmiedeeisernen Trägern in Anspruch genommen wird, so wird der Strassenverkehr durch solche Schwebebahnen ungleich weniger behindert werden als durch die überall üblichen Pferdebahnen. Die Betriebssicherheit bei den Schwebebahnen ist übrigens grösser als bei gewöhnlichen Hochbahnen, denn da die Räder nicht unter-, sondern oberhalb der Wagen angebracht sind, die Wagen also auf den Schienen hängen, so ist die Gefahr des Entgleisens geringer als bei den gewöhnlichen Eisenbahnen. Durch Vorrichtungen besonderer Art kann übrigens die Gefahr des Entgleisens völlig ausgeschlossen werden. Dadurch wird es ermöglicht, dass die Fahrgeschwindigkeit erheblich gesteigert werden kann und doch Curven leichter zu befahren sind. Selbst in den engsten Gassen können Schwebebahnen Aufstellung finden.

In zwanzig Jahren wird das Strassenbild unserer grossen Städte so sehr verändert sein, dass wir sie kaum wiedererkennen werden. Obwohl aber auch gleichzeitig die Hast des Verkehrs erheblich gesteigert sein wird, wird doch die gewöhnliche Sicherheit ungleich viel grösser sein, als in unseren Tagen, wo es häufig nur einem glücklichen Zufalle zu danken ist, wenn wir sicher eine Strassenkreuzung überschreiten.

* * *

Wie die durch den rapiden Aufschwung des Verkehrs auf den neuen Eisenbahnen gesteigerte Fahrgeschwindigkeit lebhaft das Bedürfniss nach rascher Zeichenvermittelung von Ort zu Ort in den vierziger Jahren hervorrief und den Boden für die fabelhaft rasche Einbürgerung des electrischen Telegraphen schuf, so erscheinen bei dem heutigen Eisenbahn- und Schiffsverkehr die Leistungen unserer modernen Telegraphen nicht mehr ausreichend, um die Sicherheit des Verkehrs zu garantiren. Seit langem ist desshalb das Bestreben der Techniker darauf hin gerichtet, telegraphischen Verkehr zwischen den Eisenbahnstationen und fahrenden Zügen, oder zwischen fahrenden Eisenbahnzügen untereinander zu vermitteln. Das entsetzliche Unglück, das kürzlichst erst die „Elbe" des Norddeutschen Loyd betroffen, lässt es auch wünschenswerth erscheinen, einen unmittelbaren telegraphischen Verkehr zwischen zwei fahrenden Schiffen zu ermöglichen. — Vor fünfzig Jahren galt der electrische Telegraph, der zur Übermittelung des geschriebenen oder gesprochenen Wortes einer Drahtleitung bedarf, als der Triumph des Menschengeistes über die Natur; — heut will man aber telegraphiren und telephoniren ohne Zuhilfenahme eines Leitungsdrahtes.

Von zwei Seiten und in verschiedener Richtung wird gearbeitet dieses Ziel zu erreichen. — In erster Linie sind hier die Versuche des englischen Electrikers Preece zu nennen, der die Inductionswirkungen eines pulsirenden Stromes auf eine zweite parallele Leitung ausnützt. Je länger zwei parallele Leitungen sind, desto grösser kann ihr gegenseitiger Abstand sein, ohne dass die Zeichengebung der Vermittelung eines dazwischen liegenden Drahtes bedürfte. Preece gelang es auf diesem Wege thatsächlich, telegraphische Zeichen vom Lande nach einem in offener See verankerten Schiffe zu übermitteln; — und auch das Telegraphiren zwischen zwei fahrenden Eisenbahnzügen — auf analoge Weise bewirkt — stösst nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten.

Prinzipiell ganz anders sind die Versuche angelegt, die von der Berliner Allgemeinen Electricitätsgesellschaft im vergangenen Sommer im Wannsee angestellt worden sind.

Es ist bekannt, dass in einem die Electricität leitenden Körper, also auch im Wasser, die electrischen Ströme sich nicht in grader Linie von einem Pol der Stromquelle zum anderen bewegen, sondern auf gekrümmten, annähernd elliptischen Bahnen verlaufen. Man ist also im Stande von diesen Stromlinien aus den electrischen Strom gewissermassen abzufangen — und, wenn das gelingt, natürlich auch telegraphische Zeichen zu übermitteln. Die Versuche auf dem Wannsee sind bis zu einem gewissen Grade zu vollster Zufriedenheit ausgefallen, und sie tragen in sich die Lösung des Problems, den telegraphischen Verkehr von Schiffen zu ermöglichen. Die Tragweite einer solchen Erfindung ist unmittelbar einleuchtend. Jedes Schiff kann sich mit einem System von Stromlinien umgeben, die in den geeignet construirten Apparaten des fremden Schiffes sofort Warnungssignale auslösen, wenn dieses sich in gefahrdrohender Weise dem ersten Schiffe annähert, Wenn die optischen Signale der Signallaternen, wenn die akustischen Signale der Nebelhörner bei nebeliger Luft schon völlig versagen, so meldet der electrische Strom doch noch immer mit Sicherheit und Zuverlässigkeit die Nähe eines fremden Schiffes oder die Nähe der Küste. Leider sind die Versuche noch nicht bis zu ihrer Übertragung in die Praxis ausgereift, aber es steht zu hoffen, dass solche furchtbaren Schiffsunfälle, wie wir sie in den letzten Jahren zu beklagen gehabt haben, den Erfindungsgeist zu höchster Leistungsfähigkeit anspornen werden.

* * *

Digitized by Google

Wenn diese Anwendungen der Electricität schon das lebhafteste Interesse der Fachwelt hervorriefen, so haben complicirtere elektrische Erscheinungen fast mehr noch in Laienkreisen als in den Kreisen der Techniker ausserordentlich reges Interesse geweckt; scheint die Electricität doch berufen, in nächster Zeit schon ganz unerhörte Wunderdinge zu leisten.

Prof. Hertz war der erste, der den experimentellen Nachweis der Verwandtschaft zwischen Licht und Electricität lieferte, der zeigte, dass die Electricität wie das Licht auf die Wellenbewegung des Aethers zurückzuführen sei. Nikolas Tesla vergrösserte sodann die Hertz'schen Versuche in's Immense und war dadurch in Stand gesetzt, electrische Erscheinungen hervorzurufen, die in fast conträrem Gegensatz zu den bisherigen Auffassungen von der Electricität stehen.

Tesla operirte hauptsächlich mit Strömen hoher Wechselzahl und hoher Spannungen.

Eine der eigentümlichsten Erscheinungen der Ströme hoher Wechselzahl ist es, dass sie zu ihrer Fortleitung keines geschlossenen Stromkreises bedürfen. Gewöhnliche Ströme, aber auch Wechselströme von niedriger Wechselzahl bedürfen eines vollständig in sich geschlossenen Kreises von Leitern: Metallen, Kohle, Salz- oder Säurelösungen etc., damit die verschiedenen Aeusserungen der electrischen Kraftwirkung hervorgerufen werden. Leitet man z. B. die Electricität einer dynamo-elektrischen Maschine von der einen Polklemme durch eine zweite, ruhende dynamo-electrische Maschine hindurch und von dieser zurück nach der zweiten Polklemme der ersten Maschine, so setzt sich der bewegliche Theil auch der zweiten Maschine in Bewegung. Die mechanische Energie, die zur Erzeugung der Electricität in der ersten Maschine aufgewandt werden musste, überträgt sich nach der zweiten Maschine und kann von deren Riemenscheibe auf Werkzeugmaschinen irgend welcher Art wirken. Unterbricht man die Leitung an einer Stelle aber auch nur um einen Centimeter, so entsteht gar keine Electricität in der ersten Maschine mehr, und die zweite Maschine steht dann natürlich vollständig fest. — Bei den von Tesla verwandten Strömen hoher Wechselzahl kann aber die eine Leitung ganz wegbleiben — und der Electromotor bewegt sich doch. Man erspart also zur Fernleitung der Electricität vollständig die Rückleitung. Wäre es möglich, was bisher noch nicht gelungen ist, diese Versuche in die Praxis zu übertragen, so würde man damit ungezählte Tausende von Mark an Leitungskosten ersparen, denn man brauchte nur einen einzigen Leitungsdraht zur electrischen Kraftübertragung. — Eventuell könnte man aber beide Leitungen entbehren, indem man die isolirte Metallplatte in die Erde versenkt, die bekanntlich ein guter Electricitätsleiter ist, und ebenso eine Polklemme der Stromquelle an einer anderen Stelle mit einer in die Erde versenkten Metallplatte verbindet. Man hat dann einen Elektromotor, der ohne jede metallische Leitung in Funktion gesetzt werden kann. Ein solcher Versuch gelingt aber nur dann, wenn den elektrischen Wellen ein möglichst geringer Widerstand zu ihrer Ausbreitung entgegengesetzt wird, wenn man also die ganze Vorrichtung in einem stark luftverdünnten Raume unterbrächte. . . . In den oberen Luftschichten haben wir diese Bedingung eines luftverdünnten Raumes aber bereits realisirt, wie wäre es, wenn man die ganze beschriebene Vorrichtung in zwei Meilen Erhöhung über der Erdoberfläche unterbrächte? Dann könnte man ohne Zuhülfenahme von beschwerenden Leitungen — deren horrende Kosten es heute vornehmlich sind, die von der Ausdehnung der elektrischen Kraftübertragung abhalten — Hunderttausende von Pferdekräften ohne Schwierigkeit nur unter Zuhülfenahme der Aetherwellen nach entfernten Punkten übertragen um sie als mechanische Energie oder zur Lichterzeugung nutzbar zu machen.

Das Experiment der Kraftübertragung mittelst einer geschlossenen Leitung ist aber nur eine Einzelerscheinung in der zahlreichen Reihe interessanter Erscheinungen, die uns die Teslaströme sinnfällig machen. Ebenso wie wir die mechanische Kraft in der beschriebenen Weise übertragen, können wir Flüssigkeiten durch den elektrischen Strom zersetzen und bedürfen nur eines einzigen Leiters, können wir elektrische Glühlampen zum Leuchten bringen, deren einer Pol nur mit einer Quelle Tesla'scher Ströme verbunden ist.

Das Interessanteste aber ist, das schliesslich unter Anwendung von Tesla-Strömen Lichterscheinungen hervorgerufen werden können ohne Anwendung irgend eines Leitungsdrahtes. Bringt man nämlich in einen von electrischen Wellen erfüllten Raum luftleer gemachte Röhren hinein, so suchen sich die Aetherwellen den Weg, wo sie den geringsten Widerstand finden, nämlich den luftleeren Raum. Durch die wechselnden Aetherwellen werden die in den Rohren vorhandenen Gasmolekeln in rasche Vibration gesetzt, indem ihre eigenen Bahnen durch die Aetherwellen gestört werden. Sie gerathen miteinander in Collision — je rascher aber diese Vibrationen sind, desto mehr nähern sie sich der Vibrationsgeschwindigkeit des Lichtes an — und das Vacuum der Röhren leuchtet mit dem ersten, deutlichen Lichtschimmer. Wir

Digitized by Google

sehen die ersten Kundgebungen eines Lichtes der Zukunft vor uns.

* * *

Bis wir dieses Licht aber in die Praxis werden einführen können, ist noch ein langer, dornenvoller Weg zurückzulegen; wir werden noch lange auf unsere bisherigen Lichtquellen angewiesen sein, aber auch hier bereiten sich neue Ueberraschungen vor.

In unseren Tagen befehden sich vor allem das Gaslicht und das electrische Licht. Das Auerlicht hat das electrische Glühlicht bereits sehr stark zurückgedrängt. Da raffte sich plötzlich die Electrotechnik auf und lieferte ein Material, das ein Zusammenwirken der Gastechnik mit der Electrotechnik ermöglichen wird. Wir meinen die in Amerika und England mit so grossem Interesse aufgenommene Darstellung des Acetylens aus Calcium-Carbid und die Verwendung des Acetylengases zur Beleuchtung.

Das Calciumcarbid wird erhalten durch Zusammenschmelzen von gebranntem Kalk mit Kohlenstücken im electrischen Ofen vor dem Flammenbogen. Befeuchtet man Calciumcarbid mit Wasser, so entsteht Acetylen.

Unwillkürlich wird man sich nunmehr die Frage vorlegen, warum man denn, wenn dieses Leuchtgas indirekt erst durch electrische Kraft erzeugt werden muss, diese nicht lieber gleich zur Beleuchtung verwendet. Der Vortheil liegt eben darin, dass das Carbocalcium eben auch nichts anderes als eine aufgespeicherte chemische Energie, einen Accumulator, darstellt, in dem die Elemente durch grosse electrische Kraft zu der betreffenden Verbindung gezwungen wurden und welche Energie wieder frei wird, wenn man die Verbindung zersetzt. Moisson empfiehlt daher, aus dem Carbocalcium Stifte zu formen, die wie Kerzen vorräthig gehalten und verkauft, in besondere Leuchter einzusetzen und anzufeuchten wären, um die Gasentwickelung zu veranlassen, so dass das ausströmende Gas nur entzündet zu werden braucht, mithin ein einfacher, dazu konstruirter Leuchter die ganze Gasanstalt bildete; auch zum Betriebe von Gasmotoren würden sich solche Patronen für die Entwickelung des nöthigen, sehr effektiven Gases sehr gut eignen, ebenso zum Betriebe von dergleichen Fahrrädern und anderen Wagen; zur Beleuchtung von Eisenbahnkupees möchte das Carbocalcium ebenso vortrefflich zu verwenden sein. Die Electricitätswerke, die bei Tage ihre Kraft nicht ausnutzen, könnten alsdann Carbocalcium fabriziren, so dass der neue Stoff die Electrotechnik nicht schädigen, sondern ihr durch den Verkauf solcher „Gaskerzen" noch nützen würde. Aber auch zur Erhöhung der Leuchtkraft von Steinkohlengas könnte das so gewonnene Acetylen benutzt werden. Freilich fehlen dem Acetylen auch nicht einige sehr nachtheilige Eigenschaften; vor allem dessen Giftigkeit, die der des Kohlenoxydes kaum nachsteht, wie das Gas auch, mit Kupfer (oder Messing) in Berührung gebracht, eine heftig explodirende Verbindung mit diesem Metall eingeht. —

* * *

Das interessanteste an dem Acetylen aber ist, dass er mit nascirendem Wasserstoff zusammengebracht, Alkohol giebt.

Der erste Schritt auf der Bahn ist gethan, aus anorganischen Stoffen einen organischen Stoff herzustellen, der in gewisser Hinsicht als Nahrungsmittel angesehen werden kann. Es scheint das Märchen sich zu erfüllen, aus Steinen Brod zu schaffen. — Erfüllt sich die Vermuthung des Entdeckers des Calcium-Carbids, dass sich auf electrolytischem Wege auch Eiweiss erzeugen lasse — freilich ruht diese Hoffnung noch auf sehr schwachem Untergrund —, so gehen wir einer Zeit entgegen, die den Menschen völlig unabhängig von der umgebenden Natur macht. Der Kampf ums Dasein in seiner grausamsten Wirkung auf das Menschengeschlecht ist dann überwunden.

KOMISCHE KÄUZE.*)

Jeder gute Berliner wird den berühmten Reformdichter seiner Vaterstadt Mathias Weber kennen, dessen Umdichtung der „Glocke", dessen Lied an sein schwarzäugig Liebchen (ein Tässchen Mokka)

„Ich sitze nun im Cafe Schiller
Und wälze den Gedankentriller . . ."

und dessen unsterbliches Gedicht „Die Welle" —

„Welle, Welle, Welle, du,
Kobold auf der Wasserflut!"

mit Fug den bedeutendsten Erzeugnissen moderner Lyrik zur Seite gestellt werden darf. Aber es giebt noch andere Reformdichter im Reich und wenn ich mich auch augenblicklich nur des Barden Friedrich Nitschke — wenn ich nicht irre — aus „Ostérode am Harz" (wie er selbst skandiert) namentlich entsinne, so lehrt doch jeder Blick in die „Briefkästen" des Kladderadatsch und ähnlicher Blätter, wie

*) Gedichte etc. von Heinrich Pudor. Verlag von H. Pudor, München und Carl Fr. Fleischer, Leipzig. Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung von P. J. Thiel. Verlag des Bibliographischen Büreaus. Berlin.

Digitized by Google

gross die Zahl jener ursprünglichen Talente ist, von denen Uhland so schön sagt: sie singen „wie der Vogel singt". Nämlich: „der ihnen im Kopfe wohnet". Als neuestes Mitglied dieser herrlichen Sängerzunft verriet mir jüngst ein dünnes Büchlein auch den grossen Heinrich Pudor, dessen strotzende Genialität bereits auf allen Gebieten moderner Kunst, wie man weiss, ihre bedeutsamen Spuren hinterlassen hat. Während ein Mathias Weber noch, als Rhapsode, hauptsächlich in Cafés und Varietés sein Publikum sich suchen muss — was ein grelles Licht auf die literarische Indifferenz der oberen Zehntausend wirft —, hat Heinrich Pudor den originellen Einfall gehabt, sich die Kunst Guttenbergs zunutze zu machen und auf diesem Wege seinem Verehrerkreise den stammelnden Reichtum seiner Seele darzubieten. „Tragödie" nennt er mit Recht die trüben Beklagungen „seines Geschickes des heur'gen", seines Liebesunglücks, das ihn „mit Flammen, mit feur'gen" ganz leergebrannt hat. Und wie weiss Heinrich Pudor zu lieben!

„Ich liebe Dich, weil ich Dich leiden mag
Weil ich bin Dir so herzlich gut,
Weil ich Niemand Anderem das Gleiche sag',
Was ich sag' Dir mit fröhlichem Mut.

Ich liebe Dich, weil ich Dich lieben muss,
Weil ich füglich nicht anders kann,
Ich liebe Dich, weil Du ja gar so lieb,
Weil Deine Lieb' ich gewann."

„Wie die sieben Regenbogenstrahlen zerrinnen in das weisse Licht", so zerrinnen auch diese sieben „weil" in dem grossen circulo vitioso „Ich liebe Dich, weil ich Dich liebe!"

Aber ach! selbst ihr lieblicher Schimmer vermag dem düsteren Hereinbrechen der Tragödie nicht zu wehren.

„Ich hatt' mir die Frauen als Engel gedacht,
Der Wahn der ist nun zerstört,
Aus Lüge sind alle Weiber gemacht,
Darüber bin ich belehrt."

Und mit drei schauerlichen „Flüchen" dröhnt das „Schicksalsspiel" aus. Ihm folgt noch ein Anhang: „Lady Tryon. Dramatisches Stück in einem Akt", dessen dreizehn Scenen uns den Schleier der Schwermut noch dichter ums Haupt winden. Lady Tryon hält heute nach ihrer Niederkunft den ersten Empfangstag. Ihr Gatte Eduard ist als Commandant der Viktoria im Mittelmeer auf Manöver. Das Glück des jungen Ehepaares ist zu gross. Es liegt etwas in der Luft. Während die Gäste tanzen, kommt eine Depesche: Das Schiff ist untergegangen. Miss Connaught, eine frühere Rivalin der Lady teilt mit kaltem Triumph dieser den Inhalt des Schreibens mit. Ein Schrei, Lady Tryon sinkt entseelt zu Boden und haucht nur noch das Wort „Eduard".

„Miss Connaught (kniet neben ihr nieder, betrachtet sie, sieht auf ihre Augen): Auch ihr letztes Wort „Eduard". Nun — (sie steht befriedigt auf). (Da erscheint Lord Taylor, der Bruder der Lady, erblickt seine Schwester, schreit auf, fasst sich an den Kopf, begreift alles, springt auf Miss Connaught zu): Sie — Furie! (Diese eilt nach dem Hintergrund; als sie am offenen Fenster vorüber will, fällt ein Blitzstrahl auf sie; sie fällt tot nieder — Lord Taylor wankt entsetzt zurück — der Vorhang fällt schnell)."

* * *

Von demselben Verfasser liegen noch weitere Publikationen vor mir. Da sind zunächst „11 Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte" (Opus II), welche ich mir von einem Tenor und einem Bass zugleich habe vorsingen lassen, da sie bis zum hohen H hinauf- und bis zum tiefen G hinabgehen. Als die Perle dieser unbeschreiblichen Gesänge möchte ich „das Samenkorn" bezeichnen, über dessen Vortrag der Komponist selbst den Wink giebt: „Ein einfaches Lied will ich hören . . ." und dessen Text allein schon Musik ist: —

„Es fiel ein Samenkorn
In mein Herz hinein,
Das Samenkorn
Der Liebe.

Es trieb das Samenkorn
Blatt und Stengel hervor,
Das Samenkorn
Der Liebe.

Es trieb das Samenkorn
Blumen und Blüte hervor,
Das Samenkorn
Der Liebe.

Aus dem Herzen auf
Brach die Knospe auf,
Und es blühet
Die Liebe."

Nun kommt aber das Wunderbare, was niemand glaubt. Das steckt in zwei andern Büchern, die derselbe Heinrich Pudor geschrieben hat: In den „Französischen Reiseskizzen (einschliesslich Riviera und Kanalinseln)" und in einer Schrift mit dem klassischen Titel: „Hohe Schule des Sinnenlebens. Beiträge zu derselben."

In den Reiseskizzen ist er nämlich — wenn man seine stilistische Naivetät ihm nicht übel nimmt — ein meist sehr amüsanter und anregender Plauderer und Beobachter, der mit künstlerischen Augen in Natur und Leben blickt und eine frische, ansteckende Freude an aller Erdenschön-

Digitized by Google

heit hat. Sein Bicycle, das ihm beständig kaput geht, schleppt er zwar bis auf die normannischen Inseln mit, seine dilettantische Originalitätswut aber hat er fast ganz zuhause gelassen und giebt sich in seinen Empfindungen einfach wie ein empfänglicher Mensch vor einer grossen, überwältigenden Natur. Es muss herrlich sein auf diesen romantischen, Historie-umklungenen Felseilanden Guernsey, Sark, Herm, Alderney und Jersey: das glaubt man ihrem glücklichen Besucher nur allzugern.

Das zweite Buch, von dem ich sprach, enthält ebenfalls viel Dankenswertes und Befruchtendes. Seine vortreffliche Tendenz ist, in den Reichen (zunächst) des Gefühls, des Geruchs und des Geschmacks auf die unendlichen Möglichkeiten hinzuweisen, welche der Verfeinerung unserer Sinne und damit einer hochgradigen Steigerung des Lebensgenusses offen stehen oder doch eröffnet werden könnten. „Ich verstehe" sagt der Autor „unter genussfreudigem Sinnenleben das Gleichgewicht in der Ausbildung und Verfeinerung aller Sinne, also das mit allen Sinnen gleichzeitige Empfinden der Schönheit des Lebens und der Natur. Ein naheliegendes Beispiel: es ergeht sich an einem lauen Juniabend Jemand im Walde. Ist er ein Geruchsmensch, so riecht er zwar den herrlichen Tannenduft, aber der Vogelsang und das Lichtgeflimmer entgeht ihm. Ist er ein blosser Gourmand, so entgeht ihm augenblicklich alles und er denkt nur an die nächste Mahlzeit. Und so fort. Und ihnen allen entgeht vielleicht noch die Wollust des Genusses, über den weichen Moosteppich dahinzugehen, hin und wieder nur einen dürren Ast zerbrechend." Er predigt Seide contra Wolle, da diese den Gefühlssinn des Körpers durch die beständige Berührung und Reibung abstumpfe, er polemisiert — mit so viel Recht! — gegen die deutschen Betten, Stühle, Sophas, wie die ganze Einrichtung unserer Wohnräume. Und zuletzt kramt er noch über die Art des ehelichen Zusammenlebens von Mann und Weib sehr feine Wahrheiten aus. Dann geht er auf den Geruchssinn über, auf Odeure und Desinfektionsmittel, auf den Tabak, von da auf Geschmackslehre und Kochkunst, von da auf die Aesthetik der Wohnräume und die Aesthetik — des Closets und der Badestube.

Was will man schliesslich mehr?

* * *

„Ja . . . was . . . möchten wir nicht Alles!" steht schon auf dem „Wunderfabelbuch" des schalkhaften Paul Scheerbart, in weiser Erkenntnis, dass das Mehr-und-immer-Mehr-Wollen tiefer im Menschen sitzt, als moderne Staats-Schulweisheit sich träumen lässt, welche in der Unzufriedenheit nur eine socialdemokratische Erfindung erkennen kann.

Ja . . was . . möchten wir nicht Alles, Herr Peter Johannes Thiel aus Elberfeld! Wir möchten noch mehr, wie eine Aesthetik der Badestube, wir möchten so etwas wie die Aesthetik einer kommenden Kunst gefunden haben, nicht wahr?

Und dazu mussten wir „15 Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung" versenden und viele gute und viele schlechte Gedanken unter den unsäglichsten Verrenkungen äussern.*) Das ging nun einmal nicht anders. Denn wir sind offenbar noch sehr jung und konnten uns einmal einen tollen Streich coram publico nicht verkneifen . . .

Was thut's am Ende? Man braucht es ja nicht zu lesen und der junge Sprndelkopf hat seinen Spass gehabt. Aber dies soll nicht mein letztes Wort sein. Denn ich merke aus dem Ganzen sehr wohl die Absicht heraus, und bin — nicht verstimmt. Denn die Absicht ist redlich: es sollten uns ja über die moderne Kunst die Augen geöffnet werden. Aber wer andre Augen öffnen will, muss vor Allem selber die Augen schon offen haben. Und das hat der Verfasser dieser Briefe noch nicht: er phantasiert noch im leichten Morgenschlaf der Jünglingsjahre, er hört schon das verworrene Treiben der Welt durchs offne Fenster hereinraunen, aber ohne schon völlig erwacht zu sein und die Stimmen recht unterscheiden zu können.

Er hat ein bischen in die Moderne hineingeguckt, er thut so, als ob er Ibsen, Zola, Hauptmann u. ähnl. auswendig wüsste, er hält sich bei Tovote auf, wirft beständig mit Décadence und Fin de siècle um sich und spricht von Axel Delmars wundersüsser Novelle ‚El Baheira'. Es ist nur Eines an diesen Überzeugungen, in welchen noch keine Ahnung von dem grossen Wollen und Ringen der heute ernst Schaffenden dämmert, bemerkenswert, und das ist die kecke, burschikos überschwängliche Art und Form, in der sie vorgetragen werden.

Es liegt etwas Jean Paulisches in diesem Stil, etwas sehr Deutsches im vielfältigsten Sinne. Und es steckt eine verheissungsvolle Phantasie dahinter.

Bis jetzt ist mir jedoch Peter Johannes Thiel nur erst ein komischer Kauz. Wenn er mit einer eigenen Kunstschöpfung in die moderne literarische Bewegung eingetreten sein wird, wird man erkennen, ob er die Kraft und die Zucht dazu hat, aus

Digitized by Google

der Reihe der komischen Käuze hinüberzutreten in die — der originellen Künstler.*)

CHRISTIAN MORGENSTERN.

THEATER UND KUNST.

Die Früchte der Saison beginnen spärlicher zu fallen. Besonders im Theater. Es wäre von den Stratz'schen „Drohnen" zu berichten, die uns das Deutsche Theater brachte, wenn man über dieses Stück etwas rechtes sagen könnte. Es ist nicht gut genug, um einen nachhaltigen Eindruck zu machen, es ist nicht schlecht genug, um eine interessante Entgegnung hervorzurufen. Es giebt auch Stücke, die wie die Drohnen sind. Sie werden geduldet, so lange man sie braucht, dann fallen sie in Vergessenheit. Die etwas romantische Geschichte von dem High-lifeman, welcher durch das Getriebe der Kapitalistenwelt allmählich — nicht zum Selbstmord, sondern sogar zur Selbstwegwerfung gebracht wird, interessirt durch gewisse stoffliche Reize, durch geschickte bunte Scenenmischung. Man langweilte sich nicht einen Augenblick. Man verfolgte die Spielscenen, die Blasirtheiten, die Pikanterien mit frischem Auge. Aber nachher dachte man eigentlich nur zurück an das vortreffliche Spiel Reichers, der aus der Rolle des sinkenden Edelmanns eine seiner vollendetsten Leistungen geformt hatte.

Das Lustspiel „Examen" von Heinrich Lee, welches im Lessingtheater einen starken Publikumserfolg davontrug, musste die Kritik reizen durch ein Vergehen: es hatte eine lustige Studentengeschichte in ein historisches Gewand drapirt, hatte den Professor Kant genannt und diesen Kant auf ein Podium gestellt, welches thörichte Universitätsdocenten und opernhafte Studenten tragen mussten. Man konnte aber an diesem Erfolg beobachten, was eigentlich bei unserm Publikum Erfolg hat. Es sind die geschickten und berechneten Raketen, die der Autor zu ihm hinuntersendet: Immer über die Rampe herüber, immer über die Rampe herüber.

Wenigstens bringen die Schauspielhäuser noch neue Stücke. Die Oper hat längst darauf verzichtet. Wahrscheinlich wartet sie auf den Roland von Leoncavallo. Man könnte vorschlagen, dass sie einmal, um ein bischen Abwechslung in den Theaterzettel zu bringen, statt „Hänsel und Gretel" „Gretel und Hänsel" schriebe. Das wäre eine Erquickung. Oder man müsste ihr vorschlagen, die Cavalleria rusticana einmal „neu einstudirt" anzuzeigen. Nächstens kommt Wilhelm Kienzl's „Evangelienmann" an die Reihe. So hat man ihm versprochen. Ich glaube, die Leute werden starr vor Staunen sein, wenn sie wirklich eines Tages eine Novität auf den Zetteln der Oper angezeigt finden. Man hat sich diese Hoffnung im vergangenen Winter gründlich abgewöhnt. So ist es kein Wunder, wenn unsere Componisten, so gut es eben gehen will, versuchen, in den Concerten mit ihren Bühnenwerken wenigstens zu Gehör zu kommen. Weingartner führte mit starkem Erfolg in seinem letzten Opernconcert Stücke aus Recnizek's „Donna Diana" auf, von der man so viel hört, dass man sie selbst hier auf der Bühne wohl so bald nicht hören wird. Eugen d'Albert brachte im letzten Concert des Wagnervereins Teile aus seinem „Rubin" zur Aufführung, die den Zuhörer belehrten, welch' einfache, melodiöse und wirksame Musik man hier an der Kgl. Oper abgelehnt hat. Und Richard Strauss schloss seine Philharmonischen Concerte mit vier Stücken aus seiner Oper „Guntram", welche wie d'Alberts Werk bereits in dem kleinen Weimar mit rauschendem Erfolge zur Aufführung gelangt ist. Wird sich unsere Oper an dem stürmischen Beifall, welcher auch hier — ein würdiger Abschluss des Concertcyclus — den Guntramscenen zu Teil wurde, keine Lehre holen? Die gesammte Presse hat auf diese Pflicht, welche ein leitendes Institut einem so bedeutsamen Werke gegenüber zu erfüllen hätte, hingewiesen. Es ist eine Schmach für Deutschland, dass die Reichshauptstadt, welche den italienischen Modewerken mit solchem gierigen Eifer nachlief, für das hervorragendste nachwagnersche Werk, das ein Deutscher von echtestem Künstlerblut geschrieben, keinen Abend frei hat. Sollte sich auch hier die oft bestätigte Schicksalsfügung erfüllen, dass die Oper schliesslich mit denjenigen Werken den grössten Erfolg erzielt, die sie gar nicht aufführen will? Wie man weiss: „Hänsel und Gretel" war abgelehnt worden.

O. B.

*) Zur Erklärung des Ausdrucks „naturisch" und zugleich als Stilprobe sei nachstehender Satz aus dem Schlussbriefe „Ist Mutter Natur natürlich oder naturisch?" mitgeteilt: Der Fortschritt zu höheren, missbildungsfreien, gesunden, lebendigen, schöneren Formen, ist die Sehnsucht, der Lebenstrieb, das innerste Wesen der Mutter Natur, ist ihre entzückende Lichtseite, ist natürlich. Der Rückschritt zu tieferen, missgebildeten, kranken und toten und hässlichen Formen ist ihre böse Rückerinnerung, ist nur das notwendige Sprungbrett ihres Lebenstriebes, ist ihre hässliche Schattenseite, ist naturisch.

ZEITSCHRIFTENRUNDSCHAU.

Einen interessanten Brief Tolstoi's veröffentlicht die neue Halbmonatsschrift „Neues Leben", auf deren zwar etwas sehr ideologische, aber ernste ethische Tendenzen wir als Freunde des ehrlichen

Digitized by Google

Idealismus und Feinde des verführerischen Journalismus aufmerksam machen. Der Brief ist an den Herausgeber Dr. Grunsky gerichtet und lautet:

„Ich erhielt Ihren Brief und die Probebogen Ihrer Zeitschrift. Die ersten beiden Artikel: „Was uns not thut“ und besonders „Der neue Massstab“ haben mir sehr gefallen. Ich glaube aber nicht, dass eine Zeitschrift die richtige Form ist für den Zweck, den Sie verfolgen. Eine Zeitschrift ist durch verschiedene Verpflichtungen gebunden, infolge deren man sich zu Kompromissen herbeilassen muss. Aber heutzutage ist es notwendiger als jemals, dem zu folgen, was vor 1900 Jahren Christus seinen Jüngern sagte, dass sie rein [„sanft“] wie die Tauben und klug wie die Schlangen seien — sittlich rein (wie Sie selbst sagen) von Gewinnsucht und von Lüge, und klug — d. h. nur dasjenige sagen, was besonders notwendig und vernünftig ist. Bei der Herausgabe einer Zeitschrift ist dies aber schwer zu erfüllen. Ausserdem hat, allgemein gesagt, die Thätigkeit der Presse bereits ihre, wenn nicht Ohnmacht, so doch Unzulänglichkeit gezeigt, in Bezug auf die Erfüllung derjenigen Umwälzung, zu welcher die Menschen bereit sind und nach welcher sie dürsten. Die Presse ist zu einer stärkeren Waffe geworden in den Händen der Feinde dieser Bewegung, als in der ihrer Verfechter. Die Presse hat bereits ihre Rolle ausgespielt. Jedermann weiss, was schlecht ist und was man nicht thun soll und was gut ist und was man thun soll, allein es fehlt noch etwas — jener elektrische Funken, welcher die Flüssigkeit in Gase verwandelt, es fehlt an Handlungen und an der Uebereinstimmung der Handlungen mit der Erkenntnis. Und dies kann man die Menschen nicht mehr mit Worten lehren, hier wirkt nur die That ansteckend. Dies ist eben das Nötigste. „Das eine thun und das andere nicht lassen.“ Und so können wir von der Presse und von den Handlungen sagen: die Presse ist an und für sich ganz recht, soll sie aber Früchte tragen, so sind Handlungen vonnöten. Und die Handlungen — es sollen nicht irgendwelche Heldenthaten sein, sondern nur das „Nicht-Thun“ dessen, was wir selbst leugnen: wir leugnen die Lügen der Kirche — so sollen wir nicht hineingehen; wir leugnen die Lügen der Rechtsprechung — so sollen wir nicht an derselben teilnehmen; wir leugnen die Lügen des Krieges — so sollen wir nicht Soldat werden; die Lügen des Grundbesitzes — so sollen wir nicht besitzen; die Lügen des Kapitalismus — so sollen wir keine Zinsen nehmen. Wenn $^1/_{10000}$ dessen, was wir für gerecht halten, von uns befolgt würde, oder wenn wir nur das nicht thäten, was wir für ungerecht halten, wie rasch würden sich unsere ganzen Existenzbedingungen verändern, und das ganze Wesen unseres Lebens aus einem heidnischen zu einem christlichen werden. Allein, nicht nur dass wir in unserer Erkenntnis weiter vorangeschritten sind, als in der Ausübung unserer Handlungen — wir haben uns sogar so sehr daran gewöhnt, man könne etwas erkennen und sagen, aber nicht ausführen, dass auch das Wort seine treibende Kraft verloren hat. Es ist, als ob wir den Treibriemen von dem Schwungrad abgenommen hätten, welches die Maschine treiben soll. Und so wünsche ich Ihnen Erfolg im Wort, d. h. in Ihrer Zeitschrift, noch mehr aber Erfolg in Ihren Thaten — der Verwirklichung des Wortes, und begrüsse Sie brüderlich“

Der Brief hat ein besonderes Interesse, weil er die Anschauungen Tolstois in knappester Form zusammenfasst. Überraschend immerhin bleibt seine Stellung zur Presse. Sie habe ihre Rolle ausgespielt. Das klingt besonders merkwürdig zu einer Stunde, da Tolstoi selbst erlebt, dass sein neuestes Werk einen über alle Beschreibung grossen Absatz findet. Die Macht der Presse ist gerade heut eine ungeheure. Und wenn Diejenigen, welche schreiben, diese Macht nur zu niedrigsten Zwecken und selten zur wahren Bildung des Publikums benutzen, so fällt die Schuld allein auf sie, nicht auf das Institut an sich.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novelle verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Charlottenburg-Berlin. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler, in Berlin. — Buchdruckerei Reitzsch vorm. Otto Nonck & Co.

Digitized by Google

DREI DORFGEMEINDEN DER BADISCHEN HARD.

VON

PROF. Dr. HEINRICH HERKNER.

Der deutsche Bauernstand liegt in den letzten Zügen! In diesem Rufe stimmen die Plötz und Kanitz mit denen um Liebknecht, Bebel und Singer überein. Die Ersteren wollen damit den Reichsbrodwucher, den Sozialismus zu Gunsten der Junker, die letzteren das hoffnungslose Versinken der Mittelstände, die Verarmung der Massen und die Zusammendrängung des gesellschaftlichen Reichtumes in den Händen der oberen Zehntausend erweisen.

Da zu einer wissenschaftlich durchaus befriedigenden Ermittlung unserer agrarischen Zustände nur vereinzelte Anläufe unternommen worden sind, fällt es nicht immer leicht, die Schlagworte der Parteien an der Hand unerbittlicher Ziffern und brutaler Thatsachen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. So werden, wie ich hoffe, auch diejenigen, die nicht an der unbedingten Stoffseligkeit und statistischen Krankheit leiden, eine sachkundige, unbefangene Schilderung ländlicher Verhältnisse willkommen heissen.

Unser Gewährsmann*) ist ein junger Gelehrter, der die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse seiner heimatlichen Dorfgemeinden zum Gegenstande eindringlicher Erforschung gewählt hat. Als Sohn des Pfarrers ist er unter der Dorfbevölkerung aufgewachsen und hat zu ihr stets die engsten persönlichen Beziehungen unterhalten. Zu diesen günstigen Vorbedingungen einer Untersuchung haben sich noch strenge kritische Schulung und eine scharfe sichere Beobachtungsgabe gesellt. Die Untersuchung wurde übrigens in dem Glauben unternommen, die Zustände seien ziemlich ungünstig. Je weiter indess die methodische Arbeit vorschritt, desto klarer und überzeugender ergab sich das Gegenteil dieser Annahme. So leicht können sich also auch Persönlichkeiten, die Jahrzehnte hindurch an Ort und Stelle leben, die mit der Bevölkernng in unmittelbarer Fühlung stehen, über den wirklichen Sachverhalt täuschen, so lange die Beobachtung nur als eine gelegentliche, nicht als eine systematische auftritt.

*) Dr. Moritz Hecht, Drei Dörfer der badischen Hard. Eine wirtschaftliche und eine soziale Studie. Leipzig 1895.

Digitized by Google

Ich glaubte dies vorausschicken zu müssen, ehe ich die Bitte wage, die Verhältnisse dreier Dorfgemeinden in der Umgebung Karlsruhe's vorführen zu dürfen.

Das Gebiet, um das es sich handelt, geniesst bei den massgebenden norddeutschen Agrarschriftstellern keine besondere Wertschätzung. Es ist der sogenannte „Zwergwirtschaftswinkel", in dem die Grundsätze der Mobilisirung des Bodens seit nahezu einem Jahrhundert bereits in Kraft stehen. Bekanntlich stellte kein geringerer als der Freiherr vom Stein die Auflösung des Bauernstandes in „Gesindel und Tagelöhner" als notwendige Folge solcher Agrarverfassung hin. Diese Auffassung scheint in den Kreisen der Berliner Agrarpolitiker noch immer nicht ausgestorben zu sein. Dr. Max Weber erklärt z. B. in den Verhandlungen des Vereines für Sozialpolitik über die ländliche Arbeiterfrage, die Bodenbesitzverteilung und die Sicherung des Kleingrundbesitzes im Jahre 1893:

„Es ist der Individualismus innerhalb der Arbeitsverfassung auf die Spitze getrieben und in die letzte psychologische Konsequenz durchgeführt: der Mann arbeitet in seinem eigenen Interesse; arbeitet er nicht, nun so verdient er eben nichts und hungert unter Umständen oder schränkt sich ein, aber einen Verstoss gegen eine auf ihm lastende und als solche empfundene Pflicht begeht er damit nicht, er arbeitet eben — thatsächlich vielleicht, weil er muss, seiner Vorstellung nach, weil es ihm so beliebt. Er kennt nicht diejenige Art der Arbeit, welche wir im Osten kennen, diese straffe, pflichtgemässe, das ganze Leben umfassende Anspannung der Arbeitskräfte. Der charakteristisch-preussische Begriff der „verdammten Pflicht und Schuldigkeit" fehlt diesen Leuten. Dies oft übersehene psychologische Moment ist von erheblicher Bedeutung für die Frage: Ist eine solche Gestaltung der Arbeitsverfassung, die mit der radikalen Zerschlagung alles Grossbesitzes indentisch wäre, politisch als Ziel erwünscht? Ich glaube: nein. Es ist kein Zufall, dass den Gegenden Deutschlands, wo diese Verfassung vorherrscht, nicht vergönnt gewesen ist, zu derjenigen politischen Organisation, zu der Ausgestaltung des politischen Sinnes zu gelangen, welche die Einheit des Reiches geschaffen haben."

Sehen wir uns also an der Hand eines, wie bemerkt, äusserst zuverlässigen Führers ein wenig unter diesen „Zwergbauern" um, unter diesen Leuten, die es politisch zu nichts gebracht haben, denen angeblich, man vermeint Hoffmanns „Eisernen Rittmeister" zu hören, „die straffe, pflichtgemässe, das ganze Leben umfassende Anspannung der Arbeitskräfte", der charakteristisch-preussische Begriff der „verdammten Pflicht und Schuldigkeit" fehlt.

* * *

Nach einer weithin verbreiteten Annahme hat sich der Bauer in der Zeit der Naturalwirtschaft und Eigenproduktion viel besser befunden als heute. Erst mit der Entwicklung des Weltverkehres und Welthandels, der Geldwirtschaft, der Industrie sind die Mächte entstanden, vor denen der Bauer seine Waffen strecken musste. Chinesische Mauern sollen den Bauer vor der Einwirkung dieser bösen Geister bewahren. Sonst giebt es keine Rettung.

Digitized by Google

Ein „preisgekrönter“ agrarischer Autor, Otto Ammon, bemerkt z. B.: „Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse hat in den letzten Jahrzehnten sehr ungünstig in den Naturprozess eingegriffen. Die selbstsüchtige Kapitalansammlung in den Städten hat die Verschuldung des Bauernstandes begünstigt, dem schon die Einführung der Geldwirtschaft an Stelle der Naturalwirtschaft nachteilig war. Die Wettbewerbung des Auslandes hat den Siegel darauf gesetzt, in dem sie dem Bauernstande die Rente entzog, die ihn allein aufrecht erhalten konnte. Wird der Bauer durch den Gerichtsvollzieher massenhaft von seiner Scholle getrieben, so ist die unausbleibliche Folge die, dass nicht mehr bloss der Überfluss der Bevölkerung, sondern das ländliche Bevölkerungskapital selbst vom Hunger nach den Städten getrieben wird.“

Man sollte nun glauben, dass Leute, die die Lage unseres Bauernstandes so pessimistisch auffassen, wenigstens mit den Anstrengungen zufrieden sein müssten, welche die Regierungen machen, um den Bauer mit den Waffen der modernen Betriebstechnik auszurüsten. Weit gefehlt. „Wenn ein Bauer, so dozirt Ammon, wirklich ein so anschlägiger Kopf ist, dass er die vorgetragenen Lehren alle in sich aufnimmt und verdaut, wenn er wirklich ein Chemiker, ein Maschinenverständiger, ein Kaufmann und Spekulant in einer Person wird, dann ist der Zweck nur zu gut erreicht, denn dann bleibt er kein Bauer, dann will er nicht mehr Dünger fahren und Kartoffel hacken, sondern bewirbt sich um eine Stelle auf einem Kontor u. s. w.“

Zu diesen Behauptungen stehen die Verhältnisse unserer drei Dörfer im strengsten Gegensatze.

Noch vor 40 bis 50 Jahren war jedes der drei Dörfer (Blankenloch, Friedrichsthal und Hagsfeld) eine grosse, isolierte Haus- und Produktionswirtschaft. Was die Familie zum Essen brauchte (Brot, Gemüse, Salat, Butter, Eier, Milch, Käse, Fleisch, Most), das baute und produzierte sie selbst. An den langen Winterabenden spann die Hausfrau selbstgebauten Flachs für Kleider und Wäsche. Der Weber des Dorfes verwebte, was gesponnen war, und die Sonne bleichte unentgeltlich die Linnen auf den Wiesen vor dem Dorfe. Beleuchtung war im Sommer nicht nötig, weil jeder nach gethaner Tagesarbeit sich zur Ruhe begab. Im Winter erleuchtete ein Kienspan oder später auch Öl, das man aus selbstgebautem Raps in der ländlichen Ölmühle herstellen liess, die Stube. Das Geld, das zur Entrichtung der Geldabgaben und zur Bestreitung der geringen Ausgaben beim Krämer, namentlich für Salz, notwendig war, wurde aus dem Verkaufe von Getreide und Hanf erzielt. Dazu traten noch die Erlöse der Rindvieh- und Schweinehaltung. Bei der geringen Aufnahmefähigkeit des städtischen Marktes hielten sich diese Einkünfte aber auf einer sehr bescheidenen Höhe.

Es bestanden also im Grossen und Ganzen die Bedingungen, von deren künstlicher Wiederherstellung unsere Agrarier die Kräftigung des Bauernstandes erhoffen. Trotzdem, oder besser gesagt, gerade deswegen war die Lage aber durchaus keine sonderlich befriedigende. Die kleine Gemarkungsfläche, der magere Sandboden, das Fehlen jeder Hausindustrie, die Unmöglichkeit, bei der Extensität des Betriebes lohnende Arbeitsgelegenheiten zu vermehren, das alles gewährte dem starken Überschusse der Bevölkerung, wenn die Lebenshaltung nicht

Digitized by Google

weiter herabgedrückt werden sollte, keinen andern Ausweg als die Auswanderung.

Erst die Umstände, die in der Regel als so verderblich für den Bauern hingestellt werden, haben in jeder Hinsicht eine erfreulich aufsteigende Entwicklung angebahnt.

Das allmähliche Anwachsen und Aufblühen der badischen Residenz schuf neue veränderte Verhältnisse. Ein neuer, immer lohnenderer Absatzort that sich damit auf, dem die Entwicklung der modernen Transport- und Verkehrsverhältnisse noch weitere Märkte hinzufügte. Die Eisenbahn von Karlsruhe nach Mannheim gewann dem Friedrichsthaler Tabak in den Mannheimer Fabrikanten neue Käufer und Liebhaber. Rasch stieg der Preis des Zentner Tabak von 4 bis 5 Gulden (1841/42) auf 13 Gulden Mitte der 40er Jahre. In den 50er Jahren brachte die Eisenbahn den Friedrichsthaler Tabak sogar nach Spanien und der fortschreitende Verkehr eröffnete in den 60er Jahren in Amerika eine neue Absatzquelle. Im Jahresdurchschnitt werden jetzt aus Blankenloch und Friedrichsthal zusammen gegen 3—4000 Doppel-Zentner Tabak verkauft und ausgeführt. Gesät wird der Tabaksamen anfangs März in Gartenbeete, die mit Stroh oder Tannenreisig zum Schutze gegen Nachtfrost bedeckt werden; Mitte Mai werden die jungen Tabakpflänzchen auf das sorgfältig durch drei- bis viermaliges Pflügen gartenmässig bearbeitete und stark gedüngte Ackerfeld verpflanzt. „Ende August beginnt die Ernte — die angestrengteste Zeit des Jahres. Da der einmal gebrochene Tabak nicht herumliegen, sondern am selben Tage aufgenäht und aufgehängt werden muss, wenn seine Güte nicht leiden soll, so werden tagsüber die Blätter auf dem Felde gebrochen und in der Nacht „eingefädelt": jedes einzelne Blatt muss mit einer 40 cm langen Nadel an der Mittelrippe durchstochen und in einer langen (1 m) Schnur aufgereiht werden. Rechnen wir nur pro ha. 40000 Tabakpflanzen und auf den Stock durchschnittlich zehn Blätter, so ergiebt das bei einer Anbaufläche von 100 ha. eine Zahl von mindestens 40 Millionen Blätter; und auf die einzelne Person kommen (wenn wir die beim Tabakbau beschäftigten Personen in Friedrichsthal auf 750 schätzen) 5330 Blätter, die einzeln, Blatt für Blatt, in wenigen Tagen, beziehungsweise Nächten, durchstochen und in Schnüre eingenäht werden müssen. Alles hilft sich dabei gegenseitig, Alte, Junge, Kinder, Weiber, der Arme dem Reichen (soweit hier überhaupt von einem solchen Unterschiede gesprochen werden kann), der Reiche dem Armen. Weiber und Kinder fädeln ein, während die Männer die Bandeliere auf dem Speicher oder in besonderen Trockenschuppen aufhängen. Auch beim Abhängen des Tabaks (November, Dezember) fühlt sich jeder Friedrichsthaler solidarisch verpflichtet, seinen Freund oder Nachbar zu helfen, damit im ganzen Dorfe der Markt einheitlich eingeleitet werden kann."

Der Preis für diesen Friedrichsthaler Qualitätstabak war in den Jahren 1881 bis 1886 durchschnittlich 73,76 Mark pro Doppelzentner, in den Jahren 1887 bis 1893, vermuthlich in Folge schärferen Wettbewerbes, nur noch 66,82 Mark.

Immerhin dürfen die Betriebsergebnisse noch als ganz befriedigende gelten. Ein Friedrichsthaler „Zwergbauer" (er besitzt nur $2^1/_2$ ha.), ein Mann von mittlerem Fleisse und Intelligenz hat 105 ar mit Tabak bepflanzt und davon geerntet und erlöst:

Digitized by Google

für Obergut . .	1304,60	Mark
für Sandblätter .	204,—	„
für Grumpen . .	67,—	„
für Nachtabak .	250,—	„
	1825,60	Mark.

Dieser Mann hat also aus seinen 105 ar 1825 Mark erlöst. Dabei dürfen freilich die Produktionskosten nicht ausser Acht bleiben. Pro ha. ist eine Düngerzufuhr im Werte von 330 Mk. notwendig. Für Abnützung des Tabakschuppens, für Garn, Bodenzins u. s. w. kann 450 Mk gerechnet werden. Ist der Tabakacker gepachtet, so muss der Pachtpreis von 350 Mk. pro ha. in Anschlag gebracht werden. Abzüglich dieser Produktionskosten verbleibt für den ha. gepachteten Landes eine durchschnittliche Reineinnahme von 690 Mk., für den Eigenacker von 1040 Mk., die sich als Arbeitslohn und Unternehmergewinn darstellt.

Das Anwachsen der Karlsruher Bevölkerung steigerte die Nachfrage nach Speisekartoffeln. Durch den Verkehr mit Karlsruhe war der Versuch mit neuen Varietäten von Kartoffeln nahe gelegt und erleichtert. Das Verdienst der Veredlung und Hebung des Kartoffelbaues gebührt dem landwirtschaftlichen Bezirksverein, der besonders in den 70 er Jahren, wo kaum zwei oder drei Sorten bekannt waren, neue Varietäten von vorzüglicher Qualität einführte, den Bauern Saatgut zu billigen Preisen vermittelte oder zu Versuchen an intelligente Landwirte unentgeltlich überliess. Im Sommer 1893 bauten die meisten Bauern schon 6 bis 8 Sorten. Schon Ende März, wenn andere Gegenden noch ihren Winterschlaf halten, werden die Kartoffeln gesteckt. Mitte Juni oder Anfangs Juli werden bereits Frühkartoffeln geerntet und können zu hohen Preisen auf dem Markte (Karlsruhe, Baden-Baden, Pforzheim, Wildbad, Mannheim) abgesetzt werden. Dasselbe Feld wird dann sofort mit Rüben und dergl. bepflanzt und dadurch eine doppelte Ausnutzung des teuren Bodens ermöglicht. Die Ernte der Spätkartoffeln fällt in die Mitte Oktober. Das Saatgut für Kartoffeln vermehrt sich durchschnittlich um das zehn- bis zwölffache. Pro ha. werden in der Regel 120 Doppelzentner gerechnet à 4 Mk.

Auch der Anbau von gelben Rüben und Cichorie spielt eine erhebliche Rolle. In dieser Mannigfaltigkeit der Kulturen liegt für den Bauer eine gewisse Versicherung. Dass sämtliche Kulturen in einem und demselben Jahre versagt haben, ist noch nie vorgekommen.

Der Getreidebau ist als weniger rentabel durch den Handelsgewächsbau stark zurückgedrängt worden. Für den Friedrichsthaler Bauern kommt Getreide nur noch als Wechselfrucht in Betracht. Am meisten wird noch Gerste gebaut, die an die Bierbrauer verkauft werden kann. Die Ausfuhr von Getreide ist übrigens nur eine scheinbare, da die Einfuhr die Ausfuhr weit übersteigt. Die drei Dörfer sind nicht im Stande das zum eigenen Bedarf notwendige Getreide zu bauen. In Blankenloch sind es im günstigsten Falle 40 Bauern, die etwa 5 bis 8 Doppelzentner verkaufen, in Hagsfeld 15 Familien, die durchschnittlich je 8 Doppelzentner, in Friedrichsthal 8 Familien, die je 10 Doppelzentner zum Verkaufe bringen. Ein Teil des zum Verkaufe gelangenden Getreides wird übrigens im Dorfe selbst von kleineren Bauern aufgenommen. Dem Verkaufe von Getreide nach

Digitized by Google

auswärts entspricht aber eine erhebliche Zufuhr von Mehl in unsere Dörfer. Die Bauern verkaufen, wenn sie nach der Ernte Geld brauchen, oft ihr Getreide, um es im Frühjahre oder noch eher in Form von Mehl wieder zu kaufen. Dazu tritt auch die Erwägung, dass die ländlichen Kunden-Mühlen eine veraltete Technik anwenden. Bald verbrennt der Weizen beim Mahlen, bald wird er weniger brauchbar. Der Bauer mag dies Risiko nicht tragen, er verkauft seinen Weizen und kauft dafür schönes Mehl, das in der städtischen Kunstmühle gemahlen ist. Ein Interesse an hohen Getreidepreisen liegt also nicht vor. Hat man das Getreide zu hohen Preisen verkauft, dann muss auch das Mehl teuer zurückgekauft werden; hat man nur niedrige Preise gelöst, also als Produzent nur geringen Vorteil erzielt, so gewinnt man beim Einkaufe des billigen Mehles als Konsument.

Dagegen nimmt die Ausfuhr von Milch von Jahr zu Jahr zu. Die Erleichterung des Transportes durch die Dampfbahn, die die drei Dörfer mit Karlsruhe seit 1891 verbindet, hat den direkten Absatz an die städtischen Konsumenten sehr gefördert. Fast jede Familie verkauft täglich wenn auch nur 2 bis 3 Liter. Wohlhabendere Familien verkaufen auch zwischen 10 und 20 Liter. Das Buttern hat die Bäurin des Karlsruhe zunächst gelegenen Hagsfeld bereits ganz aufgegeben, aus Mangel an Zeit, und weil es für sie rentabler erscheint, die Milch direkt abzugeben. Die Butter für den eigenen Bedarf kauft sie aus den entfernteren Dörfern, oder sie verwendet die billigere Margarine oder Kokosnussbutter. Friedrichsthal ist zu weit von Karlsruhe entfernt, als dass der direkte Absatz von Milch lohnend erschiene. Die dortigen Bauern haben eine Molkereigenossenschaft begründet, die pro Tag etwa 700 bis 800 Liter Milch zu Butter verarbeitet und in Karlsruhe guten Absatz findet.

Eine solche Nutzung des Melkviehs setzt wieder intensive rationelle Fütterung voraus. Da der Anbau von Futterpflanzen der hohen Bodenpreise wegen in unseren Dörfern nur in geringer Ausdehnung betrieben werden kann, so kaufen diese Zwergbauern zur besseren Fütterung ansehnliche Beträge von Kraftfuttermitteln ein. Auch der kleinste Mann kauft sich jährlich für 30—100 Mk. Malz, Ölkuchen u. dgl.

Ferner ist es notwendig, reichlichen Dung dem Boden zuzuführen. Es kommen da einmal die Militärställe der benachbarten Garnisonen (Karlsruhe, Durlach und Bruchsal), dann aber auch künstliche Düngemittel in Betracht. Die drei Gemeinden dürften jährlich etwa für 4000 Mk. Chilisalpeter, Guano, Kalisuperphosphat u. s. w. beziehen. Der Bezug des künstlichen Düngers wie der Kraftfuttermittel erfolgt zumeist durch Vermittlung des Konsumvereins.

Der Bauer des 18. Jahrhunderts mit seinen 8—10 ha war Bauer und Handarbeiter; der Zwergbauer des 19. Jahrhunderts mit seinen 1—2 ha ist Kopfarbeiter, Unternehmer, Kaufmann geworden.

Nur diese Steigerung der wirtschaftlichen und technischen Leistungen hat, trotz fortschreitender Verkleinerung der Betriebsfläche, die Möglichkeit einer besseren Lebenshaltung gewährt. Die Lebensweise ist in der That besser geworden. Die Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse sind durchaus befriedigend. Die alten kleinwinkligen und niedrigen Häuschen verschwinden, und neue, auch äusserlich schmucke Häuser treten an ihre Stelle. Fast jede Familie bewohnt für sich allein ein solches Häuschen. In Friedrichsthal und Hagsfeld hat fast

Digitized by Google

jede Familie eine sog. „gute Stube". Die Kinder dürfen sie überhaupt nicht, der Bauer nur in Strümpfen betreten. Ihr Hauptschmuck ist das Sofa. Vor ihm steht ein Ovaltisch, oft mit künstlich gedrehtem Fuss. Der Boden ist manchmal mit Teppichen belegt; auf dem Tische steht in der Regel eine geschmackvolle Lampe. Auf einem kleinen Tische in der Ecke stehen allerlei Nippsachen, manchmal ist auch ein Photographie-Album zu finden. Vorhänge sind an allen Fenstern angebracht. In Friedrichsthal und Hagsfeld sind die Stuben auch tapeziert. Spiegel und Bilder in schönen Goldrahmen schmücken die Wand. Taschenuhren sind in Jedermanns Gebrauch. In jedes Haus, auch das des Ärmsten, kommt mindestens eine Zeitung in der Woche. Täglich erscheinende Zeitungen werden in jedem der drei Dörfer von 50 bis 70 Familien gelesen. Visitenkarten hat Jeder, der irgendwie Beziehungen zu Städten hat.

Die Zahl der unehelichen Geburten schwankt zwischen 4 und 5 %. Die Säuglingssterblichkeit ist trotz hoher Geburtenziffer sehr gering; in Friedrichsthal sogar nur 11,4 %.

Eine soziale Kluft zwischen Bauer und Bauer, oder zwischen Bauer und Knecht ist nicht vorhanden. Zwischen dem Bauer und dem Gesinde besteht ein durchaus patriarchalisches Verhältnis. Das Gesinde isst am Familientisch und wird mit zur Familie gerechnet.

Eine Verschuldung ist natürlich vorhanden, doch weist sie keinerlei bedrohliche Züge auf. Die Schulden sind meist für produktive Zwecke eingegangen. Die Verzinsung, die der Bauer zu leisten hat, bleibt in der Regel hinter dem Reinertrage, den das aufgenommene Kapital abwirft, zurück. In Blankenloch haben seit 1882 nur 5 Zwangsvollstreckungen stattgefunden und zwar aus Ursachen, die mit der Landwirtschaft gar nichts zu thun hatten. Hagsfeld hat in den letzten 10 Jahren sogar nur eine, Friedrichsthal in den letzten 20 Jahren nur 2 Zwangsvollstreckungen erlebt. Die Sparkasseneinlagen sind in starker Zunahme begriffen. Und doch giebt es viele Familien, die ihre Ersparnisse lieber bei auswärtigen Sparkassen, in den Städten, anlegen, damit niemand erfährt, wie viel sie ersparen und wie oft, oder wann sie ihren Sparpfennig wieder angreifen müssen.

Und diesen Aufschwung haben die Zwergbauern ganz überwiegend der eigenen Kraft, der Selbsthilfe zu verdanken, wenn auch die Anregungen naturgemäss von höher gebildeten Elementen ausgingen. „Einsichtige Bezirksbeamte waren es, die in den sechziger Jahren Anregung zur Gründung von Viehversicherungsvereinen und einer Sterbekasse in Hagsfeld gaben — Geistliche waren es, die Mitte der siebziger Jahre in den drei Dörfern Spar- und Darlehnskassen gründeten — Wanderlehrer waren es, die in den achtziger Jahren zur Gründung von Konsumvereinen aufforderten, welche in den letzten Jahren so ausserordentlich segensreich gewirkt haben . . . . Vor 10 Jahren war künstlicher Dünger in den drei Dörfern noch unbekannt; kein Gesetz, keine Behörde zwang den Blankenlocher Zwergbauer, seine Wiesen mit Kalisuperphosphat, oder den Friedrichsthaler Bauer, sein Tabakfeld mit chlorfreiem Kalimagnesia zu düngen; — im landwirtschaftlichen Wochenblatte hat er davon gelesen, Wanderlehrer, die von Zeit zu Zeit in den Dörfern Vorträge halten, haben ihn weiter darüber belehrt und der Konsumverein vermittelte die Bestellungen. . . . Es wäre ungerechtfertigt und ein falscher Pessimismus, die Bedeutung solcher

Digitized by Google

dem Bildungsstande der heutigen Hardbauern entsprechenden Erziehungsmittel (Wanderlehrer, Zeitungen, Ausstellungen) zu unterschätzen, nur weil der Erfolg nicht sofort statistisch erfasst werden kann, oder zu glauben, dass nur der Grossbauer Träger des wirtschaftlichen Fortschritts ist, während der Kleinbauer erst allgemach hintennach komme. Der Erfolg dieser Erziehung, gerade bei unseren Kleinbauern, ist oft grösser als der Erzieher ahnt: keine grosse Zeitung teilt eben, wie beim Grossgrundbesitzer, mit, dass der Blankenlocher Zwergbauer bereits Versuche mit der Waldblatterbse macht, die im landwirtschaftlichen Wochenblatte empfohlen worden ist, oder dass auf Anregung desselben Blattes andere Zwergbauern Erde und Sägemehl als Streu benutzen; niemand erfährt, dass er, der Kleinbauer, sich Zwiebelsamen aus einer hessischen Gärtnerei kommen lässt; kein Erntebericht macht Mitteilung, dass bei dem Sinken der Tabakpreise Versuche mit Anbau von Zwiebeln gemacht werden; — der Zwergbauer behält das für sich."

Ungeachtet der Fortschrittsfreudigkeit, die man im allgemeinen den Zwergbauern unseres Gebietes nachrühmen muss, giebt es auch hier noch viel zu verbessern: noch hat sich der Blankenlocher zu der dringend notwendigen Feldbereinigung, der Friedrichsthaler zu einer sämtliche Pflanzer des Dorfes zusammenschliessenden Tabak-Absatzgenossenschaft nicht entschliessen können. Auch der Geld- und Kreditverkehr lässt noch zu wünschen übrig. Trotzdem kann von einer Notlage nicht gesprochen werden.

Zum Schlusse erhebt sich die wichtige Frage: Wie weit darf man die Verhältnisse der vorgeführten Gemeinden als typisch für kleinbäuerliche Zustände betrachten?

Die Bedingungen, unter denen unsere Harddörfer stehen, sind in keiner Hinsicht ausserordentliche. Sie erfreuen sich günstiger klimatischer Verhältnisse. Aber diesen Vorzug teilen sie mit der ganzen Rheingegend. Die Verkehrsverhältnisse sind befriedigend, aber nicht besser als für unzählige andere Gemeinden auch. Die Thätigkeit der Verwaltung kommt ihnen nicht in höherem Masse zu statten als jedem andern Teile des Landes auch. Der Boden ist, abgesehen von der ebenen Gestaltung, sogar recht ungünstig: ein magerer Sandboden, dem nur durch ausgezeichnete Düngung und äusserst sorgsame Bestellung reiche Erträge abgewonnen werden können. Er gestattet keine Obstbaumkulturen. Die Bäume sterben des kiesigen Grundes wegen nach kurzer Zeit wieder ab. Auch die Nähe kaufkräftiger Märkte, wie Bruchsal, Durlach und Karlsruhe, ist ein Vorteil, der bei dem raschen Anwachsen der städtischen Bevölkerung, einem wachsenden Bruchteile unserer Landgemeinden zu statten kommt.

Müssen die Bedingungen, unter denen diese Dörfer stehen, als solche gelten, die für weite Gebiete Süd-, West- und Mitteldeutschlands durchaus normal sind, so ist man auch nicht zu der Annahme berechtigt, die Zustände, denen wir begegnet sind, als abnormale anzusehen. Damit soll nicht behauptet werden, dass alle Gemeinden mit überwiegendem Kleingrundbesitze eine so erfreuliche Gestaltung der Dinge aufweisen. Aber man wird wohl sagen dürfen: Die äussere Möglichkeit dafür ist im Grossen und Ganzen gegeben, wenn in der Bevölkerung derselbe Geist des Fortschritts, der Betriebsamkeit, Wirtschaftlichkeit, Selbsthilfe und Unabhängigkeit lebt.

Digitized by Google

Wie vorteilhaft sticht die Haltung dieser Zwergbauern von der unseres Junkertums ab! Ich für meine Person könnte durchaus keinen Nachteil darin erblicken, wenn der ritterschaftliche Grossgrundbesitz, der nach der Versicherung seiner eifrigsten Vertreter nur durch eine künstliche Verteuerung der Brotfrucht und ähnliche Liebesgaben gerettet werden kann, allmählich zu Gunsten des mittleren und kleinen Grundbesitzes verschwinden würde, zu Gunsten jener Klassen, deren Gedeihen keinen Zoll von dem mühsam errungenen Lohne des Arbeiters heischt.

AUFZEICHNUNGEN EINER DIAKONISSIN.

ROMAN

VON

A. GEMBERG.

(Fortsetzung.)

Heute ist der vierte Tag seit dem Eisenbahnunfall.

Die Toten sind alle rekognoszirt und abgeholt. Eine einzige Leiche liegt noch in unserer Kapelle. Es ist die eines schönen jungen Mädchens. Trotz aller Zeitungsaufrufe ist noch niemand gekommen, um die Identität dieser Toten festzustellen, deren zerrissener Leichnam so elegant gekleidet, mit wertvollen Steinen geschmückt, bei uns eingeliefert ward.

Man hat ihren Gepäckschein, ihre Koffer, ihr Geld gefunden. Ihr Name, wurde noch nicht ermittelt. Die Schmucksachen, die die Koffer enthielten repräsentiren einen grossen Werth.

Der Fall ist räthselhaft. Morgen müssen wir den Sarg schliessen, denn wir haben weiches, warmes Märzwetter. — Die Leiche hält sich nicht länger.

* * *

Heute ist sie schlaff. Ein Zeichen der rasch fortschreitenden Verwesung. Es ist mir gelungen, die Lider über die Augen herabzuschieben, denn die Augen sind eingesunken.

Diese fremde Tote ist schön.

Goldrothes Haar, eine schlanke leichte Gestalt und eine Haut wie schimmernder Marmor. Sie war vielleicht im Leben viel bewundert und viel geliebt.

Nun liegt sie in einem ärmlichen schmalen Sarge in unserer schlichten Kapelle. Düstere Schwestergestalten gehen gleichgültig um sie herum. Vorschriftsmässige Gebete werden bei ihr abgehalten.

Kein Schmerz um ihren Tod, keine Thräne über ihren Untergang.

Sie hat eine kleine grade vornehme Nase und so zarte Lippen — — ein Räthsel, dass niemand sie sucht — — sollte niemand sie lieben?

* * *

Digitized by Google

(Später.)

Vor einigen Stunden ist ein Telegramm von einem jungen Offizier gekommen mit der Bitte, die Leiche der Unbekannten noch nicht zu begraben, er eilt hierher, um sie zu recognosciren.

Vielleicht genügt es, wenn er die Kleidung sieht. Die Leiche selbst wird jetzt unkenntlich — sie schwillt an, und die grün-blauen Totenflecke werden schwärzlich. — Karbol — man kann ihr ohne das Mittel nicht mehr nahen. Um sechs Uhr wird sie jedenfalls begraben, jetzt ist es vier.

* * *

Abends.

Um halb sechs Uhr kam er an. Ausser sich, zitternd, kaum im Stande sich zu beherrschen. Es ist ein junger Husarenlieutenant, Graf Bogen. Er stellte sich der Oberin vor — — als ein Bekannter unserer Toten.

Nun, für einen Bekannten benahm er sich ziemlich auffallend. Ich erhielt den Auftrag, ihm ihre Sachen zu zeigen.

Er folgte mir in das Wartezimmer. Dort übergab ich ihm das Brillantarmband und die Brosche, sowie einige Fetzen ihrer Kleidung.

Er beherrschte sich äusserlich. Die Schmucksachen kenne er nicht so genau, um etwas bestimmtes daraufhin aussagen zu können, meinte er. Ich beschrieb ihm darauf die Erscheinung, so gut ich's konnte.

Er verlangte zu wissen, auf welche Weise sie verwundet sei.

Mit der Objectivität der Diakonissin gab ich ihm Auskunft.

Er schrie auf und taumelte. „Schweigen Sie — erbarmen Sie sich — mein Gott, wie kann man über so etwas sprechen, dafür Ausdrücke finden — — entschuldigen Sie — — aber eine Dame — —"

„Ich bin keine Dame, Herr Lieutenant, ich bin eine Schwester."

„Ja, das merke ich. Bitte führen Sie mich zu der Leiche."

„Es geht eigentlich nicht mehr gut. Wenn Sie Ihrer Sache ohne das sicher wären, so würde es besser sein."

Er trat auf mich zu und fasste hart nach meiner Hand. Wie heiss und trocken seine Hand war! „Sie war meine Geliebte," sagte er leise.

„Ihre Braut?"

„Nein, meine Geliebte. Ein kleiner Singvogel — wissen Sie — so was heirathet man nicht. Aber diese Lilli Monta, so hiess sie, war so süss, so pikant, dass man beinah eine Dummheit für sie hätte machen können.

Jahre lang hat man sich mit ihr rumgezogen, mal gezankt und dann wieder versöhnt. Wenn man sich gut war, gab man ihr glänzendes Spielzeug, so was" — er zeigte auf die Schmucksachen — —

„Aber heirathen wollten Sie sie nicht?" Ich war innerlich zornig über diesen Mann, der von einer Sängerin sprach, wie von einem Wesen, das unter ihm stand.

„Nein, aber meine beste Jugendliebe hat ihr gehört. Glauben Sie mir, der Gedanke an ihren Tod zeigt mir, dass ich sie doch sehr sehr lieb gehabt habe. Und nun bitte — Schwester — ich muss meinem kleinen, lustigen Kameraden einen Abschiedskuss geben."

„Bedenken Sie, dass sie vier mal vierundzwanzig Stunden tot ist — die Leiche ist schon verändert."

Er sah mich bitterbös an mit seinen hübschen braunen Augen. „Wer mir gesagt hätte, dass ich um den letzten Kuss auf Lillis Lippen mit einer frommen Schwester parlamentiren müsste! Sie — Sie — sind Sie denn so alt? Haben Sie denn kein weibliches Herz in der Brust? Können Sie denn gar nicht ahnen und sich nicht denken, was das heisst: Jugendfeuer, Leidenschaft, Liebe? müssen Sie denn wie ein Schatten der Unterwelt zwischen mir und ihr stehen? O Lilli — Lilli — wenn sie meine Nähe ahnte, sie bräche den Sargdeckel auf — sie schmückte sich noch im Tode für mich."

Schmücken — — — Schwester Hedwig hatte das rothe Gelock zu einem strengen Diakonissenscheitel aneinandergeklebt. Glatt lag es an den eingesunkenen blauschwarzen Schläfen.

Digitized by Google

Den üppigen zarten Leib verhüllt ein grobes steifes hartes Sterbehemd. Nicht einmal eine Blüthe — — — nichts, nichts was Schmuck heisst, verschönte die Tote. Ich dachte an alles das und empfand im Voraus das Grauen und Entsetzen, das dem naiv liebenden Herzen des lebensfrohen Mannes bevorstand.

Deshalb machte ich einen letzten Versuch. „Bewahren Sie das Bild, das in ihrer Erinnerung lebt." —

Es ist nichts anzufangen mit dem eigensinnigen Menschen. Er behauptet, seine Lilli wäre im Tode noch lebendiger, wie eine lebende Diakonissin. Ich fühle, dass er mich reizen oder ärgern will, um seinen Wunsch durchzusetzen.

Nun gut, er soll Lilli Monta im Tode sehn. —

Athemlos hilft er mir die Schrauben des Sargdeckels lösen. Ich empfinde eine Art grausamer Neugierde auf den Anblick seiner Qual.

Diese gewöhnliche gedunsene Tote mit spitzer Nase und klebenden stumpfem Haar hat in seiner Phantasie mehr Leben, mehr Reiz wie ich, die einundzwanzigjährige Jungfrau.

Er hat das Weib in mir beleidigt, die Sängerin in ihrer Kunstgenossin gekränkt. — Ich freue mich auf seine Strafe — das heist, die Bestie, die versteckte Grausamkeit in meiner Seele freut sich darauf.

Langsam löst sich die letzte Schraube, die nur leicht und provisorisch eingesetzt war. Ich hebe den Sargdeckel auf. —

„Bitte" — die Leiche liegt vor uns.

Er wird weiss bis in die Lippen. Nur eine Secunde starrt er sie an, dann wendet er sich ab. „Das ist nicht Lilli Monta."

Ich wische die Verwesungsspuren von ihrem Gesicht. Enttäuschung — Unbehagen — — — das empfinden wir wohl Beide.

Schwester Hedwig tritt ein mit einer sehr eleganten Dame.

Die Dame stürzt auf die Leiche zu, schreit auf und bricht in hysterisches Schluchzen aus.

Schwester Hedwig und ich stehen schweigend daneben. Graf Bogen reisst nervös an seinem Schnurrbart. Dann tritt er langsam wieder an den Sarg und sieht auf die Tote. —

„Es ist Lilly Monta — meine intimste Freundin," erklärt die Dame — augenscheinlich eine Schauspielerin. „Ach, wie Sie mir leid thun, lieber Graf, dass Ihr hübsches Verhältniss ein solches Ende finden muss. — Aber das ist eigentlich kein Anblick für Sie — könnte man den Sarg nicht schliessen?"

„Es ist nicht Lilly", wiederholt er eigensinnig, mit einem Blick voll Entsetzen und Todesangst.

„Wie denn nicht!" — behauptet die Fremde. „Ich bin ja gekommen, um sie zu recognosciren. Freilich ist's Lilly — allerdings, entsetzlich verändert."

Ich trete neben ihn und sehe ihn an

„Sind Sie nun zufrieden, Herr Graf?"

„Hier an diesem Sarge, möchte ich fast sagen, Sie — die Sie die Liebe nicht kennen, sind glücklicher als wir Kinder der Welt," antwortet er, merkwürdig kalt.

„Haben Sie Abschied genommen?"

Er tritt zurück, ohne zu sprechen.

Der Sarg wird geschlossen. Eine kurze Ansprache. Ein einfaches Begräbniss.

Der Lieutenant ist wie gebeugt unter den Schauern des Todes.

„Gönnen Sie Ihrer Braut die himmlische Ruhe", sagte unsere Oberin beim Abschied zu ihm.

„Sie hat sich danach nicht gesehnt, gnädige Frau. Sie gehörte dem Leben an."

„Ja das Leben ist vergänglich. Wohl dem, der bei Zeiten für die Ewigkeit sorgt und seine Seele vom irdischen Tand löst."

Er verbeugte sich und ging.

Was hätte er dieser Redensart gegenüber sonst thun können!

Digitized by Google

Sie gehörte dem Leben an — —

Es giebt also Menschen, die nicht nur keine Sehnsucht nach der ewigen Ruhe empfinden, sondern sogar mit Grauen, mit Abscheu an alles denken, was mit dem Tode zusammenhängt.

Diese Weltkinder fühlen sich wohl nicht als Pilger, die einer ersehnten Heimath zuwandern — erdentot — wie wir Diakonissen!

Wenn sie Recht hätten, wenn diese erhoffte und ersehnte Heimath ein Traum wäre? Wenn nur eines sicher wäre nach dem Tode — die Ruhe? „Im Leben ist keine Ruhe, aber Liebe kann man hineinlegen," hat Schwester Friederike, meine alte Probemeisterin gesagt, als sie starb.

Lilli Monta gehört dem Leben und der Liebe an. Ich dagegen — ich kenne die Liebe nicht. Einen Schatten aus der Unterwelt hat der junge liebende Mann mich genannt.

Graf Bogen hat die Sängerin geliebt, er hatte keine Veranlassung, mir das zu sagen, wenn es nicht der Fall gewesen wäre, wenn er es nicht selbst geglaubt hätte. Er empfand den lebhaften Wunsch, sie noch einmal zu küssen, ehe er Abschied von ihr nahm.

Die Erfüllung seines Wunsches hat ihm Schwierigkeiten bereitet — endlich stand er neben der Leiche — — und wandte sich schaudernd ab.

Was hat er denn nun an ihr geliebt? Den Körper, den der Tod verändern konnte, nichts weiter. Und ein Mann — ein Mann, der das für uns fühlt, soll das Ideal unseres Frauenlebens sein — das Ziel unserer Wünsche!

Schwester Klara hat mir auch von dem Leiden und Sterben ihres Mannes erzählt. Ob der Tod ihn verändert hat oder nicht, das hat sie gar nicht bemerkt. Für sie war dieser Körper im Sarge der geliebte Gatte, bis man ihn aus ihren Armen riss, um ihn in die Erde zu betten. Dann noch übertrug sie einen Theil ihrer Liebe auf das Stück Land, in das der Sarg eingesenkt war. Die Blumen, die auf dem Grabhügel wuchsen, waren für sie Grüsse des Toten.

Liebe — —

Es giebt also doch wohl verschiedene Gefühle, die man unter diesem Namen zusammenfasst.

Jede Art von irdischer Liebe aber bringt Unruhe und Schmerz, selbst wenn sie noch so rein ist, wie Schwester Klaras Liebe war. Es ist eben dem Menschen ein Ziel gesetzt.

Schwester Hedwig und Schwester Luise behaupten, dass das Aufgehen in Gott allein wunschlos mache und die einzige Möglichkeit gewähre vor dem Tode Ruhe zu finden. Eine echte Diakonissin aber sollte diese Ruhe in Gott und in ihr die himmlische Liebe besitzen. Ist das nun eine Unwahrheit, oder — — oder bin ich vielleicht keine echte rechte Diakonissin, wie sie sein soll? In der strengsten Pflichterfüllung kann ich's vielleicht werden — nur nicht denken und um Gottes willen nicht fühlen!

III.

Ich bin nun ein Jahr im Dienste der Krankenpflege. Meine Vorgesetzten sind mit meiner Arbeitsleistung zufrieden, wie sie es früher mit meiner Lehrthätigkeit waren.

Aeusserlich erlebe ich nichts, als dass zuweilen ein neues Lied, eine neue Melodie durch den Ankauf von Notenblättern in mein Leben tritt und mich innerlich reicher macht. In mir und um mich her herrscht Ruhe, Lazarett-Ruhe.

Vorbei und fast vergessen sind die Tage der Unruhe und des Schreckens, die mit jener Eisenbahnkatastrophe in unser stilles Haus hereinbrachen. Es liegen noch einige von den damals Verwundeten bei uns. Auf den Gräbern

Digitized by Google

der Opfer sind wohl längst die Kränze verwittert, die damals bei uns einliefen.

Es waren Kisten und Körbe voll Kränze. Stille, schwache, weisse Blüthen auf dünnen Drähten und dazwischen viel harte, kalte, grüne Blätter, steife Blätter von Lorbeern und Rhododendron. Auch für Lili Montas Sarg kamen schliesslich noch Blumen und Palmen in grosser Zahl. Vorbei — vergessen —

Die Zeitungen brachten damals vielfache Berichte über den Gegenstand. Schilderungen aus unseren Anstaltsräumen und von dem, was darin vorging, kamen durch die Blätter an die Oeffentlichkeit.

Inzwischen sind wieder andere Unfälle, andere Ereignisse geschehen, die das Interesse des Publikums in Anspruch nehmen.

* * *

Nacht.

Ich habe Wache. Es heult ein Sturmwind um unsere Anstalt. Die Kronen der alten Bäume im Garten rauschen und bewegen sich. Mir ist es zuweilen, als läge etwas wie Musik in diesen eigenthümlichen Tönen, die das Leben der Natur begleiten.

Ich selbst weiss sehr wenig von diesem Leben, das da draussen im Freien mir so nah und doch so ferne vor sich geht. Zuweilen prasselt der Regen gegen die grossen Scheiben unserer Fenster, dann wieder jagt der Wind Staubwolken dagegen. Alle Bewohner unserer Anstalt leben, wie ich, fortwährend in einer mässig temperirten Atmosphäre. Ich empfinde kaum den Wechsel der Jahreszeiten. Meine Kleidung ist Sommer und Winter dieselbe. Die Thermometer in unseren Sälen sinken fast nie unter 14 Grad, und es kommt kaum vor, dass sie über 20 steigen.

Wind, Schnee, Regen, Staub! — Ich weiss eigentlich nicht, weshalb ich darüber Betrachtungen anstelle, als ob es ein Vergnügen wäre, auf der Strasse herumzulaufen, oder ein Entbehren, es nicht zu thun!

* * *

Die Krankenpflege habe ich nun im Laufe dieses Jahres gelernt und ich glaube, das Lob, das mir zuweilen ausgesprochen wird, ist wenigstens nicht ganz unverdient. Die Aerzte haben mich auch gern bei Operationen. Ich verstehe ihre Absichten und reiche ihnen im richtigen Augenblick das richtige Instrument, ohne dass sie besonders danach zu verlangen brauchen. Ebenso können sie mir die Chloroformnarkose allein überlassen. Ich brauche die Pulsschläge eines Menschen nicht mit der Uhr in der Hand zu zählen. Meine Nerven haben eine so feine Empfindung, dass ich es in meinem Blutstrom fühle, wenn der andere Blutstrom, den ich beobachte, unter meiner Hand ermattet.

Zuweilen ist mir, als ergriffe auch mich etwas wie Ohnmacht, wie süsses hinsterbendes Ermatten, wenn eine solche Narkose lange dauert. — Ich fühle, wie der Herzschlag stiller und stiller wird. Das Blut, das eben noch von einem Menschenherzen durch ein Menschenhirn gejagt wurde, liegt da vor mir, kalt, geronnen, ein Schmutzfleck, der die Diele besudelt. — Das Weib aber, aus dessen zerschnittenen Adern das Blut ausströmt, das lebt. — Leise, zuckend fühle ich den Rest des Blutes unter meiner Hand durchkriechen.

Diese Frauenoperationen haben Wochenlange unsagbare Schmerzen zur Folge. Ich weiss das genau, wenn ich einer Kranken die Chloroform-Maske auflege, und doch sage ich jedesmal: „Haben Sie nur keine Angst, nach der Operation sind die Schmerzen vorbei.“

Man nennt das eine fromme Lüge, vom Mitleid diktirt. Wie nun, wenn man kein Mitleid empfindet? Da bleibt nur die Lüge zurück. — Ich werde ein Experiment machen, ich will das nächste Mal nicht lügen.

* * *

Digitized by Google

Heute ist eine junge Frau auf meine Station gebracht, die am Krebs leidet. Morgen sollen die von der Krankheit ergriffenen Organe auf operativem Wege entfernt werden.

Die junge Dame ist die Frau eines wohlhabenden Kaufmanns. Sie erhält ein besonderes Zimmer im Krankenhause und hat eine Gesellschafterin zu ihrer Bedienung bei sich. Sie ist hübsch, hat jedoch ein von den schweren Leiden der letzten Jahre verklärtes durchgeistigtes Antlitz. Die grossen grauen Augen sind von räthselhafter Tiefe und Innigkeit.

Kurz vor der Operation ging ich zu ihr, um ihr eine Morphiuminjection zu machen, damit sie ihre Angst ein wenig vergessen sollte. Bei sehr schweren Operationen geschieht das immer.

Sie sagte mir, dass sie eigentlich keine Angst empfände und nur Gott bitte, ihr das Leben zu lassen, damit sie nicht von ihrem Manne fort müsste.

Ich sah mir Herrn Hollmann daraufhin genauer an. Er ist ein grosser, blonder, breitschultrig-schöner Mann. „Ich bin die Gesundheit in Person," sagte er, als er meinen forschenden Blick bemerkte, „und muss doch seit Monaten mit Aerzten, Wärterinnen und lauter Krankheitssachen umgehen."

„Armer Mann — armer — armer süsser Mann," flüsterte sie.

Mit einem fast kindlich bittenden Blick sah er zu mir auf. Sein grosser männlicher Kopf ruhte dabei auf der zarten Brust der totkranken Frau.

„Nicht wahr, Schwester, nach der Operation wird mein armes Elschen keine Schmerzen mehr haben?"

Die Lüge — die fromme Lüge drängte sich wieder an mich heran. Was für eine Verpflichtung habe ich nun wohl, diese fremden Menschen zu belügen!

Ich zuckte gleichgültig die Achseln. „Man wird Ihrer Frau Gemahlin selbstverständlich alle Mittel geben, die irgendwie geeignet sind, ihr Erleichterung zu gewähren," sagte ich.

„Ach, liebe Schwester, ich kenne ja diese Mittel, Morphium, Cocain und wie sie alle heissen. Bis zum Uebermasse habe ich davon Gebrauch gemacht. Sie können mir nicht helfen, wenn es wirklich grosse Leiden sein sollten, die mich erwarten." Die Kranke schluchzte, als sie diese klagenden Worte sprach.

Sollte ich sie nun mit den hergebrachten, allgemein angewandten Lügen zu beruhigen suchen? Und diesem Manne, sollte ich ihm eine weichlich sentimentale Unwahrheit bieten, nur weil er vielleicht nicht die sittliche Kraft besitzt, die Wahrheit zu ertragen? Und weiss ich es denn? — ich kenne ihn ja gar nicht. Die Voraussetzung erschien mir plötzlich wie eine Beleidigung dieses Mannes.

„Bitte sorgen Sie dafür, dass die Kranke sich nicht aufregt, Herr Hollmann," sagte ich, anstatt auf den Gedankengang der Frau einzugehn. Darauf verliess ich das Zimmer.

Als ich hinausging, folgte mir Hollmann.

„Ich bitte Sie, Schwester, sagen Sie mir die volle Wahrheit, was wissen Sie von dem, was meine Frau durchmachen wird?"

„Wollen Sie wirklich die Wahrheit hören?"

„Ja," antwortete er fest. Jeder Zug seines Gesichts drückte Spannung aus, Seelenqual, Todesangst. —

Was für eine schwächliche Moral kann von mir fordern, diesen Mann zu täuschen, diesen starken, kerngesunden Mann, der da vor mir steht und um Wahrheit bittet?

Auf seine Nerven glaubte ich keine Rücksicht nehmen zu müssen.

So schilderte ich ihm denn kurz, kalt und sachlich den Verlauf dieser tief eingreifenden Frauenoperationen und erwähnte auch die fast immer darauf folgenden Leiden.

Der Erfolg meiner Worte war fast genau derselbe wie damals, als ich dem Grafen Bogen sagte, in welcher Weise Lilli Monta verwundet war.

Er prallte bei meiner Schilderung zurück, und sein Gesicht wurde ganz bleich vor Entsetzen. Ein nervöses Zittern durchlief diesen Körper, der selbst

Digitized by Google

den Schmerz nicht kannte, bei dem Gedanken an den Schmerz eines andern Wesens.

„Schwester — ich — ich kann's nicht hören," stammelte er.

„Sie haben mich doch um die Wahrheit gebeten."

„Ja, ja, ich danke Ihnen." Ein paar zitternde, fieberglühende Lippen berührten meine Hand. Auf dem schwarzen Aermel meines Kleides schimmerte eine klare Thräne.

Der grosse blonde Mann stürzte von mir weg, kniete an dem Bette der kranken, jungen Frau nieder und umklammerte das Holz der Bettstelle mit aller Kraft seiner Arme.

Ich sah, dass er mit den Zähnen fest in die Decken hineinbiss, — er wollte augenscheinlich seine Verzweiflung nicht zeigen.

Ich ging ihm leise nach. „Herr Hollmann, Sie dürfen die Kranke jetzt nicht aufregen.

Er antwortete nicht. Ihre zitternde durchsichtige Hand spielte leise beschwichtigend mit seinen harten blonden Haaren.

Unser erster Assistenzarzt kam zu uns herein und bat Herrn Hollmann sich zu entfernen.

Mit einem Ruck stand er auf.

„Sei tapfer Elschen."

Ein Kuss auf ihren blonden Scheitel — mit schweren, festen Schritten ging er hinaus.

Als ich ihn nach zwei Stunden wiedersah, war sein frisches Gesicht um Jahre gealtert. Er muss übermenschlich gelitten haben, solange er sein Lieb unter den Messern wusste. Und er wusste ja alles. Ich hatte nicht das Mitleid gehabt, ihn zu belügen, wie ich das sonst immer thue.

Als ich die leichte Gestalt der Frau auf den Operationstisch hob, schlang sie die Arme um meinen Hals und flüsterte mir ins Ohr: „Mir ist, als ginge ich zur Hinrichtung — mein Mann, mein armer Mann!"

In ihrem Jammer denkt sie an ihn, und er, der eigentlich doch überhaupt nicht leidet, er empfindet die Qualen eines Martyriums!

Das nennen die Menschen Liebe.

Ein Mädchen ahnt das nicht, wenn sie sich zur Ehe entschliesst, sie hat überhaupt keine Vorstellung von Liebe, Ehe-Pflichten — sie betritt wie ein Blinder eine Brücke ohne Geländer.

Als Schwester sieht man zuweilen die Liebe bei Anderen. Ich habe gewählt, folglich habe ich kein Recht über diese Fragen nachzudenken.

Die Operation bei Frau Hollmann war vergeblich, es war zu spät, ihre Leiden seitdem sind furchtbar. Unser alter Professor fleht sie förmlich an, sich durch Klagen und Jammern Erleichterung zu verschaffen. Diesen Aufforderungen gegenüber bringt sie sogar ein Lächeln zu Stande.

Sie klagt nicht, um ihrem Manne keinen Kummer zu machen, und er zwingt sich zu einer Art Heiterkeit, um ihr Leiden nicht zu erschweren. Sie schläft niemals. — Fromme Lügen — Liebe? nein, ich verstehe das nicht.

* * *

Zufällig haben Hollmanns mich gestern singen hören. Die Kranke hat gesagt, meine Stimme sei die einzige Medicin, die ihr noch wohl thun könne.

Nun quälen mich der Professor und die Oberin, täglich vor der Kranken zu singen. Der junge Mann bat mich heute um „das Opfer" eines weltlichen Liedes.

Um der Kranken eine letzte Freude zu machen, ist ein Klavier in ihr Zimmer gestellt, und ich kann da nun singen.

Heute bat sie mich um das Schubertsche Lied: Kennst du das Land, wo die Citronen blühn . . .

Ich erinnerte mich an das Lied, Hollmann besorgte mir die Noten dazu, ich übte ein wenig in meinem Zimmer und sang es ihr dann vor.

Digitized by Google

Als der Gesang zu Ende war, legte unser Professor mir die Hand auf die Schulter. „Ihr Lied ist der Engel, auf dessen Schwingen diese Seele dem Himmel zuschwebt."

Ich begriff diesen bilderreichen Ausdruck nicht gleich.

Das passt so wenig zu unserem trockenen „Alten".

Das Schluchzen, das Hollmanns mächtigen Körper durchbebte, zeigte mir erst, was der Professor gemeint hatte. Frau Else war während meines Gesanges gestorben.

Ruhe — hier sehe ich sie wirklich, die heilige Ruhe der Ewigkeit. — Unerreichbar für alles was lebt.

Ich erinnere mich an das letzte Wort meiner alten Probemeisterin.

„Ruhe ist nicht im Leben, aber Liebe kann darin sein."

Frau Hollmanns Leichenrede hatte den Text „Die Liebe höret nimmer auf." — Und ich? — Nun, ich kenne die Liebe wenigstens aus der Ferne. —

* * *

Bei einer alleinstehenden alten Dame ist eingebrochen. Als die Diebe glauben mochten, ihren Raub in Sicherheit bringen zu können, wachte die alte Dame auf. Die Folge davon war ein Ueberfallen ihrer Person. Augenscheinlich in der Absicht sie nicht zu töten, hat der Verbrecher mit einem Holzhammer oder sonst einem stumpfen Werkzeug ihr auf den Kopf geschlagen. Bei dem Bemühen ihr einen Knebel in den Mund zu schieben, sind die Knochen des Unterkiefers zerbrochen.

Man muss furchtbar roh mit der hülflosen Alten umgegangen sein, denn ihre Dienerin fand sie am nächsten Morgen mit zur Bewegungslosigkeit zusammengeschnürten Gliedern, blau im Gesicht in Folge des erstickenden Knebels, aber doch noch lebend. Als sie hier eingeliefert wurde, musste das spärliche graue Haar abgeschnitten werden, damit man die Verletzungen des Kopfes besser erkennen konnte.

Mit den kümmerlichen Haarresten auf dem formlos verbeulten Kopfe, mit dem zerkratzten und zerschlagenen Gesichte, hülflos durch einen Arm- und mehrere Rippenbrüche, gewährt sie einen sehr abstossenden Anblick.

Aber das stört weder mich, noch sonst Jemanden im Hause. An das Hässliche sind wir hier ja Alle gewöhnt; das was an dieser Kranken die Anderen nur belästigt, mich aber fast zur Verzweiflung treibt, ist das Tag und Nacht von ihren Lippen kommende Wimmern und Schreien.

Augenscheinlich hat der Verstand der Unglücklichen in jenen entsetzlichen Augenblicken, als sie unter den Händen der Mörder war, gelitten. Sie scheint fortwährend die Rückkehr der damals Entflohenen zu erwarten und fleht zitternd vor Angst und Entsetzen fortwährend, sie doch nur nicht zu töten.

Durch dieses Tag und Nacht währende Schreien und Sprechen ist ihre Stimme vollständig heiser geworden. Die leise quiekenden, unreinen Töne aber, die sie nun ausstösst, sind geradezu eine Folter für musikalische Nerven.

Doctor Klaus, der Arzt der Frauenstation, thut wenig dazu. „Sie wird sich schon beruhigen", meint er.

Gewiss, ich glaube das auch, aber bis dahin ist es für mich unerträglich. Diese Pflege erfordert die schwerste Ueberwindung, die mein Beruf mir bis jetzt auferlegt hat. Es muss Tag und Nacht Jemand um die Kranke, in ihrer nächsten Nähe sein.

Nun steht die Dame allein und ist reich. Sie wird also voraussichtlich ein armes junges Mädchen miethen, das immer bei ihr sein, ihre Angstausbrüche, ihre Klagen hören, ihre entsetzlichen Erscheinungen sehen muss und das, wenn es nicht sehr gute Nerven hat, davon schliesslich ebenfalls nervös werden wird.

Hat nun ein so altes halberloschenes Leben das Recht, ein junges daseinsberechtigtes Menschenkind mit in seinen Jammer hineinzuzerren?

Schliesslich wird eine Gesellschafterin aber diese Stelle freiwillig übernehmen und kann sie auch wieder aufgeben.

Digitized by Google

Der Einbrecher aber, wenn man ihn findet, wird jedenfalls nicht so schwer bestraft werden, als wenn er ein Beil genommen hätte, um der unnützen Alten mit einem kurzen festen Schlage den Schädel zu zertrümmern. —

Ich muss jetzt zu ihr. Schon auf dem Corridor horche ich unwillkürlich und wenn ich dann kurz vor der Thür die heiseren Angsttöne wirklich vernehme, geht mirs wie ein Messer durch alle Nerven.

* * *

Heut hat mir die Macht der Musik zum ersten Mal ihre Wirkung versagt. Ich versuchte es, das durch Mörderhände gegangene armselige, verängstigte, alte Weib in Schlummer zu singen: „Jesus meine Zuversicht — —“ ein Lied mit ansprechender, leicht fasslicher Melodie — — — umsonst — sie wimmerte, während ich sang — thierische, hässliche Töne — Angstgeheul.

Ich versuchte es noch einmal. Vielleicht war sie für etwas Weltliches, ganz Leichtes eher zugänglich: „Sah ein Knab ein Röslein steh'n — — —“

Umsonst — sie flehte mich an, zu schweigen, damit sie horchen könne, ob niemand einbricht. Welche Qual dieses Dasein! — — —

Ein Beilhieb wäre Wohlthat gewesen.

Wie verächtlich erscheint mir dieser feige erbärmliche Dieb. Vor einem energischen Mörder, der sein Opfer wenigstens totschlägt, kann ich Achtung empfinden, seit ich dies Weib sehe und winseln höre.

Man sollte solch einen muthigen Mann nicht zum Tode verurtheilen, wenn man eine feige Bestie, die nur schlägt, um zu betäuben, am Leben lässt. — Pfui — — es giebt doch kein Thier, das so tief sinken kann wie der Mensch.

* * *

Die Oberin findet, dass ich für eine Diakonissin nicht fromm genug bin. Ich sah sie fragend an.

„Hab ich irgend etwas versäumt?“

„Nein, Schwester Minna. Wenn die guten Werke uns selig machten, so wären Sie vielleicht die Erste unter uns. Aber ich habe zuweilen den Eindruck, als thäten Sie nichts so recht aus vollem Herzen heraus. Wer den reichen Schatz des Glaubens besitzt, kann auch geben, geben mit vollen Händen. Sie geben aber nicht. Niemals weisen Sie kranke oder traurige Menschen hin auf das ewige Heil.“

„Sie wissen, Schwester Oberin, dass es mir nicht gegeben ist, viel Worte zu machen, ich bin schweigsamer Natur.“

„Ich wollte Sie nicht kränken, Schwester Minna.“

* * *

Nicht fromm genug — ich denke nun doch darüber nach. Irgend ein Unterschied besteht zwischen mir und den anderen Schwestern, ein Unterschied des Wesens, der sich sogar dem äusserlichen Beobachter bemerkbar macht, wie mir die Aeusserung der Schwester Oberin beweist. Ich thue, was ich kann, um den Anforderungen des Berufes zu genügen, und doch fehlt mir irgend etwas zu dem Wesen einer Diakonissin. Als ich vor fast zwei Jahren Schwester Klara in den Unterricht der Schwachsinnigen einführte, hat sie zu mir gesagt: „Sie haben nicht genug Liebe, Schwester Minna.“

Jetzt sagt man mir, dass ich nicht genug Glauben besitze. Meine äussere Thätigkeit erkennt man gern an, hier wie dort, aber man verlangt, dass auch mein Herz daran theil haben soll. Es soll geben, mein Herz, Glauben, Liebe, Trost — einerlei, wie man es nennen will, aber geben — mein Herz soll geben — —

Um geben zu können, muss man besitzen. Was aber besitze ich denn? Niemand hat mir die Güter und Schätze des Herzens gereicht, so dass ich von ihnen mittheilen könnte.

Digitized by Google

Arbeit, äussere Ehrenstellung hat mir die Kirche gewährt, den inneren Frieden und die heilige Ruhe, die sie verheisst, erwarte ich bis jetzt vergeblich.

Ein festes Dogma, an das meine schwankende Seele sich halten könnte, ist gegeben. Darauf soll ich Andere hinweisen. Wer im Stande ist, Halt und Erbauung aus diesem Dogma zu schöpfen, wer daran glauben kann — —

Herr Gott, das ist's ja eben, wenn ich glaubte, wenn dieses einfache: Es steht geschrieben — mir ein Beweis wäre, dass es eine über allen Zweifel emporgerückte Wahrheit giebt — — —

Wenn die anderen Schwestern irgend einer Aeusserung der Patienten begegnen, die sie für Unrecht halten, so suchen sie einen Spruch auf und weisen darauf hin: „Es steht geschrieben" —

Das hat Beweiskraft.

Ja, es steht manches geschrieben, aber wenn es nun doch nicht wahr ist? Ein solcher Zweifel ist bei einer Schwester unerhört.

Wenn man glauben kann, dann kann man vielleicht auch lieben, kann bekehren und dann hat man Ruhe. Und Ruhe ist Glück.

Ich will mich anklammern an den Glauben, will nicht mehr rechts und links sehen. — Dazu bin ich Diakonissin — ich muss an meine Einsegnung denken, muss das Schwesternkleid ansehn, das ich trage. Da draussen giebt es für mich nichts, keine Welt, keine Freiheit, kein Denken, nichts — glauben — glauben, nur das eine, nur glauben.

* * *

Mit grossem Eifer habe ich heute früh in Schwester Luisens Spruch-Becher gegriffen, noch ehe sie selbst dazu kam. Der Spruch, den ich ziehe, soll mir ein Motto für diesen Tag sein, mir wie allen Schwestern. So nahm ich mir's vor.

1. Petri 4, 6: Denn dazu ist auch den Toten das Evangelium verkündigt, auf dass sie gerichtet werden nach dem Menschen am Fleisch, aber im Geist Gottes leben. Es ist aber nahe kommen das Ende aller Dinge."

Was soll ich damit anfangen? —

Streng genommen weist diese Predigt auf die guten Werke hin, nach denen wir gerichtet werden im Fleisch. Von Liebe kein Wort.

Ob ich einen andern Zettel aufrolle?

Nein, wenn man glaubt, giebt es keinen Zufall. Ich habe anzunehmen, dass dieser Vers nur für diesen Tag bestimmt ist, weiter nichts.

Schwester Henriette hat mir diese Theorie vorgetragen. Sie glaubt ernstlich daran. Schwester Henriette ist eine unserer jüngsten, aber zugleich eine der eifrigsten Schwestern.

Sie hat mich zuweilen in meinen Aufzeichnungen blättern sehen und, erröthend wie ein Kind hat sie mir heute gestanden, dass sie auch so etwas wie ein Tagebuch schreibt.

Ich wusste nicht recht, was ich zu dem Geständniss sagen sollte. So bemerkte ich nur eben, so etwas könnte eine Freundin ersetzen.

Mit verschöntem, glückstrahlenden Antlitz brachte mir die junge Schwester darauf ein schön gebundenes Buch. Auf dem Deckel stand „Poesie."

„Aber Schwester, was man für sich selbst schreibt, das ist doch nicht für fremde Augen." Ich wehrte ihr Tagebuch ganz energisch ab. Herrgott, wenn ich denken sollte, es könnte eine der Schwestern jemals meine Aufzeichnungen lesen!

Schwester Henriette aber schien meine Ablehnung zu beleidigen. So nahm ich zögernd das Buch. Mir ist zu Muthe, als beginge ich einen Einbruch in eine fremde Seele, ich mag es nicht öffnen.

* * *

Ich habe Schwester Henriettens „Stille Gedanken einer frommen Schwester" gelesen. Nein — das war allerdings kein Einbruch in eine fremde Seele.

Digitized by Google

Worte — Worte. — Ich begreife nicht, was für ein Bedürfniss es sein kann, solche Sachen niederzuschreiben. Da es aber einen Blick in eine Diakonissenseele bedeutet, so will ich zum Andenken daran einiges abschreiben. Ich thue vielleicht nie im Leben wieder einen Blick in eine . . . Schwesterseele. . . .

„Am 5. Juni."

Matth. 18, 3: „Es sei denn, dass ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen."

Heute ist der Geburtstag meiner Mutter. O Mutter! Du siehst nun wohl herab auf mich. Dein Geist hat meine suchenden Hände geleitet, dass ich heute an deinem Geburtstage in der Bibel gerade diesen Spruch aufschlagen musste! Du bist im Himmelreich Mutter! Ich möchte auch im Himmelreich sein. Aber ich muss mich umkehren und werden wie ein Kind.

Ja — das ist wahr. Als ich ein Kind war, da hast du mich beten gelehrt, da war ich fromm und rein und ohne Schuld.

Mutter, liebe Mutter, bete für dein Kind, das sich nach dir und dem Himmelreich sehnt!"

* * *

Bei solchen Gesinnungen hält es nun Schwester Henriette noch für nöthig, umzukehren und zu werden wie ein Kind! Und in diesem Tone geht's weiter, immer weiter durch den ganzen Band. Ich habe nichts von Allem verstanden.

* * *

Ich lese weiter und weiter. Eine wahre Sucht nach Kritik überfällt mich, wenn ich das braune Buch ansehe mit der läppischen Aufschrift „Poesie". Eigentlich hat diese Aufschrift sogar eine gewisse Berechtigung, denn es sind Verse genug in diesen Blättern enthalten. Sollte es eine Art Autoreneitelkeit sein, die Schwester Henriette veranlasst, diese Blätter in fremde Hände zu legen? Es finden sich da zuckersüsse Reime, wie: tragen - entsagen — von Herzen mit Schmerzen — ich weine — alleine — Gebete — erflehte u. s. w.

Woher nehme ich das Recht, mich darüber zu erzürnen? Wenn etwas fest steht, so ist es doch jedenfalls die Thatsache, dass ich für meine Person keine besseren Verse machen kann, wie Schwester Henriette.

Oder sollte es vielleicht ein Verdienst sein, überhaupt keine Verse zu machen? —

* * *

Ich habe Schwester Henriette ihr Tagebuch zurückgegeben. Es regt mich auf. Diese Zuversicht, dass Gott und alle möglichen abgeschiedenen Geister fortwährend um uns her sind! Diese naive Annahme, dass man bei jeder Kleinigkeit direkt Gott fragen oder bitten könne! — Dieser Glaube, dass eine unsichtbare Macht unsere Hand leitet, die in der Bibel blättert, um einen Spruch zu suchen!

Und dieser Glaube macht glücklich! Ich sehe, dass er fast alle meine Gefährtinnen erfüllt, und Alle sind zufrieden und froh.

Ist es nicht vermessen, sein kleines Ich so in den Mittelpunkt der ewigen Geheimnisse zu setzen?

„Es fällt kein Haar von Eurem Haupte, ohne den Willen Eures Vaters im Himmel."

Darum bekümmert er sich also, und Seelen — unsterbliche Seelen gehen unter in Wahnsinn und Nacht!

Wenn ich glauben könnte, wie Schwester Henriette, ob ich dann die Ruhe fände, nach der ich mich sehne?

Ich möchte mit ihr darüber sprechen, ich will sie um Rath fragen, wie ich es anfangen soll, um zu werden wie sie und wie die andern Schwestern.

* * *

Digitized by Google

Nein, — ich kann mich Schwester Henriette nicht anvertrauen. Es ist mir überhaupt unmöglich, einem anderen Menschen einen Einblick in meine Seele zu gewähren. Ich weiss, dass unser Pastor mir das übelnimmt. Er hält das für geistigen Hochmuth. O — wenn er ahnte, wie weit ich innerlich von allem Hochmuth entfernt bin —, wie ich ringe und leide! — Ja, das fühle ich nun doch mit der Zeit. Ich leide unter dieser hoffnungslosen Sehnsucht nach Ruhe, Glück, Glauben — ich weiss jetzt selbst nicht mehr recht, was mir eigentlich fehlt — alles — wahrscheinlich alles!

* * *

Heute hat mich unsere Oberin gefragt, ob ich mich wohl stark genug fühlen würde, um den Dienst in einer Irrenanstalt zu übernehmen.

Ich habe ihr keine entscheidende Antwort geben können. — Ueber den Wahnsinn habe ich noch niemals nachgedacht. Ist es möglich, dass der Leib gesund bleibt und die Seele krank wird?

Ja, ich kann mir das denken. Die Seele sucht irgend etwas, findet es nicht, sucht — sucht, stösst an, reibt sich wund — —

Zuletzt wird sie krank.

Aber man kann doch die Seele nicht pflegen. Was soll ich in einer Irrenanstalt? Verbände zu machen hab' ich gelernt. Die Antiseptik hat keine Geheimnisse für mich, — aber die Seele — die Seele —

* * *

Ich habe die Aufforderung in die Irrenpflege einzutreten, abgelehnt. Ich bin froh, dass ich die Handgriffe der chirurgischen Hülfeleistung in den letzten zwei Jahren gelernt habe. Es könnte vielleicht einen gewissen Reiz haben, den Irrsinn zu studiren, aber für mich liegt eine tiefe Gefahr darin. Vielleicht ist's besser, ich verzichte auf diese Erkenntniss.

IV.

Man hat mich aus den Frauensälen nach der Männerabtheilung des Krankenhauses geschickt.

„Sie sind nun nicht mehr ganz jung, liebe Schwester" — so begann die Oberin ihre Rede an mich — „im Herrn sind Sie bewährt seit fünf Jahren, ausser Ihnen stehn mir nur ganz junge Anfängerinnen zur Verfügung" — — na, kurz und gut, mein Posten auf der Frauenstation ist einer Jüngeren übertragen worden und ich — in meiner Eigenschaft als alte Jungfer, habe nun Männer zu pflegen.

Mein Zusammenwohnen mit Schwester Luise hat durch den Eintritt in meine neue Thätigkeit sein Ende gefunden. Schwester Elisabeth, die uns, eben neu eingesegnet, vom Mutterhause zugeschickt wurde, nimmt meine Stelle auf der zweiten Frauenstation ein und wird künftighin Schwester Luisens Gehülfin.

Ich selbst werde von nun an im Erdgeschoss wohnen, zunächst zusammen mit Schwester Dora, die etwa in meinem Alter ist.

Die Oberin hat sich schon wiederholt an unser Mutterhaus gewendet, um wenigstens für die Männerstation einige ältere Pflegeschwestern zu erhalten, aber man vertröstet sie von einem Quartal auf das andere.

Die Gemeinde-Diakonie kann nur von älteren erfahrenen Schwestern ausgeübt werden. Ein Mädchen in der ersten Hälfte der Zwanzig kann den exponirten Posten einer allein lebenden Armenpflegerin nicht ausfüllen. So entzieht dieser Beruf der Krankenpflege in Spitälern einen grossen Theil der besten erprobtesten Arbeitskräfte.

Digitized by Google

Das ist aber nicht zu ändern, und bei dem geringen Zudrange von Frauen zu dem Beruf der Diakonissin überhaupt müssen die grössten Anstalten froh sein, wenn ihnen nur eine genügende Anzahl ganz junger Schwestern zur Verfügung steht, um alle Stationen besetzen zu können.

Schwester Henriette hat im Kindersaal überhaupt keine Diakonissin zur Hülfe, sondern muss sich mit einer Johanniterin begnügen.

Es thut mir leid, mich von Schwester Luise trennen zu müssen, sie störte mich nie. In der vorigen Anstalt, wo ich früher arbeitete, hatte ich eine Zimmergefährtin, deren Schwatzhaftigkeit mir oft im höchsten Grade lästig war. Noch jetzt ist die Erinnerung an diese Schwester Selma mir unangenehm.

So oft sie mich hatte singen hören, brach sie in laute Bewunderung aus. „Ach Schwester Minna, wenn ich wäre wie Sie, ich ginge zur Bühne, ich würde eine grosse Sängerin und würde mich berauschen in der Anerkennung meiner Kunst durch die Menschen. —“

Unerträglich oft hat sie mir das wiederholt. Um sie los zu werden, sagte ich einmal zu ihr: „Was hülfe es mir, wenn ich alle Herrlichkeiten dieser Welt besässe und nähme doch Schaden an meiner Seele?“

Da liess sie von mir ab. „Ach Schwester Minna, Sie sind eine Heilige,“ seufzte sie.

Das hatte ich nicht beabsichtigt — aber schliesslich nahm sie sich doch mir gegenüber von da ab zusammen. Sie wurde zurückhaltender, und wenn sie mir von allen möglichen Dingen vorschwatzte, die mir ganz gleichgültig waren, so gab sie sich Mühe, dabei stets den Ton einer gewissen conventionellen Frömmigkeit festzuhalten.

Wo sich aber diese äusserliche Frömmigkeit zur Tendenz erhebt, da legt sich ein Hauch eisiger Kälte über jedes Seelenleben.

Wie ein Reif, der alles bis ins innerste Mark erstarren lässt, und doch eine gewisse kalte Verklärung gewährt, so wirkt dieser confessionelle Protestantismus in seiner äusseren Bethätigung.

Es fehlt jede Wärme, jede Leidenschaft. Mag der Glaube an Heilige, an wunderthätige Reliquien u. dergl. dem Verstande unfassbar sein, er befriedigt aber doch wenigstens das arme, sehnende, sündige Menschenherz.

Die logische Correktheit unserer Konfession aber schneidet wie Frost in die Wunden der Seele. —

* * *

Ich bin nun vierundzwanzig Jahre alt. Ebenso gut könnte ich fünfzig oder mehr Jahre zählen. Für meine Lebensweise ist das ganz einerlei. Gleichförmig — gleichförmig reiht sich ein Tag an den andern. Morgenandacht, Tagesarbeit, Abendgebet, Nachtwache oder tiefer traumloser Schlaf körperlicher Ermüdung. Um mich her Krankheit, Tod und — — — Religion.

Für mich ist der Glaube Gefühlssache, meine Umgebung aber bringt es fertig, diese Gefühle in Schablonen zu pressen. Das nennt man Dogmen. Wenn man eins von diesen Dogmen nicht glaubt, so ist das, als zöge man einen Grundpfeiler unter einem Gebäude heraus. Der ganze Bau stürzt zusammen. Darauf verlässt man sich nun für Zeit und Ewigkeit. —

* * *

Eigentlich sieht man als fromme Schwester die Welt durch ein bemaltes Kirchenfenster, auf dem die heilige Geschichte abgebildet ist. — Diese Scheidewand, die uns von Welt und Leben trennt, ist nur dünn, gewissermassen illusorisch — aber sie ist luftdicht. Die frische scharfe Luft des forschenden Denkens wird durch die Glasscheibe fern gehalten. Auch das Licht der Wahrheit wird mild und kirchlich abgetönt durch die heilige Malerei, die den Sonnenstrahl auf seinem Wege zu unseren Herzen aufhält und verändert.

Wie der Himmel aussehen mag, und die Freiheit des persönlichen Sichauslebens?

Digitized by Google

Die Seele, die nach oben strebt, stösst überall an einen mit Heiligenbildern und künstlichen Sternen geschmückten Plafond. In dem tiefen stillen Frieden der Kirche kann sie nicht fliegen, gekalkte Säulen versperren den Weg. —

Armenpflege, Volkserziehung, Krüppelpflege, Mission, Gottesdienst, Hausordnung — — genug, übergenug, um einem Menschenleben Inhalt zu geben.

Ein Leben ist ja auch, Gott sei Dank, nicht so sehr lang. — Ob der Tod, der heilige wahre Engel des Herrn wohl die bunte Fensterscheibe durchbrechen wird und auch der Schwester zeigen, wie die Welt in Wahrheit aussieht? —

Ist das Leiden, an dem ich vielleicht kranke, Sehnsucht nach Erkenntniss? Ob es einen Menschen geben mag, der mir etwas neues sagen könnte, etwas, das meinem Geiste fremd ist — eine Religion oder auch eine Philosophie, die mir neue Bahnen erschliesst, die meine Seele sucht und ahnt, aber nicht kennt? —

Ich bin es müde, zu den gewöhnlichen Sternen emporzublicken, die an dem gewöhnlichen Himmel stehn. Alle Menschen sehen diese Sterne, und jeder kann sich dabei denken, was er will. — Ist denn niemand da, der einen neuen Himmel entdeckt und diesen neuen Himmel mit neuen Welten bevölkert? Am Firmament der Wahrheit ist es dunkel geworden im Laufe der Jahrhunderte. Ein neuer Erlöser müsste kommen und neue Sonnen entdecken.

* * *

Mein ehemaliger Stationschef, der Frauenarzt Doktor Klaus, hat mich heute in meinen neuen Arbeitsräumen besucht.

Das war wohl eigentlich eine Artigkeit von ihm. Man erweist aber frommen Schwestern keine Aufmerksamkeiten. Mögen wir, wo immer herstammen, wir sind keine Damen mehr im gesellschaftlichen Sinne des Wortes. Wären wir das noch, so würden gewisse Situationen für uns den Aerzten gegenüber unmöglich, unhaltbar werden.

Als der junge Mann merkte, dass ich von ihm etwas wie eine Motivirung seines Kommens erwartete, fing er an, mir zuzureden ich möchte doch im nächsten Sommer einen Erholungsurlaub annehmen.

Seit fünf Jahren bin ich im Dienst. Erst war ich drei Jahre lang bei den Schwachsinnigen und dann zwei Jahre hier an der Frauenstation. Doktor Klaus, mit dem ich viel gearbeitet habe, ist mir stets sehr taktvoll und liebenswürdig begegnet. Ich unterhalte mich sogar gern mit ihm. In seinem Berufe halte ich ihn für sehr tüchtig, aber ich glaube, er ist im Uebrigen ein prosaischer Mensch, dem die ewigen Fragen des geistigen Lebens ganz gleichgültig sind. Auch sein Interesse für Musik scheint nur oberflächlich zu sein.

Auf seinen freundlichen Vorschlag, mich für den Sommer ein paar Wochen frei zu machen, habe ich ihm geantwortet, dass ich nicht recht weiss, wozu das sein sollte, da ich doch vollständig gesund bin.

Er setzte mir darauf auseinander, wie es jedem Menschen nothwendig sei, zuweilen aus dem gewöhnlichen Gange des Alltaglebens herauszukommen, und dass es sich stets räche, wenn man das nicht thäte. Auf mein fragendes Lächeln antwortete er direkt: „Sie werden nervös, Schwester Minna, Sie müssen mal ausspannen, sonst werden Sie ganz entschieden nervös.“ —

Vielleicht bin ich nervös, vielleicht lässt sich alles das, was mich quält und bedrückt, durch Ruhe und ozonhaltige Luft beseitigen. Ich weiss wirklich nicht, was ich zunächst thun werde. Beinah enthält der Gedanke an ein Ausruhen eine Versuchung für mich. Ich möchte so gern etwas mehr Zeit für meine musikalischen Liebhabereien gewinnen, ich vergesse die Begleitungen zu meinen Liedern.

Schliesslich bin ich den guten Doktor damit los geworden, dass ich sagte, ich wollte mich nur erst einarbeiten auf meiner neuen Station, dann würde ich ja sehen, was ich thun soll.

Digitized by Google

Schon auf der Frauenstation kam ich selten genug ans Klavier; seit ich Männer pflege, ist meine Zeit fast noch knapper geworden. Abgesehen davon bin ich lieber auf der Männerstation. Es ist ruhiger da, man hört weniger Klagen, trotzdem ich finde, dass die Männer empfindlicher sind und weniger passiven Leidensmuth besitzen wie die Frauen. Aber trotzdem sie nicht so viel aushalten können, machen sie weniger Worte über ihre Leiden, das zieht mich an.

Was für ein gutmüthiger Mensch muss aber dieser Frauenarzt sein, dass er überhaupt daran denkt, ein Wesen wie ich, in dem Andere doch einzig die stille Arbeitsmaschine sehen, könnte das Bedürfniss nach Erholung empfinden.

So lange ich lebe, hat sich niemals ein Mensch mit mir beschäftigt; es ist nun doch ein eigenes Gefühl für mich zu wissen, dass jemand in freundlicher Fürsorge meiner gedenkt, wenn auch der Betreffende selbst mir höchst uninteressant ist. —

* * *

Auf meiner neuen Station befindet sich ein Pastor, der an Kehlkopfschwindsucht leidet. Er kann nicht mehr predigen und geht seinem Ende hier bei uns mit Fassung entgegen.

In seinem Zimmer steht ein Kruzifix, und wenn man zu ihm hereinkommt, steht er da und sieht die Schnitzerei an.

Der Heiland, zu dem wir beten, sieht mich in diesem Bilde an. Nägel sind durch die knorpelige, nervendurchzogene Mitte der Hand geschlagen. Die Last des Körpers zieht an diesen Wunden. Durch die sehnigen, mageren Füsse bohrt sich ein dolchartiger Nagel. Etwas wie herabtropfendes Blut ist in der Coloratur des Holzes angedeutet.

Das Antlitz des Erlösers ist nach oben gerichtet — verzerrt von Schmerzen. Aber dieser Schmerz ist hier nur körperlich aufgefasst. Der Mund ist halbgeöffnet wie zu einem Schrei der Verzweiflung. Je mehr ich das Kruzifix ansehe, um so mehr verstehe ich diesen Schmerz des Gefolterten.

Wozu werden solche Bilder gemacht? — Ob ein totkranker Mensch, wie dieser Geistliche darin Trost und Erbauung finden mag?

Er hatte vorhin einen Erstickungsanfall. Das überfällt ihn sehr oft, und schliesslich wird er in einem solchen Anfall zu Grunde gehen.

Ich konnte ihm sehr wenig Erleichterung gewähren. Trotzdem dankte er mir innig, als er müde und erschöpft, schwach athmend wieder ohne Todesangst dalag.

Dann verlangte er nach seinem Kruzifix. Ich reichte es ihm hin. Nachdem er lange schweigend darauf nieder gesehn hatte, fragte er mich, ob es mir lieb sein würde, dieses Kunstwerk nach seinem Tode zu besitzen.

Er meinte, seine Verwandten wären nicht gebildet genug, um den Kunstwerth der Schnitzarbeit würdigen zu können.

„Trauen Sie denn einer Diakonissin künstlerisches Verständniss zu, Herr Pastor," fragte ich erstaunt.

„Nicht jeder Diakonissin, aber Ihnen, Schwester Minna. Aus Ihrem Gesange spricht eine reine, keusche Auffassung der abstraktesten aller Künste, der Musik. Ich weiss, dass Sie eine Künstlerseele besitzen. In Tönen hat diese Künstlerseele sich mir offenbart — auch der Bilderschnitzer, der dies hier gemacht hat, muss ein Künstler sein."

„Finden Sie nicht, dass er den körperlichen Schmerz etwas zu sehr betont hat? ich meine, ist Ihnen die Auffassung der Christusgestalt nicht zu irdisch, zu menschlich?" fragte ich.

Der Kranke sah mich prüfend an. Es klang etwas wie Enttäuschung aus dem Ton seiner Antwort. „Für eine grobe Auffassung ist das hier allerdings zu realistisch. Mir aber wird der Erlöser grade durch dieses körperliche Leiden menschlich näher gerückt. Er hat für uns gelitten und wir . . . wir

Digitized by Google

müssen es als Gnade ansehn, sein Kreuz tragen zu dürfen und zu leiden wie er.

In den schwersten Augenblicken meiner Krankheit sage ich mir, dass all mein Elend nichts ist, mit diesem Schmerz hier verglichen."

„Wirkt der Anblick dieses Schmerzes nicht abstossend auf Sie?"

„Nein Schwester, gewiss nicht, er wirkt erhebend, ich sehe eben darin nur ein Symbol. — Es ist der ganze Jammer des Daseins, der doch nun einmal überwunden werden muss, konzentrirt in ein einziges Gefühl."

Ich verstand diese Bemerkung. Der Jammer des Daseins tritt mir täglich so greifbar nahe, dass ich diesen Gedanken verstehen musste.

Tief, tief in meinem Herzen aber lebt die Sehnsucht nach etwas ganz Anderem. Wesshalb muss denn das Leben von dieser entsetzlich trostlosen Seite aufgefasst werden? Sollte es denn wirklich auf Erden nichts geben, was Glück, Lust, Wonne verschafft? — Der Kunst und der Liebe zu leben, müsste das nicht schon Seligkeit sein hienieden?

Ich denke an Lilli Monta — — und während ich das denke, spricht der Kranke leise und eintönig weiter, um mir den Begriff der Sühne zu erklären. Er spricht von der Ueberwindung der körperlichen Neigungen und der seelischen Lüste durch das göttliche Vorbild des Gekreuzigten. Alles was er sagt ist richtig und gut, aber schliesslich steht das alles doch in jedem besseren theologischen Werke. Er hat keine neuen Gedanken. —

Lilli Monta, das Kind der Liebe und der irdischen Lust steigt auf in meinen Gedanken. Ich sehe ihr grässliches Ende. War das vielleicht eine Sühne, weil sie den Jammer des Erdenlebens vergass?

Wie im Traume spreche ich den Gedanken aus. „Ach Herr Pastor, ich fürchte, dass ich mich zu wenig mit religiösen Gedanken beschäftige und zu wenig mit dem Jammer des Daseins. Das Leben und das Glück interessirt mich zu sehr, die Sehnsucht nach der Kunst beherrscht meine Gefühle. Ich komme nicht zur Ruhe."

„Es giebt kein wahres Glück auf der Erde. Aber wenn Sie sich nach der Ruhe in Gott sehnen — die finden Sie, sobald Sie fühlen, dass das irdische Leben Sie loslässt."

„Also im Tode?"

„Schon in der Vorbereitung darauf. Sie können die Ruhe in Gott jeden Tag finden, wenn Sie das ganze Leben als eine Vorbereitung auf die Ewigkeit ansehen." —

* * *

Wie bin ich eigentlich dazu gekommen, ein so intimes Gespräch mit diesem Fremden zu führen? Ich thue das doch sonst nie, keinen Menschen lasse ich in meine Seele blicken. Ich habe kein Verständniss für den Begriff der Freundschaft und auch kein Bedürfniss danach.

Trotzdem spreche ich offen mit diesem sterbenden Manne.

Vielleicht ist es die Nähe der Ewigkeit, die mich zu ihm hinzieht. Ich liebe den Tod, der diesen Mann schon in seinem Banne hält. Er selbst liebt den Tod auch, und wenn ich bei ihm bin ist's, als wären drei gute Freunde zusammen. Der kranke Mann, ich das lebensstarke gesunde Mädchen und Er — der stille, heilige, unsichtbare Engel des Herrn. —

* * *

Der Pastor will wissen, warum ich nicht Künstlerin geworden bin. Ich habe natürlich vor dieser Frage gestanden, aber an meinem scheuen ungelenken Wesen musste diese Versuchung vorübergehn. Ich kann wohl singen, um irgend jemand gefällig zu sein, aber im allgemeinen singe ich doch nur, um innere Kämpfe zu überwinden, um irgend einer Stimmung meines Gemüthes künstlerisch nachzukommen. Ich kann mir nicht denken, dass ich zu jeder beliebigen Zeit singen sollte, um damit Geld zu verdienen.

Digitized by Google

Andrerseits gehöre ich zu denjenigen Waisen, die darauf angewiesen sind, sich ihren Unterhalt zu erwerben.

So war dieser Gedanke, als Sängerin zu leben, für mich eigentlich von vornherein ausgeschlossen. Mein Vormund sprach mir dann von der Diakonie. Ich hatte keine grosse Begeisterung für den Beruf, aber auch nichts dagegen.

Es hat für ein alleinstehendes Mädchen etwas Anziehendes, zu denken, dass man irgendwo willkommen ist, in keinem Falle nur aus Mitleid etwa halb geduldet. Ein heimathloses Mädchen in einer Familienstellung kann durch eine Kündigung jeden Augenblick wieder vollständig heimathlos werden. Eine Diakonissin braucht sich nirgends aufzudrängen und gehört als Tochter dem Mutterhause lebenslänglich an.

Frieden — Arbeit — Heimath — Ruhe. —

Warum soll man schliesslich nicht lieber Schwester werden, als irgend etwas anderes?

* * *

Vorhin hab ich geglaubt mein armer Pastor würde in seinem Erstickungsanfall sterben. In seiner Noth und Angst deutete er auf ein Notenblatt, das neben ihm lag. Ich verstand ihn.

„Soll ich singen?“

Er nickte.

Ich sang ängstlich, mir war's, als stünde der Tod neben mir. Aber mein Lied sollte dem armen Dulder nicht zum Scheidegruss werden.

Mit leisem Seufzer brach der asthmatische Anfall ab. Die schwache Lunge dehnte sich — athmete — körperliches Behagen und innere Freudigkeit malte sich auf dem müden, bleichen Gesicht des Kranken.

Ich trat zu ihm, um ihm die Kissen zu glätten und ihm eine bequeme Lage zu geben. Mit zitternden Händen suchte er nach meiner Hand und zog sie an seine heissen trockenen Lippen.

„Schwester — warum hab ich Sie nicht früher kennen gelernt! Ich brauchte dann nicht einsam unter Fremden zu sterben. — Vielleicht ein Heim — ein geliebtes Weib“ — — —

Ich war unangenehm berührt. Selbst in diesem sterbenden Körper regte sich noch der Mann. Er sah in mir nicht die fromme Schwester, sondern das Weib.

Nun ist das schon der zweite Pastor, der mir von Liebe spricht. — Wenn diese Männer wüssten, wie wenig meine Gesinnungen dem Wesen einer Pfarrfrau entsprechen. —

* * *

Ein paar Tage habe ich es vermieden, den Pastor allein zu bedienen. Heute früh sagte mir der Arzt, dass er im Sterben läge.

Ich zögere, zu ihm zu gehn.

Das Sterben der Menschen hat seinen geheimnissvollen Reiz für mich noch nicht verloren. Ich denke immer noch, in dem einen oder dem andern Todesseufzer müsste sich eine Ahnung des ewigen Geheimnisses einmal vor mir entschleiern. Aber dieser Mann grade mit seinem festen Buchstabenglauben! — — —

Und dann diese Athemnoth! Man empfindet selbst unwillkürlich etwas wie Beklemmung, wenn man einen Menschen mit aller Kraft seines Körpers nach Luft ringen sieht.

Bei einer bestimmten Stelle in den Athmungsorganen kommt die Luft nicht weiter. Die Lunge verschmachtet, streckt sich, alle Muskeln arbeiten, alle Nerven zittern, der Angstschweiss bricht aus, die Pulse fliegen — die Luft geht nicht weiter.

Der Blutstrom stockt, die Haut wird blau, die Augen quellen aus ihren Höhlen, die Qual des furchtbarsten Schmerzes zuckt durch jede Faser des ringenden Leibes, alles umsonst, die Luft geht nicht weiter. — — —

Digitized by Google

Es giebt kaum einen unangenehmeren Anblick. Die grössten Wunden berühren nicht so peinlich, wie diese hülflose Qual des Mangels an Athem. Ich möchte am liebsten ablehnen und den Wunsch des Sterbenden, mich noch einmal zu sehen, unerfüllt lassen. Aber der Stationsarzt Dr. Ebel steht vor mir und sieht mich sehr erstaunt an. Ich kann mich der Pflicht, die mich an dieses Sterbebett ruft, nicht entziehen. Der Tod von Frau Hollmann steht vor meiner Erinnerung. Wenn der Pastor mich um ein Lied bitten sollte, müsst' ich's dem Sterbenden abschlagen. Es ist mir unmöglich — ich kann jetzt nicht singen. Sonderbar — als ob das Asthma ansteckte! Ich habe die Empfindung eines Druckes auf der Brust und im Halse. Wenn er mich nur nicht um ein Lied bittet! —

Nein, dazu ist's hier schon zu spät. Die Glieder sind schon kalt, der Herzschlag stockt, die Seele ist nur noch lose mit ihrer Hülle verbunden. Sie steht im Begriff, das irdische Band von sich abzustreifen, schwebt einen Augenblick zwischen zwei Welten. —

Was mag ein Mensch fühlen in diesem verhängnissvollen Momente zwischen Sein und Nichtsein? Ob wohl dieser Augenblick schwer sein mag oder süss, ob Wille und Gedanken dem Geiste jetzt noch gehorchen?

Bei den meisten Menschen ist dieser Uebergang durch körperliche Ohnmacht so stark getrübt, dass der ganze Vorgang des Sterbens dadurch aus der geistigen Sphäre in die leibliche Welt herabgedrückt wird.

Da heisst es dann ganz einfach: Staub bist Du, Staub wirst Du werden. Ein letztes intensives Leiden ist das Ende des Staubes.

Der Verfall des Irdischen ist körperlich ein schmerzhafter Moment. Wenige Menschen aber sind seelisch so hoch organisirt, dass sich über ihr Gefühlsleben in diesen interessanten Sekunden Beobachtungen anstellen lassen.

Dieser sterbende Mann ist darin eine seltene Ausnahme. Sein Geist scheint stark genug zu sein, um mit seinem Willen das irdische Theil zu zwingen, so lange ihm etwas Irdisches überhaupt noch anhaftet.

Die letzte Todesnoth ist vorüber — der sogenannte Lungenschlag erfolgt. Noch einen Augenblick kehrt das Bewusstsein des Lebens und Sterbens zurück.

Mit grossen, glückstrahlenden Augen erkennt mich der Kranke. Er berührt mich nicht, aber wie eine klammernde Umarmung hält mich der Blick und zieht mich zu sich heran.

Ich beuge meinen Kopf herab, um zu hören, was die Lippen murmeln. Wie ein Seufzer aus der Ferne dringt's an mein Ohr:

„Schwester Minna, ich . . . ich liebe Dich."

Mir ist's, als streckte sich eine Totenhand aus einem Sarg, um mich verlangend an sich zu reissen.

Der erste Mensch, den ich mit voller seelischer Klarheit sterben sehe, empfindet im Tode noch diesen irdischen, dunklen, menschlichen Taumel der Sinne — Liebe! Die bangen Augen sehen mir bis ins Herz. Er sieht, wie ich trotz aller Selbstbeherrschung leise abweisend die Lippen aufeinanderpresse. Wenn ich ihn liebte, so würde ich jetzt einen Blick, einen Laut als Antwort auf seine Erklärung finden — —

Nichts.

Die brechenden Augen lassen mich langsam los. Ich fühle, wie der Blick auf mich gerichtet, erlischt, stirbt, kalt wird wie ein Hauch, der eine Leiche umgiebt.

Mit fester Hand drücke ich die Lider über die Augen des Toten und falte seine Hände.

* * *

Es ist Mai.

Ich habe einen kurzen Entschluss gefasst und den mir angebotenen Ferienurlaub angenommen. Im nächsten Monat werde ich abreisen, um mich nach officieller Angabe von den gehabten Anstrengungen zu erholen. Dabei

Digitized by Google

bin ich körperlich vollkommen gesund. Aber meine Nerven, — nein, meine Seele ist müde geworden.

Die Demuth, dieser Alp, der auf der frommen Schwester liegt, hat mich zu Boden geworfen und meine Seele verwundet.

Das „Ich" aufgeben — keine eigene Ansicht aussprechen. Ich habe geglaubt, damit könne der vorschriftsmässigen Demuth genug gethan werden. Ich habe mich leider geirrt. Mehr, viel mehr legt die Demuth uns auf. Wenn man voll und ganz seine Pflicht gethan hat und man will sich des Vollbrachten freuen, so heisst es: Danke in Demuth dem, dessen schwaches Werkzeug Du warst. Nicht Dein ist die Ehre.

Mein Gott, man verlangt ja gar nicht nach Ehre, nach Anerkennung — aber dieses Niedertreten einer berechtigten Empfindung. Kann wirklich das Christenthum, die Lehre von der Liebe, das fordern?

Wenn der Geistliche fragt, ob man ihm denn nichts, gar nichts anzuvertrauen habe, und man weist ihn zurück — ja, da heisst es denn gleich: die liebe Schwester könnte wohl demüthiger sein! Bei jeder Aufgabe, bei jeder Anerkennung wird dieser moralische Druck auf weiche weibliche Seelen geübt. Ist es da zu verwundern, wenn eine solche Seele schliesslich weh und müde wird?

Demüthig sollt Ihr sein! — Wie ein Blätterrauschen, das durch den herbstlichen Wald geht, wie das Brausen des Meeres, das, von allen Seiten zugleich kommend alles übertönt, alles beherrscht, so umgiebt dieser Klang, diese Forderung der Demuth das Leben der Schwester. Die Individualität geht unter — stirbt — ja das ist es — sie soll sterben — muss sterben. Das lebende Menschenherz würde sich aufbäumen gegen diese Fessel — deshalb darf es nicht leben.

Langsam stirbt es hin, und dieses Sterben thut weh. Es führt zur Ruhe der Seele in Gott. Deshalb muss es durchgemacht werden. — Fünf Jahre, und ich fühle, dass ich noch nicht ausgekämpft habe.

* * *

Ich beobachte die anderen Schwestern Es scheint doch menschlich zu sein, dieses Kämpfen gegen den Untergang des eigenen „Ich". Da ist z. B. die Eintheilung der Zeit. Von uns hat niemand das Recht, für seine Person darüber zu verfügen, dafür ist die Hausordnung da. Ich bin das von den Herrnhutern, die mich erzogen haben, her nicht anders gewöhnt und füge mich schweigend. Aber da sind Andere, denen wird grade diese Sache sehr schwer. Der eigene Wille — diese oder jene Ansicht bricht nach aussen durch. Es fällt ein Wort, hie und da — — — ach ja, die liebe Schwester könnte wohl demüthiger sein!

Es macht wirklich müde dieses Wort, dieser ewige Widerhall, demüthig — liebe Schwester, Du musst demüthig sein — — demüthig — —

* * *

Schwester Dora hat in all ihrer Unschuld für manche Dinge mehr Verständniss, wie ich. Wir haben da einen Patienten, der halsleidend ist. Er raucht viel und trinkt. — Liebe, Alkohol, Tabak. — Nein, ich verstehe gar nichts davon.

Sollte mir als Diakonissin aber von Rechtes wegen etwas Menschliches dauernd fremd bleiben?

„Ja, der Branntwein, das ist eine Pest, leider kennt man das ja."

So seufzt Schwester Dora. Und ich — — — ich kenne das nicht.

Ich versuche, diesen Menschen kennen zu lernen. Er mag ja sehr widerwärtig sein. Aber grade ich als fromme Schwester, ich darf nicht in kirchlichem Hochmuth die Augen zudrücken, wenn das Leben an mich herantritt in einer für mich neuen Form.

Digitized by Google

Es schmeichelt dem Manne augenscheinlich, dass ich mich mit ihm unterhalte. Er erzählt mir von sich.

Er ist Klempner — ausserdem Socialdemokrat, das hält er für die Hauptsache.

Ausser dem Halsleiden hat er einen Knöchelbruch am Fusse. Ich werde wohl längere Zeit Gelegenheit haben, ihn zu beobachten.

Schade — er scheint ein unbedeutender Mensch zu sein. Ich hätte ganz gern mal einen überzeugten Socialdemokraten kennen gelernt.

* * *

Ich habe mir nun von dem Klempner Brauns erzählen lassen, wie er zu seinem Knöchelbruche gekommen ist. Er hat den Schaden an einer Dachrinne repariren sollen, hat einen verhängnisvollen Fehltritt gethan und wäre unfehlbar zerschmettert in die Tiefe gestürzt, wenn er nicht angeseilt gewesen wäre.

Es mag ja ein furchtbarer Moment gewesen sein, wie er da an der Schlinge eines Strickes über dem grauenhaften Abgrunde hing, ich glaube ihm gern, dass er in diesen Minuten den stechenden Schmerz in seinem gebrochenen Fusse nicht gefühlt hat, aber die Art, wie er diese Sache erzählt, hat für mich etwas sehr Abstossendes.

Zunächst rückt er die ganze Geschichte in die Beleuchtung des Klassenhasses. Damit dem reichen Bürger nicht durch die schadhafte Dachrinne das Wasser ins Haus dringen könne, müsse ein armer Mann Leib und Leben riskiren und für einen Hungerlohn diese lebensgefährliche Arbeit verrichten. Auf diese Betrachtung folgte eine wüste Schimpferei über die Reichen.

Ich verstand die Logik dieser Anklage nicht. Wenn der reiche Mann seine Dachrinne selbst ausbessern würde, so verlöre doch der Klempner den Arbeitslohn, dessen er zum Leben bedarf.

Ausserdem scheint mir die Angabe, dass der Reiche prasse, während der Arbeiter entbehren müsse, auch nicht ganz richtig zu sein. Wenn dem Arbeiter seine Einnahmen gestatten, sich dem Genusse des Trinkens bis zum Zerstören der Gesundheit hinzugeben, so kann es ihm doch nicht ganz schlecht gehn.

Auf diese Einwendungen meinerseits erhielt ich eine Belehrung über die Ziele der Socialdemokratie, die mir ausschliesslich ein zusammenhangloses Echo unverstandener Vorträge zu sein schien.

Eine grosse persönliche Eitelkeit, die sogar den erlittenen Unfall zu einer Art Heldenthat aufzubauschen weiss, herrscht in all diesen wirren Reden vor.

Ich hielt es für das Richtigste, diesen „Geistig-Armen" auf das praktische Christenthum hinzuweisen.

Aber da kam ich schön an.

„Es giebt keinen Gott und all den Unsinn von Himmel und Hölle haben die Kapitalisten und die Pfaffen sich ausgedacht, damit wir Armen uns williger schinden und aussaugen lassen." —

Nein — das ist geschmacklos. Solchen Elementen Unterricht zu ertheilen, hat keinen Reiz für mich. Ich werde mich nicht mehr mit diesem Menschen beschäftigen. —

* * *

Mein socialdemokratischer Klempner liegt nun etwa sechs Wochen auf meiner Station; da ich ihn ignorire, hat er wohl recht viel Langeweile gehabt. In der allerletzten Zeit aber ist eine so grosse Veränderung mit ihm vor sich gegangen, dass viele von den Schwestern sich jetzt für ihn interessiren. —

Der Stadtmissionar vertheilt bei uns Traktate. Brauns, der Umstürzler, wies natürlich diese zahme Litteratur mit Verachtung von sich. Etwas anderes zum Lesen bekam er aber bei uns nicht in die Hand. So hat ihn wohl schliesslich die Langeweile bezwungen. Er las, weil er eben garnichts anderes

Digitized by Google

hatte, die kleinen Hefte des Missionars; zunächst natürlich im Vollgefühl geistiger Überlegenheit, las und las - — — und nach kurzer Zeit war er bekehrt.

Solche auffallend leichte und rasche Bekehrungen grade durch Traktat-Lektüre habe ich schon öfter beobachtet. Es handelt sich da gewöhnlich um schwache Charaktere, die im Unglauben ebensowenig fest standen, wie nach ihrer Bekehrung im Glauben.

Unser Klempner braucht Anlehnung. Bisher gewährte ihm das die Partei, und jetzt die Kirche.

Wenn er mich bittet, ihm vorzulesen, schicke ich ihm übrigens eine andere Schwester.

Von religiösen Schriften verlange ich litterarischen Wert, künstlerische Schönheit oder leidenschaftliche Hingabe an den Glauben. Bietet eine Schrift mir das nicht, so kommt eine ganz unchristliche Spottlust über mich. Deshalb kann ich Brauns nicht vorlesen.

Ich liebe die Bibel, die Nachfolge Christi, auch wohl die geistvollen Predigten von Ahlfeld.

Traktate oder Palmblätterlyrik kommen mir vor wie eine Parodie auf die Religion. Der Glaube ist das einzige Ewige, was wir haben. In meinen Augen ist es eine Sünde gegen den heiligen Geist, mit talentloser, lauwarmer Schreiberei und mit schlechten Gedichten unseren hohen, heiligen Glauben zu besudeln.

Ich kann mich deshalb über die Bekehrung unseres Socialdemokraten nicht freuen. Zu den vielen konfusen Ideen, die sein schwaches Hirn erfüllen, ist durch den Kreis der religiösen Begriffe ein neues Element hinzugekommen.

Er vergleicht nun die politischen und socialen Ansichten, denen er bisher anhing, mit den Grundsätzen, die er durch die innere Mission kennen gelernt hat, und die ich nur mit dem Wort „christliche Dogmatik“ bezeichnen kann. Mit dem, was ich „Glauben“ nenne, haben diese festgefügten Begriffe nichts zu thun.

Dieser arme Schwachkopf aber hatte die socialistische Lehre nur verworren erfasst. Die heiligen Tiefen der Religion sind ihm natürlich noch viel unklarer geblieben. Von beiden Weltanschauungen hat er sich nur die äusseren Formen aneignen können.

Kann ihn dieser Zwiespalt nun glücklich machen? Muss seine Seele nicht wund und müde werden zwischen den Widersprüchen, zu deren Überwindung ihre Kraft nicht ausreicht?

Ich kann mir nicht denken, dass es ein gutes segensreiches Werk ist, einen solchen armen, thörichten Menschen zu bekehren.

Mit der Zeit wäre er vielleicht ein zielbewusster, strammer Socialdemokrat geworden und hätte sich glücklich fühlen können in einem Streben, dessen Ziel ihm klar gewesen wäre.

Damit würde er vielleicht menschlich höher stehen, als er so steht in seiner Eigenschaft als Bekehrter.

Die Ziele des Christenthums wird er ohne Führer nicht finden — er wird unglücklich, seelisch zerrissen an dem Conflicte zu Grunde gehn, in den die edlen, liebevollen Bestrebungen der Mission ihn hineingezerrt haben.

Nach strengem Bibelglauben müsste ich annehmen, dass der gute Hirte Mittel und Wege finden wird, das verirrte Schäflein zu retten, zumal da es ihn augenblicklich sucht.

Vielleicht aber findet die „Partei“, von der er so viel gesprochen hat, auch Mittel und Wege, ihn zurückzugewinnen.

Menschlich achtbar aber steht ein Mann in meinen Augen nur da, wenn er genau weiss, was er will. Selbst ein Socialdemokrat, der nicht zu bekehren ist. —

Ein Faust, um den sich die Mächte von Himmel und Hölle streiten, wirkt nicht sympathisch, wenn er durch einen geistig unbedeutenden Menschen

Digitized by Google

verkörpert wird. Wie viel mehr unbedeutende Menschen giebt es aber, als Faust-Charaktere! — —

* * *

An einem bestimmten Tage in der Woche ist es unseren Patienten gestattet, Besuche zu empfangen.

Zu dem Klempner Brauns kam ziemlich regelmässig ein junges Mädchen, eine Kellnerin, seine Braut.

Ich habe niemals auf sie geachtet. Wohl habe ich bemerkt, dass die Barbara, so heisst das Mädchen, ihrem Bräutigam allerlei Nahrungsmittel mitbringt, die unsere Hausordnung eigentlich verbietet; aber ich habe die Augen zugedrückt und die Verliebten gewähren lassen, weil ich weiss, dass der junge Mann von diesen kleinen Genüssen keinen Nachtheil hat. Er ist ja eigentlich gar nicht krank, nur der complicirte Knöchelbruch zwingt ihn zum Liegen, sein Halsleiden ist hier sehr rasch beseitigt. —

Ab und zu hat er mir von seinem Liebesverhältniss erzählt; ich sah daraus, dass er sehr an dem Mädchen hängt.

Nun ist er fromm geworden und versucht, auch das Mädchen zu seiner neuen Richtung zu bekehren.

Erst hielt sie wohl den ungewohnten Ton, den er ihr gegenüber anschlug, für Scherz. Als er davon sprach, dass er sie heirathen wolle, um ihrem Verhältniss eine sittliche Grundlage zu geben, erklärte sie ihn für einen „albernen Fatzke“ und wollte davonlaufen.

Nun rief der bedrängte Bekehrer mich zu seiner Unterstützung herbei und bat mich, der Barbara ins Gewissen zu reden.

Das Mädchen sah mich herausfordernd an, die rothen Hände in die Hüften gestemmt. Sie hat ein hübsches, frisches Gesicht, das aber nicht angenehm berührt, weil ein frecher Ausdruck darin liegt.

„Aus mir machen Sie keine Betschwester, wenn Sie auch den Dummerjahn da rumgekriegt haben.“ Damit trat sie mir entgegen.

„Sie haben sich hier anständig zu betragen, Fräulein. Wenn Sie sich Ungezogenheiten erlauben, wird Ihnen der Zutritt zu den Anstaltsräumen untersagt. Weiter habe ich Ihnen nichts mitzutheilen.

Das Mädchen war sichtlich verblüfft, als sie von mir diese Antwort erhielt. Sie lenkte ein und überstürzte sich in einer zusammenhanglosen Erzählung ihres Verhältnisses zu dem Klempner.

Ich konnte daraus entnehmen, dass sie mit ihm zusammen gelebt hat, ohne etwas Unerhörtes darin zu finden.

Alle ihre Freundinnen führen einen derartigen Lebenswandel. Jede lebt mit irgend einem jungen Manne in freier Liebe vereinigt, so lange wie es beiden Theilen gefällt, vielleicht so lange wie der Mann Geld hergiebt hergeben kann. Dann trennt man sich, häufig ganz friedlich.

Schwester Hedwig war herbeigekommen und hörte dem Berichte des leichtsinnigen Mädchens zu.

Alle Strafen der Hölle schienen ihr für diese Gräuel nicht auszureichen.

Der bekehrte, reuige Sünder hörte mit zerknirschter Miene die Entrüstungsrede der frommen Oberschwester an.

Barbara lachte der Diakonissin ins Gesicht.

Es kam darauf zu einem glatten Bruch zwischen dem bisherigen Brautpaar.

„Na, wenn man hier auf Erden gar nichts hat, ist es ja am Ende ganz gut, wenn man wenigstens drüben abonnirt ist,“ das waren ihre Abschiedsworte an uns Schwestern. Dann wandte sie sich noch einmal dem bisherigen Geliebten zu. Er ist jetzt ausser Bett; so konnten ihre Blicke ihn von oben bis unten messen.

„Schafskopf“, sagte sie nachdrücklich und langsam, dann ging sie ihrer Wege.

Draussen erzählte sie einer Wärterin, sie hätte schon längst die allergrössten Opfer gebracht, so Woche für Woche den kranken Schatz zu be-

Digitized by Google

suchen. Man hätte ihr Anträge genug gemacht, sie aber hätte auf jedes Vergnügen verzichtet. Das wäre nun der Dank, den sie davon hätte, aber daran wären eben die Nonnen, die Betschwestern schuld.

Nun, ich nehme es ihr nicht übel, wenn sie uns Diakonissen für Nonnen hält. Aber kennen lernen hätte ich das Mädchen wohl mögen. Sie ist keine Dirne, weder sie noch ihre Freundinnen. Sie geben ihre Gunst nur, wenn sie lieben. Ist das aber einmal der Fall, so kennen sie keine Fessel, kein Gesetz. Leben und leben lassen — über den morgenden Tag denken Sie nicht hinaus.

Die Kirche hat nur ein bedingungsloses Verdammungsurtheil für diese Leichtsinnigen, für diese Kinder der Welt und des Fleisches. Wie sie vor der Diakonissenmoral dastehen, das habe ich von Schwester Hedwig gehört.

Mit brennend rothem Gesicht stand sie vor der Kellnerin und rief: „O, es muss ja Aergerniss sein in der Welt, aber wehe dem, durch den das Aergerniss kommt."

Kirchlich besteht also darüber kein Zweifel — aber menschlich, menschlich — — —

Diese Barbara ist ein Mädchen, ein Mädchen wie ich, wie Schwester Henriette, Schwester Dora, oder gar wie die zürnende Oberschwester Hedwig.

Für uns aber ist dieses Mädchen, ihr Leben, ihr Denken, ihr Fühlen ein Räthsel. Wie kann ich mit der Sicherheit, wie Schwester Hedwig, über eine Sache urtheilen, die ich auch nicht im Entferntesten kenne!

Ja, wenn ich eine rothe Blouse anziehen könnte, meine Stirn mit Locken bedecken und Abends hinausgehn in ein Wirthshaus, mit Männern verkehren, Mädchen kennen lernen, dann hätte ich wenigstens einen Begriff von dem, was das ist, solch ein sittlich verwahrlostes Wesen. „Die Eine oder die Andere sehnt sich vielleicht nach einem ehrbaren Leben," meint Schwester Dora.

Ich kann mir das nicht recht denken, sie sind doch frei — frei —

Schwester Dora und ich, wir haben ja keine Ahnung von dem, was dieses Wort in sich schliesst. Moralische und persönliche Freiheit.

(Fortsetzung folgt.)

VOLKSHEILSTÄTTEN.

VON

Prof. E. LEYDEN.

Mehr als jede andere Zeit hat die heutige es sich zur Aufgabe gemacht, den Unbemittelten zu helfen, die Grenzen zwischen den verschiedenen Schichten der Gesellschaft auszugleichen und auch die nicht Begüterten an den Fortschritten der Wissenschaft, der Industrie und des Kulturlebens, soweit es eben möglich ist, theilnehmen zu lassen. Diese soziale Bewegung hat durch die grossartige, deutsche Gesetzgebung einen mächtigen Impuls, weitere Gesichtspunkte und bestimmtere Ziele erhalten, und in gleicher Weise sind heute Regierung, Gemeinde und Gesellschaft thätig, diesen Zielen zuzustreben. — Unter den Aufgaben der sozialen Bewegung ist die Sorge für die Gesundheit

Digitized by Google

des Volkes eine der wichtigsten; hier ist es, wo die medizinische Wissenschaft, sowohl die Hygiene wie die praktische Medizin, mitarbeiten und mithelfen können und wo die Aerzte ihre Kraft, ihre Thätigkeit und ihren guten Willen gern zur Verfügung stellen. Der Kampf gegen die Volkskrankheiten ist auch eine der vornehmsten Aufgaben, welche sich der Nationalverein für die Hebung der Volksgesundheit gestellt hat. Wir Alle werden uns diesem Streben gerne anschliessen und der von diesem Verein aufgestellten Devise: „Die Hebung der Volksgesundheit ist die beste Sozialpolitik" ihre Berechtigung zuerkennen. Die Bekämpfung der Volkskrankheiten und unter diesen namentlich der Schwindsucht gehört zu den Aufgaben des Vereins, und schliesst die Errichtung von Heilstätten für unbemittelte Lungenkranke in sich. Es ist mir daher eine grosse Genugthuung gewesen, dass der hochgeehrte Vorstand des Nationalvereins mich aufforderte, über dieses Thema in einer allgemeinen Versammlung zu sprechen; ich habe dessen Aufforderung um so bereitwilliger Folge geleistet, als ich mich mit diesem Gegenstande seit einigen Jahren eingehend beschäftigt und meinen Standpunkt in verschiedenen Vorträgen gekennzeichnet habe. Zuletzt habe ich im vorigen Jahre auf dem internationalen Kongress für Hygiene in Budapest einen Vortrag gehalten: „Ueber die Versorgung tuberkulöser Kranker seitens der grossen Städte", und ich darf wohl sagen, dass ich das Glück gehabt habe, mit diesem Vortrage wieder eine neue Anregung zur Ausführung der Ziele, welche ich vertrete, zu geben.

Je mehr die Freunde der Sache sich zusammenthun zu gemeinschaftlicher Aktion, um so mehr wird die Aussicht wachsen, dass das Streben nach Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke auch wirklich zur That werde.

Ueber den Nutzen der Einrichtung, ja über ihre Nothwendigkeit herrscht nur eine Stimme. Ueberall, nicht nur in Deutschland, sondern in allen Kulturländern Europas sind sympathische Stimmen für dieselbe laut geworden. Aber noch fehlt der Hauptschritt, der Schritt von der allgemeinen Sympathie, von dem idealen Wunsche zur wirklichen Ausführung, d. h. zur Beschaffung der erforderlichen Geldmittel. —

Indem ich nun auf mein Thema näher eingehe, werde ich mir zunächst erlauben, dasjenige darzulegen, was das dringende Bedürfniss einerseits und andererseits den zu erwartenden Nutzen der Volksheilstätten für Lungenkranke, erweisen wird.

Was das Bedürfniss betrifft, so ergiebt sich dasselbe daraus, dass die Lungentuberkulose eine unzweifelhafte Volkskrankheit ist, ja, dass sie zu den allerschlimmsten Volkskrankheiten gehört: Dies beweisen die Zahlen der von dieser Krankheit befallenen Personen — und diese Zahlen sind in den letzten Jahren mit grosser Sorgfalt zusammengestellt worden. Die Zahl der Brustkranken im deutschen Reiche wird auf nicht weniger als 1 300 000 berechnet, davon sterben jährlich nahezu 8 pCt., d. h. 170—180 000 Personen. Die Tuberkulose ist eine so häufige Todesursache, dass über $^1/_6$ bis $^1/_7$ aller Todesfälle durch sie erfolgt. Auf Preussen entfällt nahezu die Hälfte dieser Zahlen: man rechnet 88 000 tuberkulosekranke Personen. Berlin endlich hat in den letzten Jahren, wie die Berechnungen ergeben haben, durchschnittlich 4300 Todesfälle an Tuberkulose gehabt; das ergiebt eine Zahl von 25 000 Tuberkulosekranken. Man rechnet nämlich, dass im Durchschnitt die Lungenkrankheit eine Dauer von sechs bis sieben Jahren hat, dass also die Zahl der durchschnittlichen jährlichen Todesfälle mit sechs oder sieben multiplizirt werden muss, um die Anzahl der Kranken zu berechnen. Berlin allein hat also etwa 25 000 Tuberkulosekranke. Dies Verhältniss ist keineswegs für Berlin alleinstehend oder besonders ungünstig, sondern, soweit statistische Erhebungen gemacht sind, wiederholen sich die Zahlen, wenigstens in Europa (auch in Amerika), ungefähr in demselben Verhältniss. Erlauben Sie mir, einige Zahlen anzuführen. Für Oesterreich ist in einem Bericht über die Jahre 1890 bis 1893 angegeben, dass die Zahl der Todesfälle an Schwindsucht im Jahre 1893 93 360 betrug; das ist also eine etwas kleinere Zahl

Digitized by Google

als in Deutschland, etwa entsprechend der geringeren Einwohnerzahl Oesterreichs. — Für New-York wird angegeben, dass fast $^1/_4$ aller Todesfälle der Tuberkulose angehört und dass die Zahl der Todesfälle im Jahre 1892 rund 6000 betrug. Das würde, wenn ich auch annehme, dass New-York grösser ist als Berlin, doch immer für Berlin mit seinen 4300 Todesfällen noch kein ungünstiges Verhältniss sein. — In Hamburg sind ebenfalls Erhebungen gemacht, und man hat gefunden, dass auf 100 000 Einwohner 300 Todesfälle an Tuberkulose kommen, auf 1 Million etwa 3000. Nun liegen mir ausserdem noch Erhebungen aus der Schweiz vor, welche bei 3 Millionen Einwohnern jährlich 7612 Todesfälle an Tuberkulose aufweisen; etwa $^1/_7$ aller Todesfälle. Auch diese Zahl steht nicht sehr erheblich gegen die grosse Stadt Berlin zurück, was insofern auffallen könnte, als man doch berechtigt ist, anzunehmen, dass das Klima der Schweiz besonders geeignet ist, Lungenkrankheiten zu vermeiden und eventuell die Genesung der Lungenkranken zu begünstigen. Es zeigt sich also, dass überall die Zahl derjenigen, welche an Tuberkulose erkranken und derjenigen, welche an Tuberkulose sterben, ausserordentlich gross ist, ja, dass keine andere Volkskrankheit eine so grosse Anzahl von Menschen krank macht und keine andere so viele Menschenleben dahinrafft. Die Tuberkulose ist mit diesen grossen Zahlen eine weit gefährlichere und verheerendere Volkskrankheit als Cholera, Brechdurfall der Kinder, Diphtherie und ähnliche gefürchtete Volkskrankheiten. Nun ist es ohne Weiteres klar, dass der grösste Theil dieser Kranken auf die unbemittelten Klassen fällt, dass also unzweifelhaft die Tuberkulose zu den allerbedeutendsten und allergefährlichsten Volkskrankheiten gehört und dass sie in der Mehrzahl solche Personen trifft, die sich im Falle der Noth und der Krankheit aus eigener Kraft gar nicht oder nicht in der wünschenswerthen Weise helfen können. Es liegt also in den angeführten Zahlen der Beweis für das Bedürfniss, ja, wir können sagen, für die Nothwendigkeit, den unbemittelten Klassen gegen diese schlimme Krankheit zu Hilfe zu kommen.

Welcher Nutzen oder welcher Erfolg ist nun von den Volksheilstätten für Tuberkulose zu erwarten? worauf stützt sich die Hoffnung auf einen wesentlichen Nutzen? Die Aufgabe, den Kampf gegen die Schwindsucht als Volkskrankheit aufzunehmen, gipfelt in der Errichtung von Volksheilstätten und dies hat darin seinen Grund, dass wir die Anstaltsbehandlung der Lungentuberkulose, d. h. die Behandlung in besonderen Heilstätten, als die beste, als die erfolgreichste anerkennen. Die Behandlung der Tuberkulose — der Lungenkrankheit muss ich sagen: denn in den früheren Zeiten sprach man noch nicht von Tuberkulose — also die Behandlung der Lungenkrankheit, die natürlich bis tief in das Alterthum hineinreicht, hat im Laufe der Zeiten sehr gewechselt. Es ist nicht meine Aufgabe, das hier zu schildern. Nur soviel will ich hervorheben, dass auch schon in älterer Zeit diese Krankheit und die daran Erkrankten ärztlich nach bestimmten Methoden behandelt wurden. Dann aber kam eine Zeit, wo man die eigentliche Lungenschwindsucht für unheilbar hielt, und das war natürlich für die Aufgaben der Gesundheitspflege und der ärztlichen Kunst eine sehr ungünstige Zeit. Der Neuzeit ist es vorbehalten gewesen, den Beweis zu liefern, dass auch die Lungenschwindsucht heilbar ist, und Deutschland hat an diesem Fortschritt einen hervorragenden Antheil. Ein deutscher Arzt, Dr. Brehmer, dessen Name in weiten Kreisen bekannt ist, war es, welcher vor etwa vierzig Jahren eine Heilanstalt für Lungenkranke in dem kleinen Bergdorf Görbersdorf in Schlesien errichtete und welcher mit der Behauptung und weiterhin mit dem Nachweise hervortrat, dass die Lungenschwindsucht nicht unheilbar sei, dass ihre Behandlung, namentlich in Anstalten, welche einen gewissen klimatischen Einfluss haben und wo der Kranke unter beständiger Aufsicht und Leitung des Arztes steht, günstige Resultate aufzuweisen hat. Der Energie Dr. Brehmers ist es zu verdanken, dass seine Heilmethode und seine Anstalt sich mehr und mehr eines ausgedehnten Rufes erfreute und dass in der Folge auch andere ähnliche Anstalten errichtet wurden nach dem Muster

Digitized by Google

seiner Anstalt; ich nenne die Ihnen gewiss schon bekannten Anstalten Falkenstein im Taunus, Davos, Reiboldsgrün, Andreasberg, St. Blasien, Hohenhonnef und noch einige in der Schweiz, neuerdings Arosa, Leysin u. s. w. In allen diesen Anstalten werden die Brustkranken in analoger Weise behandelt. Die Behandlungsmethode ist die sogenannte hygienisch-diätetische in Verbindung mit der Anstaltsbehandlung. Die hygienisch-diätetische Behandlung besteht wesentlich darin, dass der Körper durch die Einflüsse der Ernährung, der Abhärtung, der Kräftigung widerstandsfähig gemacht wird, um die schon ausgebrochene Krankheit zu überwinden, und die Anstaltsbehandlung besteht in der genauen Durchführung dieses Prinzips, wozu eine dauernde Beaufsichtigung und Leitung des Kranken, man kann sagen, eine konsequente Disziplin, welcher sich der Kranke zu unterwerfen hat, erforderlich ist. Diese Behandlungsmethode, welche als die bewährteste anerkannt ist, nimmt keineswegs gänzlich von Medikamenten Abstand; aber sie geht doch von der Einsicht aus, dass wir eigentliche, sogenannte spezifische Heilmittel, d. h. solche, die allein und für sich angewendet im Stande sind, die Krankheit zu heilen, nicht besitzen, und da auch die Erfahrungen der letzten Jahre dies wohl haben bestätigen müssen, so können wir mit Recht sagen, dass die Anstaltsbehandlung nach der hygienisch-diätetischen Methode heut zu Tage die beste Behandlung der Lungenkrankheit ist und dass sie wahrscheinlich auch noch lange Zeit die beste bleiben wird, selbst dann, wenn es uns gelingt, wirksamere spezifische Medikamente zu finden, als wir sie heute kennen. Diese Behandlungsmethode in Spezialheilanstalten gilt als die bei Weitem günstigste. Natürlich ist die Behandlung in den zunächst von Privaten gegründeten Spezialanstalten verhältnissmässig kostspielig und daher ist sie für einen grossen Theil derjenigen Kranken, welche wir als Unbemittelte bezeichnen, nicht oder nicht in grösserem Umfange zugänglich. Es ist daher nothwendig, diese Behandlungsweise, welche wir als die bei Weitem günstigste betrachten, auch für die unbemittelten Kranken in Anwendung zu bringen. Bisher sind diese Unbemittelten nicht etwa ohne Behandlung und Pflege gewesen — das soll keineswegs gesagt sein: es ist vielmehr alles gethan, was unter den bisherigen Verhältnissen für sie geschehen konnte —; aber man hat eben mit der Zeit die Ueberzeugung gewonnen, dass für diese Kranken in den allgemeinen Krankenhäusern, die ihnen zu Gebote stehen, nicht genügend gesorgt wird und dass nicht diejenigen glücklichen Heilresultate erzielt werden, welche wir ihnen auf andere Weise in Aussicht stellen könnten. Es ist also das Bestreben, auch den Unbemittelten die Vortheile der Anstaltsbehandlung zugänglich zu machen, ein durchaus berechtigtes.

Was nun die Heilresultate betrifft, welche durch die eben geschilderte Behandlungsweise erreicht werden, so sind sie in der That recht erfreuliche, zumal wenn man berücksichtigt, dass die Lungenschwindsucht noch vor 40 Jahren als unheilbar galt. Herr Geheimrath Dr. Dettweiler in Falkenstein, den wir zu den ersten Vertretern dieser Behandlungsmethode rechnen, giebt als Heilresultat an, dass in der Anstalt Falkenstein im Durchschnitt 24 pCt. der Lungenkranken geheilt werden. Er unterscheidet, was ich nicht unterlassen will, zu bemerken, absolute Heilungen und relative: relative sind solche, bei welchen Patienten zwar nicht ganz geheilt werden, aber sich doch so gut wie gesund fühlen und lange Zeit so bleiben, wenn sie auch noch einen Keim der Krankheit in sich tragen. Herr Dr. Spengler in Davos, ebenfalls ein erfahrener Arzt, der seit vielen Jahren zahlreiche Lungenkranke behandelt hat, giebt noch etwas günstigere Resultate an, und rechnet sogar 32 pCt. Heilungen. Dass ein solches Resultat, wenn es für die unbemittelten Kranken erreicht würde, als ein ausserordentlich günstiges bezeichnet werden müsste, bedarf keines Beweises. Denn es würde für Preussen mit 88000 Lungenkranken die Erhaltung von 22000 Personen ergeben, ein Heilresultat, welches sich in den allgemeinen Hospitälern bei Weitem nicht erreichen lässt.

Nachdem ich über das Bedürfniss und die voraussichtlichen Erfolge der Volksheilstätten für Lungenkranke gesprochen habe, gehe ich nun zu der

Digitized by Google

Frage über: Was ist bisher auf diesem Wege geschehen? Es wäre ungerecht, zu sagen, dass man bisher nichts geleistet hat. Im Gegentheil, die Bewegung, der hier Ausdruck zu geben ich mir zur Ehre rechne, hat sich allmählich entwickelt, nach und nach an Kraft gewonnen, und ist nun soweit gediehen, dass wir an die Realisirung unserer Wünsche gehen können. Die erste Anregung, Lungenkranke aus allen Schichten des Volks in Spezialhospitälern zu behandeln, ist von England ausgegangen, von demjenigen Lande, welches in vieler Beziehung und namentlich auch gerade in hygienischer und volkshygienischer Beziehung den andern Völkern Europas vorgeleuchtet hat. England hat bereits im Jahre 1814 das erste Hospital für Lungenkranke errichtet. Es ist dies das noch heute bestehende Royal-Hospital for the diseases of the chest. Seitdem hat sich die Zahl der Schwindsuchtshospitäler in England erheblich vermehrt. Es wird Ihnen bekannt sein, dass die Hospitäler in England fast alle der allgemeinen Wohlthätigkeit ihre Entstehung und ihr Bestehen verdanken, dass sie auf diesem Wege ausserordentlich reichlich mit Mitteln versehen sind, so reich, dass wir auf dem Kontinent nicht mit ihnen wetteifern können. Dieser allgemeinen Wohlthätigkeit verdankt England eine grosse Anzahl von Spezialhospitälern für Lungenkranke, die nach und nach entstanden sind. Viele werden das grosse Brompton-Hospital in London kennen, welches eine Art Dependance auf der Insel Wight in Ventnor errichtet hat, mit mehreren kleineren, vorzüglich ausgestatteten Pavillons für Brustkranke. Im Ganzen besitzt England, soviel ich habe berechnen können, in diesen Spezialhospitälern Raum für 4900 Patienten, eine Zahl, die allerdings bei uns so bald nicht erreicht werden wird. Wie viel von dieser Zahl auf die unbemittelten Stände kommt, kann ich nicht genau sagen; aber da die Aufnahme in diese Hospitäler umsonst erfolgt, so ist es keinem Zweifel unterworfen, dass alle Stände der Gesellschaft in gleicher Weise daran theilnehmen können.

Von den anderen Ländern darf ich wohl zuerst auf Deutschland eingehen und kurz berichten, wieweit man hier für unsere Angelegenheit eingetreten ist. Die Reformbewegung, für die unbemittelten Lungenkranken besondere Krankenhäuser zu bauen, ist erst seit etwa acht bis zehn Jahren im Gange. Es bedurfte der schönen Heilerfolge, welche man bei den Privatsanatorien für Lungenkranke kennen lernte, um in weiteren Kreisen den Anstoss zu geben und die Frage aufzuwerfen, wie man den Armen und Unbemittelten die Segnungen dieser Behandlungsweise zugänglich machen könnte.

Im Schoosse der Berliner Stadtverwaltung ist im Jahre 1888 die Frage zur Sprache gebracht worden. Ferner war die Frage Gegenstand einer eingehenden Besprechung auf dem zehnten internationalen medizinischen Kongress, der im Jahre 1890 hier in Berlin tagte, und auch damals haben sich die hier versammelten Aerzte aller Länder für die Errichtung von Volkssanatorien ausgesprochen. So war eigentlich für Berlin alles im besten Gange, und es waren besondere Umstände, deren Erörterung hier nicht nothwendig ist, welche die Ausführung der Pläne verzögerten. Von Seiten der Stadt Berlin und überhaupt in Berlin ist seither in dieser Angelegenheit nichts mehr geschehen als die Gründung von Malchow, einer kleineren Heilstätte für Tuberkulöse, wenn ich nicht irre, für 80 Kranke, deren Plätze aber nicht alle belegt sind, und es kann nicht verschwiegen werden, dass die Einrichtung dieser Anstalt nicht allen jenen Anforderungen entspricht, die wir an eine Heilstätte für unbemittelte Lungenkranke stellen können.

Neben den Berliner Bestrebungen habe ich namentlich des Antheils der Stadt Frankfurt a. Main an der Förderung unserer Frage zu gedenken. Der Stadt Frankfurt a. Main gebührt das grosse Verdienst, vor zwei Jahren in Falkenstein die erste Volksheilstätte für Lungenkranke mit 28 Betten errichtet zu haben. Es ist der Verein für Rekonvaleszentenanstalten, dem dieser Erfolg zu verdanken ist, und dieser Verein, der in der Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke nur einen Zweig seiner Thätigkeit sieht, wurde im Jahre 1891 in Frankfurt a. Main auf Anregung des damaligen Oberbürger-

Digitized by Google

meisters dieser Stadt, unseres jetzigen Finanzministers Herrn Dr. Miquel, gestiftet. Diese erste Anstalt ist bereits dem Betriebe übergeben, und es ist eine zweite für 70 bis 80 Kranke geplant, die noch in diesem Jahre in Ruppertshain bei Königstein eröffnet werden soll.

Weiter ist zu berichten, dass die Stadt Worms ebenfalls eine Anstalt mit 30 Betten am Felsberg im Odenwald geplant hat und dass der von dem Wormser Oberbürgermeister Dr. Küchler veröffentlichte Bericht darüber bereits gedruckt vorliegt. Sodann hat der Bremer Verein zur Errichtung einer Heilstätte für Lungenkranke am 1. Juli 1893 eine Heilstätte für unbemittelte Lungenkranke beiderlei Geschlechts mit 24 Betten zu Rehburg im Harz eröffnet. In Sachsen hat sich unter dem Protektorat Sr. Majestät des Königs von Sachsen ein Verein zur Begründung von Volksheilstätten für Lungenkranke gebildet und beschlossen, zunächst in Reiboldsgrün ein Sanatorium mit 100 bis 120 Betten zu gründen.

Auch in Andreasberg im Harz besteht eine Heilstätte für unbemittelte Lungenkranke, die aus Mitteln der Wohlthätigkeit unterhalten wird. Aehnliches wird in der Anstalt Görbersdorf geplant.

In München hat sich kürzlich ein Verein für Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke gebildet, dem 150 Aerzte angehören und der unter dem Protektorat Sr. kgl. Hoheit des Prinzen Ludwig von Bayern steht.

Es ist noch hinzuzufügen, dass eine sehr wichtige neuere Bestrebung von der Hanseatischen Versicherungsanstalt für Invaliditäts- und Altersversicherung in Bremen ausgeht. Dieselbe hat die Errichtung einer Heilanstalt für solche Brustkranke, welche den bei ihr Versicherten angehören, in Aussicht genommen und die erforderlichen Aufstellungen bereits ausgearbeitet. Sie fusst dabei auf dem Paragraphen der sozialen Gesetzgebung, welcher es den Versicherungsanstalten gestattet, in Krankheitsfällen der bei ihnen Versicherten, wo die Invalidität in Frage kommt, die Behandlung selbst in die Hand zu nehmen. Der Plan der Durchführung ist in dem Sinne gehalten, dass die Krankenkassen einen Theilbetrag der Kosten zahlen können und die Versicherungsanstalt soviel Zulage gewährt, dass die Kosten gedeckt werden. Das Verdienst dieser Initiative, welche eine ausserordentlich fruchtbare Zukunft eröffnet, gebührt dem Direktor Herrn Gebhard, der die Kranken zunächst nach Rehburg und Reiboldsgrün geschickt hat und in seinem letzten Berichte ausserordentlich günstige Heilresultate konstatiren konnte.

Auch ausserhalb Deutschlands ist man keineswegs unthätig gewesen, ich möchte mir gestatten, nur kurz dasjenige anzuführen, was in dieser Beziehung geschehen ist. Ich beginne mit dem uns zunächst gelegenen Oesterreich-Ungarn.

In Wien ist eine diesbezügliche Anregung von Herrn Professor Schrötter ausgegangen, der bereits die Summe von 300 000 Gulden gesammelt hat, sodass hoffentlich bald eine Anstalt in's Leben treten wird.

Ungarn betreffend möchte ich erwähnen, dass mein verehrter Kollege, Herr Professor Koranyi in Budapest, im Anschluss an meinen auf dem internationalen Kongress für Hygiene in Budapest gehaltenen Vortrag die Mittheilung machen konnte, dass er in Folge meines geplanten Vortrages für den beregten Zweck eine Schenkung von 10 000 Gulden erhalten habe.

In Frankreich besteht seit 1888 eine Liga zur Bekämpfung der Tuberkulose, welche sich bisher wesentlich auf populäre Behandlungen des Stoffes in Zeitungen, Flugschriften und Vorträgen beschränkt und so sich zunächst Freunde zu machen sucht. In der Schweiz hat sich ein ähnliches Komité gebildet, welches gleichfalls die Errichtung solcher Heilstätten zum Zweck hat. Die erste Anstalt für 40 bis 50 Patienten ist in Schwendi am Thuner See geplant, und auch bereits der Grundstein gelegt. Weitere Anstalten sind von den Kantonen Basel, Glarus und Zürich in Aussicht genommen.

Ich kann nicht unterlassen, hervorzuheben, dass Russland nicht zurückgeblieben ist. Ich erhielt nach meinem Pester Vortrage einen Brief von Herrn

Digitized by Google

Dr. Gabrilowitsch, welcher mir mittheilt, was ich, offen gestanden, nicht gewusst habe, dass in Finnland bereits seit dem Jahre 1884 ein von Seiner Majestät dem Kaiser Alexander III. aus eigenen Mitteln gegründetes Sanatorium Halila für arme Lungenkranke eröffnet worden ist.

Soviel ist bisher geschehen. Wir müssen bei aller Anerkennung gestehen, dass es im Verhältniss zu der grossen Aufgabe nicht genügt und dass noch viel zu thun übrig bleibt. Mit einem Vortrage in Budapest habe ich das Glück gehabt, die Frage und das Interesse für die Sache wieder in Fluss zu bringen, und so hebt sich denn auch hier in Berlin das Interesse, die Aktion regt sich an mehreren Punkten, und wir dürfen wohl die Hoffnung hegen, dass bald zur Ausführung geschritten werden wird. In den Zeitungen ist mehrfach von einer Stiftung die Rede gewesen, die ein namhafter Bankier zum Zwecke der Errichtung einer Heilanstalt für unbemittelte Lungenkranke gemacht hat, indem er ein nach seinem Tode auszuzahlendes Vermächtniss von 1 Million Mark für diesen Zweck aussetzte. Man harrt der Ausführung der Bestimmungen dieses Vermächtnisses, und ich bin in der Lage, so viel mitzutheilen, dass sich die Erben mit unserer Stadt in Verbindung gesetzt haben, um die Ausführung des von dem Erblasser geplanten Werkes zu erreichen. Ich kann ferner discret mittheilen, dass sich ein vorläufiges Komité von Personen aller Schichten der Gesellschaft gebildet hat, das auf dem Wege der privaten Wohlthätigkeit die Mittel aufzubringen suchen wird, um eine oder womöglich mehrere solcher Volksheilstätten zu errichten. Endlich dürfen wir auf die Mitwirkung des Nationalvereins zur Hebung der Volksgesundheit rechnen, der in dankenswerther Weise mit dem Kampf gegen die Schwindsucht auch die Errichtung von Volksheilstätten für unbemittelte Lungenkranke auf seine Fahne geschrieben und zu seinem Programm gemacht hat. Wir dürfen hoffen, dass die gemeinschaftliche Aktion zum Ziele führen wird. —

Ich muss die Geduld des Lesers noch für einige Minuten in Anspruch nehmen für zwei Punkte, die zu wichtig sind, um übergangen zu werden; zunächst die Ausführbarkeit der Gründung von Volksheilstätten. Dass dieselbe ausführbar ist, ergiebt ja die Realisirung an anderen Orten, namentlich die Realisirung durch den Verein in Frankfurt. Diese Beispiele geben uns auch zugleich einen Anhaltspunkt, um einigermassen zu überschauen, welche Geldmittel, welche Opfer, welche Beiträge nothwendig wären; danach wird natürlich die Frage zu bemessen sein, in welchem Umfange die Hülfe geleistet werden kann. Denn bei allen idealen Bestrebungen muss man doch auch die realen Verhältnisse in Betracht ziehen, da man nicht über gewisse Grenzen hinausgehen kann. Nun, die Erfahrungen der Frankfurter Heilstätte und die ausserordentlich sorgfältigen Zusammenstellungen und Auseinandersetzungen, welche der Herr Oberbürgermeister Küchler von Worms in einer Broschüre über die geplante Anstalt am Felsberg dargestellt hat, geben wohl genügende Anhaltspunkte. Wenn dieselben auch für Berlin nicht vollkommen zutreffen sollten, so glaube ich doch, dass die Differenzen nicht zu gross sein werden. Die Berechnung des Herrn Oberbürgermeisters Küchler ergiebt, dass ein Bett, d. h. die Bestellungskosten eines Bettes — danach wird ja in Hospitälern gerechnet — inklusive Inventarium u. s. w. 3700 Mark betragen würden. Nehmen wir also eine Anstalt für 100 Kranke an, so würden die Kosten für den Bau und die erste Einrichtung nicht mehr als 400 000 Mark betragen. — Ich habe einen etwas höheren Satz angenommen als der Herr Oberbürgermeister Küchler, da bei Berlin die Ausgaben für Bodenerwerb und die Baukosten wohl etwas höher sein werden. Was die laufenden Verwaltungs- und Verpflegungskosten anbetrifft, so haben dieselben sich in den betreffenden Anstalten verhältnissmässig sehr niedrig gestellt, nämlich pro Tag und Person auf 1,50 bis 2,50 Mark. 1,50 Mark würde wohl sehr billige Verhältnisse voraussetzen, auf die wir in Berlin nicht rechnen können; aber ich sollte meinen, dass auch der Satz von 2,50 Mk. so mässig ist, dass wir sagen können, unerschwinglich ist er durchaus nicht.

Digitized by Google

Das sind also die Kosten für die Einrichtung und Unterhaltung eines Bettes resp. einer Person. Nun können wir uns auch der Beantwortung der Frage nicht entziehen, welchen Umfang eigentlich die Erfüllung der Aufgabe annehmen würde, wie wir sie für Berlin erstreben. Ich will es versuchen, hier wenigstens einigermassen Klarheit darüber zu schaffen. Freilich wird die grosse Zahl der Lungenkranken, die ich vorführen musste, einigermassen entmuthigend wirken und glauben machen, dass wir die gestellte Aufgabe überhaupt gar nicht in nennenswerther Weise erfüllen können. Das ist aber doch nicht der Fall. Zunächst werfen wir die Frage auf: welche Zahl von Betten wäre für Berlin zu dem angeführten Zwecke erforderlich? Herr Oberbürgermeister Küchler hat für Worms, einer Stadt von etwa 30 000 Einwohnern, die Anstalt von 30 Betten für ausreichend gehalten; das würde also 1 Bett auf 1000 Einwohner sein. Uebertragen wir das auf Berlin — das ist ja das allereinfachste — und rechnen wir die Einwohnerschaft Berlins auf 1 700 000 Einwohner, so kommt eine Anzahl von 1700 Betten heraus, oder, wenn wir die Einwohnerzahl Berlins und seiner Vororte auf 2 000 000 annehmen, so würden 2000 Betten nöthig sein. Diese einfache Rechnung wird ziemlich bestätigt durch eine andere Betrachtung, die ich kurz aufgestellt habe. Wenn wir annehmen, dass Berlin ungefähr 26 000 Tuberkulosekranke hat, so würden für die Behandlung in einem Sanatorium nur die ersten Stadien sich eignen. Denn es ist allgemein anerkannt, dass diese Heilanstalten nur für Kranke in den ersten Stadien gelten können, welche entweder eine Heilung oder doch eine so erhebliche Besserung erwarten lassen, dass die Patienten wieder auf Jahre hinaus arbeitsfähig werden; es sollen nicht blosse Wohlthätigkeitsanstalten sein, sondern Anstalten, welche für die Wohlfahrt des Volkes, für die Oekonomie, für das sogenannte Volksgut einen wesentlichen Vortheil bieten. Ueberdies ist zu betonen, dass die schwerkranken Tuberkulösen gar nicht in solche Anstalten gehören; sie würden dort nicht die richtige Behandlung und Verpflegung finden. Das ist ein Grundsatz, der von vornherein aufgestellt werden muss, dass nur die ersten Stadien da hineingehören. Zu den ersten Stadien rechne ich etwa $^1/_3$ der vorhandenen Kranken. $^1/_3$ der Gesammtzahl für Berlin würde also sein 8600. Davon dürften mindestens 10 pCt. den begüterten Ständen angehören, so dass noch für 7800 Kranke zu sorgen wäre. Diese Zahl ist nun durch vier zu dividiren, wenn wir voraussetzen, dass die Kurdauer für jeden Patienten auf drei Monate fixirt wird, also jährlich viermal ein Wechsel der Insassen stattfindet. Dadurch kommen wir schon auf die Zahl von 1950 Plätzen. Das ist nahezu dieselbe Zahl, welche wir durch die erste Berechnung erhalten haben. Diese Zahl ist immer noch sehr gross. Es ist nämlich dabei zu berücksichtigen, dass die Stadt, wie wir annehmen dürfen, für die ihrer Pflege zufallenden Kranken selbst sorgen wird; es ist ferner anzunehmen, dass viele Kreise auch der weniger Bemittelten für sich selbst sorgen werden, dass Krankenkassen und andere Anstalten Verpflichtungen ihren Mitgliedern gegenüber haben, und endlich kann man doch annehmen, dass nicht alle dann noch übrig bleibende Kranken bereit sein werden, die Anstalten aufzusuchen — zwingen können wir doch keinen. Es ist also in der That mit einigen hundert Betten dem Bedürfniss Berlins, soweit es der Humanität, der Nächstenliebe und der Erhaltung des Volksguts entspricht, Genüge geleistet.

Wenn es also gelingt, in nicht zu ferner Zeit zunächst eine Anstalt mit hundert Betten zu errichten, so würden wir glauben dürfen, dass wir auf diesem Wege schon einen wesentlichen Schritt gethan hätten. —

Was würde nun diese Anstalt leisten? Das habe ich zum Theil schon auseinandergesetzt. Wir würden annehmen könnnen, dass 25 pCt. der Pfleglinge entweder geheilt oder doch so gebessert würden, dass eine Verlängerung des Lebens und der Leistungsfähigkeit um mehrere Jahre zu erwarten wäre.

Noch ein Kapitel sei mir gestattet, hier anzuschliessen, nämlich kurz diejenigen Grundsätze anzugeben, welche meiner Ansicht nach — ich glaube aber auch den Ansichten, die anderweitig hierüber ausgesprochen sind, Rech-

Digitized by Google

nung getragen zu haben — bei der Gründung von solchen Volkssanatorien befolgt werden müssen.

1. Ein Volkssanatorium für Lungenkranke ist eine solche Anstalt, in welcher Lungenkranke durch erprobte Aerzte nach wissenschaftlich und praktisch bewährten Heilmethoden behandelt werden.

2. Ein Volkssanatorium kann nur als Heilanstalt gedacht werden; also können nur diejenigen Stadien der Krankheit in Frage kommen, in welchen noch eine Heilung oder wesentliche Besserung zu erwarten ist; das sind die ersten Stadien der Krankheit, welche ich etwa mit $^1/_3$ der Gesammtzahl berechnet habe. Schwerkranke gehören in die Hospitäler um ihrer selbst willen! die Anstaltsbehandlung ist für sie nicht die geeignete.

3. Die Kurdauer muss auf drei Monate im Jahre limitirt sein; Ausnahmen von dieser Regel sind natürlich nicht ausgeschlossen.

4. Die Ortsfrage betreffend, so kann von den Anforderungen eines besonderen, sei es südlichen, sei es Höhenklimas, Abstand genommen werden. — In Paranthese bemerke ich, was den Meisten bekannt sein wird, dass man lange Zeit klimatische Kuren für das Vorzüglichste gehalten hat, besonders das südliche, das See- und das Höhenklima standen im Ansehen. Neuere Erfahrungen haben gelehrt, dass das Klima an sich keinen Heileffekt ausübt, sondern dass es nur eine Unterstützung der gesammten Behandlungsmethode ist. Genaue Experimente haben gezeigt, dass Thiere, welche mit Tuberkulose behaftet (geimpft) sind, keinen Unterschied zeigen, ob sie im Süden, oder in Davos, oder in einem Keller von Berlin ihre Krankheit durchmachen. Wir sind also im Ganzen davon abgekommen, dem Klima eine spezifische Heilwirkung zuzuschreiben; wir haben erkannt, dass die veränderten Verhältnisse, unter denen die Kranken in einem anderen Klima sich befinden, ebenso wesentlich einwirken als das Klima selbst, dass also das besondere Klima nicht die unerlässliche Bedingung für Volkssanatorien ist. Wir können also von der Forderung eines besonderen, sei es südlichen, sei es Höhenklimas Abstand nehmen; es genügt die Wahl einer gesunden Gegend, welche staubfreie Luft hat, welche gegen Nord- und Ostwinde durch Wälder geschützt ist und in welcher sowohl Sonnenschein als Schatten gefunden wird. — Die Hauptfront des Gebäudes soll nach Süden gelegen sein. — Die Lage der Anstalt am Meeresstrande bietet mancherlei Vortheile; aber auch die Lage in der Nähe der Stadt Berlin ist keineswegs zu verwerfen und bietet ihrerseits ebenfalls Vortheile dar; namentlich die leichtere Versorgung mit Provision und vielen zum Komfort wie zur Behandlung gehörigen Dingen. Ferner fällt bei der Wahl eines Ortes in der Nähe der Grossstadt in's Gewicht die Möglichkeit des Verkehrs der Kranken mit ihren Angehörigen und die Möglichkeit einer angemessenen, mehr oder weniger beschränkten Erwerbsthätigkeit.

5. Die Einrichtung der Anstalt muss gesund, komfortabel und angenehm sein, jedoch einfach, ohne überflüssigen Aufwand. Im Allgemeinen soll sie den Gewohnheiten derjenigen Stände entsprechen, deren Angehörige sie aufnehmen soll. Die Krankenzimmer können auf mehrere Kranke berechnet sein, bis zu vier. Das Alleinsein thut den Kranken meist nicht gut. Die Einrichtung von Speise-, Konversations-, Rauchzimmern ist wünschenswerth, Badezimmer mit Douchen sind nothwendig. Eine Liegehalle nach dem Muster der Falkensteiner Anstalt darf nicht fehlen.

6. Auf reichliche Kost, sorgfältige, schmackhafte Zubereitung der Speisen und appetitliches Serviren ist Bedacht zu nehmen. Für gesunde Milch in reichlicher Menge muss gesorgt werden.

7. Es ist in Betracht zu ziehen, dass den Kranken angemessene Beschäftigung eventuell auch Erwerb (in der Stadt) ermöglicht werde.

8. Die Anstalt kann nach dem Muster der Privatsanatorien in Gestalt eines grossen Wohnhauses (Logirhauses) erbaut werden, das Pavillonsystem ist nicht erforderlich, eventuell nicht wünschenswerth. Wenn man für einen Aufzug (Lift) sorgt, sind 2 bis 3 Etagen zulässig.

Digitized by Google

9. Ich meinerseits habe von jeher grossen Werth darauf gelegt, dass Heilstätten der besprochenen Art nicht blos für die der Gemeinde anheimfallenden armen Kranken, sondern auch für die minder begüterten Patienten geschaffen werden, solche, welche einen mässigen Preis von nahezu 2,50 Mk., wie ich ihn vorhin genannt habe, wohl aufwenden können. Diese minder begüterten Stände, wenn sie erkranken, besitzen nicht genügende Mittel, um kostspielige und lange Kuren in Privatsanatorien mit südlichem Klima zu bestreiten. Sie werden daher, wenn sie erkrankt sind, in kurzer Zeit dem wirthschaftlichen Ruin entgegengeführt, ja, auch ihre Familien werden in diesen Ruin hineingezogen. Mit allen Opfern aber können sie doch für ihre Gesundheit bei weitem nicht dasjenige leisten, was ihnen in Heilanstalten für einen mässigen Preis geboten werden kann. Für diese Kranken habe ich immer gewirkt und bin ich immer eingetreten, weil diese Klasse es gerade gewesen ist, für welche bisher am wenigsten gesorgt wurde. Man gedachte der Armen; die Wohlhabenden halfen sich aus eigener Kraft; aber die minder Begüterten wurden, wenn sie der Hilfe am meisten bedurften, sich selbst überlassen. Ich habe mir daher gestattet, unter den hier formulirten Grundsätzen auch denjenigen anzuführen, dass gerade für die Lungenkranken der minder begüterten Kreise gesorgt werden solle, dass sie nicht alles — ich möchte sagen „geschenkt" bekommen, sondern nach ihren Verhältnissen beitragen zu den Kosten der Behandlung, dass ihnen aber auch für ihre Gesundheit mehr geleistet werde, als es ohne Beihilfe der Fall sein würde.

Alle diejenigen, welche sich für die Durchführung dieses humanen Werkes interessiren, mögen unverzüglich Hand anlegen, um die Ausführung zur That werden zu lassen. Ich hege die Zuversicht, dass unsere schöne Hauptstadt, von welcher wir wissen, dass sie in allen Fragen der Humanität an der Spitze zu marschiren pflegt, alsbald eine oder mehrere Volksheilstätten für Lungenkranke in ihrem Schoosse oder in ihrer Umgebung wird entstehen sehen. —

(Vortrag gehalten im Nationalverein zur Hebung der Volksgesundheit.)

UNSERE ERZÄHLENDE LITTERATUR.

VON

M. HEIMANN.

Es ist kein grosses Vergnügen, neue deutsche Romane zu lesen, aber das Leben ist auch kein grosses Vergnügen. Das ist so ziemlich die stärkste Ähnlichkeit, die die Romane mit dem Leben haben; sie entspricht der Vorschrift, dass die Kunst der Zeit dem Leben den prüfenden Spiegel vorhalte.

Das bekannte Wort im Hamlet lautet eigentlich etwas anders: es verlangt vom Schauspiel, von dem einzelnen Kunstwerk, dass es dem Jahrhundert und Körper der Zeit das Abbild seiner Gestalt zeige. Aber da zu solchem Zwecke ein grosser Dichter nöthig ist, und Shakespeare wohl etwas vorschnell nach seiner eigenen feurigen Kraft die Regel aufgestellt hat, so begnügen wir uns damit, in der gesammten Kunst unserer Zeit eine dieser Zeit prästabiliert harmonische Erscheinung erkennen zu dürfen. Das Drama stört hierbei ein wenig. Denn es hat in Gerhart Hauptmann einen präsentativen, und wie Ola Hansson schön, aber etwas tautologisch sagen würde, einen barozentrischen

Digitized by Google

Mittelpunkt, wodurch es das Aussehen zusammengehaltener, zukunftsfreudiger Gesundheit erhält. Dahingegen ist die neue deutsche Romanlitteratur anarchisch, exzentrisch, zersplittert und ganz so nebelhaft diffus, wie unser soziales und ethisches Leben, dessen durcheinanderjagende Strömungen keine Richtung annehmen wollen.

Unsere Zeit hat keine Begeisterung. Das klingt sonderbar, heute, wo noch der Lärm der Bismarcktage kaum verhallt ist. Aber fruchtbar ist nur die Begeisterung für das Werdende, nicht die für das Gewordene. Der Begriff Volk als lebendig gefühlte Zusammengehörigkeit löst sich in seiner heutigen Form auf; und seine Neubildung ist noch kaum als befruchteter Keim vorhanden. Einzig in sozialdemokratischen Versammlungen merkt man noch Spuren eines kräftigen Gefühles liebevoller Gemeinsamkeit. Und während der Konservatismus und der Liberalismus ihre Anhänger einander herzlich nicht näher bringen, die tiefe Gleichgültigkeit des Menschen gegen den Menschen nicht überwinden, so empfindet der Sozialdemokrat sich mit dem Genossen nicht nur politisch, sondern auch ein wenig gemüthlich verbunden. Trotzdem sind die Sozialdemokraten nicht das neue Volk. Wären sie es, so hätten sie längst ihren Hans Sachs erzeugt. Wenn auch, was sie unruhig macht, drängt und vorwärtstreibt, die wahrhaftige, zusammenschweissende Noth ist, so ist doch ihre Antwort auf die Frage „wohin?“ nur ein konstruiertes, seelenloses Ideal. Sie können sich aufopfern, aber nicht sich begeistern. Sie nehmen zu, aber sie wachsen nicht: sie sind wie Wackersteine, die der Zeit im Magen liegen und drücken.

Und in dem tauben Lärm, der verdrossenen Rathlosigkeit, der langweiligen, stupiden, starrenden Hypnotisiertheit des öffentlichen Lebens war es, dass die Litteraten den Individualismus aufgriffen, seine kompliziertere Technik schnell erlernten und eine immer hiebfeste Waffe gewannen, die zu schwingen der allererbärmlichste Spiesser imstande war, den es kitzelte, sich als Individualität aufzuspielen. Da wurden die Leute so individualistisch, dass sie heute einen Aufsatz schrieben, in dem sie bewiesen, dass der Himmel grasgrün aussieht, und morgen einen, in dem sie offenbarten, dass der Himmel eine dottergelbe Färbung hat; und allemal hatten sie Recht. Sie waren unangreifbar, weil sie sich den Teufel um Vernunft scherten, — Vernunft wird Unsinn — sondern nur ihr Ich und ihre Individualität ausdrücken wollten, bei welcher Selbstkelterung ein Wein herauskommen muss, mindestens so gut wie lacrymae Christi. Die vorschnelle Weisheit, welche morgen Makulatur und übermorgen Spreu vor dem Winde ist, war sich ihres behaglichen Schwindels wohl bewusst; aber sie kannte auch den Spruch: „Wenn man's so hört, mag's leidlich scheinen“: in der nächsten Woche ist der ganze Spuk verschwunden, und wie schief es um ihn stand, kann keiner mehr sehen.

Es ist eine Art von Dilettantismus. Es ist ein Zerstieben und Zersplittern der Persönlichkeit Die Anlage unserer Zeit dazu war es, die die grosse Form des Romans zerstörte und die Liebe zur Skizze, zur verzerrt-subjektivischen Novelle schuf. Es ist nicht gleichgültig, welcher Kunstform eine Zeit den Vorzug giebt. Die alten Herren, die noch zu uns herüberragen, schreiben Romane, grosse, runde Romane, die neben einander stehen, wie Perlen auf einer Schnur hangen, so ruhig und litteraturgeschichtlich selbstbewusst. Sie wurzeln nicht gerade in einer starken Zeit, aber in einer Zeit von einheitlichem Charakter, in einer Zeit, die Direktive hatte und wusste, zu welchem Ende sie sich durchschlagen wollte. Und aus den Qualen des Werdens, aus den Unzulänglichkeiten des Tastens und Suchens, flüchtet der Blick der Modernen gar gern zu den Herren im grauen Haar; und was er bei sich vermisst, das findet er bei ihnen, Stärke, Klarheit und Einheit des Interesses: auf die Frage: „lieben Sie Strindberg?“ erhielt ich die Antwort: „Lieben? ich liebe Wilhelm Raabe“; und Heyse redivivus erscheint am Horizont.

Das wäre gefährlich und würde die Jungen entmuthigen, wenn die alten Herren ihren Vortheil verständen und ihre siegreichen Leistungen ruhig weiter

Digitized by Google

produzierten. Aber manche von ihnen glauben, noch ein übriges thun zu müssen: sie schreiben polemische Romane gegen die Jungen, und beweisen damit, dass diese doch lebendiger sind, als wie sie selbst vermuthen. Andrerseits dürfen sich die Jungen nicht allzuviel auf die erwähnten Angriffe einbilden, denn die Ehre eines Kamptes hängt nicht nur von dem Siege, sondern auch von dem Werthe des Gegners und der Güte seiner Waffen ab. Hans Hopfen ist ein geschätzter Name. Doch man weiss nicht, wenn man seinen polemisch-satirischen Roman „Glänzendes Elend“ *) liest, was einen daran mehr verwundern soll: die miserable Seichtheit des Romans oder die erbärmliche Leerheit der Satire. Tiefer kann ihn kein zürnender Rezensent stellen, als wie er selbst sich gestellt hat, indem er sich als würdigen Gegner aus plundrigen Lappen eine Vogelscheuche baute und tapfer auf sie loshieb, zugleich ein Sänger und ein Held. Dazu ist sein Stil so flüssig und reizlos, dass man an eine amerikanische Erfindung, einer automatisch schriftstellernden Schreibfeder glauben möchte. Das pladdert an einem vorbei und erregt nicht einmal ein bischen Zorn, zur Erholung. So wenig giebt sich in solchen Sachen ein Autor hin, dass man sich sehr wohl vorstellen kann, wie er am Morgen einen dicken Roman in sechs Büchern vollendet hat, und am Abend desselben Tages schon beim vierten Kapitel des neuen ist. — Heyse ist auch noch nicht ganz aus seiner merlinisch-malkontenten Laune heraus. In einer seiner letzten Novellen, „Marienkind“ **) geheissen, grämelt er noch ein weniges über den Verfall der modernen Malerei. Aber Gott sei Dank, sein böser Naturalist bekehrt sich nach Heysischem Rezept; und wir dürfen hoffen, dass der gefeierte Dichter uns fortan nur reine, absichtslose Kinder seiner Muse vorstellen wird, unter einer Muse wird er's wohl nicht thun. Die erwähnte Novelle ist übrigens die schlechteste der ganzen Sammlung. Sie ist ein Präparat seiner unangenehmen Eigenschaften; und sie offenbart die Fragwürdigkeit eines seiner am meisten gerühmten Vorzüge, seiner Vornehmheit; die nichts ist als Handschuhvornehmheit und nur dem Plebejer imponiert. Wenn Heyse eine brave, lustige Tante aus keinem andern Grunde sterben lässt, als um ein lösendes Motiv in eine aufgestelzte Handlung zu bringen, so empfindet der Leser das als Roheit, für die er den Dichter verantwortlich macht.

Denn um es uns als Schicksal empfinden zu lassen, dazu fehlt Heyse jegliches Vermögen, unmittelbar zu wirken. Dieser Mangel schadet von vornherein den Spukgeschichten, als welche erst recht Eindringlichkeit nöthig haben, wenn sie poetisch glaubhaft werden wollen. Und Heyses undleidliche Scheharasadenmanier muss sich rächen: uns zu erzählen, dass einer ihm erzählt hat, dass einer Grosskousine seiner verstorbenen Schwiegertante mal eine seltsame Geschichte passiert ist. Wer aber immer auch erzählt, keiner erzählt, als ob ihm ein eigener Schnabel gewachsen wäre, sondern alle reden im schönsten Heysischen — Jargon. Wie famos machen sich Hartlebens humoristische Sachen dadurch, dass der Hartleben selber sie uns vorplaudert, mit lebendigem, behäbigem Wort und echter Geste! Bei Heyse wird durch dieselbe Technik alles blass und fern und gleichgültig. Wer kann auch Freuden und Schmerzen glauben, die allzu gut und allzu glatt stilisiert sind! In einer Novelle bricht ein Vater an der Leiche seines ermordeten Sohnes in einen Strom von Klagen aus, von denen uns nachher gemeldet wird, dass sie erkältende Rhetorik waren. Wenn's uns nicht gesagt würde, würden wir's nicht glauben: die Stelle klingt nicht anders als jede beliebige Rede bei Heyse.

So wie Heyse schreibt, würde Goethe schreiben, wenn er kokett wäre. Das heisst: Heyses Poesie ist ein Tragelaph; weil eben Goethe nicht mehr Goethe wäre, wenn er auch nur eines Funkens Wiederschein von Koketterie in seiner Seele hätte. Übrigens geht durch Heyse's letzte Sammlung ein etwas derberer Hauch. „Die Hochzeit auf Capri“ ist, abgesehen von den

*) Gebr. Paetel. Berlin 1893.

**) Aus den Vorbergen. Wilhelm Hertz. Berlin 1893. Ferner: In der Geisterstunde etc. Ebenda. 1894. Melusine etc. Ebenda. 1895.

Digitized by Google

unvermeidlichen Unarten, ganz hübsch unidealistisch, und „Fedja“ eine Studie, die der Tiefe und der Strenge nicht entbehrt. Bei „Donna Lionarda“ aber lässt es wieder nach. Die Novelle behandelt das Thema der Frau Fönss, und allzu deutlich erkennen wir, wo der Dichter aufhört und der Heyse anfängt.

Der geneigte Leser hat vielleicht gemerkt, dass ich in meinem verschwiegenen Herzen Paul Heyse nicht zu den oben erwähnten sympathischen alten Herren zähle, zu denen z. B. der Jean Paulische Raabe gehört, und Fontane, der letzte Preusse, und der dichterische Offizier des Liberalismus, Spielhagen. Aber Frau von Ebner-Eschenbach rechne ich zu ihnen. Sie nennt ihr Buch*) eine Erzählung, und in diesem Sinne wirkt es. Ganz schlicht, gleich aus den Dingen heraus; und ein Duft von einer Poesie schlägt uns entgegen, die unabhängig von der positiven Leistung etwa in der Psychologie oder in der Lösung eines Problems ist. Wir sollten diese Art von Poesie, von unbeabsichtigter Lyrik, die ein spezifisches Merkmal der deutschen Litteratur ist, nicht so gering anschlagen, wie es heute, nach dem Massstabe der skandinavischen und der russischen Psychologie, oft geschieht. Auch sie ist, mögen unsere Nachbarn auch reicher erscheinen, doch ein Beweis von Fülle und Liebe. Sie ist Abseitsgehen und Sternguckerei, Geträume und Spintisieren, und unbewusst wie das junge Mädchen in den Töchterschulerzählungen. Die ältere Generation hatte sie, auch noch die mittlere; aber die junge weiss nichts von ihr, und verachtet sie möglicherweise nur deshalb, weil sie sie nicht versteht. Wildenbruch hat sie; sonst wäre sein Roman „Schwesterseele“**) schwer erträglich; und Sudermann hat sie nicht, und das schadet ihm vielleicht. Wildenbruchs Roman fängt als interessantes Problem an und hört als Familienblattgeschichte auf. Das wäre selbst einem deutschen Romandichter nicht gelungen, wenn sich ihm das Problem in blutlebendigen und körperlichen Menschen dargestellt hätte. Aber die Psychologie in allzuvielen deutschen Romanen geht etwas komisch bequeme Wege. Sie leuchtet nicht in Seelen hinein, erklärt nicht dunkle Zusammenhänge, zeigt nicht Einschlag und Kette geheimen Lebens; sondern irgend ein sonderbares, möglichst sonderbares, kompliziertes, möglichst kompliziertes Verhältnis wird uns zu glauben befohlen, dann wird frisch darauf los fabuliert. Das Exzeptionelle eines Falles, das erst recht eine genaue Analyse verlangt, soll die Analyse unnöthig machen, ja ihre Stelle vertreten! Das ist nicht Psychologie; sondern es wäre Irrthum oder Sand in die Augen, — wenn es nicht Unfähigkeit wäre. In Wildenbruchs Roman schwebt alles in der Luft, sowohl die Liebe seiner Heldin zu ihrem Bruder, als auch ihr Hass gegen das junge Genie von Referendar; und ihre Seelenwandlung wird durch die fatal romantische Form, in der sie sich symbolisiert, noch zweifelhafter. Aber trotzdem liest man das Buch nicht ohne Freude: wegen der liebenswerthen Persönlichkeit, als welche man den Dichter hinter seinem Werke vermuthet; wegen des begeisterten Primaneridealismus, den man bei unseren heutigen Primanern leider vergeblich suchen würde; er ist die eigentliche Poesie des Buches.

Ich erinnere mich an einen Roman von Ernst v. Wolzogen: „Die kühle Blonde“. Er gefiel mir, wie immer ich ihn ansah, vortrefflich; ich fand ihn so recht und richtig, so echt und wahr, wie keinen andern modernen Roman. Aber woher kam es, dass er im Ganzen doch nicht so auf mich wirkte, wie zu wirken ich ihn verdienstlich genug wähnte? Woher kam es, dass ich seine Sprache für salopp hielt, ohne dass sie salopp war; dass mir seine Manier zu erzählen feuilletonistisch spitz vorkam, obwohl ich sie doch ganz echt gefunden hatte? Giebt es also einen guten Roman, den man nun eine Dichtung eigentlich nicht gerade nennen möchte? Woran liegt es, dass einem guten Roman — die Poesie fehlt? — Ich meine, es liegt daran, dass seinem Dichter der Glaube fehlt. „Die höchste Liebe wie die höchste Kunst

*) Gebr. Paetel. Berlin. 1894.
**) J. G. Cotta. Stuttgart. 1894.

Digitized by Google

ist Andacht," sagt Herder. Wohl hat Wolzogen ein Ideal; aber er hat es nicht, weil er es hat, sondern weil man eins haben muss. Durch solche Naturen geht ein tragischer Riss, den der Humor nicht überbrückt, sondern über den der Witz hinwegspielt.

Sudermann ist eine ähnliche Natur. Immer ist es der Dichter in ihm, der einen Stoff fängt und erwärmt; und immer ist es der Schriftsteller in ihm, der die Oberhand zu gewinnen und den Dichter zurückzudrängen sucht: beide kämpfen gegen einander, und der Sieg schwankt. Ich glaube, Sudermann weiss das, weiss es besser als der Fremde. Sein Roman „Es war"*) schliesst mit schönen Worten: „er trieb das Boot still auf den Halewitzer Strand — hohen Feiertag im Herzen". Der Dichter will uns nicht ohne ein letztes grosses, Poesie zusammenraffendes Wort entlassen — weil er es für nöthig hält. Bei ihm wie bei Wolzogen, ist die Sprache sorglos, unkonzentriert und ohne Zauber; und die Wirkung des Buches wird durch eine hässliche Laschheit, die den Leser überkommt, vermindert. Aber man verliert doch das Gefühl nicht, es mit einer ernsthaften Sache zu thun zu haben: um die Personen geht die Luft, sie haben eine Heimat, sie haben Körper mit Blut und Knochen, und ihre Schicksale empfinden wir als Menschenschicksale.

Der Roman behandelt ein ähnliches Thema wie Heyses „Im Paradies": zwei Herzensfreunde, deren einer ein Weib heirathet, das vorher die Geliebte des andern gewesen ist. Aber Sudermann hat das Thema so erweitert, dass es das ganze moralische Problem umfasst, indem es das Problem der Reue umfasst. Sein Held will sich um Geschehenes nicht kümmern, sondern das Leben als das Immer-Neue anpacken; ähnlich dem Sinne John Henry Mackays: „Reue ist des Lebens einzige Schuld"; — aber die Frommen kommen, mit ihrem Singsang von Reue und Busse, sie zermürben ihn, kriegen ihn klein, und alles kracht zusammen. Aber siehe da! aus Schutt und Trümmern steigt Versöhnung herauf, schönere, reinere, haltbarere Versöhnung, fruchtbareres Leben, als wenn es nach den Vorsätzen des Sünders gegangen wäre. Wer nun hat Recht? „Was ist Wahrheit," fragt Pilatus. Ich glaube, Sudermann will nichts entscheiden.

Wer da Recht hat, bekommt es, weil er Unrecht hat. Das klingt apokalyptisch, ist aber so klar, und liegt so deutlich vor Augen, — wie die Wahrheit in dieser Frage.

Was ist Wahrheit? — Der Zweifel wohl vermag eine grosse Dichtung zu schreiben; die Skeptik aber, der Zweifel an dem Zweifel, vermag es nicht.

* * *

Was ist nun der grosse Roman? Ein Feiertagsgewand auf dem Markte. Wer es anzieht und durch das Gedränge will, muss edle Falten zerknittern.

Die Neusten, die sich wunderbar erdreusten, ziehen es vor, uns weniger spanisch und pompös zu kommen, und lieben handlicheres Format, als ausgewachsene Cottabände. Sie suchen unentdeckte Stoffe, mit dem Muthe eines berliner Naturforschers; und aus alten Stoffen wollen sie verborgen gebliebenen Inhalt fördern. Adine Gemberg hat einen Novellenband unter dem Titel „Morphium"**) erscheinen lassen. Sie hat eine polemische Tendenz und eine künstlerische Absicht. Sie will gegen die Erschwerung des Morphiumverkaufes kämpfen, und will die Psychologie der in Krankenhäusern und Lazarethen der Welt verlorenen Wärterinnen und Diakonissinnen geben.

Die Leser dieser Zeitschrift kennen den Erstling einer anderen Debutantin, „Das Drama eines Kindes"***) von Elsbeth Meyer. Von Talentprobe kann bei diesem Werk nicht die Rede sein. Es steht ausserhalb des Zweifels und verbittet sich die beleidigende Abwägung von Lob und Tadel. Es erzählt

*) J. G. Cotta. Stuttgart. 1894.
**) S. Fischer. Berlin 1895.
***) Ebenda. 1895.

Digitized by Google

in jagendem Präsens, unbekümmert um Balancierung der Effekte, die Leidensgeschichte eines jungen Mädchens, dessen verwittweter Vater neuer Liebe bedürftig neue Liebe sucht, sucht vor den entsetzten Augen seines frühreifen Kindes. Man könnte an Frau Fönss denken, an Ernst Rosmers Dämmerung. Aber es handelt sich um ein Kind, um ein Mädchen vor und im Beginn der Pubertät. Jean Paul fängt seine Lavana mit der Anekdote von den Spartern an, denen Antipater fünfzig Kinder als Geiseln abverlangte, die aber an deren Statt hundert vornehme Männer anboten. Die Sparter hatten Ehrfurcht vor dem Kinde, vor dieser gehäuften Fülle von Möglichkeiten. Unsere Zeit hat, wie sie das gewohnt ist, ein quellendes, warmes Gefühl zu einem System zurecht gezimmert: sie entlastet die vermeintlich überbürdeten Gymnasiasten, aber die schaalen, verlogenen Kindergeschichtchen und Backfischchens Leiden und Freuden lässt sie sich vergnüglich gefallen. Sie ist der Kinderseele taub. E. Meyers Novelle hat keinerlei pädagogische Tendenz, um so erschütternder wirkt die Erzählung. Die Geschichte passiert häufiger, als an der Oberfläche zu merken ist. Es kommt nicht immer zum tragischen Ausgang. Die Zeit mildert, die Wunden vernarben. Sie vernarben, aber sie sind nicht tot — und mancher unerklärliche Charakterzug des Erwachsenen war dem Kinde vorweg in die Seele geschrieben. Ernsthafte Kinderpsychologie ist ein ernsthaftes Wort; unsere Erzieher, die trefflichen Schematisierer, sollten es hören. —

* * *

„Lang und schmal ist ein Weg. Sobald du ihn gehest, so wird er Breiter" —

„Weissagungen des Bakis."

„Pan"*) ist der Titel des neuesten Buches von Knut Hamsun. Es hat zwei Theile. Im ersten erzählt Lieutenant Thomas Glahn Erlebnisse, die zwei Jahre zurückliegen. Er erzählt, wie die Erinnerung erzählt: was zerstreute, auseinanderfallende Züge waren, vereinigt sie zu einem Bilde; und was nichts war, als ein Blick, ein Laut, ein Zucken des Blutes, wird doppelt lebendig; feste Konturen werden aufgelöst und sinken in Dämmerung; schwankende, gleitende Wellen erhalten starre Form. Ein Jäger im Walde; Stimme er in dem Gesang der Welt, Blüthe an ihrem Strauss; er im Flimmern des Lichtes, im Rauschen des Laubes, im Tanz der Wellen; die Nacht seine Gefährtin und der Tag sein Freund; Äsop, der Hund, sein Bruder, und das Wild des Waldes und die Fische der See seine Beute und seines Gleichen. Die Liebe kommt; und von der geschlechtsfauligen Gattensucherin wird er angefressen wie von einer chemischen Säure, und die Panliebe des stummen Weibes entschädigt ihn nicht. Und der Wahnsinn kommt und brütet. Ein Märchen geht durch das Buch. Und Thränen sind in dem Buch; Thränen, die nicht tropfen; Thränen, die nicht in die Augen treten, Thränen, die im Herzen bleiben, und es schwellen, und das Blut süss und bitter machen. — Der zweite Theil enthält den Selbstmord Glahns: einen Jagdgefährten reizt er durch Hohn und Verachtung dermassen, dass er ihm endlich den heimlichen Willen thut und ihm ins Gesicht schiesst: „wie man sich bettet, so liegt man". Dieser Jagdgefährte erzählt das Abenteuer. Er erzählt, wie die zum Zähneknirschen dumme Brutalität erzählt. Von Sauferei und Unzucht, und Jagdeifersüchteleien, und einem fortwährend kauenden Tamulenmädchen. Der zweite Theil verhält sich zum ersten wie der gellende, kreischende Lärm eines Zankes zu dem klagenden Liede des Nachtwindes; wie ein Hohngelächter zu einem zagen, scheuen Wort; ein Ausspeien nach einem Seufzer. Das ist das Ende dieser Welt Herrlichkeit. — —

Was will die tiefe Trauer dieses Buches? was bedeutet seine zarte Brunst? von wo kommt seine Stimme? Sie kommt von den letzten Marken des Nordens, von der äussersten Grenze germanischen Stammes. —

*) Uebersetzt von M. von Borch. Albert Langen. Paris und Leipzig. 1895.

Digitized by Google

Von ferner Heide lockt ein Ruf: verlorener Klang von ausserhalb des Dorfes, den die weichen Winde herübertragen. Mitten zwischen der orgiastisch gewordenen Genialität der Franzosen und der mystischen Genialität der Russen liegt Deutschland und wartet auf sich selbst, sich seine Aufgabe zu stellen. Welche das aber ist, das ist noch verborgen.

Aber wenn sie sich enthüllt hat, dann wird auch der grosse Roman geschrieben werden, in dem nicht der Tag, sondern das Jahrhundert pocht. Don Quixote und Simplizissimus, Wilhelm Meister und Anna Karenina sind solche Bücher.

Inzwischen lockt ein Ruf von ferner Heide. —

II. DAS HERZ DER WISSENSCHAFT.*)

DAS ZEITALTER DER ETHIK.

VON

Dr. KARL JOËL.

. . . Die Wissenschaft von den allgemeinsten und höchsten Aufgaben der Menschheit ist die Ethik.

Aber giebt es denn überhaupt eine Wissenschaft der Aufgaben? Noch tönen sie laut und voll die verklingenden Stimmen des naturwissenschaftlichen Zeitgeistes, welche die Möglichkeit einer normativen d. h. einer schöpferischen Wissenschaft bestreiten. Und sie ahnen garnicht, was sie thun, welch trauriges Armutszeugnis sie der Zeit ausstellen, aus deren Bannkreis sie sprechen. Von dieser Zeit wird man einst sagen: Sie sprach sich den Beruf zur Gesetzgebung ab, sie fühlte sich unfähig einen Stil zu schaffen, sie leugnete die normative Wissenschaft — und sie schämte sich nicht. Sie schämte sich nicht des geistigen Eunuchentums in ihr. Denn es bleibt Eunuchentum, und mag es im tiefsten Brustton männlicher Überzeugung sprechen, das da verkündet: die Wissenschaft hat nur die Aufgabe zu konstatieren, sie hat nur zu suchen, was da ist und was da war, aber nicht, was da sein wird und sein soll. Woher der Offenbarungston bei Leuten, die das Prophetentum in der Wissenschaft leugnen? Für die Leugner des Normativen giebt es nur zweierlei Wissenschaften: Naturwissenschaft und Historie. Sollten sie nicht darin schon ihre Einseitigkeit erkennen? Die Naturwissenschaft wird ihr grosses Reich behalten: mag sie autonom sein, nur soll sie nicht souverän sein. Die Historie bleibt heiliger Boden; wir wollen knieen an unsres Vaters Grab. Aber wir wollen nicht immer beten, wir wollen auch arbeiten und das auf

*) Teil I im Februarheft.

Digitized by Google

profanem Boden: ihn umpflügen, um ihn zu hinterlassen als heiligen Boden.

Die Positivisten sagen: die Wissenschaft ist nur deskriptiv, alles, was darüber hinausgeht, ist nicht Wissenschaft, sondern Dichtung und damit vermeinen sie ein Grosses zu sagen. Gross aber ist daran nur die Anmassung, die doch die Fanatiker normativer Wissenschaft sehr gut wett machen könnten, indem sie sagen: alle Deskription gehört nicht in die Wissenschaft, weil sie nur Sammlung ist. Wie wenig erwachsen ist doch noch die Menschheit, wenn ihre ernsthaftesten Organe, die Wissenschaften sich wie die Schulbuben damit vergnügen, sich gegenseitig von der Bank zu stossen! Dichtung soll die normative Wissenschaft sein? Merkwürdig nur, dass zur selben Zeit, da der Idealismus aus der Wissenschaft in die Kunst gestossen wird, er auch aus der Kunst vertrieben wird und auch von der Kunst wesentlich der deskriptive Realsinn, die Naturnachahmung gefordert wird. So scheint die Einschränkung auf die Realien nicht ein Specificum der Wissenschaft, sondern ein Specificum der Zeit zu sein. Die Positivisten halten sich für die Logischen und sind doch nur die länger vom Willen der Zeit Hypnotisierten. In welchen Sternen habt Ihrs gelesen, dass aller Geistesbetrieb nur Realien pflegen, nur Deskription sein soll? Die Phantasie, die schöpferische Vernunft oder wie man sonst des Geistes Zeugungskraft nennen will, sie ist doch nun einmal da, und wenn sie auch heute fehlt, so wird sie nicht immer allen fehlen. Wie wollt ihr sie erklären? Was wollt ihr mit ihr machen? Wollt ihr der Phantasie wie einem Hunde: kusch dich! zurufen? und wenn sie nicht pariert, wollt ihr sie morden als einen Vampyr? Und ist das auch Deskription? Also weil ihr tugendhaft seid, soll es keine Torten und keinen Wein geben? Oder genauer! weil ihr schwach seid und feige, soll es keine Helden geben?

Aber den Aposteln der Nüchternheit, den Positivisten, muss man kahlköpfig nüchtern antworten. Nun ich meine, die stoffliche Einschränkung der Wissenschaft auf das, was ist, und das, was war, ist eine Willkür und im Begriff der Wissenschaft nicht begründet. Die Definition der Wissenschaft kann überhaupt nicht vom Stoff hergenommen werden, weil der Stoff der Wissenschaft grenzenlos ist und weil er garnicht ihr Eigentum, sondern ihr gemeinsam ist z. B. mit der Politik, Kunst, Industrie, kurz mit dem gesamten Leben. Nur die Behandlung macht die Wissenschaft und danach bestimmt sich die Wissenschaft allgemein als geistige Ordnung nach Prinzipien. Solcher Ordnung aber ist das, was sein soll, genau so gut fähig wie das, was ist, und das, was war. Die Wissenschaft ist ein Werk des Menschen und nur durch die menschlichen Funktionen wird ihr der Stoff zugetragen. Da kommen die Sinne und entladen den Stoff vom Felde draussen in vollen Garben in die Scheuern der Seele. Und die andern seelischen Funktionen, der Wille, die Phantasie, die Vernunft und was sonst als schöpferisch gilt, die sollen nur als Zuschauer dabeistehn oder höchstens als Dreschflegel dienen den Sinnenstoff zu verarbeiten? Sie haben keinen Stoff, sagt der Positivismus, aber das ist seine petitio principii, und solange es nicht erwiesen ist, kommt es auf den Menschen an. Die Behauptung, dass der Mensch nicht schöpferisch sei, tritt gewöhnlich in Zeiten auf, wo — er's wirklich nicht ist. Aber schliesslich ist die Frage, wo der

Digitized by Google

Stoff herkommt, nicht die einzige und wichtigste. Alles Schaffen ist ein Verarbeiten und die Venus von Milo ist wichtiger als ganz Carrara. Doch die Positivisten sind die reinen Physiokraten der Erkenntnistheorie. Zugegeben, dass die Sinne alle Rohprodukte liefern, könnten sie doch immerhin eingestehen, dass Wille, Vernunft, Gefühl, Phantasie auch noch produzieren. Oder wollen sie dem Menschen nur erlauben zu urteilen: dies ist schwer und jenes ist drei Fuss hoch, und wollen sie ihm den Mund knebeln, wenn er spricht: dies will ich und jenes hasse ich, dies ist schön und gut und jenes unrecht, unschicklich, dies darf sein, wird sein oder wird nicht sein, kann sein, soll sein, muss sein? Diese Fülle seelischer Lebensregungen unterdrücken, hiesse das Leben ersticken. Soll nun blos der Inhalt des passiven Geistes, die Erfahrung, prinzipiell geordnet werden dürfen, aber nicht der Inhalt des aktiven Geistes mit allen seinen normativen, impulsiven, ästhetischen und sonstigen Regungen? Ordnung verdient und fordert das, was ich sehe, aber nicht minder das, was ich denke und fühle, was ich will und soll. Aber ich meine nicht die Ordnung der fremden Betrachtung, die Ordnung des anatomischen Präparats. Die Regungen des aktiven Geistes sollen nicht blos wie abgerissene, welke, gepresste Blumen ins Herbarium der Psychologie gelegt werden, nein, warm und lebend sollen sie geordnet werden als aktive Funktionen. Meine Wünsche und Strebungen will ich auf höchste Zwecke und Ideale zurückführen, meine Urteile auf Grundsätze, meine Handlungen auf sittliche, juristische oder sonstige praktische Normen und Gesetze und alles in Einklang bringen, nicht blos um es zu betrachten, sondern auch um es zu verwirklichen — auch das ist Wissenschaft, wenn ich nur unter „mein" nicht gerade meine persönlichen Geistesregungen, sondern die der Allgemeinheit, in der ich lebe, des Berufes, Volkes, der Menschheit u. s. w. begreife.

Aber dieser Typus der Wissenschaft ist für das Bewusstsein der Zeit eingeschlafen: langsam erst beginnt er wieder die Augen aufzuschlagen, um dem historisch-naturwissenschaftlichen Typus, der nur das Ordnungsprinzip der Ursache kennt, die Alleinherrschaft streitig zu machen. Doch die Positivisten meinen, er schlafe noch immer, und sie nennen die Regungen des aktiven Geistes — Träume. „Träume" aber gehören nicht in die Wissenschaft. Und doch stellen die stark historisch gestimmten Positivisten solche „Träume" in die Wissenschaft ein, erkennen sie an als einen prinzipieller Ordnung fähigen Wissenschaftsstoff. Sie erkennen die Geschichte der Philosophie als Wissenschaft an und sie sollte ihnen doch weiter nichts sein als ein grosses Traumbuch oder eine Irrenhauschronik. Also die „Träume" der Vergangenheit, die „Träume" der Toten gehören in die Wissenschaft, die „Träume" der Lebenden nicht? Die Ideen der Lebenden sind vielleicht von gesunder Realkraft und vielleicht in der Verwirklichung begriffen, die Ideen der Toten mögen die tollsten Luftsprünge und Mummenschänze der Phantasie gewesen sein, — der historische Positivismus weist jene als phantastisch ab und diese registriert er getreulich als — Realien.

Im Zeitalter des Positivismus ist der Ideenmensch die lächerlichste, misachtetste Figur. Aber stirb nur, du armer Thor, dann kommt der Positivismus als Jurist, das Testament zu suchen und den Nachlass aufzunehmen, als Theologe beginnt er deine Verdienste aufzuzählen,

Digitized by Google

als Anatom freut er sich dein interessantes Gehirn zu studieren und als Literarhistoriker pustet er in die hintersten Schubfächer, deine letzten Waschzettel zu suchen, — er, der vorher deine gesammelten Werke verstauben liess. Und dieser Totengräber und Lumpensammler behauptet der einzig wahre Typus der Wissenschaft zu sein! Der Positivismus lügt mit seinem eigenen Namen. Er prätendiert das Positive, Reale zu suchen und er sucht nur das Tote, er muss warten, bis die Wirkung niedergeschlagen ist, bis das Leben erloschen und das Blühende in Staub gefallen ist, weil er nur das Objekt gewordene, den Stoff begreifen kann, aber nicht die Kraft und das Subjekt. Die Wissenschaft hat zwei starke Arme, sie kann das Subjekt wie das Objekt fassen, sie ist die Kraft der geistigen Disziplinierung, sie ist die prinzipielle Organisation und die mag für das aktive, lebendige Subjekt schwerer sein als für das passive Objekt, aber sie ist auch für jenes möglich und faktisch und nötig. Der Positivismus in Wissenschaften, die ihn nicht vertragen, ist wie ein Feldherr, der seine Truppen nicht disziplinieren kann und nun wartet, bis sie vom Feinde erschlagen sind, und sie dann schön in Reih und Glied auf dem Kirchhof bettet. Man ahnt garnicht, wieviel Trägheit im Herzen des Positivismus mitspricht. Das Objektive, das liegt dem Sitzenden so ruhig, so fasslich konkret, so bequem zum Betasten und Messen auf der Hand, das Subjektive aber ist ihm zuwider, es ist zu lebendig, es fliegt so leicht davon. Nun, so flieg mit, du Faulpelz! Der Positivismus aber schüttelt den Kopf und nennt das Fliegen Windbeutelei und das Subjektive irreal und phantastisch. Jeder Denkende weiss, dass es ein rein Phantastisches, ein rein Subjektives so wenig giebt wie ein rein Objektives, dass unser Leben nur bevölkert ist von den Kindern der beiden Prinzipien, von denen aber jedes bald als männliches, bald als weibliches Prinzip auftreten kann. Ist das Objekt der zeugende, das Subjekt der empfangende Teil, so heisst das Produkt Erfahrung, und ist das Subjekt der Vater, das Objekt die Mutter, so entspriessen Moral, Religion, Gesetzgebung, Kunst und anderes mehr. Und alles das zieht ein in die weiten Netze der Wissenschaft und in die Fülle ihrer Methoden. Der Positivismus aber ist die Wissenschaft, die das Subjekt verarmen lässt, die alles nach der Seite der Erfahrung hinüberzieht, auch das, was auf der andern Seite steht, und die darum Religion, Moral, Gesetzgebung und Kunst nur historisch begreifen kann. Die Geistesgeschichte der Menschheit ist die Geschichte der stets wechselreichen Ehe von Subjekt und Objekt. Es ist meist eine unglückliche Ehe; bald wird das Objekt vom Subjekt vergewaltigt — man nennt das Romantik, bald flüchtet sich das schwach gewordene Subjekt vor dem vorstürmenden Objekt — in Zeiten des Naturalismus. Die rechte, die fruchtbare Ehe zwischen Subjekt und Objekt heisst Klassik und der Priester, der sie einsegnet, ist — das Ethos. Auch die Wissenschaft hat ihren redlichen Anteil an der Unfruchtbarkeit, wenn sich in ihr Subjektivität und Objektivität scheiden und bekriegen, statt sich in voller Liebeskraft zu umfangen. Der Positivismus hat recht, es ist unfruchtbar einer phantastischen Idee nachzuhängen, die von keiner Realität gesättigt ist. Er vergisst nur eins, es ist nicht minder unfruchtbar, die Haare eines Affen oder die Tintenflecke in Schillers Schulheften zu zählen oder wie die experimentelle Psychologie eine möglichst gleichgiltige menschliche Bewegung auf zehntausendstel

Digitized by Google

Sekunden zu berechnen. Es giebt einen leeren Schematismus der romantischen Wissenschaft, aber nicht minder eine leere Statistik der positivistischen.

Die Wissenschaft muss fruchtbar bleiben. Das ist ein Satz, der nur gewollt, der nicht bewiesen werden kann, — weil es ein ethischer Satz ist. Fruchtbar wofür? Für den Gesamtinhalt alles Menschenseins, für die Summe aller Werte, für die Kultur. Also die Wissenschaft ist in ihrem Stoffe doch nicht frei und unbeschränkt, aber die Beschränkung fliesst nicht aus ihrem Begriff, sie fliesst aus ihrer Beziehung zum Herzen der Menschheit, es ist eine ethische, keine logische Beschränkung. Die Wissenschaft lebt und liebt und leidet in und mit der Kultur. Die Scholastik rang im Schweisse ihres Angesichts mit theologischen Rätseln, aus denen uns nur gespenstische Haarspaltereien, unfruchtbare, nichtige Grübeleien entgegenblicken. Aber eben, was nichtig und was wichtig ist, das wechselt und entscheidet sich immer von neuem im Gang der Kultur. Wir spotten über eifrige Gesten, wenn wir den Atem nicht mehr fühlen, von dem sie getrieben sind. Wir aber sind die letzten, die spotten dürfen, wir Fanatiker des Spezialismus. Es geht heute mehr als je in der Wissenschaft nicht besser zu wie auf der Strasse. Es tritt irgendwo einer auf den Fuss des andern, sie streiten, Neugierige kommen herzu, die Affekte werden lebendig, Parteien bilden sich, aus der „brennenden" Streitfrage entsteht vielleicht ein neuer Wissenschaftszweig — erst die begrabenden Söhne erkennen auf dem mit Büchern bedeckten Schlachtfelde, wie leer der Streit der Väter war.

Man darf getrost die Frage stellen: Wer kann denn heute noch ein Buch schreiben? Wir schwanken fortwährend nur zwischen Handbüchern und Monographieen, zwischen dem Feuilleton und der Spezialistik, wir schwanken zwischen der rohesten Praxis und der entlegensten Theorie, zwischen Schaum und Hefe. Was uns fehlt, das ist der rechte Regulator, der uns in die gesunde Mitte führt zwischen den Extremen. Dieser Regulator aber kann kein anderer sein als ein ethischer. Denn was kann man sonst jenen extremen Gestalten, die ihr Lebensrecht haben wie alle andern, entgegenhalten als dass sie ethisch mangelhaft sind? Hier herrscht die Oberflächlichkeit und das rohe Bedürfnis und dort der exklusive Sport exakter Trockenheit, hier kriecherische Anpassung an das Publikum und dort blasierte Verachtung des Publikums. Theorie und Praxis — und diese nicht allein — hassen sich heute, wenn sie sich nicht misachten. Auch hier treten ein männliches und ein weibliches Prinzip, ein Geist der Strenge und ein Geist der Schmiegsamkeit feindlich auseinander statt die Vereinigung zu suchen, ohne die es keine Fruchtbarkeit giebt. Es ist, als hätte die Kultur ihre Seele verloren oder noch nicht gefunden, als seien die Nervenstränge durchschnitten, welche die Glieder der Kultur miteinander verbinden. Was uns not thut, das ist ein Centralsinn, der ein ethischer sein muss, weil er Liebe predigt den Gliedern der Kultur. Die Kultur allerdings besteht in fortschreitender Differenzierung, aber nur zur Hälfte. Alles Grosse ist ein Problem, eine Synthese von scheinbar Antithetischem. Die Kultur, die Summe alles Grossen, hat das Problem aller Probleme zu lösen, die Synthese aller Synthesen zu suchen: innigste Einheit bei äusserster Differenzierung. Wenn sie auch bald ausgeschlagen hat,

Digitized by Google

es ist heute noch immer so recht die Stunde für die differenzierenden Geister, für die antithetischen Köpfe, für die Männer des Hasses, so recht die Stunde für die Talente und die Talente jubilieren heute wie die Mäuse, wenn die Katze nicht zu Hause. Kommt das Genie, so müssen sie doch sterben oder dienen. Zwischen beiden aber weiss ich nur diesen Unterschied: das Genie ist ein ethisches Talent, es ist ein Talent, das Herz hat. das nicht nur wie das reine Talent, der Virtuose für seinen Ruhm, sondern für die Menschheit fühlt und wirkt, für die Menschheit sich verantwortlich fühlt, ein Talent, das Melodie hat, weil seine Seele mehrsaitig angelegt ist, ein Talent voll Liebe und von überströmender Fruchtbarkeit. Aber noch einmal sei's gesagt, es giebt keine Fruchtbarkeit ohne Vereinigung, kein Produkt ohne Gemeinschaft der Faktoren, kein Neues, das nicht ein Ausgleich von Gegensätzen wäre. Weil das Genie synthetisch ist, darum ist es ethisch. Im Genie ringen in Liebe, befruchten sich Subjekt und Objekt, Kraft und Stoff, Ideal und Leben und es ist nichts anderes, wenn Schelling sagt: Das Genie ist die Fähigkeit, das Allgemeine im Besonderen und das Besondere im Allgemeinen zu sehen. Warum aber sollen Subjekt und Objekt in Liebe ringen? Warum die Idee mit der Realität verknüpfen und das Reale zur allgemeinen Idee erheben? Warum soll ich die Ansprüche der Aussenwelt anerkennen — und die Ansprüche der Innenwelt? Warum nicht als freier Schwärmer aus der Welt gehen oder als kühl rechnender Beobachter den Gang der Erfahrung an sich vorübergleiten lassen? Warum mitleben in der Erfahrung? warum begreifen und schöpferisch gestalten? Warum überhaupt soll die Wissenschaft fruchtbar sein? Warum soll sie nicht, bakonisch zu reden, sich genügen lassen, sich einzuweben wie eine Spinne oder zu sammeln wie die Ameise, warum soll sie sammeln und verarbeiten wie die Biene, um Honig zu geben — auch für andere? Warum? Es giebt nur eine Antwort: weil es ethisch ist.

Man wolle sich doch darüber nicht täuschen: der extreme Idealismus ist genau so unwiderleglich wie der extreme Naturalismus und der extreme Skepticismus. Man hat gegen die Extreme keine andere Waffe als den Vorwurf der Unbrauchbarkeit, der Unfruchtbarkeit: das aber sind ethische, nicht logische Begriffe. Die Logik kann nie zur grundlegenden Anerkennung einer Existenz, nie zu einer Anschauung zwingen, sondern nur zur Konsequenz innerhalb einer Anschauung. Ich bestreite die Aussenwelt, die Kausalität, ich bestreite die Pflicht, den Staat, die Schönheit, ich bezweifle mich selbst, mein Zweifeln: wer will mich hindern? Nein, die Philosophie ist im tiefsten Gründe — Wertgebung und darum wohnt hinter der Erkenntnistheorie die Ethik. Richtig verstanden, mag es ein Jenseits geben von Wahr und Falsch: ein Jenseits von Gut und Böse giebt es nimmermehr. Dereinst, wenn wir die Sprache der Metaphysik wieder verstehen, mag sie das letzte krönende Wort unserer Anschauung sprechen: heute an der Wende der Zeiten, an der Grenze zweier Jahreszeiten des Geistes, da es gilt für neue Keime den tiefsten Boden des Denkens aufzuwühlen, heute muss die Ethik an der Spitze der Wissenschaften sich vernehmen lassen. Wenn das Herz der Kultur nicht eintrocknen soll, und ihre Glieder, nicht mehr durchströmt vom gemeinsamen Blutumlauf, nicht absterben sollen, wenn speziell die Wissenschaft nicht zerfallen soll in didaktische Abrichtung und eine Menge spezialistischer

Digitized by Google

Einzelsports, wenn sie, wieder bakonisch zu reden, weder eine Dirne zur Lust noch eine Magd zum Gewinn, sondern eine Vermählte zur Erzeugung und Frucht sein soll, dann muss eine Grundwissenschaft aufsteigen, welche die Einzelwissenschaften nicht nur unter sich, sondern mit der Kultur verbindet, die den Chor der Wissenschaften hinführt zum Herzen der Menschheit, eine Wissenschaft von der Kultur, vom Gesamtinhalt der Werte und der Bestimmung des Menschen, eine Wissenschaft, die da sagt, was fruchtbar ist, — die Ethik.

Der rechte Positivist behauptet, die Wissenschaft müsse konstatieren und weiter nichts. Der Tieferblickende aber weiss, dass sie noch weit Grösseres muss: sie muss konstruieren. Eine Wissenschaft ohne Konstruktion ist nicht Wissenschaft, sondern Erfahrung. Die Thatsachen geben nur Bruchstücke und jede Wissenschaft ist das Streben zu einem System. Auch der wissenschaftliche Baumeister muss zuerst einen Dispositionsplan anlegen, muss die Thatsachen behauen, das Wesentliche und Brauchbare an ihnen herausarbeiten, die passenden zusammensuchen, sie übereinanderschichten und verklammern nach der Kausalität oder sonst einem ordnenden Halt, muss die zahllosen Lücken der Thatsachen ausfüllen durch Kombinationen. Die Aufstellung von Gesetzen, die Anwendung von Methoden, kurz das ganze Leben der Wissenschaft vollzieht sich in fortwährenden Akten der Konstruktion. Selbst in der sichersten empirischen Methode, im Experiment ist das Konstatieren nur der Schlussakt, im übrigen ist es ein freies Provozieren der Thatsachen auf Grund eines Konstruktionsbildes; denn ohne die Erwartung eines bestimmten fruchtbaren Effekts würde niemand diesen Effekt im Experiment, in der Zusammenlegung der Faktoren vorbereiten. Selbst die deskriptivste Wissenschaft lebt zum grösseren Teil von der Konstruktion und der ideale Naturforscher ist nach der Anekdote von Cuvier der, welcher aus einem Knochen den Bau eines Tieres konstruiert. Aber man wolle sich doch endlich klar machen, dass neben dem deskriptiven Typus der Wissenschaft mindestens gleichberechtigt der normative steht, der weniger Gesetze aufstellt von dem, was ist und war, als Regeln von dem, was sein soll, und dass auf diesen Typus zahlreiche Wissenschaften eingeschworen sind, wenn man nur von ihrem historischen Teil absieht: so die theologische Dogmatik und Homiletik, die Jurisprudenz, die Volkswirtschaft, z. gr. T. die Philosophie, die Pädagogik, die Hygiene, Therapie und Chirurgie, und dass gerade diese normativen Wissenschaften teilweise jetzt recht in Flor kommen, lässt erkennen, dass das Auge der Zeit sich mehr und mehr der Richtung zuwendet, in der als höchste normative Wissenschaft vom Menschen die Ethik steht. Nach unten und nach oben, in den Grundlagen und im krönenden First reicht der Bau jeder Wissenschaft über die Thatsachen hinaus und wenn die Naturwissenschaft behauptet, sie konstruiere dort, wo die empirische Prüfung aufhört, nur Hilfshypothesen, welche die Dinge zu ihrer Erklärung fordern, so kennt sie die Dinge schlecht. Die Dinge fordern garnichts oder höchstens, dass man sie in Frieden lässt. Nicht die Dinge fordern zur Erklärung, sondern wir zum Begreifen. Für uns konstruiert die Naturwissenschaft, die eben auch nur Objekt und Subjekt vermittelt.

Wer den Gang der Philosophie, die einst die Wissenschaft war, oberflächlich betrachtet, sieht wie in ein verwirrend grosses Museum, viel alte Irrtümer und Curiositäten, wenig brauchbare Wahrheiten. Wer

Digitized by Google

länger hinschaut, ist stolz, zu bemerken, dass hier und dort verwandte Erscheinungen auftauchen, dass sich die moderne Philosophie meist in der Antike spiegelt und die gleichen Richtungen wiederkehren wie die Jahreszeiten. Auch das ist nicht das Letzte. Hinter dem Gang der Jahreszeiten vollzieht sich ein Wandlungsprozess der Erde, langsam, kaum merkbar wie die Fixsternbewegung neben dem Kreislauf der Planeten, so kommt hinter dem Kreislauf philosophischer Richtungen schwer atmend ein langsamer Fortschritt herauf, spürbar nur für die säkulare Betrachtung: das ist die Wandlung des Substanzialismus in den Funktionalismus. Mit andern Worten: die Emancipation von den Dingen, die bessere Beherrschung der Dinge durch ihre Auflösung in Prozesse und Beziehungen d. h. in Funktionen. Die Philosophie beginnt geradezu bei den Joniern mit konkreten Dingen (Wasser, Luft etc.) als Prinzipien. Schwer lastet die Dinglichkeit in den starren Halbabstraktionen der Pythagoreer und Eleaten und nun sucht man der Dinge Herr zu werden durch Zerschlagung bis zur äussersten Grenze, bis zu Atomen. Die Sophistik bricht herein als die Auflösung der rohen Dinglichkeit und zugleich als erklärte Impotenz Beziehungen zu begreifen. Nun aber versucht man die Dinge abstrakt zu packen, man trägt sie in den Geist und das Ding im Geist ist der sokratische Begriff und die platonische Idee, die ewig seiende; doch der Weltaristokrat Plato hat in der grossen Idee der Rangordnung schon die Relativität begriffen. Nun erscheinen des Aristoteles ewige Typen, über denen der kontemplative Gott sich lagert, aber aus der Kategorientafel tönt zum ersten Mal noch etwas ungeordnet die Melodie der Beziehungen. Das schon bei Aristoteles abgezweigte praktische d. h. funktionale Moment arbeiten die ethischen Schulen der Stoiker und Epikureer zur Grundtendenz heraus. sie beachten das funktionierende Individuum in Gefühl, Phantasie und That, aber sie preisen das Individuum gerade in seiner Beziehungslosigkeit, in seiner Selbständigkeit, Ruhe und Festigkeit. Und das antike Ideal bleibt statuarisch d. h. substanziell, bis es skeptisch gespalten, eklektisch gebrochen zum Selbstmord schreitet. Da aber flutet ein neuer Tag vom Morgenlande her ins verdüsterte Abendland, der im Neuplatonismus emporgetragene Gott steigt im Christentum erlösend in die Herzen der Menschen und vor ihm schmilzt die harte Seelensubstanz in weicher Demut dahin. Nun wird die Seele funktional: die grosse Beziehung, die Liebe zu Gott, tritt in sie ein und der grosse Prozess, die Wandlung in Reue und Bekehrung. Aber die kirchliche Philosophie nimmt eine starre Dogmatik und einen schweren Realismus in sich auf; als Statthalter des Glaubens regiert die theoretische Vernunft, diese Kraft geistiger Monumentalisierung, abstrakter Verdinglichung, bis der lebendigere Nominalismus und die praktische Mystik der Reformation zum Siege kommen. Nur als Summe der grossen Beziehungsformen Denken und Ausdehnung steigt noch in Descartes und Spinoza der Substanzbegriff auf, gegen den Locke und Hume mit empirischem Relativismus zu Felde ziehn. In Leibniz wandelt sich die Substanz in die Kraft und die Innerlichkeit wird in der Spontaneität der Vorstellungen funktional. Nun stürmen die Aufklärer gegen die Mauern des Dogmatismus, aber erst der Kritiker der Vernunft zerschmettert seine Türme; die Ontologie, diese geistige Versteinerung stürzt zusammen und die praktische Philosophie steigt über die theoretische empor. Die Dinge verflüchtigen sich vor den Formen, die aus

Digitized by Google

den Vermögen des Subjekts stammen — der ewig entscheidende Sieg des Funktionalismus über den Substanzialismus.

Und nun das 19. Jahrhundert! In der buntesten Fülle seiner Contraste dient es doch nur einem Programm: der möglichsten Durchführung und Vereinheitlichung des Funktionalismus d. h. der Prozesse und der Beziehungen, in denen die Dinge flüssig werden. Vernunft und Natur verflüssigen sich von Hegel und Schelling bis zu Darwin und Spencer zu einem Weltprozess der Entwicklung. Herbart bearbeitet die Begriffe, um widerspruchsfreie Beziehungen zu gewinnen; Mill und Comte, alle Associationspsychologen wie alle neueren Sozialphilosophen haben das gemein, dass sie die Beziehungen von Vorstellungen, Empfindungen, von Menschen und Gruppen zu fortschreitenden seelischen und staatlichen Organismen steigern. Durch die ganze weite Spannung des Jahrhunderts aber reichen sich Fichte, Schopenhauer und Nietzsche die Hände, einig in dem Gedanken, dass der Wille d. h. die Kraft zu funktionieren das Grundprinzip des Lebens ist. Und diese drei Essenzen, die zum besten Geistessaft des Jahrhunderts zusammenfliessen, muss jede zukünftige Philosophie in sich aufnehmen: die Gedanken der Entwicklung, des Organismus und des Grundwillens oder die Gedanken des höchsten Prozesses, der höchsten Beziehung und der höchsten Funktionskraft. Welch langer Weg von den substantiellen Seelenteilen Platos bis zu den Seelenvermögen Kants und gar zu den Seelenfunktionen der neueren Psychologie! Es zeigt sich in der Philosophie, in der Wissenschaft überhaupt derselbe stetig fortschreitende Prozess der Übernahme von Last auf die Schultern der Kraft, der Verflüssigung von Raum in Zeit, der Umbildung von Natur in Gesetz und Geschichte, der Emanzipation von der Naturschwere, kurz derselbe Übergang von Substanzialismus in Funktionalismus, dieselbe Entdinglichung wie in der Kunst, in dem Gang von der Architektur als Hauptkunst des Orients durch die Plastik der klassischen Antike und die Malerei der Renaissance bis zur Musik als Typus der modernen Kunst und in der Entwicklung der Musik selbst von der Fugenarchitektur eines Bach bis zur dramatisch und symphonisch gelösten Form der Neuromantiker. Der ganze Sinn der Entwicklung ist: Erlösung vom starren, substanziellen Sein! Wir wollen heraus aus dem Sandboden, heraus aus den steifen Mutterarmen der lastenden Erde. Wir wollen als Erwachsene mit gelösten Gliedern über den Boden schreiten, wir wollen unser Leben nicht fristen von den dürftigen Kräutern, den Geschenken der Natur, wir wollen den Boden fruchtbar machen mit eigener Kraft.

Die ökonomische Entwicklung geht denselben Gang wie die philosophische und künstlerische, es ist der Gang des Menschen überhaupt: die Entwicklung von der Substanz zur Funktion. Erst pflückt er, was die Dinge der Natur ihm bieten, er lauert den Tieren auf, dann treibt er und pflegt als Nomade die Heerden, dann wird er in der Landwirtschaft zuerst des Bodens Herr und er wird es mehr und mehr, die intensiver werdende Landwirtschaft drückt die Bedeutung des Naturbodens, der Substanz immer mehr herab gegen die Funktionen von Arbeit und Kapital, die den Boden selbst funktioneller machen, aber die Landwirtschaft selbst wird wie alle Rohproduktion d. h. alle mehr im Substanziellen haftende Arbeit in den Kulturstaaten immer mehr herabgedrückt zu Gunsten der funktionelleren Industrie, die Naturalwirtschaft hat sich in die Geldwirtschaft und schliesslich in die Kredit-

Digitized by Google

wirtschaft gewandelt — ein steter Ablösungsprozess von der Substanz. Wie weit ist hier die Praxis der Theorie vorangeeilt! Aber die Theorie, die hinter dem Leben zurückbleibt, ist falsch. Auch die Wahrheit muss sich entwickeln — denn was ist die Wahrheit anderes als der Ausdruck unseres Verhältnisses zur Welt? Und so muss entsprechend diesem veränderten Verhältnis auch die Wahrheit aufsteigen von der Wahrheit der Natur zur Wahrheit der Kultur, von der starren Wahrheit des Bodens zur fruchtbaren Wahrheit der Wertgebung. Wir müssen heraus aus jener alten substanziellen Anschauung, dass wahr nur ist, was ist. Denn wir sind nicht mehr Knechte des Seins, wir sind Steuermänner auf dem Meer des Werdens zum Ziel des Sollens. Wir haben noch mehr zu thun als die Wahrheit zu suchen: die Wahrheit zu schaffen! Wer Erhebung predigt über die Wahrheit des Seins, der preist nicht die Wahrheit des blossen Wechsels, sondern die Wahrheit des stets höheren Ringens und es heisst wahrlich nicht der Wahrheit zu nahe treten, wenn man behauptet, dass jedes Zeitalter in seiner Anschauung soviel Wahrheit hat, als es selbst wert ist.

Der alte neuestens wieder entfachte Streit zwischen Glauben und Wissen hängt zumeist nur an der festgewurzelten Anschauung von der blossen Wahrheit des Seins. Die steinerne Wahrheit des Seins hat der hellenische Meissel zur denkbar höchsten Verklärung gebracht, heute aber kann es nur Trägheit und Armut des Geistes sein, die sich an die Substanz festklammert. An Gott ist doch durch die Naturwissenschaft die (von D. Fr. Strauss konstatierte) „Wohnungsnot" nur deshalb herangetreten, weil man das Haus der Wahrheit zu eng gebaut hat. Der Straussische Gott steckte seinen Kopf nur in den Sand des Seins und meinte dann, er wäre nicht da. Aber wenn Gott aus dem breitesten Sein vertrieben ist, so kann er noch immer Wohnung nehmen im höchsten Wert; wenn er kein substanzieller Gott sein darf, so kann er ein funktionierender Gott sein; wenn er im Gegenwärtigen keinen Platz hat, vielleicht weil er zu gross ist, so kann sich ihm in der unendlichen Zukunft ein um so stolzerer Thron gestalten. Oder lässt man heute die Zukunft als realen Faktor nur in Gestalt einer — Aktie gelten? Sollen wir wirklich nur materiell mit der Zukunft rechnen, nur materiell den Wert über das Sein stellen — und nicht auch geistig? Nicht auch theoretisch sagen: „reell", wahr ist, was „rentiert", was fruchtbar ist? Die philosophischen Kärrner, die immer nur in den ersten Teilen der Kritik der reinen Vernunft herumstöbern und nur den Apriorismus anstaunen, ahnen garnicht, dass das Centrum des Kantianismus in der Erhebung des Sollens über das Sein, des Willens über das Denken, der Funktion über die Substanz liegt. Es weht die Morgenluft der neuen Ära gerade in jenen halbvergessenen Gedanken Kants, welche statt der alten konstitutiven die regulativen Prinzipien einführen und die Dogmen zertrümmern, um die Postulate einzusetzen. Es spricht darin das erwachende Selbstbewusstsein des Funktionalismus, es ist der erste Schritt auf dem Zukunftsboden der Philosophie, der Anfang — der später kaum fortgesetzte Anfang der Kreditwirtschaft in der Philosophie.

Aber schon der Name zeigt hier die drohende Gefahr: die Kreditwirtschaft — die geistige wie die materielle — öffnet der wilden „Spekulation" Thür und Thor, wenn nicht als zügelnde Kraft — das ethische Bewusstsein hinzukommt. Gerade weil es die Besonderheit des Menschen

Digitized by Google

ist, weil der Fortschritt der Kultur dahin geht mehr und mehr die Zukunft in Rechnung zu ziehen, weil die Wissenschaft zum grossen Teil und speziell die Philosophie den Charakter der Kreditwirtschaft annehmen muss, gerade darum muss die Ethik leitend werden, damit sie uns die echten Werte von den falschen unterscheiden lehrt. Der Funktionalismus ist die Wahrheit, aber er fordert das Ethos und er fordert es heute mehr als je oder eigentlich heute zum ersten Mal Die Zeit kann hier aus frischer und bitterer Erfahrung sprechen. Dank den grossen Geistern, die den Willen, die funktionale Kraft als innerstes Prinzip begriffen haben! Aber dieses Begreifen ist zum Fluche ausgeschlagen, weil der Wille des ethischen Halts entbehrte. Wir sahen erst in Schopenhauer den Willen zum Nein aufsteigen und nun in Nietzsche den Willen zum Ja, gestern die reine Spekulation à la baisse und heute Spekulation à la hausse. Aber wir wollen weder die Panik noch das Gründertum, wir wollen den Willen, der zur rechten Zeit Ja und Nein sagen kann, wir haben genug von dem taumelnden Börsengeist, der in diesen Jahrzehnten sein Wesen trieb, wir lechzen nach ethischem Geist. Die Frage drängt zur Entscheidung, sie duldet nicht Aufschub; denn sie fordert einen Richterspruch und die Parteien haben gesprochen: der grosse Weltverneiner hat gesprochen, mit dem Mitleid tröstend, und nun auch der grosse Machtprophet. Und das Entscheidungswort kann nur lauten: Synthese! Es muss sich vermählen wie Mann und Weib der Wille zur Macht und der Wille zum Mitleid: das giebt eine fruchtbare Ehe. Aber dazu gehört, dass der Wille nicht das einzige Prinzip ist. Es lebt heute Mancher im stillen Winkel, der fein genug ist, die grosse Forderung der Zeit, die Hinführung des Grundwillens zum Ethos zu begreifen, aber nicht stark genug, den Weg dahin selbstständig zu führen und der darum hilfeflehend aufblickt zu Kant und Fichte, die einst den Willen sittlich machten, indem sie ihn mit der Vernunft vermählten. Doch nur die Sehnsucht, die aus der Schwäche stammt, glaubt, dass die Philosophie zurückgehen könne. Die Wahrheit ist nicht wie alter Wein aus dem Keller zu holen, sie will jederzeit erst als Beute in schwerem Kampfe errungen sein. Mag das Problem das gleiche sein, die neue Zeit verlangt eine neue Lösung. Das Prinzip der Vernunft, das Kant und Fichte so eifrig entfalteten, ist der Zopf des antikisierenden 18. Jahrhunderts; heute kann man den absoluten Rationalismus zu den Toten werfen, die nie mehr auferstehen. Das Ideal des 19. Jahrhunderts lässt die analytische Vernunft hinter sich; der Wille dieses Jahrhunderts wird ethisch, indem er im höchsten Sinne synthetisch wird, durch Synthese mit der Synthese in Raum und Zeit d. h. mit dem Organismus und mit der Entwicklung.

Das Testament des 19. Jahrhunderts, der wahre Funktionalismus erfüllt sich in diesen drei Begriffen: der Wille kommt im Organismus zur Entwicklung. Und von diesen Begriffen darf keiner fehlen. Der Wille bei Schopenhauer führt nur zum Tode und nicht zur Entwicklung. Der gesündere Wille bei Nietzsche führt wohl zur Entwicklung, aber nicht zum Organismus. Die Entwicklung ohne bewusste Kraft im Willen und ohne Halt und Grösse im Organismus ist wie ein steuerloses Segeln auf uferlosem Meer. Der blosse Organismus, die blosse Sozialordnung ohne die Kraft des Willens, die oft im Einzelnen weit voller und edler strömt als in der Masse, ohne die Differenzierungstendenz der Entwicklung führt zum Chinesentum. Wäre Organismus, nichts als

Digitized by Google

Organismus der Sinn der Entwicklung, dann könnte sich das Menschentum schlafen legen: der Ameisenstaat hätte schon das Nötige besorgt. Der Organismus ohne Wille und Entwicklung muss mit saftlosen, schattenhaften Gliedern hohl zusammenklappen. Comte und Spencer haben die Prinzipien des sozialen Organismus und der Entwicklung, aber ohne die freie Innenkraft des Willens. Comte gelangt mit seinem Wahlspruch: l'amour pour principe et l'ordre pour base: le progrès pour but zu einem derartig despotischen, hierarchischen Reglementiersystem, dass Stuart Mill nur den Jesuitismus damit in Vergleich zu stellen wagt. Spencer gelangt zu seiner Bestimmung des Lebens als Anpassung innerer Relationen an äussere. Was heisst das anders als: Leben ist Veräusserlichung? Diese Theorie sozial-empirischer Anpassung ist, um es grob herauszusagen, eine Philosophie des Schneider- und Kellnertums. Der grosse Dichter des „Kain", der für Griechenland starb, aber so schlecht sich darauf verstand, seinen „äusseren Relationen", der Gesellschaft seiner Zeit und seines Landes sich anzupassen, müsste das Knie beugen vor einem geleckten und windigen Streber, der stolz auf die Brust schlägt, weil er in der Anpassung des Innern an das Äussere seine eigene Lebensmaxime wiederfindet. Nein, der grosse und starke, der freie und tapfere Wille ist das Erste, das Subjekt der funktionalen Ethik. Das Zweite ist, dass der Wille im Organismus und zum Organismus sich entfaltet, dass der Wille sozial wird — das Prädikat, die Objektsbeziehung der Funktion. Und Wille und Organismus müssen sich drittens in der Entwicklung finden und fortschreiten — das Funktionieren als verbale Copula. Mit andern Worten: das ethische Ideal, wie es sich am Ausgang des Jahrhunderts darstellt, vollendet sich, wenn Kraft und Liebe sich vermählen zur Fruchtbarkeit.

(Ein Schlussartikel folgt.)

DER EINHORN-APOTHEKER.

VON

OTTO ERICH HARTLEBEN.

I.

Die Thätigkeit eines Referendars ist schon deshalb eine der vornehmsten unter allen menschlichen Thätigkeiten, weil sie niemals durch Maschinen-Arbeit ersetzt und überflüssig gemacht werden kann. Während nämlich auf allen anderen Gebieten mit jeder neuen Erfindung eines geriebenen Mechanikers so und so viele „Hände", welche doch nicht bloss arbeiten, sondern auch Lohn empfangen wollen, erspart werden, trotzt der Referendar mühelos allen Erfindern noch so guter und billiger Schreibmaschinen; denn wie billig eine solche auch sein mag: er ist noch billiger: er ist gratis. Darin besteht seine uneinnehmbare Stellung, darauf beruht seine Würde, das ist sein Rang.

Digitized by Google

So oft ich über den mir gewordenen Beruf nachdachte, um so sinnvoller erschien mir die Verknüpfung meines Schicksals. Was war seit meinen Kinderjahren mein Traum, meine Sehnsucht gewesen? Schreiben! Schreiben zu dürfen, womöglich ein richtiger Schriftsteller zu werden. Nun: das war mir im wesentlichen in Erfüllung gegangen. Schreiben durfte ich, schreiben konnte ich, schreiben musste ich sogar. Und wenn es einstweilen weniger meine eigenen Gedanken und Gestalten waren, die ich auf das Papier brachte, sondern meistens diktierte Protokolle, so musste ich mich mit dem Gedanken trösten, dass nicht Alles auf einmal kommen könne. Jedenfalls: das Sinnfällige, das Materielle meiner Wünsche hatte ich erreicht: ich schrieb.

Und das in Stolberg. Länger als neun Monate hab ich in diesem süssen Erdenwinkel dem Preussischen Staate meine bescheidenen aber unbezahlbaren Dienste leisten dürfen. Ist es da ein Wunder, dass mir das Städtchen ans Herz gewachsen ist und dass meine Gedanken oft und mit Vergnügen zu jenem Referendariats-Idyll zurückkehren?

Aber auch die lieben Menschen, die dort wohnen — es sei ferne von mir, dass ich ihnen etwas Boshaftes oder Unrechtes nachrede. Vor allem muss ich zu ihrer Ehre, und um sie vor Zweideutigkeit zu schützen, rühmend hervorheben, dass sie, wenigstens soweit sie der „besseren" Gesellschaft angehörten, sehr bald, nachdem sie mich kennen gelernt hatten, den offiziellen Verkehr mit mir abbrachen — es kann auf sie auch nicht der Schatten eines Verdachtes fallen, als ob sie jemals mit mir sympathisiert hätten.

Ich glaubte diese Erklärung dem Rufe jener ehrlichen Leute schuldig zu sein und will nun auch erzählen, was den ersten Anlass dazu gab, dass ich es mit ihnen verdarb.

Der Consistorialrath Pfitzner, der ältere Amtsbruder des gastfreien Pastors Viemeyer, hatte auch ein Mädchenpensionat. Jedoch war dieses von anderer Art als jenes der Frau Oberförster in Magdeburg: der Unterschied war sogar dem Pastor Viemeyer aufgefallen, der sich dahin äusserte, dass ihm die Mädchen in Magdeburg „wesentlich geweckter" vorgekommen wären.

Zu den erlaubten Ausschweifungen dieses Mädchenpensionats gehörte das herzerquickliche Ringestechen oder Reifefangen. Es geschah dies aber also. Man vertheilte sich auf einer Wiese in zwei Gruppen und jeder nahm ein kleines Rohrstöckchen in die Hand. Mittels dieser Rohrstöckchen suchte man dann kleine Reifen, welche ebenfalls von dünnem Rohre gefügt waren, theils einander zuzuwerfen, theils sie aufzufangen. Wenn man nämlich einen in hohem Bogen auf einen zufliegenden Reif kunstgerecht aufgefangen hatte, empfand man eine sanfte Genugthuung, wenn es misslang, hatte man das Gefühl eines leichten Aergers, und im Ganzen war es eine sehr gesunde Bewegung.

Die jüngeren Herren vom Gericht wurden zu diesen Vergnügungen mit Vorliebe kommandiert: sie standen in dem Rufe einer besonderen Begabung für jenes sinnige Spiel, was der geistreiche Assessor Rothe in das schöne Wort fasste: ein richtiger Jurist trifft nicht blos stets ins Schwarze, er weiss auch ins Weisse zu treffen. Mit dem Weissen meinte er aber den leeren Raum innerhalb der Rohrreifchen. Dieser Scherz wurde häufig wiederholt.

An der wundervollen Chaussee, die von Stolberg nach Rottleberode aus dem Harz hinausführt, liegt, etwa eine halbe Stunde von Stolberg entfernt, ein einsames Wirthshaus, hart an der Felsenwand, in die der Wirth seine Keller geschlagen hat. Dem Wirthshaus gegenüber, an der anderen Seite der Chaussee, breiten sich einige Waldwiesen aus und diese waren zur Sommerszeit häufig der Schauplatz der erwähnten kindlichen Spiele.

An einem herrlichen Juni-Tage hatte dort bis zur sinkenden Sonne der Kampf getobt und man schickte sich schliesslich einträchtiglich zum Heimgange an. Hierbei geschah es, dass ich mit Fräulein Hannchen aus Bremen und dem Einhorn-Apotheker zusammengerieth und mit diesen beiden trefflichen Menschenkindern vereint die Strasse fürbass schritt.

Digitized by Google

Fräulein Hannchen war, wie gesagt, aus Bremen, und das war wohl das Charakteristischste an ihr. Im übrigen war sie jenes junge Mädchen, das schon so unzähligen Comödienschreibern den Vorwurf schablonenhafter Mache eingetragen hat, weil — ein jeder von ihnen — mit heissem Bemühen danach gestrebt hatte, es möglichst echt und naturgetreu wiederzugeben.

Sie hatte einen blonden Mozart-Zopf, hellgraue Augen und einen gewissen schwärmerischen Zug im Schnitt ihrer Taille. Ihre Rede war Ja, Ja und Nein, Nein, was darüber war, war meistens vom Uebel. Sehr häufig sagte sie jedoch auch Ach.

Wesentlich interessanter und contourenreicher war da schon der Einhorn-Apotheker. Er hatte vor Allem eine „Weltanschauung", auf deren Besitz er viel Werth legte. Worin diese bestand, kann ich jedoch nicht mit wünschenswerther Klarheit angeben, da er meist erst in vorgerückter Nachtstunde darauf zu sprechen kam. Ich erinnere mich nur, dass er durchaus auf dem Boden des kategorischen Imperativs unseres grossen Kant stand: „durchaus".

Auch sonst war er ein ernster Mensch und für ein durchschnittliches Alltagsgespräch schwer zugänglich. So kam es denn auch, dass er jetzt schweigsam neben Fräulein Hannchen aus Bremen einherging und es mir überliess, das liebe junge Mädchen zu unterhalten.

„Ach sagen Sie doch, Herr Referendar: was sind das eigentlich für merkwürdige Bäume, die hier überall an den Chausseen wachsen?"

Die Bäume, die sie meinte, waren ganz gewöhnliche Buchen, die jedoch der herrschaftliche Geschmack der regierenden Grafen von Stolberg-Stolberg zu allerlei stereometrischen Figuren, Pyramiden, Kegeln, Cylindern und dergleichen hatte zustutzen lassen.

Fräulein Hannchen aus Bremen hatte sich wohl dadurch irreführen lassen und sah die Bäume für fremdartige Gewächse an, nach deren Herkunft sie sich bei mir erkundete. Da ich meine Mitmenschen nur ungern in ihren Illusionen störe, erwiderte ich nach einigem Nachsinnen und nachdem ich einige botanische Forscherblicke um mich geworfen hatte:

— Ja, wissen Sie denn das noch nicht, mein gnädiges Fräulein? Diese Bäume sind ja eine der grössten Merkwürdigkeiten des Stolbergschen Vaterlandes. Sie haben doch gewiss schon davon gehört, dass einer von den erlauchten Vorfahren unseres Herren Grafen einen Kreuzzug mitgemacht hat.

— Ach! — rief Fräulein Hannchen — Welchen denn?

Ich gerieth in Verlegenheit. Um mir jedoch keine Blösse zu geben, sagte ich rasch:

— Den Kinder-Kreuzzug.

— Ach! — rief das wissensdurstige Fräulein Hannchen — wozu wurde der denn eigentlich unternommen?

— Nun . . also . . hm . . zur Befreiung der Juden. Jawohl. — Adolf war damals noch recht klein. Er hiess nämlich auch Adolf — der Vorfahr. Wie Sie wissen, ging es mit dem Kinder-Kreuzzug damals ziemlich schief: auch der kleine Adolf wäre beinah umgekommen. Seine Beinchen thaten ihm so weh, dass er schliesslich mitten im gelobten Lande liegen blieb und gar nicht mehr weiter wollte. Wenn er aber da so allein zurückgeblieben wäre, hätten ihn ganz sicher die wilden Thiere gefressen. Da erschien ihm der heilige Georg — — wissen Sie, gnädiges Fräulein: so erzählt es die Legende. Thatsächlich wird es wohl irgend ein älterer, wohlwollender Herr gewesen sein. Der sprach: Komm, kleiner Adolf, hebe deine Batterbeinchen auf und lauf noch ein Endchen mit, bis wir ans Meer kommen. Aber der kleine Adolf war verzagt und weinte und sagte: Nein, hier muss ich bleiben und sterben. Da riss der heilige Georg, oder wer es nun war, ein ganz dürres Reis aus dem Boden, reichte es dem kleinen Adolf und sprach: Du wirst nicht eher sterben, als bis Du dies Reis in den Boden deiner Heimath eingegraben und daraus einen stattlichen Baum hast erstehen sehn.

— Ach, wie nett!

Digitized by Google

— Ja: dieser heilige Georg der Legende muss zum mindesten ein guter Menschenkenner gewesen sein, denn der kleine Adolf fasste krampfhaft nach dem dürren Reis und stapfte wieder muthig weiter. Er ist denn auch glücklich wieder nach Stolberg heimgekommen. Das erste was er that, war natürlich, dass er das Wunderreis einpflanzte — und siehe da, es wurde ein seltsamlich geformtes Bäumchen, desgleichen man vordem niemals dahier gesehen. Und von dem ersten Bäumchen stammen alle ab, die Sie hier — und nur hier so häufig sehn. Es wundert mich wirklich, dass Ihnen der Herr Consistorialrath diese Geschichte von den Bäumen aus Judäa noch nicht erzählt hat.

— Ach der — was hübsches erzählt der einem ja nie. —

Der Einhorn-Apotheker hatte unser Gespräch schweigend mit angehört und obwohl er doch in botanischen Dingen erfahrener sein musste, als ich, nahm er keine Gelegenheit sich einzumengen, sondern sah ernsthaft vor sich hin.

Als wir uns später von den Damen und der übrigen Gesellschaft vor der Thür des Herrn Consistorialraths verabschiedet hatten und in Eberhards gemüthlichem Gastzimmer beim Weine sassen, sagte er:

— Nun sagen Sie mir mal offen, glauben Sie an die Geschichte, die Sie dem Fäulein Hannchen vorhin erzählt haben?

— Aber lieber Herr Constantin: was denken Sie von mir: sie ist mir beim Sprechen so eingefallen.

— Nun ja: das dacht ich mir. Aber sehen Sie, das find ich nun nicht recht von Ihnen. Das ist nämlich die ganz gemeine Buche, Fagus sylvatica.

— Aber lassen Sie mir doch meinen Spass.

— Ja: Sie verwirren dieses junge Mädchen, das in seinen botanischen Kenntnissen offenbar noch nicht recht sicher ist . . .

Ich brach das Gespräch ab und wir redeten bald über harmlose und neutrale Dinge . . . Monarchie, Religion, Ehe, Eigenthum und dergleichen.

Zu derselben Zeit aber wollten es meine Sterne, dass die Familie des Consistorialrath Pfitzner mit all ihren Pensionärinnen um den grossen runden Tisch beim Abendessen versammelt sass und dass Fräulein Hannchen aus Bremen ihr Mündchen aufthat und fragte:

— Ist das wirklich wahr, Herr Consistorialrath, der Herr Referendar hat mir erzählt: die beschnittenen Bäume an der Chaussee wären alle von jüdischer Abstammung? —

Das entsetzliche, qualvoll lange Schweigen, das nach dieser ungeschickten Frage eintrat, wurde erst unterbrochen, als der Herr Consistorialrath wie allabendlich die Hände faltete und sprach:

— So lasst uns denn beten . . .

II.

Damit war es mir geglückt, in den erfreulichen Ruf zu gerathen, dass man mich nicht gut mit jungen Mädchen zusammen einladen könne, weil ich zu wenig Respect vor ihrer Unschuld an den Tag lege. Und so kam es, dass man mich von Stund an von dem Ringelchen-Werfen dispensierte. Ein älterer Assessor, der das Grundbuchwesen bearbeitete, und von dem man bereits geglaubt hatte absehen zu dürfen, wurde wieder hervorgesucht und musste an meiner Stelle auf der grünen Wiese hüpfen.

Ich aber begann mich mehr und mehr für den seltsamen Einhorn-Apotheker zu interessieren. Seit jenem Abend musst' ich ihn im Stillen stets mit jenen Bäumen aus Judäa vergleichen, die so künstliche Contouren trugen und im Grunde doch gemeine Buchen waren.

Er war einige Jahre älter als ich, etwa dreissig Jahre alt und von hoher stattlicher Figur. Er hatte einen dicken Kopf und ein volles Gesicht, das von einigen Schmissen verziert war. Grosse runde, etwas blöde Augen, ein strammgezogener, starker Schnurrbart und ein Grübchen im Kinn machten

Digitized by Google

ihn entschieden zu einer Männerschönheit. Sein dunkelblondes Haar trug er in der Mitte gescheitelt und festanliegend. Er lachte fast nie und seine grosse, breite Stirn zeigte eine starre, unbewegliche Glätte.

Er stammte aus einer wohlhabenden Familie aus Duisburg im Rheinland. Sein Vater, der auch eine Apotheke besass und dessen Nachfolger Constantin eigentlich hatte werden sollen, hatte ihm die Einhorn-Apotheke zu Stolberg gekauft, da er sich selber noch rüstig fühlte und da zwei Apotheken einträglicher sind, denn eine.

Constantin war unverheirathet, ein spröder Junggeselle. So viel Mühe sich auch begreiflicher Weise alle Stolberger Familien, die mit ehebenöthigten Töchtern behaftet waren, um ihn gaben, so uneinnehmbar und wacker hielt er aus. Selbst Müttern gegenüber, deren Wesen so lieblich war, dass man sich ordentlich danach sehnen musste, sie zu Schwiegermüttern zu besitzen, wusste er seine Standhaftigkeit zu bewahren. Als ihm eine von diesen, die Frau Obersteuereinnehmer Stielchen, die immer stark nach Naphtalin roch, weil sie eine abergläubische Angst vor den Motten hatte, als ihm diese einmal eines Abends eine etwas breite aber anschauliche Schilderung der häuslichen Tugenden ihres Clärchen entworfen hatte, erwiderte er schliesslich mit ernster Bescheidenheit:

— Ja, ja . . aber ich glaube, ich bin noch zu jung dazu.

Diese in höchster Noth und Enge gefundene höchst mangelhafte Entschuldigung wurde natürlich von der entrüsteten Frau Obersteuereinnehmer weiter erzählt und wurde der Ausgangspunkt für eine ganze Reihe abenteuerlicher und ungerechter dunkler Gerüchte über den Einhorn-Apotheker.

Obgleich in Stolberg nicht der geringste Boden war für die Bethätigungen einer unverheiratheten Mannesseele und es ihnen daher eigentlich gleichgültig sein konnte, hielten doch die Stolberger mit Entschiedenheit darauf, dass sich ihre Jünglinge im Besitze der allgemeinsten männlichen Fähigkeiten befanden: sie dachten darüber etwa wie mein philosophischer Freund, der Papa Heilmann, über die allgemeinen bürgerlichen Ehrenrechte, von denen er sagte: Ich mache zwar keinen Gebrauch davon, möchte sie aber doch nicht missen.

Die verletzten Eltern der verschmähten Töchter zögerten also nicht lange, den räthselhaften Einhornapotheker in ihren frommen Conventikeln durch allerlei versteckte Andeutungen, durch Ausbrüche christlichen Bedauerns und dergleichen nach und nach um seine — wie soll ich sagen? — animalische Ehre zu bringen.

Eines schönen Abends kam der alte Oberstabsarzt aus so einer gottgefälligen Gesellschaft zu uns nach Eberhard an den Stammtisch, und nachdem er sich einige male wichtig den Schnauzbart gedreht hatte, sagte er mit der ihm eigenen gewinnenden Offenheit:

— Wissen Sie denn das Neuste, meine Herrn? Unser Einhornapotheker soll ja ein Castrat sein.

— Ach was!

Eberhard und ich lachten laut auf. Nicht so der Amtsanwalt, dessen Halsadern vielmehr zornroth wurden. Er rief:

— Ich begreife nicht, wie Sie darüber lachen können, meine Herren. Beim heiligen Sebastian: es ist eine Gemeinheit! Nichts ist mehr sicher vor den Pfeilen des boshaften Klatsches dieses bornierten Kleinstadt-Gesindels! An das Heiligste tasten sie! Selbst an unsere Manneswürde wagen sie zu greifen — oh pfui — pfui über sie!

Während wir noch lachten, trat der Einhorn-Apotheker selbst ins Zimmer. Er pflegte um 10 Uhr Abends seine Apotheke zu schliessen und sich dann zwar nicht jeden Abend, aber dreimal in der Woche zu Eberhard zu begeben.

— Guten Abend, meine Herren.

— Guten Abend! — Wir schüttelten ihm mit besonderer Herzlichkeit die Hand und es herrschte an diesem Abende von vorn herein eine vorzügliche Stimmung. Wir beschäftigten uns fast ausschliesslich und ungewöhn-

Digitized by Google

lich liebenswürdig mit ihm, dem böse Menschen hinterrücks so übel mitspielten.

— Nun sagen Sie mal, mein Verehrtester — sagte plötzlich der Oberstabsarzt mit erhobener Stimme — wie steht es denn nun eigentlich mit Ihrem werthen Liebesleben?

— Wo mit? fragte der Einhorn-Apotheker ganz erschrocken.

— Mit Ihrem werthen Liebesleben — wiederholte der Oberstabsarzt und kaute mit ingrimmigem Behagen an seiner Cigarre.

Constantin lächelte verduzt und ich legte mich ins Mittel. Im Tone des Vorwurfs sagte ich:

— Aber Herr Oberstabsarzt, wo denken Sie hin! Meinen Sie denn, jeder junge Mann müsste eine so stürmische Jugend duchkosten, wie die Ihrige war. Nein, Gott sei Dank. Noch giebt es deutsche Jünglinge, die da hübsch warten, bis die Reihe des Ehebetts an sie kommt.

Das half.

— Oho! rief der Einhorn-Apotheker — halten Sie mich nicht für einen solchen Duckmäuser. Auch ich bin . . . hm . . .

Er wollte wohl sagen: in Arcadien geboren, aber es fiel ihm nicht ein. Auch unterbrach ihn der Oberstabsarzt, mit der schmetternden Stimme des Triumphes:

— Recht so, junger Mann! Ich sehe: ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht. Also vorwärts! Legen Sie los. Enthüllen Sie uns die Mysterien Ihrer gährenden Leidenschaft. Wir sind masslos gespannt.

Der Einhorn-Apotheker zögerte noch, so dass sich nun auch der Amtsanwalt veranlasst sah, einzugreifen:

— Mein lieber Herr! Vergönnen Sie, in Ihre tiefe Brust, wie in den Busen eines Freunds zu schauen. Zwar: Sie thun recht, zu zögern. Ich kenne den hämischen Geist des Klatsches, der in diesem von Frömmigkeit durchseuchten Waldthal herrscht. Aber sein Sie unbesorgt. Hier sehen Sie drei ernsthafte Männer vor sich, alle drei verschwiegen wie . . . wie mein Privat-Conto bei Eberhard. Uns können Sie sich anvertraun.

Der bedrängte Constantin holte tief Athem und begann, anfangs etwas befangen, zu erzählen:

— Ja, also meine Herrn: es ist eigentlich eine sehr einfache Geschichte und garnicht interessant. — Sie heisst Else.

— Constantin und Else — nicht übel — sagte der Oberstabsarzt und nickte befriedigt mit dem Kopfe. — Nicht übel.

— Wenn ich auch selber kein Instrument spiele — fuhr der Einhorn-Apotheker fort — so bin ich doch sehr musikalisch und höre furchtbar gern Musik. Als ich nun das letzte Mal in Berlin war, und eines Nachmittags garnicht wusste, was ich anfangen sollte, auch gar keine Gesellschaft hatte, blos so durch die Strassen bummle — hör ich auf einmal aus einem Lokal, das äusserlich nach garnichts Besonderem aussah, Orchestermusik. Na nu, denk ich, wie ist das möglich! Und da ich, wie gesagt, absolut nichts Besseres zu thun hatte, geh ich rein. Hm.

Er räusperte sich und trank. Wir tranken alle schweigend mit. Es war ja sehr spannend. Er fuhr fort:

— Gott, es war ganz nett. Wirklich. Blos das Podium war ein wenig recht klein. Nämlich die Musik wurde von einer Damen-Kapelle gemacht. Es waren fünf Geigerinnen, eine Clavierspielerin, eine Cellistin und ein Mann, der immer in so'n . . so'n Ding blies . . von Blech . . ich weiss nicht, wie man das nennt.

— Eine Posaune, bemerkte der Oberstabsarzt.

— Also im Ganzen acht Personen und ein Clavier, die mussten alle acht . . .

— Alle neun, warf der etwas pedantische Amtsanwalt dazwischen.

— Meinetwegen, also alle neun auf einem Podium sitzen oder stehen, das kaum grösser war als der Tisch, an dem wir hier sitzen. Ja, richtig:

Digitized by Google

und eine Trommel oder Pauke stand ja auch noch drauf. Das hätt ich bald vergessen. Wer dir eigentlich schlug, ist mir nicht recht klar geworden.

— Ich denke mir, sagte der Oberstabsarzt, das wird der Mann von der Posaune gewesen sein. Der wird ihr so gelegentlich einen heimlichen Knuff versetzt haben.

— Das ist möglich. — Also nun stellen Sie sich vor, meine Herren, dieser ganze Apparat aufs engste zusammengepfercht auf einem zwei Fuss hohen, an drei Seiten freien Podium, ohne Geländer . . .

— Hören Sie auf! rief' ich dazwischen und legte die Hand vor die Augen — ich habe niemals Gletscherpartien machen können, weil mich der Gedanke an die blosse Möglichkeit des Abstürzens schon nervös macht.

Aber der Einhorn-Apotheker war im Zuge:

— Und nun denken Sie sich: in der ersten Reihe, wo die fünf Geigenspielerinnen nebeneinandergereiht, Stuhl an Stuhl, dasassen, an der rechten Ecke, hart, ganz hart an der rechten Ecke, so dass das rechte Vorderbein ihres Stuhles nur noch zur Hälfte auf dem Podium stand — sass ein Mädchen. Ein Mädchen, sag ich Ihnen . . . Also, wie gesagt, Else heisst sie.

— Aha, sagte der Oberstabsarzt — also in dieser prekären Situation haben Sie sie kennen gelernt.

— Ja. Ich hatte fortwährend das Gefühl: jetzt — jetzt muss sie runterfallen. Nichts ist unangenehmer als eine solche andauernde Beängstigung. — Ich fühlte ein lebhaftes Mitleid mit dem zarten Geschöpf, das ganz in ihre Kunst vertieft war und die Gefahr garnicht zu bemerken schien. Ich betrachtete sie voller Theilnahme. Ein ovales Gesichtchen, ein Kinn, das fast spitz zu nennen wäre, wenn es nicht von einem entzückenden Grübchen gekerbt würde, eine feine längliche Nase mit schmalem Rücken, ein kleines wie zu Kuss und Spott gespitztes hochgeschürztes Mündchen und lebendige hellbraune Augen, schmal und pikant, die ganz leise an den Typus der holden Japanerinnen erinnern . . oder lag das an den seltsamen, wie von einer Laune hochgezogenen Augenbrauen? Ich weiss nicht. Ihr braunes Haar war zierlich gewellt und hochgesteckt . . . Ach, meine Herren, was soll ich Ihnen viel sagen: es war das allerliebste Rokoko-Köpfchen, das sie sich vorstellen können. Ihr ganzes Wesen sprühte einen Mutwillen, eine neckische Laune, . . . es war entzückend! Und dabei führte sie den Bogen mit einer Grazie . . .

— Na nun trinken Sie erst mal.

Der Oberstabsarzt klopfte dem Einhorn-Apotheker, der gar nicht wieder zu erkennen war, so begeistert schwärmte er, mit onkelhaftem Wohlwollen auf die Schulter:

— Wir glaubens Ihnen schon.

Constantin that einen tiefen Zug. Der Amtsanwalt ergriff das Wort:

— Gestatten Sie mir, Ihnen gegenüber unverhohlen meiner Freude darüber Ausdruck zu geben, dass Sie sich ein so warmes Empfinden zu erhalten verstanden haben. Es ist dies gewiss eins der köstlichsten Güter im Leben — wohl Ihnen, Sie bewohnen ein glückliches Land!

Ich unterbrach ihn, ich war neugierig geworden:

— Ach bitte, erzählen Sie weiter.

— Nun, ich fing eben an, mich zu interessieren. Und zwar: anfangs war es wohl mehr ihr Spiel, in das ich mich verliebte. Ich erzählte Ihnen schon, dass ich sehr musikalisch bin und . . so klein das Damen-Orchester auch war . . es wurde ausgezeichnet gespielt. Ganz ausgezeichnet. Und dann hatte es an und für sich so einen ganz eigentümlichen Zauber und Reiz, diese jungen Mädchen da so selbständig ihre Kunst üben zu sehn. Es lag darin doch etwas echt grossstädtisches. Die Grossstadt zeigt einem die Frauen in den merkwürdigsten Berufen . . ich kann nie den Eindruck vergessen, den es auf mich machte, als ich zum ersten Male eine Dame hinterm Schalter sah. Ich bin deshalb immer mit Vorliebe Stadtbahn gefahren . . in der ersten Zeit. So ähnlich wirkten jetzt auch wieder die Geigenspielerinnen auf meine Phan-

Digitized by Google

tasie. Sie kamen mir vor wie Geschöpfe aus einer neuen Welt — mit ungeahnten, unerhörten Fähigkeiten.

— Ja, ja — brummte der Oberstabsarzt — es steckt doch mehr in den Weibern, als man früher gedacht hat. Man soll sie jetzt sogar schon zum Telephondienste verwenden können.

Es schien jetzt, als ob den Einhorn-Apotheker seine plötzliche Offenheit gereut hätte. Er hörte auf zu erzählen und wir kriegten nur mit Mühe und Not noch soviel aus ihm heraus, dass er infolge seiner Bekanntschaft mit der talentvollen jungen Geigenspielerin seinen Aufenthalt in Berlin um beinah vierzehn Tage verlängert hatte.

Seitdem korrespondirten sie miteinander . . .

III.

Ich wohnte in Stolberg in einem alten hohen Hause, das in halber Höhe am Berge lag: unter mir die Kirche, über mir das Schloss. Das Haus lehnte mit dem Rücken gegen den Berg und das dritte Stockwerk, in dem meine Zimmer lagen, schien nach hinten hinaus zu ebener Erde zu liegen.

Zu den zahlreichen lasterhaften Gewohnheiten, die mich in den Augen der guten Stolberger als eine Ausgeburt der Hölle erscheinen liessen, gehörte auch die, dass ich an Tagen, wo ich Vormittags keine Schreiberdienste zu verrichten hatte, ziemlich lange schlief. Es war ruchbar geworden und für ruchlos befunden, dass ich zumal an Sonntagen noch gegen zehn Uhr, wo doch der heilige Gottesdienst längst begonnen, nachweislich im Bette gelegen hatte.

„Süss ist der Schlaf am Morgen
Nach durchgeweinter Nacht."

so beginnt eins der schönsten Lieder Platens aus seinem letzten Lebensjahr. Auch wir empfanden, nachdem wir uns die ganze Nacht mit Weinen beschäftigt hatten, den Schlaf am Morgen als eine süsse Gottesgabe. Ich war daher durchaus nicht angenehm berührt, als mich eines Morgens gegen neun Uhr der Einhorn-Apotheker aus den lieblichsten Träumen riss.

Er stürmte schweratmend mit dem Hute auf dem Kopf, mit einem hochroten Kopfe in mein stilles Schlafgemach und stand nach Worten ringend vor meinem Bette, während ich mir ärgerlich die Augen rieb.

— Verzeihen Sie . . verzeihen Sie — brachte er schliesslich heraus und nahm den Hut ab.

— Mein Gott, was ist denn los?

Er schnappte nach Luft:

— Sie . . sie ist da. Hier . . in Stolberg!

Er musste sich auf den Stuhl niederlassen, auf dem noch meine Unterhosen lagen. Seine Arme sanken schlaff herab.

Ich richtete mich auf:

— Ach! Ihre Virtuosin? Das ist ja famos!

— Lieber Herr Referendar: ich bitte, ich beschwöre Sie, nehmen Sie die Sache ernst. Sie sind der einzige, an den ich mich in meiner Not wenden kann, der einzige, der mir vielleicht zu helfen vermag! Verlassen Sie mich nicht.

Er hatte meinen linken Oberarm umklammert und eine aufrichtige Angst sprach aus seinen gutmütigen Zügen.

Ich konnte ihm mein Mitleid nicht versagen.

— Vielleicht ist noch Rettung möglich, lassen Sie den Mut nicht sinken. Was an mir liegt, soll gewiss geschehn — Aber nun sagen Sie, wie ist denn das zugegangen?

— Ach, es ist ja ein gar zu launenhaftes Geschöpf. Also stellen Sie sich vor: heute Morgen, vor einer halben Stunde, bringt mir der Eberhardsche Hausdiener diesen Brief. Hier, lesen Sie, bitte.

Ich las:

Digitized by Google

Geliebter Constantin!

Die Sehnsucht liess mir keine Ruhe! Wir sollten auf einmal Costüm tragen und im Costüm dasitzen und spielen. Und die sollten wir auch noch selber bezahlen. Na so dumm. Wenn ich schon sowas mache und setze mich dahin vors vergnügte Publikum mit nackte Arme zur Belustigung der Einwohner, denn kann er das auch aus seiner Tasche bezahlen.

Lieber Shatz, es zog mich so zu Dir hin! Wir haben uns nach einer andern Stellung umgesehen, haben aber keine gefunden, und weil es doch jetzt so schönes Wetter ist, sitzt man doch auch nicht gern in der ollen räuchrigen Bude. Das Geld, das Du mir geschickt hast, langte noch gerade zu einem Billet bis Nordhausen und weil Du doch immer gesagt hast, es soll so nett in Stolberg sein, bin ich hergekommen.

Wie schön, dass wir uns wiedersehen! Funfzig Pfennige hab ich zwar noch gerade, aber bitte, gieb Du lieber dem Friedrich das Trinkgeld, denn sonst hab ich garnichts mehr und ich weiss doch nicht, wann Du abkommen kannst.

Am liebsten möchte ich zwar gleich selber in Deine Arme fliegen, aber da Du gewiss hinter dem Schalter beschäftigt bist und wer weiss, vielleicht ist gerade die Frau Gräfin da und kauft Schweizerpillen, da will ich nicht stören.

Bitte mein süsser Shatz, lass mich nicht so lange warten, sondern komme bald zu Deiner Dich innig liebenden

Else.

P. S. ins Hôtel Eberhard, Zimmer Nr. 6.

— Ein heiter-gemüthvolles Mädchen. Was gedenken Sie nun zu thun?

— Nichts. Um Gotteswillen! Garnichts. Ich will still und unbefangen Medicin verkaufen und meine Officin nicht verlassen, weder bei Tage noch bei Nacht. Denken Sie doch, wenn die Stolberger auch nur eine Ahnung bekämen . . was mir da bevorstände. Nein, nein, ich darf mich garnicht sehen lassen. Sie müssen für mich handeln. Sie müssen — wenn Sie mich retten wollen — das Mädchen auf sich nehmen.

— Auf mich nehmen? Na nu!

— Ja. Sehen Sie: ihre Existenz kann den Stolbergern ja nicht verborgen bleiben. Und sofort wird gefragt werden: wieso, woher, für wen, wozu. Und sie werden, sie müssen auf mich verfallen, denn auch der Botengang Friedrichs zu mir kann nicht lange verborgen bleiben. Wenn Sie nun aber so edelmütig sein wollen, den Verdacht auf sich zu lenken, so wird den Stolbergern die Sache sofort so — entschuldigen Sie — so plausibel vorkommen, dass man nicht weiter nachfragen wird. Und ich bin gerettet. Liebster, bester Herr Referendar: sehen Sie: bei Ihrem Rufe kommt es auf etwas mehr oder weniger weiss Gott nicht mehr an. Sie verlassen dieses Jammerthal in wenigen Monaten und es bleibt Ihnen höchstens eine angenehme Erinnerung . . .

— Eine angenehme Erinnerung? Nun erlauben Sie mal, es wäre doch immerhin ein Opfer, das ich Ihnen brächte. Oder meinen Sie, dass es mir gleichgültig wäre, wenn demnächst bei Hofe etwa von mir erzählt würde, ich hätte mir Bruchstücke meines Berliner Harems hierher nachkommen lassen?

— Ja!

Dieses Ja kam dem Einhorn-Apotheker aus so tiefem, offenem Herzen, dass ich laut lachen musste, und also besiegt war.

— Na, also gut. Verfügen Sie über mich. Womit kann ich Ihnen dienen?

— Zunächst müssten Sie aufstehen, und sich anziehen. Dann zu Eberhard gehen, sich auf ihr Zimmer führen lassen, und darin möglichst lange verweilen . . mit ihr allein bleiben . . . .

— Na hören Sie mal, das ist aber eine starke Zumuthung! Fürchten Sie denn da nicht . . .

— Nein! — versetzte der Einhorn-Apotheker mit Bestimmtheit. — Ich brauche nichts zu fürchten. Else wird mir niemals untreu werden. Ich kenne

Digitized by Google

sie. Dazu hat sie mich viel zu lieb. Aber sie muss vor allen Dingen machen dass sie wieder aus Stolberg herauskommt, sie stürzt mich sonst ins Unglück. Sie müssen sie unter allen Umständen dazu bringen, dass sie augenblicklich nach Berlin zurückfährt. Augenblicklichst.

Er zog sein Portemonnaie und füllte meine Hand mit Gold.

— Hier haben Sie 200 Mark, geben Sie ihr was sie verlangt.

— Sie sind sehr grossmütig. Und wo treff ich Sie nachher?

— Ich verlasse die Apotheke nicht eher, bis sie . . weg ist. Bitte kommen Sie so bald als möglich. O Gott, wenn nur Alles gut geht . . es ist doch manchmal zu unangenehm sowas. Also adieu. Stehen Sie jetzt auf, ja? Bitte!

Er drückte mir die Hand, seufzte noch einmal tief und ging von dannen.

IV.

Ich kleidete mich mit möglichster Sorgfalt an, säuberte und glättete meinen Cylinder und ging zu ihr . . .

Als ich das Hôtel betrat, fiel mir ein, dass ich ja gar nicht wusste, wie die Geigenfee mit ihrem elterlichen Namen hiess und dass es doch einen demoralisierenden Eindruck auf die Seele des Oberkellners machen würde, wenn ich einfach nach Fräulein Else fragte. Ich wurde jedoch meiner Bedenken alsbald enthoben, denn kaum hatte ich die Hausflur betreten, so fühlte ich, wie mich jemand auf die Schulter klopfte: es war Eberhard, der mir mit einem schlauen Zwinkern seiner weinfröhlichen Augen zuflüsterte:

— Sie wartet schon. Nummero sechs. Pst.

Später gestand er mir: er habe von vornherein gewusst, dass es sich bei diesem Besuche um mich handelte und ich hätte daher nicht nötig gehabt, erst den unschuldigen Einhorn-Apotheker vorzuschieben.

Ich liess ihn natürlich dabei. Der Gerechte hat viel zu leiden.

Auf mein Klopfen:

— Herein!

Ich war doch etwas beklommen. Die Stimme klang so gut . . .

Nun weiss ich wirklich nicht mehr ganz genau, wie es dann weiter zugegangen ist. Ich bin ja auch absolut nicht verpflichtet, irgend jemandem darüber Rechenschaft zu geben. Den Teufel auch — das wäre noch schöner! Wenn ich jemandem eine Geschichte erzähle, so ist das mein guter Wille — was ich nicht erzähle, geht keinem was an. Ich sitze hier nicht als Angeklagter, habe auch nicht schwören müssen, die lautere Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen — ich fühle lediglich das Bedürfnis, mein Lächeln über dies scherzhafte Dasein nicht allein zu lächeln, denn es ist eine alte Erfahrung, dass man peinlich wirkt, wenn man schweigend und einsam lächelt.

* * *

Der Einhorn-Apotheker hatte die Wahrheit gesprochen: sie war wirklich allerliebst. Auch war sie recht nett und elegant gekleidet, nur ihre Haartracht gefiel mir nicht. Ich zeigte ihr im Laufe des Gesprächs, wie sie sie nach meiner Ansicht tragen müsse und sie versprach mir, sich von nun an so zu frisieren, wie ich es ihr angegeben hatte.

Überhaupt war sie durchaus entgegenkommend und ich fand bei ihr viel weniger Widerstand, als ich nach den Worten des Einhorn-Apothekers annehmen musste. Sie willigte ohne Weiteres ein, die zweihundert Mark von mir zu nehmen und unterschrieb mir lachend folgende in der Eile von mir entworfene Quittung:

200 Mark.

Endesunterzeichnete bestätigt hiermit, die Summe von 200 Mk. (Zweihundert Mark) aus den Händen des Herrn Referendars Otto Erich erhalten

Digitized by Google

zu haben. Sie erklärt, von ihrem Besuch in Stolberg am Harz sehr befriedigt zu sein und spricht bei ihrem Scheiden von dort allen denen, die ihr Wohlwollen entgegengebracht haben, ihren herzlichsten Dank aus. Else.

Nur eine Bitte hatte sie noch: ich sollte sie nach Nordhausen auf die Bahn begleiten. —

— Aber, mein liebes Fräulein . . .

— Ach gehn Sie weg: wenn Sie das nicht mal für mich thun können, dann sind Sie nicht besser, wie die andern auch . . wie alle die Philister, über die Sie sich lustig machen, gehn Sie weg . . .

Ich hatte dem Einhorn-Apotheker versprechen müssen, mehrere Stunden mit seiner Geigenspielerin allein zu bleiben. Da ich ein Mann von Wort bin und lieber mehr thue, wenn ich etwas versprochen habe, als zu wenig, war es während unseres Zusammenseins Spätnachmittag geworden und nur noch eine halbe Stunde Zeit bis zur Abfahrt der Abendpost, mit der Fräulein Else unter allen Umständen nach Nordhausen fahren musste.

— Liebes Kind — sagte ich daher — ich begleite Sie gewiss herzlich gern, aber . . wenn ich jetzt mit Ihnen fahre, kommen wir erst gegen 10 Uhr in Nordhausen an und es ist dann für mich ganz unmöglich, heute noch nach Stolberg zurückzukommen. Ich müsste schon die Nacht in Nordhausen bleiben, und da ich Morgen früh Dienst habe, mit der Frühpost um 6 Uhr von dort wieder abfahren. Dass würde aber eine heillose Strapaze . . .

Aber sie würdigte meine Einwände nicht; im Gegentheil: sie schlug die Händchen zusammen und rief:

— Ach das trifft sich ja famos! Da können wir ja in Nordhausen noch zusammenbleiben! Nein: Du musst mit: bitte, bitte, bitte . . . .

Ich brachte also auch dieses Opfer noch.

* * *

Als ich dann am andern Morgen um neun aus der Postkutsche stieg und mich direkt auf das Büreau begab, hatte ich trotz meiner grossen Müdigkeit und Zerschlagenheit das angenehme Gefühl einer guten That und einer freudig erfüllten Pflicht.

V.

Sobald die Termine beendet waren, ging ich in die Einhornapotheke und erlöste den seit nunmehr fast siebenundzwanzig Stunden in Zweifelsängsten hangenden Apotheker.

Er gestand mir, dass er die ganze Nacht nicht geschlafen hätte und ich erzählte ihm, wie auch ich die Nacht nur wenig geschlafen habe, wie aber sonst die Sache glücklich und zu unser aller Zufriedenheit abgelaufen sei.

Ich machte ihm vor allem mein Compliment wegen seines guten Geschmacks und gestand ihm, dass ich es nur allzu begreiflich fände, dass jemand, der von einem so holdseligen Geschöpfe beglückt würde, kein Gelüst verspüren könne, mit einer dieser correcten Stolberger Gänse zusammen in das Joch der Ehe gespannt zu werden.

Da machte er ein sehr merkwürdiges Gesicht.

— Wie meinen Sie das, Herr Referendar?

Ich versuchte deutlicher zu werden. Da wies er mich mit einer traurigen Entschlossenheit zurück. So weit wäre er mit ihr noch nicht. Er scheue es, das Gefühlsleben eines Weibes, das offenbar seinen ganzen Anlagen nach eine Künstlerin sei, mit voreilig plumpen Fingern zu betasten. Er wisse zwar, dass es einmal dahin kommen müsse, denn er glaube bemerkt zu haben, dass es ihr vielleicht nicht unlieb sein würde, wenn er ungestümer vorgehe . . jedoch einstweilen habe er noch widerstanden . . . .

Digitized by Google

Ich nahm das Alles schweigend hin, denn wir befanden uns in einer Apotheke und wenn ich meiner abweichenden Überzeugung den Ausdruck gegeben hätte, zu dem mich in dem Momente mein Naturell drängte, wäre es ihm, der mir gerade einen der von mir so geliebten Apothekerschnäpse zusammengoss, ein Leichtes gewesen, mich zu vergiften. So wird sich ein verständiger Mann stets hüten, einen wegen seines Jähzorns bekannten Barbiergehülfen unnötig zu reizen, solange er sich unter dessen Messer befindet.

Als ich dann den Schnaps getrunken hatte, übergab ich dem Einhorn-Apotheker die Quittung, die ich mir von Else hatte ausstellen lassen und gewahrte alsbald, dass ihn darob eine peinliche Empfindung überkam.

— So hat sie also gleich die ganze Summe verlangt? fragte er.

Da fiel es mir schwer aufs Herz, dass ich ja ganz vergessen hatte, erst zu handeln. Was sollte ich nun sagen? Ich war in grosser Verlegenheit. Schliesslich stammelte ich:

— Ja, ich muss um Entschuldigung bitten, aber sie war ihrerseits so conciliant und loyal, dass ich . . . übrigens, wenn es Ihnen zu viel ist . . es ist ja meine Schuld und ich bin natürlich gern bereit . . .

Er unterbrach mich grossmüthig:

— Wo denken Sie hin, lieber Herr Referendar: im Gegentheil: ich fühle mich noch tief in Ihrer Schuld. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für diesen wahrhaften Freundesdienst und wenn ich Ihnen jemals einen ähnlichen erweisen kann . . .

Aber jetzt unterbrach i c h ihn:

— Ach nein! Lieber nicht! Das heisst: ich will hoffen, dass ich nie in eine ähnliche Verlegenheit gerathe.

Der Einhorn-Apotheker schüttelte noch immer mit beiden Händen meine rechte. Er war wirklich ein guter Mensch mit einem dankbaren Herzen. Ich konnte ihm auf die Dauer nicht böse sein.

Sobald es anging machte ich aber doch, dass ich fortkam. Die einhundertundfünfzig Steinstufen, die den Berg hinauf, an der Kirche vorbei, zu meiner Wohnung führten, wurden mir recht sauer. Sobald ich daheim war, legte ich mich hungrig wie ich war ins Bett und schlief den Schlaf der Gerechten.

VI.

Von den vielfachen Thorheiten, zu denen mich die geigenspielende Else verleitet hatte, verdient noch die eine einer besonderen Erwähnung: dass ich nämlich der Bitte, ihr einen feschen Freund von mir in Berlin, der nicht so ernsthaft wäre wie ihr Constantin, zu empfehlen, nachgegeben und ihr die Adresse meines Freundes, des Kleinen verrathen hatte.

Man wird dies vielleicht unbegreiflich von mir finden, aber einerseits hatte sie mir in so ergreifenden Tönen ihr Leid geklagt, dass sie so gar niemanden hätte, der sie „verstände" und andrerseits wusste ich ja von dem inzwischen völlig zum Teufel gewordenen Kleinen, dass es bei ihm keine Gefahr hatte. Seit den Tagen der lieben Lore glaubte ich überzeugt sein zu dürfen, dass ihm, was mir vordem gefallen hatte, auch wohl gefallen würde und hoffte daher auf ein freundliches Einvernehmen zwischen den beiden.

Nach etwa acht Tagen erhielt ich folgenden frischen Brief vom Kleinen:

„Alter Esel!

Wann wirst Du mal verständig werden? Glaubst Du, dass die Preussische Regierung Dich zu dem Zwecke nach Stolberg am Harz (NB. Etwas Fauleres war für Dich schon nicht aufzutreiben!) geschickt hat, dass Du da eine Versuchsstation errichtest? Arbeiten sollst Du, Gott verdamm mich, die Nase in die Bücher stecken und Deinen Vorgesetzten Freude machen. Verbeugen sollst Du Dich und allem weiblich Gnädigen

Digitized by Google

die Hand küssen: meine Weiber such ich mir schon von alleine, ich verbitte mir da jede Einmischung. Für diesmal will ich es Dir noch verzeihen, denn sie hat auf dem Rücken, oberhalb der linken Hüfte einen entzückenden Leberfleck.

Prosit Du altes, aber ehrliches Stück Unglück!

Dein Kleiner.

Der Brief hätte stofflich reichhaltiger und klarer sein können, immerhin entnahm ich daraus die Thatsache, dass die Annäherung zwischen den Beiden inzwischen erfolgt war. Ich wusste nur nicht recht, ob ich mich darüber freuen sollte.

* * *

In Stolberg am Stammtisch bei Eberhard war ich inzwischen der Gegenstand neidischen Hohnes geworden. Der Oberstabsarzt war unerschöpflich in bösartigen Wendungen.

— Sagen Sie mein lieber Referendar, wie wäre es, wenn Sie den Staatsdienst quittierten und sich dauernd in Stolberg niederliessen? Sie sehen: die Bevölkerung geht hier nicht nur nummerisch zurück, sie wird auch durch die herrschende Inzucht immer mangelhafter. Da wären Sie doch eigentlich ganz der Mann u. s. w.

Der Einhorn-Apotheker hörte all diese Angriffe auf meine Tugend mit einem milden aber doch verschmitzten Schmunzeln an, in seinem Incognito empfand er das Alles offenbar als versteckte Schmeichelei.

Endlich kam einmal wieder die Zeit, wo ich mich auf ein paar Tage frei machen und nach Berlin fahren konnte. Urlaub hatt ich zwar nicht bekommen, aber es passte so — ich weiss nicht mehr wie.

Der Kleine empfing mich auf dem Bahnhofe mit einem schallenden Gelächter, als ob meine Ankunft ein guter Witz sei.

— Du bist ein Kerl! — rief er ein übers andre mal. — Du bist ein Kerl!

Dann, nachdem er sich endlich satt gelacht hatte, fing er endlich an in einem rasenden Tempo zu erzählen.

Also die Else hatte zu ihm geschickt. Er — aus Neugierde — war hingegangen — in das Local, in dem sie ihre Kunst übte . . .

— Weisst Du, was eine Blindspielerin ist?

Ich verneinte.

— Natürlich. Du hast keine Ahnung.

— O doch, halt mal! Blindspielen beim Schachspielen ist, wenn man . .

— Halt die Schnauze. Du hast keine Ahnung. Also, das ist ein sehr ehrenwerther Beruf, dem so und so viel hundert junge Mädchen angehören. Bei den zahllosen „Damenkapellen" die heutzutage in Berlin spielen, ist es ganz unmöglich, dass alle Damen auch wirklich spielen können . . ist auch gar nicht nötig, denn der Radau ist so schon elend genug. Da hat sich nun das Gewerbe der Blindspielerinnen herausgebildet. Junge Mädchen, die sich äusserlich von wirklichen Geigenspielerinnen absolut nicht unterscheiden, höchstens manchmal hübscher und jünger sind, sitzen in der ersten Reihe solcher Kapellen und ahmen die Bewegungen eines Joachim täuschend nach. Die Sehne ihres Bogens ist mit Schmalz beschmiert: lautlos gleitet sie über die zartesten Saiten!

Er sah mich nach dieser Erklärung mit herausfordernder Fröhlichkeit an. Ich wusste nicht recht, was ich sagen sollte. Er aber fuhr fort:

— Und ich kann Dir versichern, auf diese Weise spielt die Else die schwierigsten Sachen. Auf ihrem Notenpult liegt unverändert „Hannchens letzte Liebe" und ich habe danach die Tell-Ouvertüre gehört, dass es eine Freude war.

— Ja, ja: unser Einhorn-Apotheker war ja auch ganz entzückt. Er hat sich zu allererst in ihr Talent verliebt.

— Nun erlaube mal: sie hat auch Talent! Bei den andern merkt man es sofort, wenigstens wenn man nicht allzu heftig auf den Kopf gefallen ist,

Digitized by Google

dass sie keinen Schimmer vom Violinspielen haben. Bei ihr muss man schon ganz genau aufpassen, eh mans merkt: so täuschend vermag sie den Bogen zu führen. — Ach, neulich, das hättest Du erleben müssen! Da haben rohe Menschen eine Collegin von der Else um all ihren musikalischen Ruf gebracht, indem sie ihr heimtückischer Weise den Bogen mit Colophonium eingerieben haben. Denk Dir das Entsetzen, wie ihre Geige da auf einmal tönte. Es war ergreifend.

Wir sassen während dieses Gespräches in einer Kutsche und fuhren ins Hôtel. Der Kleine begleitete mich und während ich mich von den Spuren der Reise reinigte, lief er in dem langen einfenstrigen Zimmer auf und ab und räsonnierte in einem fort. Nicht alles von dem, was er rastlos hervorsprudelte, lässt sich hier wiedergeben. Sein Schimpflexikon hatte, seit er Soldat gewesen war, etwa so zugenommen, wie der Kürschnersche Litteraturkalender in den letzten zehn Jahren, aber was ihm von den Lippen kam, waren nicht die stillen Namen guter stiller Dichter, sondern allerlei Dinge, die Menschen ohne militärische Vorbildung leicht zu derb finden möchten . . .

Dann gingen wir zum Abendessen und gedachten in behaglichem Zwiegespräch unserer gemeinschaftlichen Vettern in Hannover und ihres so verschiedenartigen, buntschimmernden Stumpfsinns.

Aber plötzlich unterbrach der Kleine mich, er hatte nach der Uhr gesehn und rief:

— Du, es wird die höchste Zeit! Die Polizei ist der Ansicht, dass man so schwere Orchestermusik, wie sie die Kapelle „Fernando“ verzapft, blos bis elf Uhr Abends vertragen könne. Wenn wir die Else also heute noch treffen wollen . . .

Wir brachen auf. —

Das Lokal, in dem die Geigenfee wirkte, hiess „Oase für Junggesellen“. Ich war sehr froh, dass wir kurz vor Thorschluss anlangten und habe selten eine widrigere Enttäuschung erfahren, als da ich das niedliche Geschöpf in dem elenden, von Proleten vollgepfropften Raum, in einer entsetzlichen, von schlechten Cigarren stickig und stinkig gewordenen Luft wiedersah. Da sass sie auf einem engen Podium, in einem geschmacklosen, offenbar gemieteten und deshalb garnicht sitzenden Costüm und spielte zum Gespött aller denkenden Menschen mit einem geschmalzten Bogen auf einer Kindergeige. Ich brachte kaum das Lächeln der Begrüssung fertig, mit dem ich auf ihr unbefangen freudiges Kopfnicken antwortete, während sie mit kindlicher Seelenruhe ihr falsches Spiel fortsetzte.

Der Kleine ehrte mein Schweigen und mein ernstes Gesicht. Er sagte mit einem Seufzer:

— Ja, ja: so sind die Weiber . . .

Endlich sassen wir, Gottseidank, bei Wildgrube, einem stillen Weinlokal in der Mittelstrasse, wir drei allein, der Kleine, die Else und ich. Man gelangte langsam wieder zu seinem Humor.

Wir hätten ja nicht drei im Grunde so vergnügte Menschenkinder sein müssen, wenn nicht allmählich eine gute, gesunde Stimmung über uns gekommen wäre.

— Nun sag mir, meine liebe Else, erkläre mir das Eine: unser guter Einhorn-Apotheker schickt Dir doch monatlich Geld, wie?

— Jawohl! Natürlich! Jeden ersten.

— Na also: aus Not machst Du doch diese lächerliche Sache da nicht mit. Wie kommst Du nur darauf?

— Ja, meinst Du denn, ich will vor langer Weile umkommen? Ich habe mich so, so unglücklich gefühlt, als ich keine Stellung hatte! Wenn Du nicht so nett gewesen wärest, mir die Adresse vom Kleinen zu geben . . .

Die beiden wechselten einen innigen Händedruck. Es war mir überhaupt schon aufgefallen, dass ein recht herzlicher Ton zwischen ihnen herrschte.

— Blos schade, dass er nie Geld hat! — rief die Else und wollte sich totlachen.

Digitized by Google

Wir tranken Porter und ich erhob meine Schale.

— Meine Herrschaften! — sprach ich gewichtig — gedenken wir auch der Abwesenden. Unser Einhorn-Apotheker: er lebe hoch!

— Hoch!

— Hoch!!

Die Else war die lauteste. Die Gläser klangen nicht gut zusammen. Wir tranken lange. Dann wischte sich der Kleine den Schnurrbart und sagte nachdenklich:

— Es muss ein guter Mensch sein. Ich möchte nur wissen, warum er der Einhorn Apotheker heisst?

CASIMIR PERIER.

I.

So übel mitgespielt wie von dem italienischen Professor Ferrero in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit", ward Casimir Perier noch nicht. Allerdings wurde wohl schon ärger auf ihn geschimpft, aber das geschah dann in Parteiblättern; er hat bösere Beschuldigungen anhören müssen, aber die kamen von einer Presse, die in kritikloser Hast Telegramme und Gerüchte wiedergeben musste, um die Neugierde zu befriedigen. Ferrero's Angriffe wollen jedoch als wissenschaftliche Analyse angesehen sein, die streng nach historischen Thatsachen aus Casimir Perier's öffentlichem Leben abgewogen ist. Und in Folge dieser Analyse wird ihm Alles abgesprochen — nur nicht eine gewisse schauspielerische Begabung, die er mit der politisch-journalistischen Rasse, der er angehört, gemein haben soll.

„Der Wille ist bei ihnen mangelhaft. Wenn es ihnen nicht gelingt, durch eine einzige Anstrengung und sofort zu einem Lieblingsziel zu gelangen, so sind sie entmutigt und geben ihr Vorhaben auf. Im Grunde Egoisten, wollen sie nur das Leben geniessen. Und sobald irgend eine Thätigkeit ihnen nur die geringsten Unannehmlichkeiten oder Schmerzen bereitet, ergreifen sie sofort die Flucht. Die Erkenntniss der Verantwortung und der Pflicht ist sehr schwach in ihnen ausgebildet. -- Sie, die Schwächlinge brüsten sich mit ihrer Energie, ihrem Mute, ihrer Selbstverleugnung."

Dies sind starke Worte, wenn sie auf einen angesehenen Mann angewendet werden. Und besonders, wenn sie für Einen gelten sollen, an dessen unerschütterliche Rechtschaffenheit und Pflichterfüllung wir Alle bis vor wenigen Monaten einmütig glaubten.

Aber glücklicher Weise hat die Lombroso-Ferrero'sche Schule sich bis dato nicht durch Unfehlbarkeit ausgezeichnet, wie verdienstvoll sie sonst auch sein mag; und in diesem Falle erweist sich die streng wissenschaftliche Analyse bei genauer Betrachtung einzig und allein als — eine im vorhinein fertiggestellte Charakteristik des „oberflächlichen, äusserlich glänzenden Neurotikers," die Ferrero mit einer solchen Gewaltsamkeit auf Casimir Periers Haupt niederdrückt, dass er sein Leben dabei zerstört, nur damit diese Charakteristik auch ordentlich passe.

Er geht nämlich davon aus:

Digitized by Google

1. dass Casimir Perier selbst angestrebt hat, erster Conseilspräsident und darauf Präsident der Republik zu werden,

2. dass er die letztgenannte Stellung auf den Rat seiner Mutter aufgab.

Diese Fakta sind unrichtig. Sie sind nicht allein unrichtig, sondern Herr Ferrero hat auch unterlassen, sie mit Casimir Perier's übrigem Leben zu vergleichen, und ohne dies können sie, selbst wenn sie richtig wären, kein zuverlässiges Zeugnis abgeben.

Was würde Herr Ferrero gelernt haben, wenn er dies gethan hätte? Dass Casimir Perier während seiner Jugend, in der Schule sowohl wie auf der Hochschule, zu den fleissigsten und gewissenhaftesten gehörte, und seine Führung in jeder Beziehung des grossen Namens würdig war, den er trug. Dass er später im Kriege mit Aufopferung und strenger Pflichterfüllung die ihm gestellten Aufgaben erfüllte, und grosse Tapferkeit bewies. Dass er sich als Politiker eine imponierende Sachkenntnis aneignete, und dass er durch diese und durch seinen Charakter in der Deputirtenkammer auf den Präsidentenstuhl gehoben wurde, — das einzige öffentliche Ehrenamt, das er jemals angestrebt hat.

In der ersten Zeit, als er Deputierter war, kam der Wunsch unter den Republikanern auf, dass es Frankreichs Kronprätendenten nicht mehr gestattet sein möge, innerhalb der Landesgrenzen zu wohnen. Die unverantwortliche Propaganda, welche sie geradezu unter den Augen der Regierung betrieben, machte den Vorschlag notwendig. Da legte Casimir Perier sein Mandat nieder, — „nicht," wie er seinen Wählern gegenüber erklärte, „weil er dem Antrage nicht zustimmte, sondern weil ihm seine Familientraditionen verboten, den Grafen von Paris des Landes zu verweisen." Wer nach dem Einfluss seiner Mutter auf ihn sucht, der sollte allerdings ein wenig bei diesem seinem Verhalten verweilen. Es entbehrt der „Erkenntnis der Verantwortung und der Pflicht nicht". Hingegen zeugt es von stark entwickelter Pietät.

Nimmt man seine ganze Vergangenheit unter einen Gesichtspunkt und fügt dazu, dass der reiche Standesherr sich an einer echten Hingabe in der Familie sowohl wie bei Freunden und Untergebenen erfreuen kann, so erhält man ein anderes Bild als das eines Mannes, „dessen Wille mangelhaft" und der „im Grunde nur ein Egoist ist, nur das Leben geniessen will."

II.

Betrachten wir nun die Fakta, welche mit diesen hätten verglichen werden müssen, bevor man sich daran machte sie zu erklären.

Als Präsident der Kammer war er tüchtig, umsichtig, rechtlich. Er war eine grosse Arbeitskraft und übte strenge Justiz. Daher dauerte es nicht lange und es hiess, er sei allgemein zum Nachfolger Carnot's ausersehen.

Da empfand er zum ersten Mal jene Aufmerksamkeit der Zeitungen, die darin besteht, dass sie den Handlungen eines Mannes Beweggründe unterlegen, von denen sie unmöglich Kenntnis haben können, die sie sich aber zurecht konstruieren. Er lehnte es zu wiederholten Malen ab, Conseilpräsident zu werden, „allein, um nicht seine Aussichten, Präsident der Republik zu werden, dadurch zu zerstören." Dieselbe Presse erzählte, Carnot wolle absolut, dass Casimir Perier sich diese Aussichten verderbe, um dadurch Carnots Chancen zu steigern, der wiedergewählt zu werden wünschte.

Wir wissen nun, dass dies in Bezug auf Beide unrichtig war. Carnot wollte nicht wiedergewählt werden, und Casimir Perier wollte nicht Präsident der Republik werden. In Verbindung hiermit erlaube ich mir, darauf hinzuweisen, wie sehr es unser Urteil über den Charakter Anderer und dadurch über unsern eigenen schädigt, und wie es unsere Teilnahme am öffentlichen Leben abschwächt, dass wir täglich von eigennützigen, kleinlichen Beweggründen lesen.

Wir wissen nun genau, warum Carnot nicht wiedergewählt werden

Digitized by Google

wollte; aber wir wissen nicht zur Genüge, weshalb Casimir Perier so sehr dagegen war, mehr zu werden, als er bereits war. Wir können wohl annehmen, dass er, der aus nächster Nähe gesehen hatte, was die Stellung eines Conseilpräsidenten wert war, nicht für eine solche schwärmte. In England und etlichen mehr oder minder konstitutionellen Ländern vermag ein Mann in dieser Stellung etwas auszurichten; in Frankreich wird der Conseilpräsident oft ein simpler Laufbursche — mit Treulosigkeit und Hass als Dank. Die Behandlung Gambetta's und Jules Ferry's — besonders des letzteren — ist empörend; weder diese beiden Grossen, noch irgend einer ihrer oft ausserordentlich tüchtigen Nachfolger haben etwas Hervorragendes für die Umorganisation oder das Budget des Landes zu thun vermocht. Die Administration ist ausserordentlich viel kostspieliger als unter dem Kaiserreich, und die unerhörte Staatsschuld wächst mit jedem Jahre. Ohne Unterbrechung in der Kammer stehen und sich mit „politischen Neurotikern" um alles herumschlagen zu müssen, worauf die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken für jene von Vorteil ist, und selten für Anderes Zeit zu gewinnen — das ist doch eigentlich keine anstrebenswerte Stellung für einen Mann von Casimir Periers Temperament und Lebenslage: — darin, meine ich, werden wir bald übereinstimmen. Auf jeden Fall liegt nichts vor, das uns berechtigt, nach andern Gründen als diesen für seine Weigerung zu suchen.

Als Carnot ihn endlich überredete, die Bildung eines Ministeriums zu übernehmen, war es nicht Carnots Erklärung, dass er Casimir Perier zu seinem Nachfolger ausersehen habe und deshalb wünsche, dass er sich als Conseilpräsident in die Geschäfte einarbeite — es war nicht dies, was ihn bestimmte; das wissen wir jetzt. Ich kann mir jedoch vorstellen, dass ein Mann von der tadellosen Korrektheit, die seinem vornehmen Wesen eigen ist, und die — nebenbei gesagt — seine Beschränkung bildet, es als eine Qual empfunden hat, dass selbst ein Carnot davon ausgehen konnte, er wolle nicht Conseilpräsident werden, weil er höher hinauf strebte. Ich kann mir vorstellen, dass grade die Furcht vor diesem falschen Schein ihn in die Stellung hineintrieb.

Soviel steht fest, dass eine besondere Aufgabe ihn nicht dazu brachte. Andererseits kam er auch nicht mit leeren Händen. Seine Reden — ich habe sie alle gelesen; der Mann hat mich interessiert; denn auch ich habe in ihm einen typischen Repräsentanten gesehen, wenngleich auch von anderer Art als Herr Ferrero — seine Reden waren fest gefügt und überzeugend, sie gaben Zeugnis von mehr Persönlichkeit und mehr staatsmännischer Begabung, als irgend einer seiner Kollegen besass, obgleich ausgezeichnete Männer unter diesen waren. Einen Staatsmann mit weiten Zielen, oder mit origineller Gestaltung für seine Gedanken zeigen sie indessen nicht. Ein grosser Mann ist er kaum. Eine bis zum äussersten korrekte, klare Gestalt hebt sich auf einem Hintergrund von Pietät und Selbstgefühl ab. Etwas beständig Vornehmes und dennoch Frisches. Eine mutige Schlagfertigkeit, vorzüglich gerüstet und geübt, beständig ritterlich in Zweck und Mitteln, macht die Lektüre der Reden angenehm. Kurz, er präsentierte sich als ein Mann, zu dem nicht nur seine Familie, seine Freunde, seine Partei, sondern auch ein ganzes Volk Vertrauen haben kann, auf den es stolz sein kann; — so dachten alle unparteiischen Männer und Frauen, die damals die Ereignisse verfolgten; davon bin ich überzeugt.

Zwei Dinge zeichneten seine kurze Regierungzeit aus; ein vorzüglicher Budgetentwurf und die bekannte Kirchendebatte über „die neue Zeit", d. h. den Kurs, der durch sie bestimmt wurde. Gerade als alle sich in den Glauben hineingelebt hatten, dass nun die rechten Männer gekommen seien, und dass sie auf alle Fälle bis zur nächsten Präsidentenwahl und vielleicht darüber hinaus feststehen würden (denn damals glaubte man doch allgemein, dass Carnot die Wiederwahl annehmen würde), — da erklang die Botschaft: das Ministerium Casimir Perier hat seine Demission eingereicht, nachdem es in der Kammer überstimmt worden.

Digitized by Google

Die Frage, welche das Ministerium zu Fall brachte, war, ob es den Arbeitern des Staats gestattet werden solle, Fachvereine zu bilden; dem widersetzte sich Casimir Perier. Hier will ich nicht näher darauf eingehen. Was mich betrifft, so stimme ich nicht mit ihm überein, aber wenn ich (wie die grosse Mehrzahl der französischen Deputirtenkammer) gewählt wäre um der sozialistischen Propaganda entgegen zu arbeiten, und meinen Führer grade bei einer solchen Frage im Stich liesse, dann könnte ich mir wohl vorstellen, dass er mir einen sarkastischen, hoffnungslosen Blick nachsenden würde — und von dannen ginge.

Hatte er schon vorher keine Lust verspürt, auch noch als Präsident der Republik zu agieren, — nach diesem Tage und mit einer Majoität, wie er sie hier kennen gelernt hatte, musste es ihm doch als vollständiger Schwindel erscheinen. Er äusserte in jener Zeit denn auch oft genug, dass mit einer solchen Majorität nichts anzufangen sei.

Und eine Stellung decken, in der nichts auszurichten ist, — das liebt Casimir Perier nicht.

III.

Weshalb nahm er dann kurz darauf die Wahl zum Präsidenten an?

Allerdings nach der bestimmtesten, immer und immer wiederholten Weigerung. Nachdem er sich gekrümmt und gewendet wie vor einem Unglück, einem unbarmherzigen Opfer, das Menschen, die er liebte und für die er Pietät hegte (in erster Reihe seine Mutter) auf das inständigste von ihm verlangt hatten.

Weshalb gab er nach? Einen der Gründe sehen wir alle: Carnot war ermordet, der Schrecken war allgemein, Carnot's Nachfolger zu sein, war eine ehrenvolle Gefahr, der sich kein guter Bürger entziehen durfte. Der korrekte, den falschen Schein so ängstlich meidende Mann noch weniger, als irgend ein anderer. Einen Grund dafür kennen wir: er glaubte nämlich, die Mehrheit, mit der zusammen zu arbeiten er vor kurzem unmöglich gefunden hatte, müsse aus dem, was geschehen war, gelernt haben. Müsse gelernt haben, dass keine Zeit zur Schwachheit mehr sei; das Bestehende müsse auf festes Zusammenhalten seiner Verteidiger in der gesetzgebenden Versammlung des Landes rechnen können. Es war zu entschuldigen, dass Casimir Perier in den wenigen Stunden, die ihm als Bedenkzeit zugestanden waren, hiervon als selbstverständlich ausging.

Und doch zeigt seine entschiedene, ahnungsvolle Weigerung, dass diese Stellung und seine Persönlichkeit incommensurabel waren; dass es, mit anderen Worten, eine Schwäche war, nachzugeben.

Wieviel Anteil des korrekten Mannes eitle Furcht vor falschem Schein daran gehabt hat; wieviel eine patriotische Begeisterung in einem grossen Augenblick; wieviel die Pietät für seine Mutter ausgerichtet hat; wieviel das Vertrauen zu dem Urteil seiner Freunde; wieweit die Schmeichelei, die von allen Seiten in diesen wenigen gewaltigen Augenblicken auf ihn eindrängte, — uns fehlt die Gelegenheit, darüber zu urteilen. Wir müssen aber festhalten, dass seine Schwäche auf dieser Seite der Wahl lag.

Kaum war er gewählt, so brach ein Unwetter von Verleumdungen und Drohungen über den vollständig tadellosen und gänzlich wehrlosen Mann herein. Sie höhnten ihn als Poseur, sie bedrohten ihn wie einen Staatstreichmacher, sie gruben seine Vorfahren aus der Erde und machten mit ihnen die Runde wie mit den gemeinsten Verbrechern. Er selbst wurde zum Anführer einer Diebsbande aus Staats- und Arbeiterplünderern gestempelt; er wurde geschildert, als führe er ein Leben ohne Skrupeln und Scham. In anonymen Briefen wurden er und seine Familie auf's Leben herausgefordert; Geschichten schamlosester Art wurden von ihm erdichtet, und gleichzeitig geschah keine öffentliche Staatshandlung, für die er nicht persönlich verantwort-

Digitized by Google

lich gemacht wurde. Der Menschentiger Rochefort war auch hier wie immer voran.

Dies Manöver ist zum Kennzeichen der dritten französischen Republik geworden. Gambetta musste jeden Tag hören, dass er den Staat um Millionen bestohlen hatte, dass er bestach und intriguierte, um Diktator zu werden, dass er ein verschwenderisches und lüderliches Leben führte, an garstigen Krankheiten litt, die ihn schliesslich töteten. Paul Bert nahm die medizinische Fakultät mit und liess seine Leiche öffnen, um den einstimmigen Bericht der Professoren zu veröffentlichen; und als das Volk zwei Tage später hinaus kam nach seinem kleinen bescheidenen Heim und vernahm, dass er so gut wie nichts hinterlassen habe, — da weinten Tausende vor Schmerz und Scham. — Aber unmittelbar darauf wurden alle Schleusen der Verleumdung gegen Jules Ferry geöffnet! Er sei ein Lügner, dem niemand ein Wort glauben könne, er sei der Bandenführer der Glücksjäger und Staatsspekulanten Frankreichs, ein öffentlicher Verführer, ein so schamloser Schurke von einem Erzdiebe, dass er tausende von Menschenleben um eines Syndikats willen opferte, das Grubenbau in Tonkin treiben wollte; er selbst sei heimlicher Mitbesitzer! Systematisch wurde er für das öffentliche Leben unmöglich gemacht, er wurde behandelt, gezeichnet, ausgeschlossen wie der Auswurf der Menschheit — und starb daran.

Aber die Menschenjagd wurde fortgesetzt. Casimir Periers Verfolgung ist insofern die widerlichste, als er nach innen und nach aussen Frankreichs höchster Repräsentant war, so dass das Volk täglich in seiner Person beschmutzt wurde.

Carnots Mord, die delirierenden Ausschweifungen des Anarchismus, der Sozialdemokratie Auflehnung gegen konstitutionellen Schick und Brauch in den Angriffen auf Carnot's Nachfolger machte die Menschen nervös; die Reaktion wollte, der „starke Mann" solle sich auf der Bühne zeigen, indem sie öffentlich nach dem „Millionenkönig" rief; man bat ihn ohne weitere Umstände, einem der Prätendenten den Weg zum Thron zu bereiten; privatim soll er unerhörte Anerbietungen an sich haben ergehen lassen müssen!

Gerade der falsche Schein, den die Macht der Verhältnisse so über ihn warf, lähmte sein persönliches Eingreifen — und das war natürlich die Absicht gewesen.

Erstens den Ministern gegenüber.

Herr Dupuy war Casimir Periers Mitbewerber um die Präsidentenwürde gewesen und hätte niemals sein Conseilpräsident werden dürfen; unglückliche Umstände führten es herbei.

Kein Minister, und am allerwenigsten ein Dupuy, liebt es, wenn man ihn in täglichen, gewaltsamen Angriffen als die Schachfigur eines mächtigen Mannes behandelt. Sogar in der Deputiertenkammer wurde rücksichtslos über die Köpfe der Minister fort — der Präsident der Republik direkt aufs Korn genommen!

Die Franzosen besitzen mehr als alle andern den Ehrgeiz, gesehen werden zu wollen. Eine Macht ausüben, ohne dass gesehen wird, dass man sie ausübt, davon kann dort gar keine Rede sein. Dupuy und seine Kollegen zeigten sich bald so eifersüchtig auf das Oberhaupt des Staates, dass sie ihn nach und nach von allem fern hielten. Sogar wenn es sich um Ordensverleihungen handelte, lagen die Listen zur Unterschrift bereit auf dem Tische des Präsidenten, bevor er noch davon hatte reden hören. Zuweilen erfuhr er aus der Zeitung, was geschehen sollte — ohne dass er selbst etwas davon wusste.

Das mag in einem konstitutionellen Königreich angehen, ja es kann bisweilen dort vielleicht notwendig sein. Aber der Präsident ist auf eine bestimmte Politik gewählt, er soll überwachen und bis zu gewissem Grade leiten. Das haben andere, minder gut gerüstete und mit geringerem Führertalent begabte Präsidenten thun können und thun es. Auch Casimir Perier hätte es unter andern Umständen thun können; aber die „Herrschbegierde des Millionenkönigs" war so verdächtigt worden, so zweideutige Zwecke waren ihm unterschoben worden, dass für ihn schon im vorhinein alles ruiniert war. Sein

Digitized by Google

eigener Stolz war ihm ebenfalls im Wege; ein Anderer hätte durch Intrigue erlangt, was ihm nicht freiwillig gewährt wurde; bei Casimir Perier war derartiges ausgeschlossen.

Weshalb in aller Welt lehnte er sich nicht dagegen auf? Kraft seiner Ueberlegenheit als Persönlichkeit sowohl wie als Präsident hätte er ja die bestimmte Forderung stellen, und wenn man sich nicht fügte, die ganze Gesellschaft davon jagen können.

Auf diese Frage will ich mit ein paar anderen antworten. Was, glaubt man, wäre wohl geschehen, wenn hundert Zeitungen und die Chorführer sämtlicher Volksversammlungen in die Welt hinausgeschrieen hätten: Seit Bestehen der dritten Republik hat ihr Präsident nur ein einziges Mal zuvor aus eigener Initiative sein Ministerium verabschiedet; das war, als Mac Mahon Jules Simon fort jagte und das Abenteuer vom 16. Mai begann; — welches Abenteuer gedenkt Casimir Perier jetzt zu beginnen?! Was hat „der Millionenkönig" jetzt im Sinne? Arbeitet er für sich selbst oder für Andere? Ist die ganze ungeheuere Diebsbande, die er führt, unterrichtet und bezahlt? — — —

Die Panik, die alsdann selbst friedliche Leute ergreifen und die Reaktion zum Jubeln bringen würde — hätte sie die Deputirtenkammer unberührt gelassen? Es hatte sich ja schon gezeigt, dass ihre Mehrheit nach Carnots Ermordung wenn möglich noch schwankender geworden, als vorher; sie wagten nicht einmal einen Kandidaten für den Präsidentenstuhl der Deputiertenkammer aufzustellen; — Casimir Periers Voraussetzungen waren insofern irrig gewesen. Das Schicksal Frankreichs will, dass die Republik niemals eine feste Majorität in der Deputirtenkammer erlangt. Die erste Folge hiervon ist natürlich, dass sie auch niemals einen Führer auf dieselbe Höhe wie die anderer Nationalversammlungen bringt. Haben sie einen, so ist es nur, um ihn zu stürzen.

Schlimme Gerüchte sind über den Grund im Umlauf gewesen, weshalb so viele von dieser Mehrheit keinen ernsten Kampf aufzunehmen wagten. Ist es wahr, dass Casimir Perier verlangt hatte, die gerichtliche Untersuchung der Bestechungen, Unterschleife, Gelderpressungen, solle sich auch auf mehrere Deputierte erstrecken, und dass das Ministerium dies verweigerte — so erklärt dies vieles.

Aber wir brauchen unsere Zuflucht nicht zu Gerüchten zu nehmen, um einzusehen, dass Casimir Perier, an dem Tage als er mit seinem Ministerium brach, keine feste Mehrheit hatte, auf die er sich stützen konnte. Ein Theil derselben hatte ihrer Zeit ja auch für Dupuy als Präsident der Republik gestimmt. Wer Casimir Perier vorwirft, dass er sich nicht Luft geschafft hat, indem er sein Ministerium verabschiedete, weiss gar nicht, wovon er redet.

Wie verhielten sich die Blätter und Männer der Majorität während der Verfolgung zu ihm?

Zwei Dinge zeigen dies auf das Schlagendste. In dem Wahlkreise, der durch ihn frei wurde, siegte der Kandidat seiner Verfolger mit grosser Mehrheit; in Paris, wo ebenfalls ein Wahlkreis frei war, siegte ein Mann, der zu mehrmonatlichem Gefängniss wegen Beschimpfung des Präsidenten verurteilt war — er siegte mit noch grösserer Mehrheit.

IV.

Was mag doch die Ursache dieser unerhörten, mehr oder minder freiwilligen Verräterei gegen eine Persönlichkeit sein, die noch vor mehreren Monaten die Achtung Aller besass und als Bester der Majorität gewählt worden war?

Hatte er etwas verbrochen?

Nicht das allergeringste.

Digitized by Google

Aber seine Wahl war von Anfang an künstlich zu einer Herausforderung gestaltet worden; Casimir Perier auf dem Präsidentenstuhl der Republik sollte das Vorgebirge des Kapitalismus in der tobenden See bedeuten. Und als dann alle Stürme der Hölle losbrachen, vollzog sich hinter ihm langsam eine Bodensenkung — er stand allein.

Man erzählt, dass an dem Tage, da ein alter Freund von ihm als eine Art von Millionendieb vor die Untersuchungskommission gezogen ward — und dies augenscheinlich nur, um den Präsidenten zu kränken — er seinen Demissionsbrief schrieb. Er sprach zu Keinem davon und legte ihn bis zu gelegener Zeit bei Seite.

Es bestimmte ihn die feste Ueberzeugung, dass es seine Person, sein Name und die Umstände bei seiner Wahl seien, die ihm im Wege waren. Ferner, dass die Mehrheit, die ihn gewählt hatte, factisch nicht mehr existierte. Sie wagte nicht zusammenzuhalten. Daher entschloss er sich auch, seine Demission dann einzureichen, wenn diese Mehrheit mutlos ihr eigenes Ministerium aufgeben musste, um nunmehr auf Borg von ihren Widersachern zur Rechten und zur Linken zu leben!

Natürlich hätte er selbst diese steuerlose Segelfahrt mitmachen können, sich im Repräsentationsglanz über alle Niederlagen, die nicht öffentlich bekannt wurden, trösten und die allzu öffentlichen der Mehrheit ihre eigene Sache bleiben lassen können. Wie so viele Präsidenten vor ihm es gemacht haben, und ein Dutzend bereit steht, es wieder zu machen. Mit einer Kammer ohne Majorität und einer Präsidentschaft, die eingerichtet ist wie die französische, ist es ja auch das Bequemste für alle Theile.

Eine ganze Schaar politischer alter Weiber, an denen Frankreich so reich ist, lief denn auch in grösstem Entsetzen herbei und flehten ihn an, um „Frankreichs" willen, um der „Republik" willen — ich glaube mich auch zu erinnern, dass einige „um der Majorität" willen sagten! — flehten ihn an dass er es durchaus ebenso machen möge. Unter diesen vielen war leider seine Mutter. Aber hier hörte Casimir Perier's Pietät auf.

Die Schwäche, die er an den Tag gelegt, als er die Präsidentschaft auf den eindringlichen Rat Anderer übernahm, obgleich er wusste, dass seine Person und dieser Posten unvereinbar waren, diese Schwäche wollte er nun wieder gut machen. Gleichwie die Demission ohne eines Menschen Rat geschrieben war und seit Monaten dalag und auf gelegene Zeit wartete, so reichte er sie gegen aller Rat ein.

So benimmt sich doch nicht gerade ein Mann, der „die Flucht ergreift", — um noch einmal, zum letzten Male, an Herrn Ferrero's „wissenschaftliche Analyse" zu erinnern.

Das Demissionsschreiben war mehr als knapp; keiner war damit zufrieden. Eine so ungewöhnliche Verzichtleistung wie diese, auf den Verkehr mit Kaisern und Königen, hätte doch besser ausgenutzt werden müssen!

Unleugbar war es eine einzig dastehende pompöse Gelegenheit zum Auftreten. Aber Casimir Perier liess die That reden; in zwei kurzen Andeutungen auf der Visitenkarte liess er nun melden, warum er nicht weiter die Ehre haben könne.

Diese paar Worte sagen jedoch deutlich genug: „wenn Ihr einen anständigen Kerl an Eurer Spitze haben wollt, so müsst Ihr selbst eine anständige Mehrheit sein und dem Präsidenten Raum zum Handeln im Verhältnis zu seiner Verantwortlichkeit gewähren."

Der Worte waren wenig, allerdings, und mehr hat er später auch nicht gesagt.

Das ist beinahe das Aergerlichste; alle Zeitungen liefen herbei und alle Zeitungen wurden abgewiesen. In ihrem pietätvollen Eifer, Sr. Majestät dem Publikum Aufklärung zu verschaffen, komponierte die Presse selbst dann den Rest. Der Grund seiner unerwarteten Demission war — dass er sich scheiden lassen wolle! Nicht etwa von der Majorität, sondern von seiner Frau.

Digitized by Google

Dieselbe Presse kolportierte dieses noble Gerücht, die sonst nicht Worte fand, welche strenge genug waren, um seinen Leichtsinn, seinen Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl, ja seine Feigheit zu bezeichnen — wovor? Weil er nicht mehr Genosse von Kaisern und Königen sein, sich nicht mehr zum Elysée hinaus- und hineintrommeln, sich nicht mehr im ganzen Lande feiern und schmeicheln lassen wollte — obgleich ein ganzes Dutzend bereit stand, dies für ihn zu thun, und obgleich die Uebertragung des Schulterbandes der Ehrenlegion vom Einen auf den Andern eine Vorbereitung von höchstens zwei Tagen und ein wenig Tinte erforderte.

Denn die „Gefahr" für's Land und für die Republik, welche die Presse gleichzeitig komponierte, beschränkte sich in Wirklichkeit auf Challemel-Lacours Furcht vor Erkältung in den seit langer Zeit nicht geheizten Räumen in Versailles.

Zweier köstlicher Momente in dem absolut gefahrlosen Spektakel, der nun folgte, muss ich noch Erwähnung thun. Das eine war die Verblüffung der Presse darüber, dass Casimir Perier oder sonst jemand wirklich für Ernst hatte nehmen können, was sie selbst sieben Monate hindurch über ihn gesagt hatte; die Presse verhöhnte sie förmlich deshalb. Und das zweite Moment war die Entrüstung der Majorität; sie übertraf beinahe die der Presse. — —

In jeder Gesellschaft, und nicht zum wenigsten in der französischen, lebt eine Anzahl denkender Männer und Frauen, auf welche politische Parteien und ihre Presse keinen Einfluss haben. Sie haben ihr eigenes Urteil. Eine Art Areopag, bei dem der Historiker sein endgültiges Urteil holt.

Ich fürchte keinen Widerspruch, wenn ich gewisse Zeichen so deute, dass bei diesen Stolzen und Unabhängigen Sympathien für Casimir Perier vorhanden sind.

Nicht am wenigsten deshalb, weil er den Humbug sprengte, den der Partei und Institution. Die Grösse desselben mag man an der Bestürzung und dem Zorn ermessen, als das goldene Bauer leer stand.

Zum Schluss einige Worte über die Parteien, die durch ihr gewissenloses, verbrecherisches Treiben Gambetta's, Jules Ferry's und mehrerer tüchtiger Männer Oberleitung unmöglich machten — und jetzt auch Casimir Perier's Verbleiben auf dem Präsidentenstuhl. Zu diesen Parteien gehöre im Grunde auch ich; daher drängt es mich zu fragen: was haben sie dadurch gewonnen?

Ein Anwachsen ihrer Reihen und die Majorität zum Wanken gebracht — das gebe ich zu. Aber darüber hinaus? An Dingen, meine ich.

Ein paar Amnestieen (die sie früher bekommen, wenn sie weniger gelärmt hätten) und einige kleine Gesetze, im ganzen genommen nicht einmal so viel, wie die entsprechenden Parteien in den Monarchieen erreicht haben! Und, wohl zu bemerken, erreicht haben, ohne sich zu einer so feigen Kriegsführung herabzulassen.

Wieviel weiter wären diese Parteien gekommen, wenn sie treu in Gambetta's breitem Kielwasser gesegelt wären! Er war doch der einzige durch und durch moderne grosse Staatsmann, den die Welt bis jetzt gehabt hat. Ihm (und später Jules Ferry) Autorität und Macht geben, hiess sie der Republik geben, hiess die Freiheitsarbeit in der ganzen Welt leichter machen.

Dasselbe galt von Casimir Perier. Er ist ja nicht der Mann des Kapitalismus! Es war und bleibt eine bewusste Unwahrheit, das zu behaupten. Er ist ein guter Demokrat mit klarem Verständnis für die Reformen, die jetzt möglich sind. Hätte er in Frieden arbeiten können, so wäre die Reaktion, die jetzt in Europa im Aufsegeln begriffen ist, nicht weiter gekommen, wäre diesen Parteien nicht zum Schaden geworden.

Ich weiss, was viele ihrer Zeitungen entgegnen werden: Das kümmert uns nicht. Wir wachsen, wachsen, wachsen — und nehmen dann alles mit einem Mal.

Digitized by Google

Darüber dürften doch — um ein bescheidenes Wort zu gebrauchen — Zweifel entstehen. Aber es besteht kein Zweifel über das, was sie erreichen können, wenn sie zu allen Zeiten die Freiheitsmänner hoch halten, die Autorität und guten Willen haben.

Rom im April 1895. BJÖRNSTJERNE BJÖRNSON.

MÜNCHENER FRÜHLINGS-WUNDER.

VON

MICHAEL GEORG CONRAD.

Nein, es hat wirklich keinen Sinn, dem guten alten lustigen München unangenehme Dinge zu sagen.

Es hat auch keinen Zweck. Es ist gar nichts damit ausgerichtet, gegen die gute Lebensart zu verstossen und sich unverbindlich zu geben, wenn man von München spricht. Von diesem grossen urbajuwarischen Dorf, das die wertvollsten Kunst- und Kulturschätze aller Zeitalter und Weltgegenden in sich aufstapeln, die heissblütigsten Fortschrittskämpfe und die widerborstigsten Ideen in sich toben, die mächtigsten und raffinirtesten Schöngeister in sich sinniren und schaffen lässt, ohne einen Tropfen von seinem braunen Gebräu weniger zu verzapfen, ohne eine Kalbshaxe mit geringerem Appetit zu verspeisen, ohne die hehre Ruhe und den bald barocken, bald derbnaturalistischen Humor Philisterias zu verlieren und in gemächlichem blinden Triebe nie versagender Energie dennoch ein Stückchen moderner Grossstadt ums andere „mit allem Komfort der Neuzeit“ bei sich anzupflanzen.

Von allem Alten hat sich München neben nichtigem Kulturtrödel die kostbarsten und charakteristischsten Lebensstücke bewahrt, von allem Neuen lässt es sich schenken, und in seinen besten Stunden bringt es aus Altem und Neuen Eigenartiges hervor, Reiz für das Auge, Erquickung für das Gemüt, Sporn und Fund für den Forscher.

Wo findet sich etwas im Militärstaat wie Münchener Kunstleben?

Es ist wie Frühlings-Wunder, aber nicht im zerfliessenden, lyrischen Sinn, sondern geographisch und meteorologisch scharf bestimmt. Genau in der Artung dieser seltsamen Landschaft zwischen alpinem Hochgebirg und Donauthal.

Diese hochgeschobene Ebene, auf der die Winde niemals schlafen, die Sonnenlichter in bald mächtig massiven Einbrüchen, bald südlichen Kontrastwirkungen und subtilsten Differenzirungen auf den Farbensinn und die Temperamente der Menschen einstürmen, die Vegetation in zauberhaftem Wechsel üppige Wälder, melancholische Öden, blühende Moore, saftige Wiesen um die zahlreichen Seebecken und Flussläufe hinlagert, diese hochgeschobene Ebene hat bei aller Fülle und allem Widerspruch des Détails einen grossen Stil, eine alles phantastische Episodenwerk in die richtigen Masse zwingende epische Einheit. Aber es bedarf vorurteilsfreier Augen und beweglicher Sinne, um das Ganze im schönen Zusammenhang zu erfassen und auszukosten.

Münchener Frühling? Und Wunder? Gewiss, dem Nichtmünchener ist das dickste Fragezeichen erlaubt. Und einem modern nervösen Menschen, der aus anderen Witterungszonen und Grossstadtkulturen kommt, werden die

Digitized by Google

Münchener Frühlings-Wunder nicht immer die angenehmsten Rätsel aufgeben.

Je nachdem ers trifft, wird er, als korrekter Kalendergläubiger zumal, den Münchener Frühling überhaupt leugnen. Er wird ihn etwa als dekadenten Winter mit jammervollen Rückfällen oder als senilen Vorsommer mit krankhaft heissen Wallungen und verzweifelten Anläufen empfinden und als meteorologische Missgeburt definiren. Höhenmenschen, gewöhnt an Höhenluft und Höhenlicht, in robustem Widerstand gegen das schroffe Wechselspiel der Elemente geübt, werden in ihren Nerven und ihrer Genusskraft andere Formeln finden und sich heiter bejahend zu dem Münchener Frühling und seinen Wundern stellen — in Natur, Kultur und Kunst.

Der Münchener Frühling ist zugleich das Sinnbild des Kulturverlaufs dieser eigentümlichen Stadt der Gegensätze, die einen kindlichen Mönch im Wappen und zwei zu Riesenthürmen ausgewachsene Masskrüge als Wahrzeichen hat.

Wie im Frühling der widerspruchsvolle Charakter aller Witterungsproben des Winters und des Sommers die bayerische Hochebene beherrscht, so verleiht das Rückständigste und Fortgeschrittenste der Kultur der bayerischen Hauptstadt das kennzeichnende Gepräge. Die Linien des ab- und des aufsteigenden Lebens liegen hart nebeneinander und in fast gleicher Verehrungssphäre.

Ein absolutes Gerümpel wie das Sendlingerthor erfreut sich der rührendsten Bewunderung und der beissendsten Verhöhnung — aber es rührt sich keine Hand weder zu seiner Erhaltung noch zu seiner Zerstörung. Umflossen vom Bierdunst, hat es etwas so still Versöhnendes und zur Milde Stimmendes, dass es schliesslich von Freund und Feind seinem natürlichen Schicksale überlassen wird. Als der Sozialistenführer und königliche Offizier a. D. Georg v. Vollmar unter der Tyrannis der Ausnahmegesetze im Gefängnis sass, wanderte mit einer gewissen Regelmässigkeit der leckere Nachtisch von der Tafel königlicher Prinzessinnen durch die Hand einer verehrungswürdigen hochbetagten Aristokratin in die Gefängnisküche als süsse Zukost für die schmale Atzung des Umstürzlers. Der jüngst verstorbene Kultusminister Dr. v. Müller hatte in seiner zärtlichen Neigung für das Schwarze und Violette in der religiösen Sparte, der er reichliche Subvention aus Staatsmitteln zuzuschanzen wusste, zugleich eine innige, wenn auch diplomatisch verheimlichte Schwäche für die extremsten Farben geistigen und künstlerischen Fortschritts, und zwischen den drängenden Besuchen hoher kirchlicher Würdenträger und landtäglicher Zentrumsstreber fand er immer noch willkommene Musse zu einem Plauderstündchen mit einem der radikalsten Vertreter der Moderne. Sein Widerstand gegen die Sezession der Maler fand wenig günstige Beurteilung und bot ihm auch kaum Gelegenheit, seiner geschmeidigen diplomatischen Meisterkunst Lorbeeren zu erringen. Ohne seine Mitwirkung wäre aber doch Franz Stucks mässiges Sensationsbild „Der Krieg" nicht für die Staatsgallerie angekauft worden und zwar um einen übermässigen Erwerbungspreis. Eine seiner letzten amtlichen Nebenhandlungen war der Besuch in der Villa Wahnfried zu Bayreuth. Er hatte sich vorgenommen, Frau Cosima zu vermögen, für entsprechende Gegenleistungen eine Aufführung des „Parsifal" an der Münchener Hofbühne, die aus der Zeit der Separatvorstellungen Ludwigs II. noch eine prunkvolle Parsifal-Ausstattung besitzt, von zwei zu zwei Jahren zu gestatten. Man wurde nicht handelseinig. Trotzdem wird München, das einst mit so ungestümem ultramontanen Eifer den Meister Wagner aus seinen Thoren jagte, zu allen anderen Wagnerherrlichkeiten sicher auch noch seinen kleinen Festspielhügel mit „Parsifal" haben. Vorher aber wird es, nachdem es bereits seit einigen Jahren ein halbes Dutzend Kirchen aller Konfessionen und Stilarten zu bauen unternommen hat, dem unglücklichen Mäcenas und Wagnerfreund Ludwig II. eine majestätische Votivkirche errichten. An den Ufern des Sees, in dessen geheimnisvoller Flut Ludwig II. in tragischer Bedrängnis seinen Geist ausgehaucht, wird jetzt der Bau eines cyklopischen

Digitized by Google

Bismarckthurmes in Angriff genommen, ganz in der Nähe der königlichen Unglücksstelle, die nur ein schlichtes Eisenkreuz auf Sandsteinsockel bezeichnet. Zur Erhaltung dieses gewaltigen Bismarckdenkmals für ewige Zeiten hat sich in Bayern ein „Bismarck-Verein" gebildet. An seiner Spitze stehen hohe bayerische Staatsbeamte, Künstler und Kommerzienräte, und der Prinzregent Luitpold hat das Protektorat übernommen. Die Münchener Künstlergenossenschaft hat das achtzigste Geburtsfest Bismarcks in überschwänglicher Weise auf dem Königsplatze gefeiert und zwar in einer Veranstaltung griechischen Stils, obwohl Bismarck niemals weder amtlich noch ausseramtlich mit klassischer Kunst so wenig wie mit moderner ein intimeres Verhältnis zu gegenseitiger Förderung gesucht hat. Als der erste Bürgermeister Münchens, Wilhelm Borscht, ein geborener Rheinpfälzer, sich als offizieller Gratulant der bayerischen Hauptstadt nach Friedrichsruh begeben, hat er wie ein siegreich reisender Heldenspieler seine Amtsgarderobe in einem grossen Koffer mitgenommen, und als der feierliche Aktus begann, fand der künstlerisch angehauchte Mann keine geeignetere und für den Ueberschwang seiner Hochgefühle pathetischere Anrede an den Reichskanzler a. D. als: „Hochgebietender Fürst!"

Im Reichstage jedoch lässt sich München seit Jahren schon und vermutlich noch für lange Zeit nicht von einem Bürgermeister noch sonst einer Hochgebietendheit vertreten, sondern sendet ohne Amtsgarderobe, jedoch mit gebietender Stimmenzahl zwei echte und gerechte Sozialdemokraten nach Berlin. Doch auch dieser starke Stich ins Rote hindert die guten Münchener nicht, vor jeder Hofkutsche, auch wenn sie leer ist, respektvoll grüssend auf der Strasse Front zu machen und jedes Schaufenster mit so viel kaiserlichen, königlichen, prinzlichen und fürstlichen Hoflieferanten-Wappen zu verzieren, als in dieser bösen Zeit lauteren und unlauteren Wettbewerbs aufzutreiben sind. Daneben leben sie treugehorsamst dem Worte ihres Königs Ludwig nach: „Man ehrt mich nur in meinen Landesfarben!" und hängen an nationalen Feiertagen in verschwenderischer Fülle blauweisse Fahnen aus den Fenstern. Nur emanzipirterer patriotischer Farbensinn tupft und streift hie und da etwas Schwarzweissrot dazwischen. Nun aber lässt der deutsche Kaiser selbst, der seit der Schack'schen Gallerie-Erbschaft persönlicher Hauseigentümer in der bayerischen Hauptstadt geworden, zwei monumentale Flaggen-Maste vor seinem Kunstpalais in der Briennerstrasse errichten, dem florentinischen Lenbach-Palazzo schräg gegenüber, zwanzig Schritte vom altdeutschen Haus des Dr. Georg Hirth und vom griechischen Prunkthor, den Propyläen. Was rückt hier auf dem engen Fleck nicht Alles aneinander an heiteren Widersprüchen und verträgt sich friedsam wie in den Vitrinen eines kulturhistorischen und soziologischen Museums!

Aber das ist das Auszeichnende der Münchener Natur, dass sie Lenzesfrische, Sturm und Drang in diesem Wirrsal überlieferter toter und absterbender Dinge, Gefühle, Stimmungen und Ideen bewahrt und den Weg herausfindet zu einer heiteren, schaffens- und daseinsfröhlichen Modernität, die nach keinerlei Schablone schmeckt. Und der Abglanz dieses starken Eigenlebens in der Gegenwärtigkeit fällt zurück auf das Vergangene und Überwundene und verleiht ihm jene künstlerische Beleuchtung, die ihm das Starre und störend Historische nimmt, so dass selbst für den empfindlicheren Sinn ein anmutig befriedigendes Wechselspiel reizvoller, das Lebensgefühl steigernder Bezüge zwischen dem Alten und Neuen entsteht.

Keine Partei, kein Stichwort, keine Schule, nichts hat den Münchener Geist zu unterjochen vermocht. Keine Grossstadt der Welt hat sich von der Herrschaft der Presse und ihrer papiernen Vormundschaft in allem was Urteil und Geschmack betrifft, frei zu erhalten gewusst, wie die bajuwarische Residenz- und Kunststadt. Kein politisches Blatt, und wäre es von lauter Ministern, Diplomaten, Parlamentariern und Professoren geschrieben, kann sich rühmen, über das Münchener Volk das Szepter zu schwingen. Das Beste und Neueste und Kraftvollste, das sich unablässig im Münchener Kulturprozess entwickelt,

Digitized by Google

kann der Fremde nicht einmal aus den lokalen Tageszeitungen von dem Range der „Neuesten Nachrichten“ oder der „Allgemeinen Zeitung“ schöpfen. Es kann nicht durch Lesen erfahren, es will durch Mitleben erworben werden.

Die künstlerischen Kämpfe zum Beispiel! Es ist einfach erstaunlich, wenn man bedenkt, auf welchen Wegen und Umwegen und mit wie verhältnismässig schwachen materiellen Mitteln und ohne jedes büreaukratische System das grosse bajuwarische Dorf an der Isar in kaum einem halben Jahrhundert sich zur ersten deutschen Kunststadt, sowohl nach der schöpferischen als nach der merkantilen Seite, entwickelt hat. So wenig man auswärts das Münchener Bier nachmachen kann, obwohl man das Rezept weiss, oder die „Fliegenden Blätter“, die sich so innig mit dem Bier vertragen und mit ihm die Welt erobert haben, so wenig kann man auswärts das Münchener Kunstleben nachmachen, obwohl dasselbe keinerlei Rezept noch Geschäftsgeheimnis hat. Wie gesagt, nicht einmal im Merkantilen. München ist nach Paris der erste Kunstmarkt des Kontinents. Und nun ist es noch keine hundert Jahre her, dass die Kunst, soweit sie höfische Luxuskunst war und sich hauptsächlich in der Oper, im Schauspiel und deren Nebenkünsten ausgestaltete, mit Hochdruck von Italienern und Franzosen bearbeitet wurde. Die Verwelschung schien nahezu vollständig zu sein, als mit dem „teutschen“ Ludwig I. endlich auch einheimische Kräfte zu leitendem Einfluss gelangen konnten. Und so kraftvoll entwickelte sich dann das Eigenleben über all' die bizarren Abschwenkungen zum Hellenischen und Akademisch-klassizistischen hinweg, dass bereits in der Mitte dieses Jahrhunderts der Typus der Münchener Kunst in seinen Hauptcharakterzügen unverwischbar und weit in die deutschen Lande strahlend festgestellt war. So war dann der Boden bereitet, auf dem sich die Kämpfe um die neue Kunst in der Musik, in der Oper, im Drama, in der Malerei und Bildnerei erfolgreich abspielen konnten. Und die alten Meister kamen neben den modernen nicht zu kurz. Wie man neben Wagner, Liszt, Berlioz u. s. w. Mozart, Beethoven, Bach, Händel in musterhaft treuen und schwungvollen Aufführungen in der Münchener Oper, in den grossen Odeons- und Museumskonzerten gerecht wird, weiss alle Welt. Dass neben den unermüdlichen Versuchen, Shakespeare, Goethe u. s. w. zu stetig stil- und eindrucksvolleren Darstellungen zu verhelfen, die neue Dramatik mit Henrik Ibsen zuerst und am beharrlichsten an der Münchener Hofbühne Fuss fassen und liebevolles Verständnis gewinnen konnte, ist geschichtliche Thatsache. Daneben kamen Volksdichtungen wie die des genialen Anzengruber in München zu ihrem vollen künstlerischen Recht zu einer Zeit, wo anderwärts, in und ausser dem Reiche, sich die Kritiker wie die Theaterfreunde über die möglichst geringe Schätzung dieses Wiener Vollblutdramatikers noch nicht einigen konnten. Wie schliesslich die Sezession unter den Malern die letzten Fesseln sprengte und siegreich das Banner der neuen Kunst in der Prinzregentenstrasse aufpflanzte, wer wüsste das nicht und wem jubelte nicht das Herz darüber?

Aber es wäre nicht vollmünchnerisch, wenn man jetzt den grossen mutigen Geschichtschreiber der modernen Kunst, den trefflichen Richard Muther, auf der Suche nach einem Lehrstuhl nicht nach Breslau ziehen liesse. Das Vergnügen wird um so intensiver sein, wenn man ihn nach einigen Jahren im Triumphe an die Münchener Hochschule zurückholen kann.

Die akademische Jugend spielt keine geringe Rolle in der kraftvoll ruhigen und zielbewussten Entwicklung unseres heutigen Kunst- und Litteraturlebens. Als die „Gesellschaft für modernes Leben“ infolge polizeilichen Drucks und strammer Militärverbote zur Rettung der Seelen unserer Einjährigfreiwilligen ihre Säle schloss, nahm der „Akademisch-dramatische Verein“ die besten Teile des Programms in seinen Arbeitsplan auf und leistete in theatralischen Aufführungen für München nichts Geringeres, als was die freien Bühnen für Berlin mit grösserem Zeitungslärm ins Werk gesetzt. Und was das Beste ist, der „Akademisch-dramatische Verein“ ist heute nicht bloss eine wichtige Ergänzungsanstalt zu den etwas zimperlich gewordenen öffentlichen Bühnen, er ist der Schöpfer eines Kristallisationspunktes und einer Tradition für alle

Digitized by Google

höheren poetischen und künstlerischen Bestrebungen unserer studierenden Jugend in München, welche hier viel weniger als anderwärts der Versuchung erliegt, abseits vom Volke, in allerlei Gigerlhaftigkeiten, Patentmeiereien und streberischen Korpssimpeleien, sich um die edelsten Genüsse zu betrügen. Handelt sich's um gesellig-künstlerische Veranstaltungen übermütig-lustiger und phantastischer Natur, stellt die Münchener Jugend in erster Linie ihren Mann, sie ist aber nicht weniger prompt auf dem Platze, wenn sich's um ernste Verteidigung bedrohter Kulturideale handelt. Die erste und grösste Massendemonstration gegen die Umsturzvorlage hat in München stattgefunden, und die weiten Räume der Centralsäle vermochten das Volk nicht zu fassen, das, jung und alt, herbeiströmte, seinen flammenden Protest gegen das Knebelgesetz abzugeben.

Spüren wir den Eigenschaften nach, welche die Münchener Bevölkerung ganz besonders befähigen, dieses stets sich verjüngende, fröhliche, gesunde Geistesleben mit seinem frühlingshaften Kunstglanze aus sich zu entwickeln, so finden wir Folgendes: Nervige Freude am Leben und seinen Kämpfen, Ruhe des Denkens und Sicherheit des Auges, also Ausschluss jener Eigenschaften, die zu Blasiertheit, Geilheit, Hast, Flüchtigkeit, Schnellfertigsein verleiten. Unübertrefflich ist der Münchener darin geübt, mit Geduld die Dinge an sich herankommen zu lassen, sie fest auf's Korn zu nehmen, sich jeder schnodderigen Fixigkeit im Aburteilen zu enthalten, seinen kritischen Spruch hinauszuschieben, bis er mit Aug' und Herz das Wesentliche umfasst und ausgekostet hat. Das sind vielleicht keine Tugenden und Fertigkeiten für den Politiker, der auf raschen Erwerb ausgeht, auch nicht für den Lebemann, den die lüsterne Genussgier von Sensation zu Sensation peitscht, bis die letzten Nerven reissen, aber es sind Tugenden und Fertigkeiten des Kunstmenschen, der den natürlich starken Willen hat, nicht nur das fertige Werk geniessend in sich aufzunehmen, sondern sein Werden und Heranreifen liebevoll zu verfolgen und all' die herrlichen Kämpfe geistiger Entwicklung in warmer Herzensbeteiligung mitzuerleben.

So wird es wohl, wie mit dem bierseligen Philisterium als dem Gegengewicht zu entzückt aufflatternder, hypernervöser Geistigkeit, auch mit dem kunstseligen Volkstum und seinen nie zu erschöpfenden Frühlingswundern seine Richtigkeit haben.

Nein, es hat wirklich keinen Sinn, dem guten alten lustigen München unangenehme Dinge zu sagen. Nicht einmal Friedrich Nietzsche hat das recht über das Herz gebracht, wie man bald in seinen biographischen Aufzeichnungen lesen wird.

Digitized by Google

WOLKENSPIELE.

VON

CHRISTIAN MORGENSTERN.

I.

Eine grosse, schwarze Katze
Schleicht über den Himmel.
Zuweilen
Krümmt sie sich zornig auf.
Dann wieder
Streckt sie sich lang,
Lauernd,
Sprungharrend.
Ob ihr die Sonne wohl,
Die fern im West
Langsam sich fortstiehlt,
Ein bunter Vogel dünkt?
Ein purpurner Kolibri,
Oder gar
Ein schimmernder Papagei?
Lüstern dehnt sie sich
Lang und länger
Und Phosphorgeleucht
Zuckt breit
Über das dunkle Fell
Der gierzitternden Katze.

II.

Es ist als hätte die Köchin
Des grossen Pan
— Und warum sollte der grosse Pan
Keine Köchin haben?
Eine Leibnymphe,
Die ihm in Kratern
Und Gletschertöpfen
Köstliche Bissen brät,
Und ihm des Winters
Geyser-Pünsche
Sorglich kredenzt? —
Als hätte diese Köchin
Eine Schüssel mit Rotkohl
An die Messingwand
Des Abendhimmels geschleudert.
Vielleicht im Zorn,
Weil ihn der grosse Pan
Nicht essen wollte . . .

III.

Wäsche ist heute wohl,
Grosse Wäsche,
Im Himmelreich.
Denn seht nur, seht!
Wie viele Hemdlein,
Höslein, Röcklein
Und zierliche Strümpflein
Die gute Schaffnerin
Über die blaue Himmelswiese
Zum Trocknen breitet.
Die kleinen Nixen,
Gnomen, Elben,
Engelchen, Teufelchen,
Oder wie sie ihr Vater nennt,
Liegen wohl alle nun
In ihren Bettchen,
Bis ans Kinn
Die Decken gezogen,
Und sehnlich lugend,
Ob denn die Alte
Ihren einzigen Staat,
Ihre weissen Kleidchen,
Nicht bald
Ihnen wiederbringe.
Die aber legt
Ernst und bedächtig
Ein Stück nach dem andern
Noch auf den Rasen.

IV.

Wie sie Ballett tanzen,
Die losen Panstöchter:
Sie machen Phoebus
Den Abschied schwer,
Dass er den Trab seiner Hengste
Zum Schritt verzögert.

Schmiegsam, wiegsam
Werfen und wiegen
Die rosigen Schleier sie
Zierlich sich zu,
Schürzen sie hoch empor,
Neigen sie tief hinab,
Drehn sich die wehende
Seide um's Haupt.

Aus einem im Verlag von R. Taendler, Berlin, soeben erscheinenden Cyklus humoristisch-phantastischer Dichtungen „In Phanta's Schloss".

Digitized by Google

Und Phoebus Apollo!
Bezaubert vergisst er
Des heiligen Amts,
Springt vom Gefährt
Und treibt das Gespann,
Den Rest der Reise
Allein zu vollenden.
Er selber,
Gehüllt in den grauen Mantel
Der Dämmerung,
Eilt voll Sehnsucht
Zurück zu den
Lieblichen, lockenden
Tänzerinnen.

Zügellos rasen
Die Rosse von dannen.
Der Gott erschrickt:
Dort entschwindet
Sein Wagen,
Und hier —
Haben die schelmischen
Töchter des Pan
Sich in waschende Mägde
Verwandelt.
Durch riesige Tröge
Ziehen sie weisse,
Dampfende Linnen
Und hängen sie rings
Auf Felsen und Bäumen
Zum Trocknen auf
Und legen sie weit
Gleich einem Schutzwall
Auf Wiesen und Felder.

Ratlos steht
Der gefoppte Gott,
Und leise kichern
Die Blätter im Winde.

V.

Düstere Wolke,
Die du, ein Riesenfalter,
Um der abendrotglühenden Berge
Starrende Tannen,
Wie um die Staubfäden
Blutiger Lilien schwebst:
Dein Dunkel redet
Vom Leid der Welt.

Welchen Thales Thränen
Hast du gesogen?
Wie viel angstvoller Seufzer
Heissen Hauch
Trankst du in dich?
Düstere Wolke,
Wohin
Schüttest die Zähren
Du wieder aus?
Schütte sie doch
Hinaus in die Ewigkeit!
Denn, wenn sie wieder
Zur Erde fallen,
Zeugen sie neue
Aus ihrem Samen.
Nie dann
Bleiben der Sterblichen
Augen trocken.

Ach! da wirfst du sie schon
In den Abgrund . . .
Arme Erde,
Immer wieder aufs Neue
Getauft
In den eigenen Thränen.

VI.

Oh, oh!
Zürnender Gott,
Schlage doch nicht
Deine himmlische Harfe
Ganz in Stücke!
Dumpfe Donnerakkorde
Reisst
Herrisch
Dein Plektron.
Zick, Zack,
Schnellen
Die springenden Saiten
Mit singendem Sausen
Silbergrell
Über die Himmel hin.

Holst du auch manche
Der Flüchtlinge
Wieder zurück,
Viele fallen doch
Gleissend zur Erde nieder,
Ragenden Riesen des Tanns
Um den stöhnenden Leib
Sich wirbelnd,
Oder in zischender Flut
Sich für ewig
Ein Grab erkiesend.

Zürnender Gott!
Wie lange:
Da hast du dein Saitenspiel
Kläglich zerbrochen,
Und kein Sterblicher
Denkt mehr deiner,
Des grollenden Rhapsoden
Zeus — Odhin — Jehovah.

Digitized by Google

RUNDSCHAU.

ÖFFENTLICHE LESEHALLEN.

Wenn auch das Wort von dem „Volke der Dichter und Denker“ nachgerade eine Phrase geworden ist, so können wir Deutsche doch ohne Überhebung sagen, dass der Bildungsdurchschnitt unserer besitzenden Klassen sich mit dem aller andern Länder ohne Umstände mindestens messen darf. Aber anders wird das Bild, wenn wir nach dem Stande unserer Volksbildung fragen, nach dem Grade der allgemeinen Kenntnisse unserer unbemittelten und nichtbesitzenden Bevölkerung. Lange Zeit hindurch hat man sich bei dem Gedanken an unsere sicherlich vortreffliche und in ihrer hohen Bedeutung nicht zu unterschätzende preussische Volksschule beruhigt. Sie hat den Nachbarländern ringsumher zum Muster gedient, also ist sie die beste, also genügt sie! Man vergass dabei nur die Kleinigkeit, dass derjenige, den die Verhältnisse seiner Geburt in den ununterbrochenen schweren Kampf um das tägliche Brot stellen, nach dem frühzeitigen Verlassen der Schule ihre Wohlthaten gar bald vergessen wird, wenn sich ihm nicht die Möglichkeit bietet, auf dem kleinen Grundstein weiterzubauen, an seiner Bildung fortzuarbeiten. Aus diesen Erwägungen heraus erwuchs der Plan der Fortbildungsschulen. Aber auch sie füllen die Lücke durchaus nicht ganz aus. Mit Staunen erfuhren wir von den grandiosen Volksbildungsanstalten, die sich in England und Amerika entwickelt haben. Dort, wo die Volksschulen die unsrigen gewiss nicht übertreffen, ist jedem Einzelnen aus dem Volke eine Gelegenheit geboten, seinen Wissensdurst zu löschen, seine Sehnsucht nach erquickender Lektüre zu stillen, wie sie bei uns bis vor kurzem völlig fehlte. Es hängt dies innig zusammen mit den Gesamtverhältnissen der Länder. Während bei uns das Leben überhaupt eine Uniform am Leibe hat, trägt es sich dort in losem Rock und mit demokratischem Schlapphut. Während bei uns die Schranken der Klassen nur ausnahmsweise durchbrochen werden, beginnt dort mehr und mehr ein Austausch der Kräfte sich einzubürgern. Das materielle wie das geistige Vorwärtskommen des einzelnen Individuums ist dort weit weniger von Grenzpfählen und Schlagbäumen behindert als bei uns.

Zu den wichtigsten Instituten für die Pflege der geistigen Entwicklung gehören in jenen Ländern die grossartigen Volksbibliotheken in Verbindung mit ihren öffentlichen Lesehallen. In einem vortrefflichen knappen Büchlein hat Prof. Dr. Ed. Reyer („Entwicklung und Organisation der Volksbibliotheken,“ Leipzig, Engelmann, 1893) eine Zusammenstellung des gesamten Materials gegeben. Beschämt stehen wir vor diesen Leistungen Englands und der nordamerikanischen Staaten! Was jenseits des Kanals und was über dem Ozean von Stadtgemeinden und vor allem von Privatleuten in dieser Hinsicht seit 50 Jahren geschehen ist und immer noch geschieht, ist staunenerregend. In Amerika übernahm Boston frühzeitig die Führung (1848). Ein Kaufmann Bates stiftete eine Bibliothek und überdies 50000 Dollars; Schoolfield die gleiche Summe, Andere gaben 10000—30000 Dollars; die Stadt schrieb für den Zweck eine Steuer aus. 1882 besass die Bibliothek bereits 400000 Bände und 300000 Broschüren; jetzt zählt sie 600000 Bände und gehört damit zu den grössten Bibliotheken der Welt überhaupt. Chicago, die Stadt der Schweineschlächter, baut soeben eine zweite grosse Volksbibliothek, die für eine Million Bände Raum geben soll, neben ihrer ersten! hinzu kommt eine Stiftung, die 3 Millionen Dollars für

Digitized by Google

die Errichtung einer dritten Volksbücherei bestimmt hat! Und während Chicago zuletzt bei 230000 Bänden 1300000 jährliche Benutzungen zählte, London bei 230000 Bänden 2½ Millionen Benutzungen, Paris (1891) bei 64 städtischen Volksbibliotheken mit etwa 250000 Bänden 1½ Millionen Benutzungen, weist Berlin die beschämenden Zahlen von 27 Bibliotheken mit 130000 Bänden und 363155 Benutzungen auf (Winter 1894)! Auch die kleineren Städte Amerikas und Englands leisten relativ ebenso viel wie die grösseren, und Berlin steht da auf einer Stufe mit Orten von 140000 und 150000 Einwohnern! Natürlich liegt alles an den finanziellen Verhältnissen. Boston hat nach unserer Geldrechnung für seine Volksbibliothek ein Jahresbudget von 670000 M., London (1891) 660000 M., Chicago 470000 M., Sydney 280000 M., Manchester und Liverpool je 240000 M., Paris 200000 M. und Berlin — 24300 M. nach dem Etat der Stadt, denen sich noch 3305 M. von anderer Seite zugesellen = zusammen 27605 Mark! Diese Zahlen reden laut genug. Freilich, die Geldverhältnisse sind in jenen Ländern anders als bei uns, und in Amerika und England giebt es nun einmal mehr Privatreichtum als in Deutschland. Aber diese Unterschiede sind dennoch keineswegs nur natürliche. Es herrschen hier in der That Zustände, die Deutschlands und besonders der Reichshauptstadt nicht mehr würdig sind, dass Wandlung geschafft werden muss, muss sicherlich auch die städtische Verwaltung Berlins einsehen, wenn auch eine vor kurzem erfolgte Anregung ohne jeden Erfolg geblieben ist.

Die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur" hat vor Jahresfrist eine Kommission eingesetzt, welche die Begründung einer öffentlichen Volkslesehalle und einer damit in Verbindung stehenden freien Leihbibliothek ins Werk setzen sollte. Die erste „Öffentliche Lesehalle" ist nun am 1. Januar in der Neuen Schönhauserstrasse No. 13 eröffnet worden. Es ist naturgemäss ein bescheidener Anfang; denn man war auf private Mittel angewiesen und man hatte es mit ganz neuen Dingen ohne unmittelbare Vorbilder zu thun. Einen Leseraum, wie ihn die ausländischen Volksbibliotheken nahezu ausnahmslos besitzen, haben die Berliner ja bekanntlich nicht. Das Lokal besteht aus einem grossen und einem kleineren Saal sowie einem Vorzimmer, in dem der Beamte sich befindet. Den Dienst versehen, Tag um Tag abwechselnd, ein wissenschaftlich und besonders auch bibliothekarisch gebildeter junger Gelehrter und eine im Fache erfahrene Dame. Die Lesehalle ist jeden Abend von 6—10 Uhr an Wochentagen, Sonntags von ½10—1 und von 4—10 Uhr geöffnet. Jedermann hat unentgeltlich Zutritt und kann sofort und ohne irgend welche erschwerende Förmlichkeit die ausliegenden Zeitungen, Zeitschriften und die der allgemeinen Benutzung ohne Weiteres zur Verfügung stehenden Broschüren und Nachschlagewerke — Konversationslexika, Atlanten, wissenschaftliche Hilfsbücher — an grossen Tischen zur Lektüre vornehmen. Bei der Auswahl der Zeitungen und Zeitschriften sowie der Bücher sind alle Parteien völlig gleichmässig berücksichtigt; durchaus sollte es vermieden werden, nach irgend einer Richtung hin eine Bevormundung auszuüben. Nur wirkliche Schundlitteratur, über deren Charakter alle Parteien und alle Klassen lächelnd einig sind, ist prinzipiell ausgeschlossen worden. Dem überaus liebenswürdigen Entgegenkommen der gesamten Presse und der hervorragenden Zeitschriften, die fast durchgängig Freiexemplare in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt haben, sowie der hochherzigen Freigebigkeit einer Reihe von bedeutenden Verlagshandlungen verdankte die Lesehalle gleich zu Beginn einen recht stattlichen Bestand an Lesematerial. Rein wissenschaftliche Organe, welche ja in dem ein wenig versteckt gelegenen Journalzimmer der königlichen Bibliothek dem gelehrten Lesepublikum zur Verfügung stehen, sind natürlich ausgeschlossen, dafür aber die Fachzeitschriften für die Interessen der Handwerker und Arbeiter aller Arten in grosser Zahl herangezogen worden.

In kurzer Zeit wird auch zugleich die Freie Leihbibliothek für die allgemeine Benutzung geöffnet werden. Nicht wie bisher in den Volksbibliotheken nur an einzelnen Tagen (Mittwoch und Sonnabend 12—2 Uhr, Sonntag 11—1 Uhr), sondern täglich zu den angegebenen Stunden soll hier Entleihung und Rückgabe möglich gemacht werden. Vorläufig können jedoch die vorhandenen Bücher zur Lektüre in der Lesehalle selbst durch ein Wort bei dem diensthabenden Beamten, der auch sonst in allem zur Auskunft bereit ist, entliehen werden.

Mit welcher Begeisterung die Lesehalle aufgenommen wird, lässt sich aus dem allabendlichen ungemein starken Besuch erkennen. Es sind kaum 50 Sitzplätze vorhanden; aber es gehen täglich über 200 Personen ein und aus, — eine Zahl, die Sonntags sich noch fast um die Hälfte erhöht. Es herrscht eine mustergültige Ruhe und Ordnung. Und die bewundernswerte Leselust und der heilige Lerneifer beweisen es wieder einmal allen Zweiflern und Spöttern zum Trotz, dass der Hunger unserer Nichtbesitzenden nach geistiger Nahrung nicht minder gross ist wie der nach materieller!

Digitized by Google

Es ist ein Anfang, der hier gemacht ist. Die Räume und die Möbel sind naturgemäss viel zu klein, um auch nur einen nennenswerten Teil des gewaltigen Lesebedürfnisses, das in Berlin vorhanden ist, zu befriedigen. Darum muss man sich gewiss hüten, das, was hier geschehen ist, zu überschätzen. Wenn sich indessen die Einrichtungen bewähren, die hier getroffen sind, wenn sich dieser ersten „öffentlichen Lesehalle" andere in anderen Stadtteilen anschliessen, wenn durch regelmässige grössere Zuschüsse die Erhaltung und Förderung gesichert wird, so könnten in diesem Versuch die Wurzeln liegen zu einer ganz neuen Art unserer Volksbildung. Mit ein wenig Liebe und ein wenig praktischem Sinn könnte auch ohne amerikanische Dollarmillionen hier Erspriessliches geleistet werden. Prof. Reyer hat in seinem Buche mit Recht darauf hingewiesen, „dass es eine nationalökonomische Verschwendung ist, Lokale, die Abends disponibel sind, wie fast sämtliche Schulgebäude, einfach brach liegen zu lassen und mit grossen Geldopfern neue Lokale zu mieten, welche ihrerseits nur Abends benutzt werden und Tags über brach liegen." Wie vortrefflich könnte man die Räume von Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden für Zwecke der Volksbildung im weiteren Sinne benutzen! So lange indessen die Behörden noch nicht energisch eingreifen, sollte es eine Pflicht Aller sein, diese Bestrebungen zu fördern. Nicht ein Geschenk, nicht eine Wohlthätigkeit ist es, die hier die besitzenden Klassen durch freiwillige Beiträge den Unbemittelten und Nichtbesitzenden zu Theil werden lassen, sondern nur eine Erfüllung der Menschen- und Bürgerpflicht. Dr. Max Osborn.

NEUE DRAMEN.

„Sind Jamben dabei?" fragte mich eine besorgte Stimme, als ich ein Päckchen dramatischer Litteratur heranschleifte. Es waren in der That Jamben dabei. 124 Seiten Jamben. Wer kann den Inhalt von 124 Seiten Jamben erzählen? Und so wäre es besser, über Wolfgang Kirchbachs Kulturdrama, „des Sonnenreiches Untergang" *) zu schweigen. Aber der Herr Verfasser hat es gut erachtet, in einer Vorrede seinen Anschluss an eine — der Himmel weiss welche — Moderne zu suchen, und das geht doch nicht. Das Stück ist wirklich nicht modern. Und obgleich es den Untergang des Sonnenreiches von Peru und Umgegend darstellt, ist es grau und trist. Ein Stoff, der in die Hände des zartesten Malerdichters hätte fallen müssen, welcher uns eine wunderliche und ferne Welt wunderlich und fern hingestellt und dadurch gegenwärtig gemacht hätte, dieser Stoff wurde von Herrn Kirchbach in der üblichen trivialen fünffüssigen und fünfaktigen Manier behandelt, deren Weg Langeweile und deren Erfolg Gähnen ist. Herr Kirchbach hätte nicht auf Ibsen und das bügerliche Schauspiel schielen, sondern hätte dem Fremden seine Fremdheit, dem Unmodernen seine Unmodernität lassen sollen; und es hätte ihm passiren können, dass er auf ganz eigene Faust modern geworden wäre. Der grosse und offenbar liebeerfüllte Fleiss, mit dem Herr Kirchbach seine Welt studiert hat, wird nicht poetisch frei, sondern bleibt historisch gebunden, und sein ganzes Ergebnis ist, dass die volltönenden exotischen Namen peinlich störend das gleichmässige Jambengeplätscher durchbrechen, diese Verse von ordinärer Glätte und charakterloser Korrektheit, was man höflich „Wohllaut der Sprache" zu nennen pflegt. Noch einmal also: Kirchbachs Drama liegt uns nicht deshalb abseits, weil sein Stoff abseits liegt. Und andrerseits heisst uns nicht immer das gegenwärtig, was aktuellste „Gegenwart" ist.

Fürst Wrede hat ein Stück „Entnervt" *) geschrieben, das ist so modern, wie man es nur wünschen kann. Es behandelt die Boulangeraffaire — General Sturz, Kriegsminister — und ist Richard Voss gewidmet. Ich glaube es hiermit genügend charakterisiert zu haben.

Womit schreiben diese Herren Dichter eigentlich Dramen? Selbstverständlich, denn so geziemt's dem Dichter, mit ihren Herzen. Wie es im Liede heisst: „Da kauf' ich mir Tinte und Feder und Papier." Das sind ihre Requisiten. Aber jung ist nicht das Geschriebene, sondern das Gesagte. Und hören wollen wir nur den, der da schreibt, was er sagen möchte. Und wenn es falsch ist oder thöricht und verwirrt, — es bekommt einen Schimmer von Echtheit, Weisheit und Klarheit, sobald wir sehen, dass ein lebendiger Mensch hinter dem Werke steht — und zagt. Den J. Scherek hat es gedrängt seinen „Joseph" **) zu schreiben, man sieht es. Es ist ein junger Jude, der eine moderne jüdische Tragödie schreibt; nein, der die moderne jüdische Tragödie schreibt; nämlich die des jungen Menschen, welchem das Pochen des Neuwerdens quält und der sich vom alten Stamme losreissen will. Scherek kann eigentlich noch gar nichts, er ist erstaunlich unbeholfen. Aber es berührt angenehm, dass er, wenn ihm das

*) E. Pierson. Dresden-Leipzig 1894.

*) Wilhelm Friedrich. Leipzig 1895.
**) E. Pierson. Dresden-Leipzig 1895.

Digitized by Google

Öl ausgeht, nicht lügt, sondern die rissigen Stellen mit Clichés verdeckt. Er hat das Milieu seines Stückes nicht übel gesehen: Kleinstadtjudenthum — bis es dementiert wird, rathe ich auf Schrimm oder Obornik — jenes Milieu, in welchem einer den andern hasst und doch alle zusammenhacken wie die Kletten; geschildert ohne die Mittel des Naturalismus, und doch manchmal überzeugend, was ein gutes Zeichen ist. Aber Scherek ist feige. Sein Stück ist feige. Er hat sich selbst und seinen Joseph im Stiche gelassen und ist abbittend zu Muttern gekrochen. Vermuthlich fühlte sich der Dichter ausgestossen, als er sein Drama entwarf; aber während er es schrieb, wurde ihm verziehen, und nun konnte er nicht „so sein." Er bedachte nicht, dass schon in der heiligen Schrift geschrieben steht: „So du deinen Onkel nicht verlässest, und deiner Tante nicht eine Nase drehest, so wirst du der Seligkeit deiner Seele nie teilhaftig werden." —

Victor Hardung ist nicht feige; aber ich weiss auch nicht ob er tapfer ist, denn er nimmt, um in seinem Stile zu bleiben, das Maul zu voll. Er gehört zu jenen Dichtern, die Goethe auf dem Gewissen hat: sie gebärden sich absurd, um als Most zu gelten, der einmal einen guten Wein geben wird. Ich habe nicht Lust über Büchner und Grabbe zu schreiben, wenn ich über Hardung schreiben soll. Zudem hat er seinem Trauerspiel „Die Wiedertäufer in Münster"*) ein Merktäflein vorgeheftet, in welcher er dermassen berserkert, dass es gefährlich erscheint, ihm zu nahe zu treten. Man muss, um sich von dem Schreck zu erholen, schnell Lichtenbergs Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind, lesen. Und doch ist Hardung ein Dichter, denn er hat das „Wort". Er formt die kühnen und wilden und die frechen Phrasen, ohne dabei zu schwitzen, und die Zarte der Empfindung stellt sich ein, ohne zubereitet zu erscheinen. Schade nur, dass es in diesem Drama das Drama ist, was am wenigsten taugt.

Zufällig ist gleichzeitig mit Hardungs Werk die erste deutsche Übersetzung eines anderen Schauspiels erschienen, in dessen Kreise die wiedertäuferischen Wellen hinüberspritzen: Strindbergs Meister Olaf, übersetzt von C. A. Palme.*) Das Stück ist im Jahre 1872 geschrieben: es ist der erste Strindberg und ist der ganze Strindberg im Ei. Es behandelt die Einführung der Reformation in Schweden, und dass Strindberg kein lebenfernes historisches Drama beabsichtigte, sondern eines, das im Kampf und Drang der Zeit seinen Platz ausfüllen sollte, hätten die beiden andern projektierten, aber aus praktischen Gründen verworfenen Titel verdeutlicht welche hiessen: „Ein Abtrünniger" und „Was ist Wahrheit?" Im 2. Kapitel des 3. Bandes seiner Selbstbiographie „Vergangenheit eines Thoren", erzählt Strindberg die Entstehungsgeschichte und die Absichten seines Dramas, Absichten, die nicht nur im Gewande historischer Darstellung auf Verhältnisse, die immer wieder neu sind, zielen, sondern die sogar aus der Disposition dieses speziellen Jahres 1872 heraus entstanden sind. Denn Strindberg hat, wie er gesteht, in drei Personen des Dramas sich dargestellt, in Olaf als Idealist, in Gustav Wasa als Realist und in Gerdt Buchdrucker als Kommunard, „weil er jetzt gefunden hatte, dass die Männer der Pariser Kommune nur das in Szene gesetzt hatten, was Buckle verkündet hatte." Aber wichtiger als der Gegensatz des Idealisten zum Realisten und zum Kommunarden, ist ein anderer Gegensatz, der sich in Olaf und Gerdt verkörpert. Olaf nämlich, der Einführer der Reformation, ist der Mann, der die neue Wahrheit für die Wahrheit, für die endgiltige hält. Gerdt aber weiss, dass die Wahrheiten abstehen und ranzig werden, dass der Fluss, der zu fliessen aufhört, zum Sumpfe wird. Er ist der ewige Revolutionär. Er sagt: „Ich heisse der verworfene Engel, der tausendmal wieder erscheinen soll, ich heisse Satan, weil ich euch mehr liebte, wie mein eigenes Leben, ich heisse der Befreier, der zu früh kam, ich hiess Luther, ich hiess Huss, jetzt heisse ich Anabaptista." Und weiterhin sagt er: „Der Tag wird kommen, wo man mich Papist nennen wird." Und Gerdt hiess Strindberg, und Gerdt hiess (in dem Roman „an offener See") Inspektor Borg, welcher die Völker wieder katholisch machen will, derselbe Inspektor Borg, welcher über die 80 % Stickstoff klagt, die ohne ersichtlichen Grund in der Atmosphäre zurückgeblieben sind. Es ist in Strindbergs Produktion etwas, was diese Klage symbolisch klingen lässt. Über allen seinen Werken schwebt es wie eine Atmosphäre von reinem Sauerstoff; alle Phänomene leuchten mit ungeheurer Intensität und vergehen mit ihr. Und sein eigenes Leben? Vor kurzem hiess es, dass er in Paris im Spital hoffnungslos darniederliege. Er hat sich keine mystische Weltanschauung zum Hausgebrauch zugelegt, um halb an sie zu glauben und sich ganz von ihr einlullen zu lassen, sondern ewig prüfend, verlor er ewig, um immer wieder zu suchen, er, der Edle und Wahre bis in den Kern. Aber ist es nicht besser, wenn eine edle Klinge in glühender und leuchtender Flamme

*) Vogel. Glarus 1895.
*) Bibliogr. Institut Berlin 1895.

Digitized by Google

versprüht, anstatt dass sie vom Rost aufgelöst wird? was freilich auch eine Verbindung mit Sauerstoff ist.

Mit seltsam naiven Linien setzt „Meister Olaf" ein, naiv, aber unverwischbar. Und so ist auch der Aufbau, überraschend naiv und streng folgerichtig. Schon in diesem Erstlingsdrama findet man eine bisher nicht genügend beachtete Eigenschaft Strindbergs: seine Gebärdenlosigkeit. Seine Leidenschaft klingt wie ein fernes Gewitter, und seine Blitze überraschen uns. Er giebt weder eine Gebärde, noch eine Miene als Rohstoff, aber er untersucht sie nicht nach der Stimmung oder dem Eindruck, der ihnen zu Grunde liegt, sondern nach ihrer geheimen Logik. Daher kommt so eine That wie die des Rittmeisters, der im 2. Akt des „Vaters" die Lampe nach seiner Frau schleudert, uns so unerwartet, weil sie die erste mimische Entladung des aufgehäuften Grolles ist, während alle vorhergehenden Entladungen logische waren. Diese Strindberg'sche Art zu stilisieren müsste bei der Aufführung seiner Stücke streng gewahrt werden, in erster Reihe durch die grösste äussere Starrheit; denn wenn die Gebärde in den Worten ist, so ist sie selbst überflüssig und den Eindruck verzerrend.

Aber Strindberg auf der Bühne? Das scheint nachgrade nicht mehr zu hoffen zu sein; obgleich einer Zeit, die den Florian Geyer erwartet, der Meister Olaf ein willkommener Gast sein müsste.

Für Frl. Bertens aber und die Herren Jarno, Rittner und Reicher, die bewährten berliner Strindbergspieler, wüsste ich brillante Rollen in dem Stücke eines andern Skandinaven: „Der Balkon", von Gunnar Heiberg.*) Schwer, seinen Inhalt zu erzählen, ohne zu karrikieren, weil das Stück selber alle Augenblick absichtlich an die Karrikatur streift. Es ist eine Fratze, aber wenn Du genauer hinschaust, so siehst Du eine tragische Maske; es ist zugleich grotesk und grazios. Es ist ein Weib mit drei Männern: im ersten Akt stürzt der Ehegreis in Gesellschaft eines morschen Balkons sich zu Tode, worauf Abel, der Liebhaber, und Julie, die Gattin, niederknieen und für ihre Befreiung danken, und im dritten befindet sich Abel ausserhalb des Schlafzimmers, in welchem Julie dem neuen Gotte, Antonio, opfert. Julie hält die Lampe in erhobener Hand und ihre Brust schimmert gelb: „Du siehst aus wie Rembrandts Frau," sagt Antonio. Diese Beleuchtung liegt auf dem ganzen Stück. Abel ist das Leben, welches nicht mehr unmittelbar genug ist, um sich nie selbst als Problem empfinden zu können; und er ist die Liebe, um des geliebten Gegenstandes willen, nicht als elementare, unverantwortliche Äusserung des Lebens. „Was ist dieser Kummer dagegen, dass ich einmal sterben soll", fragt er, und mit diesen Worten dumpfer, herrlicher und herzlicher Trauer würde das Stück ausklingen, wenn nicht Julie, die nie Schwankende, und Antonio, der die Schwankung schnell unterdrückt, sich umarmten. Julie und Antonio sind die ungebrochenen Naturen der Renaissance, Naturen, die nicht ihren eigenen Willen über sich aufhängen als Gesetz, sondern die weder Willen noch Gesetz haben, in denen Wollen und Müssen noch in ununterscheidbarer Einheit zusammenliegen. Sie sind keine Sonnenwandrer, sondern Sonnenerobrer, Sonnenräuber.

Sonnenwandrer! Vielleicht erinnern sich die Leser einer Skizze mit diesem Titel, die vor Jahren in der Freien Bühne erschien. Sie war merkwürdig zart und bleich wie abendlicher Herbsthimmel. Von demselben Verfasser, Ferdinand Klar, erschien dann später noch eine Skizze: „Kahnfahrt". Hier waren die Farben satter geworden, das Licht leuchtender und die Dunkelheit tiefer, und Farben und Licht und Dunkelheit sammelten sich, ausströmend in ein Lied, von Mädchenlippen gesungen, in das schönste Lied der ganzen Welt: Das lappländische Lied: „Sonne wirf den hellsten Strahl auf den Orrasee." Ferdinand Klar war das Pseudonym Carl Hauptmanns, der jetzt unter seinem Namen ein Schauspiel in drei Akten „Marianne" hat erscheinen lassen. Das Thema des Stückes ist wiederum: „Sonnenwandrer"*). Marianne, die Gattin des Pastors, scheidet aus einer Ehe, in welcher sie ihres Wesens besten Kern, ihre seelenvolle, fast möchte ich sagen jungfräuliche Unbefangenheit, ihre ohne Gewaltsamkeit expansive Wärme, ihre Möglichkeit schwellender Fruchtbarkeit des Herzens, gefährdet und zerbröckelnd sieht, um mit dem Maler Fritz, dem Neffen ihrer Pflegemutter, sich auf dieser Erde die Erde zu erobern: „Nach Heiligkeit suchen wir nicht — nur nach Liebe und Kraftentfaltung und Freiheit." Suchen sie die Liebe? Aber wenn sie suchen, so haben sie sie ja nicht? Aber der Dichter stellt es uns doch so dar, als ob sie sich lieben? Ist Marianne noch gesund genug, diesen, grade diesen Mann zu begehren, oder begehrt sie vielleicht wirklich nur, wie Fritz sagt, Liebe und Kraftentfaltung und Freiheit? — Hier, meines Erachtens, steckt nicht nur das Problem Mariannens, als bei welcher es eben zweifelhaft ist, ob sie sich von dem Ungeliebten zum Ge-

*) W. Friedrich. Leipzig. Übers. von G. Morgenstern.

*) S. Fischer, Berlin. 1894.

Digitized by Google

liebten, oder nicht vielmehr von der Unfreiheit zur Freiheit sehnt, sondern hier steckt auch das Problem des Dichters, hier die überaus wichtige Frage, die den Dichter als Kritiker des Lebens behandelt. Denn mit einem Dichter, nicht mit einem Dramenschreiber, haben wir es zu thun. Ein Poetenantlitz voll feiner Schwermuth schaut aus dem Buche hervor, und sein Ton scheint durch die Worte seiner Gestalten hindurch zu klingen, mild aber auch müde, wie Resignation und wie Sterne, wenn der Morgen graut. Es ist ein Buch, in zarten, gebrochenen Farben; und in Tönen, die leise anheben, sich verschlingen, sich weich und ruhig steigern, und ehe sie noch zur Höhe ihrer Kraft gelangt sind, wieder decrescendo gehen und verklingen. Alle drei Akte des Dramas sind so gebaut, in allen dreien bildet der Schluss nicht den Höhepunkt und den Konflikt, sondern den Abstieg und die Lösung und im letzten, nachdem Marianne an Fritzens Hand in die Nacht hinausgetreten ist, verstummt zuerst des Pastors Klage, des am persönlichsten durch die Katastrophe Getroffenen, dann Onkel Heinrichs Jammer, der noch Willensimpulse in seinem Schmerze empfindet, und das letzte Wort spricht Tante Rosa, Mariannes Pflegemutter! — „Ruhe und Frieden! immer! immer! — —“ Es ist wie ein verhängnisvolles Bekenntnis des Dichters selber.

M. H.

ZEITSCHRIFTENRUNDSCHAU.

Das erste Doppelheft des „Pan“ ist erschienen. Die Ausstattung ist prächtig und der Inhalt entspricht der eigenartigen Zusammensetzung der Genossenschaft selbst. Fontane's Stückchen Selbstbiographie muss sehen, wie sie sich mit dem Königsliede des Herrn Paul Scheerbart verträgt. Es muss nun abgewartet werden, wie sich das Geheimrätliche mit dem Jungstürmerischen in diesem Pan, der „Alles“ umfasst, auseinandersetzen wird. Wenn diese Entwicklung, welche uns den Lebensnerv des Unternehmens zu bedeuten scheint, in das Stadium der Abklärung wird getreten sein, wollen wir unsere Betrachtungen ausführlicher vornehmen. Vor der Hand scheint uns weniger eine Kritik als eine Inhaltsangabe des ersten Heftes angebracht. Es findet Jeder von seinen Interessen etwas darin und mag danach seine Freude, Überraschung und — Enttäuschung abwägen. Theoretische Abhandlungen: W. Bode, Anforderungen an die Ausstattung einer illustrirten Kunstzeitschrift. A. Lichtwark: Die Wiederweckung der Medaille. Dichtung: R. Dehmel, das Trinklied; Arne Garborg, die Tanzgilde; D. v. Liliencron, Rabbi Jeschua; Friedrich Nietzsche, Zarathustra vor dem Könige; Novalis, der vierte Hymnus an die Nacht; Joh. Schlaf, Sommertod, Novelle; Verlaine, Prologue pour Varia. Die Illustration giebt sich teils in selbständigen Blättern, teils im Zusammenhang mit dem Text. Von jener Art Whistler, Böcklin, Klinger, Dumont, Khnopff, Liebermann, Rops, Vallotton u. A. Von dieser Art Thoma, Stuck, Sattler, Hofmann, Gallen, Eckmann, Halm u. A. Die typographische Ausstattung ist — für Deutschland wenigstens — der überraschendste Erfolg, Liebermanns Biergarten-Radierung wohl der gelungenste bildliche, und Fontanes Apotheken-Erinnerung der erfreulichste textliche Beitrag.

* * *

Die Wiener „Zeit“ brachte einen sehr bemerkenswerten Artikel von Prof. L. Gumplowicz „Was ist Recht?“ In seiner vorurteilslosen und weitblickenden Art lässt hier Gumplowicz die verschiedenen Definitionen dieses Begriffs Revue passiren, um sie durch die einzig zeitgemässe Definition zu ersetzen, auf welche ein Jurist wohl nicht kommen kann, weil sie soziologisch ist. Das „Recht“ ist eine soziale Erscheinung und darum dürfen wir für seine Erklärung nicht zur Physiologie unsere Zuflucht nehmen, wie Stricker und Mantia, noch weniger zur Zoologie, wie Schäffle und Lilienfeld, am allerwenigsten aber Analogien aus der uns ganz unbekannten Welt der Atome und Moleküle oder gar des Planetensystems herbeiziehn, wie das neuestens von Novikow in seinen luttes entre sociétés humaines geschehen ist. Nachdem die Römer in ausweichender Weise das Recht als die vom Gesetzgeber festgesetzte Norm erklärt hatten, und dann die Rechtsphilosophen von einer dem menschlichen Geiste immanenten Rechtsidee gesprochen hatten, aus der das Recht „fliesse“, nachdem endlich die historische Schule mit Savigny den „Volksgeist“ hereingebracht hatte, der das Recht erzeuge, ohne dass sie diesen Geist zu definiren im Stande war, wird es nötig sein, sich endlich darauf zu besinnen, dass das Recht nur immer und überall aus vorhergehenden socialen Kämpfen verschiedener socialer Gruppen im Staate hervorgehe und nichts anderes sei, als die Festsetzung der Grenze zwischen den gegenseitigen Machtbereichen und Actionssphären dieser Gruppen. Es ist also ein Produkt des sozialen Kampfes, ein Messapparat für die Entwicklung des Ringens der sozialen Gruppen und darum notwendig ein perpetuum mobile.

* * *

Was man heut für kuriose Experimente macht, dafür giebt der Aufsatz, welchen

Digitized by Google

Warthin in den Annales de Psychiatrie (Febr.) veröffentlicht, ein prächtiges Beispiel: „Welches sind die physiologischen Wirkungen der Musik?“ Warthin ist Docent an der Universität von Michigan.

An hypnotisirten Menschen hat or seine Studien gemacht. Er liess Leute einschlafen und sagte ihnen: „Sie sind tot für jedes Ding in der Welt, ausser für die Musik, die jetzt gespielt werden wird. Sie werden nichts fühlen und nichts erkennen ausser dieser Musik!“ Nachdem man die Leute so präparirt hatte, liess man auf dem Klavier den „Walkürenritt“ ertönen. Hier sind die Resultate, welche Warthin bei einem 40jährigen Mann erzielte: der Puls wurde sofort schneller und voller; er erreichte 120, dann nahm die Spannung ab. Gleichzeitig stieg die Athmung von 18 auf 30 in der Minute; die Figur zeigt eine grosse Erregung. Der ganze Körper bedeckt sich mit Schweiss. Man weckt den Mann auf und er erklärt, dass er die Musik nicht als Ton, sondern als allgemeine Erregung empfunden habe, eine Art Aufregung wie durch einen „feurigen Lauf quer durch den Raum“. Dieselbe Beobachtung wird bei einem 22jährigen gemacht: die Raumvorstellung, die Beobachtung an Puls und Lunge wiederholen sich. — Dagegen ruft das „Walhallamotiv“ erst ein Nachlassen, dann ein schleuniges Zunehmen des Pulses hervor. Eine verzweifelte Beobachtung des Herrn Warthin ist die, dass nichts sich so zum Einschläfern eignet, als gewisse Stücke von Wagner, besonders die Pilgerchöre aus dem Tannhäuser. Die Musik Wagners aber ist nicht erotisch: darüber beruhigt uns der amerikanische Forscher. Er hat Liebesscenen aus Tristan und der Walküre spielen lassen und bei den Hypnotisirten wohl Sehnsucht und Raserei beobachtet, aber nicht das geringste Anzeichen einer geschlechtlichen Erregung. — Nun wissen wir es also. Werden die Kindereien der Physiologie uns noch lange plagen?

* * *

Das wichtige Thema „Über den Einfluss der auslandischen Litteraturen“ behandelt Hallais in der Revue de Paris. Er weist in geistvoller Weise nach, wie alle Litteraturen, von der griechischen an, nur Produkte sind der verschiedenen Strömungen, die durch die civilisirte Welt gehen, wie sich die Ideenbewegungen des Nordens mit denen des Südens vermischen, wie die russische Literatur z. B. die Schuldnerin der deutschen Metaphysik, der französischen Sociologie und selbst der englischen Kunst ist. Fogazzaro, der italienische Dichter und Romancier, weist auf Heine hin; die italienischen Veristen (Verga, Capuana) haben ihre Beziehungen zu Zola, zu den Goncourt. „Ich glaube, sagt er, dass bisher der intellektuelle Austausch zwischen der Elite verschiedener Nationen fast ohne Wirkung für diese selbst gewesen ist. Nur dem Philosophen und dem Künstler wurde damit das Gefühl der internationalen Solidarität gegeben. Allein diese Empfindung, die uns vor der Barbarei retten wird, wird weiter und immer weiter um sich greifen, je mehr sich in jeder Nation die Kenntniss fremder Sprachen und Litteraturen ausbreitet. Und so sollten wir weit davon entfernt sein, uns darüber zu entsetzen, wenn Ausländer in Frankreich gelesen und bewundert werden; wir sollten vielmehr uns darüber freuen.“

* * *

Die polnische Zeitschrift Kraj bringt einen grossen Aufsatz über die Fortschritte, welche die Germanisation in den slavischen Ländern macht. Folgende Statistik wird interessiren: in dem „Grossherzogthum“ Posen waren 1815 Polen 66 %, Deutsche 28 %. Seit dieser Zeit vermehrten sich die Deutschen in erschrecklicher Weise. „Der polnische Boden geht in ihre Hände über.“ 1880 machten die Deutschen schon 40 % aus und hatten 50,03 % des Bodens in Besitz. Die Polen haben in Posen ungefähr 5 Millionen Hektar seit der ersten Teilung Polens verloren: das repräsentirt 750 Millionen Frank.

* * *

In der Moskauer Zeitschrift Voprosy Filosofii i Psichologii hat Sarkschewitsch ausgerechnet, dass das Weib die Krone der Schöpfung sei. Und zwar auf ganz einfache medicinische Weise. Er findet, dass die Scala der Intelligenz wächst mit dem Gleichgewicht von Gehirn und Rückenmark. Er wiegt das Gehirn und das Rückenmark verschiedener Tierklassen und nach dem Verhältnis des Gewichts stellt er folgende Reihe auf: Schildkröte 1,0 — Hahn 1,5 — Taube 2,5 — Hammel 2,5 — Pferd 2,5 — Katze 3,0 — Hund 5,0 — Robbe 5,0 — Igel 7,0 — Elephant 11,0 — Schimpanse 11,0 — Mensch 49,0. Beim Weibe ist die Gleichheit fast erreicht. Es wird dem russischen Forscher dafur sehr dankbar sein und gewiss sich gern in die gelehrten Auseinandersetzungen vertiefen, mit denen er die Richtigkeit seines Systems zu beweisen sucht.

* * *

Digitized by Google

l' Ermitage brachte im Februarheft eine Studie Paul Berthon's „La décoration moderne." Der Verfasser gehört den fröhlichen Rufern zum Streite gegen überkommene Schablonendekoration an. Die Renaissanceerbschaft sei endlich einmal abzuwerfen. Wir müssen den modernen Decorationsstil aus unseren Bedürfnissen herausbilden. Dabei erfährt Grasset seine gerechte Würdigung, der Typus des pariser Künstlers, welcher dem Kunstgewerbe ohne den falschen Stolz mancher Vorgänger die Hand reicht. Die moderne Decorationskunst schwanke, wie die Renaissance, zwischen der Nachahmung der gänzlich „undecorativen" Antike und der ebenso unkünstlerischen Sklaverei gegenüber der Natur. Lieber solle man an die alte französische Gothik anknüpfen, wenigstens an ihre Prinzipien, die die richtige decorative Phantasiekunst ins Leben riefen. Man erkennt in solchen Ausführungen deutlich die Richtung des aufkeimenden neuen pariser Decorationsstils, der seinen Archaismus unter der leichten Decke der mystischen Phantastik verbirgt. Gerade an Grasset knüpfen sich die Hoffnungen dieser Strömung, die auch bei uns schon ein gewisses Echo findet.

* * *

Wenn man nicht wüsste, lesen wir im „Magazin", wie schlecht ein Dichter vom Range Strindbergs in seinem eigenen Vaterlande behandelt wird, und wenn man daraus nicht schlösse, wie unzugänglich sich daselbst die öffentliche Meinung gegen neue Kunstbahnen und neue künstlerische Persönlichkeiten erweisen muss: es müsste unglaublich klingen, dass Schweden bis jetzt noch keine grössere Zeitschrift von modernem litterarischen Gepräge gehabt hat. Schwedens „Deutsche Rundschau", die von Frans von Scheele herausgegebene „Svensk Tidskrift" hat sich leider ganz reaktionären Tendenzen zur Verfügung gestellt. Die vorhandene Lücke soll jetzt endlich ausgefüllt werden. Der als rührig und umsichtig bekannte Erik Thyselius hat Schwedens litterarische Jugend um sich zu scharen gewusst und giebt, gestützt auf diesen Heerbann, von Januar dieses Jahres an, eine „Nordisk Revy" heraus, die der fortschrittlichen Bewegung auf allen geistigen und künstlerischen Gebieten dienen soll. Leute wie G. von Geijerstam, Ola Hansson, C. E. Jensen, Axel, Wallengren, Verner von Heidenstam, Karl Tavatstjerna werden unter den Mitarbeitern aufgeführt, und es fehlt auch nicht der grosse dänische Anfacher einer modern-skandinavischen Litteratur, Georg Brandes.

* * *

Die Revue blanche veröffentlichte eine Reihe sehr lesenswerter Briefe von Edgar Poë, welche über sein Leben in den Jahren 1848/1849 vollen Aufschluss geben. Die ersten zwei, berichtet uns der Auszug der „Zeit", sind unmittelbar vor dem Tode seiner Frau geschrieben, der dritte, an einen ungenannten Freund, ist dadurch bemerkenswert, dass Poë darin die Erklärung der Umstände giebt, welche ihn der Trunksucht, der er bekanntermassen schliesslich erlag, in die Arme getrieben. Eine fünf Jahre währende Krankheit seiner angebeteten Frau, welche sie alle paar Monate an den Rand des Grabes brachte und Poë die unsäglichen Qualen eines letzten Abschiedes immer wieder durchmachen liess, das ewige Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung zerrütteten seine empfindlichen Nerven dermassen, dass er in einen geradezu unzurechnungsfähigen Zustand gerieth, in welchem er sich dem Trunke ergab. „Meine Feinde schreiben natürlich meine Raserei dem Trunke zu, statt das Trinken meiner Raserei zuzuschreiben," sagt er voll Bitterkeit, und spricht überdies die Hoffnung aus, der Tod seiner Gattin, der der unerträglichen Ungewissheit ein Ende gemacht, werde ihn dem Laster entreissen und ihm sein Gleichgewicht wiedergeben. Ein nächster Brief an denselben berichtet von Poë's erwachter Neigung für eine Mrs. Whitman, (mit der er sich auch nachmals verlobte); der nächste, an diese selbst, strömt die tiefstempfundene, subtilste, vergeistigteste Liebe aus; aber schon in dem darauffolgenden klagt er darüber, dass sie den über ihn verbreiteten bösen Gerüchten Glauben schenke. Er schildert, mit welcher Gehässigkeit die Welt ihn stets verfolgt, und sagt, er habe zeitlebens den höchsten Ehrbegriffen nachgelebt, bis zum Donquixotismus, und in deren Befriedigung eine wahre Wollust gefunden, ja die grössten materiellen Opfer dafür gebracht. Trotz seiner Leidenschaft für Mrs. Whitmann empfindet er mit tiefstem Schmerz, dass es ihr am richtigen Verständnis für ihn fehlt. Der nächste Brief klingt wohl wieder etwas beruhigter, doch zittert auch durch seine Freude stets eine krankhafte Erregung und er klagt beständig über einen Druck, der nicht von ihm weichen will. Sehr merkwürdig ist eine ganz gleichzeitige innige Neigung für eine junge Frau — „Annie" — die aus einigen Briefen an diese selbst hervorgeht, jedoch mehr geschwisterlicher Natur gewesen zu sein scheint. Kurze Zeit darauf kommt es übrigens zum Bruche mit Mrs. Whitman, worüber Poë wie befreit an „Annie" schreibt. Der letzte Brief endlich, vom September 1849, also unmittelbar vor seinem Tode, richtet sich an

Digitized by Google

die Mutter seiner verstorbenen Frau. Poë ist darin voll Zuversicht, berichtet von abgehaltenen Vorlesungen, von einer weiteren Tournée, die er plant, überdies von einem neuerlichen Heiratsproject mit einer Mrs. Shelton. Dabei sucht er aber doch einen Wohnort in „Annies" Nähe, weil er „die Möglichkeit haben müsse, sie zu sehen," und spricht von ihr, wie ein trostlos Liebender. Poës Persönlichkeit geht aus den Briefen als eine vollkommen zerrüttete, mit sich und der Welt zerfallene, von schwankenden Leidenschaften zerrissene, tief unglücklich veranlagte hervor. Kurz nach Abfassung des letzten, hier mitgetheilten Briefes, floh er plötzlich, alles im Stich lassend, nach Baltimore. In der Morgendämmerung des 7. October wurde er dort besinnungslos auf der Strasse gefunden und ins Hospital gebracht, wo er einem Anfall von Delirium tremens erlag.

* * *

Folgende prächtige Durchführung des Konfliktes, an dem unsere Zeit leidet, finden wir in der „Ethischen Korrespondenz". Manchmal will es bei ruhigem Nachdenken so erscheinen, als fehle unserer Entwickelung jeder logische, sittliche Plan. — Man beweint (mit Recht) vom Palast bis zur Hütte die 400 Menschen, die auf der Elbe den jähen Tod gefunden — und hält den Krieg für eine göttliche unentbehrliche Einrichtung, der doch in diesem Jahrhundert allein (nach Graf Leo Tolstoi) etwa 30 Millionen Menschen das Leben gekostet. — Man bejubelt die Erfindungen des Tuberkulin und Heilserum — und jammert gleichzeitig über das Unheil der Uebervölkerung. — Auch über Ueberproduktion klagt man — und Millionen arbeitende Menschen vermögen ihre Bedürfnisse nicht zu befriedigen. — Man ist so stolz auf die Ueberwindung des Faustrechts — und braucht den Zweikampf zur Wiederherstellung der gekränkten Ehre. — Man fliesst über vom Drange nach Wohlthätigkeit, von der Mitempfindung für das Loos der ärmeren Klassen — und legt in Gestalt der indirekten Besteuerung die grösste Last auf die schwächsten Schultern. — Man sucht (mit Recht) die Wirkung der Börse als Spielhölle einzudämmen — und man begünstigt das widerwärtigste Wett- und Hazardspiel bei den Pferderennen und deckt gleichzeitig einen Teil der Staatsausgaben durch die Staatslotterie! — Man durchbohrt die Gebirge und unterbrückt die Meere — und vermehrt und verstärkt in gleichem Tempo die Zollschranken! — Man erfindet Maschinen über Maschinen, um den Menschen die Arbeit zu erleichtern und abzukürzen — und Jeder arbeitet länger als zuvor! — Man preist die Kunst als die Blüte der Kultur-Entwicklung — und lässt die Mehrzahl der Künstler darben! — Man erkennt die Wissenschaft als Leitstern der Menschheit — und behandelt sie im Staatsbudget als Aschenbrödel! — Man verlangt immer stürmischer eine nationale Erziehung, ein einheitliches Volksbewusstsein — und man trennt, nach Konsession und Stand, schon die 6jährigen Kinder in der Würdigung ihrer Schulgenossen und in ihren sittlichen Grundanschauungen! — Man stellt die Frau im gesellschaftlichen Leben und in der Litteratur auf eine ideale Höhe — im wirklichen Leben aber legt man ihr die höchsten sittlichen Pflichten auf unter Versagung der notwendigsten Rechte! — Man bewundert (in der Bibel, auf der Bühne und in Romanen) die Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit — und weiht das eigene Leben der Selbstsucht und dem fast ausschliesslichen Streben nach Besitz! — Und so weiter und so weiter! — —

Woher diese wunderlichen Gegensätze? — Sie entstehen aus dem Kampfe zwischen dem gedankenlosen Festhalten am Hergebrachten und der die Forderungen der Gegenwart vertretenden Vernunft. Dieser letzteren, einer vernünftigen Entwicklung unserer Zustände, zum allmählichen Durchdringen zu verhelfen, das ist eben die Aufgabe unserer Zeit und der Inbegriff dessen, was die „ethische Kultur" erstrebt.

* * *

Vom 1. April erscheint im Verlage von Vobach, München eine neue Wochenschrift, deren Charakter die Beschränkung auf die akademische Welt ist. „Die Aula, Wochenschrift für die akademische Welt" ist der Titel.

Dieses Blatt wendet sich an die Studierten und Studierenden aller Facultäten und bringt Aufsätze namhafter Gelehrter, die in unterhaltender Form die akademischen Kreise über alle Gebiete der Wissenschaften und Künste orientieren.

No. 1 der Aula bringt als einführenden Aufsatz die letzte Arbeit des jüngst verstorbenen Philosophen, Prof. Dr. Moriz Carriere: „Die Einheit des Geistes." Ferner von; Prof. Dr. J. Kohler, Berlin: „Deutsches und Römisches Recht." Prof. Dr. Hardy, Freiburg i. Schw.: „Buddhismus und Christentum, worin sie sich gleichen und unterscheiden." Prof. Dr. W. Ostwald, Leipzig: „Chemische Betrachtungen." Prof. Dr. O. Hertwig, Berlin: „Tragweite der Zellentheorie." Prof. Dr. Konrad Lange, Tübingen: „Die Aesthetik unserer Klassiker und die moderne Kunstanschauung."

* * *

Digitized by Google

Über eine Stichprobe auf die Arbeitslust der Arbeitslosen in England lesen wir im Socialpolitischen Centralblatt: Im Frühjahr 1894 wurde eine Kommission im Mansion House eingesetzt, welche über die chronische Arbeitslosigkeit in London Untersuchungen anstellen und speciell auch die Arbeitslosen in Bezug auf ihre Fähigkeit und Geneigtheit zur Arbeit prüfen sollte. Dem soeben veröffentlichten Bericht entnimmt man, dass aus 414 Arbeitsuchenden 141 ausgewählt wurden, die gewöhnliche Arbeiter, verheiratet und unter 55 Jahr alt waren und länger als 12 Monate im Ostende Londons gelebt hatten. Diese wurden an einem Strassenbau beschäftigt. Es wurde ermittelt, dass die Mehrzahl dieser 141 ungelernte (unskiled) Arbeiter waren und nie ständige Beschäftigung gehabt hatten. Wie bei einer früheren Untersuchung fand man auch hier, dass weitaus die Mehrzahl der unbeschäftigten Arbeiter (93 aus 141) in London selbst geboren waren, nur 33 kamen vom offenen Lande. Nach dieser Stichprobe stammt also die Arbeitslosigkeit nicht von der Einwanderung ländlicher Arbeiter her, sondern ist ein städtisches Produkt, und kann durch Abschiebung der Stadtbevölkerung auf's Land nicht kuriert werden. Die Londoner Schulkinder erlernen nur selten einen Beruf nach Verlassen der Schule, wie der Jahresbericht der Londoner Schulbehörde meldet. Unter den untersuchten Arbeitslosen wurden nur 4 wegen Trägheit oder schlechten Betragens entlassen; die Qualität der geleisteten Arbeit war befriedigend und soweit die Fähigkeit und Lust zur Arbeit in Betracht kam, hat die Untersuchung ein befriedigendes Resultat ergeben. Weniger befriedigend war das Resultat der Auswanderung von 23 nach Kanada, wo nur 10 regelmässige Arbeit fanden, der Rest sich dem Trunk ergab.

* * *

Die Revue des Revues brachte unter den Originalartikeln eine interessante Abhandlung von Ferrero über „Das dritte Geschlecht." Das dritte Geschlecht sind die Frauen, welche durch den steigenden wirtschaftlichen Kampf gezwungen sind, ihre natürliche Bestimmung, das Mutterwerden, nicht zu erreichen und durch das aufgedrungene Cölibat sich seelisch und organisch verändern. Wird durch diese Unterdrückung das geistige Leben der Frau behindert? Nein, im Gegenteil, man beobachtet, dass die so ersparten Kräfte gerade Fähigkeiten bei der Frau erwecken, die sie sonst nicht so ausgebildet hätte. Wie die geschlechtslosen Arbeitsbienen, die an Intelligenz, Thatkraft und Mut selbst den männlichen Bienen überlegen sind, gerade weil ihre weibliche Geschlechtlichkeit erstickt ist. Renan hat in seinem „l'irréligion et l'avenir" die Theorie aufgestellt, dass dauernde Keuschheit auch bei Männern ein sicheres Mittel zur Erhöhung der geistigen Thätigkeit sei: wie gewisse Riesenbäume, die sich nicht fortpflanzen lassen. England beweise diese Theorie bezüglich der Frau am besten. Im höheren Mittelstande befinden sich dort alte Jungfern in unermesslicher Anzahl. Dort seien die Frauen am weitesten vorgedrungen in alle Gebiete des sozialen Lebens und der Wissenschaft. Die alten Jungfern seien die Seele der enormen Wohlthätigkeit Englands, und die merkwürdige Prüderie der englischen Gesellschaft sei sicher auf die „Spinsters" zurückzuführen. So zeige England, wie die Gesellschaft dort verstanden habe, das „dritte Geschlecht", welches aus einer Abnormität hervorgegangen sei, gerade in positiver Weise für die Entwicklung des öffentlichen Lebens nutzbar zu machen.

* * *

Eine der interessantesten Nummern, welche die „Kunst Unserer Zeit" brachte, ist Heft 2 und 3, welche sich textlich und bildlich mit Burne Jones beschäftigen. Den Text hat Cornelius Gurlitt geschrieben, eine seiner besten schriftstellerischen Leistungen der letzten Zeit. Der Aufsatz ist eine glänzende Einführung in die gesamte um Burne Jones sich gruppirende englische Kunstwelt. Burne Jones ist nicht Jedem gleich verständlich in seiner Eigenart. Er will nach Tainescher Methode aus seinem Milieu begriffen werden. Die Bilder müssen wir uns erst übersetzen. Gurlitt beginnt seine Arbeit in charakteristischer Weise so: „The pencil speaks the tong of every land." Dieser Spruch Drydens steht über dem Verzeichnis der Bildersammlung des Museums zu Birmingham. Ich habe lange den Sinn des Spruches erwogen. Er heisst doch wohl übertragen, dass der Pinsel eine allen Ländern gemeinsame Sprache spreche. Aber ich fand in der Sammlung selbst, dass er dies in Birmingham unbedingt nicht thue. Bis auf ein Bild, „der Tempel zu Edfu", welches das Verzeichnis als ein Werk des „eminent German artist Ernst Körner" bezeichnet — dieser Prophet gilt sichtlich im Auslande mehr als in der Heimat — habe ich in dem Museum nur englisch sprechende Pinsel gesehen und gehört.

Ich überlegte mir also, ob der Satz nicht etwa heissen könne: „der Pinsel spricht die Zunge eines jeden Landes." Jedoch ich fand bei den Neuphilologen

Digitized by Google

mit dieser Erklärung wenig Anklang. Erst bei näherer Bekanntschaft mit englischen Anschauungen wurde mir der Sinn der so feierlich verkündeten Wahrheit klar: Ein Engländer ist eben unbedingt der Ansicht, englisch sei the tong of every land.

Dem deutschen Kunstfreunde liegen in den diese Worte begleitenden Bildern Proben von gemaltem Englisch vor. Denn der Maler dieser Werke, Edward Burne-Jones, ist in Birmingham geboren. Nun frage man sich selbst: Redet diese Kunst unsere Sprache, ist's nicht ein ganz fremder Laut, der da erklingt; ist's nicht ausschliesslich englisch? Und gehört nicht für uns ein Übersetzen dazu, um diese Frage zu verstehen, und ein Selbstvergessen, wenn wir sie sprechen wollen?

* * *

Ein Sammelwerk für alle Interessen, die sich um Ausstattung der Innenräume gruppiren, ist die „Zeitschrift für Innendecoration". Wir finden in einem der letzten Hefte eine Arbeit Prof. Luthmers über das gerade heut so wichtige und anregende Thema: Teilung der Wohnräume durch Möbelgruppen. Der ungemein grosse ästhetische Gehalt dieser Frage ist auf den ersten Blick klar. Luthmer vergleicht die Beweglichkeit der japanischen Zimmereinteilung mit der unsrigen. Was wir, sagt er, von der Dekorationsweise lesen, welche die Japaner in ihren Innenräumen anwenden, hat mich immer ungemein angesprochen. Wenn es auch zum grossen Theil durch das Klima bedingt ist, und anderwärts nicht ohne Weiteres nachgemacht werden kann, so giebt es doch uns Europäern beherzigenswerthe Fingerzeige. — In dem leichten Holzhause des Japaners giebt es keine festen Zwischenwände. Nach Bedarf verändert derselbe die Grösse seiner Zimmer, indem er leichte bespannte Holzrahmen, die sog. Schoji, welche sich in Falzen einsetzen lassen, verschiebt, wegnimmt, wie es die Benutzung des Raumes gerade fordert. So lassen sich mühelos zwei Zimmer in ein grösseres zusammenziehen, ein geschlossener Raum bei schönem Wetter in eine offene Nische gegen eine Veranda hin verwandeln, kurz, hundert Variationen vornehmen, ohne dass man Zimmermann, Maurer, Tüncher und Tapezierer ins Haus zu nehmen braucht. Ebenso leicht und mühelos wie seine Räume selbst, verändert er auch deren Schmuckausstattung; ja die letztere ist eigentlich im Sinne des Wortes eine Gelegenheitsdekoration. Was er an Bronzen, Lack- und Emailstücken, an alten, kostbaren Portieren und gestickten Stoffen besitzt, verwahrt er in einem solide gebauten Schatzhaus, einem eigentlichen „Gardemeuble". Gilt es, an einem der zahlreichen Festtage — und auch die Japaner „feiern die Feste wie sie fallen" — sein Haus zu schmücken, so entnimmt er diesem Vorrathshause, was gerade für den entsprechenden Fall passt, ergänzt es durch frischen Blumenschmuck, den er in den kunstvoll geflochtenen Körben, in Hängeampeln aus Bambusrohr sinnvoll arrangirt, und schafft sich so für jede Gelegenheit ein neues, anmuthiges Bild seiner Wohnräume.

Wie schroff unterscheidet sich unsere Art der Hauseinrichtung von dieser leichten, beweglichen Art der Ostasiaten! Wir ziehen in das fertige Haus ein, dem der Bauunternehmer ein für alle Mal die durch den Gebrauch geforderten Räume mit ihren feststehenden Massen gegeben hat: den grossen Salon, den kleinen Salon, das Speisezimmer, das Schlafzimmer u.s.w. Und nicht blos die Abmessungen, auch die Dekorationen sind für jeden dieser Räume fast unabänderlich festgestellt Wir sind an diese Dinge so gewöhnt, dass es uns fremd und unwohnlich anmuthet, wenn das Speisezimmer nicht mit Holzdecke und Wandtäfelung versehen, wenn der Salon nicht mit Stuckdekoration in Weiss und Gold ausgestattet ist. Finden sich gar im Grundriss, in der Lage der Fenster und Thüren, in der Stellung des Ofens starke Abweichungen vom Gewöhnlichen, so kann es kommen, dass uns die Aufstellung unserer Möbel arges Kopfzerbrechen verursacht. Denn auch diese sind ganz schematisch geworden: der Fabrikant hat sie selbstverständlich schon mit Rücksicht auf ihre Verkäuflichkeit auf die allgemein angenommen Schablone eingerichtet. So kommt es denn, dass sich unsere Wohnungen alle so verzweifelt ähnlich sehen, dass wir bald nicht mehr wissen, ob wir jenes Speisezimmer mit dem dekorirten Nussbaumbüffet bei unserem Freunde A, oder B, oder C gesehen haben.

Luthmer bespricht dann im Einzelnen die Arrangements, welche sich durch Zwischenstellung von Wandschirmen, Fensterrähmen, Pianinos, Sitzbänken, Ballustraden erzielen lassen und vergisst nicht, auf die prinzipielle Bedeutung dieser dekorativen Motive hinzuweisen: auf das Individualistische.

FRANZÖSISCHE JOURNALISTEN-WEISHEIT.

Teodor de Wyzewa. Chez les Allemands. L'Art et les Meurs.

Das Buch erweckte zweierlei Empfindungen in mir. Zunächst Erbitterung gegen den moquanten Schriftsteller, der mit ein paar blendenden Verallgemeinerungen die Charakteristik einer Volkseele

Digitized by Google

abthun zu können glaubt, und dann einen tiefen Schmerz darüber, dass auch der oberflächlichste Franzose noch einen Schein von Recht hat, wenn er aus einer fertigen Kultur heraus auf ein Volk verwundert blickt, das im Ausdruck seiner Eigentümlichkeit einen einheitlichen Stil noch nicht gefunden hat.

Wir Deutsche wissen sehr gut, woran es uns noch fehlt — im Gegensatze zu Herrn de Wyzewa, welcher nicht weiss, woran es ihm fehlt. Sagen wir: es fehlte ihm an Bescheidenheit. Wollte er seine Beobachtungen seinen Landsleuten mitteilen, so hätte er die Form der „Plauderei", des anspruchslosen Feuilletons wählen müssen. Ein Buch „Über Deutschland, seine Kunst und seine Sitten", noch dazu in so kategorischen Urteilen geschrieben, müsste ein ganz anderes Wissen und Sich-Versenken zur Voraussetzung haben. Statt dessen finden wir eine Dürftigkeit und Seichtigkeit, die einfach hochkomisch wirkt. So wenn er Bach, Beethoven und Wagner die einzigen ausserordentlichen Deutschen seit Dürer nennt, wenn er über deutsche Kunst neueren Datums sprechend in Oberländer den einzigen originellen Künstler erblickt, wenn er unsere Philosophen nur als fleissige Weiterdenker fremder Gedanken gelten lässt, als ob in der Philosophie nicht die Hauptsache eben auf dem Zu-Ende-denken beruhte. Weit interessanter noch wird das Buch, als de Wyzewa auf „la vie et les meurs dans l'Allemagne d'à présent" zu sprechen kommt, und unseren Nachbarn, denen nach dem wohlwollend belehrenden Ton dieser Schrift zu schätzen, Deutschland gänzlich unbekannt sein müsste, vom „deutschen Michel", vom „Gemüt" und ähnlichen schönen Dingen erzählt. Verblüffend ist die Behauptung: du mépris profond, continu, invariable de l' homme (Allemand) pour la femme. Ja diese Verachtung ist nicht von gestern: les contes populaires de moyenâge expriment à tout instant le mépris de la femme. Au XVI^e siècle de même qu'aujourd'hui la naissance d'une fille était regardée par les parents comme une malheur. Mich wundert, dass der Verfasser nicht bis auf die Zeiten Veledas zurückgegangen ist. Er hätte gewiss selbst dort „Belege" für seine „psychologischen" Analysen gefunden. Er hat gesehen, dass auf öffentlichen Spielplätzen die kleinen Mädchen und Jungen immer (!) in getrennten Gruppen spielen. Er weiss, dass „jamais les plus intimes amis (étudiants) ne s' entretiennent de leurs maitresses."

Vor dem Theater sieht der Unglückliche, wie die Ehemänner von ihren Gattinnen sich trennen und wie dann in der brasserie les hommes s'installent à une table, les femmes à une autre. Kein Wunder ruft er, der Pariser (!) aus, dass nirgends so viel Ehen geschieden werden wie in Berlin, dass es in Berlin ein Familienleben überhaupt nicht giebt, dass die Entsittlichung immer mehr zunimmt.

Überhaupt Berlin! Ce grand marché improvisé où l'on ne demeure qu'en passant! cette façon de foire permanente! aujourd 'hui encore, personne n'aime cette ville, étrangers ni Allemands. Von Berlin kommt alles Unheil über das gute alte ehrliche Deutschland. Die Berliner kennen kein Zuhause, sie sind beständig im Bräu, im Concert, im Café, sie erziehen ihre Kinder nicht, ils ont trop d'enfants. Der Mädchen höchstes Ideal ist ein Offizier oder ein Professor: plusieurs professeurs ont épousé de belles jeunes filles, qui étaient éprises d'eux avant de les avoir vus, sur le seul bruit de leur renommée. Als Gewährsleute fungieren mit Vorliebe „le pénétrant génie de M^me. de Stael", J. Rodenberg und O. v. Leixner.

Unter der Hochflut lächerlicher Verallgemeinerungen und Orakelsprüche findet sich gewiss, wie das auf über 200 Seiten kaum anders möglich, manches Richtige über unsere kunstlose Küche, über das Tohuwabohu architektonischer Stile bei unseren Hausbauten, über die Unsolidität und schwindelhafte Reklame vieler Geschäfte, worüber sich mit dem Verfasser sehr wohl disputieren liesse, zumal sein Stil einen durchaus gewandten und amüsanten Gesellschafter verrät; sein Gang zu Beethovens Grab könnte manches vergessen lassen: aber ein „Buch über deutsche Kunst und Sitten" ist nimmermehr aus seiner Feder geflossen, sondern nur eine Reihe höchst subjektiver, höchst oberflächlicher und zum Teil geradezu unrichtiger Aufzeichnungen. Es muss dies um so mehr betont werden, als Theodor de Wyzewa in Paris viel gelesen wird.

Chr. Morgenstern.

DIE FRAUEN IN CHINA.

Von Dr. GUSTAV ZACHER.

„Der Frauen Zustand ist beklagenswert." Wohl nirgends findet dieses Wort so volle Geltung als im ganzen Orient. Heutzutage, wo die Frau ohne jeden Unterricht aufwächst, wo sie ohne Rücksicht auf ihre Neigung dem ersten besten Manne als Gattin folgen muss, um dann ihr ganzes Leben in steter Unterwürfigkeit und gänzlicher Abgeschlossenheit zuzubringen. Allerdings lässt eben dieser gänzliche Mangel an Bildung und infolge dessen auch an höherem Streben, sowie eine jahrtausende lange Gewohnheit die Frauen des

Digitized by Google

Orients ihre sklavenmässige Stellung und Erniedrigung wenig fühlen, zumal ihre Ansprüche nur auf die äusseren Annehmlichkeiten des Lebens gerichtet sind, die wenigstens von wohlhabenden Gatten auch meist vollauf befriedigt werden. Dass bei den niederen Klassen, die mit eigener Hand um ihren Lebensunterhalt kämpfen müssen, sich eine solche hermetische Abschliessung der Frauen nicht durchführen lässt, liegt auf der Hand. Auch im alten Athen und Rom schaute man streng darauf, dass die Frau sich auf das Haus beschränkte, dass sie sich von den Gastmälern der Männer fern hielt, aber dafür war sie gesetzlich doch immer wenigstens als Ehefrau geschützt und anerkannt und nicht der absoluten Willkür ihres Gatten preisgegeben. Auch erlaubte es ihr die Sitte, in Begleitung ihrer Sklavinnen nicht nur an Festtagen, sondern auch sonst nach Belieben sich in die Öffentlichkeit zu begeben, und später mit fortschreitender Kultur standen die griechischen und römischen Frauen an Rechten ihren Männern fast gleich.

Ganz anders in China. Hier war das Los der Frau im Altertum ein wahrhaft grauenhaftes, da sie vollkommen rechtlos dastand. Schon bei der Geburt begannen ihre Leiden. Noch heute herrscht selten in China bei der Geburt eines Mädchens Freude; man hätte vielmehr einen Sohn gesehen, da nach dem Glauben der Chinesen nur dieser befähigt und berechtigt ist, die so wichtigen Ahnenopfer darzubringen, die eigentlich dem ganzen chinesischen Religionsdienste zu Grunde liegen. In den Seestädten des Südens ist daher auch das Ersäufen der neugebornen Mädchen oder wenigstens die Aussetzung noch immer gar nicht so selten, wenn dieses Verbrechen auch lange nicht mehr so gewöhnlich ist als frühere Berichte behaupten. Denn soviel hat der europäische Einfluss doch schon auf die wohlhabenden Klassen gewirkt, dass diese aus ihren reichen Mitteln Findelhäuser in den grösseren Städten, wie Kanton, Shanghai u. a. errichtet haben, die diesem Laster entgegenwirken. Im Norden, wo die Mandschu vorherrschen, ist diese barbarische Sitte unbekannt, da die Mandschu im Ganzen milder gesinnt sind. Trotzdem ist das Gesetz ganz machtlos gegen solche grausamen Eltern, da das Verfügungsrecht über das Leben ihrer Kinder ganz in den Händen der Eltern liegt, wie ja einst auch im alten Rom.

Dass diese Mädchenmorde doch noch immer ziemlich häufig sein müssen, geht am besten aus dem Umstand hervor, dass die chinesische Regierung von Zeit zu Zeit, besonders in den Südprovinzen, die eine fast reinchinesische Bevölkerung haben, Proklamationen erlässt, in denen aber diese Greuel nicht etwa unter Androhung einer Strafe verboten, sondern nur väterlich ermahnt wird, davon abzulassen.

Wenn andere Schriftsteller wie Pitou, Legge, Gray und neuerdings Williams in seinem „Reiche der Mitte" die Stellung der chinesischen Frauen ganz angemessen finden, entsprechend der Zivilisation des chinesischen Volkes, so muss man diesem Urteile direkt widersprechen. Gerade im Verhältnis zu der hohen Kulturstufe fällt die ungeheure Erniedrigung der Frau um so mehr auf. Bezeichnet doch schon ein volkstümlicher Ausdruck ein Mädchen als p'e-ts-ien-hüo, d. h. „eine Verlust bringende Ware", wenngleich auch Kosenamen wie ts'ien-tsin, d. h. „Tausendgoldstück" und „Liebling" vorkommen. Jedenfalls ist die Mädchenaussetzung bei der ungeheuren Bevölkerungszahl Chinas immer auf verschwindend wenige Fälle beschränkt; im Allgemeinen verdient gerade der Chinese für seine ausgesprochene Liebe zu seinen Kindern unsere Bewunderung und auch die verachteten Mädchen kommen gewiss nicht um ihren Anteil an der elterlichen Liebe.

So wächst das chinesische Mädchen ohne Zwang, aber selbst in reichen Familien auch ohne allen und jeden Unterricht auf bis zu ihrem 13 Jahre, mit dem es nach chinesischen Begriffen in das jungfrauliche Alter tritt. An die Stelle des bis dahin getragenen Zopfes tritt nun die bekannte chinesische Frauenfrisur und, wie bei dem Knaben der Eintritt ins Jünglingsalter durch die Verleihung der Mütze angedeutet wird, so hier durch die Schmückung des Haares mit der Nadel. Auch die Knabenkleider, in welcher man, besonders in Familien, wo keine Knaben vorhanden sind, die Mädchen laufen lässt, wohl um diesen Mangel solange wie möglich zu verbergen, werden jetzt gegen das weibliche, faltige Seidengewand vertauscht.

Das war die glücklichste Zeit für das chinesische Mädchen, während der es seine Freiheit ebenso wie die Knaben geniessen darf. Während dieser Zeit lernt es unter der Mutter Aufsicht den Haushalt und besonders ein dezentes, feines Benehmen, dessen Vorschriften oft ins Kleinliche zu gehen scheinen. Besonderer Wert wird auf Fertigkeit in Handarbeiten gelegt und es gilt als hohe Ehre, wenn ein Mädchen im Stande ist, sich seine Ausstattung allein herzurichten. Auffallend ist dabei nun, dass man es durchaus nicht gegen die gute Sitte findet, wenn schon ganz kleine Mädchen Pfeife rauchen.

Einen anderen Unterricht erhält kein chinesisches Mädchen, und selbst Verwandte des kaiserlichen Hofes sind des Schreibens und Lesens unkundig. In wohl-

Digitized by Google

habenderen Familien kommt es heute wohl schon vor, dass man die Mädchen am Unterrichte der Knaben teilnehmen, ja sie wohl auch besonders unterrichten lässt, aber das sind ebensolche Ausnahmefälle, wie die in neuerer Zeit im Süden errichteten Mädchenschulen. „Talentlos zu sein, ist eine Zierde der Frau", sagt ein chinesisches Sprichwort und damit ist die Meinung der Chinesen über die Notwendigkeit des Mädchenunterrichtes wohl genügend gekennzeichnet. Nur wo keine Knaben im Hause sind, erhalten die Mädchen wohl Unterricht. Um so sonderbarer ist es, dass die chinesische Literatur eine ganze Reihe bedeutender Schriftstellerinnen und Dichterinnen aufzuweisen hat.

Mit dem 13. Jahre beginnt die strenge Absperrung des heranreifenden Mädchens, das jetzt chinesisch „das Mädchen im Kämmerlein", „die im Hause Sitzende" genannt wird. Diese Absperrung ist so streng, dass es nicht einmal mit seinen erwachsenen Brüdern Verkehr haben darf. So muss das Mädchen mit Geduld und Ergebung auf den Tag warten, und wie oft wohl eher mit Furcht und Schrecken, als mit freudiger Erwartung, an welchem sie auf Befehl ihrer Eltern einem ganz wildfremden Manne die Hand zum Ehebunde reicht. Und gerade wenn sie den wohlhabenden Klassen angehört, muss sie sich an den Gedanken frühzeitig gewöhnen, die Liebe des Mannes, wenn von einer solchen die Rede sein kann, da er seine Braut ja auch nicht zu sehen bekommt, mit mehreren anderen Frauen zu teilen, während das arme Mädchen wenigstens den Vorzug hat, die alleinige Gattin ihres Mannes zu sein. Und so darf es uns nicht wunder nehmen, wenn Selbstmorde von jungen Mädchen, wenigstens in Südchina, um der Verheiratung zu entgehen, garnicht so selten sind. So wird bei Kanton, wie Gray erzählt, ein Grabhügel gezeigt, „das Grab der Jungfrauen" genannt, in dem 15 chinesische Mädchen, die sich aus Furcht vor der Ehe ertränkt hatten, begraben liegen. Dieser Fall trug sich in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts zu. Aber auch Williams und andere führen ähnliche Fälle an.

Und zu verdenken ist es schliesslich dem jungen Mädchen nicht, dass es in vielen Fällen mit Abscheu an die Heirat denkt, da eben die Ehen von den Eltern des zukünftigen Ehepaares einfach bestimmt und abgeschlossen werden, ohne den einen oder die andere auch nur zu befragen. In den oberen Klassen bekommen sich die Brautleute auch nicht einmal zu sehen und insofern haben es die Mädchen der dienenden Klassen bedeutend besser, als sie wenigstens bei der Verrichtung ihrer Arbeiten auch das Haus verlassen und so Gelegenheit finden, vielleicht auch eine Heirat aus Liebe zu schliessen. Allerdings werden nun in China auch die Ehen besonders auf dem flachen Lande, ganz unverhältnismässig früh abgeschlossen; meistens wird das Mädchen bald nach der Geburt einem Knaben verlobt und von den eigenen Eltern den zukünftigen Schwiegereltern übergeben, unter deren Obhut und in deren Hause sie aufwächst. Ja, es kommt vor, dass Mädchen, damit sie nur nicht etwa sitzen bleiben, an Knaben verheiratet werden, deren Geburt erst noch bevorsteht. Dass bei so früher Eheschliessung natürlich von einem späteren gegenseitigen tiefen Gefühle auf keiner Seite die Rede sein kann, liegt auf der Hand, ganz abgesehen davon, dass der Chinese überhaupt nicht sentimental veranlagt ist.

Haben sonst die Eltern des Bräutigams ein Aussicht, so treten die Heiratsvermittlerinnen in Thätigkeit, deren Amt es ist, den Eltern der Braut in spe die Absichten der anderen Partei klar zu machen. Diese Klasse von Frauen stehen nun zwar in einem ausserordentlich schlechten Ruf, sodass Tschihu, ein berühmter chinesischer Kommentator (um's Jahr 1187 †) sie zu den 9 Klassen Weibern, zusammen mit Nonnen, Hebeammen und Wahrsagerinnen, rechnet, die man nur im grössten Notfalle über die Schwelle lassen soll. Trotzdem ist wenigstens im Süden die Zuhilfenahme dieser Mittelspersonen durch altes Herkommen so geheiligt, dass man es nicht wagt, ohne ihre Vermittelung den ersten Schritt zu thun. Ist eine passende Partie für den angehenden Bräutigam gefunden, so begeben sich seine Eltern in seiner Begleitung in das Haus der Erwählten und sehen sich die Braut an — aber ohne seine Beteiligung. Ist diese Besichtigung zur Zufriedenheit ausgefallen, dann erfolgt die Verlobung. Hierzu begeben sich aber die Eltern des Bräutigams ganz allein in das andere Haus und ziehen der Braut eigenhändig auf jeden vierten Finger einen Ring und auf jeden Arm ein Armband. Ferner wird die Stirn des Mädchens mit einem Band aus dem prächtigen Gefieder des Königsfischers geschmückt und auf ihrem Schoss als Sinnbild der Zufriedenheit und des Glückes ein oft reich verziertes Szepter gelegt. Die Ringe spielen hierbei eine etwas dunkle Rolle, da der Bräutigam keinen erhält und die Braut die ihrigen nach der Hochzeit meist ablegt.

Nach dieser Zeremonie wird der Hochzeitstag festgesetzt und nun folgt die dritte Feierlichkeit, das „Übersenden der Geschenke". Diese bestehen aus den Brautkleidern, einem eigenartigen Kopfschmuck in Form einer Krone mit herab-

Digitized by Google

hängenden Perlenschnüren, ferner in 8 Krügen Wein oder Reisbranntwein, 8 Gänsen, 8 Schafen und etwa 200 Broden. Natürlich können sich diesen Luxus nur wohlhabende Leute erlauben, aber auch bei dem ärmsten Brautpaare muss von allen diesen Dingen wenigstens etwas vorhanden sein. Schafe und Gänse werden ausserdem noch rosa gefärbt und es giebt solche überall auf den Märkten zum Kauf.

Kurz vor dem Hochzeitstage findet die letzte Zeremonie vor der Verehelichung statt, nämlich das Überführen der Brautausstattung in das Haus des Bräutigams, wobei dessen Schwiegereltern, da diese Überführung öffentlich geschieht, natürlich den möglichsten Pomp entfalten. Sind die Möbel und Kasten nun im Hause des Bräutigams im Brautgemach aufgestellt, so naht der eigentliche Hochzeitstag oder „das Überschreiten der Schwelle". Die dazu erforderliche Brautsänfte „der Tragsessel der Freude", eine mit rotem Tuche überspannte Sänfte wird von der Mutter des Bräutigams in das Haus der Braut gesandt, die an diesem Ehrentage eine ganz eigene Haarfrisur trägt, nämlich an jeder Seite des Kopfes je einen Zopf, wie sie einen solchen als Kind getragen. Darauf wirft die Mutter der Braut ein, sie ganz einhüllendes rotes Seidenzeug über den Kopf und hebt sie mit Hilfe einer Anverwandten in die, oft auch mit Spiegel- und Kristallglas reich geschmückte Sänfte. Nun geht es zum Hause des Zukünftigen, der seine Braut auf dem Hofe des elterlichen Hauses im Kreise seiner Verwandten erwartet. Bräutigam und Braut treten nun sofort vor einen, den Altar vertretenden, mit einem Weihrauchgefäss und einem Götterbilde versehenen Tisch, und verrichten hier, mit der Stirn den Boden mehrmals berührend, ihre erste gemeinsame Andacht. Darauf begeben sie sich in das Innere des Hauses, wobei oft auf der Schwelle ein Apfel (ping) und ein Sattel (an) liegen, welche beiden Silben auch in der vieldeutigen chinesischen Sprache Friede und Eintracht bedeuten.

Nach dem Überschreiten der Schwelle nimmt der Bräutigam den Schleier vom Haupte seiner Braut und nun erblicken in den meisten Fällen sich beide Verlobten zum ersten Male. Beide begrüssen sich sehr förmlich mehrmals und eine der beiden anwesenden Mütter oder eine ältere Anverwandte ladet Braut und Bräutigam zum Essen ein oder veranlasst sie wenigstens zusammen aus zwei durch eine rotseidene Schnur zusammengebundenen silbernen Schälchen zu trinken, sie umzutauschen und nochmals zu trinken.

Darauf entfernen sich alle Anwesenden und das junge Paar bleibt sich allein überlassen.

Am folgenden Morgen legt die junge Frau die Frauenfrisur an und die Mutter schneidet ihr an jeder Schläfe aus dem Haar ein rechtwinkliges Stückchen weg, die sogenannte „Öffnung des Gesichtes," die das untrügliche Abzeichen für die verheiratete Frau ist.

Es erfolgt die feierliche Anbetung der Ahnenbilder des Mannes und damit eigentlich erst tritt die Frau in die Familie ihres Mannes. Nach dieser Zeremonie fällt das Ehepaar vor den beiderseitigen Eltern und Verwandten nieder, um ihnen seine Ehrerbietung zu beweisen, womit alle Feierlichkeiten im Grossen und Ganzen beschlossen sind, falls das Gastmahl schon am Tage der Überführung stattgefunden hat.

Eigentümlich ist die Vorstellung der Chinesen von dem Gotte der Liebe, den sie trotz solcher Sitten ganz gut kennen. Sie stellen ihn sich als einen alten Mann vor, „den Alten unter dem Monde", der mit einem unsichtbaren roten Faden die Füsse der für einander bestimmten Sterblichen zusammenbindet.

Sollte sich nun auch das Verhältnis zwischen beiden jungen Eheleuten, die meist im Hause der Eltern des Bräutigams wohnen bleiben, zu einem glücklichen gestalten, und der Mann auch völlig auf Seiten seiner Frau stehen, so fehlt doch noch viel daran, dass diese sich in ihrem Hause als Herrin fühlt. Denn in erster Linie verlangt die chinesische Sitte, dass die Frau sich ihren Schwiegereltern ebenso unbedingt unterwirft wie ihrem Manne, und diese Einrichtung lässt die junge Frau schon nicht zur Selbstständigkeit kommen, zumal sie gewissermassen immer in einem fremden Hause zur Miete lebt. Aber selbst wenn das junge Paar allein lebt, ist die Frau niemals die Repräsentantin ihres Hauses; kommen Gäste, Fremde zu ihrem Manne, so hat sie zu verschwinden, und da die chinesischen Frauen auch nicht lesen und schreiben können, so müssen sie wohl in ihrer Einsamkeit die lange Weile zur Genüge kennen lernen. Aber es wäre falsch, sich die chinesische Frau in ihrem Hause als Gefangene vorzustellen. Sie darf Besuche ihrer Freundinnen empfangen, darf solche erwiedern und meist ist auch in wohlhabenderen Familien für einen kleinen Hausgarten gesorgt, der Erholung und Beschäftigung bietet. Ebenso wenig verbietet es die Sitte, dass sie bei den im heissen Sommer sehr beliebten Ausflügen in das Gebirge oder auf das Land ihren Mann begleitet. Reiche Ehemänner mieten wohl auch Märchen- und Anekdotenerzähler oder Schauspieler und Tänzerinnen zur Unterhaltung ihrer Frauen, und garnicht so selten ist es mehr, dass man in gebildeten chinesischen Familien mit der alten Sitte der

Digitized by Google

strengen Abschliessung der Frauen gebrochen hat.

Bleibt trotz alledem die Lage der Frau eine nach unseren Begriffen durchaus unwürdige, so verschlimmert sie sich noch mehr, falls die Ehe kinderlos bleibt. Denn nach den chinesischen Gesetzen ist unter den 7 anerkannten Ehescheidungsgründen neben Schwatzhaftigkeit und Neigung zur Eifersucht besonders Kinderlosigkeit angeführt; aber nur der Mann kann die Ehe lösen, die Frau niemals. Denn obgleich Konfutse in seiner Sittenlehre unter den heiligen und auch heilig zu haltenden, das Fundament der Gesellschaft bildenden „fünf menschlichen Verhältnissen" das Verhältnis zwischen Mann und Frau an dritter Stelle gleich hinter demjenigen von Herrscher und Untertan und dem von Eltern und Kindern ansetzt, so belastet dieses Verhältnis in China die Frauen doch nur mit Pflichten. Gehorsam gegen die Eltern als Kind, gehorsam gegen den Mann als Gattin, gehorsam gegen die Schwiegereltern als Schwiegertochter und gehorsam als Wittwe gegen den eigenen Sohn, das ist der ganze Sittencodex für die chinesische Frau. Heutzutage ist allerdings die Ehescheidung nicht mehr so wie in früheren Zeiten der unumschränkten Willkür des Mannes überlassen. Das heutige Gesetz erkennt 3 Gründe an, die die Ehescheidung auch gegen den Willen des Mannes verhindern, (wenn z. B. beide Eltern der Frau tot sind), und zur Ehre des chinesischen Volkes sei es gesagt, dass Ehescheidungen thatsächlich sehr selten sind, lange nicht so häufig, wie in dem christlichen Europa, etwa Frankreich. Ein Vergehen gegen die eheliche Treue aber, seitens der Frau, spricht dem Gatten auch heute noch das unbedingte Recht zu, die Schuldige mit dem Tode zu bestrafen, aber, wohl zu bemerken, nur unter einer sehr klug ausgedachten Bedingung, dass er nämlich den Räuber seiner Ehre zur selben Zeit mit dem Tode bestrafe.

Sollten nun der Ehe keine Kinder oder nur Mädchen entspringen, so kann der Mann zur Wahl einer zweiten, einer Nebengattin schreiten, umsomehr als die Vielweiberei in China, wie in den meisten orientalischen Staaten, gesetzlich durchaus nicht untersagt ist. Allerdings erscheint sie hier unter anderer Form insofern, als die Nebengattinnen, deren es bei reichen Chinesen oft 4—5 giebt, gegenüber der ersten angetrauten Frau einfach als Dienerinnen oder Sklavinnen betrachtet werden. In ihrer Gegenwart dürfen sie sich weder setzen, noch sprechen oder vorlaut sein, nur aus den ebenso reichen Gewändern kann man auf ihr Verhältnis zum Mann schliessen. Reiche Eltern geben ihren Töchtern oft noch je zwei Mädchen zu ihrer persönlichen Bedienung mit in die Ehe, die meist mit der Tochter als Spielkameradinnen aufgezogen worden sind, und die dann auch gewöhnlich als Nebengattinnen angenommen werden. Sehr bezeichnend für die Stellung zwischen Gattin und Nebengattin ist die Bezeichnung für diese: „kleine Frau" oder „Quasi-Gattin" und ferner auch der Umstand, dass zur Annahme einer solchen gar keine religiösen Zeremonien erforderlich sind.

Andererseits stehen die Kinder aller Gattinnen unter einander ganz gleich, besonders in Erbschafts-Angelegenheiten, höchstens dass hohe Adelstitel nur auf die Söhne der ersten Gattin übergehen. Aber alle Kinder haben die rechtmässige Frau als Mutter zu respektieren und bei ihrem Tode, wie bei dem Tode der leiblichen Mutter bei den Chinesen die 27-monatliche, bei den Mandschu die 100-tägige Trauerzeit abzuhalten. In solchem Falle ist es gewöhnlich, dass eine der bisherigen Nebenfrauen als rechtmässige Gattin an Stelle der Verstorbenen angenommen wird.

Ganz anders gestaltet sich die Stellung der Frau nicht nur dem Gatten gegenüber, sondern auch im Hause, falls sie Kindern, besonders Knaben, das Leben schenkt. Ihren Kindern und dem Hausgesinde gegenüber ist sie die unbedingte Herrscherin und man muss der chinesischen Mutter durchaus nachsagen, dass sie sich der Schwere ihres Amtes und ihrer Verantwortlichkeit für die gute Erziehung ihrer Kinder durchaus bewusst ist und bei ihrer ausserordentlichen Liebe zu ihnen doch auch im Notfalle Strenge anzuwenden weiss. Auch haben die Chinesen diese Tugend des chinesischen Weibes sehr gut herausgefühlt; kann man sich eine schönere Bezeichnung für Mutter vorstellen als die chinesische: „die Liebevolle im Hause", oder ist die unermüdliche Fürsorge der Mutter besser zu bezeichnen als durch diese Worte: „und die Stunden der Nacht sind ihr wie die Stunden des Tages"?

Dass trotz der mehr als mangelhaften Bildung, die den chinesischen Frauen zu teil wird, doch in ihnen ein guter und brauchbarer Kern stecken muss, beweist vor allem, dass man allgemein die Jugend-Erziehung der Kinder unbedingt der Mutter überlässt, ohne dass der Mann sich darum wesentlich bekümmert, beweist ausserdem aber auch die Thatsache, dass man überall im Lande Ehrenbogen zum Andenken an ausgezeichnete Mädchen und Frauen vorfindet, die für Gattentreue, kindliche Opferwilligkeit und dergl. errichtet wurden. Besonders Müttern berühmter Staatsmänner wurden oft von Staatswegen Gedenktafeln

Digitized by Google

die Mutter seiner verstorbenen Frau. Poë ist darin voll Zuversicht, berichtet von abgehaltenen Vorlesungen, von einer weiteren Tournée, die er plant, überdies von einem neuerlichen Heiratsproject mit einer Mrs. Shelton. Dabei sucht er aber doch einen Wohnort in „Annies" Nähe, weil er „die Möglichkeit haben müsse, sie zu sehen," und spricht von ihr, wie ein trostlos Liebender. Poës Persönlichkeit geht aus den Briefen als eine vollkommen zerrüttete, mit sich und der Welt zerfallene, von schwankenden Leidenschaften zerrissene, tief unglücklich veranlagte hervor. Kurz nach Abfassung des letzten, hier mitgetheilten Briefes, floh er plötzlich, alles im Stich lassend, nach Baltimore. In der Morgendämmerung des 7. October wurde er dort besinnungslos auf der Strasse gefunden und ins Hospital gebracht, wo er einem Anfall von Delirium tremens erlag.

* * *

Folgende prächtige Durchführung des Konfliktes, an dem unsere Zeit leidet, finden wir in der „Ethischen Korrespondenz". Manchmal will es bei ruhigem Nachdenken so erscheinen, als fehle unserer Entwickelung jeder logische, sittliche Plan. — Man beweint (mit Recht) vom Palast bis zur Hütte die 400 Menschen, die auf der Elbe den jähen Tod gefunden — und hält den Krieg für eine göttliche unentbehrliche Einrichtung, der doch in diesem Jahrhundert allein (nach Graf Leo Tolstoi) etwa 30 Millionen Menschen das Leben gekostet. — Man bejubelt die Erfindungen des Tuberkulin und Heilserum — und jammert gleichzeitig über das Unheil der Uebervölkerung. — Auch über Ueberproduktion klagt man — und Millionen arbeitende Menschen vermögen ihre Bedürfnisse nicht zu befriedigen. — Man ist so stolz auf die Ueberwindung des Faustrechts — und braucht den Zweikampf zur Wiederherstellung der gekränkten Ehre. — Man fliesst über vom Drange nach Wohlthätigkeit, von der Mitempfindung für das Loos der ärmeren Klassen — und legt in Gestalt der indirekten Besteuerung die grösste Last auf die schwächsten Schultern. — Man sucht (mit Recht) die Wirkung der Börse als Spielhölle einzudämmen — und man begünstigt das widerwärtigste Wett- und Hazardspiel bei den Pferderennen und deckt gleichzeitig einen Teil der Staatsausgaben durch die Staatslotterie! — Man durchbohrt die Gebirge und unterbrückt die Meere — und vermehrt und verstärkt in gleichem Tempo die Zollschranken! — Man erfindet Maschinen über Maschinen, um den Menschen die Arbeit zu erleichtern und abzukürzen — und Jeder arbeitet länger als zuvor! — Man preist die Kunst als die Blüte der Kultur-Entwicklung — und lässt die Mehrzahl der Künstler darben! — Man erkennt die Wissenschaft als Leitstern der Menschheit — und behandelt sie im Staatsbudget als Aschenbrödel! — Man verlangt immer stürmischer eine nationale Erziehung, ein einheitliches Volksbewusstsein — und man trennt, nach Konsession und Stand, schon die 6jährigen Kinder in der Würdigung ihrer Schulgenossen und in ihren sittlichen Grundanschauungen! — Man stellt die Frau im gesellschaftlichen Leben und in der Litteratur auf eine ideale Höhe — im wirklichen Leben aber legt man ihr die höchsten sittlichen Pflichten auf unter Versagung der notwendigsten Rechte! — Man bewundert (in der Bibel, auf der Bühne und in Romanen) die Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit — und weiht das eigene Leben der Selbstsucht und dem fast ausschliesslichen Streben nach Besitz! — Und so weiter und so weiter! — —

Woher diese wunderlichen Gegensätze? — Sie entstehen aus dem Kampfe zwischen dem gedankenlosen Festhalten am Hergebrachten und der die Forderungen der Gegenwart vertretenden Vernunft. Dieser letzteren, einer vernünftigen Entwicklung unserer Zustände, zum allmählichen Durchdringen zu verhelfen, das ist eben die Aufgabe unserer Zeit und der Inbegriff dessen, was die „ethische Kultur" erstrebt.

* * *

Vom 1. April erscheint im Verlage von Vobach, München eine neue Wochenschrift, deren Charakter die Beschränkung auf die akademische Welt ist. „Die Aula, Wochenschrift für die akademische Welt" ist der Titel.

Dieses Blatt wendet sich an die Studierten und Studierenden aller Facultäten und bringt Aufsätze namhafter Gelehrter, die in unterhaltender Form die akademischen Kreise über alle Gebiete der Wissenschaften und Künste orientieren.

No. 1 der Aula bringt als einführenden Aufsatz die letzte Arbeit des jüngst verstorbenen Philosophen, Prof. Dr. Moriz Carriere: „Die Einheit des Geistes." Ferner von; Prof. Dr. J. Kohler, Berlin: „Deutsches und Römisches Recht." Prof. Dr. Hardy, Freiburg i. Schw.: „Buddhismus und Christentum, worin sie sich gleichen und unterscheiden." Prof. Dr. W. Ostwald, Leipzig: „Chemische Betrachtungen." Prof. Dr. O. Hertwig, Berlin: „Tragweite der Zellentheorie." Prof. Dr. Konrad Lange, Tübingen: „Die Aesthetik unserer Klassiker und die moderne Kunstanschauung."

* * *

Digitized by Google

Über eine Stichprobe auf die Arbeitslust der Arbeitslosen in England lesen wir im Socialpolitischen Centralblatt: Im Frühjahr 1894 wurde eine Kommission im Mansion House eingesetzt, welche über die chronische Arbeitslosigkeit in London Untersuchungen anstellen und speciell auch die Arbeitslosen in Bezug auf ihre Fähigkeit und Geneigtheit zur Arbeit prüfen sollte. Dem soeben veröffentlichten Bericht entnimmt man, dass aus 414 Arbeitsuchenden 141 ausgewählt wurden, die gewöhnliche Arbeiter, verheiratet und unter 55 Jahr alt waren und länger als 12 Monate im Ostende Londons gelebt hatten. Diese wurden an einem Strassenbau beschäftigt. Es wurde ermittelt, dass die Mehrzahl dieser 141 ungelernte (unskiled) Arbeiter waren und nie ständige Beschäftigung gehabt hatten. Wie bei einer früheren Untersuchung fand man auch hier, dass weitaus die Mehrzahl der unbeschäftigten Arbeiter (93 aus 141) in London selbst geboren waren, nur 33 kamen vom offenen Lande. Nach dieser Stichprobe stammt also die Arbeitslosigkeit nicht von der Einwanderung ländlicher Arbeiter her, sondern ist ein städtisches Produkt, und kann durch Abschiebung der Stadtbevölkerung auf's Land nicht kuriert werden. Die Londoner Schulkinder erlernen nur selten einen Beruf nach Verlassen der Schule, wie der Jahresbericht der Londoner Schulbehörde meldet. Unter den untersuchten Arbeitslosen wurden nur 4 wegen Trägheit oder schlechten Betragens entlassen; die Qualität der geleisteten Arbeit war befriedigend und soweit die Fähigkeit und Lust zur Arbeit in Betracht kam, hat die Untersuchung ein befriedigendes Resultat ergeben. Weniger befriedigend war das Resultat der Auswanderung von 23 nach Kanada, wo nur 10 regelmässige Arbeit fanden, der Rest sich dem Trunk ergab.

* * *

Die Revue des Revues brachte unter den Originalartikeln eine interessante Abhandlung von Ferrero über „Das dritte Geschlecht." Das dritte Geschlecht sind die Frauen, welche durch den steigenden wirtschaftlichen Kampf gezwungen sind, ihre natürliche Bestimmung, das Mutterwerden, nicht zu erreichen und durch das aufgedrungene Cölibat sich seelisch und organisch verändern. Wird durch diese Unterdrückung das geistige Leben der Frau behindert? Nein, im Gegenteil, man beobachtet, dass die so ersparten Kräfte gerade Fähigkeiten bei der Frau erwecken, die sie sonst nicht so ausgebildet hätte. Wie die geschlechtslosen Arbeitsbienen, die an Intelligenz, Thatkraft und Mut selbst den männlichen Bienen überlegen sind, gerade weil ihre weibliche Geschlechtlichkeit erstickt ist. Renan hat in seinem „l'irréligion et l'avenir" die Theorie aufgestellt, dass dauernde Keuschheit auch bei Männern ein sicheres Mittel zur Erhöhung der geistigen Thätigkeit sei: wie gewisse Riesenbäume, die sich nicht fortpflanzen lassen. England beweise diese Theorie bezüglich der Frau am besten. Im höheren Mittelstande befinden sich dort alte Jungfern in unermesslicher Anzahl. Dort seien die Frauen am weitesten vorgedrungen in alle Gebiete des sozialen Lebens und der Wissenschaft. Die alten Jungfern seien die Seele der enormen Wohlthätigkeit Englands, und die merkwürdige Prüderie der englischen Gesellschaft sei sicher auf die „Spinsters" zurückzuführen. So zeige England, wie die Gesellschaft dort verstanden habe, das „dritte Geschlecht", welches aus einer Abnormität hervorgegangen sei, gerade in positiver Weise für die Entwicklung des öffentlichen Lebens nutzbar zu machen.

* * *

Eine der interessantesten Nummern, welche die „Kunst Unserer Zeit" brachte, ist Heft 2 und 3, welche sich textlich und bildlich mit Burne Jones beschäftigen. Den Text hat Cornelius Gurlitt geschrieben, eine seiner besten schriftstellerischen Leistungen der letzten Zeit. Der Aufsatz ist eine glänzende Einführung in die gesamte um Burne Jones sich gruppirende englische Kunstwelt. Burne Jones ist nicht Jedem gleich verständlich in seiner Eigenart. Er will nach Tainescher Methode aus seinem Milieu begriffen werden. Die Bilder müssen wir uns erst übersetzen. Gurlitt beginnt seine Arbeit in charakteristischer Weise so: „The pencil speaks the tong of every land." Dieser Spruch Drydens steht über dem Verzeichnis der Bildersammlung des Museums zu Birmingham. Ich habe lange den Sinn des Spruches erwogen. Er heisst doch wohl übertragen, dass der Pinsel eine allen Ländern gemeinsame Sprache spreche. Aber ich fand in der Sammlung selbst, dass er dies in Birmingham unbedingt nicht thue. Bis auf ein Bild, „der Tempel zu Edfu", welches das Verzeichnis als ein Werk des „eminent German artist Ernst Körner" bezeichnet — dieser Prophet gilt sichtlich im Auslande mehr als in der Heimat — habe ich in dem Museum nur englisch sprechende Pinsel gesehen und gehört.

Ich überlegte mir also, ob der Satz nicht etwa heissen könne: „der Pinsel spricht die Zunge eines jeden Landes." Jedoch ich fand bei den Neuphilologen

Digitized by Google

mit goldenen Buchstaben errichtet, weil, wie die Inschrift sagt, „sie die Erziehung ihrer Söhne so geleitet haben, dass etwas Tüchtiges aus ihnen geworden sei."

Stirbt nun der Mann vor der Frau, so fällt das Hausregiment an den ältesten Sohn oder, falls keiner vorhanden ist, an den Schwiegervater. Früher geschah es noch häufiger, dass dieser die Frau seines verstorbenen Sohnes als Nebengattin weiter verkaufte, was heute wohl kaum mehr vorkommt, obwohl vereinzelte Beispiele noch in den letzten Jahrzehnten nachweisbar sind. Selbst die Chinesen verurteilen eine solche barbarische Handlung, die der Mutter ihre Kinder raubt und sie von der Stellung einer rechtmässigen Gattin auf den Platz einer Nebenfrau herabstösst. Wohl aus Furcht vor diesem Schicksal mag es früher häufiger vorgekommen sein, dass sich Frauen nach dem Tode ihrer Männer freiwillig, meist durch Gift, das Leben nahmen.

Zum Schlusse sei uns gestattet, um dem Leser ein klares Bild von dem zu geben, was der Chinese unter dem Ideal eines Weibes versteht, die Worte der Mutter des berühmten chinesischen Philosophen Mencius wiederzugeben, als ihr Sohn mit Rücksicht auf ihr hohes Alter Bedenken trug, seine Heimat zu verlassen, da man seine Lehren wohl anhörte, aber nicht befolgen wollte: „Es ist die Pflicht der Frau, geschickt in der Zubereitung der Speisen zu sein und sorgsam in der Erhaltung des Hausstandes, für die Behaglichkeit ihrer Schwiegereltern zu sorgen, zu nähen und zu weben. Auf diese Dinge sei der Kreis ihrer Thätigkeit beschränkt. Ihr kommt es zu, Ordnung im Hause zu halten, aber ihre Gedanken sollen nicht über die Grenzen des Hauses hinauswandern. Im Buche der Verwandlungen steht geschrieben: „Lass sie auf die Bereitung der Speisen achten in den Zimmern, die ihr zugewiesen sind, und lass sie um nichts Anderes sich bekümmern." Und im Buch der Lieder steht geschrieben: „Es ziemt ihnen nicht, Unrecht zu thun, noch durch anmassend gute Handlungen zu prunken. Lass ihre Gedanken auf Speise und Trank sich beschränken! Das heisst, dass es einer Frau nicht zukommt, irgend etwas für sich selbst zu beschliessen, sondern sie ist den drei Gesetzen des Gehorsams unterworfen: „Wenn sie Kind ist hat sie ihren Eltern zu folgen, wenn sie verheiratet ist, ihrem Manne; wenn sie Wittwe ist, ihrem Sohne." Das ist ihre Pflicht. Jetzt bist Du ein Mann in der Fülle Deiner Kraft und ich bin alt. Handle Du, wie Deine Überzeugung des Rechten Dich thun heisst, und ich werde den Gesetzen gemäss, die mir als Frau vorgeschrieben sind, handeln."

NOTIZEN.

Ernst von Wolzogen's „Lumpengesindel" ist aus der Wiedertaufe gehoben worden; das Deutsche Theater bereitete dem nunmehr in drei Akte zusammengezogenen Stück eine würdige Aufführung. Die Fugen der Neubearbeitung schliessen noch nicht ganz und die sentimentalen Scenen können nicht annähernd gleiche Gunst erwerben, als die humoristischen. Nur eine lyrische Stelle will von grosser Wirkung sein: das ist der Schluss, da das Ehepaar sich in der Liebe der Einsamkeit wiederfindet, nachdem es sich im Trubel des Bohèmelebens verloren hatte. Wie ein wunderbarer C-dur-Akkord schliesst diese Lyrik das sprühende Drama, in dem sich hundert verschiedene Tonarten und Motive so bunt durchkreuzen, wie sie sich im wahren Leben durchkreuzen. Wolzogen ist auch hier der Dichter des Naturausschnitts; aber wenn ihm in „Daniela Weert" der Stoff bei dieser, an und für sich nicht dramatischen Methode des Naturausschnitts wenig im Sinne einer geschlossenen Bühnenwirkung unterstützte, so hatte er hier ein Milieu, voll von so echtem Humor und so packender poetischer Kraft, dass ihm dieses treffliche Material auch über die dramatische Zaghaftigkeit hinweghilft. — Bei Gurlitt lernten wir zwei neue Berliner Charakterköpfe kennen. Hans Baluschek scheint berufen, unter Wahrung eines weiteren ethischen Horizontes, den Berliner Typus zumeist des Menschen, aber auch der Objekte in charakteristischer Weise für die Kunst lebensfähig zu machen, und Brandenburg fällt auf durch einen feinen phantastischen Landschaftssinn, der sich mit einem gedankenschweren Interesse für die modernen Zeitströmungen, sei es märchenhafter, sei es sozialer Natur, recht eigentümlich verbindet. — Das Journal des Débats brachte über Arthur Schnitzler's Roman „Sterben", den wir veröffentlichten, folgenden Bericht, der unsere Leser interessiren dürfte.

„M. Arthur Schnitzler est un des derniers venus de la Jeune Allemagne. On connaissait jusqu'ici de lui un recueil de nouvelles et une pièce en trois actes, où se révélaient des qualités éminentes, mais qui ne l'avaient point encore fait sortir du rang, lorsque, récemment, il publia dans la Neue Deutsche Rundschau un roman intitulé: Sterben — Mourir. Le succès en fut très vif; il semble bien qu'il soit de tout point mérité. Sterben est un très court roman ou, si l'on veut, une longue nouvelle: cent cinquante pages à peine. Trois personnages seulement: un jeune homme et une jeune femme tendrement unis, Félix et Marie, et un médecin.

Digitized by Google

En la première scène, singulièrement saisissante par la sûreté des traits et le choix des détails, Félix vient d'apprendre qu'il est atteint d'une maladie incurable et qu'il n'a pas plus d'une année de vie: il l'annonce à Marie, et celle-ci, désespérée, s'écrie qu'elle mourra avec son ami. Il s'efforce de l'apaiser, de lui faire, comprendre qu'elle doit vivre et qu'elle pourra encore être heureuse: elle ne veut rien entendre . . . Aux dernières pages du roman, aux derniers jours de la maladie de Félix, c'est lui qui désirera passionnément l'emmener avec lui dans la mort, c'est elle qui voudra vivre. Cette lente décomposition des sentiments et des affections, tel est le sujet de Sterben. Imaginez ce thème traité par un de nos romanciers: sans doute il sera porté à exagérer la laideur morale de ses personnages. Rien de pareil chez M. Schnitzler: aucun excès, aucune violence, aucune brutalité; la peinture, si forte qu'elle soit, garde une mesure et une justesse parfaites. Ce qui se passe chez Marie, ce qui s'éveille et se glisse d'inconsciente impatience et de lassitude sous sa tendresse et sa pitié, tout cela est profondément observé, nuancé avec une rare précision . . . Si j'ajoute que les développements du récit sont brefs et sobres, que la composition a une logique, une suite et une clarté presque classiques, j'en aurai assez dit pour expliquer le succès de Sterben et pour montrer que les lettres allemandes ont désormais le droit d'attendre beaucoup de M. Schnitzler. P. L.

Bei W. Pauli's Nacht (H. Jerosch) in Berlin erscheint eine prächtig ausgestattete, illustrirte Encyklopädie „Hausschatz des Wissens". In 17 Bänden werden die wichtigsten Zweige des allgemeinen Wissens behandelt. Der Preis ist mässig, die Erscheinungsform der Lieferungen bequem. Julius Hart behandelt die „Geschichte der Weltliteratur", Wilh. Bölsche die „Entwicklungsgeschichte der Natur", andere Forscher ähnliche, ihnen naheliegende Gebiete. — Der Schweizer Volksdichter Jeremias Gotthelf wird in einer zeitgemässen Prachtausgabe seiner ausgewählten Schriften von Sutermeister bei C. Fr. Fleischer, Leipzig, der deutschen Nation wieder dargeboten. Bei dem steigenden Interesse für echte Volkskunst machen wir auf diese herrliche Neuausgabe besonders aufmerksam. Auch in Lieferungen. — Für den 17. Congress der Association littéraire et artistique internationale, die im Herbst — zum ersten Mal auf deutschem Boden — in Dresden tagen wird, entfaltet sich eine reiche Thätigkeit. Die Fragen, mit denen der Congress sich beschäftigen wird, sind die folgenden: 1. Die Revision der Berliner Convention. 2. Die rechtliche Natur und die Rechtsfolge einer Uebertragung von Kunstwerken. 3. Die Sicherheitsleistung eines im Inland klagenden Ausländers. 4. Die Ausdehnung der Berner Convention auf die der Union bisher nicht beigetretenen Staaten. 5. Die Organisation im In- und Auslande auf dem Gebiete des Urheber- und Verlagsrechtes zur Wahrnehmung der gemeinschaftlichen Interessen. 6. Die Errichtung einer internationalen Eintragsstelle. 7. Die gemeinsamen Grundsätze der Urheberrechtsgesetze der Verbandsstaaten. 8. Die Abweichungen der Urheberrechtsgesetze der einzelnen Verbandsstaaten von den Bestimmungen der Berner Convention. 9. Die Anwendung der Grundsätze des internationalen Privatrechts auf das Urheberrecht. 10. Die Rechtsbeziehungen zwischen Autor und Verleger. 11. Das Recht des Verlegers an einem von ihm conzipirten und ausgeführten Verlagsuntetnehmen, das nicht die Merkmale eines geistigen Werkes trägt. 12. Unlauterer Wettbewerb auf dem Gebiete der geistigen Produktion und im Buchhandel sowie die Mittel zur Bekämpfung desselben. Die Berichterstattung haben bisher übernommen Eugène Pouillet-Mailand, Jules Lermina, Ernest Eisenmann, Darras und Halperine Kaminsky, sämmtlich in Paris; Thorwald Solberg-Boston, Martin Hildebrandt-Berlin, Albert Osterrieth-Heidelberg, Paul Schmidt-Leipzig, Robert Voigtländer-Kreuznach. Als Festgabe für den Congress ist die Herausgabe eines Sammelwerkes in Aussicht genommen, das Beiträge aus der Feder aller hervorragenden Urheberrechtslehrer der Welt sowie der Autoren und Künstler über Fragen des Urheberrechts bringen soll und das im Verlage der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft erscheinen wird. Seitens der sächsischen Staatsregierung ist dem Congress für seine wissenschaftlichen Arbeiten eine Beisteuer von 1000 Mk. bewilligt. Zur Theilnahme an dem Congress werden seitens des Arbeitsausschusses Einladungen an die Regierungen aller Culturländer, sowie an die litterarischen und künstlerischen Körperschaften aller dieser Länder ergehen, mit der Bitte, sich durch Delegirte vertreten zu lassen. — In Paris bei Ollendorf ist eine Uebersetzung von Göthes Faust erschienen, die sowohl durch getreue Nachahmung des Rhythmus als durch prächtige Ausstattung sich auszeichnet. Der Uebersetzer ist Georges Pradez, er hat sich neben Göthe für diese Ausgabe porträtiren lassen. Der deutsche und der französische Text laufen parallel nebeneinander. Das Unternehmen ist ein Zeichen der Zeit. — Der Verlag von Albert

Digitized by Google

Langen (Köln, Paris), dem wir einen grossen Teil der deutschen Hamsun-Romane verdanken, brachte in letzter Zeit auch Prévost's lettres des femmes („Pariserinnen") und Vanderem's „Asche" in schön ausgestatteten und gut übersetzten Ausgaben auf den Markt. — Ein neues Drama von Georg Hirschfeld, „Die Mütter", wird demnächst vom Verein „Freie Bühne" zur Aufführung gebracht werden. Die Polizei, welche den Versuch macht, jetzt auch gegen unsere dramatischen Vereine vorzugehen und sie der Censur zu unterstellen, wird in diesem Drama nichts zu finden haben.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novelle verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Charlottenburg-Berlin. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler, in Berlin. — Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

DIE MONARCHIE.

VON

Prof. LUDWIG GUMPLOWICZ (Graz).

Würde man an die Freiheit des Willens glauben und die Werke der Staatsrechtslehrer unter diesem Gesichtspunkt betrachten wollen: man müsste sie als eine gottlose Bande von Heuchlern bezeichnen. Ihr Glück ist es, dass auch auf sie alle die Worte der Schrift passen: verzeihet ihnen denn sie wissen nicht was sie thun. In der That müssen wir in der staatsrechtlichen Literatur die Aeusserung blinder Instinkte anerkennen von denen schwache Geschöpfe, unselbständige Geister getrieben werden und der Chor der „Publicisten" macht im grossen und ganzen den Eindruck eines ewigen Blökens und Heulens von Schafheerden und Wolfsrudeln, ein gar seltsamer Chor, der die Entwicklung der Staaten begleitet, die jeweiligen Machthaber schmeichelnd anblökt und gegen die jeweilig Unterliegenden die Zähne fletscht, von dem Wesen der Dinge aber, die sich da abspielen, uns sehr wenig verräth.

Allerdings giebt es unter ihnen auch Füchse; das sind bisher noch die grössten Staatsrechtslehrer. Ein solcher feierte jetzt in Berlin sein 50jähriges Professoren-Jubiläum als wirklicher Geheimrath und Excellenz. Als er noch nicht Ordinarius war, schrieb er lieber über England als über Preussen; später schrieb er auch über dieses. Zwischen dem aber was er über England und dem was er über Preussen schrieb ist ein grosser Unterschied. Was er nämlich über ersteres schrieb ist sehr wahr, was er dagegen über letzteres schrieb ist sehr klug. Wie viel Klugheit darin steckt, das werden allerdings erst spätere Geschlechter erfahren, wenn man einst „über den alten Gneist" so schreiben wird wie man das jetzt über „den alten Montesquieu" thut.*)

Dass es unter solchen Verhältnissen mit der wahren Wissenschaft vom Staate noch sehr schlecht bestellt ist, darf nicht Wunder nehmen. Gedankenlosigkeit einerseits, leidenschaftliche Herrsch- und Habsucht andererseits, lassen eine objektive Erkenntniss des Wesens des Staates nicht aufkommen und die wenigen Denker, die epochemachend wirken könnten, weil ihr Geist das verwickelte Getriebe der Leidenschaften

*) Vergl. Neue Deutsche Rundschau, März 1895.

Digitized by Google

und blinden Vorurtheile durchblickt, diese wenigen haben nicht immer den Opfermuth, ihre Haut zu Markte zu tragen.

Daher ist die heutige Staatstheorie von einer wirklichen Staatswissenschaft noch ungefähr so weit entfernt wie die Astrologie von der Astronomie, wie der Homerische Glaube an die meerumspülte Erdscheibe unter welcher der Tartarus sich dehnt von dem Kopernikanischen Planetensystem und der heutigen Geographie.

Was haben sie nicht alles über die Monarchie geschrieben!

Bald gründeten sie dieselbe auf den Willen Gottes; bald auf das „Prinzip" der Autorität, das vorhanden sein müsse auf dass es den Menschen gut ergehe auf dieser Welt. Zur Abwechslung war es dann wieder einmal das — Prinzip der „Legitimität" das „heilig" sein sollte, bis eines schönen Tages ein stärkerer Legitimer ein paar Dutzend schwächere Legitimitäten über den Haufen warf; dann ward es einige Zeit ganz stille von diesem „heiligen" Prinzip.

Bald heulten wieder die Hallers von dem ewigen Naturgesetze, dass der „Stärkste herrsche" und fanden viele Nachheuler, bis es sich an manchem blutigen Tage zeigte, dass der sich der Stärkste wähnte der Schwächste war und von den „Schwachen" her ein Sturm sich erhob, der die stärksten Eichen brach. Dann blökte man wieder von einer angeborenen Souveränetät, die nur im Monarchen ihren ewigen Sitz haben könne, bis es sich an manchem stürmischen Tage zeigte, dass das nichtsouveräne Volk den Monarchen übersouveränte. Da hiess es wieder, das Volk sei souverän, habe aber seine Souveränetät auf den Monarchen seiner Wahl übertragen. Zahllos und endlos waren die „Prinzipien", kurzlebig aber waren sie alle.

Die Entwicklung geht ihre Wege; kümmert sich nicht um die „Prinzipien". Ihr Räthsel ist noch nicht gelöst; eine Wissenschaft vom Staate existirt noch nicht. Ein höherer Standpunkt, von dem aus man die Entwicklung der Dinge unparteiisch und objektiv überschauen könnte, ist noch nicht gewonnen.

Sollen wir deswegen an der Wissenschaft verzweifeln? Keineswegs. Verzeichnen wir nur ehrlich und wahrheitsgetreu was wir sehen, so gut wir es sehen können; verzichten wir auf Rechtfertigung der Dinge, die wir nicht geschaffen haben. Nicht die „Prinzipien" des Staates und der Monarchie haben wir aufzustellen: bleiben wir nur getreu dem Prinzip der Wissenschaft, objektiv die Wahrheit zu untersuchen. Ob schlecht ob recht, ob sie uns mundet oder nicht, das hat uns nicht zu kümmern. Die Verantwortlichkeit für die Dinge dieser Welt lastet ja nicht auf uns; was wir nicht geschaffen haben, das brauchen wir nicht zu rechtfertigen. Sind wir als Menschen halbwegs erkennende Wesen und unterscheiden wir uns durch die Fähigkeit der Erkenntniss von den Thieren: so trachten wir nur Menschen zu bleiben und es immer mehr zu werden, indem wir nach immer vollkommenerer Erkenntniss streben. Eine höhere Aufgabe können wir hienieden nicht lösen: alles Uebrige überlassen wir der natürlichen Entwicklung. Die befolgt schon ihre richtigen Prinzipien.

* * *

Wie kleinlich denkt doch der Mensch der Natur gegenüber. Immer und überall betrachtet er sie mit seinen Schneckenaugen und will

Digitized by Google

ihre Zeiträume mit der Zeiteinheit seines Eintagsfliegenlebens bemessen. Daher kommt die vollkommene Unzulänglichkeit aller seiner Periodeneintheilungen der Geschichte. So will er eine Zeitdauer annehmen von 6000 Jahren der Menschheitsexistenz, wo man mindestens von 6000 Jahrhunderten sprechen sollte; so leiden alle seine Ansichten über Menschheitsgeschichte an dem engen und niedrigen Horizont seines Schneckenauges.

In wie viele Perioden zerlegen nicht die Staatsphilosophen die Entwicklung des Staates! Da soll der antike Staat etwas anderes sein als der mittelalterliche und dieser wieder etwas ganz anderes als der moderne und diesen modernen Staat möchten sie wieder in allerhand „Arten" zerspalten und erzählen von Republiken und Monarchien, von Repräsentativstaaten und von Despotieen u. s. w. Vor lauter Bäumen aber sehen sie den Wald nicht; vertieft in's Mikroskop verfolgen sie die Gestaltungen kaum wahrnehmbarer Atome, verlieren aber dabei den Blick auf das Ganze, auf die Welt die sie umgiebt, auf die grossen Züge der welthistorischen Entwicklung des Staates und seiner Regierungsform. Da ist es nun gewiss angezeigt, einmal einen anderen Standpunkt zu wählen. Weg mit dem Mikroskop, her mit dem Teleskop. In die Weite wollen wir einmal blicken, das Ganze wollen wir einmal überschauen.

* * *

Sie war und ist und wird sein, so lange es Menschen gab und geben wird auf Erden, unvergänglich unter Menschen ist die Monarchie. Sie ist älter als der Staat und das Eigenthum; sie kann den Ruhm beanspruchen, die älteste sociale Institution zu sein. Ja, sie ist älter als der Mensch auf Erden, denn sie datiert aus — seiner Thierzeit. Die Affenheerde kennt die Einherrschaft des ältesten Affen und aus der Affenzeit herüber brachte sich der Mensch diese unvergängliche sociale Institution als eines der interessantesten Zeugnisse seines einstigen Thierzustandes. Allerdings fassen wir hier das Wort Monarchie in seiner eigentlichsten und weitesten Bedeutung als Führerschaft und Häuptlingschaft eines Einzelnen über dem Schwarm, der Horde, dem Stamm, dem Volk, der Nation. Ob sie von Gottes Gnaden ist, wissen wir nicht: dass sie aber von Natur Gnaden ist, dafür liefert uns die Zoologie viele Beweise.

Zwei Bedürfnisse sind es, die der Monarchie ihren Ursprung gaben. Das Bedürfniss einer gewissen Ordnung im Frieden und das der Führung im Kampfe. Diese Bedürfnisse sind nicht bloss ewig-menschliche oder vielmehr sie sind aus dem Grunde ewig-menschlich, weil sie auch thierisch sind. Schon die Affenheerde fühlt diese Bedürfnisse und auch die verschiedensten andern Heerdenthiere; daher finden wir bei ihnen schon die Führerschaft eines Leitthieres.

„Das stärkste oder älteste also befähigteste männliche Mitglied einer Heerde, so erzählt Brehm von den Affen, schwingt sich zum Zugführer oder Leitaffen auf.

„Diese Würde wird ihm nicht durch das allgemeine Stimmrecht übertragen, sondern erst nach sehr hartnäckigem Kampfe und Streite mit anderen Bewerbern, d. h. mit sämmtlichen übrigen alten Männchen, zuertheilt. Die längsten Zähne und die

Digitized by Google

stärksten Arme entscheiden. Wer sich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Bisse und Puffe gemassregelt, bis er Vernunft annimmt. Dem Starken gebührt die Krone: in seinen Zähnen liegt seine Weisheit. Der Leitaffe verlangt und geniesst unbedingten Gehorsam und zwar in jeder Hinsicht. . . . Im übrigen übt der Leitaffe sein Amt mit Würde aus. Schon die Achtung, welche er geniesst, verleiht ihm Sicherheit und Selbständigkeit, welche seinen Untergebenen fehlt; auch wird ihm von diesen in jeder Weise geschmeichelt." *)

Man sieht aus dieser Schilderung, dass die Monarchie ursprünglich eine thierische Institution ist.

Mit der Menschwerdung des Thieres vermenschlicht sich diese tief in der thierischen Natur des Menschen begründete Institution; mit der Vergeistigung des Menschen aber muss sie sich vergeistigen — alles Thierische abstreifen. Die Perioden der Wildheit und der Barbarei hat sie mit dem Menschen zugleich durchgemacht um auf den Höhen der Civilisation als civilisirte Institution zu erscheinen.

Diese Entwicklung aber äussert sich zunächst in der Stellung, welche der Monarch gegenüber der Gesammtheit einnimmt, denn diese ist bedingt durch die Höhe der Cultur, welche das betreffende Volk erreicht hat. Das lehrt ja schon ein oberflächlicher Blick auf die heutigen europäischen Monarchien. Die Russen haben ihren Caren; die Engländer ihre Königin; die Franzosen ihren Präsidenten. In allen dreien dieser Länder besteht die Monarchie und doch welch gewaltiger Unterschied! — Worin nun dieser Unterschied liegt, worin die Entwicklung dieser Stellung besteht, das ist der Gegenstand der sociologischen Untersuchung der Monarchie. Die Erkenntniss aber des Wesens dieser Entwicklung bis zur Gegenwart wird uns das Gesetz derselben klarlegen und uns gestatten, über die fernere Entwicklung der Monarchie in der Zukunft uns eine beiläufige Idee zu machen. Auch wird uns diese Erkenntniss den Schlüssel bieten zum Verständniss so mancher Kämpfe zwischen Volk und Monarchenthum, welche nichts anderes sind als die naturgemässe Tendenz zur gegenseitigen Anpassung zwischen Regierungsform und Gesellschaftsordnung oder um es kurz auszudrücken zwischen Form und Inhalt, eine Tendenz, wie wir sie auch auf andern Gebieten der Natur bei den mannigfachsten Erscheinungen beobachten. Denn eine solche Anpassung zwischen Form und Inhalt muss von Naturwegen überall erfolgen und sie erfolgt in der socialen Entwickelung, sei's auf friedlichem sei's auf gewaltsamem Wege. Denn die Natur duldet auch auf socialem Gebiete keinen Widerspruch zwischen Form und Inhalt und sie setzt ihren Willen durch, da sie mächtiger ist als der mächtigste Einzelwille und wer sich ihrem Willen entgegensetzt, den zerschmettert sie einfach — ja, auch die Mächtigsten knickt sie wie Strohhalme. Davon kennt die Geschichte so manches lehrreiche Beispiel.

* * *

Welche Entwicklung macht nun die Monarchie durch seit den Urzeiten der Menschheit auf Erden bis heutzutage?

Wollen wir die grossen Züge betrachten und uns nicht im Kleinen und Kleinlichen verlieren, so können wir bis heutzutage nur zwei

*) Brehm's Thierleben. 3. Aufl. I 46.

Digitized by Google

Formen unterscheiden, entsprechend dem grossen Gegensatze zwischen den primitiven Horden und den complicirten socialen Gesammtheiten, die in ihrer Entwickelung vom sog. „patriarchalen" Stamm bis zur Nation aufsteigen. Herbert Spencer versucht es auf geistreiche Weise, die Entstehung der Häuptlingschaft in der primitiven Horde zur Darstellung zu bringen, wobei er seine bekannte Methode der Analogie mit Vorgängen auf physiologischem Gebiete befolgt. Er meint, dass, wenn es sich um eine Berathschlagung über die Abwehr eines feindlichen Angriffes handelt, zu welcher die primitive, einfache, strukturlose Horde zusammentritt, dass man da gewahr werden könnte, wie im Centrum der Versammlung die älteren und erfahrenen Männer einen kleineren Kreis bilden, um den sich die jüngeren Leute in weiterem Kreise aufstellen, an welchen sich vielleicht Frauen und Kinder anschliessen. Endlich könnte man gewahr werden, wie in dem engsten Kreise der ältesten und erfahrensten Männer sich einer vor allen Gehör verschafft, wie sein Rath befolgt wird und wie er durch die Anerkennung der Umstehenden zum Häuptling emporwächst. In diesem Vorgang, der allerdings sehr plausibel ist, sieht Spencer eine Analogie mit der Bildung eines Kernes in der einfachen ursprünglichen von einer klaren Flüssigkeit erfüllten Zelle. Wenn es ihm um den Nachweis einer solchen Analogie zu thun ist, so kann man es ihm ja zugestehen, dass er an unsere Phantasie keine übertriebenen Anforderungen stellt; es ist ja möglich, dass häufig die Bildung der Häuptlingschaft in der primitiven Horde so vor sich geht.

Die Frage ist nur ob wir es nöthig haben unsere Phantasie zu Hilfe zu rufen, um die Entstehung der primitivsten Monarchie, des Ältestenthums oder der Häuptlingschaft auf diese Weise zu erklären?

Denn wenn wir bedenken, dass es sehr viele Heerdenthiere giebt, welche in Krieg und Frieden ihrem Leitthiere folgen, so ist es doch klar, dass der Mensch aus seiner Heerdenthierzeit mit diesem „monarchischen Sinne" schon ausgestattet ins Menschenthum hineinwuchs, denselben also nicht erst nach der Spencer'schen Methode als primitiver Mensch in sich zu entwickeln brauchte.

Wie lange diese erste Periode der Monarchie wohl gedauert haben mag? Die Rechnung ist nicht schwer anzustellen. Wenn wir die 10000 Jahre (ungefähr) des geschichtlichen Lebens der Menschen von den vielen Hunderttausenden der nachweisbaren Existenz der Menschen auf Erden subtrahiren, so erhalten wir die unberechenbare lange Dauer der ersten Periode der Monarchie, die wir als Friedensmonarchie, als Ältesten- oder Häuptlingsthum bezeichnen können.

* * *

Was war es nun, dass dieser Periode der Monarchie, wo die Menschen gewiss nicht unglücklicher waren als heute, ein Ende bereitete? Wenn wir die grossen Wendepunkte späterer geschichtlicher Jahrtausende und Jahrhunderte ins Auge fassen, so sehen wir, dass jeder derselben durch irgend eine Erfindung oder Entdeckung des menschlichen Geistes herbeigeführt wurde. Die Erfindung des Schiesspulvers, des Buchdrucks, die Entdeckung Amerikas, die Dampfmaschine — das waren die Ereignisse, die jedesmal in der Entwicklung der Menschheit eine Wendung herbeiführten.

Digitized by Google

Auch jene erste, hunderte Jahrtausende dauernde Periode der Friedens-Monarchie erreichte ihr Ende durch eine Entdeckung von einer Tragweite, wie seither keine andere von Menschen gemacht wurde.

Es war das die Entdeckung, dass der Mensch — ein domesticirbares Thier sei!

Hunderte Jahrtausende lebte er in Banden oder Horden als freies Geschöpf, die einzelnen Horden unter ihren eigenen Führern. Es waren syngenetische Gruppen; jede Gruppe ein Blutskreis, eine Sippe. Im Innern derselben hielt der Monarch die Ordnung aufrecht; in Angriff und Vertheidigung war er Führer; denn mit fremden Gruppen gab es natürlich immer Kampf und Streit. Aber diese Kämpfe galten nur momentanen Zwecken; der vornehmste derselben war Raub; Menschenmord, ursprünglich gewiss nur zur Abwehr geübt, ward später von räuberischen Horden zu Nahrungszwecken systematisch betrieben. Der Gedanke aber, die fremde Horde zu unterjochen, das Leben ihrer Mitglieder zu schonen und sie den Zwecken der Sieger dienstbar zu machen, konnte in der Urzeit gar nicht aufkommen. Unzähliger über Jahrhunderte zerstreuter Erfahrungen mit einzelnen guten Exemplaren bedurfte es, damit allmählich der Gedanke keime, dass auch der Mensch bei günstigem Zusammentreffen der Individualitäten, bei kluger Wahl der Mittel und unter geeigneten äusseren Bedingungen sich ebenso domesticiren lasse wie der Hund, das Pferd oder der Esel. Da aber die Voraussetzungen einer Domesticirung des Menschen in der Natur vieler seiner Arten thatsächlich begründet waren, da bei einem Zusammentreffen der geeigneten Arten, insbesondere also kriegerischer mit friedlichen, gewaltthätiger und rücksichtsloser mit sanften und gutmüthigen, die Möglichkeit der Domesticirung in den thatsächlichen Verhältnissen begründet war: so musste dieser Gedanke in den verschiedensten Welttheilen und verschiedensten Zonen und Gegenden jedes Welttheils, wo nur die geeigneten Menschenhorden sich begegneten, unabhängig von einander auftauchen und mit der Zeit zur Reife kommen. Allerdings in wessen Kopfe er zuerst die richtige Formulirung annahm, wer der grosse Entdecker war, der zuerst in seiner ganzen Deutlichkeit den Gedanken fasste: „wir wollen die ganze fremde Horde unterjochen und sie bezähmen“ — den Namen dieses grossen Entdeckers hat uns die Geschichte nicht aufbewahrt. Und doch hat er für die Entwicklung der Menschheit unvergleichlich mehr geleistet als alle seine grossen Nachfolger zusammengenommen, als alle die Cyruse, die Alexanders, die Caesaren, die Attilas, die Dschengiscane und Napoleons! Er war ein Held und ein Genie zugleich! Ein Krieger und Staatsmann!

Auch das wissen wir nicht, wo diese grosse Unternehmung zuerst in's Werk gesetzt wurde und zuerst gelang; nur aus spätern so häufig überall sich wiederholenden Vorgängen, aus der Beobachtung der Natur derselben, können wir uns die Art und Weise jener ersten Unternehmung vergegenwärtigen.

Eine mehr kriegerisch geartete Horde, die aus Jägern und Räubern bestand, stürzte sich mit all dem primitiven Waffengeräth, zu dessen Verfertigung und Gebrauch sie allmählich im Kampfe mit Thieren gelangte, auf eine friedliche Horde von Wurzel- und Pflanzenfressern.*)

*) Vergl. Gumplowicz: Die sociologische Staatsidee. Graz 1892 S. 98 ff.

Digitized by Google

Die Verschiedenartigkeit der beiden Horden ebnete und erleichterte das Unternehmen; die überwundenen friedlichen Pflanzenfresser wurden unter die einzelnen Mitglieder der Räuberhorde vertheilt — ihr Friedensmonarch allerdings durfte nicht am Leben gelassen werden, damit das Andenken an die frühere Selbständigkeit und Freiheit der friedlichen Horde, deren Symbol er war, so schnell als möglich verwischt werde. Nun begann die Arbeit der Domesticirung. Gewalt war das Mittel: fortgesetzte Peinigung und Bedrohung mit Strafen musste die Unterjochten einschüchtern und sie zur Leistung von Arbeiten in Feld und Wald gefügig machen. Die Früchte dieser Arbeiten heimsten die Sieger ein die nun „Herren" wurden. Um diese Organisation aufrecht zu halten, ward ihr Führer, ihr früherer Friedensmonarch nun zum Herrn der neuen vergrösserten Horde; ein neues sociales Gebilde war entstanden: die conquistadorische Monarchie.

Diese ist's, die uns überall beim ersten Aufdämmern der Geschichte entgegentritt und sie gab der Geschichte der Menschheit einen neuen Inhalt.

Unter der Friedensmonarchie verbrachten die einzelnen Horden ein friedliches Gattungsleben; auch die immer zweifellos vorgekommenen Raubzüge und Kriege zwischen den einzelnen feindlichen Horden änderten nichts an dem ewigen Einerlei, da sie keine dauernden socialen Neugestaltungen ins Leben riefen. —

Das alles änderte die erste conquistadorische Monarchie. Eine bisher ungekannte, ganz und gar neue sociale Organisation ward aufgerichtet. Die freie Friedensmonarchie, gewiss die legitimste, die nur je existirt hat, war gestürzt; eine souveräne Horde war ihrer Selbständigkeit beraubt. Ihre früher freien und gleichen Mitglieder wurden von nun an gezwungen, nicht mehr für sich, sondern in erster Linie für andere zu arbeiten. Ein Staat wurde gegründet; eine Herrschaft wurde organisirt. Der Führer der Eroberer war nunmehr auch Monarch der Unterjochten. Ein complicirtes Gemeinwesen war gegründet, eine aus Herren und Sklaven zusammengesetzte Gesammtheit, nur dass diese letzteren ihre frühere Friedens-Organisation eingebüsst hatten, desorganisirt wurden, keinen eigenen Monarchen mehr hatten. Nun mussten sie frohnen den Herren und es begann eine langsame, immer weiter um sich greifende Domesticirungsarbeit zum Zwecke der Erhaltung dieser „integrirten" socialen Gemeinschaft.

Eine Entwicklungsgeschichte der conquistadorischen Monarchie ist noch nicht geschrieben. Hätten wir eine solche, wir besässen in ihr zugleich den grössten Theil einer echten Staatswissenschaft.

Wir können hier jene Entwicklung nur andeuten. Sie ist eine doppelte: eine territoriale und eine strukturelle, wobei aber die letztere von der ersteren bedingt ist.

Denn bliebe der erste Eroberschwarm ungestört in den ursprünglichen Grenzen Beherrscher der zuerst unterjochten Horde, ohne weitere Erwerbung von Land und Leuten: so würde auch die zuerst in Folge der Unterjochung entstandene sociale Gestaltung sich strukturell nicht weiter entwickelt haben. Diese Entwicklung greift erst Platz und geht vor sich in Folge weiterer geschichtlicher Ereignisse und Prozesse als da sind Eroberungskriege, Ländererwerb, weitere Unterjochungen u. s. w.

In der ursprünglichen Form aber der conquistadorischen Monarchie,

Digitized by Google

in der ersten Periode nach ihrer Gründung ist die Stellung des Monarchen keineswegs eine überragende oder gar omnipotente. Im Gegentheil, so lange nur die eine kleine Horde der Sieger der andern kleinen Horde der Unterjochten auf engbegrenztem Territorium gegenübersteht, ist der Führer der ersteren ein in seiner Machtstellung sehr beschränkter Monarch; er ist nur der Erste unter den Gleichen, denn er ist von seinen Genossen abhängig; er hat ja gar keine andere Stütze als sie, keinerlei factischen Vorrechte und seine Monarchenstellung besteht lediglich in einem Vorrang, bei Ausübung solcher Acte, die ihrer Natur nach nur durch einen Einzelnen ausgeführt werden können, also in der Führung, bei Angriff und Vertheidigung, in der Verkündigung des Willens der Sieger und Herrschenden.

Erst eine Reihe von Thatsachen und Ereignissen, welche zur Entwicklung dieses primitiven Staatswesens zusammenwirken, trägt unter günstigen Verhältnissen dazu bei, diesem Monarchen eine allmählich wachsende Machtstellung zu verleihen, eine Reihe von Thatsachen und Ereignissen, deren Keime allerdings in der natürlichen Entwicklung jedes solchen primitiven Staatswesens gelegen sind.

Zunächst ist es die territoriale Ausdehnung, welche unmittelbar und mittelbar auf die Stellung des Monarchen einen, seine Macht erhöhenden Einfluss übt.

Diese Ausdehnung aber ergiebt sich aus der natürlichen Tendenz jeder staatlichen Gemeinschaft.*). Denn ist einmal die innere Consolidation der ersten conquistadorischen Monarchie halbwegs gelungen, dann beginnt dieselbe Arbeit, welche zu ihrer Gründung führte, von Neuem auf erweitertem Schauplatz, um zu einer neuen „Integration" zu führen. Die Conquistadoren schreiten zu neuen Eroberungen, um ihr Herrschaftsgebiet zu erweitern. Schon die einfache Thatsache einer solchen Erweiterung des Staatsgebietes hebt das Ansehen des Monarchen und seine Machtstellung. Denn so lange sie eng um ihn herum angesiedelt sind, seine früheren Genossen, ist seine Abhängigkeit von ihnen viel grösser, da sie all sein Thun und Lassen unmittelbar controliren und ihm jederzeit mit ihrer ganzen numerischen Uebermacht gegenübertreten können. Sind sie aber auf weiterem Gebiete zerstreut, dann gestaltet sich ihr Zusammenwirken dem Monarchen gegenüber schwieriger, dagegen macht es ihm ihre grössere Vereinzelung möglich, gegen Einzelne von ihnen gelegentlich energischer aufzutreten; auch ist der Einzelne von Fall zu Fall auf seine Hilfe mehr angewiesen. Kurz und gut mit der Ausdehnung des Territoriums allein schon, erhält die Stellung des Monarchen einen Machtzuwachs, die Stellung des Herrenstandes eine Einbusse.

Dazu kommt aber noch, dass ein territorialer Zuwachs in späteren Zeiten nie so einfach vor sich geht. Die herrenlosen Horden schwinden ja immer mehr; es kommt eine Zeit, wo es deren im weitesten Umkreise des Staates keine mehr giebt, wo jeder Staat ringsherum von andern auf gleiche Weise entstandenen conquistadorischen Monarchien umgeben ist. Unter solchen Verhältnissen führt das natürliche Streben jeder conquistadorischen Monarchie nach Vergrösserung ihres Herrschaftsgebietes nothwendigerweise zu Kriegen mit benachbarten Monarchien. Da entsteht nun auch für den siegreichen Staat die Noth-

*) Vergl. Gumplowicz Grundriss der Sociologie. Wien 1885 S. 155.

Digitized by Google

wendigkeit, mit der herrschenden Classe des besiegten Staates zu pactiren, Compromisse zu schliessen. Allerdings die besiegten Monarchen fallen meist zum Opfer; jede Erhöhung eines Monarchenthrones auf Kosten eines benachbarten Staates fordert meist auch das Haupt des besiegten Monarchen.

Die Geschichte des Wachsthums der Staaten ist zugleich die Geschichte des Sturzes anderer Monarchien und die Throne der Sieger stehen ja meist auf blutigem Grunde. Der Weg zur absoluten Monarchie führt über die Leichen benachbarter Monarchen. Erst in den so vergrösserten, immer höher sich integrirenden Staaten ist der Monarch nicht mehr von einer Sippe seiner ursprünglichen Genossen, sondern von verschiedenen Gruppen der herrschenden Classen der neuerworbenen Territorien umgeben. Damit erst beginnt für den Monarchen die Möglichkeit, in seinem natürlichen Streben nach persönlicher Machtvergrösserung die unausbleiblichen Interessengegensätze zwischen den Bestandtheilen des vergrösserten Staatswesens auszunützen; das auf der Grundlage der verschiedenartigen Interessen der einzelnen Territorien des Staates sich bildende Fractionswesen, durch Begünstigung bald der Einen, bald der Andern zur Mehrung seiner Macht auszunützen. Dazu kommt noch, dass mit der weiteren innern Entwicklung des Staates theils durch Einwanderung von Mittelständen, theils durch Differenzirung der Berufe bei fortschreitender Arbeitstheilung die Stände- und Classenbildung fortschreitet und immer mehr Interessengegensätze schafft, deren ewiger Kampf dem steten Machtzuwachs des Monarchen zu Gute kommt.

Um aber diese durch geschicktes Balanciren über allen Parteien stets sich mehrende und erhöhende Macht des Monarchen auf immer festere und unerschütterlichere Grundlagen zu stellen, bedarf es der Anwendung jener Domesticirungskunst, welche einst die Eroberer auf die Unterjochten anwendeten, auf die Gesammtheit des Volkes also auch auf alle herrschenden Classen.

Die Erfüllung dieser Aufgabe bezweckt eine ganze Reihe von materiellen und moralischen Maassregeln, welche die monarchische Zucht und Disciplin herstellen, die monarchischen Gefühle grossziehen, das Prinzip der Autorität festigen, das „Prestige“ des Monarchen aufrichten, die Anbetung des „Gesalbten des Herrn“ einführen und die Souveränetät als einen „rocher de bronze“ statuiren.

So entstehen denn nach jahrtausendelanger Domesticirung des Menschen jene grossen Despotieen des Orients, die uns seit dem vierten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung in Egypten und in Vorderasien entgegentreten, wo Grosskönige über zahllose Sklavennationen herrschten.

Da aber jene günstigen Bedingungen zur Begründung der ersten conquistadorischen Monarchie nicht überall gleichzeitig eintreten konnten, so erklärt es sich, dass auch die zahlreichen socialen Entwicklungen, die auf dem ganzen Erdball zerstreut nebeneinander sich abspielen, nicht gleichzeitig einsetzten. Daraus folgt, dass sich auf den verschiedensten Punkten der Erde diese Entwicklungen zu jeder Zeit auf den verschiedensten Stufen, in den verschiedensten Phasen befinden: so dass gleichzeitig z. B. mit der höchsten Stufe der Ausbildung der Despotieen in den alten Reichen des Orients in anderen Welttheilen und Ländern der sociale Entwicklungsprozess erst in

Digitized by Google

seinen Anfangsstadien sich befand. Daher z. B. die Gleichzeitigkeit eines grossen Perserreiches in Vorderasien mit den kleinen griechischen Gemeinwesen, wo erst eine kleine Schaar von Herren, in verhältnissmässiger Gleichheit und Freiheit unter sich, die Domesticirungsarbeit an ihren Heloten beginnt, um späteren Despotieen vorzuarbeiten, deren Domesticirungskunst ihre Nachkommen in dem Byzantinischen Reiche anheimfallen. Jede aber dieser räumlich getrennten und nicht gleichzeitigen Entwicklungen spielt sich genau in derselben Weise und nach denselben Gesetzen und Prinzipien ab. Die conquistadorische Monarchie arbeitete immer und überall nach derselben Methode.

Es war keine friedliche Arbeit; Gewalt und Uebermacht musste fortwährend zu den grausamsten Mitteln greifen, um diese immer wachsenden socialen Organisationen aufrecht zu erhalten. Die Staatsphilosophen des Alterthums wussten es schon, dass „jede Herrschaft durch dieselben Mittel aufrecht erhalten werde, durch die sie begründet wurde." Diese Mittel waren von jeher Blut und Eisen; das erstere durfte nicht geschont werden, das letztere durfte in den Händen der Monarchen nie versagen, wenn die „Aufgaben, welche die Vorsehung dem Staate zugewiesen hatte, stets erfüllt werden sollten."

Diese Arbeit bestand nun nach Innen in der Domesticirung von oben bis unten; nach Aussen in immer weiteren Eroberungen so weit es eben ging. In den neuen Erwerbungen aber musste dasselbe Spiel immer von Neuem beginnen: Domesticirung von oben bis unten. Das ist das Grundprinzip der Entwicklung der conquistadorischen Monarchie; alle andern ergeben sich aus der Natur der Sache, sind nur Mittel zum Zwecke der Domesticirung. Allerdings auch diese Mittel entwickeln sich, verfolgen eine aufsteigende Stufenleiter von dem rücksichtslosesten physischen Zwang, der vor keiner Grausamkeit zurückschreckt, bis zu dem geistigen und „moralischen" Drill, der mit der Ausnutzung des Aberglaubens anfängt und bis zur Ausnutzung der ästhetischen Bedürfnisse fortschreitet. Ist die Stufe des physischen Zwanges behufs Domesticirung des Menschen glücklich überschritten, dann kommt als erstes moralisches Mittel das Prinzip der Anbetung zur Anwendung. Das ist eins der wichtigsten Prinzipien der conquistadorischen Monarchie. Zunächst muss die Anbetung übersinnlicher Mächte gefördert werden; ist diese gesichert, dann ist es nicht schwer, die Anbetung des Monarchen als „irdischer Vorsehung" und als „Statthalter" des „Herrn" (denn Gott wurde unmerklich zum „Herrn" gemacht) grosszuziehen. Ist die Anbetung des Monarchen einmal festgewurzelt, dann fällt von seinem Heiligenschein ein starker Abglanz auf die ihm zunächst Stehenden, seine Grosswürdenträger, und dann in immer schwächeren Schattirungen bis hinunter zu den untersten Stufen der staatlichen Hierarchie, auf alles was seinen Rock trägt. So steht das Gebäude der conquistadorischen Monarchie da, seiner äusseren Form nach ein kunstvoller Bau. Es ist sehr bezeichnend, dass es gerade die grossen Despoten des Orients waren, welche als Symbole der von ihnen in vollendeter Grösse aufgeführten socialen Organisationen die Pyramiden aufführten. Denn nicht unähnlich diesen Riesenbauten waren ihre Monarchieen.

Die Basis der Pyramide bildet das arbeitende Volk, das nichts sein eigen nennt, denn die erste historische That der conquistadorischen Monarchie war ja die Aneignung des Grund und Bodens und dessen

Digitized by Google

Vertheilung unter die Sieger. Von dieser untersten Stufe nach aufwärts wird der Umfang der Pyramide immer kleiner, also die Zahl der Leute immer geringer, dagegen gleich dem auf ihren höheren Stufen immer wachsenden Horizont, die Rechte und der Besitz dieser Leute immer grösser. So sich verringernd an Zahl und sich mehrend an Freiheit und Gut steigt die Pyramide der conquistadorischen Monarchie zu ihrer höchsten Spitze auf, wo der Eine Herr ist über alle seiner Unterthanen, ihr Hab und Gut, ihr Leben und ihre Freiheit in seiner Macht sind. Die höchste Reifestufe aber der conquistadorischen Monarchie müssen wir da anerkennen, wo die auf dem Prinzip der Anbetung beruhende stramme Unterordnung jeder niedrigeren Stufe der Populationspyramide unter die höheren und der höchsten Stufen unter die Spitze, eine vollkommene ist. Eine solche vollkommen ausgereifte Form der conquistadorischen Monarchie stellen uns die sog. absoluten Monarchieen oder Despotieen dar, aus denen alle Freiheit verbannt ist und jede einzelne Klasse der Bevölkerung streng eingeordnet ist in den ihr zukommenden Rang, die Gesammtheit derselben aber dem obersten Herrscher, der als „Sohn des Himmels" die Spitze der Pyramide einnimmt.

Von Zeit zu Zeit fühlen diese Grosskönige das Bedürfniss, ihre oberste übermenschliche und göttergleiche Macht dem ganzen Volke zu demonstriren. Das geschieht bei besonders feierlichen Anlässen. Dann bringt das ganze Volk einem ruhmreichen Grossvezier, der sein Abgott ist, da er von glücklichen Feldzügen stets schätzebeladen heimkehrte, seine Huldigung dar; der greise, ruhmgekrönte Grossvezier aber küsst in Demuth die für treue Diener so freigebige Hand des jungen Padischah, der die Schätze einheimste ohne je Pulver gerochen zu haben.

Im vollen Glanze zeigt sich da das grossartige Resultat jahrtausendelanger Domesticirung des Menschen, jahrtausendelangen moralischen Drills; es ist der grösste Triumph der conquistadorischen Staatskunst.

* * *

Aber an diesem Höhepunkt angelangt fühlt die conquistadorische Monarchie gleichzeitig unheimliche Fieberschauer; von der Basis herauf gegen die Spitze durchzucken die gewaltige Pyramide immer bedenklichere Erschütterungen. Ein Wanken und Schwanken erfasst den stolzen Bau.

Was ist geschehen? Naht etwa wieder eine Katastrophe wie sie einst der Friedensmonarchie ein Ende bereitete? Hat der menschliche Geist wieder irgend eine grosse Entdeckung gemacht, welche in der Entwicklung der Monarchie eine neue Epoche bilden soll?

Allerdings ist etwas Aehnliches im Zuge. Eine Thatsache wurde allmählich offenbar, die Jahrtausende unbekannt war. Es ist das die Thatsache der allgemeinen Bildungsfähigkeit des Menschen. Während kriegerische Horden durch Jahrtausende nur die Thatsache der Domesticirbarkeit des Menschen erspähten und auf derselben die gesammte Organisation der conquistadorischen Monarchie aufbauten: begann nach Jahrtausenden eine ganz andere bisher unbemerkte Eigenschaft des Menschen offenbar zu werden, seine Denkfähigkeit und in Folge derselben seine geistige Entwickelungsfähigkeit. Diese Thatsache führte bald zu unliebsamen Consequenzen für die conquistadorische Monar-

Digitized by Google

chie gerade in dem Moment, wo sie im strammsten Absolutismus den Gipfelpunkt ihrer Entwicklung erreichte und liess daher alle die Äusserungen dieser dem Menschen innewohnenden Fähigkeit als sehr bedenklich erscheinen.

Jene Consequenzen bestanden nämlich darin, dass der denkende Mensch sich seiner Menschenwürde bewusst wurde; er erkannte, dass er durch das freie Denken von dem Thiere sich unterscheide und dass seine geringere sociale Stellung, sein Denken keineswegs beeinträchtige. Im Gegentheil, er konnte oft die Erfahrung machen, dass die Spitze der socialen Pyramide keineswegs in dem Verhältniss ihrer höheren Lage und Stellung den untersten Schichten derselben im Denken überlegen sei.

Hat nun seinerzeit die Entdeckung der Domesticirbarkeit des Menschen kriegerischen Horden den Anstoss gegeben durch Unterwerfung minder kriegerischer Horden den Staat zu begründen und denselben mittelst der Domesticirungskunst immer mehr zu festigen, so erfolgt jetzt hie und da ein Rückschlag. Das durch das freie Denken geweckte Bewusstsein von der Würde des Menschen begann sich gegen die mittelst der Domesticirung durchgeführte Unterdrückung der Völker aufzulehnen, dagegen im Namen der Menschenwürde zu protestiren. Und so kam es, dass jeder freie Gedanke, der an der Basis der Pyramide auftauchte, den ganzen auf Domesticirung beruhenden Bau bis an seine höchste Spitze erschütterte.

Jede solche Erschütterung aber erfüllt mit banger Angst diejenigen, die dort oben sitzen, weil sie fürchten, dass die so künstlich aufrechterhaltene pyramidale Ordnung umstürzen oder doch wenigstens, dass die oberste Spitze eines Tages herabkollern könnte.

Daher in der absoluten Monarchie das Wüthen gegen jeden freien Gedanken, der dort unten in der Masse des Volkes auftaucht und gegen all und jeden, der sich zum Sprachrohr eines solchen Gedankens macht; daher die grösste Kraftanstrengung, um auf die Basis der Pyramide einen solchen Druck zu üben, damit denen dort unten jede Lust am Denken vergehe, damit erhöhte Noth und Bedrängniss jeden freien Gedanken im Keime ersticke.

Das hilft aber alles nichts. Denn die Gedanken keimen und wachsen wie die Pilze im Walde und geht von oben ein Brausewetter nieder mit reichlichen Niederschlägen, dann wachsen sie erst recht und spriessen ohne Zahl.

Was wollen aber diese Gedanken? Sie richten sich gegen Eines; sie bestreiten einem einzelnen Menschen und mag er auch auf der Spitze der Pyramide sitzen, das Recht, die Gesammtheit unter seinen Willen zu beugen; vielmehr verlangen sie, da die Masse es ist, auf welcher die ganze Pyramide mitsammt der Spitze ruht, dass der Wille dieser Masse bestimmend sei für die Haltung der ganzen Pyramide.

Dem Grundsatz der absoluten Monarchie: „voluntas regis suprema lex“ stellen sie einen andern Grundsatz entgegen: „salus populi suprema lex“ — und verlangen die Unterordnung aller kleinlichen und selbstischen Interessen der Herrschenden unter das eine grosse Interesse des Volkes. Damit aber drücken sie eine Tendenz aus die sich mit elementarer Gewalt aus einer jahrtausendealten Entwicklung der Menschheit emporarbeitet, die wie ein Lavastrom aus dem Innern

Digitized by Google

eines Vulkans mit unüberwindlicher Kraft hervorbricht, alles überfluthet und gegen den es keine Dämme giebt.

Es ist ein socialer Natur-Prozess, der sich mit derselben Allgewalt Bahn bricht, wie alle andern kosmischen und tellurischen Prozesse.

Zwei Prinzipien liegen im Kampf: Unterdrückung und Freiheit. Das ist keine Rechtsfrage, wie es die gutgezahlten Kronjuristen darzustellen sich bemühen; das ist eine einfache Thatfrage. Es handelt sich einfach um die Feststellung einer Thatsache: ob die Spitze auf der Basis ruht oder die Basis auf der Spitze? Man braucht die Frage nur richtig zu formuliren und die Antwort ist gegeben, klar wie die Sonne.

Sind die Völker da für die Monarchen oder die Monarchen für die Völker? Ist aber letzteres die Wahrheit — und welcher Blöde kann daran zweifeln? — dann ist es mit Nichten die voluntas regis, sondern die salus populi, welche die suprema lex werden wird.

Das ist die grosse Umwälzung, die heute sich vorbereitet; das ist die Krise, die wir heute durchmachen; das ist die sociale Revolution, die uns heute umtobt; ein Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit kündigt sich an, wie es jener war, als die friedlichen Hordenmonarchien von der conquistadorischen Monarchie abgelöst wurden.

Droht damit der Monarchie ein Umsturz? Keineswegs! Die Monarchie ist ewig. Sie können sich ihre Umsturzvorlagen zum Schutze derselben sparen. Nur wird an Stelle der absoluten Monarchie, dieses höchsten Auswuchses der conquistadorischen Monarchie, die sociale Monarchie treten. Die absolute Monarchie aber werden sie mit keinen Umsturzgesetzen aufrecht erhalten, denn sie ist bereits tödlich getroffen. Der freie Gedanke ist's, der sie getroffen hat und dieser Todespfeil sitzt ihr tief im Leibe. Denn vielfach passt auf sie die Definition sie sei „eine Organisation der Unterdrückung". Das ist keine Übertreibung. Seit dem ersten Auftreten der conquistadorischen Monarchie in der Geschichte war dieselbe eine kunstvolle Organisation, deren Haupteffekt die maasslose Unterdrückung der Massen des Volkes mittelst eines ganzen Systems der raffinirtesten materiellen, geistigen und wirthschaftlichen Maassregeln war. Zur Begründung dieser Behauptung brauchen wir nicht erst die orientalischen Despotieen des Alterthums und der Neuzeit heranzuziehen, wir brauchen nicht erst auf die „klassischen" Beispiele von Griechenland und Rom zu verweisen: wir brauchen nur Hippolyte Taine's Darstellung in seinen Origines de la France moderne aufzuschlagen und dieser ganze Mechanismus der conquistadorischen Monarchie, der es auf die Bedrückung des Volkes abgesehen hat und auf derselben aufgebaut ist, tritt uns in seiner ganzen unwiderleglichen Klarheit entgegen. An dieser wahrheitsgetreuen Darstellung Taine's können wir aber die heutigen Zustände in den absoluten Monarchieen Europa's messen und die Frage leicht beantworten, in wie fern jene Darstellung auf diese Zustände heute noch passt oder nicht. Wir werden sehen, dass sie auf manche derselben noch grösstentheils passt. Ist aber Letzteres der Fall, so kann man der obigen Definition von der „Organisation der Unterdrückung" eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Es ist ja wahrscheinlich, ja man darf es als sicher annehmen, dass die conquistadorische Monarchie durch

Digitized by Google

lange Jahrtausende nichts anderes sein konnte, dass sie der ganzen Natur der Menschen entsprechend eine „Organisation der Unterdrückung“ sein musste: diese Zeit aber ist um. Die Monarchie muss es heute nicht mehr sein. Der Werdegang der Menschheit ist Dank der geistigen Entwicklung an einem Wendepunkt angelangt, wo dieses Wesen der conquistadorischen Monarchie einer tiefinnern Wandlung unterliegen muss. Die Monarchie wird aufrecht bleiben aber die absolute Monarchie muss sich in eine sociale umwandeln. Das wird die dritte Phase der Entwicklung der Monarchie sein. Sie wird aus einer „Organisation der Unterdrückung“ des Volkes eine Organisation der Förderung desselben werden.

Dahin deuten alle Anzeichen, die am Horizonte der Gegenwart aufsteigen.

Trotz aller Maassregeln der conquistadorischen Monarchie konnte sie es nicht verhindern, dass Aufklärung immer weitere Schichten des Volkes erleuchte; vergebens flucht sie dem „freien Denken“, sie hat kein Mittel dagegen. Alles versagt. Kerker und Todesstrafen; Bedrückung und Peinigung; Anstiftung zu Verbrechen, um Vorwand zu haben, als Retterin der Moralität zu erscheinen; alle Tausende kleinlichen Mittel helfen nichts. Verschärfungen der Strafgesetze helfen nicht; Dogmen und Religionslehren versagen ihre alten Dienste. Die „Pest“ der Gedankenfreiheit breitet immer weiter sich aus; der freie Gedanke unterwühlt den ganzen kunstvollen Bau. Auch der Massenmensch beginnt seiner Menschenwürde sich bewusst zu sein. Er will nicht mehr Mittel sein für egoistische Zwecke einer kleinen Minderheit. Nicht fremdem Willen und fremdem Interesse will er leben und dienen: freie Selbstbestimmung und Volksinteresse ist das Ziel seines Strebens. Und so tobt der Kampf zwischen der absoluten Monarchie, die im Interesse eines Einzigen und seiner vornehmen Dienerschaft so manche Unterdrückung noch aufrecht erhält, und der aus den socialen Geburtswehen an's Tageslicht sich ringenden socialen Monarchie, welche dem Wohl des Volkes jedes andere Interesse unterordnet, welche dem Monarchen gebietet, nicht seine voluntas, die in der That nur die voluntas seiner noblen Lakaien ist, sondern den auf vernünftige Weise im Lichte voller Oeffentlichkeit social gebildeten Willen des Volkes als suprema lex anzuerkennen. Dieser socialen Monarchie gehört die Zukunft: sie wird in der Entwicklung der Menschheit die conquistadorische Monarchie ablösen. Das fühlen wohl heute schon die letzten Vertreter des „autoritativen Princips“ (wohlgemerkt, sie nennen sich nicht mehr die Vertreter der „Legitimität“, wie das noch vor einigen Decennien der Fall war; das hat seinen guten Grund, denn dem einst so stolzen Prinzip der „Legitimität“ haben sie selbst die letzten Fusstritte versetzt). Angst und Verzweiflung ergreift die letzten Paladine der conquistadorischen Monarchie. Aller Witz ihrer Vertheidiger ist erschöpft; ihre Argumente verfangen nicht mehr. All die „moralischen“ Stützen des kunstvollen Baues sind gestürzt. Niemand glaubt mehr, dass die absolute Monarchie ein „sittliches Reich“; dass sie „der Organismus der Freiheit“; dass sie die „organische Volksperson“; dass sie „der Verfassungsstaat“; dass sie „der Rechtsstaat“ sei und wie alle die Floskeln lauten, die ihr doctrinäre Liebedienerei wie bunte Fetzen um den Leib hängte um ihre Blössen zu decken. Das

Digitized by Google

alles verfängt nicht mehr. Der sie nicht ganz mit Unrecht „Organisation der Unterdrückung“ nannte, der riss ihr diese bunten Fetzen vom Leibe. Das ist die Macht der Wahrheit.

Die wahnsinnigen Anstrengungen, welche die absolute Monarchie heute macht, um ihr Ansehen aufrecht zu erhalten; die tollen Sprünge, die sie aufführt, bald nach links, bald nach rechts, beweisen, dass sie das tödtliche Gift im Leibe schon spürt. Am fernen Horizonte sieht sie die Sonne der socialen Monarchie aufsteigen und scheu zu ihr aufblickend verbeisst sie die Lippen um den Gruss zu unterdrücken: moritura te salutat!

Doch ob sie es will oder nicht die Wandlung wird sich vollziehen. Ohne Umsturz! Keine Dynastie braucht dabei zu fallen; keinem Monarchen braucht dabei ein Haar gekrümmt zu werden. Diese unter Menschen ewige Institution wird sich nur entwickeln, wie alles in der Welt dem allmächtigen Gesetze der Entwicklung unterliegt. Die parlamentarische Monarchie wird den natürlichen Übergang bilden zur socialen Monarchie. Nur denen wehe! die dieses Gesetz der Entwicklung nicht verstehen wollen und in die Speichen des rollenden Rad's der Geschichte greifen um es aufzuhalten. Die könnten ihr unüberlegtes Beginnen bereuen.

AUFZEICHNUNGEN EINER DIAKONISSIN.

ROMAN

VON

A. GEMBERG.

(Fortsetzung.)

Der Bruch mit dem einstmals geliebten Mädchen scheint die eben erst errungene Frömmigkeit unseres ehemaligen Politikers ernstlich auf die Probe zu stellen.

Als ich heute während der Nachtwache zufällig in seine Nähe kam, hörte ich ihn herzbrechend schluchzen.

Ich trat an sein Bett und fragte ihn, ob denn solch ein Liebesverhältniss eine so wichtige Sache sei, dass wirklich ein vernünftiger Mensch Tag und Nacht daran herumdenken könne.

Er seufzte tief: „Ach, Schwester Minna, meinte er schliesslich, Sie können das wohl nicht verstehen, Sie haben eben Ihr ganzes Herz an den lieben Gott gehängt. Unsereins aber, der braucht sein bischen Erdenglück.“

„Unsereins?“ fragte ich. „Gehören Sie denn nicht auch zu uns, die wir unser Herz an den lieben Gott hängen?“

Er wurde verlegen bei dieser Ermahnung. „Ach ja, das Reich Gottes fordert Schweres von uns“, meinte er dann.

Digitized by Google

Es that mir nachher leid, dass ich nicht auf seine wahren Gefühle eingegangen war, anstatt ihn an die Rolle zu erinnern, die er hier, allerdings freiwillig, spielte.

Diese Rolle als Bekehrter bringt ihm hier im Hause eine sehr gute Behandlung ein, was ohne Zweifel seiner Eitelkeit schmeichelt, aber sein armes Herz weiss nichts davon.

Das sehnt und grämt sich nach der Geliebten, die er verleugnen musste.

Er schläft ein und im Traume noch nennt er jammernd ihren Namen.

Hat zwischen diesen Beiden überhaupt je ein inneres Band bestanden? Beweist nicht gerade ihre Liebe, dass ihr ganzes Fühlen auf ihren körperlichen Dispositionen beruht?

Sie haben sich zusammen amüsirt und in einer vielleicht gemeinsamen Zukunft hätten sie zusammen gearbeitet, gestrebt — ein Alltagsdasein ohne innere Interessen dahingelebt.

Nun ist dieses lockere Band zerrissen. Den Körper des Mädchens wird eines Anderen Arm umfangen, und der Körper des Mannes sehnt sich nach ihr.

Ja der Körper! nichts anderes! —

Dieser Mann ist allerdings ungebildeter, wie die beiden Pastoren, die in meiner Liebe ihr Erdenglück suchten.

Aber das, was er an dem genusssüchtigen Mädchen verloren hat, das ist doch im Grunde genommen dasselbe, was ich dem Pastor Ehlers im Mutterhause abschlug, dasselbe, was jenem Sterbenden in der letzten Sekunde die Seele bewegte.

Das Band der Liebe zwischen Mann und Weib.

Stöhnend wälzt sich der Schlummernde auf seinem Lager. Der Abschied von seinen politischen Ueberzeugungen, von seiner Partei ist ihm nicht so schwer geworden. Es trat ja etwas anderes an die Stelle. Aber dieser Abschied —

Der körperliche Abschied vom Weibe.

Das wird ihm schwer.

* * *

Sonderbar, dass mein früherer Stationschef aus den Frauensälen immer noch zu mir kommt, wenn sich drüben etwas ereignet, was ihn aufregt.

Heute hat er einen schweren Aerger gehabt. Er wird nicht damit fertig, sondern kommt zu mir, spricht sich aus und ist dann wieder vergnügt und zufrieden.

Schon seit längerer Zeit muss er eine hysterische Kranke behandeln, deren Leiden er für sehr unerheblich hält und die er am liebsten entlassen würde. Die Kranke aber, eine wohlhabende, kinderlose Wittwe, die eigentlich nur der Pflege ihres Körpers lebt, hält sich für schwer krank und geht nicht aus dem Krankenhause.

Einmal war sie im Bett geblieben, während Doctor Klaus ihr verordnet hatte, einen Spaziergang zu machen. Er war darauf hin rücksichtslos grob gegen sie geworden. Frau Kunert aber, in dem Glauben, der Doctor und alle anderen Menschen hätten die Absicht, sie zu peinigen und zu quälen, beschloss, ihrem traurigen Dasein ein Ende zu machen.

Sie wählte dazu ein sehr ungewöhnliches Mittel, über dessen Wirkung sie in ihrer Exaltation wohl kaum nachgedacht hat. Sie hat nämlich eine Höllensteinlösung getrunken.

Natürlich ist sie daran durchaus nicht gestorben, wohl aber hat sie sich Magen, Zunge, Speiseröhre, Lippen und alle inneren Schleimhäute des Mundes entsetzlich verbrannt. Das Zahnfleisch hängt in weissen Fetzen auf die schwarzen, aufgebrochenen Lippen herab.

Sie ist jetzt thatsächlich schwer krank und leidet entsetzliche Schmerzen.

Trotzdem vermag Doctor Klaus sich nur halb zu überwinden. Er behandelt diese, gradezu nach Mitleid hungernde, Person mit der knappsten, nur sachlichen Theilnahme.

Digitized by Google

Heute hat nun diese Wittwe Kunert die Kraft gefunden, ihm eine verzweiflungsvolle Scene zu machen. Schliesslich hat sie ihn gebeten, sie in ein anderes Krankenhaus bringen zu lassen.

Die Frau steht allein im Leben. Sie gehört zu den überflüssigen Existenzen, fühlt sich unbefriedigt, wünscht geliebt zu sein, oder zu sterben. In erregten Momenten findet sie zu Letzterem beinah den Muth.

Ganz vom praktischen Standpunkt aus glaube ich, dass es das Beste für sie wäre, wenn sie fromm würde. Schade, dass augenblicklich keine von unseren Schwestern etwas wie Bekehrungstalent besitzt. Ich selbst habe das auch nie besessen, aber es ist eine sehr schätzenswerthe Gabe für eine Diakonissin.

Doctor Klaus ist fest entschlossen, die rabiate Person, so krank wie sie ist, fortbringen zu lassen. Sie hat ein Morphiumrecept gefälscht. Während ihr eine zweiprocentige Lösung bewilligt ist, hat sie durch Verändern der Zahl sich eine vierprocentige verschafft.

Ich hatte grosse Mühe, den guten Doctor wieder versöhnlich zu stimmen und zu beruhigen.

„Es ist doch eigentlich nur eine Prinzipienfrage", stelle ich ihm vor. „Sie wollen der Frau das stärkere Medicament nicht gewähren und ärgern sich, dass sie es sich dennoch verschafft hat. Weshalb gönnen Sie es ihr nicht?"

„Gönnen? — Aber Schwester Minna, wenn es ihr nun schadet!"

„Ach was, Sie wissen sehr gut, dass es ihr nicht schadet, wenn Sie aufpassen. Dahingegen möchte ich wohl wissen, was Sie davon haben, diese Schmerzen, die Sie lindern könnten, nicht zu lindern."

„Sie sind mitleidig, Schwester Minna. Das kommt Ihnen, als Diakonissin, zu. Ich, als Arzt, brauche nicht mitleidig zu sein."

Mitleidig — wie oft habe ich über diesen Begriff nachgedacht — wie lange bin ich mir klar darüber, dass ich nicht im Sinne der Diakonie, nicht im christlichen Sinne mitleidig bin!

„Nein, Herr Doctor, mit solchen Gemeinplätzen weichen Sie mir nicht aus. Hier ist eine Kranke, die schwer leidet; es giebt ein erreichbares Mittel, ihre Schmerzen zu lindern. Es ist nicht eine Forderung des Mitleids, sondern ganz einfach eine Forderung der Gerechtigkeit, dass man ihr das Mittel gewährt."

„Na, meinetwegen — Sie haben mal wieder gesiegt, Schwester Minna; aber eine so unlogische Person, wie die Kunert, ist gar kein so logisches Erbarmen werth, wie Sie ihr's gewähren."

„Ich werde morgen nachfragen, ob Sie Wort halten. Uebrigens sehe ich doch wieder einmal, dass bei der Gewährung von Morphium die Aerzte es lieben, sich als eine Art Vorsehung zu fühlen, zu der man beten muss. Die artigen, frommen Beter bekommen das süsse Gift, und die hysterischen, zänkischen Kranken, die der Vorsehung Aerger bereiten, die werden auf knappe Kost gesetzt."

„Nein, nein, Schwester, unsere festesten Grundsätze." — „Wirklich? Alle Hochachtung!"

* * *

Morgen steht meine Abreise nach dem Ferienhause unserer Anstalt bevor. — Sonderbar, ich hätte nicht geglaubt, dass ich schliesslich diese Reise, die ich so oft abgelehnt habe, noch so gern antreten würde, wie es nun geschieht! Ich fliehe beinah aus unserer Anstalt, in der ich gestern einen höchst peinlichen Eindruck empfangen habe.

Mein alter Freund, Doctor Klaus, hat mir in aller Form einen Heirathsantrag gemacht. Nach seiner Behauptung liebt er mich seit zwei Jahren, und ich — ich habe das gar nicht gemerkt. Wie unbefangen habe ich mit ihm gesprochen über alles — alles auf der Frauenstation!

Ich erröthe jetzt bei dem Gedanken, dass er dabei in mir etwas anderes gesehen hat, wie seine Gehülfin. „Ein Mädchen, das man lieben muss", hat er mich genannt.

Digitized by Google

Nein wirklich, das ist ausserordentlich unangenehm. Ich kann gar keinem Manne mehr unbefangen begegnen, seit ich diese Erfahrung gemacht habe. — Nun, morgen reise ich glücklicher Weise ab. Nach meiner Rückkehr werde ich Doctor Klaus nach Möglichkeit aus dem Wege gehen, und sollte er sich irgendwie taktlos benehmen, so kehre ich in mein Mutterhaus zurück. —

Noch zwölf Stunden, bis der Zug abgeht — ich habe förmliches Eisenbahnfieber. —

V.

Im Ferienhause Abends.

Heute Mittag hat mich die erste gemeinsame Andachtsübung mit den neuen Hausgenossen vereinigt.

Fünf Schwestern, die den verschiedensten Zweigen der Diakonie angehören, sind hier ausser dem Hausmann und seiner Frau, die die Wirthschaft besorgt. Drei der Schwestern befinden sich in der Reconvalescenz nach überstandenen Krankheiten. Zwei sind, wie ich, nur überarbeitet. Ein bischen müde, weiter nichts.

Unser Ferienhaus liegt eine Viertelstunde von einem kleinen Stahlbade entfernt, mitten im Walde an einer Wiese.

Wie ein Teppich, liegt diese Wiese vor unserer Thür.

Die Sonne scheint fast den ganzen Tag darauf, zahllose Insecten schwirren um die Blumen herum, mit denen der Grasteppich durchwebt ist.

Nach der gemeinschaftlichen Mahlzeit machten alle Hausbewohner einen Spaziergang. Man ging quer über die sonnige Wiese in den Hochwald hinein.

Schwester Marie, die neben mir ging, bückte sich, brach eine federartige Blüthe des Grases ab und hielt sie mir hin.

„Sehen Sie doch dieses feine Kunstwerk unseres Schöpfers an, liebe Schwester", sagte sie; „ist es eigentlich auszudenken, dass seine Hand, die das Weltall erhält, all diese einzelnen zarten Halme gebildet hat, jedes Blatt wunderbar formt und färbt und ausserdem das Leben jedes noch so kleinen Thieres mit Liebe bewacht? Muss man sich nicht geborgen fühlen in eines solchen Vaters Händen?"

Ich nahm sinnend den Grashalm aus der Hand der Schwester und blickte schweigend über die Wiese hin.

Diese Bemerkung in ihrer trivialen Selbstverständlichkeit ist so ausserordentlich charakteristisch für ein Diakonissin.

Man kann sich doch an der Natur nur im Ganzen erfreuen und erquicken, man kann sie mit seinen Gedanken beleben, wenn man welche hat, oder man kann ihren Einfluss ablehnen, wenn man ihn nicht versteht.

Eine Diakonissin aber wird von dem allen nichts thun. Sie sucht sich aus der Fülle eine Kleinigkeit, ein Nichts und knüpft daran einen kleinen löblichen Gedanken. Möchten doch die hiesigen Gefährtinnen derartige Betrachtungen für sich behalten! —

* * *

„Ich lebe und ihr sollt auch leben!" Eingerahmt hängt dieser Spruch an der Wand meines Zimmers. — Ich lebe hier. — Stundenlang habe ich heute meine neuen Klavierstücke geübt, habe alte und neue Lieder gesungen.

Schwester Marie, die geneigt war, mich für ein still beschränktes Wesen zu halten, weil ich auf ihre gestrige tiefsinnige Beredsamkeit nichts zu antworten wusste, fängt an, mich wieder zu achten.

Ich merke, dass Schwester Marie hier von allen Hausgenossen für besonders gebildet und klug gehalten wird.

Digitized by Google

Was mich anbelangt, so erkennt man gern an, dass ich eine hübsche Singstimme besitze und auch ganz nett Klavier spiele. Im Uebrigen wird ja niemand daran zweifeln, dass ich eine tüchtige Pflegerin bin, aber von meiner Unterhaltungsgabe und Intelligenz hält man nicht viel.

Desto besser, man belästigt mich infolgedessen nicht, und ich kann doch auch einmal leben, wie ich nach meinem innersten Wesen leben muss. Ich singe, träume, schreibe — — — — —

Ich lebe und Ihr sollt auch leben! Ja das ist schön.

* * *

Es ist für meine Bedürfnisse zu viel Licht in der Natur. Ich bin gewohnt, in geschlossenen Räumen zu leben, das Licht stört mich.

Ich stehe auf einer Anhöhe und sehe eine Reihe Häuser vor mir liegen. Kleine, dumpfe Kasten, von Fensterreihen nothdürftig erhellt. Wenn man so draussen steht, hat man das Gefühl, wie dunkel, wie eng, wie bedrückt muss es in diesen steinernen Behältern sein! Die können doch höchstens als Zufluchtsstätten bei Unwetter dienen.

Aber als Schwester kommt man aus den Häusermauern niemals heraus. Mich ergreift ein Unbehagen im Freien, wie es vielleicht den Vogel überkommen mag, der im Käfig geboren ist, im Käfig gelebt hat, und den man dann plötzlich fliegen lässt.

Ich weiss nicht, was ich mit der Natur anfangen soll. Die Luft, die meine Lunge zu athmen gewöhnt ist, riecht nach Karbol, nach Jodoform. Hier fehlt das alles.

Die Natur enthüllt mir das Geheimniss ihrer Reize nicht. Ich stehe mitten im Wald, elementares Leben umgiebt mich — aber ich, ich kann's nicht begreifen. —

* * *

Ich lese den Bericht eines Missionars, der unter den Heiden arbeitet.

Die Bekehrung der Heiden interessiert mich sehr wenig. Die ganzen Schilderungen dieser Colonie, in der die Schwarzen arbeiten, um die Bedürfnisse der Civilisation zu befriedigen und kennen zu lernen, sind mir sehr gleichgültig.

Aber die Schilderungen der Tropennatur!

Alles ist gross, Himmel, Meer, Vegetation und Fauna. Die Farbenpracht wirkt in dieser Beschreibung fast überladen. Durch alle Bewunderung der grossartigen Scenerie klingt aber die Sehnsucht des Verfassers hindurch nach dem herben Reiz des deutschen Waldes.

Ob ich diesen Reiz des Waldes entdecken werde, ehe mein Ferienurlaub zu Ende geht? —

Ganz früh, ehe die Sonne aufgeht, habe ich mein Zimmer verlassen. Ein graues, discretes Licht ruht über dieser Wiese, deren grelle Tagesbeleuchtung noch immer meine Augen stechend, fast feindlich berührt.

Zwischen den Bäumen am Wiesenrande hängen weisse Nebelfetzen, schleierartig geheimnissvoll.

Feucht und kühl schlägt mir die Morgenluft entgegen, so dass ich mich fröstelnd in ein warmes Tuch hülle.

Zwölf Grad Wärme, aber ich bin fünfzehn gewohnt. Was ich doch für ein weichliches Stubengeschöpf bin! —

Die nassen Buchsbaumbüsche, die die kleinen Beete im Hausgärtchen einfassen, schlagen an mein langes, schwarzes Schwesternkleid. Der Kies der Wege hebt sich grellgelb von diesen grünen Einfassungen ab. Diesen Farbencontrast von gelb und grün haben die Menschen künstlich in die Natur hinein gebracht.

Das sieht sehr ordentlich aus, allen Schwestern gefällt es, aber in dieser intimen, stillen Beleuchtung der Morgendämmerung sehe ich ganz genau, dass es hässlich ist.

Digitized by Google

Der dunkle Waldweg, der nicht so aufdringlich gelb scheint, berührt das Auge angenehmer. Er lockt mich fast, in den Wald einzutreten, um ohne das störende, ungewohnte Sonnenlicht die Natur erst überhaupt einmal näher anzusehen.

Ein Moosrosenbusch hängt über den Gartenweg. Rittersporn und Feuerlilien blühen daneben.

„Wir haben nur ganz altmodische Blumen," hat dieHausmutter gesagt.

Es giebt also auch moderne und unmoderne Blumen! Ich breche mir eine der Moosrosen ab. Sie ist halb geöffnet. Weich legt sich der grüne moosige Kelch um die kräftig gefärbte rosa Blüthe. Sie riecht fast gar nicht. Das gefällt mir an ihr. All diese schwülen, schweren Düfte der anderen Blumen erinnern mich an Totenkränze.

Hyazinthen, Gardenien, Maiblumen mit stark riechenden Lorbeerblättern und gelben Rosen zusammengestellt, das ist das Material der Kränze, die bei uns abgegeben werden, wenn jemand auf der Bahre in unserer Kapelle liegt. Das sind moderne Blumen, Grabesblüthen. Ihr Duft erfüllt mit dem Geruch von Wachskerzen zusammen stets unsere Leichenhalle. —

Hier diese Moosrose mit ihrer frischen Farbe fast ohne Duft, die sah ich nie in Totenkränzen, und ich, ich sehe ja doch selten andere Blumen, als solche.

Wie gelblich zart meine Hand ist, die diese lebende Blume hält, fast so weiss, wie mein junges, müdes Gesicht! Ich bin doch wohl ein wenig überarbeitet!

Die kleine, eiserne Gartenpforte fällt hinter mir zu. Sie ist grellroth angestrichen.

Ich gehe langsam den Wiesenweg entlang dem Walde zu.

Das Meer von Gräsern um mich her liegt ruhig, gebeugt unter dem nächtlichen Thau. Ein junger Mann, dessen Oberkörper nur ein blaues Hemd verhüllt, steht an einer Ecke der grossen Fläche. Er schwingt ein Sense und mäht das Gras.

Wie er mich kommen sieht, rückt er an seinem Hut und grüsst mich höflich.

„Guten Morgen, fromme Schwester."

Ich nicke ihm zu und will weiter gehen, aber ich merke, dass er mir folgt.

So bleibe ich stehen und sehe ihn an.

„Nehmen Sie's man nicht übel, Schwester," beginnt er verlegen, „aber Sie sind doch nun mal so früh aufgestanden. Meine Mutter ist so krank, sie kann gar nicht schlafen, möchten Sie nicht mal nach ihr sehen?"

Ich lasse mir die Adresse geben und verspreche zu kommen. „Dank auch schön, Schwester."

Der Jüngling kehrt an seine Arbeit zurück. Reihenweise sinken die Gräser vor ihm nieder.

Offenbar denkt er, der mit der Natur zu leben gewohnt ist, sich gar nichts dabei. Wenn aber Schwester Marie etwas bei diesem Anblick empfinden sollte, so beweist sie höchstens damit, dass die Natur ihr fremd ist — fremd wie mir. —

Ich gehe weiter. Die Stämme des Hochwaldes stehen um mich her. Hoch, hoch über mir vereinigen sich die Wipfel der Bäume.

Es ist noch beinahe Nacht unter ihrem Schatten. Eine Ahnung davon, dass der Wald die Sonne braucht, geht mir auf.

Wie soll das Moos zu meinen Füssen leben, wie sollen die zarten Waldblumen erblühen in dieser Nacht?

Wenn doch die Sonne käme!

Eine leise Vogelstimme regt sich irgendwo — — — ich sehe den Vogel nicht — aber es liegt Musik in diesem Gruss, den die Natur dem Tage entgegenbringt.

Musik — für mich bedeutet das Leben.

Wieder eine Vogelstimme. Nicht mehr so fern, näher, bestimmter, zuversichtlicher.

Digitized by Google

Es muss Tag werden, das Licht wird kommen, es kommt, singt der Vogel.

Er denkt ganz gewiss daran, an das Licht, an das wärmende, strahlende — ob er auch an den Schöpfer denkt? — —

Eine kleine Glockenblume zittert vor meinen Füssen. Ich nehme sie auf und lege sie zu der Rose in meiner Hand.

Wie ein Hauch ist der Blüthenkelch. Zart, feucht, kühl, und diese vollendete Farbe! Ein helles leichtes Lila, ein grauer Stiel, trübweisse Staubgefässe, eine so innige Verschmelzung der verschwiegensten Farben. Dabei von vollendeter Harmonie. Und kein aufdringlicher Duft, der an die Extracte des Parfümeurs erinnert, oder an Totenkränze!

Die kleine lila Blume schmiegt sich scheu und graziös an die zarte Moosrose in meiner Hand.

Ich habe einen Thymianstengel mit ausgerissen.

Ein dunkles rosa Sternchen in einer graubraunen Fülle von kleinen, spitzen Blättern. Unscheinbar, duftig, aber anmuthig. Ich füge den Thymian zu meinen anderen Blüthen und gehe weiter.

Licht! Licht! schluchzt der Vogel. Andere Vögel antworten. Das Leben erwacht im Walde.

Aber das Licht wird heute nicht erwachen. Schwer tropft der Nachthau von den Bäumen.

Die Thränen der Menschen sind heiss, die Thränen des Waldes dagegen sind eisig kalt, rein, klar, durchsichtig. Es wird nicht Tag werden heute, die Sonne wird sich nicht zeigen.

Die hohen Baumkronen theilen sich auseinander, ich sehe den Himmel, der mit einem kränklichen Hellblau herniederscheint.

Graue Wolken, in der Mitte dunkler als an den Rändern, jagen an dem hellen Himmel dahin. Ein rosa Schein kämpft irgendwo in der Ferne mit weissen Wasserdämpfen. Das Spiegelbild des aufsteigenden Regentages strahlt aus jeder Wolke herab.

Ein Schauern geht durch den erwachenden Wald.

Da ist ein Binsenhalm, schlank, dunkelgrün, glatt und rund. An der Spitze trägt er ein schwärzliches Blüthenbüschel. Ein Käfer kriecht aus dem Grase heraus. Ob ihn die schwarze Blume lockt?

Er umklammert den schwankenden Halm und klettert daran in die Höhe. Das geht so bis zur Mitte. Dann neigt sich die Binse unter der Last, und der Käfer kollert ins Moos.

Tapfer fängt er wieder an zu klettern.

Ungefähr an derselben Stelle, wie zuerst, fällt er wieder herunter.

Die schwarze Blume schnellt wieder empor.

Ob das eine Art Dämon sein mag für das arme Insect? Unerreichbar, süss, dunkel, geheimnissvoll. —

Der Morgenwind schüttelt die Bäume. Die schlanken Birken lassen die Thautropfen aus ihren hängenden Zweigen fallen.

Ein architectonisches Meisterwerk ist jeder dieser Bäume. Schlank und frei strebt der helle Stamm nach oben. Die Krone setzt an. Tausend zarte, schwache Triebe tragen die zitternden, hellen, kleinen Blätter, aber die Kraft des Baumes reicht nicht zu diesen Trieben heran.

Sie hängen haltlos herab, ein liebliches Spielzeug der tändelnden Winde. Wie steif und selbstbewusst stehen dahinter die Tannen! wie fromme Schwestern, wie Schwester Hedwig, Schwester Klara, Schwester Marie. —

Der Wald fängt an, sich meinen Empfindungen anzupassen. Ich werde ihn verstehen lernen, wenn ihn nicht dieses heisse, wehe Sonnenlicht durchbrennt. Nein die Sonne — dafür fehlt mir noch das Verständniss. Ich liebe das Sonnenlicht nicht.

Leise und gleichförmig rauscht der Sommerregen herab.

Wohl ist's Tag geworden im Walde, aber ein Regentag, grau und trüb. Anheimelnd für eine Diakonissin!

Digitized by Google

Ich hebe den Saum meines klösterlichen Kleides auf, weil der Lehmboden des Waldes feucht und klebrig an allem hängt, was ihn berührt.

Von einem Eichenzweige rinnt eine ganze Traufe gesammelten Regens herab. Das Wasser trifft einen Walderdbeerstrauch.

Die kräftigen grünen Blätter schlagen auf und ab. Die Blüthen bleiben rein, trotz des umherspritzenden Lehms, der die Blätter hie und da trifft. Die Früchte locken dunkelroth, würzig duftend über den nassen Blättern empor.

An einer von den Erdbeeren nascht eine Schnecke.

Ich sammle einige der Früchte, um sie zu essen.

In meinem Leben hab' ich noch keine selbst gebrochene Frucht verzehrt.

Dabei erinnere ich mich, dass ich noch kein Frühstück genossen habe. Es wird auch bald Zeit sein zur Morgenandacht.

So gehe ich schnell den nassen, dämmernden Waldweg zurück. Die Dornen der Sträucher hängen sich an meine Kleider.

Ich reisse mich los, ich fühle wieder, dass ich doch eigentlich hier nur eine Fremde bin.

Die grellrothe Gartenthür fällt hinter mir ins Schloss. Ich sehe noch mit einem raschen Blick, dass der junge Schnitter, den ich vorhin sprach, bald einen Morgen Gras abgemäht hat.

„Herrgott, Schwester Minna, wie kann man bei dem Wetter im Walde herumlaufen!" Damit begrüsst mich die Hausfrau.

Schwester Marie bringt mir heisse Milch, damit der verregnete Spaziergang mir nicht etwa eine Halsentzündung, oder doch wenigstens Heiserkeit einbringt.

Nein so in den Regen zu gerathen! Das ganze Haus ist entsetzt.

In meinem Zimmer wechsle ich die nassen Kleider. Mein Blick fällt auf den Spruch an der Wand: Ich lebe und ihr sollt auch leben! —

* * *

Das Mähen der Sense rauscht zu mir herüber. Der Ton ist stärker wie der leise sickernde Regen.

Das blaue Hemd des jungen Arbeiters ist vollständig durchnässt. Es klebt fest an dem jugendlich straffen, männlichen Körper. Ich sehe das Spiel der arbeitenden Muskeln uud freue mich daran.

Der Mann ist gesund, durch und durch gesund. Es giebt keinen grösseren Genuss für Kliniker und Pflegerinnen, als solch ein Anblick von Jugendkraft, Mannheit, Gesundheit!

In meinen Augen ist dieser einfache Schnitter schön wie Apoll. Ich glaube übrigens, er ist wirklich schön, sonst würde ich mich nicht so an ihm freuen. Wie leicht ihm die schwere Arbeit von der Hand geht!

Jetzt richtet er sich auf, schüttelt den Regen von dem breiten Rande seines Hutes und arbeitet weiter. Sicherlich hat er keinen trockenen Faden am Leibe. Warum denkt die Hausfrau und keine der Schwestern daran, dass in diesem Regen der Mann sich erkälten könnte? Bei mir fürchtet man das doch!

Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass dieses kraftvolle Naturkind jemals elend und schwach auf meiner Männerstation eingeliefert werden könnte.

Gott sei Dank, neben all dem grauen Elend des täglichen Hospitallebens scheint es doch auch noch kerngesunde, lebensfrohe Menchenkinder zu geben. Dieses Blühen der Gesundheit muss wohl mit dem Blühen der Erde zusammenhängen.

* * *

Bei Tische habe ich den Schwestern von der Aufforderung Kenntniss gegeben, die der junge Mann heute früh an mich gerichtet hat, in dem kleinen, uns nahe gelegenen Badeorte seine kranke Mutter zu besuchen.

Schwester Marie ist Gemeindeschwester, freilich in einer grösseren Stadt, sie kennt also die ländlichen Verhältnisse auch nur wenig. Aber sie ist be-

Digitized by Google

reit, diesen Krankenbesuch mit mir zusammen zu machen, weil ich keine Erfahrung in ambulanter Pflege besitze.

Die Schwester erbietet sich sogar allein zu gehen, weil ich, wie sie glaubt, die Erholung recht nöthig habe, aber ich fühle mich durch mein Versprechen gebunden.

So warten wir eine Pause in dem unablässig strömenden Landregen ab und machen uns dann auf den Weg.

Unterwegs erzählt mir Schwester Marie von ihren Erfahrungen als Gemeinde-Diakonissin.

Diese Schwestern, die der inneren Mission nahe stehen, üben die Krankenpflege in den Häusern der Armen selbst aus. Gleichzeitig versehen sie die von ihnen verpflegten, oder sonstige Gemeinde-Armen mit Unterstützungen aus ihnen zur Verfügung gestellten Fonds. Sie sind gewissermassen officielle Verwalterinnen von Armenkassen und anderen Unterstützungseinrichtungen.

Natürlich sind sie dafür verantwortlich, dass „Würdige Arme" die zu edlen Zwecken gesammelten Gelder erhalten. Sie müssen beständig befürchten, hintergangen und unberechtigt ausgebeutet zu werden. Die Folge davon ist ein häufig schroff hervortretendes Misstrauen als Grundzug ihres Wesens. Ist das überwunden und hat eine Gemeindeschwester die Überzeugung gewonnen, dass man sie nicht durch heuchlerisch zur Schau getragene Frömmigkeit hintergeht, so zeigt sich bei ihr oft eine Aufopferungsfähigkeit und ein Edelsinn, der wahrhaft massgebend für fromme Schwestern genannt werden darf.

Die gröbste Hausarbeit verrichtet die Gemeindeschwester, ohne ein Wort darüber zu verlieren, wenn sie eine kranke Frau vorfindet, der es auf ihrem Lager keine Ruhe lassen will, dass ihre Kinder, ihre Wäsche, ihre Wirthschaft, ihr Vieh zu Grunde gehen, weil sie ihren gewöhnlichen Pflichten nicht nachkommen kann. Die Schwester übernimmt dann einfach die Pflichten der Kranken.

An anderen Orten bringt sie gebeugten Seelen die Tröstungen des Glaubens, richtet zweifelnde Gemüther mit Geduld und Liebe wieder auf.

Eine echte, rechte Gemeindeschwester scheut sich nicht, für die Armen zu betteln.

Wenn sie in eine Wohnung kommt, wo es an Wäsche, an Betten, an Hausrath und Lebensmitteln fehlt, so geht sie zu Leuten, die von diesen Dingen reichlich besitzen und bittet, dass man den Darbenden gebe.

So kann sie wohl vermitteln zwischen den socialen Contrasten von Arm und Reich, kann Liebe säen und Segen ernten. Gleichzeitig aber wird sie auch oft schaudernd erkennen, wie viel Missbrauch mit öffentlichem Wohlthun und menschlicher Güte getrieben wird.

Eine Schwester von meinem Alter würde kaum im Stande sein, einen so verantwortungsschweren Posten einer ganzen Gemeinde gegenüber auszufüllen. Aber wenn ich einmal genug Menschenkenntniss besitzen werde, um Wahrheit und Lüge zu unterscheiden, so kann ich mir kaum etwas wünschenswertheres denken, als ein Amt als Gemeindeschwester zu erhalten.

Eben kommt die Hausmutter zu mir und bittet mich, zur Abendandacht einen Liedervers zu singen.

Ich hatte gar nicht die Absicht, zur Andacht zu kommen, nun kann ich diese Bitte nicht gut zurückweisen, schon um Schwester Mariens willen, die mich heute durch ihre Begleitung verpflichtet hat. Ich suche meine Noten heraus und schliesse meine Schreibmappe zu. —

* * *

Der Landregen dauert still und eintönig fort. Die Moosrosen und Feuerlilien aber blühen auch unter diesem grauen Schleier lustig weiter. Die fünf feiernden Schwestern, die ausser mir hier sind, haben sich einige Pfund Garn kommen lassen und beabsichtigen, dem Ferienheim zum Andenken ein paar Bettdecken zu häkeln.

Ich werde aufgefordert, mich daran zu betheiligen.

Digitized by Google

Ich fühle, wie ich roth und blass werde; ich mag nicht häkeln — kann ich das so rund heraussagen? Soll ich vorschützen, dass ich mich zu angegriffen fühle? — Aber man weiss, dass ich gesund bin.

Schliesslich sagte ich, ich würde dem Stift eine andere Arbeit schenken. So brauche ich wenigstens nicht Stunden und Stunden zwischen den Anderen zu sitzen und ihre Gespräche zu hören und dabei Masche an Masche zu reihen.

Ich kann ein Fremdenbuch mit gemalten Initialen stiften, das ist auch eine hübsche Gabe. Jede Seite des kalenderartig eingerichteten Buches schmücke ich mit einem Spruch.

Ich bin schon dabei, die Zeichnungen dazu zu entwerfen; Moosrosen, Thymian, ein paar zarte Glockenblumen und einige Ranken aus dem Walde sind meine Vorlagen. Die Anderen sitzen und häkeln, jede ein Quadrat.

Sie haben ausgerechnet, dass jede zweihundert ganz gleiche Quadrate anfertigen muss, wenn die Decken fertig werden sollen. Zu diesem Zwecke wünschen sie sich noch eine Reihe von Regentagen.

Mir kommts manchmal vor, als hätten viele Diakonissen überhaupt verlernt, zu leben. Oder ist das vielleicht leben, wenn man seine freie Zeit benutzt, um baumwollene Decken zu häkeln, die jede Maschine viel schöner und billiger herstellt? —

* * *

Heute war ich allein bei der kranken Frau Grauborn, zu der ich vor ein paar Tagen in Begleitung von Schwester Marie ging.

Die Leute bezahlen einen Arzt. Meine Gefährtin ist nicht wieder hingegangen, weil man da eigentlich nichts zu thun findet.

Ich habe das Gefühl, dass die fromme Bäuerin sich freut, wenn die kirchlich gekleidete Diakonissin an ihr Krankenbett tritt. Die fromme Schwester an sich ist diesen guten, gläubigen Menschen eine angenehme Erscheinung.

Nun liegt mir nichts ferner, als etwa an einem solchen Krankenlager etwas wie Seelsorger spielen zu wollen, aber ich gehe gern zu Grauborns, weil ich da ein vollkommen harmonisches Familienleben sehe.

Das ist eine rein menschliche Sache, und mir ist's absolut fremd. Ich habe nie irgend eine Art von Familienleben kennen gelernt.

Ab und zu, wenn Eltern ihr schwachsinniges Kind, das mein Zögling war, flüchtig besuchten, hab ich's herüberschimmern sehn, wie einen fernen Reflex.

Freundlich aber war die Vorstellung nicht, die ich auf diese Weise vom Familienleben gewann.

Nun lerne ich etwas ganz anderes kennen. Grauborns sind Landleute, die durch Gemüsebau und Milchwirthschaft so viel verdienen, dass sie den Ortsarmen häufig Gutes thun können. Der Vater besorgt mit zwei Söhnen und einem Knechte Acker und Vieh. Die Tochter arbeitet mit einer Magd im Hause und pflegt die kranke Mutter.

Drei schulpflichtige Kinder, um deren Erziehung sich kein Mensch bekümmert, umgeben gleichfalls mit kleinen, kindlichen Aufmerksamkeiten die Kranke. Nie hört man im Hause ein lautes Wort, nie sieht man einen Gegenstand, der nicht einfach, sauber und in gutem Zustande ist.

Die kranke Mutter wird — man könnte fast das alte Bild hier gebrauchen — auf Händen getragen.

Die Frau leidet an Herzwassersucht. Es ist ihr qualvoll, liegen zu müssen; sie hat Beängstigungen und Athemnoth. Das Aufstehen verbieten die geschwollenen Glieder.

So hat sie wohl viel zu leiden, besonders in der Nacht; trotzdem klagt sie nicht, um ihre Familie nicht zu betrüben.

Es sitzen Nachbarinnen genug um das Bett herum, manche bringen kleine Kinder mit. Alle haben wohl den guten Willen, die Kranke zu erheitern und zu trösten.

Digitized by Google

Sie ist freundlich und dankbar gegen jeden, der kommt. Aber wenn von den „lieben frommen Schwestern“ sie eine besucht, so ist ihr das ein Fest.

Sie hat mir das wiederholt gesagt, und ich verstehe jetzt, weshalb der Sohn mich um diese Besuche bat, als er unsere Wiese mähte.

Ich habe meinen Kranken in der Anstalt nie vorgelesen. Aber als diese Frau mich bat, nahm ich ein altes Predigtbuch, das ich in einem Wandschranke fand und las ihr vor.

Die Schulkinder liessen ihre Arbeiten ruhen und hörten zu. Die Tochter holte sich ihr Gemüse, das sie zum Markte putzen wollte und setzte sich still in eine Ecke damit. Ab und zu sah einer der Männer ins Zimmer und ging vorsichtig leise wieder hinaus.

Die Leute waren so dankbar, und doch habe ich das Gefühl, dass ich so wenig für sie thue.

Die Regentage sind vorüber. Da ich jeden Tag ins Freie gehe, habe ich fast etwas wie Sehnsucht darnach empfunden, diese nassen Bäume wieder einmal trocken, diese herabgezogenen Pflanzen sich wieder aufrichten zu sehen. Die Rosen blätterten ab, ehe sie ganz erblüht waren. — Die baumwollenen gehäkelten Quadrate haben sich unheimsich vermehrt. Wo man hinsieht, liegen sie auf Tischen und Stühlen.

Eine wenig malerische Decoration!

„Nun wird's heiss,“ sagt unsere Hausfrau.

Es ist in jedem Jahre eine Zeit lang heiss, aber ich habe niemals darauf geachtet. In unseren grossen, luftigen Sälen merkt man es auch kaum.

Vorläufig spiegelt sich die Sonne noch in tausenden von Wassertropfen. Alle Pflanzen athmen eine herbe, frische Kühle aus. Am hellen Himmel jagen weissgraue, zerrissene Wolkenfetzen. Ab und zu rieselt noch ein Regenschauer herab.

Frau Grauborn wird unter der Hitze sehr leiden. Ich muss sorgen, dass Luftkissen, kühle Getränke und dergleichen kleine Erleichterungen rechtzeitig angeschaft werden. Der Arzt kommt selten hin, da der Fall ziemlich hoffnungslos ist.

* * *

Am 5. Juli.

Eine liebliche Ueberraschung brachte mir heute der junge Morgen.

Die weissen Lilien im Garten sind erblüht. Sie haben etwas Feierliches, jungfräulich Reines, diese stillen hohen Stengel mit den grossen, klaren Blumenkronen.

Wie Wachskerzen in einer Kapelle, wie Altarblumen stehen sie vor mir. Aber die Lilien blühen nur an einem sehr heissen Tage zum ersten Mal auf.

Flimmernd brütet wieder die Sonne über der breiten Wiese vor unserer Thür. Die ganze Fläche ist abgemäht, aber der Regen der letzten Zeit hat schon wieder frisches Grün aus den Graswurzeln herausgelockt, so dass wir nicht den Anblick eines Stoppelfeldes haben.

Die gemeinsame Mittagsmahlzeit ist vorüber, und die meisten Schwestern haben sich zurückgezogen, um etwas zu ruhen, zu lesen, vielleicht auch zu — häkeln.

Ich habe, seit ich die Natur etwas näher kennen gelernt, den Wald noch nicht wieder im Sonnenschein gesehen.

So gehe ich jetzt über den Wiesenweg in ängstlicher, beinah scheuer, fremder Erwartung.

Wie ein Jubellied der Schöpfung klingen mir die Vogelstimmen entgegen. Weiter im Walde wird es stiller, als wenn die Vögel sich mehr am Rande aufhielten. Vielleicht lockt sie die Nähe der grossen Wiesen, wo sie zahllose Insecten finden.

Die Luft ist sehr warm unter den hohen Bäumen, fast schwül bedrückend. Der ganze Boden mit all seinem reichen Pflanzenleben strömt eine feuchte, duftige Wärme aus.

Digitized by Google

Dieser Erdgeruch, dieser schwere Athem der Farren und Moose, der herbe Hauch vom Harze der Tannen, das alles zusammen bildet den Duft des Waldes, den intimsten seiner Reize. Ich athme tief und sehnsuchtsvoll auf. Nun wird mir's klar, die belebte Natur — die Schönheit des Sommers.

Wie ein Geheimniss enthüllt sich's langsam, langsam vor meinen Blicken. Als ich fremd in dieses Leben der Erde hinaustrat, als ich nichts kannte wie Menschenleben, Menschenleid, da blieb mir die Schönheit der Natur wie ein verschlossenes Buch.

Das Gefühl des Fremdseins dem freien Leben gegenüber verhinderte den Genuss, den heute mein Körper und meine Seele empfindet.

Meine Seele? — —

Eigentlich weiss ich das doch nicht genau. Diese weiche, feuchte Wärme hier im Walde berührt mich angenehm, der Duft befreit meine Brust von dem Druck, den die Stubenluft allmählich darauf gelegt hat. Aber dieses Wohlbefinden ist körperlich. —

Das Blätterdach dämpft die Sonnenstrahlen. Jedes einzelne Blatt lässt trotzdem das Licht durch. So entstehen grüne Schatten, heller hier, tiefer, dunkler an anderen Stellen. Dazwischen giebt es Lücken in den Wipfeln, und breite, goldene Strahlen dringen tief in das dämmernde Buschwerk hinein. Einzelne verlorene helle Lichter huschen umher. Es ist, als ob das Licht selbst lebte und in Bewegung sei.

Da ist eine grüne, kleine Lichtung, von Bäumen umstanden. Ich setze mich an den Wegrand und lehne den Rücken gegen den grauen Stamm einer Buche.

Die kleine Waldlichtung liegt vor mir, von Licht überfluthet, von Blumen durchblüht, Wärme ausstrahlend, lebend, lebend! Summend schwirren Insecten über die Gräser und Büsche hin, rothe Brombeeren leuchten zwischen stachligen Ranken hervor. Oben, hoch oben rauschen die Kronen der Bäume. Wie traumverloren dringen einzelne Vogelstimmen zu mir herüber.

Eine kleine Eidechse kommt unter den Farren hervor, sieht um sich her, sonnt sich, verschwindet lautlos im Grase.

Ein glänzender Käfer sitzt träge auf dem Kelche einer blauen Scabiose. Mehrere Falter gaukeln über einem Strauch wilder Rosen. Und all dieses Leben erhält und verklärt die Sonne mit ihrer leuchtenden Wärme.

Wie konnte mich nur jemals die Sonne stören? Ich fürchte, ich fürchte, ich werde ein Heimweh nach Sommersonnenschein mit mir nehmen in mein Hospital.

Auf dem schwarzen Kleide liegen meine verschlungenen Hände und zwischen diesen schmalen Händen ruht ein schwerer Lilienstengel, rein, weiss, aber traurig.

Eine Kirchenblume.

* * *

Mein Urlaub ist abgelaufen. Man hatte mir eigentlich vier Wochen bewilligt, aber es sind mir nun ein paar Tage abgezogen, weil man mich dringend braucht. Auf meiner Station sind ein paar neue, sehr schwere Fälle.

Schwester Dora mit ihren beiden Johanniterinnen, die mich vertreten sollen, wird nicht fertig.

Namentlich fehlt es an Nachtwachen. Die Frauen, die dazu gemiethet sind, sind keine ausgebildeten Pflegerinnen. Es fehlt an nichts so, wie an tüchtigen Diakonissen.

Schliesslich wäre eine eingehende Begründung ihres Befehls nicht nöthig gewesen.

Die Oberin ruft mich auf meinen Posten zurück, und selbstverständlich habe ich hinzugehen.

Einmal habe ich mich noch ausgesungen, heute Abend. Gott weiss, wann ich dazu mal wieder gelange. Dann bin ich zum letzten Mal in den Vorgarten getreten, um Abschied zu nehmen von der Moosrose und von den

Digitized by Google

Lilien. Glänzend scheinen die Sterne vom dunkelblauen Nachthimmel herab. Die Lilien strahlen im Sternenschimmer fast noch reiner und weisser wie am Tage. Sie leuchten förmlich.

Ein frischer Nachthauch weht vom Walde herüber. Auf der grossen Wiese zirpen die Grillen.

Mein kleiner Koffer ist gepackt.

Morgen in aller Frühe habe ich abzureisen.

VI.

Am 10. Juli.

Ich bin wieder auf meiner Station. Schwester Dora hat mich mit Jubel begrüsst. Sie sieht überarbeitet aus. Ich werde Nachts in nächster Zeit oft für sie eintreten müssen.

Wir haben eine ganze Menge Typhuskranke auf der Station, da muss man immer zur Hand sein. Auch von unseren alten Patienten habe ich noch einige wieder vorgefunden.

In unserem Zimmer stand, als ich ankam, ein Lilienstrauss in einer schlanken Vase. Also auch hier giebt es Lilien. —

Ich wollte meiner Stubengefährtin dafür danken, aber Schwester Dora lehnte den Dank kurz ab.

Sie scheint zu glauben, dass ich Doctor Klaus zu derartigen Aufmerksamkeiten ermuthige. Das brachte mich gegen ihn auf, so dass ich ihn sehr kalt begrüsste und seine mir gebotene Hand absichtlich übersehen habe.

Wie ein Licht erlosch die Freude, die mir aus seinen Augen entgegengeleuchtet hatte, als ich ankam. Erst als sein Gesicht traurig wurde, sah ich, wie er sich in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit verändert hat.

Es liegt etwas schmerzlich Müdes in dem früher so fröhlichen Antlitz. Er ist bleich und mager geworden und schweigsam, während er früher viel sprach.

Fragen des Professors, ob er sich krank fühle, verneint er energisch. So ist es also der Kummer darüber, dass ich seinen Antrag abgelehnt habe.

Ich empfinde diese Gewissheit wie eine Beleidigung. Wie kommt dieser Mann dazu, mir auf sein Leben einen Einfluss zuzutheilen? Ich will mit keinem Manne zu thun haben.

Schon die Gedanken, die sich liebend und begehrend mit dem Weibe beschäftigen, sind in meinen Augen eine Verletzung der Keuschheit. Ich fühle mich erniedrigt, wenn ich mir die Möglichkeit vorstelle, dass überhaupt ein sinnlicher Wunsch durch mich erregt werden könnte. Wie ein körperliches Unbehagen empfinde ich den unreinen Gedanken des Mannes, der sich nach meiner Liebe sehnt. Ich bin keusch — ich will nicht lernen, zu lieben.

* * *

Doctor Klaus geht mit einer wahren Jammermiene umher. Na — abgesehen von meiner Person, was mag sich ein Mann überhaupt dabei denken, eine Schwester heirathen zu wollen?

Wie sollen wir aus dem Anstaltsleben heraus uns an ein Familienleben gewöhnen können? Für uns bedeutet jeder Stundenschlag eine Pflicht. Wie könnten wir wohl unsere Zeit jemals mit Besuchen, Spaziergängen, zwecklosen Vergnügungen, oder gar mit Toilettensorgen zu vertändeln lernen?

Frauenleben — unwillkürlich sehen wir ein bischen darauf herab. Und wir — sind wir denn überhaupt Frauen?

Haben wir nicht gelernt, in gewissen Dingen alle sogenannte Scheu abzulegen?

Digitized by Google

Würde man uns nicht unweiblich nennen da draussen in der Welt, wo die Frauen wenigstens nicht das Recht besitzen, eine jede Sache bei dem Namen zu nennen, der ihr zukommt?

Aber wir können heirathen — wir sind auf keinen Fall Nonnen. Es muss doch irgend einen Punkt geben, der uns an diesen Umstand erinnert. Es kommt ja auch zuweilen vor, dass eine Diakonissin heirathet. Für mich erscheint es mir einfach undenkbar.

* * *

Im November.

Es ist fast Winter geworden. Die Typhus-Epidemie ist erloschen. Wir haben augenblicklich eine gute, ruhige Zeit. Die Stationen sind nicht überfüllt. Das kann jeden Tag wieder anders werden, uns Allen aber — besonders Schwester Dora ist diese vorübergehende Erholung von grossem Nutzen.

Gestern hatten wir auch Besuch und wurden deshalb in das Sprechzimmer der Oberin gerufen. Genau genommen galt der Besuch wohl in erster Linie mir. Schwester Agathe, mit der ich im Mutterhause zusammen war, ist aus Ostafrika zurückgekehrt und hat uns heute begrüsst. Sie ist jetzt nicht mehr Schwester, sie hat geheirathet.

Vor drei Jahren wollte man mich auf die Missionsstation schicken. Ich fühlte mich nicht eifrig genug im Glauben, um unter den Heiden zu wirken.

Es mag auch sein, dass die Ziele der äusseren Mission mir an und für sich zu wenig Interesse einflössten. — Jedenfalls zog ich es damals vor, Lehrerin bei den Schwachsinnigen zu bleiben und Schwester Agathe in die Ferne ziehen zu lassen.

Freilich wenn man die Sache so einfach auffasst — da hätte ich am Ende auch Missionsschwester werden können.

Schwester Agathe ist als Krankenpflegerin zu den Kranken gegangen, die von Europäern ärztlich behandelt wurden. Dann hat sie Handarbeitsunterricht an der Missionsschule ertheilt und für die Missionare gekocht.

Ihre Seele hat nicht daran gedacht, irgend einen Heiden dem Evangelium zu gewinnen. Nur vom praktischen Standpunkt aus hat sie ihre Aufgabe betrachtet.

Die Missionare scheinen diese Auffassung der frommen Schwester in jeder Weise gebilligt zu haben, denn einer der Laien-Brüder entschloss sich nach sehr kurzer Zeit, die Diakonissin zu heirathen.

Als seine Frau setzte Schwester Agathe ihre Missionsthätigkeit genau in derselben Weise fort, wie vorher. Sie sass nun heute bei uns und versicherte wiederholt, dass es „da draussen“ ganz unmöglich sei, ohne den äusseren Halt eines Mannes seine weibliche Würde und seine Stellung zu wahren.

Sie begründete diese Behauptung sehr überzeugend und praktisch einfach. —

Ich konnte nicht umhin zu sagen, dass ich trotz der Annehmlichkeit eines männlichen Beschützers doch nicht ohne grosse Herzensneigung geheirathet haben würde.

Die rundliche, freundliche Frau Agathe Bauer lachte mich darauf ganz vergnügt aus.

„Ach Schwester Minna — Sie haben wohl noch solche Backfisch-Ideale von dem „Einen Einzigen“, dem man doch im Leben nicht begegnet? Wenn man freilich auf den warten will, kommt man nicht weit.“ —

Was sollte ich sagen — diese Frau, die den ersten besten Mann geheirathet hatte, der sie brauchte, wie sie ihn — die lebte in einer anderen Welt, wie ich. Vielleicht in der Welt der Wirklichkeit, während ich überhaupt nicht lebe. — — — Vielleicht hat sie Recht — —

Sie sah mich genauer an, als ich so lange schwieg. -- —

Plötzlich mochte ihr einfallen, dass ich vielleicht aus unglücklicher Liebe, um eines gebrochenen Herzens willen Schwester geworden sein könnte.

Digitized by Google

Sie glaubte vielleicht sie hätte an eine Wunde gerührt und begann plötzlich in einem ganz anderen Tone mit mir zu reden. „Natürlich," lenkte sie ein, „wenn der bewusste Einzige der Heiland ist, unser lieber Herr Jesus — —"

„Aber wir sind doch keine Bräute Christi, Frau Bauer," wandte ich lächelnd ein.

Sie wurde ganz eifrig: „Nun ja, aber man kann doch immerhin mehr oder weniger „fromme Schwester" sein. Das wollte ich sagen. In mir war wohl immer ein Stückchen Weltkind stecken geblieben. Deshalb ergriff ich damals auch mit Freuden die Gelegenheit, die weite, schöne Gotteswelt zu sehen und in den Kampf des Lebens hinauszuziehen." —

„Kampf des Lebens, sagen Sie — in Afrika?"

„Nun, natürlich, Schwester Minna. Davon haben Sie ja hier in Ihren engen vier Pfählen überhaupt gar keine Ahnung. Da draussen fühlt man sich ganz als natürlicher, thätiger Mensch, als Weib — man lebt doch da wenigstens."

„Man lebt da?" Ich sah sie erschrocken an. — Was hatte man mir geboten, und was hatte ich verschmäht? Leben — nicht mehr und nicht weniger — Alles — — Sie schien zu fühlen, dass ihr Bericht irgend etwas in mir erregte. Deshalb machte sie einen kurzen Uebergang, dass der Herr gar mancherlei Dienste gebrauche und begann von dem zu erzählen, was sie „Leben" nannte.

Wie sie ihren Mann kennen gelernt, und wie als Krone ihres Glückes vor einem Jahre ihr ein Sohn geschenkt worden sei. Herr Bauer ist Kaufmann. Seine Geschäfte veranlassen ihn, die Mission zu verlassen und wieder in Deutschland zu leben. —

Aber das wurde als unwesentlich nur so nebenbei erzählt. Den Mittelpunkt der Erzählung — wohl auch ihres Lebens bildete der Junge.

Nein, solch ein Junge! Kein Mensch würde das glauben — ein Jahr alt, und dabei sagt er nicht nur Papa und Mama, sondern die Namen seiner ganzen Umgebung.

Ich erfahre, in welcher originellen Weise er diese Namen verstümmelt. Er hat schon sechs Zähne und läuft an einer Hand. — So etwas ist überhaupt noch gar nicht dagewesen!

Leben — nein da ist wieder etwas, was ich nicht verstehe. —

* * *

Schneegestöber — den ganzen Tag ist's heute nicht hell geworden. Ein eigenthümlich verschleiertes Licht dringt von aussen herein. Eine süsse Lautlosigkeit scheint alles Leben zu umfangen. Wie zum Einschlafen — zum Sterben ist ein solcher Tag gemacht. —

Warum ist nur hier im Hause solch ein ruheloses Hin- und Herlaufen, solch eine verhaltene Erregung, die man überall fühlt, die überall die Stille dieses friedlichen Tages verscheucht?

Der Tod ist hier gewesen und hat ein Opfer genommen. Das ist nichts ungewöhnliches, der Tod ist uns Allen ein lieber, vertrauter Bekannter. Den heutigen Todesfall haben aber ungewöhnliche Umstände begleitet.

Es ist dem Professor, oder eigentlich seinem chirurgischen Assistenten, Doctor Ebel, ein Patient in der Chloroform-Narkose gestorben. — Ein alter Mann und ein Tag wie dieser — zum Sterben gemacht, warum nur wundern sich alle diese Leute?

Es heisst nun, man hätte hier gar nicht zu chloroformiren brauchen. Wenn aber ein erwachsener, vernünftiger Mensch ein stilles Einschlafen in der Narkose riskiren will, um einem körperlichen Schmerze zu entgehen, so finde ich, es braucht sich niemand aufzuregen, wenn einmal ein derartiges Unglück passirt. —

Es war zudem in diesem Falle alle erdenkliche Vorsicht angewendet worden. Der Professor selbst, der sich sonst um ganz leichte Operationen gar nicht bekümmert, war in einer Art ängstlicher Vorahnung dageblieben und hielt den Puls des Kranken.

Digitized by Google

Doctor Ebel operirte, und Schwester Dora goss Chloroform auf. Nach zwei, drei Athemzügen schon stockte der Herzschlag — — jede Hülfe kam zu spät.

Die Schneeflocken rieseln noch immer vom Himmel herab — eine Seele hat an diesem lautlosen Tage hier in meiner unmittelbaren Nähe diese stille, weiche, eingeschneite Erde verlassen.

Mir ist, als ob ein Hauch dieser entflohenen Seele hier geblieben wäre — eine Ahnung der Ewigkeit umfängt mich — weich, drängend — namenlos sehnsuchtsvoll. —

Alle, Alle bedauern den armen, alten Mann. Ich kann's nicht — es mag ja nahe liegen — aber ich kann's nicht. Beneide ich ihn vielleicht?

Ruhe — der stille, weiche Tag ist jäh gestört. Hier im Hause ist die Ruhe unterbrochen. Zwei brave Männer sagen sich, dass sie ein Menschenleben vernichtet haben.

Du lieber Gott — ein einziges Menschenleben! Eine Schneeflocke, die auf eine warme Stelle niedersinkt — sie schmilzt, sie vergeht — — — — Ein Menschenleben — —

* * *

Schwester Henriette, die Pflegerin auf der Kinderstation hat sich mit einem Lieutenant verlobt. Als ich früher ihre Tagebuchblätter las, hatte ich eigentlich den Eindruck, dass sie innerlich viel mehr Diakonissin sei, wie ich selbst. Es wehte der Geist streng kirchlicher Demuth und Zucht durch alles, was sie niedergeschrieben hatte.

Nun auf einmal hat sie sich auf ihre Weiblichkeit besonnen. Weshalb mag sie Schwester geworden sein, wenn sie den Beruf verlässt, um den ersten, besten Mann zu nehmen, der sie heirathen will?

Ich glaube nicht, dass sie ihn liebt, ebenso wenig wie Schwester Agathe den Missionar Bauer vor der Hochzeit geliebt haben kann, denn sie kennt ihn ja kaum.

Schwester Klara sagte mir damals, als ich einen Antrag ablehnte, weil ich den Mann nicht liebte, die Liebe käme im Laufe des Lebens, nach der Hochzeit. Sollte sie recht haben? Sie kannte wohl das Leben besser wie ich.

Schwester Henriette ist jedenfalls eine sehr glückliche Braut, sie hat überhaupt einen kindlich frohen Sinn.

Heute habe ich sie auf ihrer Station besucht. Dort werden gegen dreissig Kinder gepflegt, kranke, aber geistig normale Kinder.

Ich selbst habe mich niemals mit Kindern beschäftigt, ich interessire mich eigentlich nicht dafür. Nun hatte mich die begeisterte Schilderung, die Frau Bauer von ihrem Kinde gemacht hatte, auf den Gedanken gebracht, diese Kinder zu besuchen. „Tante!“ Sobald sie mich sahen, nannten sie mich so: sie sind das gewöhnt der Diakonissentracht gegenüber.

Ganz von selbst brachten sie mir Vertrauen entgegen. Hier erfuhr ich, dass eine Festung eine klägliche Sache sei, ohne Kavallerie, die aber leider fehlte; dort klagte mir ein zartes Kind, dass Puppenhüte eine gar so kurze Lebensdauer besässen. „Hilf und gieb!“

Ich füllte die kleinen Hände, sie sind ja so leicht zu füllen, und dachte an meine Schwachsinnigen zurück. Waren das überhaupt Kinder? Gespenster von Kindern. Eine trostlose Erinnerung für mein ganzes Leben. —

Kinderjubel, Kinderthränen — für mich etwas Fremdes, etwas Neues, aber es bringt mich nicht weiter.

Der Wald, der Sonnenschein, die Kindheit, die Kunst, die bräutliche Liebe, das alles birgt vielleicht einen Theil des Lebensräthsels in sich. Aber die Lösung ruht in der Hand des Todes.

* * *

Digitized by Google

Bald nachdem ich Schwester Henriette auf der Kinderstation besucht habe, hatte ich Gelegenheit, selbst dort thätig zu sein. Wir haben eine Diphteritis-Epidemie gehabt, und auf allen Kindersälen musste das Pflegepersonal verdoppelt werden. Ich habe manches kleine, kaum aufblühende Leben jäh enden sehen in diesen schweren Wochen. Viele Kinder wurden uns zu spät gebracht, als keine Rettung mehr möglich war. Nach einigen Wochen erlosch die Epidemie, und ich kehrte auf die Männerstation zurück.

Der Verlobte von Schwester Henriette hat sich furchtbar geängstigt, während so grosse Anstrengungen und Gefahren an seine Braut heran traten. Ich finde auch, dass Schwester Henriette noch immer sehr angegriffen aussieht. Ans Heirathen kann das junge Paar vorläufig noch nicht denken, sie müssen warten, bis er Hauptmann wird. Der Vater der Braut, ein alter pensionirter Oberstlieutenant, kommt zuweilen und sieht nach seiner Tochter. Henriette hat noch vier Schwestern, die Mutter ist tot. Da der Vater sehr entzückt von dem Leben bei uns ist, soll nach der Hochzeit eine ihrer jüngeren Schwestern bei uns eintreten.

Im Allgemeinen ist es ein Ereigniss, wenn wir eine „Neue" bekommen. Der Schwesternberuf ist doch sehr wenig populär. Seit dem Besuch von Schwester Agathe, die aus der Mission kam, ist wieder ein Jahr vergangen. Aeusserlich hat sich hier in diesem Hause und also auch in meinem Leben nichts ereignet. Ich glaube, man kann in diesem eintönigen Wechsel der Tag- und Nacht-Arbeiten ganz still, ohne dass man es selbst merkt, alt werden. Eines Tages ist das Ziel des Lebens dann erreicht und damit das Leben zu Ende. Eine solche klösterliche Ereignisslosigkeit, eine so vollkommene äussere Ruhe des Daseins ist aber gewiss nur für wenige, sehr wenige Menschen anziehend. Dennoch weiss ich nicht, warum man es „entsagen" nennt. Ich weiss nicht, auf was ich verzichte, welche Lebenshoffnungen ich als Diakonissin etwa aufgegeben hätte. Etwas anderes, als was hier das Leben bringt, kenne ich nicht.

* * *

Unsere Anstalt übernimmt ambulante Pflegestellen. Die Gemeindeschwestern reichen nicht aus, um den vielen Anforderungen zu entsprechen, die von Privaten an sie gestellt werden.

Reiche Leute, die gut bezahlen, haben überhaupt fast gar keine Aussicht mehr, auch in den schwersten Krankheitsfällen die Hülfe einer ausgebildeten Schwester zu erlangen. Sie müssen sich mit dem minderwerthigen Personal begnügen.

Nur die Armen, die an Barmherzigkeit appelliren müssen, können in der schlimmsten Lage eine Gemeindeschwester bekommen.

Der Schwesternmangel ist aber so gross, dass die Armenärzte sich nicht mehr anders zu helfen wissen, als die Krankenhäuser um Aushülfe zu bitten.

Natürlich haben wir auch keine überflüssigen Arbeitskräfte. Der Schwesternmangel macht sich bei uns empfindlich bemerkbar. Trotzdem hat die Oberin versprochen, eine Aushülfe in sehr dringenden Fällen möglich zu machen. Auf meiner Station ist augenblicklich kein sehr schwerer Fall, so dass die Wärterinnen mich zeitweise vertreten können. Ich bin deshalb darauf gefasst, nächstens die Gemeindearbeit kennen zu lernen.

* * *

Die erste Nacht bei den Elenden in ihren Hütten! Bisher habe ich die Armen immer nur gesehn, wenn sie aus ihren persönlichen Verhältnissen heraus waren. Bei uns erhalten sie, wenn sie ankommen, gleichmässige, saubere Kleidung, weisse Betten u. s. w. Viele haben mir oft gesagt, dass sie sich vorkommen, wie plötzlich reich gewordene Leute.

Als Gemeindeschwester aber sieht man das Elend bei sich zu Hause. Ungewaschen, ohne sauberes Bettzeug, ohne gute Spitalkost.

Digitized by Google

Man riecht die natürlichen Ausdünstungen des Pfuhls, in dem eine Anzahl Mitmenschen steckt, wie in einem Sumpfe.

Kein Karbol reinigt die Luft.

Man holte mich spät am Abend.

Ich fand einen menschlichen Wohnraum — eine Stube, ein Loch — ich weiss nicht, wie ich sagen soll. Ein qualmender Heerd, auf dem ein Rest Kaffee kochte und brodelte. In einer Ecke lag ein aufgeschichteter Haufe von Gemüsen und Früchten. Die Frau, zu der ich gerufen war, handelt mit grüner Waare.

Nun lag sie seit zehn Tagen am Typhus danieder. Ihre Vorräthe verfaulten und verdarben die Luft. Niemand schien da zu sein, der sich durch diese Reste belästigt gefühlt hätte. Der faulige Geruch vermischte sich mit den Ausdünstungen der Kranken und dem Qualm einer trüb brennenden Petroleumlampe. Am Tage waren vierundzwanzig Grad Wärme im Schatten gewesen.

Es lag ein Gewitter in der Luft.

Schon der Gang an der Seite eines rasch ausschreitenden Mannes hatte mich ermüdet.

Der heisse Athem der Sommmernacht umfing mich lähmend, wie die Vorahnung vor etwas Grässlichem. Ich komme ausserordentlich selten ins Freie und bin vielleicht deshalb besonders empfindlich gegen athmosphärische Einflüsse. Bei dem Eintritt in die Krankenstube schlägt mir eine Temperatur entgegen, die noch um mehrere Grad heisser ist, wie die Luft auf der Strasse.

Das einzige Fenster ist kaum einen Quadratfuss gross und mit Lappen verstopft. Wenn ich meinen Ekel überwinde und die schmierigen Fetzen beseitige, so habe ich im besten Falle die Ausdünstungen eines engen Hofes, der in seinen steinernen Wänden die Sonnenglut des ganzen Tages aufgespeichert hat.

In dem Raum, den ich betreten habe, stehen zwei entsetzliche Betten In dem einen davon liegt ein altes Weib im wildesten Fieber-Delirium. Sie hat die schwere Federbettdecke abgeworfen. Nur noch einige Lumpen verhüllen den im Krampf verzerrten Leib einer menschlichen Ruine.

Selbst der Mann, der mich hergeführt hat, scheint etwas wie „Scheu“ bei diesem Anblicke zu empfinden. „Scham“ wäre wohl zu viel gesagt.

Mit hastigem Griff wirft er das plumpe, schwere Deckbett auf den glühend heissen Körper der wimmernden Kranken.

Es ist ihr Sohn.

Das zweite Bett in der Kammer benutzt er mit noch einem Schlafburschen zusammen.

Für diese Nacht wollen die beiden Männer mir den Platz überlassen und auswürts bleiben.

Ich gab meinem Führer etwas Geld und beauftragte ihn Eis zu holen, damit ich seiner Mutter die nöthigen, wohlthuenden, kalten Compressen machen konnte.

Was der verkommene Mensch mit dem Gelde gemacht hat, weiss ich nicht. Ich habe ihn nicht wiedergesehn, und die alte Frau ist gegen Morgen ohne Eis-Compressen gestorben.

Niemals habe ich die letzte Pflege bei Typhuskranken für eine besonders schwierige Aufgabe gehalten. Auch diese sterbende Alte hat mir meine Arbeit nicht durch irgend welche besondere Ansprüche erschwert.

Dennoch halte ich die Nacht in dieser Arme-Leute Kammer für das Schwerste, was ich in meinem Berufe als Diakonissin bis jetzt erlebt habe. Ich hatte das Gefühl, als wäre ich nichts anderes, als ein in fremde Verhältnisse gerathenes hülfloses, junges Mädchen.

Wäre ich eine nahe Verwandte der Kranken gewesen, so hätte ich unmöglich mit mehr ängstlicher Spannung auf den Arzt warten können, als ich es in dieser Nacht that. —

Digitized by Google

Der Arzt kam übrigens nicht, was ich ihm bei ruhiger Ueberlegung gar nicht verdenken kann.

Die Sterbende wohnte in einem Stadttheil, in dem ein anständig gekleideter Mensch sich Nachts der äussersten Lebensgefahr aussetzte. An Hülfe, oder gar Erhaltung des Lebens war nicht mehr zu denken. Ueberdies wusste der Arzt mich dort.

Im allerletzten Stadium vor dem Ableben der Kranken hatte man ihn überhaupt erst geholt, so dass an einen Transport in irgend eine Anstalt nicht mehr zu denken war. Auch sonst war für ihn nichts mehr zu thun.

Gewiss soll man einen elenden, armen Menschen nicht hülflos und allein sterben lassen. Auf die beiden Männer, die mit ihr lebten, war als Pfleger nicht zu rechnen. Zudem wussten die Nachbarn, dass beide sich allnächtlich umherzutreiben pflegten, was mir übrigens erklärlich wurde bei diesem Heim; deshalb ward eine fromme Schwester geholt.

Zum ersten Mal, seit ich Pflegerin bin, habe ich mich hier an einem Krankenlager überflüssig gefühlt. —

Ich konnte der Kranken die einfachsten Erleichterungen nicht verschaffen, weil mir alle Hülfsmittel dazu fehlten. — Selbst einen Topf voll Wasser erlangte ich nur durch Vermittlung der Stubennachbarin.

Es giebt menschliche Existenzen, deren ganzes Leben ein Kampf um den täglichen Bissen Brot ist, den sie brauchen, um zu existiren. Kommt dann das Ende eines solchen Daseins, so schleppt das elende Geschöpf sich in einen Winkel und verlangt nichts weiter, als ungestört zu verenden.

In ihrem Schmutz, in ihrem Stumpfsinn, in der brütenden Hitze ihrer stinkenden Kammer hatte sich die Alte zusammengekauert, um zu sterben.

In der Gluth der letzten Fieberstunde war ihr ja das Glas Wasser, das ich ihr gab, vielleicht eine kleine Erquickung, aber den Tod hat's ihr nicht leichter gemacht.

Sie brauchte mich nicht. Es war ein scheues — ich möchte fast sagen, verschämtes Sterben.

Ein natürlicher Vorgang, der auf natürliche Weise ohne menschlichen Eingriff verlief. Es mögen wohl viele so enden, so verkommen, ihren letzten Seufzer so ungehört in ein Bündel schmieriger Lumpen aushauchen.

Mag sein, dass dieser letzte Seufzer in solchen Fällen ein Fluch auf Welt und Ewigkeit ist, oder ein Gebet ohne Worte, ein Dank an den Geber des Lebens dafür, dass das Leben nun überstanden ist.

Jedenfalls ist bei einem derartigen Sterben eine Pflegerin, ein Arzt, oder sonst ein hülfsbereiter Mensch so überflüssig, wie ein Geschenk an Geld oder Lebensmitteln es sein würde. Das Gras wird zu Heu ohne Menschenhand, und das Fleisch wird zu Staub auch ohne Menschenhand. Das Elend ist die wahre Emanzipation. Es macht die Menschen unabhängig von fremder Hülfe.

Man scheut sich fast, einem solchen Sterben gegenüber an die Ewigkeit zu denken.

Ist die Geburt ein Moment des Ueberganges zwischen zwei Welten für eine werdende Seele?

Ist der Tod ein ebensolcher Uebergang für den vollendeten Geist? Ist er wirklich ein Heimgehen? Ist also dieses verkommene alte Weib heimgegangen und hat nun Theil an den Herrlichkeiten der Verheissung?

Ein Abglanz einer besseren Welt liegt jedenfalls nicht auf diesen zerfressenen Zügen.

* * *

Im vorigen Jahre lag auf meiner Station ein von Haus aus gebildeter, aber sehr heruntergekommener Mann. Doctor Hellwig war Schriftsteller gewesen, war aber durch das Laster der Trunksucht in seinen äusseren Verhältnissen so zerrüttet, dass er wie ein gewöhnlicher Armer bei uns eingeliefert wurde.

Digitized by Google

Seine Familie bezahlte die geringen Kosten des Aufenthaltes im Krankenhause, bekümmerte sich aber im Uebrigen nicht um den verkommenen Menschen.

Ich habe viel über den Fall nachgedacht, der auch unsere Aerzte interessirte. Warum mag nun dieser Unglückliche getrunken haben bis zur Bewusstlosigkeit?

Bei der Aufnahme ins Krankenhaus fragt man jeden Kranken, woran seine Eltern oder Geschwister gestorben sind.

Nun gab dieser Mann an, sein Vater hätte sich erschossen, und seine Mutter sei ins Wasser gegangen. Weiter — — die anderen Verwandten — erhängt, vergiftet — erschossen. Trunksucht und Selbstmordmanie in der Familie — und er selbst?

Nun, schliesslich wurde sein Zustand hier in der Anstalt etwas besser, und er musste als nothdürftig hergestellt entlassen werden, weil für ihn nicht mehr bezahlt wurde. Jetzt hat man ihn uns wiedergebracht, grässlich verwundet durch einen Selbstmordversuch, den er gemacht hat. Wieder liegt er auf meiner Station. Ich habe inzwischen wiederholt mit Alkoholisten zu thun gehabt, so dass ich mit Schwester Dora jetzt sagen kann: „Leider kennt man das ja!“

Uebrigens ist die Trunksucht bei diesem Mann das geringere Uebel. Er behauptet sogar, das Verlangen nach Alkohol beherrschen zu können und im vorigen Jahre hat er das auch bewiesen. Es war den Pflegerinnen verboten, ihm irgend welche Spirituosen zu geben. Ich glaube, wenn ihm das auch ein Entbehren war, so hat er doch nicht allzusehr darunter gelitten. — Dahingegen beherrschte ihn eine andere Manie, die nach meiner Ansicht einem viel tieferen Gemüthsleiden entsprang, wie die Trunksucht. —

Es war das ein immerwährender Gedanke an Selbstmord, an Selbstvernichtung, der ihn niemals verliess.

Seine Phantasie beschäftigte sich mit nichts anderem. Er dachte Tag und Nacht darüber nach und malte sich aus, wie er wohl auf die eine oder die andere Weise seinem Leben ein Ende machen könne, ohne dabei das klare Bewusstsein der Auflösung zu verlieren.

Ueber die Wirkung eines jeden Giftes war er genauer informirt, wie irgend ein Chemiker.

Er hatte seine Lieblingsgifte, an deren Wirkung er gern dachte, und wieder andere, wie Cyankali oder Strychnin, die er als gemeine, unwürdige Säfte bezeichnete.

In Verzückung konnte er gerathen, wenn er es sich ausmalte, sich den Genuss des Opiumrauchens jemals verschaffen zu können. Er hatte dieselben Hallucinationen, als wenn er wirklich in der Lage gewesen wäre, eine Opiumpfeife zu rauchen. Schliesslich steigerte sich das Verlangen nach diesem, ihm doch gänzlich unbekannten Vergnügen derartig, dass er glaubte, nur durch Alkoholbetäubung über den Jammer hinwegkommen zu können, dass ihm diese edle, einzig menschenwürdige Todesart unerreichbar sei.

Ab und zu durfte er in solchen Zuständen eine Flasche Wein trinken, was ihn dann ein wenig beruhigte.

Er besass einige Bücher über die Construction verschiedener Maschinen. Der Stationsarzt gestattete ihm ohne Bedenken die scheinbar so harmlose, trockene Lektüre dieser Werke.

Der Kranke aber wusste sich eine unnennbare Aufregung durch diese Bücher zu verschaffen. Er überlegte, auf welche Weise ein Menschenkörper wohl verstümmelt und in wieviel Minuten er getötet würde, wenn er in das Getriebe einer derartigen Maschine hineinkäme.

Voll Eifer, ganz theoretisch konnte er sich darüber aussprechen.

„Sehen Sie, Schwester Hedwig, da ist ein Dampfhammer von 200 Centnern Gewicht. Der saust nieder und schlägt aus Eisenrollen fingerdicke Platten. Wenn Sie ihren Kopf darunter legen, wird er zermalmt, aber der Rumpf, namentlich das Rückenmark braucht doch noch etwa eine Viertelstunde, um bis in die letzte Nervenfaser abzusterben —“

Digitized by Google

„Aber, Herr Dr. Hellwig, was für ein gräuliches Geschwätz!“ Er sieht die entsetzte Miene der frommen Oberschwester gar nicht und fährt ganz harmlos fort. — „Da sehen sie hier diese Sägemaschine. Wenn man sich an dem Hebebaum anbindet und mit den Füssen voran in die Maschinerie treiben lässt, so wird man in Scheiben geschnitten. Das hat im vorigen Jahre ein Holzknecht gethan — er mag etwa gelebt haben, bis die Säge die Herzarterien aufriss. —“

Schwester Hedwig schrie auf. „Solche Gedanken sind Sünde — unser Leben steht in Gottes Hand, wir haben gar nicht darüber zu verfügen. —“

Er lässt sie gar nicht aussprechen. Mit blödem Lächeln stiert er sie an. „Geben Sie mir Schnaps; damit ich diese Gedanken los werde, Schwester.“ —

Voll Entsetzen bringt sie ihm Wein, denn Schnaps ist natürlich gar nicht im Hause.

Er trinkt dann, so viel er bekommen kann, und murmelt leise irgend etwas Unverständliches vor sich hin.

Ich erinnere mich, dass unser Geheimrath damals den Kranken in eine Irrenanstalt bringen lassen wollte. Die Familie, die wahrscheinlich die Kosten scheute, war aber so dringend dagegen, dass wir ihn behielten.

Schliesslich schien es, als ob die Angehörigen Recht behalten sollten. Die Selbstmordgedanken waren vielleicht doch nur eine Folge der Trunksucht gewesen, denn nachdem der unheimliche Mensch unter dem Anstaltszwange eine Zeitlang nüchtern gewesen war, sprach er nicht mehr davon. So wurde er entlassen.

Er hatte wohl absichtlich mit seinem Schweigen die Aerzte täuschen wollen, um seine grauenhaften Pläne in desto raffinierterer Weise schliesslich zur Ausführung bringen zu können.

Sobald er seine Freiheit wieder erlangt hatte, ergab er sich mehr wie je dem Trunke, durch den er jetzt fast ganz verthiert ist.

Täglich hat er das Getriebe einer Kreissäge auf die eingehendste Weise studirt und betrachtet und ist zuletzt, vielleicht mit voller Ueberlegung, vielleicht auch — berauscht wie er war — durch einen unglücklichen Zufall, in das Getriebe gestürzt.

Das Werk wurde unglaublich rasch zum Stehen gebracht, so dass unser Patient mit dem Verluste eines Armes und Fusses davon kam.

Es ist entsetzlich, mit diesem Irrsinnigen zu verkehren.

Schwester Dora ist ganz ausser sich über diesen Charakter.

Was für einen Zweck hat es nun, Arbeit und Liebe aufzuwenden, um diesen Verlorenen zu heilen?

Er wird wieder trinken und wieder eine Todesgefahr aufsuchen. Er kann diesem Geschick nicht entrinnen. So viel habe ich im Laufe der Zeit vom Alkoholismus begriffen.

Aber was kann man denn eigentlich anderes thun, als ihn pflegen?

Die Consequenz aus seinen Thaten hätte man ziehen sollen und die Kreissäge nicht aufhalten. Noch eine Minute und das Geschick, dem er doch nicht entrinnt, wäre erfüllt gswesen.

Eine grässliche Consequenz, eine blutige Logik — aber doch nicht grausam. Er hatte das Werk der Vernichtung angefangen. Man hat es nicht abgewendet, nur unterbrochen.

Ist es nun milder, ihn in zwei Hinrichtungen sterben zu lassen — statt auf einmal?

VII.

Zum ersten Male in meinem Leben fühle ich mich krank. Ich lebe unter Kranken, sehe Tod und Krankheit um mich her, aber doch bin ich, wie viele Schwestern, persönlich niemals davon berührt. Schon gestern empfand

Digitized by Google

ich ein gewisses Unbehagen, das aber keine bestimmte Form hatte. Ich glaubte, es sei der schwere Eindruck, den meine erste Nachtwache in der Gemeindepflege auf mich gemacht hat, vielleicht auch die Rückkehr des unglücklichen Selbstmörders, dessen Wahnsinn mir von jeher ein so kaltes Grausen verursachte.

Ich wurde am Abend von Fieberfrost geschüttelt und in der Nacht von schweren Traumbildern gequält. Nun aber ist heller Morgen, und doch will das Fieber nicht weichen. Ich habe fürchterliche Kopfschmerzen und kann mich vor Schwindel nicht aufrecht halten. Nie habe ich einen solchen Zustand kennen gelernt.

Sollte die Nacht am Sterbebette der Typhuskranken? — — — Ansteckung — —

Nein, nein, das existirt nicht für eine Diakonissin. Wenn wir einmal anfangen wollen, uns vor Ansteckung zu fürchten, so ist es mit der ganzen Ausübung unseres Berufes zu Ende.

Gottvertrauen? — Nein, ich glaube, damit kann man auch nicht über jede Krankheitsgefahr hinweg kommen. Freilich viele Schwestern leben nach diesem Prinzip.

Eine unfassbare Angst schnürt mir das Herz zusammen, ich krieche förmlich in mich selbst, in meine eigene Seele, wie vor der Annäherung von etwas Unsagbarem, Grässlichen — selbst mein Tagebuch vermag mich nicht zu trösten. Aber ich will mich nicht krank melden. Ich glaube, vorläufig kann ich meinen Dienst noch versehen.

* * *

Gestern hab ich's durchgeführt, aber heute sah Doctor Ehlers, wie ein Schüttelfrost mich erfasste, als eine Thür aufging. Er untersuchte sofort meinen Puls und schickte mich ins Bett. Dr. Klaus hat mich zu behandeln.

Er umgiebt mich mit einer Sorgfalt und Fürsorge, die fast etws Drückendes für mich hat. Alle Schwestern und Aerzte, selbst die Oberin und der Professor bemühen sich freundlich um mich.

Schwester Dora und Schwester Henriette haben mir unter Thränen und Küssen ihre Liebe und Anhänglichkeit versichert und mir dabei gesagt, dass diese ihre Gefühle von allen übrigen Hausgenossen getheilt werden, ich brauche sie nun blos zu erwidern.

Wie eigenthümlich, dass ich bei meinem stillen, spröden, fast herben Wesen mir eine solche Fülle von Zuneigung erworben habe.

Mein eigenes Herz, über dessen Empfindungen ich mir zu jeder Zeit klar geblieben bin, ist kalt und ruhig. Wenn ich von meinem Mutterhause aus morgen in eine andere Anstalt geschickt würde, so würde ich gehen, ohne irgend eine lebhaftere Regung von Schmerz oder Bedauern zu empfinden.

Man fürchtet natürlich Ansteckung bei mir. Thatsächlich scheint es sich auch um ein leichtes typhöses Fieber, nicht Typhus zu handeln. Ich fühle mich jedenfalls krank genug, aber ich glaube nicht, dass ich mich in Lebensgefahr befinde.

Der Verlobte von Schwester Henriette schickte mir heute einen Blumenstrauss mit seinen besten Wünschen für die Genesung „der besten Freundin seiner geliebten Braut." Also das hat sie ihm erzählt. Ich möchte doch wissen, was Schwester Henriette eigentlich unter Freundschaft versteht!

* * *

Ich habe das Gefühl, als läge ein glühender Stein auf meinem Scheitel. Alles in mir brennt und schmerzt. Die letzten drei Nächte waren eine Qual für mich — sterben — ach das sind ja nur die Ueberspanntheiten meiner sogenannten Freundin, der kleinen Schwester Henriette, die sich einbildet, ich

Digitized by Google

würde sterben, und die darüber Thränen vergiesst. — Der Mensch kann recht viel aushalten, wie oft habe ich das erfahren und gesehen! —

Gegen Morgen wird dieser grässliche Zustand übrigens besser. Ich finde dann gewöhnlich Ruhe und liege den Tag über still da, ohne irgend welche Beschäftigung. Dieses ruhige Daliegen ist etwas sehr angenehmes. Wenn eine Krankheit so verläuft, dass der Mensch täglich solche schmerzfreien Stunden durchlebt, in denen eine sanfte Müdigkeit jede Thätigkeit paralysirt, so kann ich eigentlich nicht finden, dass es eine sogenannte Prüfung oder ein grosses Unglück ist, krank zu sein.

Der Professor schilt, dass ich mich noch drei Tage hingequält habe, ehe ich die Arbeit niederlegte, aber diesen Fehler machen alle Diakonissen, trotzdem wird es ja in jedem einzelnen Falle stets wieder gerügt. Es scheint nun doch festzustehen, dass ich mir eine Ansteckung in jener heissen, nicht desinficirten Kammer geholt habe, wo ich mich noch dazu so ausserordentlich überflüssig gefühlt habe. —

* * *

Unser alter Professor behauptet, ich hätte mich überarbeitet Der Krankheitskeim hätte deshalb in meinem Körper einen guten Nährboden gefunden. Ich weiss nicht recht — —

Jedenfalls kann die Sache so nicht weiter gehen. Ich habe seit sechs Wochen keinen Dienst mehr gethan und werde immer elender und schwächer. Nun sind noch schöne Herbsttage gekommen.

Ich lag heute in einem grossen Sessel in unserem Anstaltsgarten und sah die Sonnenstrahlen in den Baumzweigen spielen. Wie sonderbar, dass dieser Garten, diese Bäume bisher für mich nicht existirt haben! Wie wenig doch bei den meisten Diakonissen der Sinn für die Natur entwickelt ist! Ich mache auch keine Ausnahme. Mir war's sogar recht ungemüthlich im Garten. Die helle, ungewohnte Septembersonne belästigte mich. Die Luft kam mir scharf und kalt vor.

Ich wurde ohnmächtig im Freien und fieberte am Abend stärker. Es ist mir wie ein ferner Traum, als hätte ich einmal in der Waldeinsamkeit eine glückliche, genussreiche Stunde durchlebt.

Trotz dieses Unbehagens, das ich nach dem Aufenthalte im Freien empfand, besteht der Professor darauf, dass dieser Versuch täglich wiederholt wird. Dieser Zwang regt mich auf.

Der Aufenthalt unter den stillen Bäumen erscheint mir wie ein Ausflug in das geräuschvolle Leben der Welt.

Mein einziges Sehnen ist Ruhe, körperliche Ruhe, die leise und langsam ihren weichen Fittig auch um die Seele schmiegt.

Fünfundzwanzig Jahre habe ich gelebt. Jetzt bin ich krank und müde. Ich habe sieben Jahre ernst und ohne Unterbrechung gearbeitet. Warum gönnt man mir nun nicht die Ruhe, nach der ich mich sehne? Warum lässt man mich nicht sanft und still heimgehen?

* * *

Mein Charakter verändert sich unter dem Einfluss der physischen Schwäche. Ich kann es sogar beobachten, wie ich seelisch stiller und weicher werde unter dem schweren Druck dieses körperlichen Erschlaffens.

Weiblicher aber bin ich dadurch doch nicht geworden. Für die Liebe habe ich nach wie vor kein Verständniss. Im Gegentheil, meine herbe Jungfräulichkeit ist noch feinfühlender geworden, wie sonst.

* * *

October.

Nun habe ich mich doch allmählich an den regelmässigen Genuss der Luft gewöhnt. Die Schwäche hat in letzter Zeit nicht zugenommen. Zuweilen

Digitized by Google

habe ich sogar Appetit und fühle keinen Widerwillen mehr gegen den Genuss von Wein und anderen Stärkungsmitteln.

Mein Verlangen nach Musik ist so gross, dass ich's nicht mehr bezwingen kann. Wenn ich jetzt sterbe, so glaube ich, nicht die Krankheit nimmt mich, sondern der Hunger nach Musik, der in all meinen Nerven zehrt.

Wenn man kein Bedürfniss nach Genüssen fühlte, so würde man die Schmerzen der Entbehrung nicht empfinden. In meinem Falle giebt es keine Möglichkeit, den Genuss zu verlangen, nach dem ich mich sehne, ich sollte also wohl vernünftiger Weise meine Sehnsucht, mein Bedürfnis darnach unterdrücken. Ob ich dann die Entbehrung nicht fühlen, nicht unter ihr leiden würde?

* * *

Ich werde immer weicher und unselbständiger durch dieses lange Leiden. Neulich habe ich mich entschlossen, dem Geheimrath meinen Seelenkummer anzuvertrauen.

Mit strahlenden Augen versprach er mir zu helfen. Ein grosses Kirchenconcert war vorigen Sontag im Dom. Es wurde ein Oratorium von mehreren hundert Menschenstimmen gesungen. Der Geheimrath hat sechs Schwestern Eintrittskarten dazu verschafft. Die guten Schwestern schoben meinen Fahrstuhl bis an die Kirchthür, und auf Schwester Dora's und Schwester Elisabeths jugendstarke Schultern gestützt, betrat ich den wohlbekannten Raum des Domes.

Hab ich nicht mein ganzes Leben durch Kirchenfenster gesehen? —

Unser Professor setzte sich unmittelbar neben mich, seinen Liebling, wie er mich jetzt nennt. Die Oberin sass an der anderen Seite, die Schwestern um uns her.

In seliger Erwartung sass ich eine halbe Stunde lang da, zitternd am ganzen Körper, mit eiskalten Händen und brennenden Augen. Dann begann das Präludium auf der Orgel.

Ich schloss die Augen. Eine Stunde lang habe ich dann gelebt. Meine ganze Seele hat gejubelt, geklagt, gehofft und gedacht in Tönen — meine Seele ist Musik — ich bin Musik. — Das war die Matthäus-Passion! —

Ich glaube, mein ganzes Leben war nichts als der Weg, der mich zu dieser Stunde geführt hat. Diese Stunde war mein Leben, die Erfüllung meines Daseins.

Ich habe vielleicht bald ausgelebt und gehe heim. —

So bedingungslos, wie es das Dogma vorschreibt, glaube ich eigentlich nicht an die Ewigkeit und an das „Heimgehen". — Aber ein Heiligthum giebt es doch wenigstens, das mir kein Zweifel und keine Erkenntniss entreissen kann, die Musik.

Das Leben ist es werth, durchgekämpft und durchlitten zu werden, um dieses einen Göttlichen willen, das über alles hinaushebt.

Vielleicht giebt es sonst keinen Gott — aber diesen giebt es: Töne, Harmonien — — Genuss — — nein, es ist unmöglich, wunschlos zu sein. — So lange es wirkliche Genüsse giebt, sehnt man sich auch nach ihnen.

* * *

Das Kirchenconcert hat mich wieder kränker gemacht. Ich kann nicht mehr in den Garten fahren. Die Oberschwester Hedwig macht dem Professor und der Oberin bittere Vorwürfe, dass sie so unvorsichtig waren, mich diesem Rückfall der Krankheit auszusetzen.

„Gerade als ob wir solchen Zulauf von Schwestern hätten, dass wir eine unserer besten Arbeitskräfte so unnützerweise um der Laune einer Kranken willen aufs Spiel setzen können", meint Schwester Hedwig.

Vom Nützlichkeitsstandpunkte aus hat sie recht. Ich hätte der Anstalt noch viel durch meine Arbeitskraft nützen können, während ich jetzt vielleicht das Opfer eines Genusses werde.

Digitized by Google

Uebrigens bin ich wohl auch in demselben Maasse ein Opfer meines Berufes. Ohne die eine Nacht in jenem Typhusloch wäre ich wahrscheinlich gesund geblieben. Wie sonderbar, dass mir noch nie ein Bedauern darüber gekommen ist, dass mein Schicksal diese Wendung genommen hat!

Ich frage mich, ob ich wohl eben so leicht vom Leben scheiden würde, wenn ich nicht Diakonissin geworden wäre, sondern Künstlerin?

Aber das ist eine müssige Frage. Mehr Glück hätte mir die Kunst als Beruf auch nicht gewähren können, wie sie mir so gewährt. Es fragt sich nur, ob das Glück der Endzweck eines menschlichen Daseins ist.

Ein Menschendasein! — Jones Weib, deren Todeskrankheit in meinen Körper übergegangen ist, — die Kellnerin Barbara mit ihrem naiven Liebesleben, Lilli Monta, das Kind der Freude, Schwester Hedwig mit ihren puritanischen Grundsätzen — Was ist ein Menschenleben?

Kann man für einen so vielseitigen Begriff ein bestimmtes Moralprinzip aufstellen?

* * *

Schwester Henriette ist doch ein wahres Original von Unschuld und Sentimentalität! Sie ist gestern abgereist und wird noch vor Weihnachten heirathen.

Von allen Schwestern nahm sie ziemlich gefasst Abschied; als sie dann aber an mein Bett trat, geberdete sie sich ganz unvernünftig und verzweifelt. Sie bleibt dabei, wir wären intime Freundinnen gewesen. Sie will durchaus, ich soll nach ihrer Hochzeitsreise zu ihr ziehen, damit sie doch noch einen Menschen zu pflegen habe. Sie behauptet, ohne jemanden zu pflegen, könnte sie nicht existiren. Irgend einen kranken Menschen um sich zu haben, gehöre zu ihren Lebensbedürfnissen. — Ich denke, der Gatte wird ihren Gewohnheiten und Wünschen bald eine etwas andere Richtung geben. —

(Schluss folgt.)

AUSSTELLUNG 1895.

VON

Dr. OSCAR BIE.

Die Arbeiten sämtlicher berühmten und unberühmten Literaten aus einem Jahre auf einen Tisch geworfen, alles kunterbunt durcheinander, eine nach Tausenden zählende Fülle von gelben und roten, aphoristischen und breiten, amüsanten und intimen Büchern — nun wirst Du mit einem Male davor gestellt, Du sollst diesen Berg durchwühlen und sollst Dich selbst dabei so wenig verlieren, dass Du ein Urteil hast über Leistungen, Strömungen, Spiegelfechtereien und ehrlich dauernde Errungenschaften. Das kann kein Mensch in der Literatur, und in der bildenden Kunst soll man es können?

Ja, sagt man mir erstens, Bilder sind keine Bücher. Bücher sind lange Strecken eigener Erlebnisse und Bilder sind nur kurze Ausschnitte des Gesichtsfeldes. Aber das wäre eine böse optische Täuschung! Weil man das Bild in einer Sekunde sieht, ist es doch nicht in einer Sekunde gemacht. Dieselbe Intensität des Empfindens, dieselbe Wahrheit des Erlebnisses, die-

Digitized by Google

selbe Ausführung bis ins kleinste aufgesetzte Lichtchen kommt dem Maler zu, wie dem Dichter. An den Kopfzeichnungen, die Menzel ausstellt, hat er länger gearbeitet als mancher an seinem Roman, und in einem Stückchen dieser Stirn ereignet sich mehr, als in Bänden sich oft ereignet. Um gerecht sein zu können, müsste man jedem ausgestellten Werk die ihm zukommende Musse der Betrachtung widmen, etwa dieselbe Musse, die man ihm daheim im stillen Atelier widmen würde. Man muss es beurteilen nach seiner Eigenart und nach der künstlerischen Entwicklung seines Schöpfers. Ich bitte dies Rechenexempel zu Ende zu führen; das Facit lautet, dass die Ausstellung ein Widerspruch in sich ist.

Man könnte zweitens sagen, dass gerade ihre Verschiedenartigkeit ein bequemes Betrachten der Bilder ermögliche, da man sich in dem einen vom andern ausruhe. Aber jeder Künstler weiss, dass in der Ausstellung der Nachbar der Tod des Nachbars ist. Man gehe in den kläglichsten Saal dieser Ausstellung, den Düsseldorfer, und sehe, wie diese armen Kreaturen durch den gesahmacklosen Arrangeur da an den Wänden übereinander getürmt sind, dass man das Gefühl hat, als schreie eine Armee Gehängter im Todeskampfe herunter: bitte, mich nehmt hinab, bitte mich. Dann gehe man in den grossen Saal der Münchener Secession. Man sieht nur eine Reihe und darüber graue, verdüsterte Wände, stumpf für das suchende Auge, welches immer wieder auf die unregelmässig verstreuten Bilder geworfen wird, als farbige Punkte im Monotonen. Es ist eine Ruhe dort inmitten des tosenden Kampfes, welcher keine Cäsuren übrig hat für das Bild, weil die Bilder es nicht aufkommen lassen. Auch dieses Rechenexempel führt zu dem Facit: die Ausstellung ist ein Widerspruch in sich.

Und doch sind diese Riesenausstellungen eine Notwendigkeit, denn sie sind aus der Zeit geboren und sie werden sich aus der Zeit nicht herausreissen lassen. Vielleicht kommt einmal ein Kunstgelehrter, der die ganze Kunstgeschichte in die drei Perioden der öffentlichen, der privaten und der freien Konkurrenz-Kunst teilt, und er hätte nicht Unrecht. Einstmals, in der antiken und christlichen Zeit bis ins 17. Jahrhundert, blühte die Kunst aus den Bestellungen und Interessen der grossen staatlichen und kirchlichen Korporationen hervor. Dann begannen die Niederländer zuerst für Private, für ihre Zimmer und ihre mit Überlegung durchgeführten Sammlungen zu arbeiten: die Kabinetskunst begründete eine neue Epoche und brachte neue Stoffe, neue Ziele und neue Auffassungen hervor. Endlich im modernen Zeitalter der Industrie und der freien Konkurrenz sah sich die Kunst ganz auf eigene Füsse gestellt, sie wurde subjektiver, kühner und eigenwilliger, suchte sich erst ihre Käufer und Mäcene und lieferte die ungeheuren, bis dahin unerhörten grossen Ausstellungs-Schlachten. Die Kunstepoche der Ausstellungen hat nun begonnen, sie hat einen anderen Ausgang als vergangene Epochen und verlangt darum auch eine andere Betrachtung. Die Ausstellungen, als notwendige soziale Früchte des modernen Kulturlebens, sind das Centrum der Kunstthätigkeit und spiegeln sie in Licht und Schatten wieder. Das wollen wir festhalten.

Es ist ein altes Gesetz, dass jedes Ding, wenn es bis zur äussersten Konsequenz getrieben wird, in demselben Masse den eigenen Todeskeim in sich gross zieht. Der Sozialismus geht aus dem Gerechtigkeitssinn gegen die Menschen hervor und scheitert in der letzten Konsequenz an dem Menschen; — dem Anarchismus geht es umgekehrt. Das Manchestertum sucht in der freien Konkurrenz die Blüte der Industrie zu entfalten und sieht zuletzt nur Leichen auf diesem Schlachtfeld, — ähnlich das Ausstellungswesen. Es ist eine der grossen „Antinomien", dass die Ausstellung, welche aus dem Bestreben freien Wettkampfes und unbeschränkter Selbstbestimmung hervorgegangen ist, schliesslich für das freie Individuum der denkbar ungünstigste Ort ist. Je konsequenter sie ausfällt — und man wird dieser Berliner Ausstellung die Konsequenz ihrer Kolossalität lassen müssen — desto weniger ist sie Kunstgenuss, d. h. Eingehen auf die intime Welt des künstlerischen In-

Digitized by Google

dividuums. Wer hat jemals eine solche Ausstellung ganz studiert? Man müsste ein Vielfrass der Kunst sein, um es zu können. Man müsste ein Feind der wahren Kunst sein. Das Publikum strömt herein und haftet sich, wie es die Fliegen bei spitzen und glatten Gegenständen thun, an irgend welche Bilder, die an exponierten Stellen hängen oder durch ihre interessante Pikanterie und Süsslichkeit ihm schmeicheln. Die Kenner, nicht so kritiklos, fischen dennoch aus dem grossen Teiche nur einige Lieblinge heraus, zu denen sie sich immer wieder wenden, so oft sie sich auch anders bemühn. Sargent's fesche Carmoisinrot-Dame ist es diesmal und Boldini's prickelnde Rosa-Dame oder sein schnell improvisierter lachender Pferdemaler Braun und Bartels' Fischerabend und Pradilla's Prozession und Besnard's farbenlodernde Pferde an der marokkanischen Küste und Mueniers's Wäschetrocknerinnen, Raffaelli's Pariser Studien, Beraud's Christus als Tröster, Stuck's Sünde, Paul Höcker's Wundmale, Harrison's Studien am Wasser und im grünleuchtenden Laubwald, Herterich's junges Liebespaar, Walton's Engländerin und des Dänen Tuxen durchstudierte Welle. Immer finden wir uns wieder vor diesen Bildern, immer wiegen wir vor ihnen unsere Eindrücke ab und vergleichen die Wirkungen von gestern und heute, die Beleuchtungen von früh und abends und haben so viel mit diesen paar herausgegriffenen Perlen zu thun, dass wir über die anderen Glieder der Kette das Auge nur müde gleiten lassen und den Massstab bald ganz verlieren. Was wissen wir, dass z. B. da hinten in den traulicheren, kleinen Sälen der Münchener Sezession ein herrliches, interessantes Bild von Otto H. Engel „Armenhaus" hängt, welches die Farben- und Beleuchtungsprobleme unserer Kunst in seltener Reife bewältigt? Oder vertiefen wir uns jemals in die reiche, geschlossene Welt der Volkmann'schen Landschaften? Oder lernen wir Langhammer's Heiligen, der im Walde den Teufel würgt, schätzen und lieben, wie es ihm gebührt? Oder wissen wir, das da ganz am Ende des Stucksaales ein weiches, überaus anmutiges Bild einer Geigerin von Marie Lautenschläger hängt, welches die grosse Kunst ihres Lehrers Piglhein in unsere Zeit hinüberzuretten scheint? Und morgen treffe ich mit einem anderen Kunstfreunde zusammen, der wieder seine anderen Lieblinge hat und seine anderen Entdeckungen machte, vielleicht in der Leibl- oder Trübnerausstellung oder unter den bescheidenen englischen Landschaften oder unter den blendenden Fortuny-Nachkommen, den Gallegos und Villegas. Man wird müde und alt in diesem Wirrwarr, und wie sich die alten Geister von der Fülle des Daseins lossagen und wenige Fixpunkte nehmen, die sie unbeirrt den Rest ihres Lebens eigensinnig anschauen, so trägt man seine wenigen Erinnerungen aus dem Gewühl nach Hause und klammert sich an sie und baut vielleicht nach ihnen seine Philosophie.

Eine Jury könnte dafür sorgen, dass es besser ist, aber das Wesen der Berliner Jury ist von so ganz anderen Prinzipien bestimmt, dass hier jede Polemik nutzlos und jede Hoffnung eitel ist. Die Berliner Jury ist oligarchisch im schlimmsten Sinne des Wortes. Es giebt nicht bloss absolute Monarchie, auch absolute Oligarchie. Ein Hof beherrscht ganze Strecken der Kunst. Es wäre ein Wunder, wenn dieser Hof zufällig künstlerisch wäre. Die herrschenden Künstler machen nach oben Verbeugungen und haben dadurch nach unten die Macht. Sie lassen sich immer wieder wählen, und versteinern. In Berlin, wo solche Dinge stets fruchtbaren Boden finden, sitzen die unfähigsten Männer in der Jury. Maler, wie Schnee und Eckenbrecher, haben über die Aussteller zu urteilen. Jahraus, jahrein. Darum stellt Liebermann garnicht mehr aus, zumal er nicht aufgefordert wird. Darum hat der Champ de Mars, als er sich korporativ beteiligte, von vornherein erklärt, dass er auf die Preise und Medaillen samt und sonders verzichte. Die Berliner Jury beweist ihre Unfähigkeit nicht bloss im Schaffen, sondern auch im Anordnen. Man hatte diesmal ein Material, welches im Ganzen besser als der gewohnte Durchschnitt war. Dieses Material hat man in geradezu bewunderungswürdiger Weise so kreuz und quer verteilt und so zerrissen, dass man sich jede Wirkung raubte. Was man in diesen Sälen sieht, interessiert wenig, und was man sucht, findet

Digitized by Google

man schwer. Hätte man das Gute beisammen gelassen, so wäre ein bemerkenswertes Resultat erzielt worden. Aber diese Kommission geht von dem veralteten Grundsatz aus: je bunter, desto besser. Sie weiss noch nicht, wie wichtig es ist, alle Bilder eines Künstlers bei einander zu haben und eine feine Auswahl zu treffen, wo das Massenaufgebot eine Trivialität ist. Es ist kein Wunder, dass die Grundsätze der modernen Ausstellung, die individualistische und die intime Anordnung der Bilder, da sie in Paris und München längst erprobt ist, in der grossen Militärstadt noch nicht einmal versucht wurde. Wahrlich, wenn man die Düsseldorfer, die Berliner, die Pariser und die Münchener Säle vergleicht: jede Stadt hat die Hängekommission, die sie verdient.

Da die Ausstellungen alle Hoffnung und alle Erfüllung für die Mehrzahl unserer Künstler zu bedeuten begannen, mussten sie naturnotwendig eine, gerade in diesen Kreisen nur zu leicht entzündliche Leidenschaft aufwecken: die Eitelkeit. Man kann jede grosse moderne Ausstellung, auch diese Berliner, auf die eitlen Bilder studieren. Es sind Bilder dabei, die es verdienen eitel zu sein, und solche, die sich dessen schämen sollten. Wenn Herr Bohrdt, den ich meinen ausländischen Lesern als einen Hauptvertreter der Berliner Marinemalerei vorstelle, meint, dass sein brennendes Wikingerschiff diesen glänzenden Platz verdiene, so täuscht er sich über den Wert seiner Arbeit in einem Massstabe, der nur durch die Verführung zu entschuldigen ist', die seine Stellung in der Kommission mit sich bringt. Ich möchte sagen, dass die künstlerischen Eigenschaften des riesigsten aller Riesenbilder, des Kirchengemetzels von Karl dem Kühnen (einer Arbeit des Pariser Roybet) eher noch seinen beneidenswerten Platz im ersten Saal berechtigen, obwohl es niemals einen ehrlichen Menschen geben wird, der an diesem Ragout von Leichen, Dolchen, Armen, Gewändern und Requisiten mit echter Epignonensauce nur ein bischen Geschmack finden wird. Merkwürdig, dass die Franzosen, aus dem Bannkreis der Champs Elysées, die sich nicht korporativ, aber sehr geflissentlich beteiligten, die klotzigsten solcher Ausstellungsschinken uns hersandten. Das Kolossalbild des Le Quesne, welches eine Legion nackter Mädchen in einem Wasserfall halb symbolisch, halb mythologisch herunterpurzeln lässt, ist ein echtes Beispiel für jene unersättliche Liebe zum Plastisch-Nackten, die den alten Franzosen — worauf man wohl achte — im Gegensatz zu den jüngeren durchaus eigentümlich ist. Aktstudien sind diese und andere französischen Werke, Aktstudien, die unter irgend einem Vorwand inhaltlich bedeutend gemacht werden. Ob es Dianen, Kokotten, Arbeiterinnen oder Leichen sind, über die à la Danger Christus schmerzbewegt schreitet, es bleibt die alte französische Schule des Ateliers, der die jungen Künstler einst die Schule der Natur gegenüberstellten. Stets sind solche Atelierbilder Effektstücke, aber die Seele der Kunst fehlt ihnen. Sie sind gearbeitet, um gesehen zu werden: echte Ausstellungsbilder. Das ist eine Spezies, die sich unter heutigen Verhältnissen ganz absonderlich herausbildet. Da der Künstler für die Ausstellung arbeitet, widersteht er, sobald er sich seine hastigen Beschauer vorstellt, selten der Eitelkeit, durch äussere Mittel sie schneller heranzulocken. Es ist nicht immer die Grösse, es kann auch die Farbe, es kann auch der Stoff sein. Hendrichs Bilder, die diesmal in ganz besonders glücklicher Auswahl sich vorfinden, locken von Weitem durch die Intensität der Farbe in dieser phantastischen Scenerie. Uth's Treibeis in der Oberspree zieht unwiderstehlich durch den glühenden Reflex der roten Sonne auf der blauen Winterdecke zu sich. Gervex' schwarze Dame vor dem roten Hintergrund winkt uns sofort heran, wenn wir auch dann ein wenig ernüchtert sind. Kroyer's vielgeliebte weisse Dame am abendlichen Meeresstrand lässt uns nicht locker in ihrer hellen gesättigten Stimmung. Das sind leuchtende Sonnen in ihren Sälen, die uns treffen, sobald wir auf der Schwelle stehen. Dass die rein stofflich wirkenden Ausstellungsbilder Anekdotenbilder sind, bedarf keiner Erklärung. Es sind dieselben Bilder, die einem hiesigen Blättchen willkommene Gelegenheit zu wöchentlichen sogenannten Phantasien geben, weil sie nämlich

Digitized by Google

keine Phantasie verlangen: wie Frappa's knallige Geldheirat oder Block's scharf charakterisierter Herr und Diener oder Mac Ewens pikante moderne Magdalena oder Fritz Stahl's duftige Dame im Negligé, oder Stewart's nüchterne Taufe oder Anton v. Werner's stramm gezeichnete Scenen aus dem Berliner Hofleben und dem französischen Kriege. Das sind die Bilder, vor denen ein permanenter Auflauf stattfindet, der aber ihren künstlerischen Eigenschaften am wenigsten gilt, obwohl diese im Prinzipe einem echten Ausstellungsbild nicht zu fehlen brauchen: wie Dannats Spanierinnen zeigen.

Auch der Dutzendcharakter ist eine notwendige Eigentümlichkeit unserer Ausstellungen. Immer und immer hört man den Ruf: wo ist das grosse Bild der Ausstellung? Es ist keines da, wieder ist die Ausstellung ein Stück republikanischer geworden. Früher, als Delacroix den Triumph der 22 er Ausstellung sich holte, oder als die Prärafaeliten das erste Mal hervortraten, oder noch, als die Schotten ihre Epoche in München hatten, da ergab sich leichter ein Mittelpunkt für den ewigen Kreis der Massenausstellung; da ereignete es sich, dass man von einer Ausstellung datierte. Das wird nun immer weniger möglich und die Durchschnitte der jährlichen Kunstmärkte gleichen sich mit ganz geringen Unterschieden, die aus der jeweiligen Zusammensetzung sich ergeben. Diese Berliner Ausstellung hat am wenigsten ein „grosses Bild", und man kann Säle durchwandern, ehe man den Pulsschlag eines mächtigen Herzens vernimmt. Diejenigen, die am meisten „können", die Pariser Amerikaner, sind die am meisten materialistischen und haben so wenig Gelegenheit, irgend eine persönliche Empfindung stärker hinauszusprechen, dass man ihre Individualitäten nicht leicht abwägen kann. Die grossen Deutschen fehlen ganz. Der unangenehme alphabetische Katalog hat wenigstens den einen Vorzug, dass man sich schleunigst überzeugen kann, weder Klinger, noch Böcklin, noch Uhde, noch Menzel, noch Liebermann sei vertreten. Von anderen nicht so berühmten Pionieren, wie Hans Olde, ganz zu schweigen. Nun mache man sich die Arbeitsweise des modernen Künstlers klar. Gerade, weil er heute mehr denn je darauf angewiesen ist, sich sein Publikum zu suchen, und sich die öffentliche Gunst zu erzwingen, wird er subjektiver und rücksichtsloser gegen sich sein und, je grösser er ist, eine desto grössere Kluft zwischen seiner Welt und der Tradition fühlen. Diese Folge der sozialen Stellung unserer Kunst ist der einzige Grund für die peinliche Beobachtung, dass die Divergenz des höchsten Schaffens und des allgemeinsten Genusses heut grösser ist, als sie vielleicht jemals war. Was macht sich ein Mann wie Böcklin oder Klinger aus dem Ausstellungsrummel? Ihnen ist die Ausstellung zu sehr Heerde und Trivialität. Sie brauchen auch den Markt der Ausstellung nicht — denn es ist eine alte Wahrnehmung, dass grosse Werke grosser Künstler auf Ausstellungen am wenigsten gekauft werden. Diese Verkäufe der Meisterwerke regeln sich in der Stille eines kleinen Kunsthändlers, der das Monopol dieses oder jenes Grössten seit langem in der Tasche hat und nicht viel Wesens davon macht. Um zu sehn, was Menzel arbeitet, muss man in das Wagner'sche Geschäft in der Dessauerstrasse gehn: das ist längst der einzige öffentliche Punkt, den seine Schöpfungen auf dem Wege vom Atelier zum Besitzer berühren. Um so mehr wäre eine Jury verpflichtet, diesen höchsten Schmuck einer Ausstellung, da er sich nicht von selbst darbietet, im Interesse des Publikums durch energische Bemühungen sich zu verschaffen. Aber über den kunsterziehlichen Wert dieser Ausstellungen hat man wohl wenig nachgedacht — und dann die Rücksichten! Unsere höchsten Stände interessieren sich ja für unsere höchsten Künstler so wenig, wie diese für jene.

Ich komme jetzt auf die Streber unter den Künstlern zu sprechen. Diese Gattung blüht an allen Höfen, wo für mässige Talente grosse äussere Ehrenbezeugungen bereit stehen. Sie sind ungefähr das Gegenteil der Einsamen, welche die Kunst und das Publikum und die Mode sich unterthan machen. Diese halten sich vom Getümmel der Ausstellungen, wenn sie nicht angerufen werden, fern, jene benutzen gerade den lauten Marktplatz, um auch ungerufen die Augen der Höflinge auf sich zu ziehen und dadurch der Menge zu imponieren.

Digitized by Google

Die Berliner Marine- und Soldatenmaler, welche sich von Jahr zu Jahr vermehren, geben ein treffliches Beispiel, wie eine höfische Modeströmung in die Kunst einzudringen vermag. Von Bohrdt sah man einst sehr nette Zeichnungen zu Berliner Szenen, jetzt macht er grosse Marinebilder mit langen patriotischen Legenden darunter, durch welche der Beschauer sorgsam von der Betrachtung des gelehrten Bildes abgehalten wird. So wie Eberlein, der graziöse Amorettenkünstler in das Lager der bombastischen und traditionellen Patriotendenkmalfabrikanten übergegangen ist — vergebens weinen ihm seine kleinen Veneres nach. Saltzmann hat wenigstens etwas Kunst im Leibe. Und warum soll man kein Künstler sein, auch wenn man patriotisch ist? Warthmüllers komisches „Intermezzo" aus der Zeit des grossen Friedrich ist künstlerisch doch wichtiger als Werners geleckte Porträtreservoire, und gar Dettmanns Überführung der Leiche Wilhelms I. ist ein so modern und so fein empfundenes historisches Bild, wie wir es in Berlin aus der zeitgenössischen Geschichte noch nicht besassen. Wer hat nicht seine apriorischen Vorurteile gegen die zeitgenössische Geschichtsmalerei? Aber hier sehen wir, wie man einen grossen historischen Moment in einen wundervollen lyrischen Ton fassen kann.

Dettmann ist der Renommir-Moderne in der Commission. Wenn man auf deren patriarchalischen Geist schimpft, so wird Dettmann vorgerückt, Dettmann der grosse Moderne. Ich bin überzeugt, dass Dettmann ein Glück ist, aber was macht ein Stein in einem Tümpel? Ein paar kreisende Wellen, und dann ist alles wieder träger Stillstand. Wir haben eine Jury in Berlin, die die einheimische Kunst nach Grundsätzen beurteilt, welche vor fünfzig Jahren Geltung hatten. Die junge berliner Kunst existirt für sie so gut wie garnicht, und kein Mensch würde aus dieser Ausstellung ahnen, was sie leistet. Man denke sich einmal einen Saal mit ausgewählten reifen Bildern von L von Hofmann, Ury, Leistikow, Curt Herrmann, Dora Hitz, Baluschek, Brandenburg, Edmund Edel, Höniger, Frank, Michelsen, Stahl, Rohlfs, Fidus, Uth, Freudemann und den Anderen: wäre das nicht eine Demonstration von so überzeugender Grösse, dass Berlin plötzlich sogar zu einer Kunststadt erklärt würde? Wer über die Fähigkeiten dieser Künstler unterrichtet ist, wer es weiss, was die dekorative Poesie eines Hofmann, die Farbenkunst eines Ury, die charakteristische Zeichnung eines Baluschek für die Zukunft Berlins bedeutet, muss der sich nicht einer Jury schämen, welche von diesen Künstlern auch nicht ein Bild der Ausstellung einreihte? Da stehen nun Schätze zu Hause im Atelier, ein unverbrauchtes Kapital, das sich nicht umsetzen, das nicht Früchte treiben kann. Mit Fleiss wird das Publikum in Unwissenheit gehalten über die wahre künstlerische Arbeit Berlins. Aber was nützen Worte und Versicherungen? Nachdem die Herren Kommissionsmitglieder ihren Willen gezeigt haben, aus nur zu berechtigter Konkurrenzfurcht die Jugend entweder ständig fernzuhalten oder unwirksam zu verteilen, wäre es ein Segen, wenn das freie Berlin endlich dem Pariser und Münchener Beispiele folgte und sich auf eigene Füsse stellte. Der Tag, da eine reife, wohlüberlegte und solide Secession hier ihre Ausstellung eröffnete, wäre eine Rettung für den gar zu schlechten Ruf dieser Stadt und eine Offenbarung für das Publikum. Dann erst vollzöge sich die wahre Reformation auf dem Gebiete des Ausstellungswesens: die Ausstellung würde republikanisch. Das Institut der Jury, ein Überrest des feudalen Zeitalters, muss schwinden, wenn die Ausstellung wirklich die freie Konkurrenz werden soll, als welche sie sich uns in ihrer Bedeutung für unsere jetzige Kunstepoche darstellte. Die Aussteller müssen für sich selbst verantwortlich sein, sei es in einem Associations-System, wie es die Société nationale des Beaux-Arts einrichtete, oder in irgend einem anderen vernünftigen Kooptations-System. Es muss dafür gesorgt werden, dass die Leitung der Ausstellungen flüssig ist und mit der Zeit mitgeht. Dann wird man einsehen, dass diese Riesenausstellungen wirklich nur erträglich sind, wenn draussen ein Biergarten mit Militärmusik uns als Erholung winkt, und dass eine wahre Kunstausstellung intim und begrenzt sein muss: jedes Werk hat so zu stehn, dass man Musse und Lust hat, es für sich allein zu besehn. Dann werden solche Perlen

Digitized by Google

wie Keller-Reutlingens kostbares schmales Abendbildchen oder Albert Kellers unglaublich feiner Damenkopf, auf die man jetzt wie von ungefähr stösst, nicht mehr verloren gehen können. Man wird einsehen, dass bei gruppenweiser Anordnung der Bilder jedes Künstlers eine wirkliche Individualität nicht so leicht im Gewirr der Streiter verschwindet: wer achtet zum Beispiel diesmal auf die reiche Entwicklung, die der poetische Volz nahm, oder auf die überraschende Perspektive, die eine Künstlernatur wie Pietschmann nun bietet? Auf Wort, Berlin besitzt das Material, um solches Wagnis nicht als eine Kinderei erscheinen zu lassen. Die löblichen Versuche des so verdienstvollen Salon Gurlitt und die Anstrengungen der XI genügen nicht: es müssen die Trupps sich in eine Armee sammeln und sich ein eigenes Land erobern, wenn ihnen der berechtigte Boden nicht gewährt wird. Zeitereignisse, die kommen müssen, soll man nicht abwarten, man soll sie herbeiführen. Das allein ist Kulturfortschritt.

So wenig Freude also ein Berliner Lokalpatriot an dieser Ausstellung haben wird, obwohl man schon schlechtere Berliner Säle sah, so sehr wird sich der Kosmopolit an der weitreichenden Internationalität freuen, obwohl uns die fremden Gäste nicht immer ihr Bestes gaben. Die Internationalität der modernen Ausstellung ist eine solche Selbstverständlichkeit, dass nur Konkurrenzfurcht sie bestreiten kann. Dass man seine Freude hat, wenn sich die Pariser entschlossen, endlich uns diese grosse Visite zu machen, bedarf keines Beweises. Das fühlen die Hiesigen am besten, denn sie spazieren am liebsten durch die französischen Säle. Belgien, Holland, England, Polen haben denselben Durchschnitt ihrer Leistungen gesandt, aber man hält sie für nicht so pikant. Puvis de Chavannes ist schlecht vertreten, der Belgier Verstracte glänzend — aber man sieht sich jenen öfter an; Rosset Granger ist ein mässiger Künstler, der Däne Tuxen ein Genuss, aber jener hat einen weiblichen Akt als Welle gemalt. Bei Burne-Jones und Millais und Oyens und Frédéric geht man vorbei. Die Aufregung über den Pariser Besuch ist zu gross. Und doch weiss der Kenner von Paris, was hier fehlt. Aber wie wenige kennen eben Paris und wie wenige sind sich bewusst, dass es auch bei den anderen Gästen nur Stichproben auf ihre Kunst sind, die sich hierher verlaufen haben. Es ist eine willkürliche Durchschnittslinie, welche die Weltausstellung der Kunst bietet, und wenn wir vom Durchschnitt nicht unbefriedigt sind, so können wir uns gratuliren. Ich habe, je öfter ich diese Ausstellung durchwandere, das Gefühl, dass die Probe nicht gerade schlecht ausgefallen ist und dass wir im Grossen und Ganzen mit unserer Zeit zufrieden sein können, was wir nicht zu laut sagen wollen. Aber vielleicht habe ich Hunderte von Bildern vergessen, wie ich die ganze Plastik vergessen habe, unter der ich kaum etwas fand — eine recht tote Kunst für unsere formenlose Zeit. Ich weiss es nicht, das Urteil zerrinnt, die Ruhe und der Genuss wollen nicht kommen — man muss den Kritiker eben vom Menschen trennen können. Der Kritiker beweist, dass die Form der Ausstellung die notwendige Form des modernen Kunstbetriebes ist, dass die verschiedenen Prinzipien der Anordnung, die Species der Ausstellungsbilder, die Klasse der Streber, die Unterdrückung der jungen Kunst, die Internationalität Folgeerscheinungen sind jenes Ausstellungswesens, das sich erst langsam vom oligarchischen zum republikanischen entwickeln wird. Solange Oligarchie und Republik aber so wenig ausgeglichen sind wie in dieser grossen Berliner Zwitterausstellung, fühlt sich der Mensch von dem Dampfbetrieb dieser Art Kunst nicht angezogen. Es scheint ihm fast wie eine Industrie, die mit Fabriken, Modeströmungen, Suggestionen, Unlauterkeiten und Schablonen arbeitet. Die Individualität wird zur persönlichen Schutzmarke, an der die Werke von Weitem erkenntlich sind; die Richtungen der socialen, der mystischen, der stofflichen Malerei werden zu Liebhabereien, die man ausnutzt; der Erfolg entscheidet das Material, in dem der Industrieritter zeitlebens arbeitet. Was will aus diesem seltsamen Konflikt der stolzen, ruhigen Kunst und der geräuschvollen, katzenbuckligen Industrie heut werden? Wohl giebt es neben den Faiseuren und den Wucherern genug ehrliche Erfinderköpfe und starke Gross-

Digitized by Google

betriebe, die den Markt beherrschen — aber man sehnt sich hinweg aus dem Fabrikenqualm dieser Kunst — hinüber, wo die Könige wohnen und lachen. Und nun weiss ich, dass mir ein Blatt von Klinger daheim am Tische mehr Kunst ist als die reichste und notwendigste aller Ausstellungen.

BÜCHNERS STURZ.

VON

HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN.

Wenn man schon den Dogmatiker mit zehn Beweisen auftreten sieht, da kann man schon glauben, dass er gar keinen habe.
I. Kant.

Immer hat es Menschen gegeben und immer wird es Menschen geben, welche ganz genau „um die Sache Bescheid wissen". Für sie ist die Welt und das Leben kein Geheimniss; nie werden sie mit dem sterbenden Tristan fragen:

Zu welchem Los erkoren
Ich damals wohl geboren?

Ob sie nun Isispriester oder Feueranbeter sind, ob sie vor dem Gott, der aus Nichts die Welt erschuf, auf die Kniee fallen, oder sich selbst als das Nichts betrachten, dessen Scheinexistenz sich auf die zufälligen Wirbelbewegungen der „einzig wirklich seienden" Atome zurückführen lässt — — — gleichviel, allen diesen „Wissenden" ist das Eine gemeinsam: sie haben Dogmen. Anders als durch Dogmen könnten sie auch niemals zu jener apodiktischen Gewissheit gelangen; denn nicht der Zweifel, nicht die Frage führt zur Wahnvorstellung des Wissens, sondern nur die gewaltsame Beseitigung des Zweifels und das Niederdrücken der aufsteigenden Frage. Vielleicht könnte man den geistig höher organisirten von dem minder entwickelten Menschen an dem einen Kriterium unterscheiden, wie tief eine Frage in sein Denken einzudringen vermöge. Ich möchte nicht den Charakter, das Gemüth, auch nicht die intuitive und künstlerische Begabung eines Menschen mit diesem Maassstab messen; seine Vernunft aber, die Kraft der reinen Denkthätigkeit, wird immer, dünkt mich, durch seine Empfänglichkeit für skeptische Einwürfe, verbunden mit der kritischen Schärfe seines durch die Skepsis angeregten Unterscheidungsvermögens, messbar sein. Eine Skepsis ohne Kritik ist allerdings werthlos; sie ist aber auch keine eigentliche Skepsis. Ebenso wenig ist die einfache Neugier jene philosophische „Frage". Die Neugier bemerkt man bei allen höheren Thieren; man höre auch die ewigen Fragen eines Kindes und beobachte, wie die dümmste Antwort es sofort

Digitized by Google

befriedigt, wie es mit diesem vermeintlichen „Wissen“ sogar oft grossthut. Ganz ähnlich sind die Fragen der Bauern. Nur allmählich sehen wir die skeptisch-kritische Fähigkeit durch zunehmende Kultur des Geistes sich entwickeln, und nur bei sehr Hochbegabten dringt die „Frage“ bis in das Innerste des eignen Wesens. Auch beim Naturforscher, der uns zunächst als der geborene Skeptiker erscheint, unterscheidet sich sehr häufig die Wissenschaft nicht wesentlich, sondern nur gradweise, von der Neugier des gemeinen Mannes. Das zeigt sich dann auch sehr deutlich daran, dass er aus seiner Wissenschaft Material zum Beweis der Dogmen, an die er glaubt, zu sammeln unternimmt. Darwin's Entwicklungslehre ist schon öfters als ein zwingendes Argument für die buchstäbliche Wahrheit vom ersten Kapitel Mosis gedeutet worden; Faraday, der Entdecker der induktiven Elektrizität, machte sich anheischig, die Dreieinigkeit physikalisch „darzuthun“; Pater Secchi, der grosse Astronom, hatte nicht übel Lust, seine Hypothese zur Erklärung der Sonnenflecken auf die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche zu gründen. Andere Naturforscher glauben zwar weder an Gott noch Teufel, sie bevölkern aber das Universum mit hypostasirten Gedankendingen: die Gravitation, der Aether, die Atome, die unendliche Zeit — — — das sind für sie wirkliche, leibhaftige Wesen, die sie mit den Augen ihrer gläubigen Phantasie eben so klar erblicken, an die sie eben so fest glauben, wie Jacob an die Engel, die auf der Himmelsleiter auf und absteigen. Man versteht, wie Kant dazu kam, den „Materialismus“ dieser Männer ebenso treffend wie witzig, „den träumenden Idealismus“ zu nennen.

Die echte Skepsis fängt nun gerade dort an, wo der Mensch von der kindlich gläubigen Betrachtung der äusseren Natur zu der Betrachtung seiner selbst, das heisst, der einzigen ihm unmittelbar sicheren Natur, sich fragend wendet. Jahrtausende hatte man gewähnt, die Sonne drehe sich um die Erde herum, und gegen die höhere Einsicht, dass dem nicht so sei, sträubte sich der „gesunde Verstand“; ebenso wähnt der naiv denkende Mensch, er stehe festen Fusses im Mittelpunkt der Erscheinungen, und brauche nur rechts und links die Hand auszustrecken, um so viele Früchte, wie ihm nur munden mögen, vom Baume der Erkenntniss zu pflücken, — bis zuletzt ein Çankara oder ein Immanuel Kant das ganze Luftgebäude der vermeintlichen Weisheit stürzt, indem er unwiderleglich nachweist, die menschliche Vernunft tappe im Dunkeln herum, genau so wie unsere arme kleine Erde durch ungemessene Räume „ohne Ruh' noch Rast“ dahinwirbelt. So lange die Skepsis nur Skepsis blieb, da bedeutete sie weiter nichts, als den Dilettantismus hochbegabter Männer, die sich von keinerlei Dogmatismus „foppen“ lassen wollten; sobald sie aber wissenschaftlich kritisch wurde, da leistete sie der Philosophie den grössten Dienst, der je ihr geleistet wurde, — einen ähnlichen wie Copernicus der Astronomie. Lange vor Copernicus hatten geniale Männer die Bewegung der Erde um die Sonne geahnt und behauptet; er hat sie aber erst so unwiderleglich dargethan, dass jedes Leugnen verstummen musste. Ebenso hat Kant die „Vernunft“ ein für alle Mal von ihrem Throne abgesetzt. „Das Zeitalter lässt sich nicht länger durch Scheinwissen hinhalten“: das war die Ueberzeugung, aus der sein grosses Werk, „Die Kritik der reinen Vernunft“ hervorging (siehe erste Vorrede); und das Endergebniss lautete: „Eine dog-

Digitized by Google

matische Auflösung der kosmologischen Frage ist nicht etwa ungewiss, sondern unmöglich — — — niemals dürfen wir mit der spekulativen Vernunft uns über die Erfahrungsgrenze hinauswagen."

Es kann natürlich nicht mein Zweck sein, hier und heute auf metaphysische Erörterungen näher einzugehen. Ich habe lediglich zunächst darauf hinweisen wollen, dass die kritische Methode zu positiven Resultaten hinführt, die nur in Folge zwingender Gegenbeweise bezweifelt werden könnten, und dass diese metaphysische Kritik im absoluten, unüberbrückbaren Gegensatz zu allem Dogmatismus steht.

Leider gestattet mir die Rücksicht auf den Raum ebenfalls nicht, eine andere, wichtige Ausführung heute zu geben: wissenschaftlicher Kriticismus entsteht nämlich immer nur in Verbindung mit Idealismus. Diese Behauptung erscheint im ersten Augenblick paradox und bedürfte darum einer näheren Begründung. Vielleicht genügt aber ein historischer Hinweis: das metaphysisch beanlagteste Volk der Erde waren die arischen Inder, — aus ihrer Mitte und als unmittelbares, unabweisliches Ergebniss ihrer ganzen hochfliegenden idealistischen Auffassung der Welt ging, bereits vor tausend Jahren, ein kritischer Idealismus, eine Kritik der Vernunft hervor, dem Werke Kant's nahe verwandt. Die Kritik der Vernunft lässt sich überhaupt gar nicht anders als „in idealen Ausdrücken" — wenn ich so sagen darf — aussprechen. Jene anfangs erwähnte eindringliche „Frage" greift in ihrer skeptischen Hellsichtigkeit hier so tief, sie entkleidet die Dinge so sehr von jedem dogmatischen Dafürhalten, dass ihnen zunächst kaum mehr als eine symbolische Bedeutung bleibt. Der Idealist ist einer der nicht wissend, sondern fragend durchs Leben geht. Denn hat er ein Wissen, so ist es kein „Vernunftwissen", nichts was er sich und Anderen logisch darthun kann, nichts was er mit Worten zu nennen vermöchte. — — Dagegen könnte man vielleicht behaupten, jeder Dogmatiker sei ein Materialist: denn ob Jehovah den Menschen aus einem Erdenkloss macht und ihm den lebendigen Odem in seine Nase einbläst, oder ob, wie Herr Büchner dogmatisirt, „die Welt durch sich selbt existirt", und die vernünftigen Wesen „durch das grosse Gesetz der Entwicklung entstanden sind," das bleibt sich dem kritischen Idealismus gegenüber gleich; in beiden Fällen „wagt sich die spekulative Vernunft weit über die Erfahrungsgrenze hinaus" und — dogmatisirt über Dinge, von denen sie absolut nichts weiss, noch wissen kann. Das zweite gemeinsame Merkmal aller dogmatischen Auflösungen ist, dass sie immer materiell greifbar sind: die „Frage" ist hier nur bis in die oberflächlichste Epidermis eingedrungen, die Antwort ist einer rein mechanischen Reflexbewegung zu vergleichen, — der Fragende giebt sich zufrieden wenn nur seine Phantasie befriedigt wird.

Ueberblicken wir also die Vorstellungen des Menschengeschlechtes über die „Ursachen" in ihren allgemeinsten Linien, so können wir zwei Hauptrichtungen unterscheiden: die dogmatische, materialistische und die kritische, idealistische. Der religiöse Dogmatismus und auch der philosophische Dogmatismus beginnen mehr und mehr sich die unumstossbaren Ergebnisse der Kantischen Kritik zu Herzen zu nehmen: die Theologen hören nach und nach auf, Gottes Existenz durch Syllogismen und Naturphänomene vorzudemonstriren, wodurch die Religion an Tiefe nur gewinnen kann; die Philosophie hatte in der Person Schopenhauer's den Muth, den Intellekt resolut als ein Sekundäres hin-

Digitized by Google

zustellen. Aber gerade so wie es liebenswürdige Narren giebt, welche die Flachheit der Erde und ihre Unbeweglichkeit noch heute lehren, ebenso giebt es auch noch „naturwissenschaftliche Materialisten", welche nicht zu der Einsicht bekehrt werden können, ihr kleines Gehirn sei nicht das Zentrum der Welt, und welche die Grundfrage aller Metaphysik: „Wie ist Erfahrung überhaupt möglich?" gar nicht begreifen. Der Prophet dieses „neuen doch ewig alten" Materialismus ist der betagte Ludwig Büchner, kampflustig wie vor fünfzig Jahren.

Wer eine Freude an dem kräftigen Zusammenstoss entgegengesetzter Ansichten hat, wer es weiss, wie viele heisse Treffen Büchner gegen das Muckerthum der Reaktionsjahre ausgefochten hat, der wird sich einer gewissen Sympathie für diesen Mann nicht erwehren können. Nur seine eigentliche Denkkraft wird ihm schwerlich imponiren können, denn sie erinnert vielmehr an jene erwähnte flache, unbewegliche Erde, die ein Pariser Gelehrter täglich vordemonstrirt. Büchner hat die extravaganten Ideen, die zu seiner Studienzeit als heftige und berechtigte Reaktion gegen den Hegelianismus und als erste Folge einiger unerwarteter wissenschaftlicher Entdeckungen in überhitzten Köpfen entstanden waren, sich angeeignet, — ihnen hat er seine ganz ungewöhnliche Gabe für populäre, glänzende Darstellung gewidmet; und dann — seit dem Jahre 1855, in dem sein „Kraft und Stoff" erschien — ist er nie einen Schritt weiter gegangen, weder in die Breite noch in die Tiefe. Von dieser einen grossen Leistung scheint das Blut in seinem Gehirn geronnen zu sein; die Moleküle — aus deren Bewegungen, nach Büchners Versicherung, das Denken hervorgehen soll — die Moleküle blieben seit 1855 unbeweglich. Nur die Anlage zu priesterlicher Unduldsamkeit und znm Dogmatisiren hat sich immer mehr versteift. Und nun, da der Boden unter seinen Füssen schon bedrohlich schwankt, nun, da er seinen — wenn auch noch immer grossen — Leserkreis sich immer weniger aus der Intelligenz der Nation zusammenstellen und namentlich die Naturforscher sich immer mehr zum Kriticismus bekennen sieht, — da überfällt ihn eine wahre Wuth gegen den grossen Immanuel Kant, „den Begründer der Wortphilosophie" (!!). Es ist und bleibt rein unmöglich, Herrn Büchner begreiflich zu machen, dass, wo für ihn die Sache völlig erklärt ist, für Kant das eigentliche Problem erst beginnt (um mir ein Wort des scharfsinnigen Fr. A. Lange anzueignen). In Bezug auf Metaphysik kann man nur vermuthen, dass Herr Büchner das Opfer eines für einen Philosophen wirklich tragischen Atavismus sei. Da er aber unstreitig zu den beachtenswerthen Erscheinungen dieses Jahrhunderts gehört, und da ausserdem so viele Leser in metaphysischen Dingen wenig bewandert sind, so ist es doch von Interesse: die Art, wie Herr Büchner von einem Mann wie Kant zu sprechen für angemessen hält, den Werth seiner an Kant geübten Kritik und den Werth dessen, was er ihm entgegenstellt, einer nothgedrungen kurzen, aber, wie ich hoffe, doch gründlichen Prüfung zu unterziehen.

* * *

Herr Büchner schreibt sehr viel; selbst die obskursten Blätter bringen häufige Beiträge von ihm; und man wird schwerlich einen Artikel aufweisen können, in denen der gute, brave Kant nicht min-

Digitized by Google

destens Einen tüchtigen Hieb abbekommt. Eigentlich ist dies nicht schön, da Herr Büchner uns immer wieder von Neuem versichert, Kant sei schon längst mausetodt. Wozu auf eine Leiche so unbarmherzig einhauen? Vermutlich befürchtet Herr Büchner, in seiner Eigenschaft als Arzt, es möchte am Ende doch nur ein Fall von Scheintod sein? Wie dem auch sei, ich hatte das Glück, in der „Zukunft" einen Aufsatz Büchner's zu finden, der nicht nur gelegentliche Ausfälle auf Kant enthält, sondern in dem dieser unselige Denker von Herrn Büchner vampyrartig mit Haut und Haaren vertilgt wird. Dieser Aufsatz über den „Sturz der Metaphysik" ist für meinen heutigen Zweck wie geschaffen, ich lege ihn den folgenden Ausführungen zu Grunde.

Bei Kant, so erfahren wir, „gehen die Begriffe wie Kraut und Rüben durcheinander", er „verwechselt stets Begriff und Erkenntniss", er versteht es nicht, die Begriffe von Denken, Vorstellen, Anschauen, Verstand, Sinnlichkeit „auseinander zu halten" (!) er lehrt „Absurditäten", u. s. w., u. s. w., und das Ganze gipfelt in folgendem Satze: „Die transscendentale Aesthetik Kant's ist ein ungeheurer Apparat von Wörtern, die sich bei genauerer Betrachtung durchgängig als taube Nüsse erweisen (!) — ein Galimathias oder Pfannkuchenberg von Begriffen (!) vorgetragen in Sätzen, die nicht einmal logisch richtig (!) gebaut sind." (Noch kürzer gesagt also: Der arme Verfasser der „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" war ein Esel.) Und nun folgt die Reihe der Dogmen: reine Mathematik giebt es nicht; es giebt nur Erkenntnisse aus Erfahrung; Zeit ist kein aprioristischer Begriff, Raum auch nicht; die angebliche Unterscheidung zwischen Vernunft und reiner Vernunft existirt nicht u. s. w., u. s. w. Begründet werden alle diese Sätze hier natürlich eben so wenig wie in desselben Verfassers ausgedehnteren Schriften; es sind einfach „mysteria ex tripode enunciata". — Eine philosophische Polemik hierüber zu führen, dürfte allen fähigen Denkern überflüssig erscheinen.

Als Büchner's Kraft und Stoff 1855 in erster Auflage erschien, behauptete Schopenhauer, und begründete seine Meinung Punkt für Punkt, der Verfasser habe Kant niemals gelesen! Und doch fällt es mir schwer, Schopenhauer's Meinung in Bezug auf Büchner zu theilen; denn Büchner ist Naturforscher, und das Grundprinzip dieser Disciplin ist, dass man nichts aus zweiter Hand empfange, sondern stets selber, und wie mühsam dies auch sein möge, bis an die Quelle hinaufsteige.

Die Frage ist also nicht, hat Büchner Kant jemals gelesen? sondern, hat er den Philosophen über den er so streng und verächtlich urtheilt, überhaupt verstanden? Und da kann man ohne jeden Zweifel nein antworten. — Der vorliegende Aufsatz wimmelt geradezu von Beweisen hierfür. „Es ist ganz unmöglich, Vorstellungen a priori zu haben," sagt Büchner; ja, hat Kant denn das Gegentheil behauptet? „Der Begriff des Raumes, der aber als solcher nicht existirt, da es nur eine Vorstellung vom Raum giebt, soll bekanntlich nach Kant nicht der Wirklichkeit entsprechen — — —". Bekanntlich ist nicht schlecht! denn Kant lehrt ja selber, in seiner Transscendentalen Aesthetik § 2, Abschnitt 4, dass die Vorstellung vom Raume „Anschauung und nicht Begriff sei", und seine Ausführungen kulminiren in dem Satze: „Unsere Erörterung lehret demnach die

Digitized by Google

Realität, d. i. die objektive Gültigkeit des Raumes in Ansehung alles dessen, was äusserlich als Gegenstand uns vorkommen kann." — Das non plus ultra des gänzlichen Unverständnisses wird aber wohl in folgendem Satze Büchner's geleistet: „Wenn Zeit und Raum, wie Kant will, nur subjektive Vorstellungen wären, so müsste auch Alles, was in Raum und Zeit ist, subjektive Vorstellung sein und nicht mehr. Somit müsste die ganze Welt als Vorstellung a priori in uns vorhanden sein, und es gäbe danach gar keine Erfahrung. Damit kommt man nothgedrungen auf den subjektiven Idealismus Fichte's und auf den Solipsismus — — —." Diese Ausführung ist wirklich, wie der Oesterreicher sagt, „zum Haar ausreissen!" Wo, um Himmels Willen, hat Kant gesagt, Zeit und Raum wären „subjektive Vorstellungen"? Was soll das überhaupt heissen? Was wären denn „objektive Vorstellungen"? Kant erklärt sogar ausdrücklich (Anmerk. 8 zur 4. Antinomie): „subjektiv und in der Wirklichkeit des Bewusstseins ist die Vorstellung der Zeit doch nur, so wie jede andere, durch Veranlassung der Wahrnehmungen gegeben"; — wie so könnte also die ganze Welt als Vorstellung a priori und ohne Erfahrung in uns sein? Das Wort subjektiv scheint hier von Büchner dem Wort transscendental untergeschoben, aber sehr mit Unrecht, denn der Ausdruck transscendental bezeichnet „das materielle Princip der Erkenntniss", er bezieht sich „nicht auf Gegenstände, sondern auf unsere Erkenntnissart von Gegenständen", so dass Kant ausdrücklich warnt, dass es ganz falsch wäre „den Raum oder irgend eine geometrische Bestimmung desselben eine transscendentale Vorstellung zu nennen!" (vergl. Trans. Logik, II, etc.) Und dann weiter, diese perfide Einschaltung: „subjektive Vorstellung und nicht mehr"; unmöglich ist es, den ganzen Gehalt der Kant'schen Philosophie ärger zu verdrehen. Denn dass zu jeder Erfahrung und zu jeglicher Erkenntniss zweierlei gehöre, nämlich Anschauung und Begriff, ist der Grundpfeiler von Kant's Lehre (vergl. vor Allem die Schrift Ueber die Fortschritte der Metaphysik); sehr concis kommt dies in dem Satze zum Ausdruck: „Begriffe ohne Anschauung sind leer; Anschauungen ohne Begriff sind blind." In jenem Satze Büchner's also, welcher angeblich dem kritischen Idealismus den Todesstoss versetzen soll, steht im Gegentheil jede einzelne Behauptung in direktem Gegensatz zu Kant's Lehre. Daraus geht mit Evidenz hervor, dass Büchner Kant's Metaphysik überhaupt nicht versteht; er theilt mit zahlreichen Fachphilosophen das Los, nicht einmal zu wissen, was Kant unter transscendentalem (oder wie er es später nannte, kritischem) Idealismus verstand. In seinen Schriften wirft Büchner den Berkeley'schen Idealismus, den Cartesianismus und den Spiritualismus, alles mit Kant's Kritik zusammen in einen Topf (da gehen die Begriffe wirklich „wie Kraut und Rüben durcheinander"!) ohne zu ahnen, dass Kant's wissenschaftliche Kritik der menschlichen Vernunft die Unhaltbarkeit des absoluten Idealismus und des empirischen Idealismus von Descartes eben so gründlich und entscheidend nachgewiesen hat, wie die des Materialismus, deren „freche Behauptungen" Kant, wie gesagt, als „träumenden Idealismus" bezeichnete!

Wir stehen also vor einer physischen, psychologischen Unfähigkeit, metaphysische Probleme überhaupt zu erfassen. Diese Behaup-

Digitized by Google

tung implicirt nicht den Schatten einer Geringschätzung; es hat Genies gegeben, die es niemals bis zur Beherrschung der Regel de tri gebracht haben; eine echte metaphysische Beanlagung ist gewiss eben so selten, oder noch seltener, wie die für höhere Mathematik, und selbst mit dieser Anlage ausgestattet, bedarf es für den philosophischen Kopf einer strengen Disciplin und einer langen Periode ruhiger, ungestörter Concentration, wie sie in unserer hastigen Zeit nur Wenigen zu Theil wird, um jene Höhen zu erklimmen, auf welchen der gewaltige Denker, Kant, seinen Zeitgenossen weit vorauseilend, sich bewegt. Die alten Aryer, welche wie wohl kein anderes Volk metaphysisch beanlagt waren, wussten das wohl und liessen ihre angehenden Weisen ein ganzes Menschenalter in Zurückgezogenheit und Denken verbringen, ehe diese an das Lehren und Beurtheilen schritten; Kant hat es nicht unähnlich gemacht, da er, trotz seiner seltenen Befähigung, fast sechszig Jahre alt war, als er sein Hauptwerk beendete. Herr Büchner dagegen zählte kaum dreissig Jahre, und hatte bereits eine ganze, vielbewegte ärztliche und politische Laufbahn hinter sich, als er — gewissermaassen in einer Mussestunde — die ganze ihm vorangegangene Denkarbeit der Menschheit zu vernichten unternahm und kurzweg erklärte, sie „verdiene nicht die Druckerschwärze, welche man daran verwendet hat". Das war nun gewiss kein „wissenschaftliches" Vorgehen, im vollen, ernsten Sinn des Wortes. Nach dem berühmten Vogt'schen Ausspruch, den Büchner in seinem Kraft und Stoff freudig unterschreibt, soll das Denken mit einem Exkremente zu vergleichen sein. Meinetwegen! Da lässt sich aber doch gar nicht einsehen, wesswegen gerade erst die Exkremente des Herrn Büchner und seiner Freunde uns besonders werth und heilig dünken sollen? Nein, trotzdem Herr Büchner die ganz erstaunliche Fähigkeit zu besitzen versichert, „sich Dinge ohne Beziehung auf den Raum vorzustellen" (!), liegt hier doch offenbar ein Defekt vor, und zwar nicht nur in Bezug auf Metaphysik, sondern auch in Bezug auf kritisches Unterscheidungsvermögen, so dass der arme Kant doppelt schlecht abkommt. — Zu diesen negativen Eigenschaften gesellt sich eine sehr gefährliche positive. Ein Maler, dem ich Büchner's Bild zeigte, meinte: „grosse Intelligenz, gar keine Intuition, Fanatismus"; letzteres Wort erinnert an Lange's Prophezeiung: „die Mediciner werden die Pfaffen der Neuzeit werden". Wahrlich, sie sind es schon! Denn unter dem Wort „Pfaffen" denken wir uns Dogmatismus, Engherzigkeit und Intoleranz, — und das sind in Wirklichkeit die charakteristischen Eigenschaften dieser Mediciner, welche, in immer grösserer Anzahl, die Grenzen ihres Fachs überschreiten, um mit priesterlicher Selbstüberhebung uns „Laien" — als lägen wir ewig auf dem Krankenbett — zu belehren. Von Büchner bis Nordau — eine schöne Reihe! Es ist die höchste Zeit, dass wir gegen diese neue Gestaltung des ewigen Pfaffenthums energische Stellung nehmen; die Befreiung aus dieser Knechtschaft giebt aber einzig eine Kritik des menschlichen Erkenntnissvermögens, wie sie in Europa von Kant zuerst durchgeführt wurde.

* * *

Herr Büchner behauptet, es gäbe „eine auf die Resultate der modernen Naturwissenschaft und anf die Entwickelungstheorie gegründete Philosophie." Wer aber die Naturwissenschaften gründlich

Digitized by Google

und praktisch studirt hat weiss, dass das ohne Dogmatisiren unmöglich ist; darum treffen wir gerade unter denkenden Naturforschern viele echte Kantianer. Die Naturwissenschaft gleicht einem Danaidenfass; die Thatsachen strömen unaufhaltsam hinein, die Summe des eigentlichen „Wissens" wird aber — der Unendlichkeit des „Wissbaren" gegenüber — nie grösser. Denn, wie Kant es in seinen Prolegomena mit überzeugender Klarheit ausführt: „die Naturwissenschaft hat zwar Schranken, aber keine Grenzen." Darum unterscheidet sich eine auf die allermodernste Naturwissenschaft gegründete materialistische Philosophie ihrem tiefstem Wesen nach in keiner Weise von der Philosophie der guten alten Hylozoisten, die vor 2500 Jahren mit dem Anspruch, ihre Lehren als „Philosophie" betrachtet zu wissen, weder mehr noch weniger naiv als ihre heutigen Nachfolger waren. Thales und seine Jünger waren auch Naturforscher und — die Glücklichen! — sie besassen auch schon eine Entwickelungstheorie. Dass von vielen Seiten der modernen Entwickelungshypothese so viel Gewicht in philosophischer und ethischer Beziehung zugesprochen wird, scheint mir eine der Folgen unserer mangelhaften kritisch-metaphysischen Schulung zu sein. Die Konstanz und ihr Gegensatz: die progressive Entwickelung, sind wohl doch nur eine besonders verwickelte Erscheinungsform der unlösbaren Antinomie des Begrenzten und des Unbegrenzten. In den physikalischen Wissenschaften dient uns augenblicklich die ganz willkürliche, bewusst wider-vernünftige Annahme des Begrenzten (nämlich das Atom), in den biologischen die eben so — aber leider noch nicht so bewusst — willkürliche des Unbegrenzten (der Evolution); bei einem andern Zustand unseres Wissens, einer anderen Richtung unseres Denkens, kann sehr gut einmal das umgekehrte Verhältniss statthaben. Es nimmt uns darum auch nicht Wunder, die Ansicht von einer endlosen Entwickelungsreihe der organischen Geschöpfe zu den verschiedensten Zeiten anzutreffen: bei den alten Indern, bei den alten Griechen u. s. w., und — was dem heutigen Thema näher liegt — es ist gut daran zu erinnern, dass auch Kant in seinen Vorträgen die Entwickelung des Menschen aus dem Thiere gelehrt hat. Hat aber Darwin's Evolutionstheorie einen so riesigen Fortschritt in den biologischen Wissenschaften hervorgerufen und dadurch ihre Angemessenheit dem augenblicklichen Standpunkt unseres Wissens gegenüber glänzend bewiesen, so wäre es nichtsdestoweniger eben so ungerecht wie unweise zu übersehen, dass der Glaube an die Konstanz der Arten es war, welche die Grundlage zu dem jetzigen Fortschritt erst abgab, und dass jener Glaube einen eben so grossen Fortschritt gegen die frühere Entwicklungslehre bedeutete und eine enorme Masse wissenschaftlicher Arbeit auf seinem Guthaben hat. Und von einem Tag zum anderen ändert sich, sehr natürlicher Weise, dieses uns als philosophisches Panaceum gepriesene Entwicklungsdogma. Es giebt ja noch echte Darwinisten, aber die Thatsache, dass ihre Zahl schon 35 Jahre nach dem Erscheinen des Origin of Species immer geringer wird und dass einige der fähigsten Naturforscher, die sich geradezu eine Specialität aus dem Studium der Entwickelungslehre gemacht haben, mehrere der Grundprincipien Darwin's ganz und gar verwerfen, giebt über die objektive Zuverlässigkeit aller solcher hypothetischen Gebäude zu denken. Man betrachte z. B. die Diskussion über die Vererbung erworbener Charaktere, welche kürzlich zwischen dem grössten Darwi-

Digitized by Google

nianer unter den Philosophen, Herbert Spencer, und dem philosophisch vielleicht Fähigsten unter den Specialisten der Entwicklungstheorie, Weismann, stattfand. Letzterer leugnet absolut die Erblichkeit erworbener Charaktere und greift hiermit die Darwin'sche Lehre an der Wurzel an. Ueberhaupt ist Weismann's „physiologische" Theorie der Entwickelung in wesentlichen Punkten von Darwin's „Zuchtwahl" so grundverschieden, dass eine ganz andere „Philosophie" daraus resultiren müsste. Eine vom philosophischen Standpunkt aus aber noch interessantere Abweichung ist die Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre von Nägeli. Dieser Gelehrte, die seltene Vereinigung eines Mathematikers und eines Physiologen in einer Person, macht hier den ersten Schritt zu einer neuen Begrenzung, d. h. zu einer neuen Auffassung des Prinzips der Konstanz, indem er den Aufbau der organisirten Körper als analog und in einem gewissen Sinne homolog demjenigen der unorganisirten darstellt, d. h. also der Krystalle (woraus mit der Zeit gewiss eine Lehre von der Beschränktheit und der bestimmten Zahl der möglichen Lebensformen hervorgehen wird), und in dem er den hochwichtigen Satz eines allgemeinen genetischen Zusammenhangs zwischen den jetzigen Arten mit grösster Entschiedenheit verneint (woraus höchst wahrscheinlich die Lehre einer pendelartigen Bewegung von den einfachsten Formen zu den complicirtesten eines „Genos" und wieder zurück, wie innerhalb der einzelnen Krystallgruppen entstehen wird) Interessant ist es auch, daran zu erinnern, dass die geniale Hypothese Schopenhauer's von der Entstehung neuer Arten durch generatio ex utero heterogeneo von keinem Geringeren als dem grossen Zoologen Kölliker adoptirt und (so viel mir bekannt) als seine eigene herausgegeben wurde (genau so wie Helmholtz es mit seiner Theorie des Sehens gemacht hatte!); eingehender wurde dann diese Schopenhauer'sche Abstammungslehre später von dem Physiologen Thury, in Genf, ausgeführt und begründet; sie hat ihr letztes Wort gewiss noch lange nicht gesprochen. — — — Doch dies Alles nur nebenbei; und es ist hier auch nicht der Ort um die Schwächen jeder einzelnen Entwicklungstheorie nachzuweisen, worüber Derjenige, der die nöthige naturwissenschaftliche Bildung besitzt, sich in den Schriften dieser verschiedenen Autoren belehren kann. Hier wollte ich nur darauf aufmerksam machen, auf wie schwachen Füssen eine Philosophie ruht, welche sich auf die Entwickelungstheorie zu gründen vorgiebt. Auf welche Entwickelungstheorie? Sollte sie etwa auf den soeben aufgezählten vierfüssig dahergehen? — Der geistreiche Karl Vogt warnte uns vor langen Jahren gegen „Köhlerglauben"; eine Wissenschaft aber die nicht einsieht (um mit Nägeli zu reden), dass sie „die Natur als Ganzes nicht erfassen kann, weil ein Process des Erkennens, welcher weder Anfang noch Ende hat, nicht zur Erkenntniss führt," — eine Wissenschaft welche es nicht begreift (um mit Kant zu reden), dass „der Verstand seine Gesetze nicht aus der Natur schöpft, sondern sie dieser vorschreibt", — ist Köhlerwissenschaft. Die Köhlerwissenschaft mag, wie der Köhlerglaube, ein ganz nützliches Ding sein und eine Stütze für schwache Geister; es ist aber eine eben so lächerliche Vermessenheit von den einen, wie von dem anderen, der metaphysischen Kritik des menschlichen Erkenntnissvermögens Gesetze vorschreiben, oder ihre Existenzberechtigung leugnen zu wollen.

Digitized by Google

Interessant ist es dagegen, zu beobachten, und belehrend bezüglich des hohen Werthes metaphysischer Untersuchungen, wie alle und jede Naturwissenschaft, so wie sie das Feld der exakten Beobachtung verlässt, um die Thatsachen zu Theorieen zusammenzufassen, d. h., um aus ihnen einen Sinn zu deduciren, sehr schnell auf Metaphysik führt. — Herr Büchner stellt die sonderbare Behauptung auf, die Philosophie müsse von „jedem Gebildeten" begriffen werden können. Die Naturwissenschaft aber, auf welcher eingestandenermassen seine eigene Philosophie ruht, führt überall auf Begriffe zurück, die weder von Ungebildeten noch von Gebildeten begriffen werden können, weil sie sich selbst widersprechen und

„ein vollkommener Widerspruch
Bleibt gleich geheimnissvoll für Kluge wie für Thoren."

Man schaue sich die alleinseligmachende Grundlage der ganzen modernen Physik und Chemie an: das Atom! Ein vollkommeneres Unding hat sich der menschliche Geist noch niemals ersonnen: ein ausgedehnter Körper, der nicht theilbar ist! Ja noch mehr: ein ausgedehnter Körper der nicht ausgedehnt ist! Denn den Berechnungen der mathematischen Physik liegt der mathemathische Punkt zu Grunde, d. h. ein Ding, das nach keiner der drei Dimensionen hin irgend eine Ausdehnung besitzt; und die Physik des Aethers (Licht, Wärme, Elektrizität) fordert ebenfalls Atome, die gewichtlos und unsperrbar, mit anderen Worten unausgedehnt seien. Und wenn das chemische Atom, um unseren Theorieen zu dienen, im Gegensatz zu dem des Aethers Ausdehnung haben muss, so sind wir doch gezwungen, wie Herr Büchner in Kraft und Stoff selbst sagt, es als „das physikalisch unendlich kleine aufzufassen"; damit ist aber nicht einmal der rein naturwissenschaftlichen Seite des Problems irgendwie geholfen; denn, wie der grosse Physiker, Lord Kelvin, richtig bemerkt hat, bei unendlich kleinen Atomen würden die chemischen Reaktionen unendlich schnell stattfinden müssen, was nicht der Fall ist; und was noch viel wichtiger ist: mit dem Wort unendlich verlassen wir stets das Gebiet — nicht nur der Beobachtung, der Erfahrung, sondern überhaupt — der Empirie, und stehen wir schon mit einem Fuss auf dem der Metaphysik. — Aber auch die biologischen Wissenschaften führen zu Elementarbegriffen, die nur von „Köhlern" als faktische Thatschen angesehen werden, da auch hier offenbar „die oberste Gesetzgebung der Natur in uns selbst liegt." Ein lehrreiches Beispiel ist die zuerst ganz konkrete, jetzt aber allmählich sich verflüchtigende Vorstellung der einfachsten organischen Einheit: man hatte beobachtet, dass die Gewebe der Pflanzen aus Zellen (im gewöhnlichen, natürlichen Sinne des Wortes) aufgebaut sind; analoges wurde von Virchow für die thierischen Gewebe nachgewiesen; und nun entstand ein Dogma, welches der Naturforschung grosse Dienste leistete: „die Zelle ist das einfachste Glied eines jeden Organismus, sie ist die unentbehrliche, individuelle Grundlage alles Lebens." Und noch im März 1893, als Virchow in London einen Vortrag über das Wesen des Lebens hielt, entschädigte er sich dafür, dass er — sehr begreiflicher Weise — über sein Thema rein gar nichts mitzutheilen hatte, mit der möglichst kräftigen Betonung, dass, was das Leben auch sein möge, es jedenfalls ohne Zelle nicht bestehen könne; und mit einem stolzen Selbstbewusstsein, welches man dem grossen Forscher nicht verübeln konnte, erinnerte er an seine

Digitized by Google

berühmte Formel: Omnis cellula a cellula, „durch welche er dem wilden Durcheinander phantastischer und willkürlicher Begriffe ein Ende gemacht habe.“ Nur Eines hat der gelehrte Mann zu sagen vergessen: was er jetzt unter Zelle versteht? Ursprünglich entsprach, wie gesagt, diesem Begriff etwas „jedem Gebildeten“ Verständliches; es war ein nach aussen durch eine Haut abgeschlossenes Gebilde, inwendig mit Protoplasma angefüllt, in welchem ein sog. Zellkern sass; mit der Zeit ist aber die Zelle la bouteille à encre geworden: sie kann aus Zellhaut und Protoplasma, ohne Kern, oder aus Protoplasma und Kern, ohne Haut, oder aus Protoplasma ohne Haut und ohne Kern, oder aus Kern allein bestehen — — — kurz, der Begriff Zelle ist nach und nach zum Mädchen für Alles geworden! In Folge dessen wurde der Inhalt des Satzes: „das Leben ist Zellenthätigkeit“ immer unbestimmter. Nun ist aber vor ganz Kurzem ein Anderes hinzugekommen: der berühmte Wiener Botaniker, Professor Wiesner, dessen ungemein erfindungsreiche und sehr ungewöhnlich scharfe Beobachtungsgabe Darwins hohe Anerkennung fand, Wiesner hat nachgewiesen, dass die Zelle (und nehme man diesen Begriff noch so elastisch) nicht das einfachste Glied des Organismus sei! Wiesner weist eine weitgehende Individualisirung innerhalb des Protoplasmas nach, stellt fest, dass die verschiedenen Inhaltskörper des Protoplasmas stets aus besonderen individualisirten Anlagen entstehen, dass diese Anlagen von allem Anfang an vorhanden sein müssen und nicht von der Zelle, als solche, erzeugt werden können — — — und kommt somit dazu, einen neuen Begriff aufzustellen: das Plasom. „Das Plasom muss nunmehr statt der Zelle als einfachstes Glied der Organisation angesehen werden.“ Die Zelle ist fortan also blos ein bequemer Ausdruck, um die verschiedensten Kombinationen von Plasomen zu bezeichnen; das omnis cellula a cellula ist nichts weiter als ein abgeleiteter Satz, der für die komplicirten Organismen allein Gültigkeit besitzt, nicht aber für sämmtliche Lebenserscheinungen und der Grundbegriff heisst nunmehr: omne plasoma a plasomate. Wiesner selber aber hält es für wahrscheinlich, dass „dem Plasom selbst wieder ein komplexer organischer Bau zugesprochen werden muss — — —.“ Wir schreiten also auch hier mit schnellen Schritten dem „Unendlichen“, das heisst, einer nicht „jedem Gebildeten“ begreiflichen Antinomie zu, über welche die Metaphysik allein — nicht Erklärung, denn das Wort hat hier keinen Sinn — wohl aber Aufschluss geben kann. — Ueberall in den Naturwissenschaften begegnen wir aber Aehnlichem: wenn die Physiker uns lehren, „es giebt wahrscheinlich nur eine Materie“, wenn Virchow erklärt, „man brauche überhaupt kein erstes Entstehen des Lebens anzunehmen“, wenn De Vries seine Hypothese der Pangenesis, Haeckel die der Perigenesis aufstellt, Weismann dagegen die Unsterblichkeit des Keimplasmas lehrt u. s. w., u. s. w., wer merkt da nicht, dass die menschliche Vernunft hier überall mit sich selbst spielt, genau so wie eine Katze mit ihrem Schwanz? Jede Hypothese ist gut, die zur Auffindung neuer Thatsachen führt; keine hat für die Philosophie grundlegenden Werth. Man bedenke doch, dass selbst auf dem wasserhellen Gebiete der Physik, ein Begriff wie der der Gravitation, und zwar gerade weil er ganz klar ist, gar keinen „Sinn“ mehr enthält; Newton wusste das sehr gut und spottete über den lächerlichen Ge-

Digitized by Google

danken, dass man, indem man die Gravitation eine Grundkraft der Materie nannte, irgend etwas „erklärt“ hätte. Je weiter eine Wissenschaft gedeiht, desto klarer sieht man eben ein, dass, wie Du Bois-Reymond in seinen Untersuchungen über thierische Elektricität sagt, der Wissenschaft das Ziel gesteckt ist, „nicht das Wesen der Dinge zu begreifen, sondern begreiflich zu machen, dass es nicht begreiflich sei.“ —

Was nun die philosophirenden Naturforscher à la Büchner thun, ist im Grunde genommen ganz identisch mit den Hypostasirungen der Neuplatoniker; durchaus unvorstellbare Begriffe, blosse Schemen zur Erleichterung der praktischen Arbeit der Wissenschaften — die Atome, die Anziehungskraft, die unendliche Zeit u. s. w. — werden zu wirklichen Wesen umgewandelt; und ähnlich wie dort der Uebergang zu jenen hohen Wesen durch Genii, Engel, Erzengel u. s. w. erleichtert wurde, so wird auch hier ein ganzes hierarchisches Luftgebäude aufgeführt von Molekülen und Plasomen und Zellen u. s. w., u. s. w.; das Ganze rundet sich dann zu einer Kirche ab, unter dem schönen Namen: „Philosophie der natürlichen Weltordnung“. Wie unfehlbar eine so unphilosophische Philosophie zum Dogmatisiren führen muss, dafür findet man in Büchner's Kraft und Stoff köstliche Beispiele; ein einziges genüge: Büchner will die schwierige Lehre der „allmählichen Entstehung des Bewusstseins aus der bewusstlosen Materie“ begründen; trotz redlicher Mühe will ihm dies nicht gelingen, und da bricht er plötzlich seine Beweisführung mit den Worten ab: „es genügt vollständig, zu wissen, dass es so ist!“ Also Heil dem wackeren Tertulian und seinem Wahrspruch: Credo quia absurdum!

Zum Glück hat ein grosser Mann gelebt, mit Namen Immanuel Kant. Nachdem er auf dem Felde der exakten Wissenschaften die glänzendsten Zeugnisse von der durchdringenden Schärfe seines Verstandes und von der strengen Wissenschaftlichkeit seines Bildungsganges gegeben hatte, widmete er sein ganzes Leben der genauen Erforschung des menschlichen Vernunftvermögens, seines Umfangs und seiner Grenzen. Kant giebt ja selber zu, dass „der grösste und vielleicht einzige Nutzen aller Philosophie der reinen Vernunft wohl nur negativ sei; da sie nämlich nicht als Organon zur Erweiterung, sondern, als Disciplin, zur Grenzbestimmung dient, und, anstatt Wahrheit zu entdecken, nur das stille Verdienst hat, Irrthümer zu verhüten.“ Gerade aber diese Grenzbestimmung: „dass wir mit der spekulativen Vernunft niemals über die Erfahrungsgrenze uns hinauswagen dürfen,“ ist ein ganz unschätzbarer positiver Gewinn; denn hieraus folgt, dass „eine dogmatische Auflösung der kosmologischen Frage nicht etwa ungewiss, sondern unmöglich ist,“ — und wer das weiss, lässt sich nicht von Büchner und Konsorten zu den angeblich „freieren Anschauungen“ verlocken. Ein wie ungeheurer positiver Gewinn die wissenschaftliche Kritik der reinen Handlungen des Denkens speciell für die Naturforschung bedeutet, hat uns später auch Kant selber in seinem unsterblichen Werke: Die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft gezeigt. Hier weist er nach, wie „alle Naturphilosophen sich jederzeit metaphysischer Principien bedient haben und bedienen mussten“, und sodann prüft er diese unvermeidlichen metaphysischen Bestandtheile der Naturwissenschaft sorgfältig: das Schlussergebniss ist, das alle Naturwissenschaft noth-

Digitized by Google

wendigerweise immer mit dem Unbegreiflichen endet, so dass anstatt die letzten Grenzen der Dinge darzuthun, sie vielmehr die Vernunft dahin führt, „sich auf sich selbst zurückzukehren, um die letzte Grenze ihres eigenen Vermögens zu bestimmen". — Wenn die Leute, welche über Philosophie der Weltordnung so viel schreiben, Kant nur studirt und verstanden hätten, sie hätten sich und uns viel Mühe erspart; denn Kant hat im voraus sonnenklar dargethan, dass ihr ganzes Treiben nur (um Büchner's Worte über Kant gegen ihn selbst anzuwenden) „ein Spiel mit inhaltlosen Worten" sei.

Dass Büchner nicht gegen den wirklichen Kant ankämpft, der ihm durchaus unbekannt geblieben, sondern, ein neuer und gewiss edelgesinnter Don Quixote, „um das krumme grad' zu machen" auszog und dabei gegen eine „subjektive Windmühle" so barsch und unziemend anrannte, das ist seine Entschuldigung; Kant nennt das „Blödsichtigkeit", entschuldigt es aber mit dem Bemerken: „es sei nicht nöthig, dass Jedermann Metaphysik studire, denn es gebe manches Talent, welches in gründlichen und selbst tiefen Wissenschaften, die sich mehr der Anschauung nähern, ganz wohl fortkömmt, dem es aber mit Nachforschungen durch lauter abgezogene Begriffe nicht gelingen will." Wem es aber gelingt, der wird gewiss auch weiterhin über Herrn Büchner's hinrichterliche Wuth auf den erhabenen Denker nur lächeln, und seine angebliche Philosophie mit den Worten Kant's abweisen: „Wer einmal Kritik gekostet hat, den ekelt auf immer alles dogmatische Gewäsche".

SANCT NOTHBURGAS ERDENREISE.

VON

FANNIE GRÖGER.

Der heilige Petrus sass beim Sonntagnachmittagskaffee bequem im Lehnstuhl und schlug Fliegen mit der Klappe todt. Sanct Nothburga, die fromme Heilige, — welche ihm die kleine Junggesellenwirtschaft besorgte, und täglich früh kam um ein wenig zu lüften und die Blumen zu begiessen, — stopfte ihm eben die Pfeife, reichte sie ihm knixend dar und stand, verlegen die Hände in ihre Schürze wischend, da.

„Petrus" begann sie schüchtern, und man konnte ihr anmerken, dass sie etwas auf dem Herzen hatte, und die Haube sass ihr schief auf dem Kopf. „Petrus, wennst mir's halt nit übel nehmen möchst, hätt' ich gar eine grosse Bitt' an Dich."

Petrus sah sie wohlwollend, schmunzelnd über seine Brille hinweg an und sagte ermunternd:

„Wird so gross nicht sein. Also rraus damit!"

„Na, wennst halt meinst", begann Nothburga schluckend, „dass es doch nicht gar so unbescheiden wär', so hab ich mir gedacht, fragst halt den

Digitized by Google

heiligen Petrus um Erlaubniss, dass" — die Stimme versagte ihr vor Erregung; in einem tiefen Seufzer schöpfte sie neuen Muth und fuhr dann fort:

„Die Sach' ist so: Du weisst ja, dass gestern der Sterzinger Waschtl aus Jenbach —"

„Was für ein Waschtl und woher?" unterbrach Petrus sie gutgelaunt.

„Na weisst, der Sterzinger Waschtl aus Jenbach in Tirol", wiederholte Nothburga bebend und beflissen, „mein Landsmann, den Du gestern bald nit hereingelassen hättst, weil er gar so herrgottsjämmerlich grob gewesen ist, der gesagt hat: wennst mir nit glei aufmachst, kriegst mein Schlagring z'kosten ....."

„Aha der!" erinnerte sich jetzt Petrus, „sind sie denn alle so grob bei Dir zu Haus?"

„Dank der leutseligen Nachfrag', meistens halt wohl schon. Aber einmal hab' ich einen gekennt, der war, was man so sagt, auch mitunter höflich. — Ja also, dass ich Dir verzähl', der Sterzinger Waschtl hat g'sagt, dass sie mich halt noch immer zu Haus nicht vergessen haben; gar ein eigen's Kirchel hab'ns mir gebaut, wo meine Gebeine ruh'n, und dass gerade heut meine Kirchweih' wär' da unten, und da hab ich mir gedacht: wennst jetzt dem Petrus alles wirst hergericht' haben, so dass er zufrieden ist, und er sein Schlaferl macht, wirst ihn recht demüthig bitten, ob er dir vielleicht erlaubt, ein Nachmittagssprüngerl auf die Erde zu machen, zu dein Kirtag. Das wird er dir gewiss nit abschlagen, wo du ihm so lange Jahre treu und redlich gedient hast und gar nie einen Ausgang gehabt."

„Hoho!" lachte Petrus mit der gemüthlichen Behäbigkeit eines, der gut gegessen und getrunken hat und sich nun in wohlwollender Stimmung schaukelt. „Wenn's weiter nichts ist, Alte, das will ich Dir gern gestatten. Aber wie lässt Du Dich auf die Erde hinab? Du bist das Reisen nicht gewöhnt, und für Dein Alter ist es ein weiter Weg!"

„Na ja, comod wird's nicht sein, aber wenn Du mir halt doch die Wolke leihen möchtest, auf der ich vor Zeiten heraufgefahren bin in den Himmel. — Jesus Maria, war das schön damals! — Sie wird wohl etwas verstaubt sein, aber ich putz' mir sie schon rein. Wenn sie auch nicht mehr ganz neu ausschaut, ich bin ja eine alte Frau und nur ein unterthäniger Himmelsdienstbote!"

„Ja, aber das Decorum, das Decorum muss doch gewahrt werden!" sagte Petrus nachdenklich. — „Na sei es! Doch morgen bei Tagesanbruch erwarte ich Dich zurück; die Zeit genügt Dir doch? Sollst auch einmal eine Freude haben, Burgei. Gott befohlen!"

Nothburga war ganz roth vor Vergnügen geworden und strahlte förmlich. Und „Burgei" hatte er sie auch noch genannt. Ihr alter Heiligenschein schien ordentlich heller aufzuleuchten, und eilig schwebte sie davon, nicht ohne vorher Petrus dankbar und inbrünstig die Hände geküsst und seinen Segen empfangen zu haben.

Hinter dem Himmelsthor zog sie ihre alte Wolke aus einem vergessenen Winkel hervor, und blies aus vollen Backen den Staub hinweg. Dann breitete sie ihr Tüchelein aus, setzte sich behutsam darauf, schön in die Mitte, und flog erdwärts.

Gleichwohl es etwas langsam ging, denn die Wolke war immer unbenutzt gewesen, schloss Nothburga doch die Augen, damit ihr nicht am Ende übel würde, sass kerzengerade und steif, um das Gleichgewicht zu halten, und ihre himmelblauen Haubenbänder flatterten vergnüglich im Winde.

Eine geraume Weile war sie nun schon durch den blauen Äther herniedergeflogen. Schon hörte sie hie und da den Gesang eines Vögeleins, und rauschten die Schwingen eines Adlers oder Falken an ihr vorbei, da stand die Wolke urplötzlich mit einem Ruck stille.

Nothburga öffnete die Augen und gewahrte, dass sie auf einer hohen Tanne auf der Spitze eines Berges fest sass.

„Wo bin ich denn da eigentlich?" dachte sie und blinzelte, denn die Helle that ihr weh. „Hm, da kommt's mir aber bekannt vor, sollte ich da

Digitized by Google

nicht schon einmal gewesen sein? — I, na bin ich aber dumm, da bin ich ja mitten in der Heimath, in meinem Tirolerlandl!"

Und Nothburga schlug wie ein Kind in die Hände und fing in einem Athem zu lachen und zu weinen an, dass die Thränen ihr nur so über die Wangen kollerten.

„Ach Gott, ach mein Gott", schluchzte sie, „aber wie sieht's denn da aus! Das ist ja mein Rottenburg, wo ich geboren bin, und das Haus seh' ich auch. Und da, das Schloss, wo ich gedient und als Magd demüthig mein kümmerliches Erdendasein verbracht. Und alles verfallen und in Trümmer, und die Menschen dahin, die Thürme eingestürzt und die Fenster leer, die Mauern zerstört und die Gärten verwüstet, alles todt und öde und ausgestorben! Herrjesulein, wer hätte das gedacht!"

Und Nothburga weinte bitterlich. Längst vergessene Erinnerungen stiegen in ihr auf.

Sie sah sich in ihrem kahlen Kämmerlein, ganz oben im letzten Erker, dicht unter der knarrenden Wetterfahne, wo sich der Eppich bis zu ihrem Betschemel gerankt, und die Heckenrosen neugierig und fromm zum Fensterlein hereingelugt hatten, Köpfchen an Köpfchen, um die Gottesmagd zu sehen, und wo die Finken täglich die Morgenandacht mit ihr hielten.

Sie dachte daran, wie sie nach des Tages heisser Arbeit hier gekniet in heiliger Andacht, weltentrückt, und die Engel zu Besuch kamen, sie mit Gotteshauch zu umfächeln.

Sie dachte, wie sie die schwülen Gewitternächte durchwacht, und vor dem hölzernen Kruzifix mit dem bleichen blutigen Heiland darauf, Schutz für das Herrenhaus erfleht, und sah sich im grünumrankten Schlosshof, wo unter den wilden Kastanien der steinerne Brunnen stand mit dem wasserspeienden Löwenkopf, und sah sich umgeben von den Armen, die sie mit den Brocken der Tafel gespeist, und hörte die Segensworte und fühlte die Dankesküsse auf ihren Händen, wie damals. Und Nothburga weinte fünfhundertjährige Thränen.

Sie schwebte von dannen, von Ort zu Ort, besuchte alle Plätze, die sie gekannt und geliebt, und glitt die Waldespfade entlang, die sie einstens gegangen im Zwiegespräche mit ihrem lieben Gott.

Nun war sie in's Thal heruntergekommen auf ihrer Wanderung, da wo die Hütten ihrer Armen gestanden. Weite üppige Felder zogen sich dahin, und wie eine mächtige silbernschuppige Schlange lag der Inn im Sonnenschein. Leichte Rauchwölkchen hingen an den Spitzen der Berge, und der Wald rauschte zu ihr herüber. Nothburga setzte sich auf einen Stein an der Strasse und besah lange das wohlbekannte und doch — ach! — so veränderte Bild aus ihrem einstigen Erdendasein und weinte wieder und dachte. —

Da mit einemmale tönte vom nahen Berg eine Glocke hernieder. Nothburga erwachte aus ihren Gedanken und lauschte. Deutlich konnte sie die Glocke sagen hören, welche schaukelnd sang:

„Ihr Gläubigen all, gink,
Ihr Frommen im Thal, genk, —
Die Feier gink, genk,
Die Feier gink, genk,
Die Feier beginnt; —
Christliche Leut', gink,
Kommt rasch und flink, genk,
Nothburga, Nothburga, Nothburga ist heut —"

„Gong, gongelongelongelong . . ." fing nun auch die grosse zu läuten an mit tiefem Schall, und beide riefen es geschäftig in alle Weiten, dass sie die Herolde einer köstlichen Feier wären, die eben beginnen wollte.

„Nu", dachte Nothburga, „hab ich da nicht eben meinen Namen rufen gehört? I, da hätt' ich doch, potztausend Blümchen, bald darauf vergessen, wozu ich eigentlich auf die Erde gekommen bin. Eija, meine Kirchweih wollt' ich sehen, und jetzt sollen mich die Glocken führen!"

Digitized by Google

Und langsam glitt sie mit ihrer Wolke auf den Tönenwellen hinüber.

Bald sah sie einen niedlichen Kirchthurm blinken und weisse Häuschen dabei appetitlich aus den grünen Bäumen gucken, mit vielfarbigen Blumenstöcken an den Fenstern und Hecken voll Obst. Mitten auf dem Platz stand ein fleissiges Brünnlein, in dessen hölzernen Trog es emsig plätscherte, und obenauf stand im grünen Bauernkittel und ländlichen Mieder, einen bescheidenen Heiligenreif am Haupt und einer Sichel in der Hand — Nothburga! — ja wahrhaftig, sie selber, wie sie einst leibhaftig auf Erden gewandelt war.

Nothburga auf der Wolke traute ihren Augen nicht. Ein Denkmal, sie hatte ein Denkmal! Die armselige Magd, um die sich, solang sie auf Erden wallte, kein Mensch gekümmert hatte, und die, wenn ihre Himmelfahrt nicht einiges Aufsehen gemacht hätte, ungefeiert von diesseits geschieden wäre, sie hatte ein Denkmal! Sie wuchs ordentlich über sich selbst hinaus und bekam beinahe Respekt vor sich. —

Sie schwebte ob einem grünen Anger und sah feuchten Auges hinab, da ging plötzlich dicht hinter ihr ein gewaltiger Böllerschuss los. Nothburga sprang in die Luft vor Entsetzen. Sie drehte sich hastig um und wollte gerade den Bauernburschen, der hinter ihr mit einer brennenden Lunte stand, fragen, was denn das eigentlich für ein Gehaben sei, sie so zu erschrecken, aber ein zweiter und dritter Schuss schnitt ihr die Rede kurz ab. Zu gleicher Zeit fingen die Glocken von neuem und noch weit feierlicher zu läuten an wie vorher, das Kirchenthor öffnete sich weit, und heraus wand sich langsamen Schrittes eine Prozession.

Voran ging der Messner mit dem Krucifix und ein paar Knaben mit bemalten Fahnen. Eine Schaar kleiner, weissgekleideter Mädchen folgte und trippelte gar ernst und würdevoll hölzern einher, durch die ungewohnte Feiertagskleidung sehr beengt. Roth und glänzend sahen die Pausbackengesichter unter den Papierrosenkränzen heraus. Die Kleidchen standen steif wie Glocken und blaue Bänder schlangen sich um die plumpen Leiber. Vielen hing das Höslein gar bis über die halbe Wade herab, die feisten Beine stacken in derben, schwarzen Lederschuhen, und die Haare fielen ihnen in fettigen Löckchen bis auf die Nase, oder in langen, struppigen Strähnen über die Schultern. Bei manchen schienen sie sich förmlich gegen den Kamm gesträubt zu haben und standen wie Stacheln um den kugeligen Kopf. In den rauhen, braunen Händchen trugen sie Blumen und Körbe, Gebetbücher und geweihte Kerzen, oder hielten sie weit und ehrerbietig von sich abgestreckt.

Nothburgas Augen wurden heut' nicht trocken, und ein kleines Thränlein ums andere tropfte zu Boden, als sie die kleinen herausgeputzten Struwelköpfe sah.

Jetzt traten vier Männer behutsam über die Schwelle der Kirchenthür. Sie trugen auf ihren Schultern ein gar sonderbares Bildwerk: eine Statue mit weissem Sammet angethan und einer goldenen Sichel in der rechten Hand.

„O, Du mein lieb's Herrgöttle", schrie Nothburga ganz paff, „das sind ja meine Knochen! Ja, aber Du heiliges Dreifaltigkeitslämmchen, wo haben sie denn die hergekriegt, da müsste ja schon längst kein Stäubchen mehr übrig sein. Und der schöne Golddraht, mit dem sie mich zusammengeflickt! Aber da seh' ich einen Knochen, der nicht mir gehört, hört ihr da unten, der Knochen ist nicht mein, der hat der Urselbäuerin gehört, die die zwölf Kinder gehabt hat."

Aber niemand schien sie zu hören, und sie alle setzten langsam und gemessen ihren Gang fort.

Hinter der heiligen Reliquie schritt der Herr Pfarrer und seine Augengläser spiegelten in der Sonne.

Und dann kam ein Haufen Weiber im Sonntagsstaat, und Männer, den Hut in der Hand, ein frommes Lied im Chorus singend, in welches Nothburga aus ihrer Höhe alsobald einstimmte und mit dem Zug aufs Feld hinausschwebte.

Draussen angelangt, standen sie stille, und alles scharte sich um das Gnadenbild. Als das Lied zu Ende war, knieten sie nieder, und der Pfarrer

Digitized by Google

sprach das Vaterunser. Alle die hundert Stimmen, hoch und tief, quicksend und näselnd, grunzend und singend, aus kindlichem und aus zahnlosem Munde, stimmten ein in das Gebet der Gebete, jenem mächtigen Orgeltone des Herzens. Als es verhallt war, sprach der Herr Pfarrer:

„Heilige Nothburga, — Hort der Armen, — Spiegel der Demuth, höre uns! Heilige Nothburga — Hüterin der Fluren, — segenspendende Himmelsmagd, bitt' für uns; giesse reichen Segen über die Felder, lasse die Frucht gedeih'n, reiche Ernte uns beschieden sein; heilige Nothburga, segne uns! Stärke unsere Kraft, dass sie in mühevoller Arbeit nicht erlahme, heilige Nothburga, stärke uns! — Sei ein Stab und eine Stütze unserer Demuth, dass wir allezeit und ohne Murren Jesu dienen; heilige Nothburga, stütze uns! — Fülle mit Gottesliebe unser Herz, dass wir unentwegt eingehen nach des Lebens schwerer Mühsal in das Reich ewiger Erbarmung, Amen!"

„Amen!" schnarrte die Gemeinde nach.

Nothburga hatte inzwischen ein wenig ihre Gedanken zurechtgelegt, und alles das, was sie an Rednergabe von der Erde in den Himmel errettet hatte, zusammengescharrt. Sie trat nun an den Rand der Wolke, räusperte ihre Seele und sprach:

„Meine lieben, frommen, gläubigen Landsleute! Ihr scheint noch gar nicht bemerkt zu haben, dass ich herabgestiegen bin aus weiter, weiter Himmelsferne, um von der Weihe, die Ihr mir schenkt, mitzugeniessen. Aber Ihr Guten, Ihr verkennt die Stellung der Heiligen im Himmel und insbesondere die meinige. Ihr habt so viel auf dem Herzen und so viel zu wünschen und glaubt, wir können Euch da oben was erfüllen. Jedoch wir sind ja nichts als in den Ruhestand versetzte Seelen, die leider nichts gewähren können. Und gar ich, ich bin ja nichts als eine arme gottergebene Magd, deren himmlisches Glück darin besteht, Gottes lieben Heiligen zu dienen und dem heiligen Petrus die Stube zu reinigen. Das ist wohl auch eine grosse Ehre, aber seht, ich habe es nicht einmal noch dazu bringen können, trotz meines eifrigen Bestrebens, Dienerin bei der heiligen Dreifaltigkeit selbst zu werden. Ja, wenn das wäre, dann könnte ich mir vielleicht schüchtern erlauben, einmal ein gutes Wort zu geeigneter Stunde für Euch einzulegen. Es würde zwar auch nichts nützen, aber schön wär's doch. — In meiner unterthänigen Stellung aber ist selbst das mir versagt. Seht, ich bin Euch wenigstens Wahrheit schuldig: ich habe nie Eure Felder beschützt, noch die Fluren gesegnet; ich war nie schuld, weder an Hagel noch an Sonnenschein, und die Ernte hat noch gar nie von m i r abgehangen. Verzeiht mir, wenn ich Euch darüber solange in Unkenntniss gelassen, aber wir hatten ja gar keinen Verkehr mehr, und wenn mir der heilige Petrus nicht heute morgen den Ausgang . . . ."

Da versagte ihr die Rede, denn als sie aufblickte, — o Erdenflegelei! — da sah sie die Prozession schon in einiger Entfernung singend auf dem Rückweg begriffen!

Das verdross nun die heilige Nothburga nicht wenig. Sie wusste ja nicht, dass die Menschen die Geistersprache nicht verstehen und sie selbst nicht sehen konnten. Das Frauenzimmer war in ihr verletzt.

„He", rief sie ihnen nach, „he Ihr da unten! Hört Ihr mich nicht, wartet doch ein wenig!"

Aber keiner der Frommen zuckte auch nur mit einer Wimper, und keiner sah sich nach ihr um oder hörte auf sie.

„Sollten es die Bauernlümmel mir am Ende verübelt haben, dass ich ihnen die Wahrheit gesagt?" So dachte sie, etwas verstimmt, und schwebte ihnen nach. Die Prozession bewegte sich wieder in die Kirche zurück und stellte die heiligen Knochen auf den Altar. Die Leute setzten sich in die Betstühle und der Pfarrer las den Nachmittagsegen.

Nothburgas heilige Seele kauerte sich auf das Dach der Kanzel, und sie beschloss, von da aus ein bischen tiefer in die Herzen der Betenden zu blicken. Ihr Geisterblick, der keine Schranken und Mauern kannte, durchflog die Reihen und liess sie leicht erkennen, was sich da überall spiegelte.

Digitized by Google

„Heilige Nothburga", betete dort einer zu ihr, „auch dieses Jahr lass mein Vieh das schönste im Dorf sein, wie im vergangenen. I bin der Reichste im Ort genannt, und bleiben möcht i's auch, dass sich die andern ja recht giften, denn vergunnen thut mir's eh kaner. Wenn Du es aber auch noch machen kannst, dass i Bürgermeister werd', so lass i Dir Deine Sichel neu vergolden, so wahr i der reiche Prantner-Bauer bin. Amen!"

„Drei geweihte Kerzen bring i Dir dar", schwor eine andere, „wenn Du mir bis Michaeli endlich einen ehelichen Mann schenkst, denn dass i Dir's nur sag, mit'n Fensterln is leider scho sehr lang aus! So an einschichtigs Leben hätt' Dir a ka Freud g'macht. Amen!"

„Erbarm' Dich meiner," flüsterte die Nachbarin, „und zech' mein' Vatern am Iritag an Mugeltrum Rausch an, dass er mi nit derwischt, wan i mit'n Franzl beisamm' bin, Amen!"

Nothburga ward von Moment zu Moment entrüsteter, doch schon drang das Gebet des Nächstfolgenden zu ihr:

„Wennst halt in' Weinberg vom untern Wirth die Reblaus spendetest, thäst ma an grossen G'fallen. Der meinige is eh weit von ihm, dem g'schechert nix. Amen!"

Und die blonde Liesl aus Laufen bekannte:

„Mir is nit recht, seit a paar Wochen; i glaub' immer, i' trag was unter'm Leibel. Vielleicht könnst es halt doch ung'scheh'n machen; i schenkert Dir die schöne Halsketten von Hirschkrandeln von meiner Ahnl, das d' ka Rhematisch's kriegst. Amen!"

Und die Schmiedin, die neben ihr sass, seufzte innerlich:

„Heilige Schutzpatronin, i brauchet halt an' Buabn; Du könntst mir scho helfen, wennst nur möchst, — sonst kriegt ja sei Freundschaft den ganzen Hof. I betet Dir dann soviel Rosenkränz, dass mir d' Zähn wacklet wurdn. Amen!"

„Lass mei jüngere Schwester nit früher unter d' Haub'n kommen als mi, sonst beutel i ihr d' Seel aus 'n Leib, und das möcht i halt doch vermeiden. I bring' Dir mein' Nelkenstock dar. Amen!"

„Wenn meine Nachbarin, die böse Kath'rein endlich der Schlag trifft, so kriegst a paar neue Schuch! Amen!" flüsterte gottergeben eine andere. Und so ging's fort, die Reihen hindurch, bis zum letzten. —

„Pfui Teufel!" dachte sich Nothburga, „jetzt lern' ich Dich erst kennen, Du Menschengesindel! Bestechen wollt Ihr uns, nur um Eure irdischen Gelüste zu erfüllen, und Werkzeuge sollen wir abgeben zu Eurem zeitlichen Wohlbefinden!"

Und abgründlich und schwarz erschienen ihr die Seelen der Betenden. Sie hätte sich ihrer heiligen Missbilligung noch ausführlicher hingegeben, wenn nicht eben das Amt zu Ende gewesen wäre, und sie es wieder schmerzlich mit ansehen musste, wie alles stossend und drängend zum weitgeöffneten Kirchenthor hinausstrebte.

„Wie's die jetzt eilig haben!" dachte sie trübsinnig.

Aber Mann und Weib und Kind und Kegel, alle schwenkten sie linksum, zum Wirthshaus, dessen ausgesteckter grüner Buschen freundlich über dem braunen Thor winkte.

Vor dem Haus standen unter dichtem Lindenschatten die Stühle, Bänke und Tische, und die Kellnerin mit dem silberkettenverschnürten Mieder, der blauen Schürze und dem Ledertäschchen am Gürtel, die Hände in den Hüften, lachte freudig und bleckte ihnen die blitzblanken Zähne entgegen. Der Wirth mit dem Spitzbauch und der rothen Weinnas', in Hemdärmeln und weisser Schürze, nahm artig das gestickte Käppi herab, — seiner Tochter Namenstaggeschenk — und schüttelte da und dort die Hände, und die Frau Wirthin mit dem vom Herdfeuer gerötheten Gesicht, den glänzenden Scheiteln und den langen goldenen Ohrgehängen, sah sammt dem blondzopfigen Töchterlein zum Küchenfenster hinaus, und sie winkten beide mit den Kochlöffeln den Ankommenden ein „Grüss Gott" zu.

Digitized by Google

Die Musikanten waren auch schon da, sassen in der Mitte beim langen Tisch, frischschäumende Bierkrügl bei der Hand, und legten die Noten zurecht. Da war der lange Sepp mit den schlottrigen Beinen, der die Flöte blies, man wusste nur nicht recht, ob mit der Nase oder mit dem Mund, so gespitzt waren sie beide. Der Wenzel, der Clarinettist, ein Zugereister, mit der blauen Recrutenkappe, hinter welcher das Haar wie ein Kranz langer Borsten stand: dann der dicke Jackel, der die Trompete schmetterte, mit dem geschwollenen Gesicht und den wüsten Bartstoppeln, und zuletzt der in seinen falschen Bässen unermüdliche Posaunen-Franzl, der schon jetzt ein Glas um das andere trank. Der spashafte Hausknecht that nun einen Luftsprung und juchezte, dass es in den Bergen wiederhallte, und gab so das Zeichen zum Beginn. Und nun tuteten und quicksten die Musikanten, dass es einem ganz gruselig ward, und nannten das den „Einzugsmarsch".

Die Frommen, noch mit den Worten der Litanei auf den Lippen, schüttelten die letzte Weihrauchstimmung wie ein Alpdrücken von sich, denn jetzt begann für sie die eigentliche Feier des frommen Tages. Die eine Hand noch feucht vom Weihwasser, griffen sie mit der andern schon nach dem Bier, welches die Kellnerin brachte, in jeder Hand einen Halbkreis überschäumender Krügl.

Nothburga, die hinterdrein schwebte, sah dies mit Missvergnügen. Nichtsdestoweniger beschloss sie, langmüthig wie alle Heiligen, Herz und Nieren ihrer Landsleute weiter zu prüfen.

Sie nahm also auf einem Lindenast geradeüber dem Honoratiorentisch Platz.

Der Pfarrer mit dem freundlich lächelnden, weichen Gesicht und den spiegelnden Brillen war eben angekommen, und man rückte ehrerbietig zur Seite, um ihm Platz zu machen. Er hing seinen Hut auf, nahm dann sein langes Gewand zusammen, wie ein Frauenzimmer, und setzte sich gemächlich. Die Wirthstochter kam und credenzte ihm eigenhändig das Bier. Er besah es erst prüfend gegen das Licht und that dann einen langen Zug.

„Das Beten macht auch durstig, nicht wahr Hochwürden?" sagte sein Nachbar, der Bürgermeister.

„Wahr is!" meinte der Pfarrer jovial, und der Schultheiss fügte hinzu: „Fromm sein is scho gut, aber die Frömmigkeit begiessen, is a nothwendige Sach', da wird's einem erst so recht einigschwabt!" „Ja, ja Breitmüller," sagte der Pfarrer und rieb sich die Hände, „und darum habt's ihr das Kirchengehen auch im Magen, was?"

Die Tafelrunde lachte. Der Breitenmüller aber kratzte sich am Kopf und sagte:

„Ja wass denn net, aber sie ha'm leicht reden, Hochwürden: Wann mir a jeder bei der Mess' a an Wein z'trinken kriegeten, wie Sie, da fehlet g'wiss nindersch net kaner!"

„Ihr Lästerer!" sagte der Pfarrer zerstreut, denn eben war die Kellnerin gekommen und schob das frische Bier schräg über den Tisch hinüber, wobei sie Hochwürdens Wange mit ihrem runden Busen streifte. Nothburga blickte gerade tief in des Pfarrers Seele, sah wie es ihn blitzartig durchzuckte, und er wehmüthig an seine alte Haushälterin und ihre spitzen Knochen dachte.

„So denkt ein Diener Gottes!" entsetzte sich Nothburga bei sich selbst und schwebte bestürzt zu einem andern Tisch.

Dort sassen ein paar Bursche und Mädchen.

„Na", sagte einer von ihnen, der Bartl, zu der Blonden an seiner Linken, die den grünen Hut mit den goldenen Troddeln keck auf den dicken Haarzöpfen trug, „na, Burgei, bist no alleweil so spröd, oder giebst mir heut' amal a Bussl an Dein Namenstag?"

„Lass' mi geh'n," erwiderte die Schöne, „wann i so alt und zanraunket wurd', wie die heilige Nothburga heut' sein müsst, wanns no lebet, und mir die Schwammerl am Kopf wachseten, und i no obendrein ganz allan mit Dir auf der Welt wär', kriegest Du erscht no ka Bussl von mir, Du Tepp!"

Digitized by Google

Nothburga that die Rohheit der Burgei weh, und sie drückte sich still gekränkt die Haube zurecht, als ob sie zeigen wollte, dass sie noch gar nicht so schlecht aussähe, wie es die kecke Dirne meinte. Der Bursche aber hatte mittlerweile die Burgei unversehens beim Kopf gefasst und ihr einen tüchtigen Schmatz auf die rothen, dicken Lippen gedrückt. Das Mädl schrie, als ob es am Spiess stäke, und der Lenz, der Burgei ihr Schatz, sprang auf den Attentäter zu:

„Was geht Di mei Madl an, Du Lump, han?"

„Hau her, wannst Di traust!" erwiderte der andere und warf sich herausfordernd in die Brust. Gleich hatten sich zwei Parteien gebildet: Die Freunde des einen und die Freunde des andern, und die beiden Bursche standen einander gegenüber wie zwei Kampfhähne. In dem Augenblick aber kam der Wirth und sprach ihnen zu:

„Geht's, werd's doch nit glei jetzt scho anfangen, an an so an heiligen Tag. Und dann den Gendarm hab i auch g'rad vom Feld herkommen sehn!"

Und richtig nickten die blauen Hahnenfedern vom Hut des gestrengen Herrn Wachtmeistern gerade über den Zaun.

Die Burschen gaben sich zufrieden, und gingen murrend auf ihre Plätze zurück. Als der Gendarm eintrat, herrschte wieder völlige Ruhe, und die Bauernburschen machten ihm in ihrer Mitte Platz.

„Da trink", sagte einer von ihnen, und reichte ihm den vollen Krug, „vielleicht komm i dann a amal in Himmel, wie die Nothburga, wann i mit'n Durscht a Mitleid hab, manst net?"

„Kann scho sein!" lachte der Gendarm, „aber z'erscht kommst no a paarmal in Kotter, wanns Di wieder beim Wildern derwischen!"

„Ja, wanns mi derwischen, und mir's beweisen können! Du mei Liaber, der liabe Herrgott hat dö Gams für an jeden gmacht, dös zeig mir, wo dös gschrieben is in der Bibel, dass dö Gams nur für dö Grafen auf der Welt san!"

„Geh' sei stad", sagte ein anderer, „im Wirthshaus hast Du immer 's grosse Maul, und wann der Graf jagen kummt, küsst ihm do d' Hand, und bild'st Di a so nixi ein, wann er mit Dir red't!" —

„I net, mei Liaber, i net, aber Du machst Buckerl bis auf d' Erd, und machst Dir no an Ehr' draus, wanns Di beim Gamstreiben für'n Herrn Grafen derfallen derfst und 's G'nack brichst!"

„Streit's Enk net," beschwichtigte der Gendarm, „s' is erscht halber fünfe, und i möcht no a Wengerl an Ruah hab'n. Heut auf d' Nacht werd' i eh wieder wegen Enk s' grosse Umaschiass'n hab'n."

Merkwürdig war es aber, wie das lebhafte Treiben, das lustige Gejohle der Bauern, die ungebändigte Lust und vor allem die Blume des Wein's, die den Gläsern entströmt war und die ganze Atmosphäre erfüllt hatte, auf die gute Nothburga einwirkten. Tief gekränkt und abgestossen, hatte sie kaum dem Honoratiorentisch den Rücken gekehrt, als die kräftige Lebensfreude der jungen Bauern schon ganz anders auf sie einzuwirken begann. Erstlich staunte sie wohl und fühlte sich ein wenig eingeschüchtert, aber allmählich ward sie selbst von der Heiterkeit erfasst, ihre Verstimmung gewichen, und sie begann mit dem jungen Volk da unten und seiner ausgelassenen Feiertagslaune mitzufühlen und mitzuleben, Das alles war ihr ein wenig zu Kopf gestiegen, sie fühlte sich geradezu um ein paar Jahrhunderte jünger, und was sie hörte und sah, fing an, sie zu interessieren. Mit wohlwollendem Blick sah sie zu, wenn die Burschen ihre Mädels küssten, und als gar der Taxelhuber ein Toast auf ihre eigenen alten, morschen Knochen ausbrachte, und die andern Beifall klatschten, lachte sie so herzlich mit, dass sie Seitenstechen bekam.

Sie rief hinab: „So hör doch auf, ich kann nicht mehr!" Aber der Taxelhuber verstand die Geistersprache eben auch nicht.

Zierlichen Schrittes, mit beiden Händen ihr Kleid raffend, schwebte sie sogar auf ihrer Wolke hinterdrein, als die Paare sich von ihren Sitzen erhoben und auf den Tanzboden gingen.

Da wurde es erst lustig! Hei, wie die Röcke flogen und die Schürzen-

Digitized by Google

bänder, und wie die genagelten Schuhe so schön den Takt am Boden stampften! Und in Nothburga erwachte die Tirolerin, als sie das sah. Sachte, ganz sachte hob sie erst einen Fuss, dann den andern und wiegte den Kopf, bald fing sie an, sich zu drehen, schneller und immer schneller, dass die Haube flog, schnalzte mit den Fingern und juchzte laut. Mit jugendlicher Behendigkeit schwang sie sich, und schliesslich stapfte sie auch noch tüchtig, so wie die andern, auf ihrer Wolke den Takt. Die arme Wolke wusste nicht, wie ihr geschah, wurde gepresst und getreten unter den energischen Füssen der fidel gewordenen Heiligen, und fing schliesslich zu regnen an. Das war nun aber den Tänzern nicht wenig unangenehm.

„Es regnet, es regnet!“ riefen die Mädchen erschreckt.

„S' geht glei vorüber, s' is nur a Wölkerl!“ erwiderten die Burschen. Aber sie flüchteten alle in die Wirthsstube, die lustige Nothburga gleich nach.

Mit dem Tanzen war es vorbei, dazu war der Platz zu gering. Nothburga schwebte von Tisch zu Tisch, lauschte hier und dort, sprach wohl auch gar ein unverstandenes Wörtlein mit, setzte sich schliesslich gemüthlich auf den zinnernen Kronleuchter, der vom Plafond in der Mitte des Zimmers hing, sang laut die verwegensten Vierzeiler mit und schaukelte sich ausgelassen auf den Reisiggewinden an den Wänden.

Und die Bauern soffen, johlten und bliesen dichte Rauchwolken von sich aus ihren silberbeschlagenen und porzellanenen Pfeifen. Die Luft wurde schliesslich so dicht, dass sie sich nur mehr im Umriss erkennen konnten; dazwischen tuteten die Musikanten jeder eine andere Melodie, und alles war betrunken, rückte nah aneinander küsste sich und sang.

Aber dem verdammten Bartl, den ritt der Teufel, und wieder fasste er die Burgei und küsste sie, was er nur konnte. Die Burgei schrie wieder wie besessen, und der Lenz stürzte herbei, und nun explodierte die Keilerei, die zuerst glücklich zurück gedämmt worden war, aber ohne die es keinen ordentlichen Festtag gab. Wieder bildeten sich zwei Parteien um die beiden Raufbolde, die sich erst Schmähworte zuriefen und dann thätlich angingen. Bald raufte die ganze Stube. Die Weiber flüchteten erschreckt in eine Ecke, wie die Schafe beim Gewitter, alle auf einen Haufen, und die Männer schlugen drein, was Platz hatte. Stühle flogen, und Biergläser zerschmetterten an den Wänden und den harten Schädeln. Vergebens legte sich der Wirth in's Mittel, und bald blitzten die Schlagringe.

Nothburga, die eine Weile Ruhe und Eintracht gepredigt und heftig gesticulirt hatte, liess sich jetzt hinab und flog mitten unter die Streitenden, um sie durch ihre heilige Autorität zu trennen, aber es half nichts; immer wüthender schlugen sie aufeinander los, und sogar der heiligen Nothburga flog eine Weinflasche sausend an den Kopf. Plötzlich aber gerieth sie ins Gedränge und verspürte einen gewaltigen Druck gegen die Thüre. Ein handfester Bauernbursche riss rasch die Flügel derselben auf, und Nothburga, eingeklemmt in einen Knäuel von Raufenden, wurde mit Vehemenz sammt ihnen in Gottes freie Natur hinausbefördert.

Sie fiel auf den Rasen. Die Freunde des Lenz waren Sieger geblieben und hatten den renitenten Bartl mit sammt seinem Anhang an die Luft gesetzt.

Nothburga richtete sich empor und sprach trübsinnig zu ihrem Herzen: „Das hätte ich mir auch nie träumen lassen, dass ich noch einmal zum Wirthshaus hinausgeworfen werde!“

Sie erhob sich etwas schwerfällig und suchte nach ihrer Wolke, denn sie hielt es für an der Zeit, in ihre himmlische Wohnung zurückzukehren. Die getreue Wolke lag an ihrer Seite. Sie hatte dasselbe Schicksal wie ihre Herrin erfahren. Nothburga bestieg sie und sagte: „Nach Hause!“ Und die Wolke gehorchte.

Die Nacht war klar und warm, und der Vollmond schien. Nothburga schwebte gedankenvoll und mit schwerem Kopf den Weg durch den Wald, der an das Dörfchen grenzte.

Digitized by Google

„Ein wenig frische Luft wird mir gut thun," dachte die Heilige, „mir ist so eigens zu muthe. Wie ich wohl heute in den Himmel zurückkomme, möcht ich wissen; mich schwindelt ja schon auf ebenem Boden ganz abscheulich."

So schwebte sie, in Gedanken versunken, den mondhell beleuchteten Pfad in schönen Zickzacklinien dahin. Das wüste Toben und Lärmen aus dem Wirthshaus verlor sich bald in der Ferne.

„I potz Lämmerwölkchen und Kuckuckschwänzchen," dachte Nothburga so im Weiterfliegen, „war das heute ein ereignisreicher Tag, tausend Blüthenstäubchen noch einmal!!"

Und in wirren Bildern zogen ihr noch einmal die Erlebnisse vor der Seele vorüber.

Der Wald ward dicht und dichter. Aus irgend einem Tümpel klang der Unkenruf herüber.

Oft rauschte es geheimnisvoll im Dickicht, und die dürren Blätter am Boden knisterten von den leisen Tritten eines schleichenden Fuchses.

Ein ängstlich Vögelein, das zu spät zu Nacht gegessen hatte, piepste beklemmt im Schlaf unter schwerem Alp. Nachtgevögel flog dicht um Nothburgens Haupt, und die Fledermäuse umkreisten sie. Ein Käutzchen schrie in der Ferne.

Dort aber, wo die Tannen am dichtesten standen, sass ein Liebespaar im weichen Moos und hielt sich umschlungen. Sie hatten sich von dem lauten Treiben weit hinweggeschlichen um sich zu lieben. Nothburga, als sie die beiden bemerkte, blieb neugierig stehen, und lauschte dem stillen Geflüster. Und stiller ward's und immer stiller, und Nothburga spitzte ihre Geisterohren, — dann verstummte es ganz. Die Küsse der Liebenden zitterten zu ihr hinan. Als aber ein langer Kuss ohne Ende den Hauch der Nacht schier selbst zu bedrücken schien, interessierte sich Nothburga mehr hiefür, als es für sie eigentlich doch passend war, und sie seufzte tief auf. Aber die Wolke hatte für himmlische Schicklichkeit mehr Einsehen als die Heilige selbst und zog sie von dem Orte der irdischen Liebe hinweg. Nur ungern riss sich Nothburga los und schwebte wieder weiter. Ihr Schleier wehte hinterdrein.

„Los zu!" sprach das Mädchen zum Burschen und richtete sich auf „hast nix g'spürt, mir is' wie a Schleier über's G'sicht g'fahren."

Und er:

„Geh plausch net, s' war nur an alter Weibersommer!"

— —

Als Petrus den nächsten Morgen zeitlich früh das Thor öffnete und ausgeruht in das Leere blickte, sah er Nothburga langsam auf ihrer Wolke daherschweben. Schlaftrunken blickte sie vor sich hin, und der Kopf hing ihr schwer zur Seite.

„He," rief Petrus sie an, „da bist Du ja endlich. Aber wie schaust Du denn aus? Du bist ja ganz zerzaust und verdreht und hast Ringe unter Deinen Augen! — Nothburga, Nothburga soll ich etwa in Deiner Seele lesen?"

„Später, heiliger Vater, später!" sprach sie katzenjämmerlich und wankte gebrochen ihrer Behausung zu. —

Digitized by Google

UNSITTLICHKEIT UND ERZIEHUNG.

VON

Dr. FRANZ OPPENHEIMER.

Weltfremder Idealismus und muckerische Heuchelei vereinigen sich zu einer Behauptung, rufen eine Hoffnung in alle Welt hinaus: Schlechte Erziehung soll die Ursache aller Unsittlichkeit sein — und alle Unsittlichkeit soll verschwinden müssen, wenn es gelingt, alle Menschen gut zu erziehen.

Wie heute überall, mischen sich auch in diesen Sätzen Wahrheit und Irrtum in der wunderlichsten Weise. Es ist ganz zweifellos, dass die Unsittlichkeit ganz verschwinden muss, wenn es gelingt, alle Menschen gut zu erziehen. Das ist die Wahrheit. Aber der Irrtum liegt darin, dass die Prediger in der Wüste in ihrer Hast, das klar leuchtende Ideal mit Händen zu greifen, übersehen, dass in dem „Wenn" eine Welt von Fragen liegt, die Fragen: Wann, Wie, Wo wird es gelingen, alle Menschen gut zu erziehen? Der Irrtum liegt darin, dass die Prediger in der Wüste frisch anfangen wollen zu erziehen, zu erziehen, wie sie es verstehen; dass sie sich unterfangen, die Individuen eines Volkes, das sie nicht kennen, auf ihren pädagogischen und ethischen Leisten zu schlagen. Und da geschieht es denn, dass sie in die leere Luft greifen, wenn sie das helle Ziel schon errungen glauben, dass der schöne Spuk vor ihnen zurückweicht, unerreichbar, und dass sie sich immer noch in der heissen Wüste finden, wenn sie schon Schatten zu finden wähnten und sprudelnde Quellen.

Wer ein neues, besseres Wissen und Wollen kennt und seinem Volke schenken will; wer die Fluten des Volkslebens in ein neues, reinliches Bett leiten will, der hat erst halbe Arbeit gethan, wenn er das neue Flussbett ausgeschachtet, tiefer gelegt und verfestigt hat, dessen Plan ihm vorschwebte. Und auch diese halbe Arbeit ist ganz verloren, wenn er die andere Hälfte nicht nachholt und die Barre durchsticht, dass die Wasser hinüberströmen können in das neue Bett. Das ist seiner Arbeit letzter und bester Teil und ist die Probe auf seine Rechnung. Denn, hat er richtig gerechnet, so können die Wasser nicht nur, nein: sie müssen die Richtung nehmen, die er ihnen angewiesen. —

Unsittlichkeit ist im allgemeinen was nicht Sitte ist, ist im besonderen, was im Verhältnis der beiden Geschlechter nicht Sitte ist. Aber die Sitte ist kein fest umgrenztes, unveränderliches Etwas; sie ist fliessend, wie alles Menschliche, ist, wie sich Lassalle ausdrücken würde, eine historische Kategorie. Die Sitte als allgemeine, menschliche Institution hat Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: die Sitte unserer Gegenwart wird einmal Vergangenheit sein und die Sitte unserer Zukunft einmal Gegenwart.

Digitized by Google

Und darum gilt es zunächst zu sondern, was denn von den Erscheinungen, die heute unserer Sitte und den in dieser Sitte erwachsenen Gemütern widersprechen, abgestorbener Rest einer längst vergangenen Zeit ist, und was Keim neuer, besserer, schönerer Gestaltungen der Zukunft. Es gilt, den Kampf zu führen gegen das, was einst berechtigt war, dieses Recht aber verloren hat; es gilt ebenso, den Kampf zu meiden, den schädlichen und aussichtslosen Kampf gegen das, was sich sein Recht unaufhaltsam erobern muss, weil es eben werdendes Recht ist.

Die Prostitution war einst unter hochstehenden Kulturvölkern, ist noch unter einigen Naturvölkern Sitte, also sittlich. Sie erhielt sich unter veränderten ökonomischen und socialen Verhältnissen noch lange als „sittliche" Einrichtung neben dem neu geschaffenen Institut der Ehe, hier als Prostitution der unvermählten Frauen, dort als Prostitution der vermählten. Allmälig starb die ältere Form aus, die Ehe entwickelte sich mehr und mehr zur Einehe, und diese, ursprünglich nicht mehr, als eine juristische Institution zur Sicherung legitimer Erben, entwickelte sich mehr und mehr zur moralischen Institution, die zum wenigsten in der Theorie auch dem Manne die Pflicht auferlegt, der Einen, einmal Erwählten, lebenlang die Treue zu halten.

Diese Entwicklung berechtigt uns einerseits, die Prostitution als sittliche Einrichtung, oder besser als Einrichtung der öffentlichen Moral zu verurteilen: als solche bildet sie gerade so ein unbrauchbares Rudiment am Leibe der heutigen Kultur wie eine Schweifbildung am Leibe des Menschen; aber diese Entwicklung berechtigt uns andererseits nicht, unsere Form der Einehe als das letzte, erreichbare, weder verbesserungsfähige, noch verbesserungswürdige Ideal der geregelten Geschlechterverbindung aufzustellen.

Dass die Form der Zukunft, in welcher die Geschlechter vereinigt sein werden, die Einehe sein muss, ergiebt sich aus einer nackten Zahl, gegen deren Wucht alle Argumente nichts ausrichten: es erreichen auf tausend männliche nur verschwindend mehr als tausend weibliche Menschen das Alter der Reife. Und, als wolle die Natur die Monogamie erzwingen, lässt sie aus polygamischen Ehen weit mehr Knaben erwachsen, als Mädchen. Dass aber diese Einehe der Zukunft die Zwangseinehe der Gegenwart sein wird, ist mehr als fraglich. Das Ideal ist hier, wie in jeder weiter ausgreifenden Ordnung, die freigewollte Unterordnung der freien Individuen unter eine durch keinen fremden Zwang gewährleistete Vereinigung, die es einerseits beiden Teilen ermöglicht, einen Irrtum der Triebe wieder rückgängig zu machen, ohne socialer Ächtung und Schädigung zu verfallen; und die andererseits beide Teile zwingt, durch immer erneute Liebe und Hingabe die drohende Gefahr eines Verlustes zu verhüten. Eine solche Einrichtung würde alle köstliche Feinheit des wahrhaft ehelichen Lebens, das ja jetzt schon in nicht gerade häufigen Exemplaren zu finden ist, zum Allgemeingut machen und zu neuen, für uns kaum denkbaren Blüten entwickeln; eine solche Einrichtung würde die Brutalität vertreiben, die in den meisten Ehen ihre üppigen Schösslinge treibt, würde die jauchende Krebswunde des Ehebruchs, der fast alle Ehen entstellt, zur Heilung bringen müssen.

Die Frage der Sittlichkeit teilt sich also für unsere Betrachtung in eine negative Aufgabe, nämlich die Beseitigung der Prostitution im weitesten Sinne und in eine positive Aufgabe, nämlich den Aufbau der freien Einehe. Ohne die aufräumende Arbeit des Kampfes gegen die Prostitution ist die schöpferische Arbeit zur Einehe und Reinehe nicht möglich; ohne eine Reform der Zwangsehe kann der Kampf gegen die Unsittlichkeit nie zum Siege geführt werden.

Was kann die Erziehung zur Lösung dieser Doppelaufgabe nun beitragen?

Alles oder nichts! Je nachdem man den Begriff der Erziehung fasst, je nachdem man die Richtung der Erziehung wählt.

Wer da glaubt, durch Zuspruch, Beispiel, Überredung (die ja bei einem Einzelnen erfolgreich sein mögen), bei der Masse allgemeine Wirkungen zu erzielen, der vergreift sich im Mittel. Und wer da glaubt, durch Einwirkungen irgend

Digitized by Google

welcher Art auf den Einzelnen allgemeine Wirkungen zu erzielen, der vergreift sich in der Richtung der Erziehung. Nur solche Mittel können wirken, die die Masse als Masse anfassen; nur die Erziehung hat einen Sinn, welche sich auf die Masse als Masse bezieht.

Denn das ist eine Erfahrung, die nicht laut genug gepredigt werden kann, weil sie trotz aller Eindringlichkeit der redenden Thatsachen immer wieder vergessen wird: Zwar besteht die Masse aus lauter Einzelnen, aber die Masse ist nichts weniger als eine Addition dieser Einzelnen. Es gelten für sie Gesetze, die für jeden Einzelnen nicht gelten; sie unterliegt Bewegungen, die nur ihr eigen sind, nicht ihren Bestandteilen. Und zwar besteht dieser Satz nicht nur für die in irgend einem Augenblick irgendwo vereinigte Menschenmenge, in der durch blitzartig von Körper zu Körper zuckende Suggestionen explosive Leidenschaften losbrechen mit Äusserungen moralischer Erhebung, deren jeder Einzelne aus dieser Menge unfähig wäre, mit Verübung entsetzlicher Verbrechen, vor welchen jeder Einzelne aus dieser Menge voll Grauen zurückschaudern würde (Lombrosos folla delinquente): nein, er besteht auch für die Angehörigen desselben Culturkreises ganz unabhängig von dem persönlich wirkenden Einfluss des Beieinanderseins.

Man muss vorsichtig den Rand dieses Kraters umgehen, der in die bodenloseste Mystik reissen kann, wenn der Schreitende nicht jeden Fleck prüft, ehe er den Fuss niedersetzt. Aber das Eine ist absolut sicher, dass es Einheiten giebt von höherer Ordnung, als der einzelne Mensch, und zwar Einheiten nicht etwa abstrakter Natur, sondern lebende Individuen, deren Einzelzelle der Mensch ist, trotz seiner scheinbaren Freiheit und Eigenbeweglichkeit, gerade, wie auch der Mensch aus Einzelzellen aufgebaut ist, denen wir auch ihrerseits eine auf sich gestellte Individualität und teilweise einen hohen Grad von Eigenbeweglichkeit einräumen müssen.

Diese Individuen höherer Ordnung sind die Gemeinschaften der Menschen, die unter einer gleichen socialen und ökonomischen Verfassung leben. Die Wissenschaft, die ihr Dasein bsweist, ihnen den Puls fasst und ihre Lebensbedingungen studiert, ist die Statistik und zwar ist es hauptsächlich die Moralstatistik, die für unsere Zwecke ins Gewicht fällt.

Schon die gröbsten Thatsachen der Erfahrung beweisen, dass die Menschengemeinschaft mehr ist, als eine Summe von Individuen, dass sie selbst ein Individuum ist, dass sie sich zu einer höheren Einheit „integriert“ hat, um mit Herbert Spencer zu reden. Es kann unmöglich ein Zufall sein, dass Jahraus Jahrein auf 100 Mädchen 102 Knaben geboren werden, dass Jahraus Jahrein auf 100 Mädchen nur ca. 98 Knaben das Alter der Reife erreichen. Es muss mehr sein als ein Zufall, dass nach einem verlustreichen Kriege plötzlich die Ziffer der männlichen Geburten weit über das gewöhnliche Mass wächst, dass, wie wir schon erwähnten, aus polygamischen Ehen stets durchschnittlich mehr Knaben als Mädchen hervorgehen. So arbeitet kein Mechanismus, der den einmal gegebenen Antrieben folgen muss, bis ihn eine fremde Gewalt zertrümmert: so arbeitet nur ein Organismus, dem die Fähigkeit mit ins Leben gegeben wurde, sich Störungen auch gröberer Art anzupassen und sie im Processe seines Lebens zu überwinden. Anders lassen sich jene Thatsachen überhaupt nicht begreifen: ein Krieg vernichtet eine Anzahl männlicher „Zellen“ des Individuum „Staat“ — und sofort beginnt ein überwiegendes Wachstum neuer „männlicher Zellen“, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Das nennen wir am tierischen Körper Regeneration. Ein Fremdkörper — die Vielehe — droht den ganzen Körper zu zerstören: und sofort tritt ein Vorgang ein, der den Fremdkörper unschädlich macht, genau wie der tierische Körper ein Gift neutralisiert oder einen Stein ausstösst. Das nennen wir in der Medicin Selbstheilung.

Dieser Organismus besteht also, an den zu glauben sich unser Verstand sträubt, genau wie sich der Verstand einer weissen Blutzelle des Menschen (die selbständig „frisst“ und sich „willkürlich“ bewegt) dagegen sträuben würde, nicht mehr zu sein, als ein Teil eines Ganzen mit eigenen, ihr fremden

Digitized by Google

und doch sie bestimmenden Gesetzen. Und, wie dieser für uns, von unserem tiefen Beobachtungspunkte, unsichtbare Organismus befähigt ist, acute Störungen zu überwinden, so ist er auch chronischen Krankheiten ausgesetzt und kann sterben. Dass Völker sterben können, ist mehr als ein poëtischer Ausdruck.

Die Krankheiten des Volkskörpers zeigt wieder die Statistik, und zwar vor allem die Moralstatistik. Wenn Jahr für Jahr der Procentsatz der Selbstmorde mit geringen Schwankungen derselbe bleibt, wenn sogar bei diesem anscheinend regelwidrigsten aller Entschlüsse die Wahl der Todesart annähernd gleich bleibt; wenn die Procentzahl aller Vergehen und Verbrechen im allgemeinen und jedes einzelnen im besonderen in ganz kleinen Ausschlägen um einen Punkt oscilliert; wenn die Ziffer der unehelichen Geburten in Berlin von Woche zu Woche 14 Procent aller Geburten ausmacht, dann ist hier das Walten einer höheren, organischen Gesetzmässigkeit nicht mehr abzuleugnen, die die scheinbare Willensfreiheit des Individuum überwindet.

Gegen diese Gesetze der höheren Einheit ankämpfen zu wollen, indem man durch Erziehung auf den Willen der Atome dieser Einheit einwirkt, denselben Willen, der von denselben Gesetzen beherrscht ist, ist ein Naivie. Es wäre genau so aussichtsvoll, einzelne weisse Blutkörperchen eines Menschen zu erziehen, um den Betreffenden vor der Schwindsucht zu bewahren. Die Schwindsucht ist eben eine Krankheit, die freilich, wenn sie den Körper ergreift, die weissen Blutkörper mit schädigt und vernichtet. Aber sie können durch keine ihnen eigene oder zugeführte Kraft eine Erkrankung hintanhalten, die nicht die einzelne Zelle unmittelbar angreift, sondern nur mittelbar durch Angriff auf den übergeordneten Organismus.

Nicht anders ist es mit der chronischen Krankheit unseres Staatsorganismus, die wir Prostitution nennen. Er scheidet Tag für Tag unglückliche Frauen aus, wie ein schwindsüchtiger Mensch seinen Auswurf. Nennt doch der Sprachgebrauch, weiser als die meisten Weisen, diese Elenden den „Auswurf" der Menschheit. Aber der Auswurf ist nicht die Krankheit, sondern nur eins ihrer Symptome.

Bildlich ausgedrückt: unsere ehrbaren Frauen und Mädchen stehen dicht gedrängt auf einer riesigen, geländerlosen Plattform, die von Sumpf umgeben ist. Heben auf der einen Seite seelische oder materielle Hilfe eine Stürzende empor, so stürzt auf der andern Seite, so entfernt, dass Niemand vorn den Schrei hört, eine Andere in den Morast.

Da hilft kein frommer Wunsch, kein Grauen und kein Abscheu, kein Mitleid und kein Zugreifen im Einzelnen. Da hilft nichts, als fest in die Nesseln greifen und zusehen, wo denn die Krankheit ihren Herd hat, die diese scheusslichen Erscheinungen hervorbringt. Erkennen, um zu heilen! Das muss die Devise der Ärzte sein, die unsere kranke Gesellschaft heilen wollen. So lange sie darauf aus sind, die Symptome wegzukurieren, sind und bleiben sie Pfuscher.

Und da hilft uns wieder die Statistik. Jene kleinen Schwankungen um einen festen Punkt sind ein Fingerzeig für die Diagnose. Wenn wir erfahren, dass in Zeiten schlechter Erwerbsthätigkeit die Ziffer der Eigentumsvergehen ein wenig nach oben schwankt (z. B. im Winter mit seinen grösseren Bedürfnissen an Kleidung, Nahrung und Behausung und seiner geschmälerten Arbeitsmöglichkeit); dass die Zahl der unehelichen Geburten in katholischen Ländern höher ist, als in evangelischen, und fast am höchsten da, wo eine kaum patriarchalisch gemilderte Hörigkeit besteht, wie in Mecklenburg, da dämmert uns wohl die Vorstellung auf, dass es nicht ein notwendiges Übel sei, was die Menschengemeinheit krank erhält, sondern dass es Übelstände sind, die nur unserer Gegenwart angehören. Hat es doch eine Zeit gegeben, in der unter anderen Bedingungen andere Gemeinschaften an anderen Übeln litten. Und wir sehen ferner, dass unsere Übelstände in der politischen, socialen und ökonomischen Organisation unserer Gemeinschaft ihren Grund haben müssen; denn, wenn die Schwankungen der Moralstatistik von gleichlaufenden Schwankungen jener Bedingungen gesetzmässig begleitet werden,

Digitized by Google

wenn bestimmte Bedingungen jener Art stets zusammentreffen mit bestimmten Ziffernreihen der Statistik, so ist der Schluss unabweisbar, dass beide in organischem Zusammenhang stehen.

Pessimisten mögen glauben, dass dieser Zusammenhang der eines gleichen Ursprungs sei und zwar des Ursprungs aus unausrottbaren, gesellschaftswidrigen Trieben eines Teils der Menschheit. Sie mögen glauben, dass sowohl die politische, sociale, ökonomische Organisation, wie wir sie heute haben, mit ihren unleugbaren, vernichtenden Mängeln die höchste denkbare Form der Gemeinschaft überhaupt sei und dass wir ihre Mängel klaglos in Kauf zu nehmen haben.

Diejenigen aber, die an Besserung glauben und die die Besserung wollen, werden wissen, dass hier der Zusammenhang der zwischen Ursache und Wirkung ist. Sie werden wissen, dass die Frage der socialen Unsittlichkeit nur eine Seite der vielgestaltigen socialen Frage darstellt. Sie werden alle Kraft aufwenden, um die fehlerhafte Organisation der Menschengemeinschaft zu verbessern, die auch nur eine historische Kategorie ist, einst, in ihrer Gegenwart, berechtigt, heute der Vergangenheit verfallen, ein morscher Rest, ein Rudiment verflossener Epochen. Sie werden die Axt an die Wurzel legen, werden roden und hacken und sich dann wenig wundern, wenn der giftige Zweig, der in ihren Garten überhing, mit dem ganzen Gewächs verdorrt.

Die Unsittlichkeit ist eine Volkskrankheit, wie alle Seuchen der medizinischen Lehrbücher; und sie kann nur bekämpft werden, wie diese, mit den Mitteln der Allgemeinheit durch die Allgemeinheit. Wenn eine Cholera-Epidemie herrscht, so ist es nur wenig Verdienst und sehr viel Glück, wenn ein Familienvater sein Haus verschont sieht. Wenn aber der Staat seine Machtbefugnisse einsetzt, so kann er Unendliches leisten.

Das aber vermag der Staat nur dann, wenn er im Interesse der Allgemeinheit die Rechte der Individuen so weit beschränkt, als es nötig ist. Die Behörde zwang die Bürger ihrer Städte, ihre Häuser durch Wasserleitungen etc. zu sanieren: und der Typhus, die Cholera verschwanden fast aus den Sterbelisten. Er stellte ein ganzes Gewerbe, das der Milchpächter, unter strenge Controlle, confiscierte verfälschte Milch und strafte, wo es Not that; und die verheerende Kindercholera erlosch beinahe. Er zwingt jährlich den gesamten Nachwuchs, sich einer Infektionskrankheit auszusetzen: den Kuhpocken: und die Blattern umschweifen seit Jahrzehnten machtlos unsere Grenzen, wie ein Wolf den wohlverwahrten Schafstall.

Nur so, durch die rechte staatliche Hilfe, kann auch die Seuche der Unsittlichkeit ausgerottet und die Sittlichkeit in der Freiheit erblühen. Die Allgemeinheit muss rücksichtslos ihr heiliges Recht wahrnehmen, den Kreis der Einzelbefugnisse zu verengern, damit sie selbst nicht zugrunde gehe. Es ist heute möglich, noch mehr, es ist heute notwendig geworden, die socialen, politischen und ökonomischen Verhältnisse der Kulturvölker neu zu ordnen, so zu ordnen, dass nicht mehr $^{19}/_{20}$ des Volkes in hoffnungslosestem Elend vergehen, während $^{1}/_{1000}$ durch einen unsinnigen Reichtum verderbt wird; so zu ordnen, dass die Menschen mit der vollen Geschlechtsreife in die Ehe treten können, ohne sich, wie heute, die unerträglichsten Lasten aufzuladen, die binnen kurzem ersticken, was an Liebe und Güte eingebracht wurde; so zu ordnen, dass dem Heiratsfähigen die Wahl freisteht zwischen allen Unvermählten des anderen Geschlechts, damit der siegreiche, selbstsichere Instinkt der Liebe nicht gefälscht werde durch ökonomische oder sociale Hindernisse.

Es gilt, dem Volke eine vernünftige, sociale Gleichheit wiederzuschaffen. Wo es kein nacktes Elend giebt, und keine blasierte, goldklirrende Lüsternheit, da mag sich ein Weib in schöner Leidenschaft verschenken; aber sie wird sich nicht verkaufen. Wo nichts die Ehen schliesst, als der sympathische Doppeltrieb der Liebe, wo Amor nicht nach dem Geldschrank oder dem Diplom schielen muss, da wird kein Jüngling auf die Liebe verzichten, um statt einer Frau einen Geldsack zu umarmen, wird keine blühende Frau vor dem Altare die legitime Prostitution der Ehe mit einem alten Wüst-

Digitized by Google

ling beschwören. Dann wird jeder Topf sein Deckelchen finden — und die Rasse wird weit besser werden, als heute, wenn die Eltern frei ihren Trieben folgen durften.

Wo wir auf dem Erdenrund ein Volk finden, dessen Sittlichkeit den Reisenden begeistert; wo wir in den Berichten der Geschichte ein Loblied auf solche Volkstugend anstimmen hören, waren es stets Völker von annähernder Gleichheit in der socialen und ökonomischen Lage ihrer Glieder. Und wo wir das Volk in übereinandergeordneten Schichten auffinden, da ist die Unsittlichkeit um so grösser, je höher und spitzer die Pyramide der Klassen ist. Diese sociale und ökonomische Gleichheit wiederherzustellen, das ist das Problem unserer Zeit; — und seine Lösung ist die Lösung der Sittlichkeitsfrage.

Bis dahin aber, bis die heilsame Lösung aller unserer Übel gefunden ist, mag jedes Familienhaupt sein Haus schützen, so gut er kann und mag auf das Glück hoffen, das ihm helfen soll, die Seuche von seiner eigenen Schwelle fernzuhalten. Er ist nicht ganz machtlos dagegen. Wenn er zur rechten Zeit warnt, so mag er seine Knaben rein zur Blüte kommen sehen. Aber diese rechte Zeit liegt sehr früh. Jedenfalls vor dem zwölften Jahre, vielleicht schon mit dem zehnten, soll er ohne die lächerliche Furcht, zu schaden, den Knaben mit Ernst und Nachdruck warnen vor einer geheimen Sünde, die unsere Knabenschulen geradezu verheert. „Widerstehe dem Anfang!“ Bis zu einem gewissen Alter lässt sich der Geschlechtstrieb ohne Schaden zurückhalten, das Organ auf einer gewissen Stufe in der Kindlichkeit erhalten. Ist aber das Organ durch frühe Ausschweifungen einmal activiert, entwickelt, so setzt sich der an sich ja ganz unschuldige Trieb, unschuldig wie der Hunger, mit einer Gewaltsamkeit durch, die fast stets aller Schranken der Erziehung und des Gewissens spottet, um so mehr als unsere Gesellschaft dafür sorgt, dass diese Art von Hunger stets Nahrung vorfindet.

Zu dieser Vorsicht ist der Erzieher streng verpflichtet. Er hat sich dann wenigstens keine Vorwürfe zu machen, wenn die Volkskrankheit auch seinen Sohn ergreift.

Das ist Alles, was die Einzelerziehung leisten kann, unter günstigen Verhältnissen einmal einen Einzelnen zu schützen. Wer aber hofft, durch Einzelerziehung die Allgemeinheit zu bessern, ist nicht viel weiser als ein Neger, der durch Opfer und Gebettänze die Pest zu bannen versucht.

Ihr Väter und Mütter der oberen Zehntausend oder Hunderttausend: Reisst die Binde von den Augen! Euer reiches Haus steht im Morast. Aus dem schwarzen Schlamm Euch zu Füssen steigen böse Dünste auf. Euch hilft kein Gebet, kein Arzt und keine Vorsicht: die Malaria dringt durch alle Ritzen und befällt das, was Euch am liebsten ist, Eure Kinder. Sie werden Euch blass und fahl, siech und elend, frech und unglücklich. Reisst die Binde von den Augen! Längst ist das neue Flussbett unten im Thale gegraben und verfestigt. Ihr braucht nur noch die Barre zu durchstechen und der Morast ist trocken gelegt, die Seuche ist gebannt. Wehrt Euch nicht länger in toller Verblendung gegen das, was Eure einzige Rettung ist.

Und wollt Ihr nicht selber Hand anlegen, so erzieht Eure Söhne zu Vorkämpfern und Erziehern der Masse. Duldet nicht, dass ihnen die Brille der „guten Gesinnung“ vor ihre klaren, jungen Augen gelegt wird, dass sie verlernen, mit eigenen Augen zu sehen, zu prüfen und zu entscheiden. Schürt den heiligen Zorn in ihren jungen Seelen gegen die brutale Gewalt, die erstorbenes Recht gegen lebendiges Recht durchsetzt, und pflegt die zarte Pflanze des Mitleids, die in jedem jungen Kinderherzen wurzelt.

Wenn Ihr Eure Söhne derart erzieht, dann werden hoffentlich schon Eure Enkel gesund, froh und sittlich sein dürfen. —

Digitized by Google

DIE WAHRHEIT ÜBER GUSTAV FREYTAG?

VON

HOMOSUM.

Als Gustav Freytag starb, starb er nicht seinem Schaffen. Er hatte sein Werk gethan, hatte es, nachdenklich für sich und klug deutend für die Anderen, durchgesehen und den Punkt dahintergesetzt. Was etwa noch kam, wurde apokryph und gehörte nicht in den Kanon.

Vielleicht geschah dieses freiwillige Abschliessen nicht ohne Schmerz; vielleicht geschah es in dem Bewusstsein, dass die Harmonie zwischen einer Zeit und dem Werke des Dichters der Hauptreiz dieses Werkes gewesen war, und dass diese Harmonie angefangen hatte, locker zu werden. Freytags wie schmerzlich immer beklagter Tod war es, der sein Leben als der Gegenwart entrückt und schon in feste historische Zusammenhänge gebracht zeigte; und die Versuchung tritt nahe, dieses klare und aufrechte Leben als einen Zeitinhalt, als einen Kultureinsatz zu betrachten; ein strenger Massstab, der aber nicht dem Werthe dessen, an dem er angelegt wird, zu entsprechen braucht, sondern nur seiner Geltung.

Etwas anderes ist die Umschau in dem Gegenwärtigen, wo jedes Körnlein mitzählt, etwas anderes der Rückblick in die Vergangenheit, die schon das Sieb geschüttelt hat; gleichwie der Wanderer sich von jedem kleinen Schritte gefördert und jeden als eine Leistung fühlt, und wenn er sich umsieht, kaum die Entfernung zwischen zwei Pappeln als einen nennenswerthen Theil seines Weges erachtet.

Die Toten reiten so schnell; aber das Vergessen ist doch noch schneller als sie; dreimal wehe gar dem Lebenden, der schweigt. Aber Freytag hatte so lange geschwiegen und war doch nicht vergessen. Seiner Zeit, der er nichts mehr sagen wollte oder konnte, war er immer lebendig; und sie gefiel sich darin ihn als einen getreuen Eckart zu beehrfürchten. In Wahrheit aber empfand sie ihn nicht so, sondern spiegelte ihn sich nur so vor, — aus Dankbarkeit, weil er sie in Ruhe liess.

Er stand in allen Litteraturgeschichten, er war ein Liberaler, die Antisemiten konnten sich seiner freuen, und die Abwehrer des Antisemitismus ihn zu den ihrigen zählen, er war ein Bürgerlicher und doch mit Fürsten in engem Verkehr, vor allem aber: er machte einem nicht warm noch kalt, — was Wunder, dass ein wahrhaft mörderischer Lobschwall sich über seinen Sarg ergoss! Freytag ist tot — und der Bürgersmann war vergnügt, seinen besten Rock und seine beste Tugend, die Heuchelei, anlegen zu dürfen, um mit ihnen geschmückt sich dem Trauergefolge anzuschliessen. Der Bürgersmann hat immer einen guten schwarzen Rock im Schrank, für die feierlichen Gelegen-

Digitized by Google

heiten, und immer ein paar Gefühle irgendwo aufbewahrt, die man nicht immer bei sich haben darf, weil sie sich sonst abnützen, sondern die man hübsch wie neu hervorholt, wenn man sie braucht, bei den feierlichen Gelegenheiten. Wenn ich das vorhin Heuchelei genannt habe, so war das unhöflich von mir und entsprach nicht der Wahrheit; denn der Bürgersmann heuchelt nicht.

Aber man hätte ihn doch einmal fragen sollen, wann er Freytag eigentlich zum letzten Mal gelesen hat; ob er ihn überhaupt noch las — es sei denn, dass er einen Artikel über ihn zu schreiben hat — oder ob es ihm genügte, ihn gelesen zu haben. Und hätte er geantwortet, so wäre die Wahrheit herausgekommen — wie denn auf dem Grunde jeder reflexionslosen Empfindung Wahrheit liegt — dass niemand mit Freytag als dem Dichter lebte, sondern dass man ihn als eine Kulturformel, als Essenz einer socialen Klasse und der Blüthezeit dieser Klasse bewundernd ansah.

Es war ein hervorragend unglücklicher Gedanke, Freytag den Dichter zu glorifizieren, indem man ihn als den typischen Deutschen stabilierte.

In unseren wunderlichen Tagen giebt es Leute, man könnte sie die Negativ-Deutschen nennen. Unter Ehrlichkeit verstehen sie: das Schimpfen auf die Unehrlichen, unter Treue: den Kampf gegen die Untreue. Sie sind eifrige Fechter für Deutschlands Ehre; aber sie sehen sie nicht als etwas an, von dem sie einen Theil in verantwortlicher Verwaltung haben, sondern als einen vierdimensionalen Riesenmantel, mit dem sie ihre eigene etwa vorhandene Blösse zudecken können. Sie wissen und lehren, worin das Wesen des Deutschthums und besonders des deutschen Stiles besteht, ohne dass ihre Art selber ein Beispiel dieses Wesens und dieses Stiles ist; sodass das Missverhältniss zwischen Theorie und Praxis misstrauisch macht. Sie kokettieren mit dem Antikoketten, und preisen Freytags Stil als den holzschnittartigen, derben, linienfesten, nicht schielenden, als den deutschen Stil.

Und er wäre es vielleicht, wenn ihm nicht eines fehlte: die Leidenschaft; ohne die das Holzschnittartige allzuleicht hölzern wird. Bei Luther, in Bismarcks Reden rast diese Leidenschaft wie ein Sturm, aber sie macht nichts wanken, sondern rüttelt das Feste nur noch fester. Die linearische Kargheit des typischen Volksmannes ist nichts anderes als die nothwendige Bändigung einer Ueberfülle; bei Freytag bedeutet sie, zwar nicht Mangel, aber Genügsamkeit. Ausserdem ist sie bei ihm der Gegenpol zu der unnüancierten Aufgeregtheit der Jungdeutschen, angenehmer als diese, aber doch auch nur von relativem Werth.

Man vergleiche mit Freytag etwa Fontane. Bei Fontane ist, wie ähnlich bei Keller und bei Anzengruber, ein leiser, überaus anmuthiger dilettantischer Zug in der Sprache, dilettantisch in dem Sinne von: nicht werkzeugsmässig; es ist die tiefste Art von Naivetät in der Sprache und ist die vollkommene Uebereinstimmung des zu sagenden mit dem sprachlichen Material, sodass Goethes Wort genarrt wird, wonach man zu irren beginnt, sobald man spricht. Diese Sprache hat etwas von unten Gewachsenes, Untersetztes, Festbeiniges an sich, sie zieht ihre Linien mit tief einreissendem Stichel; sie ähnelt also der Freytagschen. Nun halte man aber eine Ballade von Fontane oder eines seiner kleinen Gedichte der Lebenserfahrung neben ähnliche Produkte Freytags, und man sieht sofort, dass bei diesem langweilig und ledern wirkt, was bei Fontane trotz der festen Grenzen höchste Lebendigkeit ist. Und verfolgt man die Linie der Freytagschen Werke von der subjektivsten Form, den Gedichten, durch die Dramen und die Romane hindurch bis zu der objektivsten, den Bildern aus der deutschen Vergangenheit und den Erinnerungen aus seinem Leben, so erkennt man, dass in diesen historischen, objektiven Werken seine Art am besten und wohlthuendsten sich giebt; dort also, wo er nicht schöpferisch, sondern deskriptiv thätig ist. Diese seine Werke werden am längsten dauern.

Nur bei sehr äusserlicher Betrachtungsweise also kann man dahin kommen, Freytag wegen seiner Sprache als einen typisch-deutschen Dichter anzusehen. Dieselbe Seele, die die Sprache meisselt, bestimmt auch die Art der Ge-

Digitized by Google

stalt von Charakteren und Erlebnissen. Freytag ist in seinen Dramen durchaus und in seinen Romanen vorwiegend Ironiker. Und Ironie ist die niedrigste Form der Selbstbefreiung von inneren Erlebnissen, Ironie ist die sanfteste Erhebung über der dürren Ebene der Sterilität und des Indifferentismus. Es ist Behaglichkeit und Liebenswürdigheit in Freytags Ironie, ohne Zweifel; aber sie lässt so kühl. Wäre sie schärfer, so würde sie die Missbildungen mehr entblössen und mehr Wahrheit zu Tage fördern. Freytag hat nicht die Fähigkeit zur Nacktheit, und unterlässt es darum, mit seiner Ironie an sich selbst hinabzuleuchten. So geht er, gar nicht aufgeregt und wenig aufregend, um die Dinge herum; und aus seiner Unbetheiligtheit kommt ihm das Behagen an der klug ersonnenen, witzig komplizierten — Intrigue.

Das ist doch nicht deutsch. Die Fabel eines Kunstwerks, in der Art eines reinlich macerierten Skeletts, ist doch nicht deutsch. Denn es ist unrealistisch. Die Schilderung der Juden in „Soll und Haben“ hat in Hinsicht auf spätere Äusserungen Freytags die Leute so oft verwundert; die einen haben sich empört, die andern haben sich diebisch gefreut: und beide Parteien haben sich unnöthig aufgeregt. Wo die Handlung eines Kunstwerks mathematisch gefügt ist, da ist kein Platz für wahre Lebendigkeit der Menschen; da sind die Menschen eine Zahl in einer Rechnung, dürfen nicht ungebärdig werden, müssen sich mit ihrem oktroyierten Werthe begnügen, und dem Rechenmeister stille halten. Darüber hilft kein nachträgliches Hineinpinseln scheinindividueller Einzelzüge hinaus. Diese Juden, sie mögen nun echt sein — denn Freytag hat sie sicher so gesehen — oder sie mögen nicht echt sein — denn Freytag hat sie ebenso sicher verzeichnet — sind der in viele Theile zersplitterte Theaterbösewicht, mit seiner vollen Bewusstheit und mit seiner unwahrscheinlichen, keinen Zufällen und keinen Einfällen ausgesetzten Planmässigkeit. Es ist unnöthig, sie noch obenein als ganze Menschen betrachten zu wollen.

Man hat, so oft „die Journalisten“ das zweite deutsche Lustspiel genannt. Man fühlte sich so sicher in diesem Irrthum, denn man konnte ihn durch einen anderen Irrthum stützen, durch den nämlich, dass „Minna von Barnhelm“ das erste deutsche Lustspiel sei. Das ist aber nicht der Fall; obgleich Lessing die Handlung nicht in eine äussere Intrigue verlegt hat, sondern aus seelischen Konflikten ableitet. Diese Konflikte aber sind ziemlich gewaltsam und pseudopsychologisch konstruiert, und „Minna von Barnhelm“ kann ebensowenig wie manches andere der Lessingschen Theaterstücke den Charakter des kunstphilosophisch-Paradigmatischen verleugnen. Das „deutsche Lustspiel,“ das ist überhaupt kein Originalgewächs; Originalgewächse sind Sachsens Fastnachtsspiele, Kleistens „zerbrochener Krug“ und Hauptmanns „Biberpelz“; und die vielfach geäusserte Sehnsucht nach dem „deutschen Lustspiel“ ist eine sehr thörichte Sehnsucht; wem Freytags „Journalisten“ sie erfüllt haben, der ist um seine Anspruchslosigkeit zu beneiden.

Was ist das Facit der „Journalisten“? Der Blick in ein seelendürres, seelenärmliches, unlebendiges Leben; Menschen, die sich selbst als Theaterrolle fühlen; Eintagserscheinungen. Ein Ewigkeitsstück kann daraus nicht werden, nicht mal eines, das ein Jahrhundert dauert.

Die Verständigkeit, die den Grundzug des Freytagschen Wesens ausmacht, ist der Gegensatz der Poesie, nicht eine ihrer Arten. Sie deckt keine Tiefen auf und regt keine Tiefen auf; sie lässt kein Herz stürmischer klopfen und macht keine Seele reicher. Freytag ist eine Rechnung, die glatt aufgeht; es bleibt kein Rest übrig, der ein Ferment werden könnte. Der Werth eines Dichters ist die Unruhe, die er erzeugt. Darum ist das Durchschnittspublikum so kunstfeindlich, weil es die Unruhe hasst, das Beben des Herzens, den Sturm in der Seele, der den Urschlamm aufrührt und eine neue Ablagerung nöthig macht, mit ihrem Unbehagen und mit ihren Schmerzen.

Und darum erfreute sich das bunteste Publikum Freytags; denn jeder sah sich in ihm, wie er am liebsten hätte erscheinen wollen. Und Freytag,

Digitized by Google

nicht der Dichter und nicht der Deutsche, sondern der Bürger, den niemand einen Bourgeois zu schimpfen sich unterstehen würde, war der Paladin.

Das ist die grosse Wichtigkeit und Bedeutung dieses Mannes. Freytag wird einmal den Menschen nichts sagen, aber der Kulturhistoriker wird von ihm ablesen. Er ist die feinste Essenz, nicht eines Menschenthums, wie Goethe, und nicht eines Volksthums, wie Bismarck, — darum wird er als Dichter verblassen — sondern einer socialen Klasse. Diese Klasse ist dasjenige Bürgerthum, dessen Fäulnisprodukt man unter dem Begriffe der Bourgeoisie versteht. Dieses Bürgerthum, das blasiert ist, ohne es zu wissen und zu wollen, hat in das Buch unseres Jahrhunderts so viele wischige, träge, unsaubre und muffig dumme Worte hineingekritzelt, dass es seinen Sinn beinah entstellt hat. Es ist aber glücklicherweise nur ein Enklave in der Entwicklung und wird nicht fortzeugend Böses gebären. Es wird eines schönen Tages, an dem schönen Tage der Zukunft, verschwunden sein wie der Traum eines blöden Bierrausches. Denn wenn einem Stoff seine Essenz abgewonnen ist, so ist er selbst unnützbar, und das Nahrungsbedürfnis muss neue Werthe schaffen. Auf Goethe folgten kühne Entdeckungsfahrten, und jetzt, nach Bismarck und Freytag, wird zu neuen Expeditionen gerüstet.

In dieser Eigenschaft Freytags steckt sein kultureller Werth und seine Monumentalität; und sein verdientester Ruhm. Denn alles, was bei der Klasse, die er vertritt, Heuchelei ist, ist bei ihm naiv und naturecht geworden. Diese seine Stellung führte ihn ganz naturgemäss zum Liberalismus und brachte ihn, wiederum ganz naturgemäss, in Gegensatz zu den Liberalen aus Gründen. Er lavierte nicht; und weil er nie log, stiess er so oft die, die sich seiner Art wähnten, vor den Kopf. So kümmerte er sich, zum Beispiel, gar nicht darum, dass die Liberalen auf Kaiser Friedrich Parteihoffnungen gesetzt hatten, und dachte gar nicht daran, eine Empfindung zu verleugnen. Sondern er stellte das pathetisch-dekorative Element im Kaiser Friedrich so dar, wie er es gesehen hatte. Es war ihm wunderlich und fremd, und so ist es dem Bürgersmann überhaupt. Aber da dieser zugleich auch ein Liberaler ist, so hätte er gewünscht, dass man die Gegensätze ignorierte, und er ärgerte sich über Freytag. Er ärgerte sich auch über die Art, wie Freytag sich zu seinem Fürsten stellte; freilich so recht erst, nachdem dieser Fürst selber sich an dem Andenken des Kaisers Friedrich vergriffen haben sollte. Der Fürst war zu hohem Ruhm im Volke gekommen, wenn ich nicht irre, weil er einmal in einfacher Jagdjoppe an einem Verbrüderungsschiessen in Frankfurt theilgenommen hatte; es ist schon lange her. Ja, so gutmüthig ist das Volk; den Fürsten macht es den Ruhm so leicht, wie es ihn den Dichtern schwer macht. Aber dieses Desaveu, das im Schmerzensjahre 1888 der Fürst seiner eigenen Volksthümlichkeit gab, das kränkte die guten Leute doch sehr. Und mit einem Male wurde auch von andern als den bösen Sozialdemokraten mit Fingern auf die anerkennenswerth vielen Villen gezeigt, die „da unten“ stehen, als Denkmäler einer fürstlichen, sagen wir Munifizenz. In Freytags Ton jedoch, wenn er von seinem Herren spricht, ist immer der gesammelte ganze Respekt; und nach seinen Schilderungen erscheint das fürstliche Familienleben wie ein Idyll.

Wie sehr mit Unrecht hat man daraus Freytag einen Vorwurf gemacht! Freytag war nicht augendienerisch und höflingsblind, sondern er war auch in diesem Falle nur wieder ganz echt. Der Bürgersmann erzählt am Biertisch wohl mit grossen Behagen die tollsten Geschichten, die in den oberen Regionen passiert sein sollen; aber in seinem innersten Herzen — glaubt er sie nicht. Er glaubt sie nicht. Prinzen und Prinzessinnen — ? Er liest in den Zeitungen, dass eine Prinzessin sich verheirathet und ein Kind gekriegt hat, ja aber die Zeitungen sind so angenehm respektlos; in Wirklichkeit wird das da wohl alles anders sein. Man glaubt gar nicht, wie respektvoll der Bürgersmann ist. Ich habe mal einen weinen sehen, der auf einem Bahnhof, durch eine Fensterscheibe im Salon, zusah, wie ein König ass — veritabel ass. Aber der Bürgersmann hat noch etwas anderes, und das heisst: „nur nicht merken

Digitized by Google

lassen!" Und das hatte Gustav Freytag nicht, sondern er hatte den Muth seines Respektes.

Wie hier, so sicher und ungeklügelt geht Freytag seinen Weg in allen Dingen. Und ohne diese Sicherheit würde der Bau seiner Gesellschaftsordnung wacklig genug aussehen. Das Leben der Beamten der Firma T. O. Schröter fliesst an uns vorüber, wie ein Strom behaglicher Sattheit, mit hohen Ufern ehrenhafter Pflichterfüllung und mit humoristischem Lichtgefunkel. Es ist genau so geschildert, wie der wohlwollende Prinzipal in seiner Privilegiertheit, und in seiner geschäftseigenthümlichen Herzensfernheit es sieht und zu sehen wünscht. In Wirklichkeit ist es ein geistiges, seelisches und vermuthlich auch körperliches Kastratenleben. Aber das weiss der Prinzipal nicht, und das geht ihn nichts an zu wissen. „Ein jeder Stand hat seine Freuden, ein jeder Stand hat seinen Schmerz"; aber dass ein Mensch noch etwas mehr ist als ein Commis, ist gleichgültig. Der wilde Hohn, mit dem ein Sozialdemokrat wie z. B. Mehring Freytags „Soll und Haben" überschüttet, ist genau so instinktiv wie die Behaglichkeit, mit der der Bürgersmann sich einreden lässt, dass dieser Roman das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufsuche. In beiden ist es das Klassenbewusstsein, welches das Buch werthet. Und je schärfer und je entschiedener es sich ausprägt, in dem Masse verliert Freytag an Wirkung, nicht nur auf den Gegner, sondern auch auf den Freund. Denn grade weil er eine so synthetische Zusammenfassung der bürgerlichen Eigenschaften ist, hat er nichts Kämpferisches an sich und kann nicht zum Schibboleth zwischen den Parteien werden. Und mit der Zeit wird auch sein Hauptreiz antiquiert erscheinen, sein Frohsinn, seine Helligkeit, sein Humor; und man wird nicht länger mit ihm lächeln, sondern vielleicht über ihn. Es ist ja so liebenswürdig und anmüsant und echt bürgerlich, dieses Gemisch von Pedanterie und weltmännischer Prätension. Seine aristokratischen Namen: Rothsattel und Zernitz, und Benno von Tönnchen. Die Tanzstunde bei der Frau Baldereck. Der Oberst, der Oberst, der edle Oberst Berg. Es ist so reizend zweifelhaft, ob Freytag die Ironie handhabt, oder sie ihn. —

Freytag hat in seinen Erinnerungen das Motto seines Lebens selbst aufgestellt: „Dass es für mich leicht wurde," heisst es da, „in den Kämpfen meiner Zeit auf der Seite zu stehen, welcher die grössten Erfolge zufielen, das verdanke ich nicht mir selbst, sondern der Fügung, dass ich als Preusse, als Protestant und als Schlesier unweit der polnischen Grenze geboren bin." Vor allem aber, fügen wir hinzu, dem Umstande, dass er so kernbürgerlich war. Victrix causa diis placuit. Doch nicht immer sind das Götter, denen die siegreiche Sache gefällt; sie sind nur — keine Katone. Der Bürger, wofern er nicht durch Parteipolitik seinem Klasseninstinkt abgewendet ist, gravitiert nach dem Erfolg hin. Und oft genug kriecht er und windet sich geschmeidig der victrix causa zu. Das nun ist Freytags Adel, dass er solches nie gethan hat; dass er, wo immer er stand, mit sich und seinem Gewissen im Reinen war. Er war der Vertreter seiner Klasse und als solcher, schlafwandelsicher, auf der Seite, der der Sieg wurde. Es war Opportunismus vielleicht. Aber es war bei ihm kein Kompromiss, sondern eine Synthese. Sein Bild ist rein. Und bleiben wird von ihm, was die neue Zeit von dem Bürgersmann herüber retten wird: Das Unradikale ohne Feigheit, und das Unextreme ohne Mittelmässigkeit.

Digitized by Google

DIE REICHSPOLITIK AUF DEM DORFE.

VON

MICHAEL GEORG CONRAD.

Die Dummen werden ja freilich nicht alle, wie uns die Gelehrten versichern, die's wissen müssen. Aber wo die Dümmsten die Ehre haben am dichtesten zusammenzuhocken, ob in der Stadt oder auf dem Lande, dafür giebt's noch keine Statistik von absolutem Verlass. Wir Leute vom Dorf massen uns nicht an, hierin den Vorzug zu haben. Auf den Kopf sind wir auch nicht gefallen, wenn wir's recht betrachten, mögen uns die Asphaltmenschen der grossen Städte im Gesichterschneiden und Flausenmachen noch so sehr überlegen sein.

Und selbst wenn der Schein dafür zeugte, dass wir vom platten Lande die Dümmeren wären — man nehme sich in Acht! Der „dumme Bauer" ist eine von unsern fähigsten historischen Masken, worin wir das Stärkste vermögen zu eigener Erlustirung, und unser heimlicher Spass ist nicht gering, wenn der städtische Plattkopf sich durch unser Spiel erschüttert fühlt. Wir wissen mit stillem Entzücken, was wir an unserm Zwerchfell haben, ohne die Miene zu verziehen.

Je gelehrter, desto verkehrter. Nicht im Sinne einer mühsam erworbenen, tüchtig angewendeten nützlichen Wissenschaft, oder technischen Fertigkeit, ganz gewiss aber im Hinblick auf die letzten enträtselbaren Zwecke und Absichten des Lebens. Wie einfach und stark stehen wir Dorfleute dem kreisenden Wust von Weltanschauungen, Philosophemen und abstrakten Denkwundern gegenüber, mit denen sich die Gelehrten brüsten, oder den Moralen und Künsten der abgefeimtesten Seelenforscher!

Der Zauber der Kirche ist uns unantastbar, so lange sie uns Poesie vormacht, und der Priester bleibt ein ehrwürdiger Herr, so lange er Schlaftrünke von der Kanzel auf die Hörer träufelt oder unsere Phantasie mit himmlischen und höllischen Visionen reizvoll beschäftigt oder uns gängelt mit verheissungsvoller Politik, die uns so glatte Zukunftswege bereitet, dass der müdeste Fuss das Straucheln verlernt.

Aber wehe dem Wundermann, wenn wir ihm hinter Schliche kommen, die uns selber viel besser liegen, oder ihn in Gehegen ertappen, wo sich unser Eigennutz allein die Jagd vorbehalten hat!

Religion, Moral, Unterthänigkeit — die Einbildungen hinter unserer dummen Bauernmaske sind so zollfrei wie unsere Gedanken, und im Glauben an Worte und im Vorstellen in Geberden nehmen wir's mit dem verheucheltsten Städter auf. Aber das einsamere und härtere Leben zwischen Ställen und Misthaufen, zwischen Tieren und Pflanzen, zwischen Fluren und Wäldern, wo die Natur uns haarscharf in Augen, Nasen und Ohren und in die Brust fährt — hat uns ganz anders gewitzigt, als sich's die Städter träumen lassen.

Digitized by Google

Geht uns mit euren verdrehten Sentimentalitäten, wir halten uns an die groben Wirklichkeiten, und im Grunde unserer Seelen haben wir vor nichts Respekt, vor gar nichts. Merkt's euch!

Unsere Bedürfnislosigkeit ist das Mass für unsere Verwegenheit. In der Kritik sind wir Immoralisten trotz einem Nietzsche, der uns in seinen gewagtesten Sprüchen nichts Neues bringt. Wir empfinden es nur mit anderen Nerven und drücken es in unserer Weise mit anderen Formeln aus. Alles viel maulgerechter, ohne rauschenden Klingklang, und viel handlicher. Da könnten die kaiserlichsten Redner noch Schlagfertigkeit und Kürze lernen. Und erst eure neumodischen Dichter!

Wer von euch versteht denn wie wir uns unterhalten? Wenn wir so am Feierabend beisammen sitzen, oder hinter dem Bierkrug, oder auf den Feldwegen, da schlagen wir ein Thema an, mit ein paar Worten, abgehackt und ungeformt — und plötzlich sind wir stumm, nur die Blicke kreuzen sich und die Köpfe nicken nach rechts oder links, vielleicht spuckt der Eine oder Andere aus. Ich sage euch, das sind unsere beredesten und stärksten Momente. Was wir da verhandeln, und wie wir's abthun, darauf kriegt ihr in der Stadt so und so viel Jahre Zuchthaus. Das Feld hat Augen und der Wald hat Ohren, aber sie sind mit uns im Einverständnis, und der Wind nimmts mit, aber er macht kein Geschrei davon, er ist kein Denunziant.

Und wenn wir unter uns ein Strafgericht ergehen lassen, in all' euren wunderschönen geistreichen illustrirten Witzblättern bringt ihr in einem ganzen Schaltjahr nicht so viel Satyre und Humor auf die Beine.

Einmal hatten wir einen Pfarrer in unserem Dorf, der war ein gewaltiger Eiferer vor dem Herrn. Der schikanirte uns mit dem Katechismus, namentlich mit dem sechsten und siebenten Gebot, dass es ein Greuel war. „Du sollst nicht begehren des Nächsten Weib, des Nächsten Magd, du sollst dich nicht lassen gelüsten u. s. w.“ Wie's im Buche steht, die ganze Dusollstnicht-Litanei. Sonntag für Sonntag, in der Predigt, in der Kinderlehre. Wir merkten bald, dass er den Lärm machte, um selbst ohne Geräusch nach seinen Lüsten zu leben. Einmal in der Nacht, als er wieder in fremdem Revier wilderte, fassten wir ihn ab. Ein Griff, ein Schnitt, dann liessen wir ihn laufen. Es war ihm kein Leid geschehen, nur an seiner Hose fehlte ein Fragment, vorn, ein zweihandgrosses Stück. Noch in der Nacht, es war Samstag auf Sonntag, nagelten wir die Trophäe an die Kirchenthür. Dann in der Sonntagsfrühe feierliches Glockengeläute, frommer Einzug der Männer und Weiber, Knechte und Mägde, Buben und Mädel, mit dem Gesangbuch unterm Arm und dem Sträusschen in der Hand, ins Gotteshaus. — Die Wirkung war unbeschreiblich: der Hosenlatz des Pfarrers an der Kirchenthür!

Das geduldige Fuchsmühl beweist nichts, am wenigsten gegen uns auf den Dörfern zwischen Mainthal und Taubergrund, den geheiligten Städten aus der Bauernrevolution. Fuchsmühl liegt in einer unerfreulichen, missmutigen, feldarmen Gegend, wie prädisponirt zur Drangsal. Da können solche Zollern wachsen und sich halten. In unsern fränkischen Dörfern mit ihrer lichten Markung und weiten Horizontlinie nicht.

Wir sind seit dem Bauernkrieg unter sovielerlei Herrschaften gewesen und am Anfang dieses Jahrhunderts so vielfach von den Stiftern ewiger Staats-Verträge hin und her geworfen worden, bis wir schliesslich an der Grenze des Königreichs Bayern hängen blieben, dass wir uns ganz natürlich nur noch im grossen deutschen Zusammenhang und dabei historisch bedingungslos frei fühlen. Von „angestammtem“ Unterthanengefühl kann man da wohl nur in der Sprache der Hofgeschichtschreiber, aber nicht in der Sprache der politischen Naturgeschichte reden. Mit der „Herrenmoral“ von Fuchsmühl und anderwärts imponirt man uns nicht. Mit solchem Speck fängt man nicht einmal die hungrigsten Feldmäuse. Und erst recht nicht mit „Umsturz“-Gesetzen, worin die „Sklavenmoral“ in heilige Paragraphen eingewickelt werden soll, als sanftes Ruhekissen für die Regierenden und Alle, die obenauf gekommen sind. Noch

Digitized by Google

Schutzgesetze für die, die ohnehin das Heft in der Hand haben und die scharfe Spitze unablässig gegen uns richten?

Wenn wir die Rechtshändel sehen und die Art, wie sie heute geführt und entschieden werden, da steigen uns allerhand Gedanken auf. Unser vierfaches W: Wasser, Wald, Weide, Wiese hat uns zu allen Zeiten böse Prozesse auf den Hals gezogen. Da vergeht einem der Appetit nach der Extrawurst, die in den Gerichtsküchen gebraten wird. Mein Nachbar hat darauf angebissen und ein so dickes Haar darin gefunden, dass er im Morgen- und Abendsegen betet: „Herr, beschütze mich vor meinen Beschützern." So wird die Gottesfurcht auf dem Lande befördert. Not lehrt beten Aber die Gebete sind danach. Was der liebe Gott zu hören kriegt, ahnt kein Staatsanwalt.

Jeder Bauer weiss: Wie die Saat, so die Ernte — wenn nicht ein besonderes Pech dazwischen kommt, das die schönste Saat umbringt. Wir sind nun begierig, wie sich eigentlich die Regierung die Ernte vorstellt, die ihr aus dem Samen ihrer jetzigen Reichspolitik erwachsen soll.

Wir auf dem Lande kennen von dieser Reichspolitik nicht viel, jedoch gerade genug, um eine Meinung darüber zu haben und mehr als eine Meinung, so weit wir sie am eigenen Leibe spüren. Wohnen wir auch weit weg von unserer Landeshauptstadt und noch weiter von der Reichshauptstadt, der Postbote bringt jeden Tag an die zwei Dutzend Zeitungsnummern auf unser Dorf, darunter einige, die sehr kräftig geschrieben sind und von Hand zu Hand gehen, wenn etwas Ungewöhnliches los ist. Im Wirtshaus wagt der Wirt nur solche Blätter auszulegen, die mit dem fränkischen Bauernbund gehen. Die Leute, an denen er etwas verdient, sind alle für den Bauernbund. Ausserdem erfahren wir Neuigkeiten von unsern jungen Soldaten, die daheim ganz anders den Schnabel aufthun, als in der Kaserne. Bekannte und Verwandte sind ausgewandert oder ziehen in der Welt herum und bleiben mit ihrer alten Dorfgenossenschaft brieflich in Verbindung, und schreiben sie auch selten, so erfährt man doch Allerlei, wie man in Amerika, in der Schweiz oder in England über unsere Zustände im Reich denkt. Donnerwetter, was bekommt man da zu hören!

Es geht einem mitten durchs Herz, wenn der Jörgmichel aus Texas schreibt, das Himmelreich sei zwar da drüben auch nicht, aber zehnmal besser wär's an der Indianergrenze doch als daheim im Deutschen Reich des Herrn v. *** und der Hansmartin soll machen, dass er nachkommt und die Evabäbi mitbringt. Und der Schneiderschristof, den sie daheim als Rekruten bis zum Wahnsinn geschuhriegelt haben, schreibt als freier Bürger aus Newyork, dass er seinem Präsidenten, dem Oberhaupt der Vereinigten Staaten, die Hand geschüttelt und dass es nichts Schlichteres und Anspruchloseres auf der weiten Welt gebe als den ersten Bürger der grossen Republik. Und der Schmiedsheinerle schickt aus San Franzisko von seinen Ersparungen, damit sein kriegsinvalider Vater auf dem Dorf nicht Not leide in seinen alten Tagen, denn was das Reich mit der einen Hand den armen Teufeln gewährt, das nimmt es ihnen mit der andern Hand an Steuern und Abgaben wieder weg. Und aus England schickt mir ein alter Schulfreund, der's daheim sicher zu nichts gebracht hätte, weil er sich nicht ducken wollte, als wohlbestallter Institutsvorstand manch' eine deutsche Schrift, die bei uns verboten und um derenwillen ihr reichsbürgerlicher Verfasser ins Gefängnis gesteckt worden ist.

Das und noch viel, viel Anderes lesen und erleben wir auf dem Dorfe und machen uns unsern Vers darauf. Keine so schöne Verse wie sie dem schwäbischen Bauern-Dichter Christian Wagner in Warmbrunn oder der ostpreussischen Bäuerin Johanna Ambrosius gelingen, aber Hand und Fuss hat's doch, was wir uns über die Segnungen unserer Reichspolitik znsammenreimen, und Hörner und Zähne obendrein. Sehr fein und gebildet klingt's nicht. Ist auch nicht notwendig. Die Regierenden legen's auch gar nicht darauf an. Was thun sie denn für unsere Bildung und geistige Erziehung auf dem Dorfe? Wir müssten im Dreck verkommen und im alten Unrat, wenn wir uns nicht selbst helfen wollten. Mit ihrer Polizeiwirtschaft haben sie uns ohnehin die

Digitized by Google

alten vergnügten Volkssitten verdorben, die lustigen Volksfeste beschnitten, die herrlichen Hochzeits-, Kindtauf- und Leichenschmäuse verboten, damit ja alles recht dumpf und einförmig werde auf dem platten Lande und die Ruhe des Kirchhofs herrsche. Aber mitbezahlen dürfen wir, bis uns die Schwarte kracht, damit sie in den grossen Städten alles beieinander haben, die Museen mit den grossartigsten Kunstwerken, die Bibliotheken mit den wundervollsten Büchern — und alles so in Hülle und Fülle, dass sie's gar nicht mehr fassen und selbst nicht mehr geniessen können. Wo fiele es ihnen jemals ein, uns von ihrem Überflusse an Kunstwerken, Bildern und Büchern auch nur ein Weniges zukommen zu lassen, um unser Dorfleben geistig zu heben? Für unsere Tausende von grossen Dörfern im Reiche giebt's keine Volksmuseen, keine Volkskoncerte, keine Volkslesehallen, keinerlei Sammlungen. Kriegervereine, ja, zum Hurrahschreien —

Aber sie brennen sich, die mächtigen Herrschaften, wenn sie glauben, dass der Bauer dumm und in sein Schicksal ergeben bleibt, weil sie ihn dumm und ergeben haben wollen. Sie sind auf dem Holzweg, wenn sie meinen, mit ihrer Berliner Reichspolitik jemals auf dem Lande volkstümlich zu werden. Wir merken es uns sehr gut, wie die hohen Herren, die Minister v. Köller, v. Bronsart u. s. w. mit unsern Vertretern im Reichstage umgehen und was für hochnäsige Reden sie auf die Äusserungen des Volkswillens haben. Die feinen Nasen und Ohren sind nicht bloss in der Stadt zuhause. Wir wittern den Unrat von weitem und für gewisse Dinge haben wir eine sehr klare Empfindung. Wir hassen jede Vergewaltigung von oben und speien auf den Hochmut der privilegirten Stände und Kasten. Wer das Volk kränkt, der ist der wahre Volksaufwiegler. Jede Frechheit von oben, jede Beugung des Rechts mehrt unsere Unzufriedenheit und schürt den Aufruhr auch da, wo niemals ein sozialdemokratischer Agitator den Fuss hinsetzt.

Wir Landleute, gezwungen das ganze Jahr scharf nach Wind und Wetter auszuschauen und danach unsere mühselige Arbeit einzurichten, lassen uns in wirtschaftlichen und politischen Dingen kein X für ein U vormachen. Mit der Umsturzvorlage hat man die Politik der Bevormundung in eine Politik des „Totschlagens" nach dem Sinn der Herren v. Köller und Genossen zu erhöhen versucht. Das ist auf den ersten Hieb nicht geglückt, der ist daneben gefahren, und die Regierung hat sich dabei den Arm verstaucht. Nun wird sie sich ein wenig anders anstellen, das Werkzeug in die andere Hand nehmen und es mit kleinen Hieben versuchen. Zuerst zielte sie auf das ganze Volk und wähnte damit die „Umstürzler" um so sicherer zu treffen. Jetzt wird sie das Ziel enger fassen — und erst recht daneben hauen, denn sie ist von bösen Ratgebern mit schielendem Blick umgarnt. Der eigentliche Feind des Gemeinwohls und der staatlichen Ordnung sitzt nämlich gar nicht da, wo er ihr gezeigt wird. Er sitzt ihr im Rücken. Er sitzt bei den Millionenzüchtern, dicht bei den Grossindustriellen und Grosskapitalisten und ihrem satanischen Egoismus, der alle Vorteile des modernen Staatslebens in seinen Sack stecken und alle Lasten und Nachteile den Anderen zuwälzen will. Das ist der Herren „praktisches Christentum:" Was du nicht willst, das man dir thu', das füge einem Andern zu.

In dem ewigen Kampfe der wirtschaftlich Schwachen gegen die wirtschaftlich Starken wäre für eine weise Obrigkeit zweierlei ratsam: Entweder sie begnügt sich als Kampfordnerin und Kampfrichterin über den Parteien zu stehen, oder sie tritt zwischen die Parteien, auf den ehernen Boden des sittlichen Rechts und schafft in rücksichtsloser Reformthätigkeit möglichst dauerhafte Waffenruhe. Aber für diesen Bauernrat ist die hohe Obrigkeit wohl zu gebildet. So wird sie dem Zuge ihres Herzens folgen und sich in ihrer besonderen Weisheit zur Partei der Starken gesellen. Das nennt man dann den Kampf mit „geistigen Mitteln", die Wahrung der „sachlichen Diskussion", den Schutz der „staatserhaltenden Elemente", während unser Bauernverstand darin nichts sieht als den Rückfall in die Zeit der brutalsten Kampfmittel des Zwangs, der Nötigung, der unmenschlichen Reaktion und Unterdrückung.

Digitized by Google

Ist es da ein Wunder, wenn wir Leute vom platten Lande, wir stillen Dorfmenschen endlich wild werden und die Milch frommer Denkart sich uns in gährendes Drachengift verwandelt? Wir gründen Bauernbünde auf Bauernbünde — aber das ist nur der Anfang. In den Bauernbünden sammelt sich der Volksgeist und prüft seine Stärke — aber das ist nur der Anfang. Wir fordern radikale wirtschaftliche Massnahmen, wie sie nur ein Staat verwirklichen könnte, in welchen wir ein unerschüttertes, wahrhaft kindliches Vertrauen setzen — aber das ist nur der Anfang. Der Anfang unserer Reichpolitik auf dem Dorfe, auf den hunderttausend Dörfern in deutschen Landen. Und der Fortgang? Dass wir Narren wären, heute auszuschwatzen, was wir morgen zu beschliessen gedächten! Das wäre gegen jede gesunde Bauernregel.

Wir sind uns bewusst, einer Zeit der schärfsten Kämpfe entgegengetrieben zu werden. Und vom Getriebenwerden zum Stehen und zum Marsch nach selbstgewähltem Takt zu gelangen, das wird die Aufgabe unserer Bauern-Staatskunst zu sein.

Vor unserm Stall ist die Dungstätte mit den frischen Misthaufen. Hinten im Garten ist der Komposthaufen, mit dürrem Laub, Kehricht und allerlei Abfall. Dann folgt die Umwandlung. Was zuerst scheusslich aussieht, für den städtischen Geschmack, und übel riecht, sogar für unsere eigenen Nasen, das ernährt und kräftigt die Welt. Es sind noch viele Dinge da, die auf den Mist- und Komposthaufen fliegen müssen. —

Digitized by Google

RUNDSCHAU.

DIE BEDEUTUNG DES NORD-OSTSEE-KANALS.

Von P. CHR. HANSEN (Kiel).

In der zweiten Hälfte des Monats Juni wird Deutschland eine Feier begehen, die in hervorragendem Masse ein internationales Gepräge trägt: wir meinen die Eröffnung der nahezu völlig fertiggestellten Weltverkehrsstrasse zwischen den beiden deutschen Meeren, die Einweihung des Nord-Ostsee-Kanals. Fast sämmtliche seefahrende Kulturstaaten der Welt werden auf die Einladung unseres Kaisers hin bei dieser Feier vertreten sein. In der herrlichen Kieler Föhrde wird sich durch die Anwesenheit von 50 fremden Kriegsschiffen der verschiedensten Flaggen in den Tagen um den 20. Juni ein gradezu einziges Bild vorführen Deutschlands Fürsten versammeln sich und Bundesrath und Reichstag gehören ebenfalls zu den Theilnehmern am Feste.

Da sei uns gestattet, einigen kurzen Betrachtungen über die Bedeutung des Unternehmens Ausdruck zu verleihen.

Die Vollendung des Kanals darf zunächst als die Erfüllung eines alten patriotischen Gedankens bezeichnet werden. Die Herstellung einer Verbindung zwischen Nord- und Ostsee mittelst eines Durchstichs im Gebiete der cimbrischen Halbinsel hat seit Jahrhunderten zahlreiche Köpfe beschäftigt. Die erste Verwirklichung in kleinem Stile fand der Plan schon vor sechshundert Jahren, als in den Jahren 1391 bis 1398 der Stecknitzkanal — eine flache und schmale Wasserstrasse zwischen der Stecknitz, einem Nebenfluss der Trave, und der Delvenau, einem Nebenflüsschen der Elbe, also mittelbar zwischen Lübeck und Hamburg — gegraben wurde, den aber nach etwa 25 Jahren ein anwohnender adliger Grundbesitzer wieder zuschütten liess. Aus sehr viel späterer Zeit, dem siebzehnten Jahrhundert, werden Wallenstein und selbst Cromwell genannt, die sich mit ähnlichen Absichten getragen haben sollen. Zum zweiten Male realisirt wurden die unterdess mehrfach zu Tage getretenen Entwürfe gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts: in den Jahren 1778 bis 1784 baute Dänemark namentlich dank der Initiative des weitblickenden und energischen Ministers von Bernstorff den Eiderkanal. Es war das für den Kleinstaat Dänemark und für damalige Verhältnisse überhaupt ein grossartiges Werk, dessen Herstellungskosten sich auf über neun Millionen Mark beliefen.

Der Eiderkanal machte freilich je länger desto mehr erkennbar, dass durch ihn dem Bedürfniss eine ausreichende Befriedigung nicht zu Theil geworden. Die Wassertiefe war unbedeutend – nur 3,5 m —, die obere Breite im Durchschnitt nur 31 m, also lediglich für kleine Fahrzeuge genügend. Dabei hatte die aus Sparsamkeitsrücksichten geschehene Benutzung der vorhandenen früheren Wasserläufe eine ungebührliche Länge der neuen Verkehrsstrasse — 172,7 km — zur Folge gehabt.

Es kam die Zeit, in welcher die Schifffahrt durch Vergrösserung der Schiffskörper und durch den allmälig sich anbahnenden sonstigen Umschwung im Verkehrswesen ganz andere Anforderungen stellte.

Das Jahr 1848 gab der Sache neuen Impuls. Auf Veranlassung des sog. Kieler Flotten-Ausschusses der damaligen deutschen Nationalversammlung wurde ein Projekt ausgearbeitet, welches eine Linie Kiel-Unterelbe, mit einem Kostenaufwande von etwa 80 000 000 Mark herstellbar, befürwortete. Das Scheitern der deutschen Einheitsbestrebungen in jenen Tagen besiegelte das Geschick auch dieser Idee. Abermals nichts als schätzbares Material.

Digitized by Google

Aber weitere Anregungen folgten. Insbesondere war dies in den sechsziger Jahren der Fall. Von 1862 bis 1881 wagten sich nicht weniger als 9 mehr oder minder gut vorgearbeitete Kanalprojekte ans Licht, die sich in Bezug auf die Richtung und auch in anderer Beziehung gegenseitig vielfach Konkurrenz zu machen suchten.

Zu den unvergänglichen Verdiensten des Altreichskanzlers gehört, dass er als der preussische Ministerpräsident Herr von Bismarck bereits bei Behandlung der Schleswigholsteinischen Frage in ihren allerersten Stadien auf die spätere Ausführung eines Wasserweges zwischen Ost- und Nordsee Bedacht nahm. Die erst vor wenig Tagen erfolgte Veröffentlichung eines Schreibens des verstorbenen Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg-Glücksburg an den König von Preussen aus dem Jahre 1864 zeigt, welch' wichtige Rolle eben diese Angelegenheit derzeit gespielt hat.

Auch innerhalb der Elbherzogthümer machte sich sofort nach Beendigung des deutsch-dänischen Krieges eine lebhafte Stimmung für das Unternehmen geltend.

Dennoch blieb es wiederum Jahre lang bei Entwürfen und Plänen und die preussische Regierung schien nach und nach eine fast ablehnende Haltung einzunehmen, obwohl 1866 der Geheime Oberbaurath Lentze auf ihre Veranlassung die Linie St. Margarethen-Eckernförde nivellirt hatte. Als am 23. Juni 1873 der Generalfeldmarschall Graf Moltke im Reichstage die Gelegenheit benutzte, „um die grossen Erwartungen, welche an die Ausführung des Nord-Ostsee-Kanals geknüpft werden, auf ein richtiges Mass zurückzuführen" und der Schlusssatz seiner Rede dahin lautete:

> „Wenn wir geneigt sind, für maritime militärische Zwecke eine Summe von 40—50 Millionen Thalern auszugeben, dann würde ich vorschlagen, statt des Kanals für die Flotte eine zweite Flotte zu bauen" —

da versprach die nächste Zukunft recht wenig. In dieser Zeit gelang es aber sehr bald dem kraftvollen, zielbewussten Auftreten eines Privaten, des Kaufmanns Heinrich Dahlström in Hamburg, der Sache aufs Neue das allgemeine Interesse zuzuführen. Auf eigene Kosten und Gefahr veranlasste er, von berufenen technischen Kräften unterstützt, die Anfertigung eingehender Vorarbeiten, zu deren Vornahme die preussische Regierung ihre Zustimmung ertheilt hatte und durch mehrere von ihm (1878) veröffentlichte gehaltvolle Schriften wusste er die technische Ausführbarkeit wie auch den eminente nationalen und wirtschaftlichen Werth des Nord-Ostsee-kanals darzuthun.*) Dahlström fusste bei seinen Vorschlägen auf den im Jahre 1872 Seitens des Deutschen Nautischen Vereins — einer freien Vereinigung aus dem Stande der an der Schifffahrt beteiligten Kreise in den deutschen Küstenplätzen — gepflogenen Berathungen. Dort war der Bau eines Nord-Ostseekanals als zur weiteren Entwickelung der deutschen Schifffahrt dringend erforderlich anerkannt worden und infolge eines Referats des damaligen Delegirten des Kieler nautischen Vereins, Konsul, jetzt Geheimer Kommerzienrath Sartori hatte sich die Mehrheit des Gesammtvereins für die Linie Brunsbüttel-Kiel ausgesprochen. Dies gab Herrn Dahlström, wie gesagt, den Anstoss für sein erfolgreiches Vorgehen. Seine Arbeiten boten der Reichs- und der preussischen Staatsregierung eine fast unmittelbar verwendbare Unterlage für ihre Entschliessungen und wesentlich auf ihnen basirten schliesslich die Gesetzentwürfe, welche — freilich erst nach weiteren gründlichen Vorbereitungen, — im Jahre 1886 im Reichstage und für Preussen zu Gesetzen erhoben wurden.

Das Reichsgesetz, betreffend die Herstellung des Nordostseekanals vom 16. März 1886 bestimmte, dass ein für die Benutzung durch die deutsche Kriegsflotte geeigneter Seeschifffahrtskanal von der Elbmündung über Rendsburg nach der Kieler Bucht unter der Voraussetzung hergestellt werden solle, dass Preussen zu den auf 156000000 M. voranschlagten Gesammtherstellungskosten desselben den Betrag von 50000000 M. im Voraus gewähre. Das preussische Gesetz, betreffend die Gewährung eines besonderen Beitrages von 50000000 Mark im Voraus zu der Herstellung des Nord-Ostsee-Kanals, vom 16. Juli 1886, trug der in dem ebenerwähnten Reichsgesetze ausgesprochenen Voraussetzung Rechnung.

Mit besonderer Genugthuung darf bemerkt werden, dass Reichstag und Landtag damals die Mittel, wie bedeutend auch diese waren, bereitwilligst zur Verfügung stellten. Das deutsche Parlament wie die preussische Volksvertretung bekundeten durch ihr Votum, dass es sich um die Vollführung einer welthistorischen nationalen That handle, bei der die ganze Kraft unseres Volkes einzusetzen sei.

In dem gleichen grossen Zuge, der die Bewilligung der erforderlichen Gelder gekennzeichnet hatte, wurde Hand an die praktische Arbeit gelegt. Schon am 17. Juli 1886, einen Tag nach Veröffentlichung

*) Der „Nord-Ostsee-Kanal", „die Ertragsfähigkeit eines Schleswig-Holsteinischen Seekanals" und „Erläuterungsberichte zu den generellen Vorarbeiten für den Bau des Nord-Ostsee-Kanals."

Digitized by Google

des preussischen Gesetzes, wurde durch Allerhöchsten Erlass mit Zustimmung des Bundesraths zur Ausführung des Kanalbaues eine besondere Behörde unter der Bezeichnung „Kaiserliche Kanalkommission" in Kiel eingesetzt. Die nächste Thätigkeit dieser Behörde bezog sich auf die genaue Bestimmung der Trace, den Grunderwerb u. s. w. Am 3 Juni 1887 konnte die denkwürdige Grundsteinlegung zur Ostseeschleuse bei Holtenau durch Seine Majestät Kaiser Wilhelm I. stattfinden.

„Zu Ehren des geeinigten Deutschlands! Zu seinem fortschreitenden Wohle! Zum Zeichen seiner Macht und Stärke!"

So heissen die Worte, mit welchen der greise Fürst drei Schläge auf den Stein that.

Von der Herstellung des Kanals lässt sich nun mit vollem Rechte sagen, dass sie ein glänzendes, weithin sichtbares Zeugniss von deutscher Arbeitskraft und deutscher Tüchtigkeit ablegt. Es galt eine dem modernen grossen Verkehr dienende Wasserstrasse von nahezu hundert Kilometer Länge zu schaffen*), wobei von dem alten Eiderkanalbett nur verhältnissmässig geringfähige Strecken haben mitbenutzt werden können. Allerdings hatte man keine klimatischen und geologischen Schwierigkeiten wie bei dem Suez- und dem Panamakanal zu überwinden, aber an Anforderungen von weittragendster Bedeutung an die Leitung des Werkes hat es wahrlich von Anfang bis Ende nicht gemangelt. Die Technik ist in vielfachster Gestalt für das Unternehmen dienstbar gemacht und zu erstaunlichen Leistungen herangezogen worden. Wir weisen hier nur auf die kolossalen Erdbewegungs- und Baggerungsarbeiten, die Schleusenbauten an der Ost- und Westmündung, die imposanten Brückenanlagen bei Grünenthal und Levensau, die hydraulischen Triebkräfte hin. Ehre den Männern, die das zu Stande gebracht haben! Sie haben dem deutschen Namen unvergänglichen Ruhm zugeführt.

Niemals ist ein derartiges Unternehmen, für welches Tausende von Hülfskräften in Anspruch zu nehmen waren, in tadelloserer Ordnung zur Durchführung gelangt. Zunächst deshalb, weil mit gradezu programmmässiger Pünktlichkeit im Laufe der von vornherein in Aussicht genommenen sieben Jahre die Vollendung des Ganzen erreicht worden ist. Sodann aber auch noch in anderer Beziehung. An dem Namen des Nord-Ostseekanals haftet auch nicht der Schatten einer unsauberen Geschäftsgebahrung à la Panama. Mit Stolz erklären wir: Hier hat Schwindel und Durchstecherei weder in der einen noch in der andern Form je Raum gehabt. Es liegt hier ein ehrliches Stück deutschen Schaffens vor, an welchem die besten Eigenschaften unseres Volksthums, Treue und Gewissenhaftigkeit, sich in geradezu einzig dastehender Weise bewährt und bethätigt haben.

Auch die Thatsache möchten wir nicht unerwähnt lassen: Niemals wurde ein Werk solcher Art durchgeführt, bei welchem in gleichen Grade wie hier der daran betheiligten Arbeiter fürsorgend gedacht worden ist. Die Leitung des Baues ist, höherer Weisung gemäss, von Anbeginn bemüht gewesen, den zusammenströmenden Arbeitermassen ein geordnetes Zusammenleben, eine menschenwürdige Unterkunft, eine gute Verpflegung, eine weitgehende Vorsorge in Krankheitsfällen u. s. w. zu bieten. Die in dieser Absicht veranlassten wohlerwogenen und mit nie ermüdender Sorgfalt überwachten Massnahmen haben einen einzig dastehenden Erfolg zu verzeichnen gehabt. Die Schattenseiten der Konzentration einer zahlreichen Arbeiterbevölkerung sind auf das niedrigste Mass beschränkt worden; Tausende von Händen haben jedoch an diesem vaterländischen Unternehmen eine Arbeitsgelegenheit gefunden, aus welcher sie dauernd erhebliche wirthschaftlche Vortheile zu ziehen vermochten.

Nach dem oben von uns wiedergegebenen Wortlaut des Reichsgesetzes vom 16. März 1886 soll der Nord-Ostsee-Kanal ein für die Benutzung durch die deutsche Kriegsflotte geeigneter Seeschifffahrtskanal sein: die Verwendung für die Kriegsmarine wird als der massgebende Gesichtspunkt hervorgehoben. Unzweifelhaft liegt darin die Hanptbedeutung des Nord-Ostseekanals. Mehr und mehr hat ein Wort des Grafen Moltke aus dem Jahre 1879 ungetheilte Anerkennung gefunden, ein Wort, welches er in einem Schreiben an den genannten Herrn Dahlström aussprach, dessen Inhalt sich allerdings von der damals im Reichstage geäusserten Auffassung nicht unwesentlich unterscheidet:

„Das Reich wird durch den Kanal ganz ungemein gewinnen, denn er wird die Stärke unserer Flott verdoppeln, da er uns in den Stand setzt, unbehindert und ungesehen vom Feinde, unsere ganzen Seestreitkräfte nach der Ostsee oder nach der Nordsee zu werfen."

Das ist das Urtheil, welches heutzutage ganz allgemein anerkannt wird. Deutschland wird mittelst des Kanals eine gewaltige Stärkung seiner maritimen Wehrkraft erlangen; Deutschland wird durch ihn

*) Die genauen Grössenverhältnisse des Kanals sind folgende: Länge 98,65 km, Breite des Wasserspiegels im Durchschnitt 60 m, an der Sohle 22 m, Tiefe 8,5 m.

Digitized by Google

thatsächlich eine zweite Flotte, von welcher Graf Moltke dereinst sprach, in der Hand halten.

Vom strategischen Standpunkte aus betrachtet ist der Nordostsee-Kanal eine Notwendigkeit für das Deutsche Reich geworden. Solange unsere Kriegsfahrzeuge auf die Benutzuug fremder, der dänischen Gewässer (Sund und Belt) für das Verlassen der Ostsee oder das Hineingelangen in dieselbe angewiesen blieben, befanden sie sich in einer Sackgasse, die bei jeder kriegerischen Verwickelung für Deutschland verhängnissvoll hätte werden können. Hatte man ehemals den Bau des Nord-Ostsee-Kanals ausschliesslich oder doch wesentlich aus wirtschaftlichen Gründen empfohlen — für Preussen und Deutschland musste, nachdem Schleswig-Holstein eine preussische Provinz und ein Theil des Deutschen Reichs geworden, die strategische Bedeutung dieser Verbindung allein schon entscheidend sein.

Neben seinem nicht hoch genug anzuschlagenden Werthe für den Fall des Krieges bleibt dem Nord-Ostsee-Kanal jedoch auch auf wirthschaftlichem Gebiete eine ausserordentliche Wichtigkeit gewahrt.

Der rege Schiffsverkehr, der sich von den deutschen, russischen und schwedischen Osteehäfen nach Westen und umgekehrt bewegt, hat sich bisher auf zwei Bahnen angewiesen gesehen: auf die Passage durch den Sund und die Belte einer- und durch den Eiderkanal — hier aber nur in beschränktem Umfange — andererseits.

In der Vorlage der Reichsregierung zur Begründung des Gesetzentwurfs betreffend den Bau des Nord-Ostsee-Kanals wurde auf Grund der für die Jahre 1871—80 angestellten Ermittelungen der in Betracht zu ziehende gesammte jährliche Nord-Ostsee-Verkehr auf 41504 Schiffe und 12240000 Registertons angegeben. Dabei war angenommen, dass nach Abrechnung der auch in Zukunft den Weg um Skagen nehmenden Schifffahrt von und nach nordenglischen, schottischen, norwegischen u. s. w. Häfen, sowie überhaupt den Weg um Skagen aus andern Gründen vorziehenden Schifffahrtstheiles auf den Nord-Ostsee-Kanal jährlich 18000 Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 5500000 Register-Tons entfallen würden.

Nach den Berechnungen Dahlström's*) dagegen bezüglich des Schiffverkehrs von 1880—1889 ergeben sich im Jahresdurchschnitt folgende Ziffern

1880/82: 36423 Schiffe 12606928 Reg.-Tons
1887/90: 32538 „ 16519504 „ „

Die Verkehrszahlen nach Dahlström:

(1880: 12718376 Reg.-Tons,
1889: 16022069 Reg.-Tons)

bezeichnen eine Steigerung von jährlich 2,6 %. Wenn man dies an Fortschritt auch für die fernere Zeit gelten lassen will, so kommt man mit Sartori*) dahin, für 1895 einen Verkehr von 18521512 Register-Tons anzunehmen, wovon dieser kaufmännische Sachverständige dem Nord-Ostsee-Kanal ca. 70 % mit gegen dreizehn Millionen Registertons zurechnet.

Möge die vorstehenden Rechnungen und Schätzungen nun richtig sein oder nicht: darüber kann kein Zweifel obwalten, das für den Kanal ein gewaltiger Verkehr in Handelsschiffen zu erwarten steht.

Seinen Grössenverhältnissen nach ist der Nord-Ostsee-Kanal geeignet, nahezu jedes Handelsschiff aufnehmen zu können. Durch ihn erfährt der Seeweg zwischen Nord- und Ostsee von allen südlich der geographischen Breite von Hull belegenen Häfen nach einem in der Mitte zwischen der zu Rügen gehörigen Halbinsel Wittow und Torp an der südschwedischen Küste gelegenen Punkte der Ostsee und umgekehrt gegenüber der Umschiffung von Skagen eine durchschnittliche Abkürzung von 238 Seemeilen. Hamburg gewinnt einen um gar $424_{,8}$ Seemeilen verkürzten Weg, Bremerhafen $322_{,8}$ Seemeilen, Emden $282_{,8}$, Amsterdam, Rotterdam und Dünkirchen $236_{,8}$ Seemeilen u. s. w.

Wichtiger noch wie der im Verkehrsleben so werthvolle Zeitgewinn ist die durch den Kanal zu erhoffende Minderung der Seegefahren. „Die Fahrt um das Kap Skagen gehört anerkanntermassen noch heute zu den aussergewöhnlich gefährlichen Seereisen. Nach amtlichen Angaben sind den Jahren 1877—1881 auf der Fahrt zwischen Ost- und Nordsee um das Kap in den Meeren, welche bei derselben berührt werden müssen, nämlich dem Sund, den Belten, dem Kattegatt, dem Skagerrak, dem nördlichen Theile der Nordsee bis zur schottischen Küste und der Nordsee an der jütischen und schleswig-holsteinischen Westküste bis zur Elbmündung nachweislich allein 92 deutsche Schiffe mit rund 20000 Registertons Raumgehalt und einem nach den bekannt gewordenen Versicherungsbeiträgen abzuschätzenden Gesamtwert (der Schiffe ohne Ladung) von 3 bis 4 Millionen Mark vollständig verloren gegangen. Die Zahl der in dieser Beziehung in Betracht kommenden Schiffe wird noch vermehrt durch diejenigen, welche auf der Fahrt zwischen der Nord- und Ostsee verloren gegangen sind ohne dass man den Ort

*) Bau- und Betriebseinrichtungen des Nord-Ostsee-Kanals, Hamburg 1890.

*) Der Nord-Ostsee-Kanal und die deutschen Seehäfen, Berlin 1894.

Digitized by Google

des Unterganges kennt, oder bei denen die Thatsache des Verlustes nicht bekannt wurde, weil sie verschollen sind. Diese letzteren sind, wie nicht anders anzunehmen, ebenfalls gänzlich zu Grunde gegangen. Ihre Zahl betrug in den Jahren 1877—1888 38, während die Gesammtzahl der deutschen Schiffe, welche auf der Nord-Ostseefahrt verunglückten, ohne dass der Ort des Unterganges feststeht, in dem gleichen Zeitraum sich auf 69 bezifferte. Auch von dem grösseren Theile dieser Schiffe muss angenommen werden, dass ihnen der Kanal zu Gute gekommen wäre und ihre Erhaltung herbeigeführt hätte. Ueberblickt man einen etwas weiteren Zeitraum, sofern Zahlen über die Schiffsverluste in demselben vorliegen, so gewinnt man einen verstärkten Eindruck von der Gefährlichkeit der Passage um Skagen. Vom Jahre 1858 bis 1885 sind beispielsweise längs der dänischen und schwedischen Küste nicht weniger als 6316 Strandungen von Dampfern und Segelschiffen vorgekommen, und hierbei 91 Dampfer und 2742 Segelschiffe verloren gegangen. In den Jahren 1877 bis 1881 sind dabei 708 Personen ums Leben gekommen auf Strecken, welche nach Fertigstellung des Nord-Ostsee-Kanals nicht mehr befahren zu werden brauchen." *)

Diese beiden Gesichtspunkte: die Abkürzung des Weges und die Minderung der elementaren Gefahren werden der deutschen Schifffahrt wie derjenigen anderer Nationen die erforderliche Anziehungskraft bieten, um den Kanal für sich nutzbar zu machen. Solche Erwartung wird sich um so sicherer und schneller erfüllen, wenn die demnächst zu erlassenden Gebührentarife niedrig bemessen sein werden (eben heute heisst es in den Blättern: „Der Tarif des Nord-Ostsee-Kanals wird im ersten Etatsjahr durch kaiserliche Verordnung festgesetzt."), wenn ferner die Verwaltung ihre Aufgabe darin erblickt, den Bedürfnissen des Verkehrs — und diese Bedürfnisse werden wechseln und von Zeit zu Zeit andere Gestalt annehmen — fortdauernd gerecht zu werden, wenn sie von bureaukratischem Kleinkram fernbleibt und allezeit durch gesunde, wirtschaftliche, geschäftliche Grundsätze sich leiten lässt.

Geschieht dies, so wird dem neuen Wasserwege eine kaum zu überschätzende Rolle im norddeutschen wie im ganzen nordischen Verkehrsleben zuzuweisen sein. Er wird dem Verkehr der an letzterem betheiligten Hafenplätze einen mächtigen Aufschwung bieten; er wird für manche commerzielle Beziehungen völlig veränderte Bedingungen schaffen, er wird, wie Fürst Bismarck sich in einem privaten Kreise vor zwei Jahren einmal äusserte, die Ostseehäfen in gewisser Weise zu Nordsee- und die Nordseehäfen zu Ostseehäfen umgestalten; er wird eine lebhafte Konkurrenz von hüben nach drüben entfachen; er wird den Unternehmungsgeist allerseits anspornen: allein wir hegen die Hoffnung, dass der deutsche Handelsbund die neu an ihn herantretenden Aufgaben richtig erkennen und im eigenen Nutzen wie zum Besten des Gemeinwohls lösen wird. Dann findet auch Bestätigung, was die von Kaiser Wilhelm I. vollzogene und vom Fürsten Bismarck mitunterzeichnete Urkunde besagt,, die seit dem 3. Juni 1888 im Grundstein der Holtenauer Schleuse versenkt liegt:

„Ein Bau von gewaltiger Ausdehnung soll unternommen, ein bleibendes Denkmal deutscher Einigkeit und Kraft geschaffen und in den Dienst nicht nur der vaterländischen Schifffahrt und der Wehrhaftigkeit, sondern auch des Weltverkehrs gestellt werden. Keine menschliche Voraussicht vermag die zukünftige Bedeutung dieses Baues in vollem Umfange zu ermessen; die Wirkungen ragen über das lebende Geschlecht und über das zur Rüste gehende Jahrhundert hinaus . . . .

Möge der Bau dem deutschen Vaterlande, möge er den Elbherzogthümern zu Heil und Segen gereichen! Möge durch ihn das Gedeihen der deutschen Schifffahrt und des deutschen Handels, die friedliche Entfaltung des Weltverkehrs, die Stärkung der vaterländischen Seemacht und der Schutz unserer Küsten kräftig gefördert werden! Das walte Gott in Gnaden!"

*) Beseke, Der Nord-Ostsee-Kanal. Kiel und Leipzig, 1893.

DIE PARISER SALONS.

Es ist ein heller Frühlingsmittag. Au premier jour du mois de Mai, wie es im Sonett des alten Ronsard heisst. Es ist zwei Uhr. Durch die stolze Avenue des Champs Elysées rollt Wagen auf Wagen, auf den breiten Trottoirs zwischen dem jungen Grün der Bäume schiebt sich eine drängende Menschenmasse. Lachend sieht die blinkende Sonne auf das Gewimmel hinab, und ihre Strahlen brechen sich im schwarzen Glanze der Cylinderhüte. An dem grauen Riesengebäude des Palais de l'industrie biegt der Strom ein und in die Thürlöcher ergiesst er sich in unendlichem Flusse, eine umgekehrte Quelle. Durch gaffende Zuschauer und lärmende Zeitungsverkäufer führt der Weg. Dunkle Gänge

Digitized by Google

verschlingen gierig die Kommenden und setzen sie wieder aus in die ungeheure Halle im Innern des gewaltigen Eisenbaus, durch dessen hohes Glasdach eine heisse Flut von Licht hinunterleuchtet. Es ist der Tag des „Vernissage". Wer ein bischen auf sich hält in Seine-Babel, ist erschienen. Das seltsame Konglomerat verschiedenartigster Elemente, das sich Tout-Paris nennen lässt, alles, was Geld und Namen besitzt, ausser den vornehmen, gutkatholischen, halbroyalistischen Familien des Faubourg St. Germain, wo man nicht gern alles mitmacht, also die Goldmänner der Börse, die reichen jungen Leute, die nichts zu thun haben und die ihre Wäsche nach dem allerneusten Chic in London waschen lassen, die Schriftsteller und Künstler vom einflussreichen Pressemann bis zum Bohémien des Montmartre, vom berühmten Namen bis zum unbekannten fidelen Jünger aus der Umgegend des Boulevard de Clichy mit dem kleinen, weichen, schwarzen, runden Filzhütchen. Dazu die Damen, aus der Gesellschaft aus den Theatern, die Königinnen des Chanson, die Tänzerinnen, die Cocottes de plus grande marque. Und alles, von der feinsten Matrone bis zum kleinsten Modellchen in der funkelnagelneuen „Toilette de vernissage", schwimmend in modischem Kornblumenblau, mit Pluderärmeln, die schlimmer sind als ihre schlimmsten Vorläufer im 16. Jahrhundert; die riesigen Hüte mit riesigen Schleifen besetzt und mit Kunstblumen, welche die Natur nicht kennt: schwarzem und grünem Mohn, gelben Veilchen mit langen Blättern. Ein Farbengewirr tollster Art, ein koloristischer Hexensabbath, eine Kleiderparade ohne Gleichen. Mme. Sarah Bernhardt wallt hindurch, und die schlanke Grazie der entzückenden Yvette Gilbert fehlt nicht.

Doch ich soll ja von den Kunstwerken reden! Also hinauf die Treppe, aus dem wimmelnden Lichthof, dessen Skulpturenausstellung in dem Gedränge unmöglich zu bewundern ist, hinauf zu den Sälen. Eine Gallerie umzieht in grossem Rechteck die Wände. Wir blicken hinunter auf den Boden, wo es wie blaues und schwarzes Gewürm durcheinander kriecht; unaufhörlich und unendlich, in ewigen Kreisen und Schlangenlinien. In den Sälen die gleiche Stickluft des Gewühls, schwüler Parfümduft, biegsame, schmiegsame Gestalten, rauschende Seidenblousen, schöne Augen — —

Doch ich soll ja von den Kunstwerken reden! Ja freilich! Das ist ein schwerer Entschluss! Denn im Ganzen genommen sind die Menschen so sehr viel interessanter in den Champs Elysées als die Bilder. Nicht hat man in Berlin nötig, sich ängstlich scheu zu verstecken: auch an der Seine wird viel gesündigt mit Oel auf Leinwand. Auch die Pariser haben ihre mittelmässige Ware und zwar, entsprechend der Grösse der Stadt, in weit gewaltigerer Quantität als das in Deutschland möglich wäre. Auch dort sind es die Kiesels und Paulsens, die Porträtisten des glatten Salontons mit intimster Toilettenkenntnis, welche gut beschäftigt und gut bezahlt werden. Es ist unerhört, wie zwei der umdrängtesten Bildnisse, der Prinz von Wales von Détaille und das kluge Bourgeoisgesicht des Präsidenten Felix Faure von Bonnat hingemalt sind. Auch in Paris ist glatte Historienkunst mit Hurrahpatriotismus, nicht selten verbunden mit Beweisen bravchristlicher Gesinnung, und auch dort macht sich neben der Geschichtsmalerei die Geschichtchenmalerei breit, Anekdotenillustration, nur etwas mehr noch als bei uns mit einem Stich ins Sensationelle. Auch lange Unterschriften, Auszüge aus geschichtlichen Werken, ausführliche Erklärungen, Strophen und ganze Gedichte fehlen nicht. Ganze Säle, ganze Gänge sind, wo wir hindurchschreiten, unberührt und unerschüttert von dem, was uns von den Wänden her grüssen will. Es ist mitunter, als hätten die Grossen von Fontainebleau, als hätten Millet, Courbet, Corot, Manet und ihre Leute nie gelebt. Mächtig schwingt die Tradition ihr Scepter; die alten Motive, die alten Auffassungen, die hergebrachte Art, Luft- und Farbentöne wiederzugeben, kurz die biedere alte Zeit herrscht.

Einen Tag nach der Eröffnung des Élysées-Salons brachte der Figaro einen Artikel, in dem sich ein weiser Mann bitter über den „Mangel an Ideen" beklagte. Ich staunte. Zu wenig Ideen? Nein! Im Gegenteil! Viel zu viel Ideen! Viel zu viel wird das Stoffliche betont, und viel zu wenig wird das eigentlich Malerische hervorgesucht. Man will hier dem Geschmack des grossen Publikums entgegenkommen. Aber dieser Geschmack lässt sich erziehen und modeln, und wenn die Künstler nur den Mut der eignen Meinung haben, lässt sich das Heer der Laien schon lenken. Ein Maler soll lediglich ein Maler sein, kein Historiker, kein Politiker, kein Dramatiker, kein Novellist, kein Moralist, kein Anekdotenerzähler! Auch in den Schilderungen aus dem Leben der Weltstadt selbst, aus dem Gerassel und Getriebe der Pariser Strassen sucht man vergebens den grossen malerischen Blick, der gerade hier so viel herrliche Probleme finden könnte. Selbst ein Bild wie das von Louis Béroud, das sich stolz „Symphonie en rouge et or" nennt — um ein prägnantes Beispiel hervorzuheben —, genügt auch bescheidenen Anforderungen durchaus nicht; eine grosse überfüllte Pa-

Digitized by Google

lasthalle mit reicher Verzierung, Blumen, Divans, Teppiche, Vorhänge, ein nacktes Weib in einer Ecke — ungemein viel Rot, ungemein viel Gold, aber bei Gott keine Symphonie! Die Farben stehen sich ganz fremd gegenüber, wie Menschen, die sich soeben vorgestellt wurden und nun noch nicht recht wissen, was sie wohl mit einander anfangen sollen, aber sie vereinigen sich nicht zu einer brausenden, steigenden, fallenden Melodie, die dem Maler — vielleicht! — vorgeschwebt hat. Die reife Kunst der Engländer ist den Franzosen des Élysées-Salons hier bei weitem überlegen: Brangwyns mit breiten starken Strichen gemalte, orientalische Scenen oder Herkomers wundervolle, zarte Mädchengestalt, deren holder Leib an der Quelle in tiefer Waldesheimlichkeit ausruht („Toute belle, toute pure"). Den beiden schliesst sich als dritter Orchardson an mit einem ausgezeichneten Porträt und einem feinen Werke „Le salon de Mme. Recamier"; Menschen, Möbel, Zimmer im Empirestil, das Ganze in einem diskreten bräunlichen Ton gehalten, der zu köstlicher Wirkung seine Lichter über das Interieur, über die schöne Gebieterin des Hauses, über die ungezwungenen, graziösen Gruppen hinstreut.

Wie ein grosser Künstler es auch vermag, weit angelegte, gedankenreiche Kompositionen mit den Anforderungen echter Malkunst zu vereinigen, das hat Henri Martin bewiesen mit seinem herrlichen Fries, dem Fragment einer Dekoration für das Hotel-de-ville. Das ist nämlich seltsam in Paris: der Kunstverstand der grossen Masse, auch der der „Gebildeten" steht im Ganzen durchaus nicht über dem Kunstverstand der Deutschen, oder auch der Berliner im besonderen. Vor drei Wochen habe ich mit offenem Munde ein Publikum von Schriftstellern und Künstlern nebst ihren Damen bei der Generalprobe eines unerhört schlechten, schauderhaften Mörderstückes, „La Famille Martial", aus den „Mystères de Paris" von Eugène Sue durch Blum und Toché unsagbar roh herausgehauen, mit unglaublichem melodramatischem Zwischengedudele zur Erhöhung der Wirkung bei allen Stellen, die einigermassen geeignet erschienen „pour agacer les nerfs" — bei diesem Stücke habe ich die Menschen jubeln hören vor aufgeregtem Entzücken; Tags darauf Première mit grossem Erfolg; Tags darauf wohlwollende Billigung seitens der Tageskritik! Solch ein Vorgang, der in Berlin oder in München einfach unmöglich wäre, ist höchst bezeichnend. Er beweist unwiderleglich, dass der durchschnittliche Kunstverstand auch des „besseren" Publikums auf einem recht tiefen Niveau sich befindet. Anders indessen ist es in massgebenden Kreisen. Während in Deutschland die Gesellschaftsschichten nach oben immer weniger verstehen (cum grano salis), jedenfalls die soziale Stellung im Ganzen umgekehrt proportional ist der Ausbildung des künstlerischen Gefühls, herrscht jenseits der Vogesen denn doch ein anderes Verhältnis. Wir wissen, wer bei uns die Aufträge bekommt, wenn Hallen und Säle ausgeschmückt werden sollen! Wir wissen es und wir beklagen es. Aber das Pariser Stadthaus lässt sich mit Kunstwerken schmücken, die aus den Ateliers von Puvis de Chavannes, von Besnard, von Carrière, von Henri Martin stammen. Das ist eine wirksame und vornehme Manier, aufsteigende Kunstbestrebungen und ehrliche Männer, die neue Wege suchen und ihr Herzblut hingeben für ihre Kunst, zu stützen und zu fördern! Henri Martins dekorativer Entwurf ist die Krone des Elysées-Salons. Er zeigt im jungen Frühlingsgrün des Waldes, im zarten, rosigen Morgenlicht die sinnenden, versunkenen Gestalten des Dichters und des Künstlers, von göttlichen Genien umschwebt. Ein wundersamer Zauber liegt in dieser Scene, in diesem reizvollen Zusammenwirken packender Realistik in den Figuren der beiden Männer und holder Phantastik in den leichten lichten Wesen, die still einherziehen, die Denkenden, Suchenden nicht zu stören. Und alles ist getaucht in die Farbe der flimmernden Frühsonne, die durch die zitternden Blätter sich den Weg bahnen will. Grösse und Freiheit sind hier in gewaltigem Wurfe herrlich gelungen. Luft und Licht in der Technik leichter Strichlagen, die Martin so sicher beherrscht, genial getroffen.

Die dekorative Kunst weist auch neben Martins Meisterwerk noch respektable Leistungen auf. H. Bornis ist hier in erster Reihe zu nennen mit einem Fries „Les exercices physiques", dem Teil eines grossen Werkes, das den stolzen Titel führt „Le progrès humain". Er bietet Ringer und Wettläufer mit vortrefflichen Akten, mit einer kühnen, aber glänzend gelösten Perspektive und einer guten koloristischen Wirkung. Dicht daneben steht G. Lemaitre, weiter abseits Marioton, Vauthier. Dass man auch in Paris dekorative Entwürfe mit hohlem Pathos und schablonenhafter Gruppierung herstellen kann, hat Ehrmann in einem Gemälde für die grosse Nationalbibliothek gezeigt.

Martin ist freilich nicht ganz der einzige, der einen modernen Luftstrom durch die Säle wehen lässt. Es finden sich auch andere weisse Raben; ganz vereinzelt sitzen sie an den Wänden und zeigen bald diesen, bald jenen Charakter. Im wunderlichen Gemisch sind da kleine Nachahmer Millets und Corots, hier gar ein

Digitized by Google

Schüchterner, der wohl einmal vor Jahren etwas von Claude Monet gesehen oder von Carrière oder Renoir, ein Dritter, der sich in den naiven Linien der Prärafaeliten versucht. Ein Tasten, ein Probieren aber kein Wagen, kein mutiges Vorwärtsdringen! —

Von den vornehmen Anlagen des alten Paris trägt uns das Seineschifflein nach dem Westen. Wie auf der Weltkugel, wie in Europa, wie in jeder Grossstadt fast, so ist auch hier in dieser gottbegnadeten Himmelsgegend der Fortschritt, das Neue zu suchen. Auf dem Marsfeld, dem früher öden Platze, den erst die letzte grosse Weltausstellung zu Ehren gebracht hat, am Fusse des graziösen eisernen Riesen, der ein Repräsentant unserer Zeit genannt werden könnte, des Eiffelturms, gegenüber dem königlichen Gebäude des Trocadero, der stolz und frei von seinem Hügel über die Seine herunterblickt, hat sich wieder die „Société nationale des beaux arts" eingefunden.

Ihre Ausstellung hat eine Eigenschaft mit der andern gemeinsam: sie ist zu gross! Die Jury war hier wie dort viel zu wenig unbarmherzig, sie hat zu viel zugelassen; und eine noch feinere Aussonderung des Weizens von der Spreu wäre auch dem Marsfeld-Salon sehr zu Statten gekommen. In den Champs Elysées sind das alte Unglück die „Hors-concours"-Männer, welche in Paris jede Ausstellung anschwellen und durch ihre Massenhaftigkeit der Jury einen ganz falschen Massstab in die Hand geben. Aber auf dem Champ de Mars wäre diese Generalbilderversammlung nicht nötig gewesen. Vieles störend Schlechte hätte ferngehalten werden können. In vier riesenlangen, galleriemässigen Sälen hängt ohne Unterbrechung an den Wänden Bild an Bild. Es hat etwas Unruhiges, Verwirrendes, Beängstigendes. Da könnten die Pariser von den Münchener Secessionisten noch allerlei lernen, wie man in kleinen Sälen, in intimen, liebevoll ausgestatteten Räumen mit fein gedämpftem Oberlicht eine geringe Zahl sorgsam ausgewählter Kunstwerke wirkungsvoll arrangiert. Beim Besuch einer Ausstellung von über 2000 Nummern aber giebt es für jeden Menschen einen Moment, wo der Genuss völlig verschwindet und die schweisstriefende Arbeit beginnt.

Die sündhafte Ueberfülle ist aber auch das einzige, was die beiden Salons miteinander gemeinsam haben. Denn auf dem Marsfeld geht dem Wanderer das Herz auf. Es ist ein gewaltiger Tempel der modernen Kunst, in den wir treten, nicht nur der französischen, sondern der grossen internationalen modernen Malerei, die unbekümmert um langweilige Grenzpfähle die Nationen Europas unter einander und mit den überseeischen Völkern zu verbinden beginnt. Eine tüchtige Rolle spielen in diesem kosmopolitischen Reigen die Deutschen. Ein chauvinistischer deutscher Ultrapatriot, der heute ängstlich nach Paris geht, weil er eine französische Uebermacht zu finden fürchtet, kann ziemlich beruhigt zurückkehren. Unsere Landsleute bestehen mit vollen Ehren an der Seine. Freilich sind es gerade diejenigen Kunstbestrebungen, die der deutsche Philister in seiner glücklichen Unwissenheit mit dem vernichtenden Gesammtnamen „die neue Richtung" so schön summarisch zusammenfasst, diejenigen Gattungen, über die sich unser allverehrter Minister Herr von Köller leider nicht des näheren ausgesprochen hat — zu meinem Schmerze; denn ich hatte sehnsüchtigst darauf gewartet, und es ist ein grosser Verlust für uns alle, dass er es nicht gethan hat —, die aber sicherlich von irgend einem Paragraphen des Umsturzgesetzes getroffen worden wären, — kurz: es sind, wie auch in der Litteratur, gerade die Künstler und gerade die Kunstförderer und Verbreiter deutschen Ruhmes geworden, die unsern leitenden Kreisen ein Ärgernis sind und ein Greuel! Max Klingers in Deutschland von der kritischen „Ordnungspartei" so vielgeschmähtes „Urteil des Paris" steht im Salon du Champ de Mars an hervorragendem Platze; seine „Kreuzigung" hat man weniger vorteilhaft gehängt. Leistikow erntet mit seinen einfachen tiefinnigen Waldstimmungen gleiche Ehren wie mit seiner geheimnisvollen Phantasie von den abenteuerlichen Schiffen, die auf unbekannten Märchenmeeren zu unbekannten Gestaden treiben; Max Liebermann war in Paris früher berühmt als bei uns; Gotthard Kuehl hat ein ganz herrliches Interieur gesandt; Dora Hitz ist mit einem ihrer besten Kinderporträts vertreten; Schlittgen, Skarbina, Uhde sind hier ganz heimisch. Es ist schade, dass Persönlichkeiten wie Franz Stuck, Ludwig von Hofmann, Lesser Ury fehlen. Das Bild wäre noch vollständiger, wenn auch sie sich eingefunden hätten. Aber auch so brauchen wir uns wahrlich nicht zu schämen. Denn hier ist nicht öde Nachahmung französischer Muster, sondern eine fertige Kunst, die freilich aus ausländischen Anregungen hervorgegangen, aber schliesslich eigene Kraft und Selbstbewusstsein bekommen hat. Was uns überwältigt bei den Franzosen auf dem Champ de Mars, ist die Riesenmasse von Bildern, in denen das Neue zu seinem Rechte kommt. Das Häuflein mitzählender Männer in Deutschland wird da allerdings erdrückt. In diesen langen Sälen hat man wirklich das Gefühl, einer grossen modernen Kunst gegenüber zu stehen, die ein Abbild bietet

Digitized by Google

unseres modernen Lebens. Es ist natürlich, dass diese Kunst kein fester Gürtel umschliesst wie das in früheren Epochen der Fall war. Früher, als sich das Leben selbst in einfacheren Formen bewegte, in geraderen Linien und festeren Wegen, konnte auch eine grosse Einheit in der Kunst herrschend werden, die unbeschadet der einzelnen Künstlerindividualitäten den Werken Aller ihren Stempel aufdrückte. Das ist heute anders geworden. Im modernen Leben weben sich tausend total verschiedenfarbige Fäden zu einem tollbunten Bilde zusammen. Es ist schier unmöglich, die Empfindungen unseres Geschlechts, sein Sehnen und Wollen, sein Lieben und Hassen in noch so dehnbare Formeln zu bannen. Will man es fest anpacken, so zerfliesst uns unter den Händen. Und es ist nur natürlich und nur richtig und nur gut, dass unsere Künstler, ohne es zu wollen, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Auffassung, ihrer Technik nicht in festem Zusammenschluss mit einander vorgehen. In der Litteratur sehen wir dasselbe Schauspiel; wenn nicht alles trügt, werden wir in der Musik ähnliches erleben; und auch die spröden Musen Architektur werden vielleicht, wenn auch langsamer, folgen.

Triumphe feiert auch auf dem Marsfeld die dekorative Kunst. Der ehrwürdige Präsident Puvis de Chavannes hat einen schönen Entwurf zu einem Fresko für das Treppenhaus der Bibliothek zu Boston ausgestellt. In einer lichten Landschaft auf freier Höhe in reiner Luft nahen die Musen dem Genius des Lichts; Natur und Figuren scheinen Eins zu werden, so innig gehören sie zusammen; die vornehme Grösse, die majestätische Hoheit des greisen Meisters ist auch diesem Werke wundervoll aufgeprägt. Roll hat als erstes Stück einer Reihe, die den Titel „Joies de vie" führen soll, ein Kolossalbild „Femmes, fleurs, musique" gemalt. Es ist erstaunlich, wie hier in glühenden Farben eine berauschende Atmosphäre von Blüten und Blumen geschaffen ist, die gemeinsam mit den zitternden weichen Klängen des Trios die verliebten Paare ins Dickicht treibt. Eine sinnberückende taumelnde Venusbergstimmung durchfliesst das ganze Bild. Lhermitte malte für das Pariser Hotel de ville die berühmten Markthallen, La Touche im Auftrage des Ministère des beaux arts eine Apotheose auf Watteau und Darstellungen der Jahreszeiten, Friant für das Rathaus von Nancy zwei grosse Panneaux — alle mit feinen originellen Ideen, mit geschickter Umgehung der Schablone und mit glänzender dekorativer Wirkung. Ihnen ist Carot mit seinen gemalten Glasfenstern für das Hotel de ville an die Seite zu stellen; dazu die kunstvollen Stickereien nach dem Vorbild der japanischen Nadel- und Faden-Meister, phantastische Entwürfe zu Ofenschirmen und Kaminen, an denen sich auch Besnard beteiligt.

Besnard bleibt immer noch unbestritten der Erste unter den Koloristen. Seine leuchtenden Bilder aus Algier mit ihrer glühenden afrikanischen Buntheit finden nicht ihres Gleichen. Man denke sich daneben die ernsten realistischen Werke von Claus, Courtens, Melchers, dazu Burne Jones mit seiner prärafaelitischen „Liebe in den Ruinen", Sutro mit seinen köstlichen alten Pferden, Sisley mit seinen Renoir'schen Komplementärfarben und seinen Sonnenlandschaften, die diesmal übrigens nicht ganz auf der gewohnten Höhe stehen, Zorn mit seiner genialen Impression, einer graziösen Cocotte in Pelz und in Rot, die bei grellem Lichtschein groteske Farbenspiele zeigt, Frédéric mit seinen überladenen aber von einer unvergleichlich reichen Phantasie geborenen Allegorien, Israels herbe Naturtreue und Walter Cranes weiche Poesie, dazu noch etwa Schwabes exzentrische symbolistische Phantastereien, die an den Malaien Jan Toroop erinnern — man denke sich einen solchen „Salon carré" wie im Louvre auf dem Marsfeld, und man erhält einen Begriff von der interessanten Buntheit und Mannigfaltigkeit dieser seltsamen Ausstellung.

Ohne Genosse würde in einer solchen Versammlung aber auch das grosse Bild von Carrière sein, das mir als das bedeutendste Werk des Salons vom Marsfeld erscheinen will: „Théâtre populaire". Wir sehen in den Zuschauerraum; es ist dunkel, nur von der Bühne her dringen die Reflexe heller Lichter nicht sonderlich kräftig in die Menge im Parkett und auf den Rängen. Alles liegt im schwarzbraunen Halbdunkel, nur hier und da wird eine Hand, eine Stirn, weiss beleuchtet, deutlich sichtbar; sonst zeigen uns fast nur Silhouetten die Köpfe der aufhorchenden Menge. In fieberhafter Spannung sitzen sie da, völlig konzentriert; nur das interessiert sie, was auf der Bühne vor sich geht; sie alle sind von naiver Begeisterung gepackt, voll Heisshunger, etwas zu sehen, etwas zu erleben. Der ganze Raum ist erfüllt von dem merkwürdigen, unbeschreiblichen Fluidum, das im Theater lebt und das Publikum zu einer festen kompakten Masse vereinigt. Und dieses gewaltige soziale Problem — das ist das grandiose an dem Werke Carrières — ist völlig malerisch gelöst, ohne jede aufdringliche Nebenabsicht.

Nicht so klar wie in der Malerei findet modernes Leben und modernes Streben sein Abbild in der Bildhauerkunst des

Digitized by Google

heutigen Paris. Es ist natürlich, dass diejenigen scheitern mussten, die es versuchten, in der Plastik ähnliche Wege zu wandeln wie in der Malerei! Das ist wohl doch unmöglich. Mit dem Impressionismus ist hier nichts zu machen. Hier herrschen ganz andere Gesetze, ganz andere Entwicklungsbedingungen. Ein alter Professor aus Rom, ein bärbeissiger Feind der Moderne, sagte mir einmal nicht sehr höflich, aber doch nicht so ganz mit Unrecht: „In der Plastik geht es mit der Schmiererei eben nicht!“ Das ist, wie gesagt, durchaus nicht schön ausgedrückt; aber etwas Wahres liegt doch unleugbar darin enthalten!

Dass aber auch auf den alten Pfaden immer noch Schönes geleistet werden kann, zeigt Merciés schöne Jeanne d'Arc in den Champs Élysées, zeigen zahlreiche ausgezeichnete Porträtbüsten, zeigt Bartholomés ernstes, schönes „Monument aux morts“ (im Champ de Mars) mit seiner Verbindung architektonischer und plastischer Wirkung. Ueber allen aber steht Rodin, der Hass der Philister. Er hat sie auch diesmal auf dem Marsfeld wieder kopfscheu gemacht; denn er hat wieder etwas ganz seltsames ausgestellt: einen Frauenkopf und das Porträt des Romandichters Octave Mirbau, die beide — wundersam — aus dem unbehauenen Marmorblock herauswachsen. Es ist nichts gemachtes, nichts gekünsteltes; ganz organisch streben sie darauf empor. Aber da gehen die Leute vorüber und schütteln den Kopf und wissen nicht, was sie damit machen sollen. Ja freilich, wer es nicht fühlt, wie hier das ganze Geheimnis der Bildhauerkunst, die Erweckung des leblosen Steins, der stumpfen Materie zu schönem Leben und edelster Sprache einfach und herrlich symbolisiert ist, dem ist nicht zu helfen. So ist es ja mit allem in der modernen Kunst! Und darum ist es ein undankbares Geschäft, mit Worten erklären und überzeugen zu wollen. Nur die wirklich Schaffenden können hier etwas wirkliches erreichen. Wir armseligen Nachschreiber aber haben nur zu konstatieren. Das allein war hier auch wieder meine Absicht.

Max Osborn.

THEATER.

Georg Hirschfeld „die Mütter“. Aufführung der „Freien Bühne“ im Deutschen Theater. Wilhelm Kienzl „der Evangelimann“. Musikalisches Schauspiel. Königliche Oper.

Ein Wort klang mir aus Hirschfelds Drama mit einem wundersamen Zauber entgegen: Sehnsucht. Hirschfeld braucht das Wort Sehnsucht gern, er braucht es wie eine Perspektive ohne Ende, wie einen weichen Septimenaccord mit ausbiegenden Vorhalten, die sich lang, lang hinziehn, ohne je sich aufzulösen. Diese Sehnsucht hat keinen Genitivus, sie ist ein Gefühl an sich, dem das Gefühl selbst, nicht das Ziel den Wert giebt. Auf dieser Sehnsucht liegt der ganze unschuldige Märchenzauber der jungen Seele, welche den Trieb fühlt, die ungekannte Welt an die Brust zu drücken und zu unendlicher Fruchtbarkeit zu umarmen. Mit dem leuchtenden Auge der berauschendsten Intuition steht sie vor dieser Offenbarung und mit seidenzarter Vornehmheit betastet sie die Wirklichkeit, die eine träumerisch verklärte bleibt, auch wo sie ihre dunkelsten Tiefen öffnet.

Aus dieser Sehnsucht hat Hirschfeld sein Drama geboren und mit diesen vornehmen Händen gestaltet er seine dichterische Welt. Aus der Sehnsucht — wonach? nach Schönheit, nach Griechenland, aus der Sehnsucht der Sehnsucht stürmt der junge Robert hinaus, er lässt eine Familie hinter sich, welche in Eigensucht verfallen und in Kleinlichkeit vergraben ist. An die Seele eines armen Fabrikmädchens hängt er sich, die ihm mehr Liebe und mehr Verständnis für das Wesen seines Komponistentums entgegenbringt, als die ganze reiche Welt, die er daheim gelassen. Jahre vergehen. Er hat die Freiheit, aber die Freiheit ohne den ruhigen Schoss, wohinein er sein Haupt lege. Sein Mädchen arbeitet für ihn, ohne für ihn zu denken; er denkt für sie, ohne für sie zu arbeiten. Langsam öffnet sich der Riss. Er liest, dass sein Vater gestorben. Da kocht es in ihm auf und er sendet seiner Familie einen Seufzer, nachdem er die ganze Zeit für sie verschollen gewesen. Und nun setzt das Drama ein: die Sehnsucht nach dem Schosse der Familie. Das grosse Räderwerk der Konflikte setzt sich in Bewegung. Heiss geht der Kampf hinüber von der Liebe der Fabrikarbeiterin zur Liebe der Mutter, von der Freiheit der selbstgewählten Existenz zur Erinnerung an die Jugend, die er mit dem prächtigen Rolf verlebte, von der plötzlich aufbrechenden Gesinnungsverwandschaft der Mutter und Kinder zum Egoismus des Onkels, der allein aus der früheren drückenden Atmosphäre übrig blieb: Schleusen fallen auf Schleusen, bis ihn der Strom sicher und heil in den Hafen der Mutterliebe trägt. Ein Opfer erforderte es nur: in den Fluten fand das seelenvolle Mädchen den Tod, welches in dem so lange vermiedenen und nun um so furchtbareren Zusammenstoss der beiden Welten erst inne wird, wie wenig dieses Leben Roberts brennende Sehnsucht wirklich erfüllen konnte. Sie nimmt das Pfand seiner Liebe

Digitized by Google

mit hinunter. Die werdende Mutter weicht der wirkenden Mutter.

Aber diese Mütter stossen nicht zusammen. Eine milde Schwester Roberts vermittelt das tragische Ende. Warum? Robert wird durch Rolf dem mütterlichen Haus wieder zugeführt, seine Marie stürzt ihm nach, sie kommt in dem Augenblicke an, da Robert schon wieder der Familie gewonnen ist: man erwartet ein tosendes Gewitter — Marie im tötlichen Hass, Robert im unseligsten Schwanken, die Familie in namenloser Angst um das siegende Gefühl. Aber dieses Gewitter zieht im Hintergrunde vorbei: Marie schlägt jedes Entgegenkommen ab — „es giebt eben Dinge, die nicht möglich sind" — sie sieht Roberts Glück ein — sie will einsam sein — und im ersten Augenblick dieser Einsamkeit giebt sie sich den Tod. Vielleicht ist das lebenswahr, aber ist es auch kunstwahr? Hirschfeld kämpft hier mit der grossen, herrlichen Perspektive, die er sich selbst gab. Denn er hatte drei Dramen im Kopfe. Das eine war die Sehnsucht Roberts nach der Freiheit der Unordnung, das zweite war seine Sehnsucht nach der Freiheit der Ordnung, das dritte war die Synthese dieser Welten. Hirschfeld hat nur das zweite Drama geschrieben. Er liess das erste in der Vergangenheit versinken und liess das dritte durch den Selbstmord der Marie unmöglich werden. Der Übergang vom ersten zum zweiten machte sich gut durch den Tod des Vaters und den Heimatsbrief des Sohnes, den der Dichter so fein im Anfange accentuiert. Aber die Katastrophe am Ende, welche die Aussicht auf den dritten Teil so jäh abschneidet, schmerzt. Schmerzt nicht nur in der dramatischen Konsequenz, sondern in der Hinterschiebung der erlösenden Synthese, die ein Dichter, ein ganzer Dichter, der all unsere Zeit in seine Arme fasst, dieser Zeit geben wird. Es findet sich manches moderne Drama, das ein Drama zwischen zwei Dramen ist. Ibsen war der Erste, der die Thür zum letzten Drama wenigstens offen liess. Es wird Zeit, dass wir nun durch diese Thür auch hindurch gehen und das Reich der Synthese betreten. Dann wird eine Epoche kommen, wo uns das Zuschlagen der Thür als überlebte Konvention erscheinen wird.

Das verdorbene Gewitter wird für den Verfasser ein Stadium der Entwickelung werden. Er wird darüber hinaus kommen, solche Gewitter zu vermeiden. Er wird schon durch die dramatische Konsequenz dazu geführt werden, welche danach schreit. Das wird kommen, wenn er die Dinge noch dramatischer aus sich entwickeln wird, wenn er ganz die robuste Hand des Dramatikers an die Wirklichkeit legen wird. Er tastet sie noch ein wenig zu musikalisch an. Er ist so voller Lyrismen und voller Lebenssentenzen und voller Grundgüte gegen den Menschen, dass ihm die Rohheit der Bühne peinlich ist. Seine Beobachtungen und seine Gestaltungen sind im Vorderhause wie im Hinterhause die gleichen und gleich reifen — dieser Rolf ist eine mindestens so geniale Figur wie die Marie: aber während das Hinterhaus in seinem Milieu schon selbst die dramatischen Hochwirkungen einschliesst, wie sie der zweite Akt so unübertrefflich bietet, verlangt der gemessene Ton der Grünauer Villenbewohner im Interesse der unerbittlichen Bühne noch einige schneidende Cäsuren und gehobene Accente, um besonders den ersten Akt gleich mit der nötigen Eindringlichkeit zu versehen. Wenn diese unglaubliche Fülle der Lebensbeobachtungen und Empfindungswelten, die der jugendliche Autor vor uns hinschüttet, sich im Sinne der Bühne noch mehr wird objektiviert haben, dann ist er ein erster Dramatiker, wie er ein erster Dichter zu sein durch dieses herzig warme und aus dem Tiefsten geborene Kunstwerk erwiesen hat.

* * *

Kienzl's Oper bietet einen interessanten Vergleich. Die ist so ganz aus der Bühne geboren, dass sie von Routine strotzt, ohne allzu äusserlich zu sein. Im zweiten Akt kommt der Evangelimann auf einen Wiener Hinterhaushof, er trifft eine Schaar Kinder, welche im leichten Walzerreigen sich wiegen und eine ältere Frau, welche die Lannersche Melodie mit jener geheimen Wehmut mitsingt, die sich im echten Wien auf dem Walzerrythmus so leicht entwickelt. Der Evangelimann ist ein unschuldig Verfolgter und nun zieht er durch die Strassen mit dem Gesang: Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich. Die Kinder singen es ihm nach, die Frau hilft mit, und was er da aus dem unschuldigen Kindermund hören muss, sein eigen Schicksal, das ist der Inhalt des Werkes, das ist, was ihn in tiefster Seele aufrührt. Diese Scene ist in ihrem schlichten, wehmütigen Ton so ungemein wahr getroffen, dass sie der Arbeit den Stempel giebt. Sie ist ehrlich und deutsch. Die Musik ist hier so einfach, wie sie sein muss. Sie charakterisiert leise in den Verschiedenheiten der Harmonien, welche, sei es im Munde des Evangelimannes, sei es im Kindermunde, den Gesang von der Verfolgung begleiten, und sie benutzt die Kontrapunktik nur, indem sie die Lannersche Melodie durch den Kinderreigen wie in weiter Entfernung hindurchzieht. So bleibt die Musik immer. Wo sie leidenschaftlich wird, vergräbt sie sich niemals in Polyphonie und, wo sie

Digitized by Google

charakteristisch ist, spricht sie laut und vernehmlich. Sie ist im besten Sinne populär, im Sinne eines Lortzing, dessen Eigenschaften und Erfolge die Kunstgeschichte niemals verdunkelt hat. Nicht „musikalisches Schauspiel" hätte der Verfasser sein Werk nennen sollen, sondern „Volksoper". Ein Volksstück, in dem sich Humor, Sentimentalität und Leidenschaft so merkwürdig durchdringen, benutzt die gewohnten Typen und baut seine Handlung in einer wirkungsvollen Konstruktion auf, welche durch die dramatische Spannung den Zuschauer für die einfache Handlung interessiert. So hat Kienzl seine Arbeit angefasst. Ohne dass ich den ganzen Verlauf dieses Zwistes der beiden feindlichen Brüder und ihrer entsagungsvollen Versöhnung erzähle, weise ich darauf hin, dass die Figuren des Intriguanten, des Schwärmers, des bösen Schwiegervaters, der verzweifelten Geliebten, der treuen Freundin, ja des gehänselten Schneiders alte Volksfiguren sind, an denen der Dichterkomponist nichts geändert hat. Darum wirkt auch der erste Akt rein dramatisch nicht so innerlich als der zweite, wo der in den Evangelimann gewandelte einstige Liebhaber einen neuen Typus angezogen hat. Auch die straffe, stets für Abwechslungen und Episoden sorgende, öfters des Guten zu viel thuende Dramatik ist im Sinne des Volksstücks gehalten. Die beste dieser Episoden ist eine Kegelscene, wo ein übermütiges Volksleben sich entwickelt, das in einem Walzertriumph des Alle-Neune-Schiebers gipfelt. Man hat diesem Walzer operettenhaften Charakter vorgeworfen. Dieses wäre der schiefste Gesichtspunkt. Man ist bereits soweit gekommen, die Operette für etwas Minderwertiges zu halten, man erkennt nicht ihren volkstümlichen Wert und weiss nicht, dass eine gute Operette schwieriger ist als eine mässige Oper. Hätten wir nur Volksoperetten! Was in Mozart und Schubert lebte, davon ist ein Stück in Joh. Strauss übergegangen. Aber Strauss registriert man niedriger. Auch in Kienzl lebt ein Stück dieser alten echten österreichischen Volkskunst, welche Musik und Literatur so befruchtet hat. Wenn auch dieses Reis auf den schweren Baum der deutschen Oper gepflanzt ist, so wäre es doch Sünde, seinen volkstümlichen Wert zu verkennen, der doch immerhin gewaltige erziehliche Vorzüge in sich trägt.

O. B.

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU.

„Die Arbeit unter sanitärem Gesichtspunkt" — unter diesem Titel prüft Julien Pioger im Maiheft der Revue Socialiste die Beziehungen zwischen Arbeit und Gesundheit. Die Arbeit ist ein Teil des Lebens und verschlingt einen Anfwand der Lebenskraft, der seine Grenzen in den Zuflussquellen des Organismus und seiner Ergänzungsfähigkeit hat. Die Arbeit, was man so oft vergisst, ist nur ein In-Bewegung-Setzen der Kraft, die vom Leben selbst kommt. In den Beziehungen zwischen Arbeit und Ernährung liegt daher Erklärung und Grund für die beträchtliche Rolle, die die Arbeit in der Gesundheitsfrage spielt. Alle physiologische, muskuläre oder geistige Arbeit hat ihr mechanisches Gleichgewicht in dem entsprechenden Aufwand, der seine Quelle in der Ernährung hat, sei es in den Ersatzgeweben, sei es in den Geweben der Organe. Das heisst: die Arbeit, welche nicht durch eine genügende Ernährung ausgeglichen ist, verursacht zuerst die Verfaulung der Ersatzgewebe unter der Form der Abmagerung, dann der organischen Gewebe, unter dem Namen der Abzehrung oder Autophagie. Der Überarbeitete isst sich selbst auf.

Mit dieser selbstverständlichen Schlussfolgerung, die so lange schon gekannt und gesagt ist, als Menschen existiren, sucht der Verfasser die Lehren der Sozialdemokratie zu bekräftigen. Wenn es nur wäre, um den Satz zu beweisen, dass derjenige mehr arbeitet, der mehr isst, und derjenige gesunder ist, der sich nicht überarbeitet, dann brauchten wir keine sozialistische Bewegung. Es steckt doch in dieser sozialistischen Logik ein gewaltiges Stück Trivialität.

* * *

L' Enclos, eine neue jungfranzösische Zeitschrift in knallrotem Einbande. Erscheint ein Oktavbögchen lang alle Monat am Achten. Wozu? Die Alten unter den Jungen verwirren fast schon durch ihre Vielseitigkeit. Im Mercure etablirt Raynaud seine mit Moréas, Raymond und Maurras behauptete „romanische" Schule, welche der Decadence, dem Pessimismus und dem Eindringen der barbarischen Einflüsse ein Ende machen soll. Der erste Grundsatz: Gehorsam gegen den Geist der Sprache, in dem man schreibt. Zu einer Zeit, wo Skythen und Sachsen (!) ihre Theater und ihre Bibliotheken erobern, hätten sie es unternommen, das väterliche Erbe der lateinischen Musen zu verteidigen und den Geschmack der Ordnung, des Masses und der Harmonie den monströsen Hirngespinnsten der Fremden entgegenzusetzen. Gewiss werden die Herren sehr populär werden. Eines solcher Hirngespinnste ist „Strindberg's „Psychologie des Gebetes", die er in der Revue blanche bringt.

Digitized by Google

Strindbergs Gedankengang ist so: Ich bitte Jemanden um einen Dienst. Er schlägt ihn ab. Dann ist's eben zu Ende. Aber nehmen wir an, dass er nicht ja, nicht nein sagt, dann verleitet mich mein Optimismus, gutes zu hoffen. Mit der Hoffnung kommt der Mut, mich aus den Schwierigkeiten zu ziehen, und schliesslich habe ich so von seiner Unterstützung Vorteil, obwohl er mir direkt niemals geholfen hat. Darum sagt die Schrift sehr richtig: wer erhört worden will, muss glauben. Denn der Glaube ist nichts anderes als die Sammlung des Wunsches oder der Hoffnung, gesteigert bis zum bewussten Wollen, und der Wille als stärkste Kundgebung des Nervenimpulses setzt die grösstmögliche Kraftmenge in Bewegung.

Im selben Heft setzt Mallarmé seine variations sur un sujet fort, mit denen er in der letzten Zeit hervorgetreten ist. Diesmal handelt sichs um die Académie — nichts gutes. Einen Verteidiger findet Mallarmé in A. Ibels, der ihn in der Plume gegen den Anarchisten Retté u. A. herausstreicht: obwohl die Art Mallarmé's abstrus sei, sei er logisch mit seiner Ethik und Ästhetik.

* * *

Über das Urchristentum und die soziale Frage spricht L. Stein in den „schweizerischen Blättern für Wissenschaft und Soziologie". Es gäbe drei antike Kulturvölker, die je nach ihrer Natur eine Art Sozialismus gezeugt hätten: die Hellenen den philosophischen, die Römer zur Zeit der Gracchen den agrarischen, die Juden den religiösen. Aber sie hätten den Sozialismus nur gebraucht zur Erreichung höherer, sittlicher, politischer, religiöser Zwecke, nicht als Selbstzweck. Die Essäer haben in ihrem asketischen Sozialismus den Ideen Christi vielfach vorgearbeitet, aber von ihrem Kommunismus hätten sich die Christen bald losgesagt. Einen kommunistischen Kirchenlehrer nur gab es: Carpocrates, der aber von den anderen stets als ein Ausbund von Verruchtheit hingestellt wurde. Die ersten Christen hätten mit dem Kommunismus nichts zu schaffen gehabt. Sollte dies selbst richtig sein, so beweist das natürlich gar nichts gegen die so oft mit Recht hervorgehobene Parallele der sozialistischen mit der christlichen Bewegung. Es ist eben ein vierter sozialistischer Standpunkt: der ökonomische, und dieser ergiebt sich ebenso aus dem Charakter unserer Zeit, wie die drei erwähnten aus dem Charakter der betreffenden antiken Kulturvölker.

* * *

Den merkwürdigen Schwenk-Aufsatz Hermann Grimms in der „Deutschen Rundschau" hat man vielfach bemerkt. Ein seltsamer Triumph des modernen Gedankens, der sich mit einer grossen Naivetät hier mischt. Grimm geht von der ostpreussischen Dorfdichterin Johanna Ambrosius aus. Er lobt ihre Ursprünglichkeit und Kraft, vergleicht sie mit Ada Negri, jener andern Autodidaktin, und meint, sie seien beide das Produkt ihrer Zeit, die durch ihre zahlreichen Verkehrsmittel, vor allem durch die Zeitungen, den Widerhall aller Ereignisse bis in die weltentlegensten Fernen trage. Im Gegensatz zu anderen Schriftstellern von der alten Schule preist Grimm, der nun bald Siebzigjährige, die Gegenwart auf Kosten der Vergangenheit. Er sagt, die übertriebene Verehrung des Klassischen habe drückend auf den früheren Generationen gelastet, und man habe die beste Zeit dem Erforschen des Toten, Vergangenen geopfert; aber das sei nun anders geworden. Ein unbezwinglicher Drang, sich historisch bedingungslos frei zu fühlen, erfülle die heutige Menschheit; völlig veränderte Lebensbedingung zwängen zu völlig neuer Gedankenarbeit; was hinter dem Beginn dieses Jahrhunderts liege, fessle die Menschen von heute nicht mehr. Nur ganz wenige, etwa: Christus, Homer, Shakespeare und Goethe widerstünden, alles andere sei wie verblasst und versunken; es liege etwas Allbeherrschendes in der Gegenwart, und ihr Geist sei so mächtig auch über ihn, den Alternden, gekommen, dass er es völlig verlernt, sich wie einst ins Studium der Vergangenheit zu versenken, und seine ganze geistige Arbeit sich heute auf die Gegenwart konzentriere. So muss es kommen! Es hat aber lange bei Grimm gedauert.

* * *

Frankreich ist bekanntlich kein so sozial angeregtes Land, wie Deutschland und England. Es ist laxer gewesen in Bezug auf Arbeitergesetzgebung. In der „Zeit" bespricht Ludwig Fuld diese eigentümlichen Mängel des sonst so modernen Staates. Frankreich beginnt jetzt erst mit Verbesserungen des Hilfs- und Pensionskassenwesens und mit Altersversicherungsgesetzen, die freilich besser ausfielen, als die Deutschen. Der Verfasser sieht mit Recht in dieser sozialen Unthätigkeit die Gründe für die Blüte des französischen Anarchismus.

„Mit der konsequenten Verfolgung des Weges sozialpolitischer Reformen, sagt er, hat der französische Staat sich entschlossen, den Arbeitern zu beweisen,

Digitized by Google

dass ihm die Hebung ihrer Lage nicht minder wichtig ist, als die Interessen der übrigen Stände. Der Unthätigkeit der Gesetzgebung hatte der Sozialismus und Anarchismus nicht in letzter Linie die Erfolge zu verdanken, welche seine Propaganda in Frankreich begleiteten. Wiederholt hat man, insbesondere im Auslande, die Frage aufgeworfen, wie es zu erklären ist, dass in einem Lande, wie Frankreich, in welchem die Bevölkerung sich der weitestgehenden Rechte und Befugnisse erfreut, in welchem die Deputiertenkammer eine Macht besitzt, wie kein zweites Parlament, die Lehren des Anarchismus sich so sehr ausbreiten und befestigen konnten. Man hat insbesondere mit Verwunderung darauf hingewiesen, dass vor allem die literarische Jugend sich dieser Richtung zu einem guten Teile angeschlossen hat, welche doch niemals zu einem anderen Ziele führen kann, als zu der Vernichtung aller Kultur und Gesittung? Die Erklärung liegt nicht am wenigsten in der langjährigen Unthätigkeit der französischen Gesetzgebung gegenüber den Arbeiterfragen. Der Anarchismus wird am besten dadurch bekämpft, dass der Staat die Ursachen der Unzufriedenheit hinwegräumt und die berechtigten Forderungen des vierten Standes erfüllt. Die Richtigkeit dieses Satzes hat man jetzt auch in Frankreich seitens der Gesetzgebung eingesehen und man darf sich der Hoffnung hingeben, dass durch die zielbewusste Weiterentwicklung der erwähnten Gesetze der Anarchismus in Frankreich seiner Lebensbedingungen verlustig werden wird." Wird also bei uns ein bischen Anarchismus gern gesehen, zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, so soll drüben ein bischen Sozialismus die Anarchisten demütigen. Merkwürdiges Schauspiel für einen, der über der Politik steht.

* * *

George Sand spielt wieder einmal ihre grosse Rolle in der französischen Zeitschriftenliteratur. In der Schweizer Zeitschrift Bibliothèque Universelle finden wir einen lesenswerten Aufsatz von Marillier. George Sand hat, so resumiert der Verfasser, vom Beginn bis zum Ende ihres Lebens dieselbe praktische und richtige Anschauung der Natur gehabt, denselben starken und feinen Sinn für die zarten Erregungen, dieselbe Güte für alles, was liebt, leidet und arbeitet, denselben naiven Glauben in die innere Gerechtigkeit der Dinge. Während der vierzig Jahre, dass sie schrieb, ist sie sich selbst gleich geblieben. Wie hätte sich ihr Talent also regelmässig entwickeln können? Es war nur der Ausdruck einer schnellen und freien Einbildungskraft, die ihre Schmiegsamkeit und Beweglichkeit in tiefere und langsamere Formen brachten. Aber, wenn sie immer die Welt, wo die Bäume wachsen, das Licht der göttlichen Sonne strahlt, mit eigenen Augen gesehen hat, wenn sie mit eigenem Herzen gefühlt hat, so hat sie fast bis ans Ende ihrer langen Laufbahn mit dem Verstand Anderer gedacht. Daher kommen alle die Widersprüche, die Flüchtigkeiten, die zusammenhangslosen Ideen, von denen ihre Bücher voll sind.

Die Nouvelle Revue veröffentlicht einige Briefe der George Sand an den berühmten Kritiker Sainte-Beuve. Wir lassen ein wichtiges Stück im Original folgen:

Vous dites que vous, souffrez et que vous savez souffrir. Eh! je le sais aussi bien que vous! Je parie même que vos douleurs me sembleraient bien plus légères qu'à vous, si j'avais ce que vous avez pour vous en consoler, si je pouvais me recueillir une fois, un seul instant par jour et dire, en adorant quelque chose: „Voilà ce dont je ne peux pas douter." — Mon Dieu! vous me répondrez que vous avez mené, par l'esprit du moins, une meilleure vie que moi, que vous n'avez pas prodigué et dépensé votre cœur, que vous n'êtes pas descendu dans la fosse aux lions. Ceux qui en sont sortis à demi dévorés resteront-ils donc ainsi mutilés et rampants pour toute leur vie? — Mais tenez, il me vient souvent dans l'idée (et c'est une espèce de consolation que je me permets) que la cause pour laquelle les âmes passionnées subissent leur martyre est une noble et sainte cause. Aimer, c'est, de tout ce que nous connaissons, ce qu'il y a encore de plus large et de plus ennoblissant. C'est là qu'on trouve encore la volonté et le pouvoir de se sacrifier!

Adieu, mon cher directeur! Il court par le monde un bruit que vous allez vous faire prêtre. En vérité, je le voudrais bien; j'irais me confesser à vous, et j'aurais beau vous ennuyer, vous seriez forcé par votre ministère de m'entendre et de me consoler. Ma foi, votre exemple me donnerait envie de me faire religieuse. Mais j'aurais soin de me faire bien enfermer, car je ne répondrais guère de ne pas sauter quelquefois par les fenêtres en entendant sonner le cor et galoper les chevaux. Adieus, mon excellent ami; écrivez-moi.

Tout à vous de cœur.

GEORGE SAND.

Endlich bringt die Revue de Paris ein Stück eines unveröffentlichten Romans der George Sand, den sie in ihrer Selbstbiographie erwähnt: „als ich ihn gelesen,

Digitized by Google

überzeugte ich mich, dass er nichts taugte, aber dass ich bessere machen könnte und dass er im Ganzen nicht mehr war, als viele andere, welche ihre Autoren besser oder schlechter leben liessen." Dieser erste Roman, ca. 1828 geschrieben, heisst Marraine. Nicht auf der Stufe der Indiana oder Valentine, ist Marraine doch ein merkwürdiges Buch. Denn diese mysteriöse und romantische Marraine ist George Sand selbst, die vierundzwanzigjährige, verheiratet und unglücklich verheiratet seit 10 Jahren, angeödet und beleidigt von der Wirklichkeit, die sie umgiebt und Zuflucht suchend im inneren Leben. Der Roman ist reich an Abschweifungen nach dem Muster des Montaigne, wo die junge Frau mehr ihre Gefühle als ihre Gedanken entwickelt, und ihre Träume noch mehr als ihre Gefühle. Die Revue de Paris bringt vor Erscheinen des Buches das Capitel de l'Amour, in dem man die Gedanken und Wünsche kennen lernt, welche diese grosse Seele zur damaligen Zeit über die Liebe hegte — noch bevor sie ihre grossen Romane schrieb und ihre grossen Romane lebte.

* * *

„Die schönen Modelle von Paris" ist ein Aufsatz im „Cosmopolitan" benannt, der in zahlreichen Illustrationen die berühmtesten Künstlermodelle der Seinestadt vorführt. Viele darunter sind weit entfernt, den Typus aufzuweisen, den man sonst gemeiniglich als schön zu bezeichnen pflegte, und der Verfasser meint dabei, die Begriffe „schön" und „hässlich" hätten in den letzten Jahren eine wesentliche Veränderung erfahren. Man sei zur Erkenntnis gekommen, dass auch die Hässlichkeit, wenn sie nur ausdrucksvoll sei, ihre Reize habe und gerade in der Unregelmässigkeit oft sehr viel Anmut liege, dass weibliche Schönheit weit weniger auf der Regelmässigkeit der Züge und Plastik der Linien beruhe, als auf einer gewissen Beweglichkeit des Ausdruckes, einer freien natürlichen Anmut der Gesten, lebendigen Augen und zarten Umrissen des Profils. Dadurch konnte die Pariser Grisette in die Reihen der Modelle einrücken und sie entzückt trotz ihrer Unregelmässigkeit mehr, als die ihr nahe verwandte Italienerin mit den edlen Linien. Die Grisette mit dem capriciösen Gesicht ist denn auch gegenwärtig als Modell weit gesuchter in Paris, als das frühere typische Modell mit den klassischen Zügen.

Man wird hierin die germanische Strömung erkennen, unter der augenblicklich Pariser Kunst und Literatur stehen. Sie wendet sich von der edlen Linie des romanischen Typus ab und der charakteristischen Beweglichkeit nordischer Rassen zu. Das berühmte Modell der Academie Julienne unter Lefèvre, welches auch Skarbina im letzten Sommer benutzte, und manche andere in den Ateliers gesuchte Schönheit hat den mystischen Zug quattrocentistischer Schwermut, welcher sich durch die Physiognomien der neuesten Pariser Kunst zieht.

* * *

Über die soziale Lage Japans veröffentlicht Paul Ernst in der „Zeit" bemerkenswerte Daten. Die wirtschaftliche Entwicklung dieses Landes ist so riesig, wie sie weder Europa noch Amerika annähernd bietet. Man male sich folgende Statistik recht lebendig aus:

Es vermehrten sich die Postsendungen von 113 Millionen im Jahre 1884 auf 278 Millionen im Jahre 1893, von 2·97 per Einwohner auf 6·66; die Zahl der Etablissements für elektrisches Licht von 1887 auf 1892 von 1 auf 17, das darin angelegte Kapital von 122.000 Yen auf über 1½ Millionen, die Lampen von 1500 auf 36.000; die Zirkulation der Nationalbanken von 1880 auf 1892 von 34 auf 150, ihre Nettoprofite von 6·7 auf 11·5 Millionen Yen.

Die Bewegung der Actiengesellschaften war:

Jahr	Zahl	Kapital (Yen)
1884	1.318	34,326.955
1887	2.059	69,050.468
1889	4.085	184,720.077
1891	4.322	200,493.499

Der Handel entwickelte sich wie folgt:

Jahr	Export (Yen)	Import (Yen)
1881	33,003.624	35,807.685
1886	48,807.522	37,637.138
1892	91,178.553	75,952.344

Wie bei allen jungen Industrien, die sich auf den Weltmarkt wagen, sind bereits die ersten Zeichen jener gefährlichen Verbindung von Billigkeit, Unbrauchbarkeit und Schwindel zu bemerken, und schreitet die Proletarisirung und Verpauperung des Volkes rapide vorwärts.

Gemeinsam ist allen Anfängen des Kapitalismus die Tendenz auf Proletarisirung des Bauern: mag diese nach Aufhebung der Leibeigenschaft, Verschuldungsfreiheit, Usurpation des Gemeindelandes durch Andere oder sonstwie vor sich gehen. In Japan ist das Expropriationsmittel die Steuer. Diese ist so hoch, dass sie im Durchschnitt die gesamte Grundrente fortnimmt, so dass dem Bauern also nichts als der Arbeitslohn bleibt. Bei der Unsicherheit der Erträge der landwirtschaftlichen Arbeit — freilich sind gerade in Japan infolge klimatischer Besonderheiten die Schwankungen sehr gering — muss ein

Digitized by Google

solcher Zustand unbedingt zum schliesslichen Ruine der Bauern führen.

So stieg in den Jahren 1887—1892 der Prozentsatz des kultivirten Landes, das von Pächtern bebaut wird, von 39·31 auf 40·67, fiel aber der des von Bauern kultivirten Landes von 60·66 auf 59·33. Von 1886 auf 1881 fiel die Zahl der Bauernbetriebe von 3,121.075 auf 3,005.692 und stieg die der Pächterbetriebe von 2,396.965 auf 2,483.938. Eine noch erschreckendere Bewegung nehmen die Zahlen der Paupers. Es betrug:

Jahre	Zahl der Paupers	Die Summe der Unterstützung (Yen)
1884	6.913	34.526
1887	15.294	68.650
1892	18 282	116.188

Und wie die allgemeine Lebenshaltung des Volkes gesunken ist, zeigt die Zahl des geschlachteten Rindviehs an, die 1886 130.476, 1891 nur noch 89.306 betrug, während die Zahl der geschlachteten Pferde und Maulesel sich in derselben Zeit von 3062 auf 25.816 gehoben hat. Schon 1887 erklärte Kellner in einer Arbeit über die Ernährungsverhältnisse der japanischen Landbevölkerung, die in den Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Ostasien abgedruckt ist, dass „die Nahrung der Japaner völlig unzureichend für die Erhaltung eines leistungsfähigen Organismus" sei. Freilich hat die Landbevölkerung von dem geschlachteten Vieh wohl nie viel zu essen bekommen; aber wenn diese Zahl so heruntergegangen ist, so ist doch anzunehmen, dass auch die fast rein vegetarische Nahrung der Bauern mit der Zeit noch schlechter geworden ist.

Mit der in Japan üblichen Schnelligkeit hat sich bereits eine sozialdemokratische Bewegung unter den Industriearbeitern entwickelt. Dieselbe ist dadurch so ungemein aussichtsvoll, dass sie natürlich, wie das ja teilweise auch in Italien der Fall ist, die Landbevölkerung auf ihrer Seite hat. In den anderen europäischen Staaten, wo sich der Kapitalismus organisch entwickelt hat, ist die Feindseligkeit der Bauern gegen ihn stets ungefährlich geblieben; denn die industriellen Arbeiterheere sind erst dann geschaffen worden, als jene Periode längst vorüber war. In Japan, wo der Kapitalismus importirt ist, fällt die Bildung der Arbeiterbataillone in eine Zeit, wo ihr Massenschritt den lebhaftesten Wiederhall bei der Landbevölkerung erweckt. Als äusserst revolutionär gesinnte Klasse kommt noch der kleine Adel hinzu, der bei den früheren Feudalherrn bedienstet war und jetzt subsistenzlos ist.

Es ist also in Japan viel mehr sozialer Zündstoff vorhanden, als in irgend einem europäischen Staate; und wenn auch der glückliche Krieg mit der darauf folgenden nationalen Begeisterung eine zeitlang die revolutionären Stimmungen niederhalten mag: sicher ist, dass in absehbarer Zeit eine furchtbare politische und soziale Krise über das Land hereinbrechen wird.

* * *

Le Magazin International heisst das vierteljährliche Organ der Société Internationale Artistique, aus deren Ehrencomité wir die Namen M. G. Conrad (München), Karl Henckell (Zürich), Havelock Ellis (London), Jean Izoulet (Paris), Elie Ducommun (Bern, Friedensbureau), Baron v. Suttner, Paul Carus (Herausgeber des Monist, Chicago), Charles Lamoureux (der Dirigent, Paris), Felix Mottl (Karlsruhe) und Patrick Geddes (Edhinburg) nennen. Die Gesellschaft will die geistige Werkstatt der Völker centralisiren und einen gemeinsamen Ort für die internationalen literarischen Interessen bilden. Nachdem unsere Zeitschrift mit dem Mercure de France die grosse Aussprache der ersten deutschen und französischen Geister über die Annäherungsfrage ins Werk gesetzt hat, welche ein so weites Aufsehen erregte, weisen wir auf dieses Unternehmen mit besonderem Nachdruck hin, da es sich vielleicht geeignet erweisen wird, die Freunde internationaler Offenheit ein weiteres Stück zu nähern.

Als Mittel benutzt die Gesellschaft ausser den geplanten Aufführungen, Vorlesungen und Ausstellungen und grösseren Publikationen, wie einer Année internationale, vor Allem das Magazine. Hier wird es sich zeigen, ob nur eine buchhändlerische Spekulation (billige Übersetzungen ausländischer Werke) oder ein wirkliches aktives Journal vorliegt. Wir fürchten, dass, um ein annäherndes Bild der gesamten modernen geistigen Thätigkeit zu geben, dieser Raum unzureichend sein wird. Das Aprilheft, welches uns vorliegt, beginnt mit Excerpten aus Herrn Izoulet's soziologisch-metaphysischem Werk La cité moderne, dann folgen Übersetzungen von Emerson, Maurice von Stern, John Davidson, Bertha von Suttner, Nikitine, Jonas Lie, Nietzsche, Ada Negri, Gotthelf u. A. Revuen über die literarische Friedens- und Frauenbewegung schliessen sich an.

Über die associative Form und die Statuten des internationalen Vereins findet man Näheres in den Heften selbst.

* * *

W. T. Stead, der Herausgeber der Review of Reviews, ist nicht nur der praktische Mann, als welcher er in seiner Zeitschrift erscheint. Er ist ein Denker,

Digitized by Google

welcher sich für die sozialen und religiösen Fragen unserer Zeit von ganzem Herzen interessirt. Man weiss, in welchem Grade er seine Zeitschrift den Bestrebungen der Civic church gewidmet hat. Die englische Rasse ist eine besondere Mischung. Man sehe sich das Bild des Malers Millais an, welches Stead in seiner letzten Nummer mit einer ausführlichen illustrirten Würdigung des Künstlers veröffentlicht. Glaubt man in diesem Sportsgesicht den Millais zu erkennen?

Stead hat kürzlich ein Buch über den Krieg zwischen Kapital und Arbeit in den Vereinigten Staaten herausgegeben, welches hohes Interesse verdient. Der verstorbene Georg v. Gizycki widmete ihm in der „Ethischen Kultur" eine eingehende Besprechung. Stead hatte sich durch seinen Chicagoer Aufenthalt und die gefährlichen Folgen des bekannten Pullmanstrikes zu dieser umfassenden Studie angeregt gefühlt, Gizycki schreibt:

Vor wenigen Decennien noch galten die Vereinigten Staaten als ein Eldorado für die Arbeiter. Die Dinge haben sich sehr geändert: im vorletzten Winter hatte die amerikanische Republik drei bis vier Millionen unbeschäftigter Arbeiter, — ein Heer von Arbeitslosen, das an Zahl den vereinigten Armeen Europas nicht nachstand. Und aus der Schar dieser Millionen erscholl der Ruf: „Warum müssen die, welche Nahrungsmittel erzeugen, Hunger leiden? die, welche Kleider herstellen, in Lumpen einhergehen? Warum die, welche Paläste bauen, obdachlos einherirren? Warum haben die Arbeiter unter unseren Volksgenossen nur die Wahl zwischen Bettelei, Verbrechen oder Selbstmord, während wir doch so viel ergiebigen Boden im Lande haben, um Nahrungsmittel in Fülle zu gewinnen und die ganze Welt zu kleiden, so viel Baumaterial, um Alle in Palästen unterzubringen, und während wir doch durch arbeitsparende Maschinen über eine Arbeitskraft, welche der von 40000000000 Menschen entspricht, verfügen, aber nur für 65000000 Nahrung, Kleidung und Obdach brauchen? Wollen wir also dem Lose der früheren Civilisation entgehen, so muss etwas geschehen und zwar bald."

Die amerikanischen Arbeiter beginnen zu begreifen, dass der Welt ein anderer Grundsatz als der manchesterliche des laisser faire not thue: viele von ihnen verlangen, dass derselbe deus ex machina der ein ganzes Menschenalter hindurch Millionäre züchten musste, der Staat, nun auch einmal den Massen helfe und Arbeit für die Stellenlosen schaffe; ja die grosse Organisation der „Ritter der Arbeit", welche allen anderen ähnlichen Vereinigungen Amerikas darin voraus ist, dass bei ihnen Geschlecht, Rasse und Farbe keinen Unterschied macht, erklärt sogar, „sie strebe nach dem Umsturz des kapitalistischen Systems der Produktion und des Austausches, wolle aber, in dem Glauben, dass Reformen nur wohlthätig und dauernd sein können, wenn sie auf den Überzeugungen eines gebildeten und einsichtigen Volkes beruhen, ihre Ziele einzig und allein durch den Appell an Vernunft und Gewissen — niemals auf gewaltsame Weise — erreichen."

Den Kapitalisten Amerikas aber will die Rücksicht auf die Arbeit, die Fürsorge für die Arbeitslosen garnicht in den Sinn. Sie möchten bei dem Grundsatze bleiben: „Jeder für sich selbst, und mag der Teufel die Letzten holen," — soviel Verderben diese Maxime auch bereits über ihr Land gebracht hat. Dies zeigt der Verfasser in anschaulichster und eingehendster Weise in dem oben angeführten Werke. „Der Kapitalismus," sagt Mr. Stead, „steht in Amerika auf demselben Standpunkt, auf dem er in England stand, dass selbst so fortgeschrittene Männer wie Bright und Cobden die Fabrikgesetzgebung für einen ungeheuerlichen Eingriff in die Freiheit des Einzelnen erklärten." „Bei einem Besuche der Vereinigten Staaten glaubt man sich um ein halbes Jahrhundert zurückversetzt. Dieses Gefühl ergreift uns angesichts der dortigen sozialen Zustände, der industriellen Verhältnisse und noch in mancher anderen Beziehung. Man sieht dort noch mit demselben Argwohn, derselben Abneigung auf das Gewerkvereinswesen, wie es in England vor dem Widerruf der Verschwörungsgesetze geschah. Die Arbeiter ihrerseits verlassen sich mehr auf gewaltthätiges Vorgehen als auf Organisation, und kommt es zum Ausstand, so ist Blutvergiessen anscheinend ein ganz gewöhnliches und unvermeidliches Vorkommnis." „Die amerikanischen Arbeiter," sagt der Verfasser, „sind noch lange nicht zu ernsterem Kampfe gerüstet. In ihrem gegenwärtigen unorganisirten, undisziplinirten und religionslosen Zustande wird es noch eine zeitlang ihr Los sein, sich unter den ehernen Tritten des Kapitals zu winden. Sie mögen wohl hin und wieder in krankhaften Zuckungen dem Gegner mit der Brandfackel und Dynamit hässliche Wunden beibringen, aber mehr vermögen sie nicht. Noch fügt keine Religion, ausser der des gemeinsamen Hasses gegen das Kapital, die arbeitenden Klassen Amerikas als Glieder eines organisirten Körpers zusammen. Und bis sie nicht in irgend einer Weise die Religion durchdrungen hat — dieser viel missbrauchte Begriff bedeutet hier gegenseitiges kameradschaftliches Vertrauen, Zuversicht auf den schliess-

Digitized by Google

lichen Triumph ihrer Sache und demgemäss Opferwilligkeit, und Gefügigkeit gegen die Anordnungen der Führer, — so lange sie nicht von diesem Gefühl erfüllt sind, werden sie bleiben, was sie jetzt sind: eine hoffnungslose, hilflos sich windende Masse, die den organisirten Kräften der bestehenden Wirthschaftsordnung nur vereinzelte Wuthausbrüche eines aufrührerischen Pöbels entgegenzusetzen hat". Anstatt vertrauensvollen Zusammenwirkens trifft man nach dem Verfasser, in der amerikanischen Industrie allenthalben den rücksichtslosesten Wettbewerb einer halsabschneidenden Konkurrenz, die alles Vertrauen aus dem Menschenherzen treibt; und unter den Arbeitern mangelt meist alle brüderliche Gesinnung. Ihre Neigung zu gewaltthätiger Selbsthilfe findet eine gewisse Entschuldigung in der erschreckenden Korruption eines grossen Theiles der Richter und Gesetzgeber, die ihnen alles Vertrauen nimmt, Gerechtigkeit bei ihnen zu finden. Die Kirche endlich, „die das Gewissen des Volkes sein sollte, ist wie ein dürrer, unfruchtbarer Ast und zeigt die grösste Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten der Welt."

* * *

In Nr. 31 und ff. „der Nation" findet sich ein sehr lehrreicher Aufsatz F. v. Stauffenbergs über den neueren spanischen Roman. Der Verfasser giebt erst eine kurze Übersicht der Entwicklung des älteren spanischen Romans, wobei er auf die weltliterarische Bedeutung des altspanischen Schelmenromans hinweist. In unserer Zeit reisst eine Frau, die unter dem Namen Fernan Caballero schreibt, den Roman plötzlich von der Convention los und führt ihn ins moderne Fahrwasser. Die Betrachtung der modernen Dichter ist um so wertvoller, als ein anderes Material hier noch nicht vorliegt.

Eine zuverlässige Geschichte der neueren spanischen Literatur, sagt der Verfasser, gibt es nicht; die von Hubbard ist veraltet und nach der vernichtenden Kritik von Revilla auch nicht vertrauenswürdig, die Geschichte der Literatur des XIX. Jahrhunderts des Augustiners Blanco Garcia ist zwar einigermassen vollständig, aber die Urteile sind befangen, schief und geschmacklos. Ein kritisches Journal giebt es nicht, die grossen wenigen Revuen bringen nur dann und wann nicht sehr bedeutende Besprechungen, sonst ist die Kritik in den Feuilletons der Tageszeitungen zerstreut, die uns wenig zugänglich sind, und steht sehr stark unter der Herrschaft der Kameraderie. Spanien besitzt allerdings zwei sehr bedeutende Kritiker, Leopoldo Alas und D. M. Menendez de Pelayo. Alas ist scharf, aber immer treffend; aus seinen in verschiedenen Sammlungen vereinigten Schriften habe ich die reichste Belehrung geschöpft und ihn ausnahmslos höchst zuverlässig gefunden; Menendez ist der beste gelehrte Kenner der älteren Literatur und zugleich ein geschmackvoller Schriftsteller; Dona Emilia Pardo Bazan hat in ihrem, leider nicht mehr erscheinenden Nuevo Teatro critico auch viel gutes gebracht, man ist aber im Wesentlichen auf die eigenen Nachforschungen angewiesen, die es dann leider notwendig machen, auch recht viel Non Valeurs lesen zu müssen.

Dann geht der Verfasser die Einzelnen durch: den feinciselirenden, aber humorvollen Alarcón, welcher den Cervantes nicht nur nachahmte, sondern auch erreichte — den leicht plaudernden Valera, jetzigen Botschafter in Wien — den scharfen Jesuiten Coloma — die realistische Donna Emilia Pardo Bazan, die den Spaniern auch die Kenntnis Tolstois und Zolas vermittelte und die erwähnte Zeitschrift dieser Richtung herausgab, die sie selbst von der ersten bis zur letzten Zeile schrieb — den theoretisirenden Valdés — den Erzspanier Pereda, welche die Absichten der Caballero weiter durchführte — und alle die anderen, welche sich einer grösseren Beachtung Europas zu erfreuen hätten, nachdem sie voll in die moderne Literaturbewegung eingetreten sind.

MARIE VON BORCH †.

Frau Marie von Borch, eine treue Mitarbeiterin unserer Zeitschrift, ist plötzlich verschieden. In letzter Stunde erhalten wir die erschütternde Nachricht. Frau von Borch war als erste Übersetzerin nordischer Literatur ein wichtiges Vermittlungsglied in dieser für die deutsche Dichtung so fruchtbar gewordenen Bewegung. Sie war die Erste, welche Ibsen übersetzte, und hat seitdem durch Verdeutschung einer grossen Reihe dramatischer und erzählender Werke des Nordens sich einen weithin geachteten Namen erworben und den Vorzug besessen, ihren literarischen Ruf durch ein sympathisches persönliches Wesen zu unterstützen. Vielleicht ihre letzte Arbeit war die Übertragung des Artikels „Casimir Perier" in unserer vorigen Nummer von Börnstjerne Björnson, welcher grosse Stücke von ihrem Übersetzertalent hielt. Denn sie hat niemals Worte in Worte übersetzt, sie hat den Rhythmus und den Gefühlswert einer Sprache nachempfunden und hat ihre Arbeit mit demjenigen feinen sachlichen Verständnis erfüllt, welches ihr in der lite-

Digitized by Google

rarischen Bewegung unserer Tage eine besonders ehrenvolle Stellung erwarb.

VERSCHIEDENES.

ERNST ROSMER: KÖNIGSKINDER. EIN DEUTCHES MÄRCHEN IN DREI AKTEN.

Berlin. S. Fischer's Verlag. 1895.

Ernst Rosmer hat sich mit ihren beiden Dramen „Wir Drei“ und „Dämmerung“ einen wohlverdienten Namen erworben. Ihr neues Märchenspiel thut ihm keinen Abbruch. Es ist keine romantisirende Läpperei, sondern der Vollgehalt des altdeutschen Volksmärchens kommt zu seiner guten Wirkung. Nicht so herzpackend schlicht, ist die Weise dieses Märchendramas mit dem kunstvollen Wechsel seiner freien gereimten Verse: moderner, pointirter, archaisirend in der Sprache. Hier und da will es einen anwehen in Sprache und Stimmung wie aus einem Wagner'schen Musikdrama. Aber in prächtiger dramatischer Steigerung kommt das Schicksal der beiden Königskinder des Märchens und Volksliedes, die in der Fremde „verderben und sterben“, zu neuer und eigenartiger Wirkung. Das aus den Hausmärchen der Gebrüder Grimm bekannte herrliche Märchen von der „Gänsehirtin“ scheint der Verfasserin vornehmlich Anregung gegeben zu haben.

Der sommerliche und winterliche „Hellawald“, wo die Hexe ihr Häuschen hat, „Hellabrunn“, die mittelalterliche Stadt mit dem Leben und Treiben ihrer Bürger: alle guten, alten Märchenrequisiten, die ganze, gute, alte Romantik übt ihren unverwüstlichen Zauber. In diesem Stimmungsmilieu aber die Not der Adelsgeister, zu deren Psychologie dieses Drama einen gutwertigen Beitrag liefert; die Verlegenheit der gehaltlosen Heerdenmenge, deren fette Freiheit sich nachgrade nach einem Halt und einem Führer sehnt, und die ihn, weil sie ihn im Kleide des Landfahrers trotz aller Orakelweisungen und Anzeichen nicht zu erkennen vermag, mit Schimpf und Schande ins Elend stösst; die verspätete Reue: es sind die alten Themen mit ihrer guten alterprobten Wirkung. —

JOHANNES SCHLAF.

LITTERARISCHE MODELLE FÜR DICHTER?

In „Mc. Clure's Magazine“ erzählt Edith M. Thomas ein Gespräch, das sie mit dem Novellisten F. R. Stockton geführt. Stockton äusserte darin einen originellen Einfall. Er sagte:

„Ich habe darüber nachgedacht, woher es kommt, dass sehr häufig das Werk eines dichtenden Künstlers nicht so wahr ist, wie das eines bildenden, und bin zu dem Schluss gekommen, dass der Letztere einen grossen Vorteil vor dem Schriftsteller, selbst vor dem Dichter voraus hat. Der bildende Künstler hat Modelle für seine Charaktere — Modelle, welche er so auswählt, dass sie seinen beabsichtigten Schöpfungen so nahe wie möglich kommen. Der unglückliche Autor hat nichts dergleichen. Er muss sich auf die Charaktere stützen, welche ihm gelegentlich begegnen; er stützt sich ferner auf Lektüre, auf seine Phantasie . . .

Ich denke mir, die schöne junge Romanheldin macht dem Verfasser von Liebesgeschichten sehr viel zu schaffen. Es giebt solche Damen, und ihre Erscheinung kann beschrieben werden; aber es ist schwer zu ergründen, wie sie sich unter gewissen zur Erzählung gehörenden Bedingungen darstellen wird.

Mir ist zuweilen der Gedanke gekommen, es könne ein neuer Beruf geschaffen werden — der des litterarischen Modells. Natürlich möchten wir dazu nur dramatische Künstler ersten Ranges haben, aber die Hülfe, welche sie leisten könnten, wäre unschätzbar. Nehmen wir an, der Autor wolle das Benehmen einer Frau wiedergeben, welche soeben die Kunde von dem plötzlichen Tod ihres zurückgewiesenen Liebhabers erhalten hat. Wie soll der Schriftsteller, der nie eine derartige Mitteilung erlebte, wissen, welchen Gesichtsausdruck, oder welche Geberden er seiner Heldin in dieser Lage zu geben hat? — Das berufsmässige Modell könnte dem Autor ausserordentlich nützlich sein, um die verschiedenen Phasen zu zeichnen, welche sein Held oder seine Heldin durchzumachen hat.

Es wäre ein guter Gedanke für einen Novellisten, ein litterarisches Atelier neben dem Schauspielerzimmer eines Theaters zu haben, und in den Zwischenakten den einen oder andern Darsteller zu sich einzuladen, damit er ihm ein lebendes Bild eines gewissen Charakters in einer gewissen Situation gebe. Es würde noch nicht eine Minute erfordern.“

Wir setzen ein dickes Fragezeichen dahinter.

EINE BROSCHÜRE ÜBER DAS SWEATING-SYSTEM.*)

Von Adele Gerhard.

Im Verlag von Fr. Holzhäusser (Flensburg 1895) ist soeben eine kleine Broschüre erschienen „Das Sweating-System in der Deutschen Konfektions-Industrie“

*) Sweating ist der englische technische Ausdruck für den Schneider, welcher seine Gesellen in widerrechtlicher Haft hält und bis aufs Äusserste zur Arbeit zwingt.

Digitized by Google

von Johannes Timm. Der Verfasser ist in Fachkreisen durch seine vor Kurzem im sozialpolitischen Centralblatt veröffentlichten Artikel „Bilder aus der Berliner Konfektionsindustrie" bekannt geworden. Die jetzige knappe Arbeit ist im Auftrag des Vorstandes des Verbandes deutscher Schneider und Schneiderinnen und verwandter Berufsgenossen verfasst. In ihrer ganzen Haltung wendet sie sich zunächst und vor Allem an die Arbeiter und Arbeiterinnen der Konfektionsbranche und will unter diesen Propaganda machen. Trotzdem ist die Broschüre mit ihrem gedrängten, thatsächlichen Material von Wert und Bedeutung für weiteste Kreise, deren persönliches Interesse anscheinend nicht durch die dort behandelten Fragen berührt wird. Anscheinend nur! In England hat schon im Jahre 1850 Charles Kingsley in einer Broschüre, wie auch in seinem Roman „Alton Locke, Schneider und Dichter," die Aufmerksamkeit auf das Schweisstreibersystem gelenkt und Fälle angeführt, in denen die Kunden mit ihren billigen Kleidern ansteckende Krankheiten bezogen, die in den Räumen geherrscht hatten, wo jene hergestellt wurden. Im Jahre 1888 ward von dem Haus der Lords ein Ausschuss beauftragt, genaueste Untersuchungen über Umfang, Organisation und Zustände des Schweisstreibersystems ausführen zu lassen. Diese Untersuchungen zeigten u. A. Fälle, wo unter den traurigsten Bedingungen arbeitende Personen sich und die Ihren Nachts mit den Kleidern zudeckten, an denen sie am Tage arbeiteten. Vor diesem Ausschuss erfolgten auch die weltbekannt gewordenen Aussagen v. Beatrix Potter, die zum grössten Teil wohl eine erweiterte Fassung des bisher üblichen Begriffs des Schweisstreibersystems bewirkten, unter welchem man bis dahin lediglich die unter Mitwirkung von Zwischenmeistern, („Schweissmeistern") geschaffene Arbeit begriff. Erinnert man sich daran, wie Krankheitsübertragung durch die Kleidungsstücke bis in die höchsten Kreise sich erstreckt, wie z. B. der Tod des Herzogs von Clarence einer solchen zugeschrieben ward — Ansteckung der Influenza durch eine Weste, die in Influenza durchseuchten Räumen angefertigt worden war — so wird man in der That zugeben müssen, dass die Frage der Beseitigung des Sweating-Systems für alle Schichten der Bevölkerung von Bedeutung ist, nicht nur für die in der Konfektionsbranche beschäftigten Personen. Das energische Vorgehen der Gewerkschaft, welches in der Timmschen Broschüre, in dem Abschnitt „Bekämpfung des Sweating-Systems" ausführlich dargelegt wird, verdient daher besonderer Beachtung. Der Verein der Schneider und Schneiderinnen will laut seiner Kongressbeschlüsse als gesetzliche Massregeln verlangen: „Ausdehnung der Fabrikinspektion auf die Hausindustrie. Beseitigung der Ausnahmestellung der Hausindustriellen beim Erlass von Arbeiterschutzgesetzen. Ein streng durchgeführtes Verbot des Schwitzsystems." Die Broschüre sagt weiter: „Die am 13. Januar d. J. stattgehabte Konferenz der Konfektionsarbeiter Deutschlands hat folgende, nächstliegende Forderungen formulirt:

1. Anerkennung von definitiv fortzusetzenden Lohntarifen. Als Normtarife gelten:
   a) Tarife für Herrenkonfektion, die enthalten: einen Tarif für bessere und einen Tarif für Exportkonfektion u. s. w.
   b) Tarife für Damenkonfektion.
   Die Lohntarife werden im Geschäfte ausgehangen.
   Jedes Geschäft bekommt nur einen, seiner Produktion entsprechenden Tarif.
2. Errichtung von Betriebswerkstätten. Der Endtermtin wird auf den 1. Februar 1896 festgesetzt.
3. Einsetzung einer Kommission zur Austragung etwaiger Streitigkeiten, welche zu gleichen Teilen aus Geschäftsinhabern oder deren Vertretern und anderntcils aus Schneidern bestehen soll.
4. Eine anständige, eines Menschen würdige Behandlung. Rohe Redensarten oder gar Handgreiflichkeiten (wie sie vorgekommen sind) müssen unterbleiben.
5. Schnelle Abfertigung bei Empfangnahme und Ablieferung von Arbeiten. Bei länger als einstündigem Warten wird pro Stunde 40 Pfg. vergütet.
6. Mindestens wöchentliche Lohnzahlung am Schluss jeder Woche.
7. Anerkennung von Arbeitsnachweisen in Händen der Arbeiter.

Über die trostlosen Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Hausindustrie im Schneidergewerbe, denen gegenüber die Gewerbeinspektion bisher noch ziemlich machtlos ist, liefert die besprochene Broschüre die genauesten Angaben. Einige besondere Härten sind ja schon aus den oben angeführten Forderungen ersichtlich. Mir war es an dieser Stelle vor Allem darum zu thun, die weitgreifende Bedeutung der in der kleinen Arbeit erörterten Frage zu betonen und schon von diesem Standpunkte aus ihre Lektüre zu empfehlen.

Der Verfasser erwähnt, dass als nächste Aufgabe die Errichtung von Betriebswerkstätten ins Auge gefasst ist, und berichtet von dem Vorgehen der Gewerkschaft. Ich möchte im Anschluss hieran darauf hinweisen, dass bereits eine Berliner Firma mit der Einsetzung einer solchen Werkstätte vorangegangen ist. Dies Etablissement, „Solidarität" genannt, dürfte besondere Be-

Digitized by Google

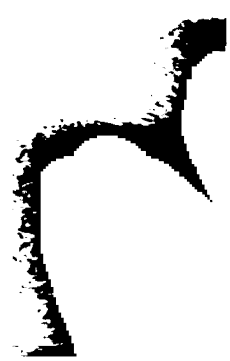
achtung verdienen; es befindet sich im Südosten Berlins (Oranienstr. 173) und zeichnet sich durch die an das Verkaufslokal anschliessenden hohen, luftigen und hellen Arbeitsräume (Werkstätten) aus. Selbst der tiefer gelegene Plättraum zeigt nichts von jener gesundheitsmörderischen Atmosphäre, wie sie den unter dem Sweating-System Arbeitenden nur zu bekannt ist. Die in der „Solidarität" verfertigten Kleidungsstücke sind mit der Controlmarke versehen, die die Controlkommission, welche dem Geschäftsinhaber die Wünsche der Arbeiter vermittelt, jeder Firma gewährt, die den von ihr aufgestellten Satzungen über Lohntarif, Arbeitszeit, gesundheitliche Bedingungen nachkommt.

Dass in grösserm und weiterm Umfang Errichtungen wie die „Solidarität" entstehen, muss auf das Lebhafteste gewünscht werden — selbst, von denen, die der grossen Zahl von Arbeiterinnen gedenken, welche in ihrer traurigen, abhängigen Lage zugleich dem Haushalt und der Aufsicht der Kinder sich widmen müssen und daher nur schwer für die Förderung der Werkstätten zu gewinnen sein werden. Brentano bezeichnet einmal den Vorschlag von Beatrix Potter, den Verleger sowohl wie den Hauseigentümer für das Vorkommen des Sweating-Systemes verantwortlich zu machen als den einzigen, dessen Ausführung das Übel wirklich beseitigen könne. In jedem Falle kann — wie die Dinge bei uns liegen — die Gesammtheit dem Vorgehen der gewerkschaftlich organisirten Arbeiter nur dankbar sein, denn die Werkstätten sind unzweifelhaft ein erster Schritt auf dem rechten Wege und die Controlmarke giebt der Kundschaft Sicherheit, dass die unter diesem Zeichen zum Verkauf stehenden Kleidungsstücke unter keinem der Gesundheit schädlichen Umständen hergestellt wurden.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novelle verboten.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Oskar Bie, Berlin W. 35. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler in Berlin. — Buchdruckerei Reitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google